Digitized by Google

1585
121
v.3-4

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußiſche
Provinzial - Blätter.

Mit Beiträgen

von

E. Förſtemann, E. Gebauer, F. A. Gotthold, A. Hagen, E. Heinel, Th. Hirſch, Jacobſon, J. A. Lilienthal, A. Meckelburg, G. Mühling, A. v. Mülverſtedt, A. Ohlenſchläger, R. Philippi, G. C. Piſanski, F. W. Schubert, F. W. F. Smitt, J. Strunge, A. Wittich u. A.

Herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Jahrgang 1853.
Januar — Juni.

Mit einer genealogiſchen Beilage zu S. 44. und einem Notenblatt zu S. 152.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Digitized by Google

Der neuen Preußiſchen

Provinzial-Blätter

andere Folge.

Herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band III.

Mit Beiträgen

von

E. Förſtemann, E. Gebauer, F. A. Gotthold, A. Hagen, E. Heinel,
Th. Hirſch, Jacobſon. J. A. Lilienthal, A. Meckelburg, G. Mühling,
A. v. Mülverſtedt, A. Ohlenſchläger, R. Philippi, G. E. Piſanski,
F. W. Schubert, F. W. F. Smitt, J. Strunge,
A. Wittich u. A.

Mit einer genealogiſchen Beilage zu S. 44. und einem Notenblatt zu S. 152.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski in Königsberg.

Digitized by Google

Inhalt.

Geſchichte. Seite

Pommerelliſche Studien. Das Kloſter Zuckau im 13. und 14. Jahrhundert. Dazu eine genealogiſche Beilage. Vom Prof. Dr. Th. Hirſch 1

Hexerei in Pommerellen nach Akten von 1705 und einer Druckſchrift von 1793. Von J. W. F. Smitt 163

Ausführliche Beſchreibung des prächtigen Einzuges, welchen S. Ch. Dchl. in Königsberg den 22. März 1690 gehalten 344

Preußiſche Anekdoten. Vgl. Anecdota Prussica. N. P. P. B. VIII. 42. 106. Vom weiland Conſiſtorialrath Piſanski . . 361. 457

Ueber die neueſten Erweiterungen des preußiſchen Staatsgebietes ſeit 1816, namentlich durch die Einverleibung der Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Siegmaringen. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert 414

Woher ſtammte die Familie von Bayſen. Vom Referendarius v. Mülverſtedt 97

Beitrag zur Beantwortung der Frage über das Vaterland der Familie des Gr. Feldmarſchalls Gr. York v. Wartenburg. Von demſelben 211

Andenken an Johann Cunde, einem Freund Kants und Ruhnken's, Rektor in Raſtenburg. Vom Director Dr. Gotthold 241

Aug. Wilh. Wachhauſen, Pfarrer in Germau. Nekrolog vom Pfarrer Dr. Gebauer 288

Carl Bieſter, Profeſſor in Braunsberg. Nekrolog vom Dr. Jacobſon . 453

Aug. Ferd. Sommer, Director des K. Schullehrer-Seminars in Marienburg. Vom Prediger Dr. Heinel 72

Joh. Friedr. Dorn, Kaufmann und Muſiker 330

Aus der Chronik für das Jahr 1852. V. Vom 21. Nov. bis 31. Dez 235

1853. I. — 1. Jan. — 20. Febr. 237

1853. II. — 21. Febr. — 20. März 466

1585
.121
2.Fg, Bd.3-4
491367

Literatur. Bücher-Anzeigen. Sprache.

Seite

Von den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in Preußen im 17. Jahrhundert. (In P. B. a. F. Bd. II. S. 152. der Anfang.) Vom weiland Conſiſtorialrath Piſanski 106

— — mathematiſchen Wiſſenſchaften und Werken der Kunſt in Preußen im 17. Jahrhundert. Von demſelben 113

— — Preußen, die durch Gelehrſamkeit ſich außerhalb des Vaterlandes ausgezeichnet und von auswärtigen Preußen, die in Preußen ſtudirt haben. Von demſelben 137

Beſchluß der Litterärgeſchichte. Von demſelben 147

Anzeige von R. Ph. der Werke:
Schultz, Danzig und ſeine Bauwerke. Vgl. N P P B. Bd. VII. S. 254. Lieferung III. Danzig 1852 und v. Quaſt, Denkmale der Baukunſt in Preußen. Schloß Heilsberg. Berlin 1852 230

Notiz, neue hiſtoriſche Arbeiten von J. Voigt und M. Töppen betreffend 465

Die Bedeutungslehre der Danziger Mundarten. Von Dr. Förſtemann . 294

Sprüchwörtliche Phraſen aus der muſikaliſchen Terminologie. Von R. Ph. 270

Staatswirthſchaft. Statiſtik. Rechtskunde.

Die ſtädtiſche Verwaltung in der Altſtadt Braunsberg. Vom Director Dr. Lilienthal 271. 307

Geſchichte des Magiſtrats der Neuſtadt Braunsberg bis 1772. Von demſelben 434

Die Fortſchritte der techniſchen Cultur (Dampfſchiffahrt, Eiſenbahnbauten, Runkelrüben-Zuckerfabrikation, Chauſſeeverbindung) in dem gegenwärtigen Zeitalter. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert 177

Statiſtiſche und andere Notizen aus einer alten Amtsrechnung aus Schippen. Vom Rektor Mühling . . . . 220. 259.

Beiträge zur Geſchichte des Wergeldes in Preußen. Vom Referendarius v. Mülverſtedt 373. 390

Poeſie. Muſik. Volksfeſte. Aberglauben.

Aus dem Volke aus alter Zeit. Plattdeutſches Volkslied. Mitgetheilt von A. Wittich 94

Preußiſche Volkslieder nebſt Nachträgen zu den bereits mitgetheilten. Mit einer Notenbeilage. Von P. 150

Gelegenheitsgedichte der Aufhebung werth von Hufeland, John(?), Herklots 338

Seite

Eine Geſchichte der Muſik in Preußen mit der Anzeige von G. Döring's „Zur Geſchichte der Muſik in Preußen." Von R. Philipp. . 167

Nachtrag zum Volkskalender. Volksfeſte und Aberglauben. Von A. Oehlenſchläger 201

Alterthum und Kunſt.

Nachricht über ein vor vierzig Jahren aufgefundenes gemauertes altes Begräbniß in Grunau Vgl. N P P B. VI. 470. Mitgetheilt von Dr. Meckelburg 383

Ein Grabſtein von 1575, unter dem einſt Johann Luther ruhte . 175

Alte Nachricht von dem geheimen Ordensſchatze zu Marienburg. Urkunde vom Ende des 15. Jahrhunderts im geh. Archiv in Königsberg. Mitgetheilt von Dr. Meckelburg 276

Ausbau des Schloſſes Marienburg. Ein zu errichtender achteckiger Thurm 293

Meiſter Jacob, Architekt, kam von Xanten nach Preußen 1360. Vgl. P. B. a. F. II. 71. 343

Die Kirche in Rudau. Vom Pfarrer Dr. Gebauer 305

Ausſteuer und Hochzeitsgeſchenke der zweiten Gemahlin des Herzogs Albrecht. Mitgetheilt von Dr. Meckelburg 351

Notiz über ein Kunſtwerk, einen Tiſch, den Wilh. Mellin um 1618, um die Bibel darauf zu legen, gearbeitet 384

Elbinger Dukaten von 1671 kam von Elbing nach Danzig . . . 304

Zur Geſchichte der verlöſchenden Charakteriſtik Königsbergs. Inſchriften, lateiniſch und deutſch, in Verſen und Proſa, an Privatgebäuden . 336

Zur Geſchichte der Kunſt in Preußen Die Maler und Bildhauer Ermlands. Vgl. N. P. P B. VII, 388. 410. XI. 394. Von J. Strunge 279

Der Maler und Kupferſtecher Lowe. Von A. Hagen 317

Die Miniaturmalerin Profeſſorin Knorre in Königsberg. Von A. Hagen 385

Herder-Denkmal, Büſte von W. Wolff. Vgl. P. B. a. F. Bd. II. S. 181. 220

Das neue Sackheimer Thor in Königsberg in Betreff der anzubringenden Bildwerke. Briefliche Mittheilung von W Stürmer . . . 96

Verbeſſerungen.

Im zweiten Bande:

Seite 308	Zeile 13	von oben	ſtatt	übertrieben	lies: übertreiben
„ 309	„ 7	„ unten	„	gelten	lies: galten
„ 310	„ 18	„ oben	„	verbürgt	lies: verbirgt
„ 313	„ 6	„ unten	„	Ausdrucksweiſe des Proſaiſchen nicht	lies: Ausdrucksweiſe nicht
„ 327	„ 3	„ oben	„	Ereigniſſe bewirkt	lies: Ereigniſſe mit bewirkt
„ 364	„ 10	„ oben	„	Birch-Pfeifer	lies: Birch-Pfeiffer
„ 366 (367)	„ 10	„ „	„	Heyne	lies: Heine.
„ 377	„ 4	von unten	ſtatt	Das königsberger	lies: die königsberger
„ 379	„ 12	„ „	„	Beaumarchais'	lies: Beaumarchais
„ 393	„ 7	„ „	„	den	lies: der
„ 403	„ 2	„ oben	ist Dörne's zu ſtreichen		
„ 410	„ 15	„ „	ſtatt	landholismus	lies: landholicus
„ 451	„ 18	„ „	„	Aſtanaſia	lies: Afanaſia
„ 454	„ 8	„ unten	„	Copo-	lies: Copu-

Der neuen Preußiſchen

Provinzial-Blätter

andere Folge.

Zum Beſten

der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,

Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 1.

Mit einer genealogiſchen Beilage.

Königsberg, 1853.

In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Digitized by Google

Pommerelliſche Studien.

I. Das Kloſter Zuckau im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Theodor Hirſch.

Die am linken Weichſelufer gelegenen Landſtriche der jetzigen Provinz Weſtpreußen, welche in alter Zeit mit dem Geſammtnamen Pommerellen bezeichnet wurden, bilden weder in der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens, noch in der geſchichtlichen Entwickelung ihrer Bewohner ein ſelbſtändiges und abgeſchloſſenes Ganzes; vielmehr, ſowie ihrer Natur im Weſentlichen der Typus des großen nordeuropäiſchen Höhenzuges aufgeprägt iſt, welcher ſich vom Uralgebirge bis zur Nordſpitze von Jütland hinzieht, ſo haben auch ihre Bewohner, ein Gemiſch von Pommern, Preußen und Polen, bis 1773 abwechſelnd die Schickſale dieſer drei Nationen, deren Herrſchaft ſie nacheinander unterworfen waren, getheilt. Dieſe Unſelbſtändigkeit des Landes hat auch auf die wiſſenſchaftliche Erforſchung ſeiner Geſchichte einen beſondern Einfluß ausgeübt. Die Geſchichte deſſelben iſt nämlich bis jetzt nicht ſowohl von einheimiſchen als hauptſächlich von den Geſchichtsſchreibern der drei Nachbarländer, welche ſie als einen Theil ihrer Landeshiſtorie betrachteten, erforſcht und dargeſtellt worden. Da nun die einheimiſchen Schriftſteller faſt ausſchließlich das Intereſſe der Städte, die Nachbarn aber nur diejenigen Intereſſen im Auge hatten, welche mit ihrer Landesgeſchichte in Verbindung ſtanden, ſo iſt es gekommen, daß gewiſſe innere Landestheile, welche von den großen Städten, der Oſtſee und der Weichſel abgelegen, von den allgemeinen Zeitverhältniſſen weniger auffallend berührt wurden, niemals Gegenſtand gründlicher Forſchung geworden ſind.

Und doch entbehren gerade dieſe innern Landestheile, „das blaue Ländchen", wie es der Spott der Umwohner bezeichnet, eines gewiſſen allgemeinen Intereſſes nicht. Schon die Natur des Bodens iſt hier eine nicht ganz gewöhnliche. Nicht nur haben die naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen der letzten zwanzig Jahre feſtgeſtellt, daß jener nordeuropäiſche Höhenzug, der Pommerellen durchzieht, gerade hier, in dem Schöneberger Thurmberge und deſſen Umgebungen, zu den höchſten Erhebungen und in den großartigſten Formen emporſteigt, ſondern auch das einfache, für landſchaftliche Schönheit empfängliche Auge findet in den auf die mannichfaltigſte Weiſe wiederkehrenden Syſtemen großer mit Landſeen und fadenartigen Flußrinnen ausgefüllter Thalſpaltungen und in dem Kontraſte, den die Abwechſelung öder Flächen und Moore mit dem herrlichen Laube der Waldungen hervorbringt, eigenthümliche Reize und eine beſondere Befriedigung. Wenn nun gegenwärtig das Leben der Bewohner mit dieſen ſchönen Naturformen in auffälligem Kontraſte ſteht, wenn im großen Ganzen verfallene Hütten, öde Landſtraßen, häufige Mißerndten, mannichfaltiges körperliches und geiſtiges Elend von ihrem gegen die Bewohner der Nachbarlandſchaften weit zurückgebliebenen Kulturzuſtande ein trauriges Zeugniß geben, ſo dürfte es ſchon von praktiſchem Intereſſe ſein, in einer gründlichen Unterſuchung der geſchichtlichen Denkmäler die Urſachen dieſer Erſcheinung aufzuſuchen und nachzuweiſen, ob und inwiefern örtliche Bedingungen oder hiſtoriſche Ereigniſſe dieſe Zuſtände herbeigeführt haben. Mit dieſer Frage ſteht in nahem Zuſammenhange eine andere, die in neuerer Zeit ebenſo unzeitig aufgeworfen als vorſchnell beantwortet iſt, die nämlich, ob hier eine urſprünglich deutſche Bevölkerung poloniſirt oder eine urſprünglich polniſche Bevölkerung germaniſirt ſei, eine Frage, für deren Beantwortung bis jetzt nur wenige ſichere Grundlagen gefunden ſind.

Neben dieſen innern Beziehungen ſind auch die Beziehungen jener abgelegenen Landestheile zur Außenwelt nicht ſo ganz der Beachtung unwerth. Auch nach den Zeiten des alten Stammhelden Swantopolk haben die Thaten Pommerelliſcher Krieger außerhalb des Vaterlandes Anerkennung gefunden; unter den Begleitern König Johann Sobieski's auf dem Befreiungszuge für die Chriſtenheit hat die von dem Woiwoden Vladislaf v. Dänhof geführte

Ritterſchaar aus dem Pommerelliſchen Hinterlande an den ruhmwürdigſten Thaten jener Unternehmung einen nicht genug anerkannten Antheil genommen. Selbſt auf den Gebieten der Staatskunſt und der Wiſſenſchaft ſind die Bewohner dieſes Hinterlandes nicht unbemerkt geblieben. Ich erinnere nur an ihre drei bedeutendſten Vertreter, an Johann Georg v. Prebentow, den Miniſter und Günſtling König Auguſt II., der in ſeinem Schloſſe zu Leſen ein großartiges Denkmal ſeiner Thaten und ſeines Kunſtgeſchmackes hinterlaſſen hat, an Reinhold Heidenſtein, Herrn auf Sulenczin, den Staatsſecretair und Hiſtoriographen der Könige Stephan Bathori und Sigismunds III. und den Karthäuſer-Prior zu Marien-Paradies, Georg Schwengel, deſſen namhafte Verdienſte um die vaterländiſche Wiſſenſchaft Weſtpreußen hoffentlich künftig mehr zu würdigen wiſſen wird, als es bis jetzt geſchehen iſt.

Zu einer genügenden Einſicht in dieſe und ähnliche Beziehungen fehlt es bis jetzt faſt gänzlich an Vorarbeiten. Was am meiſten Noth thäte, das wären geordnete Sammlungen oder Monographien, welche das Leben aller derjenigen einzelnen Communen, geiſtlichen Stiftungen und Familien, welche in dieſem abgelegenen Lande auf das Geſchick der übrigen Bewohner einen leitenden Einfluß ausübten, zur Anſchauung brächten. Nach den Erfahrungen, die ich darüber gewonnen habe, iſt bei uns an handſchriftlichen Quellen für ſolche Arbeiten kein Mangel; es iſt aber dringende Noth, dieſelben ſobald als möglich zu benutzen, da gerade in der neuern Zeit Nachläßigkeit und Unwiſſenheit auf ihre Zerſtörung bedacht ſind.

Günſtige Verhältniſſe haben mir während der letzten fünf Jahre eine große Zahl ſolcher bisher unbekannten Materialien zugeführt, und ich habe mit Hülfe derſelben über die äußern Schickſale und die innern Kulturverhältniſſe einiger Pommerelliſcher Gebiete Aufſchlüſſe gewonnen, die, wie ich hoffe, auch eine allgemeine Anſchauung von dem Entwickelungsgange des Pommerelliſchen Lebens zu gewähren im Stande ſind. Obgleich nun dieſe Reſultate im Einzelnen noch viele Lücken und andere Unvollkommenheiten enthalten, ſo ſchien es mir doch im Intereſſe der Sache gerathen, ſie ſchon jetzt in dieſen Blättern zu veröffentlichen. Ich darf nämlich hoffen, daß an den Kern von ſichern Thatſachen, den meine Mittheilungen darbieten, durch Betheiligung aller derjenigen,

Digitized by Google

welche dieſen Verhältniſſen ihre Aufmerkſamkeit zugewandt haben, bald Berichtigungen, Ergänzungen und Erweiterungen ſich anſchließen und dadurch dem Ganzen einen dauernden Werth ſichern werden.

Die nachfolgenden drei Monographien ſtehen in einem gewiſſen Zuſammenhange mit einander; ſie beziehen ſich alle drei auf daſſelbe Local, nämlich vorherrſchend auf das Gebiet der obern Radaune und ihrer Quellſeen und ſchließen ſich in chronologiſcher Ordnung an einander an. Die erſte ſoll die dürftigen Spuren der älteſten Kulturperiode dieſer Gegend während des 13ten und bis zur Mitte des 14. Jahrhundertes ſammeln, inſoweit ſie ſich an die Geſchichte des **Kloſters Zuckau** knüpfen; die zweite den Zuſtand dieſer Landſchaft und einiger benachbarten Gebiete unter der **Verwaltung der Ordenskomthure von Danzig** ſchildern, die dritte endlich in den Schickſalen des **Karthäuſerkloſters von Marien-Paradies** ein Bild der Leiden und Freuden dieſes Hochlandes im 16. 17. und 18. Jahrhunderte entwerfen.

Das Kloſter Zuckau

und ſeine Umgebungen während des 13. und 14. Jahrhundertes.

Die Stiftung des Nonnenkloſters Zuckau an der obern Radaune iſt der erſte Lichtpunkt, der aus dem Dunkel, in welches das Leben und Treiben des innern Pommerelliſchen Hochlandes bis zum 13. Jahrhunderte gehüllt iſt, hervorbricht und ſelbſt von dieſem Lichtpunkte ſind nur ſchwache Strahlen durch die Nebel des Irrthums hindurchgedrungen. Ueber jene Stiftung ſetzte ſich nämlich unter den Geſchichtsſchreibern Pommerellens eine und dieſelbe mehr oder minder deutlich ausgeſprochene Anſicht feſt, in welcher zugleich auch im Weſentlichen alle Kenntniß niedergelegt war, welche man überhaupt von jenem Kloſter hatte. Zuckau, nahm man an, die **Tochter eines Nonnen-Conventes in Stolpe** ſei vom Herzog Meſtwin von Pommerellen **im Jahre** 1209 geſtiftet und neben andern Einkünſten mit dem weit ausgedehnten Landgebiete **zwiſchen der Weſtpreußiſchen Radaune**

Digitized by Google

und der Pommeriſchen Stolpe ausgeſtattet worden. Der neueſte Geſchichtſchreiber von Pommern *) ſchildert mit lebhafter Phantaſie dieſes Landgebiet als „ein Fürſtenthum, jedoch im menſchenleeren Lande, welches ſo unbewohnt geweſen, daß der fromme Schenker daſſelbe nicht nach einem nahen Caſtrum, ſondern nur nach dem Fluſſe Radaune zu bezeichnen vermochte“; er nennt an einer andern Stelle dieſe Fundation „eine Schenkung, ähnlich denen, die in der neu entdeckten Welt oder in Sibirien zur Anſiedelung vertheilt werden.“

Eine genauere Beſchäftigung mit denjenigen Documenten, aus welchen jene Anſichten abgeleitet ſind, die Auffindung**) mehrerer neuen, jene Documente erläuternden und ergänzenden Quellen und endlich die nähere Berückſichtigung der Oertlichkeiten, auf welche ſich dieſe Quellen beziehen, ſetzen mich in den Stand, nicht nur den Nachweis zu führen, daß alle obigen Angaben mit Ausnahme des Herzogsnamens Meſtwin irrig und in das Reich der Fabeln zu werfen ſeien, ſondern auch an Stelle derſelben Thatſachen mitzutheilen, welche, wie ich hoffe, das Gepräge größerer Glaubwürdigkeit an ſich tragen.

Ich gedenke im Folgenden an eine Kritik jener Quellen anknüpfend zunächſt den Urſprung des Kloſters und die urſprüngliche Ausdehnung ſeines Gebietes, ſodann die äußern und innern Veränderungen, welche das Kloſter ſeit der Stiftung bis zur Mitte des 14. Jahrhundertes erlitten hat, zu behandeln.

I.

Sambor's, des erſten urkundlich bekannten Herzogs von Pommerellen Bruder und Nachfolger, Herzog Meſtwin I., einer der vielen Dynaſten, welche zu Anfange des 13. Jahrhundertes in Pommerellen neben einander in einer durch die Polen und Dänen häufig beſchränkten Selbſtändigkeit herrſchten, hat ſein Andenken in einer Urkunde ***) verewigt, welche durch die in ihr enthaltene

*) Barthold II. 357 ff.

**) Die Entdeckung derſelben verdanke ich insbeſondere den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen meines jungen Freundes des jetzigen Studioſus Ernſt Strehlke, der dieſe Dokumente zum Theil aus den entlegenſten Gegenden des alten Pommerellens zuſammenbrachte.

***) Cod. Pomeran. diplomatic. n. 90. f. 214.

erſte Erwähnung des Radaunenlandes im Allgemeinen und der Stiftung des Kloſters Zuckau im Beſondern für unſern Zweck von beſonderer Wichtigkeit und über deren Inhalt vor Allem eine Verſtändigung nothwendig iſt. Ihr weſentlicher Inhalt iſt dieſer:

Ich Meſtwin, von Gottes Gnade Fürſt in Danzig allen Chriſten Gruß und ewiger Seligkeit Gemeinſchaft! Da zeitliche Wohlthaten, für Chriſtus geübt, ewige Freuden zum Lohne haben, ſo haben wir es für werth gehalten unter dem Schutze der göttlichen Gnade ein frommes Angedenken zu ſtiften, welches uns, unſern Vorfahren und Nachkommen und auch allen unſern Rittern zum ewigen Heile nützlich ſein ſollen. Es iſt (ſei) daher allen Gläubigen, die dieſes Blatt ſehen, offenkundig, daß ich Meſtwin, jetzt Fürſt in Danzig mit Zuſtimmung unſerer Söhne, Swantopolk, Wartizlaus, Sambor, Ratibor und zugleich unſerer Hausfrau zu einem Kloſter für die Nonnen, welche Gott und der heiligen Maria in Stolpa dienen (ſollen), folgende Summe unſers Eigenthums in Dörfern, Feldern, Wäldern, Weiden, Fiſchereien, Bächen, Flüſſen, den Bibern eingeſchloſſen, welche ſich in den Grenzen des Kloſters aufhalten, ſamt Allem, was mit dem Obengenannten zuſammenhängt, als eine unverletzliche Gabe verleihen: und zwar zwiſchen den Bächen Rabuna und Stolpe vier Dörfer und wenn noch mehr gebaut werden können, das erſte iſt Sucow, das zweite Miſlicyn, das dritte Sulislawe, das vierte Barcline; auch das Dorf der Zehntbauern (Decimorum) Rambecowe auch Swemirowe. Dieſem haben wir XI (XL) Mark jährlich, den dritten Theil des Zolles, der vom Tuche*) erhoben wird und was auf unſern Theil von Pferden, Geld und andern Dingen fällt, hinzugefügt. Desgleichen die Fiſchwehre Wolſucyn von dem Fluſſe Warsnitza bis zu den Grenzen des Danziger Schloſſes; den See Garsno, den großen See Brodno. Die Herzogin, unſere Hausfrau, hat für das zu erbauende Collegium der Frömmigkeit von ihrem Antheile das ganze Orſiva (Orhöft) mit allem, was dazu gehört, ein Dorf in Belgard, Belzcovo und ein anderes zwiſchen Schwetz und Wiſſe-

*) Alle ſpätere Kopien dieſer Urkunde und auch die alte deutſche Ueberſetzung machen den Zuſatz, daß der Zoll „in Danzig" gemeint ſei. Zur Zeit des Ausſtellers verſtand ſich jedoch dies wohl von ſelbſt.

grod, genannt Grabova, ſammt allem ihrem Geſchmeide bereitwilligen und andächtigen Sinnes hinzugefügt. Desgleichen gewähren wir den dem Kloſter in Stolpa zugehörigen oder dienſtbaren Leuten Freiheit und feſten Frieden. Ueber diejenigen, welche ſich anmaßen, obigen Vertrag zu verändern oder zu verletzen, rufen wir die gerechte Strafe des allmächtigen Gottes, der Jungfrau Maria, aller himmliſchen Tugenden und der Heiligen im jüngſten Gerichte herbei.

Dieſe Urkunde, welcher nicht die mindeſte chronologiſche Beſtimmung hinzugefügt iſt, enthält ſo viele zweideutige und unbeſtimmte Angaben, daß man zu ihrer Erläuterung in den willkürlichſten Deutungen Zuflucht ſuchte. Am Kühnſten beſeitigte man die chronologiſche Schwierigkeit. Unſere Stiftungsurkunde iſt nämlich nicht mehr im Originale vorhanden, ſondern in einer ſie erläuternden Urkunde des Herzogs Swantopolk wörtlich aufgenommen. Da nun dieſe Erläuterung anſcheinend im Jahre 1209 ausgeſtellt iſt, in welchem nicht Swantopolk ſondern deſſen Vater Meſtwin I. regierte, ſo nahm man an, 1209 ſei das Datum der alten Urkunde, und die Zahl nur durch einen Irrthum oder ein Mißverſtändniß unter die ſpätere Urkunde geſetzt worden. In Betreff der in der Meſtwinſchen Urkunde vorkommenden Localitäten beſchränkte man ſich darauf ähnlich klingende Namen heutiger Oertlichkeiten *aufzuſuchen*, und häufig bloß auf Grund dieſes ähnlichen Klanges ſie mit den alten Namen zu identificiren. Zur Beſeitigung dieſer chronologiſchen und geographiſchen Schwierigkeiten liegen gegenwärtig neue und beſſere Hülfsmittel vor; zunächſt zahlreiche Notizen *) über den räumlichen Umfang, den das Kloſtergebiet von Zuckau in ſpätern, hiſtoriſch bekannten Zeiten hatte, ſodann wichtige Erläuterungen und genauere Beſtimmungen, welche in dem das obige Stiftungs-Privilegium von Zuckau beſtätigenden und erweiternden Urkunden **) enthalten ſind. Solcher Beſtätigungs-

*) Dahin gehören insbeſondere Grenzverträge des Kloſters mit den benachbarten Dörfern und Quittungen über die von Zuckau 1572 gezahlten Contributionen, in welchen die zu Zuckau gehörenden Dorfſchaften mit Angabe ihrer Hubenzahl aufgeführt werden u. a., von welchen alle Abſchriften im Danziger Archive aufbewahrt ſind.

) In der Danziger Stadtbibliothek fand ich eine Handſchrift in klein Quartformat mit dem Titel: **Copiae Privilegiorum Monasterii Succovien-

Urkunden ſind jetzt ſieben vorhanden, welche ſämmtlich, nur etwa mit Ausnahme einer einzigen, dem 13. Jahrhundert angehören, von ihnen ſind 4 von Herzog Swantopolk, zwei von Herzog Meſtwin II. aus den Jahren 1282 und 1283, die vollſtändigſte 1295 von dem Erben des letztern, dem Könige Przmiſlav II. ausgeſtellt. Das Verſtändniß jener 4 Swantopolks-Urkunden wird dadurch erſchwert, daß ſie gar keine oder eine entſchieden falſche Zeitbezeichnung haben. Diejenige, welche allein bisher bekannt war, wiewohl ſie erſt in der neuen Ausgabe des Dregerſchen Codex Diplomaticus *) in einem korrekten Abdruck des in Breslau aufgefundenen Originales veröffentlicht worden, — dieſelbe, welcher die oben mitgetheilte Stiftungs-Urkunde eingeſchaltet iſt — hat eine Jahrzahl, welche auch die letzten Herausgeber für MCCIX (1209) laſen und, da Herzog Swantopolk erſt 1224 zur Regierung kam, für falſch erklären mußten.

Ohne jedoch das Original eingeſehen zu haben, glaube ich

sis und der Nebenbemerkung: Ex libris Constantini Ferberi Junioris. Die letzten Worte in deutlichen Schriftcharakteren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts laſſen keinen Zweifel, daß von demjenigen Conſtantin Ferber die Rede iſt, der, der Sohn des gleichnamigen ältern Bürgermeiſters, von 1555 bis 1588 das bürgermeiſterliche Amt in Danzig bekleidete, welcher, wie ſchon Bornbachs Vorrede zur Geſchichte des Aufruhrs von 1525 beweiſt, mit beſonderer Neigung hiſtoriſche Documente ſammelte, und, als Beſitzer des benachbarten Zitlno Gelegenheit hatte, die Zuckauer Documente kennen zu lernen. Das Copiarium enthält auf 70 Seiten 40 Urkunden, von denen die erſten 38 in der Handſchrift des 15. Jahrhunderts niedergeſchrieben ſind und zwar, da die ſpäteſte unter denſelben 1457 ausgefertigt iſt, wohl nicht lange nach dem letztgenannten Jahre; die zwei letzten, 1532 ausgeſtellt, tragen auch die Schriftcharaktere derſelben Zeit. Eine andere Sammlung Abſchriften von Privilegien deſſelben Kloſters, die jedoch nur 8 Urkunden enthält und im Danziger Archiv aufbewahrt liegt, iſt ſpäter und nachläßiger angefertigt. Von mehrern der in dieſen Copiarien aufbewahrten Urkunden erhielt ich die Originale durch die Güte des Herrn Adler in Bruck. Dieſe befanden ſich in einer Sammlung von c. 30. angeblichen Originalurkunden, welche früher im Kloſter aufbewahrt worden ſind, deren größter Theil jedoch, Jankowskiſches Machwerk, die evidenteſte Unächtheit auf der Stirne trägt und nur von der Leichtgläubigkeit des Kloſters in Betreff ſolcher Täuſchungen ein ein ſtarkes Zeugniß giebt. Um ſo mehr erſchien es Pflicht, ſämmtliche Urkunden und Copien in Betreff ihrer Aechtheit der ſorgfältigſten Prüfnng zu unterwerfen. Eine Ueberſicht der ächten Documente giebt Beilage II.

*) n. 175. f. 399.

den Beweis führen zu können, daß alle Schwierigkeit durch den Schreiber deſſelben veranlaßt iſt, welcher die Zahl L (50) ähnlich der Zahl I (1) ſchrieb, und daß ſomit jene Zahl für MCCLX (1260) gelten muß. Die Sünde des Schreibers offenbart ſich nämlich ſchon darin, daß er in derſelben Urkunde die Summe des jährlichen Zinſes, welche Meſtwin dem Kloſter verſchreibt, anſcheinend als elf (XI) Mark bezeichnet, während doch ſämmtliche Beſtätigungs-Urkunden dieſelbe mit Worten als vierzig (quadraginta) alſo XL ausdrücken. Der ſchlagende Beweis für meine Behauptung liegt jedoch darin, daß dieſelben Beamten Herzog Swantopolks, welche jene Urkunde als Zeugen unterzeichnen (der Ober-Jägermeiſter Graf Petrus, der Truchſeß Sulimir, der Unter-Truchſeß Ceſtomir, der Unterkämmerer Goßlaus und Zueco) in zwei ſichern Urkunden *) der Jahre 1258 und 1259 als Inhaber derſelben Aemter genannt werden.

Von den drei andern Beſtätigungsurkunden, welche nicht nur ohne Datum, ſondern auch nur abſchriftlich in einem im 15. Jahrhundert geſchriebenen Copiarium vorhanden ſind, iſt die eine unzweifelhaft ächt und kann nur, wie gewiſſe Einzelheiten beweiſen, zwiſchen den Jahren 1252 und 1258 abgefaßt ſein **). Dagegen zeigt eine zweite, die ſich für eine wörtliche deutſche Ueberſetzung der Urkunde von 1260 ausgiebt, in ihren mancherlei Varianten und kleinen Zuſätzen, daß man ſchon im 14. und 15. Jahrhunderte in Zuckau ſich damit beſchäftigte, die alten Urkunden, ohne Beachtung der diplomatiſchen Genauigkeit, in deutlichere Form umzuſchreiben und dieſe Wahrnehmung enthält wahrſcheinlich den Schlüſſel zur Erklärung einer vierten Urkunde, welche, angeblich von Herzog Swantopolk bei Lebzeiten des Biſchofs Michael von Kujawien (alſo vor 1252) ausgeſtellt, in Form und Inhalt ſo viel Verdächtiges enthält, daß ich es für gerathen fand, ſie vorläufig für das anzunehmen, was ſie ſchlimmſten Falles ſein kann, nämlich für das Fabrikat eines Kloſterbewohners in Zuckau im

*) Vgl. Beilge III.

**) Vgl. Beilage IV. Die Zeit ergiebt ſich daraus, daß unſere Urkunde die bereits 1252 vollzogene Schenkung des kleinen Brodnoſees und der Dörfer Cezenow und Prewos an der Leba erneuert, dagegen noch nicht die erſt 1258 verliehenen Güter von Ramboczewo und Bojicino erwähnt.

15. Jahrhunderte, der das Meſtwinſche Stiftungs-Privilegium durch eine ausführliche Umſchreibung zu verdeutlichen bemüht war. Aber auch unter dieſer Annahme behält die Urkunde, welche ich im Folgenden mit dem Namen: „die alte Mönchs-Erklärung" bezeichnen werde, noch immer einen bedeutenden Werth, nicht nur durch die klare Anſchauung, welche der Verfaſſer von mehrern Localitäten gewährt, ſondern auch durch mehrere wichtige hiſtoriſche Notizen, welche er unzweifelhaft aus alten und bewährten Quellen einſchaltete *).

Mit dieſen Hülfsmitteln ausgeſtattet, werden wir in der Stiftungs-Urkunde über die Entſtehung des Kloſters, über ſein urſprüngliches Gebiet und über den Zuſtand der Landſchaften, innerhalb deren es lag, einen reichern Aufſchluß finden, als ihr kurzer und dunkler Wortlaut beim erſten Anblicke zu gewähren ſcheint.

1. Urſprung des Kloſters.

Schon der Wortlaut dieſer Urkunde, welche ausdrücklich von einem erſt zu erbauenden (construendo) Collegium der Frömmigkeit handelt, dieſes zu erbauende Kloſter aber unmittelbar darauf: „das Kloſter in Stolpe (hominibus quoque claustro

*) Vgl. Beilage V. Die Urkunde iſt abſchriftlich in dem alten Copiarium (p. 5. b.) und in der Sammlung des Danziger Archives aufgenommen. Wenn man auch auf die ganz ungewöhnliche Einleitung, auf die Erwähnung der Beneficiarii und anderer in dieſer frühen Zeit ganz ungebräuchlicher Ausdrücke nichts geben wollte, ſo bleibt doch noch manches noch Bedenklichere übrig. Soll die Urkunde ächt ſein, ſo kann ſie nur zwiſchen dem Jahre 1224 (wo die erwähnte Theilung von Oxhöft ſtattfand) und 1251 (wo der unterſchreibende Biſchof Michael ſtarb) abgefaßt ſein. Dann aber bleibt es unerklärlich, warum in den nach 1251 ausgeſtellten Privilegien auf den Inhalt dieſer frühern Urkunde nicht die mindeſte Rückſicht genommen iſt. So z. B. wenn unſer Document an die Stelle des Vorwerks Sulislawe, Sulocino ſetzt und deutlich durch die Erwähnung der Slupenica bei den „termini Sulocinenses" zu erkennen giebt, daß es das Dorf Sollenczin an der Stolpe meine, oder wenn es das Castrum Gedanense der Meſtwinſchen Urkunde einmal in ein Castrum Gardense und dann wieder in das Castrum Gardense et Gdanense verwandelt. Unter der Annahme der Unächtheit erkennt man leicht, wie der ſpätere Verfaſſer nichts Anderes bezweckte, als der alten Meſtwinſchen Fundationsurkunde durch Umſchreibung eine möglichſt vortheilhafte Deutung zu geben, wobei auch er ſchon darauf verfiel, die Zuckauſche Stolpe in den Pommerſchen Fluß zu verwandeln.

in Stolpa pertinentibus) nennt, widerlegt hinlänglich die Meinung Barthold's, als ſei die Schenkung einem Nonnenkloſter in der Pommeriſchen Stadt Stolpe gemacht worden, damit daſſelbe in Zuckau ein Nonnenkloſter gründe, abgeſehen davon, daß das Prämonſtratenſer-Nonnen-Kloſter im Pommerſchen Stolpe nach urkundlichem Ausweis *), erſt 70 Jahre ſpäter, nämlich nach 1281 geſtiftet iſt. Es kommt hinzu, daß alle Beſtätigungs-Urkunden in der dunklen Stelle, welche den Irrthum veranlaßte, („ad claustrum sanctimonialibus deo et beate marie in stolpa famulantibus") ſtatt des Namens Stolpa den Ausdruck „Succower Haus" oder „Succow" gebrauchen, dabei aber dieſes Succower Haus und das Dorf Succow als zwei verſchiedene Localitäten unterſcheiden. Noch beſtimmter drückt ſich die alte Mönchs-Erklärung aus, nach welcher Herzog Meſtwin ſeine Schenkung einem Nonnenkloſter widmet, welches an dem Orte, welcher Stolpa hieß, erbaut werden ſollte („ad Claustrum Sanctimonialibus construendum in loco, qui Stolpa nuncupatur"). Hieraus ergiebt ſich als ſicheres Reſultat, daß jener Herzog neben dem Dorfe Zuckau an einem Orte, welcher zu ſeiner Zeit Stolpa hieß, ſchon aber 1260 dieſen Namen verloren hatte, ein der Jungfrau Maria geweihtes Kloſter gründete. Dies ſtimmt auch mit der Localität überein. Denn in der That liegen die Ueberreſte des Kloſters ſeitwärts von dem Dorfe Zuckau in einem niedrigen Grunde, an welchem, wie ich zeigen werde, Erinnerungen an den alten Namen Stolpe bis auf den heutigen Tag haften geblieben ſind.

Zu dieſer ſichern Thatſache fügt die alte Mönchserklärung eine andere nicht minder wichtige hinzu. Sie läßt nämlich den Herzog Swantopolk erzählen, ſein Vater habe die erſten Nonnen für ſein Kloſter durch die Vermittelung des Alardus, eines Abtes im Kloſter von S. Vincentius in Breslau aus dem dieſem Abte untergebenen Nonnenkloſter von Strzelno erhalten.

Die S. Vincentius-Abtei vor den Thoren Breslaus, ſo wie das ſüdlich von Inowroclaw gelegene Nonnenkloſter zu Strzelno gehören zu den ſieben Klöſtern, welche den in beglaubigten und ſagenhaften Erzählungen geprieſenen Schleſiſchen Hel-

*) Vgl. Oelrichs Verzeichniß s. a. 1281.

den Peter Wlaſt, den Günſtling der Polniſchen Könige Boleslav III. und Wladislav II., als ihren Stifter verehrten und um das Jahr 1140 gegründet ſind *). Die S. Vincenz-Abtei war urſprünglich Benedictiner-Mönchen übergeben worden; als dieſe aber durch ihr laſterhaftes Leben und die Verſchleuderung der Kloſtergüter großes Aergerniß gaben **), wurden ſie von den Nachkommen Wlaſt's mit nachträglicher Genehmigung Papſt Cöleſtins III., um das Jahr 1180 vertrieben, ſtatt ihrer Mönche des Pramonſtratenſer Ordens aufgenommen, die Anſprüche der Vertriebenen aber nachträglich durch Abtretung der gleichfalls von Peter Wlaſt geſtifteten Propſtei von S. Laurentius bei Kaliſch befriedigt ***). Die Verbindung, welche, wie dieſe Verhältniſſe beweiſen, zwiſchen ſämmtlichen Klöſtern der Wlaſtſchen Stiftung beſtand, mochte im Laufe der Zeit zwiſchen denen, welche derſelben Ordensregel folgten, eine beſondere Feſtigkeit gewinnen; jedenfalls geſtaltete ſie ſich zwiſchen den beiden Prämonſtratenſer Conventen von S. Vincenz und Strzelno in der Weiſe, daß der Abt von S. Vincenz zugleich Vaterabt und Viſitator von Strzelno war. Eben dieſes Verhältniß hat nun bekanntermaßen zwiſchen dem 14. und 16. Jahrhundert auch zwiſchen Zuckau und S. Vincent ſtattgefunden. Daß nun unſre Kloſternotiz über den Schleſiſchen Urſprung Zuckau's nicht etwa als eine ſpätere aus dieſen beſtehenden Verhältniſſen abgeleitete Hypotheſe, ſondern als eine alte und ächte Nachricht anzuſehen ſei, dafür haben wir einen gewichtigen Beweis darin, daß die erſte wichtige Verhandlung, welche in Zuckau vorgenommen wird, die über die Abtretung der halben Landſchaft Oxhöft, im Jahre 1224 in Gegenwart des Abtes von S. Vincent und des Propſtes von Strzelno abgeſchloſſen wurde. Die Erwähnung endlich, daß ein Abt Alardus die Ueberſiedelung der Nonnen von Strzelno nach Zuckau vermittelt habe, giebt für die Zeit der Stiftung von Zuckau einen ſichern Anhalt. Denn da Alardus, als der dritte Prämonſtratenſer-Abt

*) Vgl. Görlich Urkundliche Geſchichte der Prämonſtratenſer und ihrer Abtei zum h. Vinzenz von Breslau p. 2. ff. Stenzel Scriptt. Rerum Silesiacr. T. 2. 135 ff. Röpell Geſchichte Polens I. 265. 337.

**) „Propter suos enormes excessus et dilapidacionem bonorum." Gesta Abbatum S. Vincent bei Stenzel Scriptt. II. 136. Vgl. ebend. p. 166.

***) Görlich 3 n. 2.

von 1210 bis zum 13. October 1214 St. Vincenz*) verwaltete, ſo kann die Stiftung von Zuckau nicht vor 1210, wahrſcheinlich jedoch nicht lange nachher ſtattgefunden haben.

2. Der urſprüngliche Umfang des Zuckauiſchen Kloſtergebietes.

Wie ſchon der Ortsnamen Stolpe in der Stiftungs-Urkunde eine ganz andre Localität bezeichnet, als wir jetzt unter dieſem Namen kennen, ſo nöthigen auch die übrigen Ortsbezeichnungen des alten Documentes gerade wegen ihres bekannt ſcheinenden Klanges zur vorſichtigſten Prüfung. Nach dieſem Documente ſchenkt der Herzog den Nonnen zu dem Kloſter (ad claustrum) vier Dörfer zwiſchen Radaune und Stolpe, nämlich Sucow, Mislicyn, Sulislawe, Barcline und wenn noch mehr Dörfer daſelbſt erbaut werden können", und ergügt ſodann mit der Partikel „auch" eine Anzahl Orte hinzu, die nachweislich mit dem Kloſter nicht in unmittelbarem räumlichen Zuſammenhange ſtanden.

Die Beſtätigungsurkunden bezeichnen dieſelben Localitäten auf verſchiedenartige Weiſe:

1. Biſchof Michael von Leslau, der 1245 die Zuckauer *Kloſtergüter* vom Zehnten befreit**), nennt: Sucovia und Golubino.
2. Herzog Swantopolk (1252/1258): Die Stelle des Kloſters, Sucow, Miſlincino, Kolubino.
3. Derſelbe 1260: Sucove, Golubino, Barclino mit dem Waſſer, welches Radaune heißt, mit beiden Ufern nebſt der Schleuſe zu einer Mühle, die ſie mit dem Uferlande befeſtigen dürfen. Karlikovo mit ſeinem See.
4. Herzog Meſtwin II. 1282. Suckow, Miſlincino, Golubino.
5. Derſelbe 1283. Sucow, wo auch das Kloſter iſt, und Golubino.

*) Die letzte von ihm gezeichnete Urkunde iſt vom 28. Juli 1214. Tſchoppe und Stenzel Urkundenſammlung p. 275. Das Todtenbuch von S. Vincenz bezeichnet den 13. Oct. als ſeinen Todestag. Görlich 44.

**) Vgl. Beilage VI.

Digitized by Google

6. König Prſmislav II. 1295: Sucow, Miſlincino, Golubino, Barclino, Zuliſlawe, ſammt dem Orte des Kloſters mit beiden Ufern und dem Bächlein Radaune.

Aus dieſer Zuſammenſtellung ergiebt ſich erſtlich, daß nicht nur die in der Fundation genannten vier Dörfer, ſondern auch die in den Beſtätigungen hinzugefügten Dörfer Golubin und Karlikowo, obgleich die Namen der jetzigen Ortſchaften dies wenig begünſtigen, in der unmittelbarſten Nähe des Kloſters lagen. Zwar wird man leicht dazu verlockt (und keiner der bisherigen Erklärer hat dieſer Lockung widerſtanden) bei Golubino an das etwa 3 Meilen nach S. W. von Zuckau gelegene jetzige Dorf Gollubien am Weſtabhange der Schöneberger Höhen zu denken. Das iſt aber evident falſch, einmal, weil laut einer noch hierüber abſchriftlich vorhandenen Urkunde, dieſes Gollubien*) im Jahre 1260 vom Herzoge Sambor von Lübeſchau an den Abt Conrad von Dobberan geſchenkt wurde, ſodann weil das Kloſter nachweislich ſeit dem 14. Jahrhundert dieſes Gollubien weder beſeſſen, noch auch jemals auf daſſelbe Anſpruch gemacht hat. Mit um ſo größerer Sicherheit darf man daher annehmen, daß das in den Zuckauer Urkunden genannte Golubino ſich in der nächſten Umgegend des Kloſters befunden hat und auf dem Grunde deſſelben zwiſchen 1210 und 1245 neu angelegt ſei. Zu dieſen neu angelegten Dörfern zähle ich aber auch das nur einmal in der Beſtätigung von 1260 genannte Karlikowo mit ſeinem See deshalb, weil in der That und nachweislich noch am Ende des 16. Jahrhundert gegen Borkau hin auf dem Kloſtergrunde ein Dorf oder Vorwerk Karlikowo lag, wie denn auch noch heut zu Tage der in derſelben Richtung öſtlich von Zittno gelegene Landſee von ſeinen Anwohnern der Karlikowoſee genannt wird.

Es ergiebt ſich aus jener Zuſammſtellung aber auch zweitens, daß während des 13. Jahrhunderts auf dieſem unmittelbaren Kloſtergrunde Succau und Golubino als die Hauptdörfer, die andern vier, Miſlicyn, Barclino, Sulislawe und Karlikowo nur

*) Als das Kloſter Marien-Paradies 1432 dieſes Gollubien von ſeinen damaligen weltlichen Beſitzern kauft, läßt es jene Urkunde von 1260 ſammt dem Kaufvertrage von dem Hochmeiſter Paul v. Rußdorf beſtätigen.

als Vorwerke jener beiden galten, indem in den Beſtätigungen jene zwei immer, von den andern keines oder bald dies, bald jenes einzeln erwähnt wird. Endlich aber erſieht man aus den mannichfaltigen Ausdrücken, mit welchen in unſern Documenten dasſelbe Locale beſchrieben wird, daß die Ausſteller, wenn ſie auch keinesweges die Abſicht hatten, eine genaue Grenzbeſchreibung zu geben, dennoch eine klare und ganz beſtimmte Anſchauung von dem Umfange des Kloſtergrundes hatten.

In der That faßt man den Sinn ihrer Worte vollſtändig, wenn man das Terrain an Ort und Stelle überſchaut. Wer heut zu Tage auf der großen Straße, die von Danzig nach Karthaus führt, die erſte Terraſſe des Pommerelliſchen Hochlandes, das ſich zum obern Radaunenthal hinabſenkt überſchreitet, gelangt zur Radaune bei einem Dorfe, das ſeinen heutigen deutſchen Namen Ellernitz, anſcheinend dem reizenden Ellernbruche am Fluſſe verdankt, deſſen früherer Namen Strzelno, den auch noch jetzt die Slaviſche Bevölkerung ihm bewahrt hat, in ſeiner Identität mit dem Namen des Zuckauer Mutterkloſters, darauf hindeutet, daß hier ehemals Kloſtergrund geweſen. Der Bach Trzelnitza, der am weſtlichen Ende des Dorfes in die Radaune fällt, bildet jetzt die Grenze gegen das Dorf Zuckau.

Hier bei Ellernitz, wo die Radaune eine große Biegung nach *Süden macht*, hat ſich der reißende Fluß auf ſeinem *mäandriſchen* Laufe, indem er fort und fort ſchwächere Nebenarme an ſich zieht und ausſendet, zu beiden Seiten eine Niederung ausgeſpült, die zwar auch abwärts eine kleine Strecke weit in Wieſengründen ſich ausbreitet, am breiteſten jedoch ſich ausdehnt, wenn man den Fluß aufwärts verfolgt, während das Hochland an beiden Thalrändern in ſteilen Wänden ſie begrenzt. Eine Viertelſtunde Weges, etwas oberhalb Ellernitz, gelangt man mitten in dieſen Wieſengründen zu den Kloſtergebäuden von Zuckau. Unmittelbar hinter demſelben erreicht das Thal ſeine weiteſte Ausdehnung, indem außer der Radaune ein anderer Bach mit gleich unruhigem Gewäſſer der von Südweſt heranſtrömenden Radaune von Nordweſt entgegenſtrömt. Dieſer Bach heißt noch heute, wie zu Herzog Meſtwin's Tagen, die Stolpe und ſpielt noch jetzt auf dem Grundgebiete des Dorfes Zuckau eine wichtige Rolle. Ueberſchaut man vom Kloſtergebäude aus die Umgegend, ſo erhebt ſich ſüdlich auf

der Thalwand des rechten Radauneufers Zuckau gegenüber das Dorf Ottomino und weiter aufwärts das Vorwerk Demniak, letzteres noch gegenwärtig, jenes bis vor wenigen Jahren ein Theil des Kloſtergebietes von Zuckau; an der entgegengeſetzten Thalwand aber liegt das weitverzweigte Dorf Zuckau, das anfangs an der Radaune, weiterhin die Stolpe hinauf bis an die Stelle ſich hinzieht, wo die Stolpe aus der Seitenſpalte eines engen Thales, noch jetzt hier eine Sägemühle treibend, aus den Bergen hervorbricht. Geht man dieſer Spalte der Stolpe nach, ſo bleibt man jetzt noch immer auf Zuckauiſchem Dorfgrunde, indem nicht nur die Stolpe ſelbſt weiter aufwärts mehrere zu demſelben gehörigen Hämmer und Mühlen treibt, ſondern auch auf dem von der Radaune und Stolpe eingeſchloſſenen Raume vier zum Theil weitläuftige Vorwerke von Zuckau: Czarnowken, Gradolewo, Liſſewo und Borrek liegen, von denen die beiden letzten ſchon in ihrem Namen an die alten Vorwerke Sulislawe und Barklino erinnern.

Wenn man mit dieſen Anſchauungen die kurzen Andeutungen der Meſtwinſchen Urkunde ergänzt, ſo kann man über den Sinn der letztern nicht im Mindeſten in Zweifel ſein. Meſtwin überweiſt nämlich den Nonnen zu den Kloſteranlagen den Ort Stolpe, das heißt jene vor der Vereinigung der Radaune und Stolpe ausgebreitete Thalfläche, zu der aber, wie die Urkunden von 1260, ganz beſonders anſchaulich aber die von 1295 erläuternd hinzufügt, (ipsum locum claustri cum utroque littore et rivulo Raduna), auch die beiden Ufer, d. h. das an den beiden Thalrändern jene Niederung einſchließende Land, alſo auf der einen Seite die Landſchaft von Ellernitz bis Zuckau, auf der andern die das jetzige Ottomino und das Vorwerk Dembniak umfaſſende Gegend hinzugerechnet wird. Zu dieſem eigentlichen Kloſtergrunde aber fügt er die an dem Fluſſe Stolpe und die zwiſchen dieſem und der Radaune gelegenen vier Dörfer hinzu, zwiſchen deren Feldmark unangebautes Land liegen mochte, auf welchem dem Convente neue Dörfer anzulegen geſtattet wurde, wie denn auch bis 1260 das Dorf Karlikowo hier entſtanden war. In Betreff Golubino's laſſen ſich, wie mir ſcheint, die bis jetzt vorhandenen Nachrichten nur in der Annahme vereinigen, daß daſſelbe, Zukkau gegenüber, am rechten Radaunenufer gelegen, während der

verheerenden Kriege des 15. Jahrhunderts mit ſo vielen andern Dörfern dieſer Umgegend untergegangen, auf ſeinem Grunde aber ſpäterhin das Dorf Ottomin entſtanden iſt, wie in gleicher Weiſe ja auch die Vorwerke von Zuckau im Laufe der Jahrhunderte an ihren Namen mancherlei Veränderungen erfahren haben.

Allerdings fehlt in unſern Urkunden jede Grenzbeſtimmung für das Kloſtergebiet gegen die Nachbardörfer hin, und daraus hat *Barthold* geſchloſſen, daß Zuckau in einer Wüſtenei gelegen habe. Wenn nun aber, wie ich unten nachweiſen werde, Zuckau im 13. Jahrhundert nach allen Seiten hin von einer ſo großen Zahl von Dorfſchaften umgeben war, daß für eine Wüſtenei kaum Platz zu finden iſt, ſo wird man mit beſſerm Grunde die Urſache jener unbeſtimmten Grenzbezeichnung gerade darin ſuchen müſſen, daß die feſte und bekannte Grenze der Nachbardörfer eine genaue Begrenzung des Kloſtergebietes unnöthig erſcheinen ließ

Ehe ich jedoch dieſen Nachweis führe, wird es nöthig ſein, die übrigen in der Fundations-Urkunde vorkommenden Localitäten, deren Erläuterung wenig Schwierigkeiten darbietet, ins Auge zu faſſen. Rambecowo, das Zehntendorf, iſt das nördlich von Zuckau am Bache von Strzelno (Ellernitz) gelegene Dorf Ramkau, welches unter dem Namen Rambkow in demſelben Umfange wie heute, *nämlich* mit 26 Huben, noch 1572 dem Kloſter *gehörte*. Swemirowe lag, wie die Urkunde von 1260 erläuternd hinzufügt, am Seeſtrande und bei ihm war eine Schifferſtation; es grenzte aber auch, wie ein im September 1316 zwiſchen den Klöſtern Oliva und Zuckau abgeſchloſſener Vergleich (Beilage XIX.) beweiſt, mit den Wieſen des Saſperſees und dem unmittelbaren Kloſtergebiete von Oliva zuſammen. Dieſe Angaben laſſen keinen Zweifel, daß das jetzige Dorf Schmierau zwiſchen Oliva und Zoppot jenem Swemirowe identiſch iſt. Die Dotation der Herzogin endlich umfaßt außer der Landſchaft Oxhöft, von welcher ſpäter die Rede ſein wird, die beiden Dörfer Belzcovo und Grabowa, von denen das letztere nach den vorhandenen Andeutungen im Umkreiſe des jetzigen Dorfes Grabowko *) ſüdlich von

*) In einer Urkunde des Coplarium's (p. 6. b.), welche die falſche Jahreszahl 1209 trägt, jedenfalls aber, da die Mutter Swantopolks als noch lebend genannt wird, vor 1210 ausgeſtellt iſt (vgl. Beil VII), wird dieſes Grabowa

Schwetz an der Weichſel, Belzcovo*) aber an der Leba, nahe bei Landechow lag, mit deſſen Feldmark es noch im 13. Jahrhunderte vereinigt worden zu ſein ſcheint.

Außer dieſen Dorfſchaften werden dem Kloſter einige Seen und Fiſcherſtationen zugewieſen, über deren Lage man insbeſondere mit Hülfe der alten Mönchserklärung eine klare Anſchauung erhält. Nördlich von den Radaunenſeen fließt aus dem langen See von Mlynsko der Bach Oſſosnitza hervor, vereinigt ſich, nachdem er eine kurze Strecke von Nord nach Süd hinabgefloſſen, mit einem von Oſten aus dem Garczer See entſprungenen Bache, mit welchem verbunden er in einem gewundenen Laufe nach Südweſten durch die Seen von Miechucnn und Borczeſtowo hindurch heut zu Tage bei der Loncziner Mühle ſeinen Ausfluß in den großen Radaunenſee findet. Dieſe Oſſosnitza iſt, wie die alte Mönchserklärung lehrt, der von Meſt.vin I. genannte Bach Wolſucyn, welcher nicht nur in dieſer Urkunde, ſondern auch in den Beſtätigungen der Jahre 1252, 1282, 1283 und 1295 Olſica, einmal Olsnicia heißt. Der Bach, mit dem er ſich verbindet, hieß auch im 15. Jahrhunderte noch Warsnitza. Die Fiſchwehre bei dem Einfluſſe der Oſſosnitza in die Warsnitza war damals durch ihre Störe, die Warsnitza ſelbſt durch ihre Biber bekannt, und der Ertrag, der aus dem Fange beider gewonnen wurde, muß wohl erheblich geweſen ſein, da es dem Deutſchen Orden, ehe er noch

ein Dorf im Schwetzer Gebiet genannt, zu welchem ein See, ein zwiſchen dem See und der Weichſel gelegener Wald und ein Fiſchzug auf der Weichſel bis an die Grenzen des Dorfes Copolno gehört. Aehnlich heißt es in den Privilegien von 1260 und 1283: Grabowo cum toto lacu et nemore inter lacum et Wislam et tractum in Wisla cum Molendino et cum utroque littore et terram ad firmandum molendinum et ejus obstructuram. Alle dieſe Bezeichnungen treffen auf das heutige Dorf Grabowko ſüdlich von der Stadt Schwetz zu, welches auch jetzt noch gegen Norden das Dorf Topollno zum Grenznachbarn hat.

*) Belzcobo, Beletzcobo oder Belchowo wird in den folgenden Beſtätigungsurkunden immer in Verbindung mit Landochobo als Beſitzung des Kloſters genannt, in denen von 1282 und 1283 ſteht bloß Landochobo, 1295 kommen wieder beide Dörfer vor. Landochobo iſt nun unzweifelhaft das ſüdlich von Belgrad in der Nähe der Leba gelegene Landechov, und Belzcobo wahrſcheinlich in derſelben Weiſe als ein Vorwerk von Landechov anzuſehen, wie Sulislawe von Zuckau.

Pommerellen occupirte, um den Beſitz dieſer beiden Bäche ganz beſonders zu thun war. Daß der See Brodno einer der öſtlichen Radaunenſeen ſei, iſt klar; ob der See Garsno der bei dem Dorfe Garcz gelegene See oder einer der nördlichen Radauneſeen ſei, läßt ſich, wie ich im folgenden Abſchnitte zeigen werde, nicht mit Sicherheit ermitteln.

Unter allen dieſen dem Kloſter geſchenkten Landſchaften iſt mit einiger Wahrſcheinlichkeit nur von den zuletzt genannten See- und Fiſcherei-Diſtrikten anzunehmen, daß ſie damals ohne Dörfer und überhaupt ohne geregelten menſchlichen Anbau geweſen, und dieſe Annahme findet in den Fundations-Urkunden des Kloſters zu Carthaus ihre Beſtätigung, nach welchen auch noch gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ſüdweſtlich vom Zuckauiſchen Dorfgebiete, von Kelpin an der Radaune ab über das Nordende der Radaunenſeen hin, um den Garczer See und die Warsnitza große Waldungen bis gegen Mirchau ſich hinzogen. Aber ſelbſt dieſe Waldungen trugen um das Jahr 1210 ſo wenig den Charakter Sibiriſcher Wüſteneien, daß damals ſchon, wie die Stiftungsurkunde beweiſt, die Grenzen des Danziger Kaſtrums in denſelben auf eine erkennbare Weiſe verzeichnet waren. Wenn man ſchon aus der Erwähnung dieſer Grenzen einer Provinz den natürlichen Schluß hätte ziehen können, daß an dieſelben nach Süden andere organiſirte Provinzen geſtoßen haben müſſen, ſo laſſen einige in neuerer Zeit gefundene Documente über das Daſein, den Namen uud den Umfang derſelben keinen Zweifel. Wir erfahren nämlich aus denſelben, daß im 13. Jahrhundert und wahrſcheinlich ſchon früher das Gebiet der obern Radaune, ſüdlich von der Danziger Kaſtellanei in drei Pommerelliſche Provinzen, deren jede eine ziemlich anſehnliche Zahl von Dörfern enthielt, getheilt geweſen ſei, in die Kaſtellaneien Gorrenczin, Pirchen und Chmelno.

Die Kaſtellanei Gorrenczin wird 1241 von ihrem damaligen Beſitzer, Herzog Sambor von Lübeſchau, dem Bruder Swantopolks, eine „koſtbare Landſchaft mit 18 nützlichen Dörfern" *) genannt (castellaniam 18 villis utilibus pretiosam);

*) Die Kenntniß hievon beruht auf zweien von Rzyczewski und Muczkowski in dem Codex Diplom. Poloniae II. n. 29 und 30. zuerſt veröffent-

ſie umfaßte das Radaunenthal von Zuckau bis Oſtritz, beide Ortſchaften mit eingeſchloſſen, ſammt den jenem Thale auf dieſer

lichten Urkunden, die von da auch in den neuen Cod. Pomeran. diplomatic. als n. 290 und 291. übergegangen ſind. Die erſte enthält das Reſultat einer zwiſchen Herzog Sambor und dem Biſchof Michael von Kujawien unter Vermittelung eines päpſtlichen Legaten in Thorn 17. Jan. 1241 geführten Unterhandlung. Herzog Sambor erbietet ſich dem Biſchofe 14 namentliche genannte Dörfer in Pommerellen abzutreten, wofür der Biſchof ſeine übrigen Dörfer von der Zahlung des Biſchofszehnten befreien ſoll. Die zweite enthält einen 21. Febr. 1241 in Thorn über denſelben Gegenſtand abgeſchloſſenen Vertrag. Biſchof Michael wünſcht ſich eine feſte Wohnſtätte in Pommerellen zu erbauen, damit er abwechſelnd in Kujawien und Pommerellen reſidiren könne; für dieſen Zweck tritt Sambor ihm eine Kaſtellanei ſeines Landes ab, que Gornchino vulgariter nuncupatur, 18 villis utilibus preciosam, innerhalb welcher der Biſchof ſich an jedem beliebigen Orte eine Burg (municio contra hostes) erbauen darf; doch ſollen die Einwohner der 18 Dörfer unter der Fahne des Herzogs Kriegsdienſte leiſten und alle andern Dörfer des Herzogthums frei vom Biſchofszehnten ſein. Der Vertrag ſelbſt iſt wahrſcheinlich nie zur Ausführung gekommen, da zur Zeit des Abſchluſſes Sambor aus ſeinem Lande vertrieben war, Herzog Swantopolk aber in einem mit dem Biſchof Wolimir (alſo zwiſchen 1253 und 1273) geſchloſſenen Vergleiche (Rzyczewski und Muczkowski II. a. n. 92. p. 76. wo ohne Grund die gewiß falſche Jahreszahl 1267 angenommen iſt) die alten Verhältniſſe wiederherſtellte. Von beſonderm Intereſſe ſind aber die Namen der Dörfer. Von den 14 Dörfern der erſten Urkunde werden 13 in der zweiten wiederholt, der Namen des vierzehnten Mieskovo (Mehſau) iſt unzweifelhaft nur eine andere Bezeichnung für das in der zweiten genannte Derisno (Sereſen), da beide Dörfer noch heut zu Tage ſo nahe an einander liegen, daß ſie füglich als eine Ortſchaft betrachtet werden konnten. Bei der Erklärung der 18 Dörfer iſt es maaßgebend, daß ſie, als Ortſchaften einer und derſelben Kaſtellanei nothwendig in ihrer geographiſchen Lage mit einander zuſammenhängen müſſen, eine Rückſicht, die von den Herausgebern dieſer Urkunde nicht beachtet worden iſt. Vierzehn Dorfnamen laſſen ſich ohne Schwierigkeit in ebenſovielen jetzigen Dörfern derſelben Gegend wiedererkennen: Goranchino (Gornchino) iſt Gorrenczin, Leesno (Lesno) iſt Leßno, Kelpyno iſt Kielpin, Derisno iſt Sereſen (polniſch Dzierzazna), Karlikowo iſt das ſchon oben erwähnte zwiſchen Zittno und Zuckau gelegene Dorf oder Vorwerk Karlikowo. (In einer mir vorliegenden Sammlung von Grenzverträgen zwiſchen den Klöſtern Zuckau und Marien-Paradies wird Karlikowo am Zittnoſee 1590 und 1652 noch genannt). Borzce iſt das jetzige Bortſch auf den Höhen des ſüdlichen Radauneufers, Sadobardj iſt unzweifelhaft, ſo ſonderbar es auf den erſten Blick erſcheinen mag, das öſtlich an Borcz gränzende Somerkau. Dieſes Dorf enthält nämlich in ſeinem heutigen Namen eine wunderliche Miſchung deutſche und ſlaviſcher Elemente. Der Name Somerkau iſt zunächſt eine

Strecke anliegenden Höhen. Das Zuckauer Kloſtergebiet wird mit dem Slaviſchen Worte Zaconici d. h. die Nonnen als ein Theil der Provinz bezeichnet, unzweifelhaft darum, weil es am Burgbau und an den Kriegspflichten in gleicher Weiſe wie die übrigen Dörfer ſich betheiligte. Aus den Namen der übrigen 17 Dörfer erſieht man, daß mit Ausnahme von Glincz ſämmtliche gegenwärtig in dieſem Gebiete liegende Ortſchaften 1241 ſchon vorhanden waren und außerdem noch 3 Dörfer (Wankovo, Bazino und Darganze), die ſeitdem untergegangen ſind.

Der Diſtrikt Pirchen, welchen Herzog Meſtwin II. 1284 ſeiner Muhme Gertrud, Herzog Sambors Tochter übergiebt, dieſe aber 14. Januar 1312 an den deutſchen Orden verkaufte, umfaßte die ſüdliche Hälfte des von den Radaunenſeen eingeſchloſſenen

neuere Germaniſirung des Namens Zambrz oder Zomrez. Letztern Namen führt es urkundlich während des größten Theiles des 17. und 18. Jahrhunderts, ſo lange es nämlich im Beſitz der Jeſuiten war. Vor dieſer Zeit wurde es von der Ordensherrſchaft Samberg genannt, und dieſer Namen wird ihm auch ſchon 1361 in einer Urkunde beigelegt, die das früher Slawiſche Dorf in ein deutſches umwandelt. Unzweifelhaft muß der urſprüngliche ſlaviſche Namen ähnlich geklungen, und wird daher mit Sadobardj identiſch geweſen ſein.

Wiſſecechowo iſt noch jetzt der Slawiſche Namen des weſtlich von Borcz hart an die Radaune grenzenden Fitſchkau, Semanino iſt Semlin, Slavkovo iſt Schlaffkau, Borechovo iſt Borkau, Rancj iſt Ronti„ Oſtrice iſt Oſtritz, bei Ramicovo muß es zweifelhaft bleiben, ob darunter das obengenannte Kloſtergut Ramkau bei Zuckau oder Remboczewo, öſtlich von Gorrenczin gemeint ſei Zu dieſem Zweifel nöthigt 1) der Umſtand, daß dieſe Dörfer, welche beide in jener Kaſtellanei liegen konnten, im Munde des Volkes ſehr ähnlich klangen, wie denn z. B. noch 1572 das eine Rambkaw, das andere Rameſchaw genannt wird. 2) Das Auffällige in den vier übrigen Namen. Von dieſen vier Namen: Waccovo oder Vanckovo, Zaconicj, Bazino (Bagnino) und Darganze bedeutet Zaconicj im Polniſchen die Nonnen und kann in dieſem Zuſammenhange wohl nur das um das Kloſter Zuckau herumliegende Landgebiet bedeuten. Unter dieſer Annahme würde nicht nur Ramicovo ſondern auch Bazino als ein Kloſtergut zu faſſen, und unter letzterm das Dorf Baſino zu verſtehen ſein, welches Herzog Sambor 1240 (Beilage XI.) an Zuckau ſchenkte, und das in der nächſten Umgebung von Mehſau und Sereeſen lag, wenngleich gegenwärtig kein ſolcher Dorfnamen hier aufzufinden iſt. Die Abtretung des Kloſtergebietes an den Biſchof ſände ihre Erklärung darin, daß die zu Zuckau gehörigen Dörfer bei aller ſonſtigen Immunität nach dem Privilegium von 1260, dem Landesherrn Mannſchaft zum Burgbau in ihrer Kaſtellanei und zum Kriegsdienſt zu ſtellen hatten

Landes ſamt den Schöneberger Höhen und erſtreckte ſich weſtlich ungefähr bis an den großen Mauſchſee und ſüdlich bis in die Gegend von Behrendt. Unter den 22 Dörfern, welche die Landſchaft 1284 enthielt, befinden ſich ſo ziemlich alle Ortſchaften, welche heut zu Tage dort liegen und außerdem ſechs, von denen drei (Skorzewo, Mancevo und Sarevo) nachweislich und drei (Coſtrina, Neruſe und Uneraze) wahrſcheinlich ſchon im 15. Jahrhundert wieder untergegangen ſind *).

Ueber den Umfang der Kaſtellanei Chmelno im nordweſtlichen Theile des obern Radaunegebietes entbehren wir zwar ſo genauer Angaben, als ſie ſich über die beiden andern Diſtrikte vorgefunden haben. Doch wird der Ort Chmelno ſchon 1235, ein Kaſtellan daſelbſt 1283 genannt, und zu der Landſchaft Chmeln, welche die nachmalige Ordensregierung, bis ſie um 1390 das Pflegeramt von Mirchow einſetzte, in ihren alten Pommerelliſchen Einrichtungen unangetaſtet ließ, werden, nach vorliegenden Daten **), nicht nur die weſtliche und nordöſtliche Reihe der Radau-

*) Vgl. Voigt Preuß. Geſch. IV. 286. n. 1. Von den dort genannten 22 Dörfern iſt Zelonina jetzt Zelenina, ein Vorwerk von Alt-Hütte öſtlich von Behrendt, Bandomino j. Bendomin, Grabovo j. Grabau, Lubna j. Lubjahnen, Korne j. Kornen, Goſtome j. Goſtomie, Zcorevo j. Skorzewen öſtlich von Guſtomie, Scorevo dagegen iſt unzweifelhaft das jetzt nicht mehr vorhandene Dorf Skorſow, welches nach der Handfeſte von Patul 1432 öſtlich von dieſem Orte in der Nähe der Schönberge lag; Saple j. Alt-Czapel, Pirſcewo j. Pierzewo, Golube j. Gollubien, Potull j. Patully, Sicorino j. Sycorzyn, Pchuze j. Putz, Sgorale j. Zgorzallen, Clobucino j. Kloboczyn. Mancevo iſt das Dorf Manſovo, welches ſchon in den letzten Zeiten der Ordensherrſcha't, während des zwölfjährigen Krieges und zwar, nach einer Notiz im Kirchenbuche von Schöneberg in ſo barbariſcher Weiſe vernichtet wurde, daß bald junger Wald über ihrer Feldmark aufwuchs: doch haftete der Namen noch au dem Boden, als auf und neben demſelben um 1607 das jetzige Dorf Schöneberg angelegt wurde. Sarevo dürfte wohl gleichnamig mit dem ſpäter untergegangenen Dorfe Zarow oder Zarzow ſein, auf deſſen Grunde 1616 das Dorf Neu-Czappel entſtand. Die Namen Coſtrina, Neruſe und Uneraze weiß ich nicht zu deuten.

**) Vgl. außer den Zuckauer Urkunden von 1280. 1283. 1284. 1295. 1333 (Sawor in Teritorio Chmelnensi), die Handfeſten von Orzech (1353 im Lande Chmelin), Camelow (1354 im Gebiete Chmeln), Swynebloe (1356 im Lande zu Chmelin), Czeſchin (1358 im Lande Chmeln), Suleſchin (1365 im Lande Gmeln) Anczmoſt und Gut Jamnow (1381 in dem Lande zcu Kamellen), endlich Sawor (1385 in Chmelnensi destrictu).

nenſeen und deren Umgebungen *), ſondern die darangrenzende ſüdweſtliche Gegend bis nach Sullenczin, Oſtrowitt und Sdunowiz hin gerechnet, ſo daß erſichtlich die Kaſtellanei Chmelno im Oſten und Süden mit den Diſtricten Gorrenczin und Pirchen zuſammenſtieß. Zu den Einnahmen des Kaſtellans von Chmelno gehörte der dritte Fiſch von jedem Fange, doch befanden ſich 1235 in der Nähe von Chmelno angebaute Aecker und Wieſen und in der Nähe der Seen wohnte eine erbgeſeſſene Slawiſche Bevölkerung, Ritter und Leibeigene **) (Kmetonen). Der Bannerführer (Verillifer) dieſes Chmelniſchen Adels Miroslaw ***) machte ſich 1308 bei dem Kampfe um den Beſitz von Danzig um den Orden ſo verdient, daß dieſer ihn deshalb mit beſondern Gütern ausſtattete. Jedenfalls ſcheint der oft genannte Hauptort Chmelno in dieſem ganzen obern Radaunegebiet als der bedeutendſte gegolten zu haben, theils wegen ſeiner geographiſchen Lage, indem ſeine Feldmark eine Halbinſel einnimmt, an deren nördlichem und ſüdlichem Ende ſowohl wichtige Vereinigungen in der Kette der Radaunenſeen, als auch wichtige Landverbindungen zwiſchen den beiderſeitigen Uferbewohnern ſtattfinden, theils wegen ſeiner Burg †), die neben dem Orte auf der öſtlichen Spitze der Halbinſel gelegen war. Da, wo von Oſten aus der Gegend von Koſſy her von dem ſteil abfallenden Seeufer eine maleriſch geformte Halbinſel nach Nordweſt ſich ausbreitend, den nördlichen Raicovo- und den ſüdlichen Klodnoſee trennt, tritt ihr von dem Dorfe Chmelno her, in gleicher Weiſe den Biataſee im Norden von dem Klodnoſee im Süden ſcheidend eine Landzunge bis in ſolche Nähe entgegen, daß heut zu Tage nur eine kleine Brücke über die ſchmale Rinne führt, durch welche die Waſſer der vereinigten Biata- und Raicowoſeen in den Klodnoſee fließen. Auf dieſer meiſtens aus niedern Wieſengründen gebildeten Landzunge zeigen ſich noch jetzt deutlich die Spuren ehemaliger hoher Erdwälle, welche einen ziemlich kreisrunden Raum

*) Urk. 1284: omnes lacus nostros et pisces ad ipsam castellaniam Gmelne pertinentes.

**) „sine omni participatione circumsedencium militum et Kmetonum."

***) Vgl. die Handfeſten von Viblin (1311) und Wyſtene (1314).

†) Urk. 1295 lacus ad ipsum Castrum de Gmelna pertinentes. 1384: Chmelno cum monte castri.

umſchließen, den noch die heutigen Slawiſchen Umwohner Grod-ziśko (Burg) nennen und als den Sitz der Prinzeſſin Damroca, der Gründerin der Kirche von Chmelno, verehren.

Das angebliche „Fürſtenthum Zuckau" verwandelt ſich nach den gegebenen Mittheilungen ſomit auf den ziemlich beſchränkten Raum von zwei Dörfern und vier Vorwerken auf eine Fläche von etwa 90 Kulmiſchen Huben, das „menſchenleere Land" aber, an welches es im 13. Jahrhundert nach Weſten hin anſtoßen ſollte, ſehen wir ebendamals, ſchon bis zu den Quellen der Pommeriſchen Stolpe hin, mit mehr als vierzig namentlich bekannten Dörfern angebaut, deren Bewohner in den drei Kaſtellanen von Gorrenczin, Pirchen und Chmelno ihre oberſten Richter und Kriegsbefehlshaber anerkannten und durch den Complex von Verpflichtungen, die ſich an dieſes Verhältniß knüpften, in einem gewiſſen Grade einer durch Geſetz und Gewohnheit geregelten Lebensordnung angehörten. Nimmt man hinzu, daß nach dem Ausweis der bis jetzt in Pommerellen hierüber angeſtellten Unterſuchungen *), eben dieſes Gebiet, namentlich Zuckau, Kobiſſau, Seefeld, Mirchau und vor allem Przewoß heidniſche Grabdenkmäler in großer Zahl aufbewahrt, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der im 13ten Jahrhunderte vorgefundene Anbau damals erſt neu oder gar durch fremde Koloniſation entſtanden ſei, ſondern man wird dieſe Gegend als einen alten Sitz einheimiſcher Bevölkerung anzuſehen haben. Intereſſant wäre es, von den Zuſtänden und Schickſalen dieſer Bevölkerung eine klare Anſchauung zu gewinnen. Leider liegt es gerade in der Natur der neu hierüber eröffneten Quellen, daß, während ſie ſich weitläuftig über Dinge verbreiten, an denen der Nachwelt wenig gelegen iſt, ſie nur ganz gelegentlich einmal weſentliche Verhältniſſe berühren. Vorläufig wird es jedoch gerathen ſein, auch dieſes ſcheinbar Geringfügige nicht unbeachtet zu laſſen. Die dürftigen Notizen, welche ſie über die dauernden Zuſtände der ländlichen Bevölkerung mittheilen, werde ich an einer weiter unten folgenden Stelle mit den Nachrichten aus den benachbarten Pommerelliſchen Landſchaften zu einem Ganzen zu vereinigen ſuchen, im Folgenden jedoch die Spuren geſchichtlicher

*) Vgl. Förſtemann (Pr. Provinzialbl. andere Folge Bd. I.): Alterthümer der Kreiſe Carthaus, Stargardt und Berendt.

Ereigniſſe zuſammenleſen, inſoweit ſie auf das Kloſter Zuckau einen Einfluß übten und deshalb in ihren Documenten Erwähnung finden.

II.

Der durchgehende Charakter des einheimiſchen Pommerelliſchen Fürſtengeſchlechtes, welches bis 1295 über dieſe Landſchaften herrſchte, — rohe Kraft, Gewinnſucht, die weder im innern Rechtsgefühle, noch im Buchſtaben des Vortrages einen Zügel hat, daneben aber abergläubiges Haſchen nach den Gnadenſpenden der Kirche, — findet auch in den Beziehungen jener Familie zu den Nonnen von Zuckau ihren Ausdruck.

So wie Oliva als gemeinſame Begräbnißſtätte der Herzoge, ſo erfreute ſich Zuckau, wie es ſcheint, als Aufenthaltsort der unverheiratheten Prinzeſſinnen der beſondern Gewogenheit des ganzen Geſchlechts. Das Todtenbuch des Kloſters bezeichnete den 25. Mai als den Gedächtnißtag für die Tochter eines Herzogs Swantopolks, die Prinzeſſin Damroca, welche, nachdem ſie die Kirche in Chmelno gegründet, ins Kloſter als Nonne eintrat und daſelbſt 1223 ſtarb *). Gleiches Loos ſcheinen auch zwei oder

*) Herr Pfarrer v. Tempski in Chmielno hatte die Güte, mir die hiſtoriſchen Notizen mitzutheilen, welche über ſeine Kirche in einem ſeiner Kirchenbücher *verzeichnet* ſind. Dieſe Notizen wurden von einem ſeiner Amtsvorgänger *aus einem* „Geſchichtswerke" des Karthäuſer-Priors Georg Schwengel excerpirt, welches 1749 handſchriftlich abgefaßt ſein ſoll. Leider hat ſich unter den zahlreichen handſchriftlichen Werken Schwengel's, die in den letzten Jahren, nachdem ſie lange eine unwürdige Verwahrloſung erfahren, wieder ans Tageslicht gefördert ſind, jenes Geſchichtswerk nicht vorgefunden. Schwengel hatte zu demſelben die im Zuckauer Archive vorhandenen Original-Documente benutzt. Unter Andern bemerkte er nun: „Im Menologium des Zuckauer Kloſters wird erwähnt, daß Damroca, Tochter des Pommerelliſchen Herzogs Swantopolk's, die Gründerin der Chmielnauer Kirche im Jahre 1223 am 25. Mai daſelbſt als Nonne verſtorben iſt." Zur Würdigung dieſer Notiz wäre es nun von großem Intereſſe zu wiſſen, in welcher Zeit das citirte Menologium abgefaßt iſt, da z. B. in den Klöſtern Oliva und Karthaus die Menologia am Ende des 16ten Jahrhunderts nach alten, keineswegs immer ſichern Traditionen angefertigt wurden. In dem gegenwärtigen Falle iſt dieſe Frage um ſo wichtiger, da es ſehr ſchwer hält, dieſer Damroca ihren richtigen Platz in der Pommerelliſchen Herzogsfamilie anzuweiſen. Wenn ſie nämlich 1223 ſchon erwachſen geweſen und *ſomit mindeſtens* 1200 geboren ſein ſoll, ſo kann ſie nicht wohl eine Tochter des *bekannten* Swantopolk geweſen ſein, der ſelbſt um 1210 zum erſten Male ge-

drei ſonſt unbekannte Schweſtern des bekannten regierenden Herzogs Swantopolks II. gewählt zu haben*), welche um 1258 im Kloſter lebten, eine beſondere Bedeutung für Zuckau hatte eine Tochter deſſelben Fürſten Witoslawa**), welche ſicher während der Jahre 1280 und 1289, unzweifelhaft aber auch eine geraume Zeit früher und ſpäter, Priorin („Mayſtra") von Zuckau war und dem Kloſter von Seiten ihres regierenden Bruders Meſtwin II. große Begünſtigungen zuwandte.

Auch andere weibliche Mitglieder, welche einem andern Berufe folgten, bezeigten in anſehnlichen Gaben dem Kloſter ihre Gunſt. So wie Herzog Meſtwin's I. Gemahlin, Swinislava, in dem, was ſie zur Stiftung beitrug, gewiß einen ſehr bedeutenden Theil ihres geſammten Erbgutes hergab, ſo ſchenkte ihre Tochter Miroſlawa***), Wittwe Herzog Boleslav's II. von Pommern um

nannt wird, erſt 1220 mit unmündigen Brüdern das Herzogthum erhielt und deſſen Kinder nach menſchlicher Wahrſcheinlichkeit erſt nach 1220 geboren ſein können. Sollte alſo die Zahl 1223 ächt, und nicht etwa die traditionelle Damroca und die urkundliche Witozlawa (vgl. Beilage I.) eine und dieſelbe Perſon ſein, ſo dürfte ſie als die Tochter des ältern Swantopolk, des Sohnes Sambor's I. anzunehmen ſein, der nach 1215 nicht mehr genannt wird

*) Bei der Verleihung von Rambozewo, Schmantau und Mehſau (1258), ſo wie bei der Beſtätigung des Beſitzes von Rambozewo (1259) welche beide Akte der Herzog im Kloſter ſelbſt vollzieht, nennt Swantopolk II. in dem erſten (Beilage III. a.) ſeine drei Schweſtern in Verbindung mit dem Propſte Simon und dem Prior Conrad ſo, daß ſie durch die nachfolgenden Worte: et presentibus Militibus" von den übrigen weltlichen Zeugen ziemlich deutlich als geiſtliche Perſonen unterſchieden werden. In gleicher Weiſe werden ſie in der zweiten Urkunde (Beilage III. b.) nebſt dem ganzen Convent als anweſend bezeichnet und ſpäter erſt die weltlichen Zeugen genannt. Es kommt hinzu, daß von den ſonſt hiſtoriſchen bekannten Schweſtern Swantopolks II. nur eine, die verwittwete Herzogin Miroſlawa von Pommern, 1259 noch gelebt haben kann. (Vgl. Beilage I.)

**) Dieſe bisher ganz unbekannt gebliebene Prinzeſſin, welche in der als Beilage VIII. abgedruckten Urkunde unzweideutig als Schweſter Meſtwin II. und als Priorin von Zuckau erſcheint, kommt auch in zwei bereits edirten Olivaer Urkunden von 1281 und 1289. (v. Ledebuhr Archiv II. 221—224) vor, wo jedoch der Herausgeber ihren Namen fälſchlich in Withoslaus magistra umwandelte.

***) Vgl. Beilage IX. Die Zeit der Abfaſſung dieſer Urkunde beſtimmt ſich daraus, daß Miroſlawa, ſeit c. 1220 Wittwer nur bis 1233 mit ihrem Sohne

1230 in Gegenwart der Fürſtin Mathilde, Gemahlin Sambors II. von Lübeſchau, den Nonnen das Dorf Guſchow im Colbergiſchen Lande, wies ihnen von ihren Einnahmen in Colberg jährlich zehn Mark an und befreite die Salzwerke, welche das Kloſter in Colberg beſaß, von jeder Abgabe. In Kujavien, deſſen Herzogin Salome eine Tochter Sambor's II. war, erhielt Zuckau um 1267 das Recht, zehn Wagen zollfrei durch das Land zu führen *). Die männlichen Mitglieder ſtanden in dieſer Art der Devotion nicht nach; faſt alle regierenden Fürſten dieſes Hauſes haben das Grundgebiet von Zuckau durch Schenkungen erweitert. In dem Zeitraum von 1230 bis 1241, wo nach dem Tode ihres Bruders Wartiſlav unter den drei Söhnen Meſtwin's I. leidliche Eintracht beſtand, und wo nach friedlichem Uebereinkommen Ratibor über das Gebiet Belgard an der Leba, Sambor über Lübeſchau, das auch die Kaſtellaneien von Pirchen und Gorrenczin umfaßt zu haben ſcheint, Swantopolk aber über die Landſchaften von Danzig, Stolpe und Schwetz gebot, — in dieſer Zeit verlieh Ratibor an die Nonnen von Zuckau die Nachbardörfer **) Zamblewo (1238) und Luſino (vor 1245), Sambor ***) 1240, ohne Rückſicht auf

gemeinſchaftlich regiert, Sambor aber, der erſt 1232 mündig iſt, nicht lange vor 1233 ſich verheirathet haben wird.

*) *Copiarium* p. 25. a.: De theolonio non soluendo in terra Cuiavie. Notum sit omnibus presens scriptum inspecturis Castellanis Tribunis Thelneariis atque monetariis in terra nostra constitutis Zemomizl dei gra dux Cuiawie domino preposito de Sucovia omnimodam libertatem per terram nostram transeundi cum decem curribus ab omnibus solutionibus contulimus. Et ne quis ausu temerario hanc donacionem infringere attemptauerit presentem paginam nostri sigilli munimine duximus roborandam Datum Wladislawie in vigilia omnium Sanctorum. Herzog Ziemomyſl regierte 1267—1287.

**) Ueber Zamblewo (ſ. Zomblewo ſüdlich von Neuſtadt) beſitzen wir den Schenkungsbrief Ratibor's vgl. Beilage X. Das nördlich von demſelben gelegene Luſino zählt Biſchof Michael 1245 (Beil. VI.) bereits zu den Beſitzungen von Zuckau, während es in den frühern Privilegien noch nicht vorkommt. Beide Dörfer gehörten noch 1572 dem Kloſter.

***) Vgl. Beilage XI. Ueber die Lage von Baſino oder Badino mit 3 Seen in der Kaſtellanei Gorrenczin vgl. oben S. 19. not. Aus der Erklärung des Abtes Alexander von Oliva (Beilage XIX.) erhellt, daß dieſes Baſino daſſelbe Dorf ſei, welches bereits Herzog Soboslav 1215 an Oliva geſchenkt und deſſen Beſitz dieſem Kloſter von Swantopolk II. 1235 9. Aug. (Cod. Pomer. Dipl.

die Anſprüche, welche dem Kloſter Oliva vermöge früherer Schenkungsbriefe über denſelben Ort zuſtanden, das Dorf Waſino und in Erfüllung eines väterlichen Gebotes, von den jährlichen Einkünften jedes der beiden Dörfer Leniwe und Scorevo fünf Bienenkörbe, und Swantopolk endlich im Schwetzer Gebiete (vor 1240) das Dorf Carſovo *) mit dem Rechte zur Fiſcherei und zur Anlage einer Mühle in gewiſſen benachbarten Gewäſſern. Auch ſpäter, als Swantopolk nach Vertreibung und Unterdrückung ſeiner Brüder das ganze Pommerelliſche Gebiet allein beherrſchte, bereicherte er Zuckau mit anſehnlichen Landestheilen in den Belgardſchen Stolpeſchen und Chmelnoer Kaſtellaneien. An der Leba erwarben die Nonnen außer dem Dorfe Landechow 1252 oberhalb des Caſtrums Belgard, die bereits im Stolper Gebiete gelegenen Dörfer Prevos und Zezenow und mit letztern zugleich die Fiſchereigerechtigkeit auf der Leba von Prewos bis zum großen Lebaſee; der Herzog behielt ſich nur oberhalb Prewos eine Fiſchwehre vor **); in der Chmelnoer Gegend wuchſen ihre Beſitzungen an der Oſtſeite der Radaunenſeen, indem ſie 1252 über Ramboczewo, 1258 und 1259 nach Oſten über Schmantau und Meſau hin und nach Norden ſo weit ausgedehnt wurden, daß das Dorf Saworry zum Kloſtergebiete gehörte.

In beiden Gebieten wurden unter Meſtwin II., dem Sohne

p. 494) und ſpäter 1299 von Herzog Wladislaw beſtätigt worden war (ibid. p. 240); in Wirklichkeit ſcheint es nie im Beſitze von Oliva geweſen zu ſein. Daß Waſino in der Nähe von Sereſen und Meſau lag, ergiebt ſich nicht nur daraus, daß es in der Regel mit einem dieſer beiden Dörfer zuſammen genannt wird, ſondern noch beſtimmter aus einem Aktenſtücke des Danziger Archivs vom Jahre 1566, in welchem die Danziger Familie Ferber nachweiſt, daß ihr die Dörfer Sereſen und Meſau in Emphyteuſe gegeben ſeien und dabei den Umfang ihres Beſitzthums mit dem Gebiet von Meſau, Waſino und Sereſen bezeichnet. Unzweifelhaft gehörte Waſino zu den untergegangenen Dörfern, deren Feldmark mit den benachbarten Dörfern verbunden worden war. Ueber die Lage von Scorewo im Lande Pirchen vgl. oben S 22 n.*. Leniwe dürfte wohl in entfernteren Diſtrikten des Dirſchauer Landes zu ſuchen ſein.

*) cf. Beilage VII. Nach den in dieſer Urkunde gegebenen Andeutungen, daß zu Carſovo zwei Seen und ein Fiſchzug auf der Wda gehört, ſcheint unter dieſem Carſovo, das nördlich von Schwetz, nicht weit von dem Czarna Woda (Schwarzwaſſer) gelegene Dorf Starſzewo gemeint zu ſein.

**) Vgl. Beilage XII.

Swantopolks, neue Erwerbungen gemacht. Die oben erwähnte angebliche Stiftung der Princeſſin Damroca, die S. Peterskirche in Chmelno ward 1280 (Beilage VIII.) Eigenthum von Zuckau und mit derſelben wurden dem Kloſter nicht nur ſämmtliche Radaunenſeen der weſtlichen Seenreihe *), nebſt dem nördlichen Theile bis zum Oſtritzſee und ihren Verbindungsarmen, mit Ausnahme

*) Es erſcheint vorläufig als ein vergebliches Bemühen, den Namen, mit welchen im 13. Jahrhunderte dieſe einzelnen See bezeichnet wurden, ihre genau beſtimmte Localität anzuweiſen. Eine Hauptſchwierigkeit beſteht darin, daß es meines Wiſſens noch keine Charte giebt, welche dieſe Seenkette richtig und mit allen den Namen, die ihren einzelnen Theilen noch jetzt von den Anwohnern beigelegt werden, bezeichnete. So fehlt z. B. ſelbſt auf der neueſten Kreiskarte noch der Namen des dem Biala nach Oſten anliegenden Raicovoſees. Eine zweite Schwierigkeit liegt in den mannichfaltigen Ausdrücken, die für dieſe Seen in den alten Quellen vorkommen, und die ſich nur daraus erklären laſſen, daß auch damals einzelne Theile bald mit ihrem beſondern Namen benannt, bald unter einem allgemeinern zuſammengefaßt wurden. In der Fundation erhält Zuckau: lacum Garsno et magnum lacum Brodno; bei der Schenkung von Remboczewo (1252) werden beide Seen bei denſelben als parvus et magnus Brodno dem Kloſter als Eigenthum zuerkannt, worauf dann das Privilegium von 1252/1258 die Seen Garsno, Brodno und Brodnitza nennt (auch gegenwärtig heißt der nördlich von Remboczewo gelegene See Brodno, der ſüdliche Brodnitza, ihre auf den Anſchein ziemlich gleiche Größe läßt ſchwer entſcheiden, welcher der große oder welcher der kleine zu nennen ſei). Das Privilegium von 1260 nennt nur Ramboßewo „mit den Seen“, das von 1282 gar keine Seen, ſondern nur Ramboßewo; dagegen bezeichnet das von 1283 als altes „Eigenthum von Zuckau“: fünf Seen Karsno, Brodno, Brodnica, magnum lacum Brudno et Garzche und daſſelbe wiederholt das Privilegium von 1295. Mit der Kirche von Chmelno waren, wie der Zuſammenhang und die Schenkung von 1284 lehrt, alle in der Kaſtellanei Chmelno befindliche Seen und Flüſſe des Radaunengebietes verbunden, zu welcher Kaſtellanei aber die von Weſten und Süden in den Oſtritzſee zuſammenfließenden Gewäſſer, die theils im Gebiete von Gorrenczin, theils im Lande Pirchen lagen, nicht gehörten. Jene der Kirche von Chmelno zugeeignete Seen ſind aber nach den Privilegien von 1283 und 1295: Raduna, Neroſtow, Beale, Clodna, Planiſſa, Racaw, Brodno parvum et Brodno magnum. Wie die zwei Brodnoſeen zugleich dem Kloſter und der Kirche von Chmelno zugehören konnten, weiß ich nicht zu deuten, ebenſo wenig läßt ſich die Lage von Neroſtow und Plauiſſa beſtimmen; man kann nur daraus, daß ſie hier und auch in der päpſtlichen Urkunde von 1378 (wo die Planiſſa, Planſno heißt) mitten unter den bekannten Radaunenſeen vorkommen, vermuthen, daß ſie kleinere Buchten derſelben bezeichnen. Unter den Verbindungsflüſſen wird derjenige, welcher den großen Radaunenſee (Radunat mit dem Clodnoſee verbindet, gemäß der

Digitized by Google

eines beſtimmten, dem Kloſter Oliva vorbehaltenen Antheils, ſondern auch alle Einnahmen, die der Kaſtellan von Chmelno bisher aus jenen Seen gezogen hatte, überwieſen. Da andererſeits Herzog Meſtwin in jenen Gegenden damals dem Deutſchen Orden ein Geſchenk zu machen beabſichtigte, ſo entſagte das Kloſter für dieſen Zweck 1281 ſeinen Rechten auf die Fiſcherei in der Oſſosnitza und Warsnitza *) und wurde dafür 1283 durch Vergrößerung ſeiner Einnahmen auf der Leba entſchädigt, indem nämlich ſeinen Beſitzungen an dieſem Fluſſe der Lachsfang auf dem großen Lebaſee bis an die Stelle, „wo ſich der See einen Weg in das geſalzene Meer geöffnet hat“, ohne alle Beeinträchtigung, ſelbſt ohne die Abgabe des vierten Fiſches, den der Kaſtellan bisher zu beziehen pflegte, hinzugefügt ward. Zwar ſollte Zuckau dieſen Fiſchfang mit dem Biſchofe von Leslau theilen, doch muß es ſich von den Anſprüchen deſſelben bald frei gemacht haben, da die Nonnen ſowohl 1295 durch König Prſemyſl II. als auch 1313 durch Markgraf Waldemar von Brandenburg als die alleinigen Beſitzer des Fluſſes von Zezenow bis an die Meeresküſte anerkannt wurden.

Dagegen erkennt man ſchon an den häufigen Beſtätigungen einer und derſelben Schenkung durch einen und denſelben Donator, an dem ſchon bei dem Dorfe Baſino bemerklich gemachten Beiſpiele, wie daſſelbe Beſitzthum von verſchiedenen Herrſchern, verſchiedenen Heiligthümern zum Geſchenke gemacht wird und aus den Klagen, die in den Eingängen der Schenkungsbriefe über die herrſchende Geringſchätzung kirchlichen Eigenthumes ausgeſtoßen werden, wie mühſam den Klöſtern es wurde, das erworbene Beſitzthum zu behaupten. Die Kämpfe Zuckaus um den Beſitz von Oxhöft geben von dieſem Zuſtande der Rechtloſigkeit ein auffälliges Beiſpiel.

Die zwiſchen der Oſtſee und den Sümpfen des Kielaubaches inſelartig hervortretende Landſchaft Oxhöft, welche damals funfzehn Dörfer umfaßte, war von der Herzogin Swinislawa ganz und gar dem Kloſter verſchrieben worden. Nichtsdeſtoweniger än-

1235 vollzogenen Schenkung (Cod. Pomeran. Dipl. n. 225.) dem Kloſter Oliva vorbehalten.

*) Vgl. Oelrichs Verzeichniß von Urkunden s. a.

derte ihr Sohn Swantopolk dieſe Beſtimmung, indem er 23. April 1224 in Gegenwart ſeiner Mutter und Gemahlin, ſowie der geiſtlichen Obern von Zuckau und des Biſchofs Michael von Cujawien neun jener Dörfer an das Kloſter Oliva verlieh. Später jedoch in eine ſchwere Krankheit verfallen, drückte ihn, wie ſein Bruder Ratibor bezeugt *), Gewiſſensunruhe über dieſe That und er ſuchte bei den Dominikanern, denen er 1227 in Danzig einen Sitz gegründet hatte, geiſtlichen Rath, und dieſe bewogen ihn, den Nonnen ihr Beſitzthum zurückzugeben. Im Jahre 1245, wo Biſchof Michael von Kujawien ſämmtliche namentlich genannten Güter des Kloſters vom Biſchofszehnten befreite, war Zuckau wieder im Beſitze des ganzen Oxhöft und das Beſtätigungs-Privilegium Herzog Swantopolks, welches dieſen Beſitzſtand anerkennt, kann wohl nur in dieſer Zeit ausgeſtellt ſein. Das Kloſter Oliva widerſetzte ſich zwar dieſer Beraubung und rief um 1249 die Hülfe des Papſtes Innocenz IV. an **), richtete jedoch nichts aus, da jener Kirchenfürſt Scheu trug, den unbändigen Herzog mit gewaltſamen Mitteln zu reizen. Aber auch Zuckau blieb nicht lange im ungeſtörten Genuſſe des Wiedererworbenen. Im Jahre 1260 beſitzt es nur noch eines jener 15 Dörfer, das am Weſtrande der Oxhöfter Brüche gelegene Sbichau, und dazu, wahrſcheinlich als Entſchädigung für die übrigen 14, am Strande von Oxhöft freien Fiſchfang von der Mündung der Kielau bis zu einem Orte Kochowa ***).

*) Das Copiarium von Zuckau (p. 7. a.) bewahrt folgendes Zeugniß Ratibors, das, weil die Mutter deſſelben bereits als verſtorben bezeichnet wird, nach 1240, jedenfalls aber vor 1260 abgegeben ſein muß: Quoniam discernencium causas ignorantia animum perturbare consweuit Ego dux ratiborius testimonium confero veritati quod pie memorie mater mea cum consensu patris mei et fratrum meorum Dni Swantopolci wartislai. Sambory et mea [sic] domui Sucouie totum contulit oxiua iure perpetuo sed nescio qua intencione dns Swantopolcus partem predicte domui post mortem patris nostri abstulerit et claustro oliuencium dederit, post hoc graui depressus infirmitate predicatores super hoc facto consuluit et per ipsos correctus Sucouiensem domum in pristinam restituit possessionem.

**) Barthold II. 486.

***) Dieſe Fiſcher-Station wird im Privileg. von 1283 Woyſca genannt. Kochowa, das nicht mehr vorhanden iſt, wird am Strande in der Mitte von

Nach dem Tode Swantopolks werden beide Klöſter ihre Anſprüche erneuert und bei dem ſchwachen und devoten Herzoge Meſtwin II. Gehör gefunden haben. Jedenfalls kam es unter dieſem Fürſten zu Verhandlungen und Ausgleichungen darüber. Gemäß einem im Juli 1281 zu Jung-Leslau abgeſchloſſenen und im September von dem Vermittler, dem Decan Lebhardus von Leslau beſtätigten Vergleiche entſagte Zuckau der nördlichen Hälfte des Oxhöfter Landes zu Gunſten Oliva's und erhält dafür von dem letztern ſogleich 30 Mark Thorner Pfennige und außerdem einen jährlich am St. Martinstage zu zahlenden Zins von zwei Marken. Die Priorin, des Herzogs Schweſter Vitozlawa, legte ſich ſelbſt eine Strafe von 50 Mark Goldes auf, wofern ſie gegen dieſen Vertrag handelte. Obgleich nun noch ins Beſondere der päpſtliche Legat, Biſchof von Firmo (April 1282) dieſen Vertrag für gültig erklärte und Herzog Meſtwin II. (November 1282) den Nonnen mit Rückſicht auf denſelben einen neuen Privilegienbrief ausſtellte*), ſo kam derſelbe doch nicht zur Ausführung. Der Herzog fand nachträglich, daß Zuckau übervortheilt ſei und erklärte im Mai 1283**) die Nonnen für die alleinigen Beſitzerinnen des Landes Oxhöft. Auch ein zweiter, am S. Adalbertstage 1289 in der Burg von Danzig vollzogener Vergleich, nach welchem jene Zahlung von 30 Thorner Marken in eine Lieferung von 15 Zugthieren und 5 Füllen verwandelt und der jährliche Zins von zwei auf drei Mark erhöhet ward, zu deſſen ſtärkerer Befeſtigung Herzog Meſtwin II. in eigener Perſon am Catharinentage (25. Novemb.) deſſelben Jahres eine genaue Grenztheilung vornahm***), ſcheint kein dauerndes Verhältniß begründet zu haben. Denn während Herzog Bogislav IV. von Weſtpommern in Anweſenheit und mit Beiſtimmung ſeines Vetters Meſtwins II., für deſſen Thronerben er ſich hielt, 1291 das halbe Land Oxhöft für Eigenthum von Oliva erklärte, erneuerte der wirkliche Erbe, König

Oxhöft gelegen haben; denn nach der Grenztheilung von 1289 und nach dem Olivaer Privilegium von 1342 begann nördlich von demſelben die Olivaer Station und reichte bis zur Mündung der Rheda.

*) Vgl. Beilage XIII.

**) Vgl. Beilage XIV.

***) Vgl. Beilage XIX.

Digitized by Google

Przmyſlaw II. von Polen 1295 *) den Zuckauern ihr Beſitzrecht über ſämmtliche 15 Dörfer. Wahrſcheinlich hat erſt das deutſche Regiment des Ordens dieſer Unſicherheit ein Ende gemacht. Jedenfalls ernannte Hochmeiſter Carl von Trier 1316 die Komthure von Danzig und Mewe nebſt dem Abte Gotfried von Pölplin zu neuen Schiedsrichtern über ſämmtliche damals zwiſchen Oliva und Zuckau neu ausgebrochene Grenzhändel und dieſe wurden dahin vermittelt, daß Oliva (vgl. Beilage XIX.) ſeinen Anſprüchen auf *Baſino* entſagte und hiefür ſo wie für eine einmalige Zahlung von 30 Marken ſeine Güter auf Orhöft von jeder Verpflichtung gegen Zuckau freigeſprochen zum vollen Eigenthum erhielt. Seitdem hierauf Ludolf König in dem ſogenannten großen Olivaer Privilegium (1342. 31. Oct.) die von Herzog Meſtwin II. feſtgeſtellten Grenzen erneuerte, iſt bis zur Aufhebung beider Klöſter der nördliche größere Theil von Orhöft im Beſitz von Oliva geblieben, während Zuckau auf das Kirchdorf Orhöft und die beiden Dörfer Obluß und Pogorß beſchränkt war, ſo jedoch, daß die ſpätere Feldmark jener drei Ortſchaften auch den Umkreis der drei *untergegangenen* Dörfer Grabelewo, Gogolino, Barchoczino nebſt einem Theile der Torfmoore in ſich ſchloß **).

Ungeachtet dieſes unſichern Rechtszuſtandes hatte das Kloſter Zuckau alle Urſache in dieſen Pommerelliſchen Herzogen ihre *freigebigſten* Wohlthäter zu verehren und das dreizehnte Jahrhundert als die *Zeit* ſeiner höchſten Blüthe zu betrachten, wie denn auch die Nonnen bis auf den heutigen Tag einen wahrſcheinlich echten Waffenrock Herzog Swantopolk's als eine heilige Erinnerung *bewahren* ***).

Sichtlich begann mit der Ordensherrſchaft (1308) auch der Verfall des Kloſters.

*) Vgl. Beilage XV.

**) Vgl. Beil. V, Ueber die Namen Bargl und Briſtaie habe ich nichts ermitteln können.

***) Johannes Engelbrecht Teutſch-Pommerſche Chronik (MSc.): „Sein Rock von köſtlichem Taft gemacht, ſoll noch heutiges Tages (1560) vollkomlich im Kloſter Suckau gleich als ein Heiligthum gezeigt werden." Herr v. Quaſt iſt der Meinung, daß das gegenwärtig in Zuckau aufbewahrte aus Seiden- und Goldfäden gewirkte Gewand ſeiner eigenthümlichen Form und Textur nach gar wohl bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen könne.

Digitized by Google

Wenn gleich die Hochmeiſter zuweilen ein Almoſen an die Nonnen gelangen ließen, ſo iſt doch keine Spur, daß ſie jemals den Grundbeſitz derſelben durch eine Schenkung vermehrt, oder ſelbſt nur die Anſprüche, welche die Zuckauer auf die Einkünfte der Danziger Burg machen dürften, reſpectirt hätten. Aus den Documenten, welche das Kloſter vom vierzehnten Jahrhundert aufbewahrte, muß man vielmehr vermuthen, daß ſich der Orden in den erſten ſiebenzig Jahren um dieſes ganz von Slawen bewohnte Hinterland an der Radaune wenig bekümmerte und daß der umwohnende Pommerelliſche Adel die Gelegenheit benutzend das klöſterliche Eigenthum häufig antaſtete und nach und nach den größten Theil deſſelben an ſich riß.

Von den Beſitzungen im Schwetzer Gebiete iſt ſeit 1303, wo Propſt Friedrich von Zuckau ſich mit dem Pfarrer Benedict von der S. Marienburg über die Grenzen zwiſchen Carſovo und Sicove friedlich einigt, gar nicht mehr die Rede.

Ueber die Beſitzungen an der Leba, welche ſich das Kloſter 1313 von dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg und 1317 vom Herzog Wartislav von Pommern beſtätigen läßt, entſtehen um das Jahr 1334 Proceſſe mit benachbarten Edelleuten, über die Fiſchwehren mit einem Edel anne Domaſcla, über die Grenzen von Zezenow mit Throyan und Peter Teſcziß; die Priorin von Zuckau Panzlava und ihr Konvent ertheilten ihrem Propſte Nicolaus Vollmacht, jene Proceſſe in Stolpe vor dem Ordenskomthur Ulrich von Hugwitz zu führen. Ferner wird 1341 unter Vermittlung des Biſchofs Friedrich von Camin und ſeines Officials Simon, Pfarrherrn von Alt-Stolpe ein Streit Zuckaus mit dem Pfarrherrn Albert von Stoienthin dahin ausgeglichen, daß letzterer auf Lebenszeit die Pfarre von Zezenow behalten, daß ſie aber nach ſeinem Tode fortan immer von dem Propſt von Zuckau beſetzt werden ſolle. Auf welche Weiſe dieſe Beſitzungen und Rechte in den nächſten zweihundert Jahren dem Kloſter gänzlich entfremdet worden ſind, iſt unbekannt. Die Grenzen des Gutes Swemirowe (Schmierau) bei Oliva, welche, wie es ſcheint, 1285 über die Feldmark des benachbarten Carlikau*) ausgedehnt

*) cf. Beilage XVI. Es läßt ſich nicht denken, daß hier ein anderes Carlikau, als das im Texte bezeichnete, gemeint ſein kann.

waren, wurden 1316 von dem Abte von Oliva angefeindet. Die Entſcheidung, welche die vom Hochmeiſter ernannten Schiedsrichter damals trafen, fiel dahin aus, daß Zuckau jenes Gut ſammt allen in der Nähe Olivas gelegenen Beſitzungen, zu welchen, wie das noch heutigen Tages der Fall iſt, eine Anzahl Wieſen auf der friſchen Nehrung gehörten an Oliva abtrat, und dafür mit einem Dorfe (Plauanow), einer Mühle und den Fiſchereigerechtigkeiten, welche Oliva am nordöſtlichen Ende des großen Rabaunenſees beſaß, entſchädigt wurde.

Nicht einmal die zunächſt dem eigentlichen Kloſtergebiet gelegenen Beſitzungen an den Rabaunenſeen bleiben vor habgierigen Angriffen verſchont. Benachbarte geiſtliche und weltliche Herren nöthigten die Nonnen die einzelnen Güter unter der Form von Kauf- und Tauſchverträgen an ſie abzutreten; ſo iſt namentlich ein Drittel des Dorfes Saworry am Oſtufer des großen Brodnoſees 1334 in den Händen eines Ritters Jan, der es mit Genehmigung des Danziger Komthurs zu gleichen Ritterrechten 25. April 1334 an Conrad von Schwerin verkauft. Das ſchutzloſe Kloſter wendet ſich zuletzt um Hülfe an den päpſtlichen Stuhl, worauf dann eine 4. Mai 1378 erlaſſene Bulle Pabſt Urbans VI. allen jenen geiſtlichen und weltlichen Perſonen verbietet, an das Kloſter ungebürliche Zumuthungen zu thun, alle einzeln benannten *Rabaunenſeen* und die an denſelben gelegenen Kloſtergüter in den beſonderen Schutz des apoſtoliſchen Stuhles nimmt und jede Beſitzveränderung innerhalb derſelben von der Genehmigung des Papſtes abhängig macht*). In Betreff Saworry's kam es darauf 1. Januar 1385 unter Vermittlung von Schiedsrichtern zu einer Einigung, nach welcher Zuckau dem dermaligen Inhaber Czeſſmar von Sykorſin und ſeinem Geſchlechte alle Anſprüche auf Saworry mit 45 Mark abkaufte, wogegen Lutke von Sykorſin, Czeſſmar's Sohn, im Namen der ganzen Familie jeden Bruch dieſes Vertrages mit 100 Mark an das Kloſter und mit 30 Mark an die Schiedsrichter zu büßen gelobte. Auch wurde die Landſchaft um die drei nördlichen Seen (den Biala, Raicowo und Elodnoſee), an deren Ufern neben den beiden alten Orten Chmelno und Saworry im vierzehnten Jahrhundert die vielleicht damals

*) cf. Beilage XVII.

neuentſtandenen Dörfer*) Gorskau und Reyßko genannt werden, den Nonnen erhalten, wogegen alle übrigen Seen und deren Umgebungen in den Händen Pommerelliſcher Ritter verblieben.

Größerer Schutz mochte dem Kloſter werden, ſeitdem die Ordensregierung um 1385 durch Gründung des Pflegeramtes von Mirchau dieſer bisher wenig beachteten Gegend eine größere Aufmerkſamkeit widmete. Bereits waren jedoch die Einkünfte von Zuckau damals ſchon ſo ſehr zuſammengeſchmolzen, daß ſie zur Erhaltung der gewöhnlichen Zahl von Conventsmitgliedern nicht mehr zureichten und der Vaterabt von S. Vincenz 1394 und 1396 die Aufnahme von Novizen für eine Reihe von Jahren verbieten mußte**). Die Kriege des 15. Jahrhunderts, unter denen insbeſondere der Einfall der Huſſiten 1434 und der zwölfjährige Städtekrieg 1454—1466 auf dem Gebiete und in der Umgegend von Zuckau furchtbare Spuren der Verwüſtung zurückließen, ließen, wie ſehr auch das Basler Concil 1436 durch Schutz- und Ablaßbriefe zu helfen bemüht war, ein gedeihliches Leben um ſo weniger aufkommen, da gerade während dieſer Zeiten (1425 — 46) der Propſt Johann Knuwer durch ſchlechte Verwaltung und ſein ärgerliches Leben die innere Ruhe des Kloſters aufs Aeußerſte zerrüttete***). Wo ſeitdem Zuckau noch erwähnt wird, erſcheint es als ein herabgekommenes, dürftiges Feldkloſter.

---

*) Der Namen Gorskau hat ſich noch heut zu Tage in einem nördlich von Chmelno gelegenen Abbau Namens Karskania erhalten. Die Handfeſte von Reyßko, welche im Copiarium von ſpäterer Hand im Jahr 1532 niedergeſchrieben iſt, hat zur Ueberſchrift: Litterae super Suiteciam ville in Chamelno. Da der Namen Reyßko ſpäter gar nicht mehr genannt wird, ſo ſcheint es, daß Reyßko die Bezeichnung für das neben dem alten polniſchen Chmelno angelegte deutſche Dorf geweſen und ſpäter beide Dörfer zu einem einzigen, dem jetzigen Chmielno vereinigt worden ſeien.

**) Görlich S. 94.

***) Görlich S. 118. Am 13. Juni 1425 von den Nonnen präſentirt und von Abt Nicolaus Leman von S. Vincenz beſtätigt, wirthſchaftete Knauer ſo ſchlecht, daß er vom Abte abgeſetzt wurde; „durch friedliche Einigung und gute Verſprechungen gewann er die Nonnen, ſo daß ſie ihn 1444 zum zweiten Mal präſentirten und zum Obern erhielten. Aber ſeine zweite Amtsverwaltung war noch ärger als die frühere. Er ſtieß die gröbſten Schmähungen gegen den friedlichen Abt von S. Vincenz aus und bot Alles auf ſich gegen ihn zu behaupten, bis Hochmeiſter Conrad v. Erlichshauſen ſich einmiſchte und beide Geiſtlichen (15. Juni 1446) auf eine nachhaltige Weiſe mit einander verſöhnte.“

Ueber das **innere Leben** von Zuckau in dieſen frühen Zeiten liegen begreiflicher Weiſe nur wenige Thatſachen vor.

Man ſchreibt den Pommerelliſchen Klöſtern insgemein ein doppeltes Verdienſt zu, zunächſt, daß ſie das Chriſtenthum unter der umwohnenden Bevölkerung ausgebreitet und befeſtigt und ſodann, daß ſie mit dem Chriſtenthume zugleich die erſten Saamen germaniſcher Kultur ausgeſtreut haben. Wenn man jedoch auch dieſes Verdienſt im Allgemeinen zugeben muß, ſo iſt es doch ſehr ſchwierig den Antheil, den ein einzelnes Kloſterinſtitut an dieſer Thätigkeit hatte, nachzuweiſen. Man hat insbeſondere einen glänzenden Triumph des neuen chriſtlichen Lebensprincips darin gefunden, daß in den Kloſter-Privilegien der Pommerelliſchen Zeit, namentlich auch in mehrern Zuckauiſchen die Kloſter-Unterthanen von allen den zahlloſen ſclaviſchen Dienſten und Abgaben freigeſprochen werden, welche die übrigen Einwohner an den Herzog und ſeine Beamten zu leiſten hatten. Aber dieſer Triumph war keineswegs ein unbedingter und allgemeiner. Jene Exemtion ſollte, wie man aus einzelnen Beiſpielen deutlich ſieht, keineswegs den klöſterlichen Hinterſaſſen, ſondern zunächſt nur den Klöſtern zu Gute kommen, welche dadurch, daß die Landesherren ihren Anſprüchen entſagten, in die vollen Rechte dieſer Landesherren eintraten, und es iſt auch hier in jedem einzelnen Falle der Nachweis zu führen, daß das Kloſter den ihm übertragenen Rechten entſagt und, was in ſolchem Fall wohl die Regel geweſen ſein wird, die bisherigen Verpflichtungen der Unterthanen in ſolche umgewandelt habe, welche dem vorgeſchrittenen Kulturzuſtande entſprachen. In Betreff Zuckau's läßt ſich in allen dieſen Beziehungen nur folgendes Thatſächliche geltend machen. Was ſeine Thätigkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums betrifft, ſo iſt es gewiß hoch anzuſchlagen, daß auf dem kleinen Grundgebiete des Kloſters noch während des 13. Jahrhunderts außer der Kloſterkirche (neben welcher vielleicht ſchon damals die S. Johanniskapelle *) im Dorfe Zuckau angelegt wurde) **drei** Pfarrkirchen **) in **Chmelno**, in

*) Sie iſt nach einer mündlichen Tradition an der Stelle gebaut, wo einſt bei einem Raubzuge der Pomeſanier elf Nonnen ermordet wurden.

**) Die Kirche in Chmelno wird zuerſt 1280, die von Oxhöft 1283 und die von Zezenow 1341 alle drei als ſchon beſtehend und nicht erſt als eben gegründet genannt.

Orhöft und in Zezenow entſtanden, welche, ſämmtlich von Prämonſtratenſer Mönchen eines der angeſehenſten Klöſter Schleſiens, verwaltet, der eingeführten chriſtlichen Lehre zu feſtern Stützen dienen mußten.

Auch zur Verbreitung deutſcher Cultur fehlte es dem Kloſter wenigſtens an äußerer Aufmunterung nicht. Dieſe wurde ihm zunächſt von Seiten der Pommerelliſchen Herzöge. Herzog Swantopolk ſtiftete nicht nur 1260 in dem Dorfe Zuckau einen freien Markt, und widmete die aus demſelben und den angelegten Krügen der Landesherrſchaft zufließenden Gefälle der Kloſterkirche „zum Lichte", ſondern forderte auch das Kloſter auf, wenn die Mittel es erlaubten, jenes Dorf in eine Stadt nach deutſchem Rechte umzuwandeln, desgleichen auch in jedes andere ſeiner Dörfer deutſche Einrichtungen einzuführen. Herzog Meſtwin II. beſtätigte dieſe Rechte im Jahre 1283; König Przmyſl II. gewährte den Nonnen 1295 die weiteſte Vollmacht, hierin nach ihrem Gutdünken zu verfahren.

Eine weitere Aufmunterung lag in der engen Verbindung Zuckau's mit dem S. Vincenz-Kloſter in Breslau. Dieſes durch ſeine Lage in der Hauptſtadt des germaniſirten Schleſiens und durch bedeutenden Grundbeſitz begünſtigte Kloſter hatte ſeine Obergewalt allmälig über die Nonnenklöſter von Strzelno und Zuckau, ſpäter ſeit 1290 über das Chorherrnſtift von Beuthen und ſeit 1391 über den Nonnenconvent von Czarnovanz ausgebreitet und war zuletzt (26. Febr. 1415) durch eine Bulle Papſt Johann's XXIII., welche das Basler Concil 1445 beſtätigte, in der Ausübung dieſer Gewalt von jeder Abhängigkeit gegen das General-Kapitel des Ordens in Premontre, ſo wie gegen die Biſchöfe der drei Diöceſen, in welchen die Töchterconvente lagen, befreit worden. Die Auctorität, welche S. Vincenz in den abhängigen Stiftern übte, beſtand aber theils darin, daß zum Abſchluß aller wichtigen Geſchäfte und Verträge ſeine Zuſtimmung erforderlich war und daß ihm bei den Viſitationen, welche der Vaterabt in den Töchterklöſtern vornahm, und nach deren jedesmaligen Beendigung in der Regel ein General-Kapitel aller Kloſter-Obern ſtattfand, Reformation der vorgefundenen Mängel zuſtand, ganz beſonders aber darin, daß, wie man aus einzelnen Beiſpielen erſieht, alle geiſtlichen Aemter in den Klöſtern, in den Nonnenklö-

ſtern namentlich die der Pröpſte, Beichtväter, und Prediger, ſo wie der Geiſtlichen an den Pfarrkirchen auf dem Kloſtergebiete, unmittelbar von S. Vincenz aus beſetzt wurden, wobei nur in Betreff der Pröpſte den Nonnen ein Präſentationsrecht zuſtand. Da nun ebendieſes Kloſter, deſſen Aebte meiſtens ſchon in ihren Namen ihre deutſche Abkunft kundgeben, ſich in Schleſien durch ſeinen Eifer für die Gründung deutſcher Dörfer auszeichnete, ſo muß man annehmen, daß die von ihnen nach Zuckau geſandten Mönche hier dieſelben Intereſſen wahrgenommen haben, zumal da wir, allerdings nur in einem einzelnen Falle, die aus Breslau eingewanderte Familie Czan, die ſich im 14. Jahrhundert die Förderung deutſcher Intereſſen in und um Danzig ganz beſonders angelegen ſein ließ *), in näherer Verbindung mit den Zuckauer Mönchen kennen lernen.

Dennoch findet man nur geringe Spuren des Erfolges, den dieſe günſtigen Verhältniſſe für Zuckau gehabt haben. Sie beſchränken ſich darauf, daß der Pfarrer Heinrich von Chmelno um 1351 das ſeiner Kirche zugehörige Dorf Reyßko einem Schulzen Eberhard übergiebt, damit er es zu *Kulmiſchen Rechte* beſetze **), und daß 1385 ein Schulze von Suckau neben einem offenkundigen Deutſchen Benedict „Springe vn das gut" als Zeuge genannt wird, woraus man, da in den benachbarten *Polniſchen Dörfern* das Oberhaupt gewöhnlich Staroſt heißt, ſchließen darf, daß auch im Dorfe Suckau deutſche Einrichtungen ſtattgefunden haben. Endlich beweiſt ein vom Jahre 1499 vorhande-

*) **1343. Simonis Judae** erhält Martin Czahn mit ſeinen 3 Brüdern Nicolaus, Peter und Paulus aus *Breslau* vom Orden das Gut *Oſſek* bei Danzig (ſ. Kemnade) zu Lehnsdienſten. In demſelben Jahre wird Peter Czahn und bald nach deſſen Tode **1351** Paul Czahn Rathmann der neuen Stadt Danzig. **1346** iſt Peter Czahn bei Gründung des Stadtdorfes *Neuendorf* thätig. **1351** geben die drei jüngern Brüder ihr Gut an deutſche Bauern aus. Bei der Verleihung von Reyßko zu deutſchem Rechte (Beilage **XVIII.**) ſind außer den Verleihern, dem Pfarrer Heinrich von Chmelno und dem Probſt Johann von Zuckau, der Abt und der Prior von S. *Vincenz* und 4 Pfarrherrn (unter ihnen Nicolaus von Oxhöft), zwei Danziger Rathmänner *Nicolaus von Schönſee* und *Peter Czahn* in Zuckau anweſend.

) Vgl. Beilage **XVIII. Die Zahl **1351** muß einen Fehler enthalten, da Abt Wilhelm (**III.**) von S. Vincenz erſt nach dem **31.** Januar **1352** ſein Amt antrat (Görlich 78).

ner, ſehr weitläuftiger Viſitationsbericht, der in deutſcher Sprache abgefaßt iſt, daß auch damals noch die deutſche Sprache im Kloſter die herrſchende geweſen iſt. Am Ende des 16. Jahrhunderts (1587) machten die Nonnen geltend*), daß ſie ehemals für die Erziehung der weiblichen Jugend Danzig's Sorge getragen hätten. Man wird geneigt ſein anzunehmen, daß dem Eindringen Germaniſcher Elemente die kompakte Maſſe der umwohnenden Slawiſchen Bevölkerung einen mächtigen Gegendruck geleiſtet habe, der um ſo wirkſamer geweſen ſein mag, da, wie man aus den meiſtens ſlaviſch geformten Namen der Priorinnen ſchließen darf, der weibliche Convent in Zuckau hauptſächlich aus den Familien des benachbarten Slawiſchen Adels ſeinen Zuwachs erhielt.

Auch die baulichen Denkmäler, welche ſich aus dieſen alten Zeiten auf dem Grundgebiete des Kloſters erhalten haben, geben nur geringe hiſtoriſche Ausbeute.

Ueber die Geſchichte dieſer Gebäude ſind folgende Notizen vorhanden: Eine ältere Kirche in Zuckau war 1433 nebſt den anſtoßenden Kloſterräumen von den durchziehenden Huſſiten mit Raub und Brand dermaßen heimgeſucht worden, daß von den Gebäuden und ihren innern Ornamenten nur noch Trümmer übrig waren**). Das Baſeler Concil forderte die Chriſtgläubigen (wahrſcheinlich 1436) zur Unterſtützung des Kloſters auf und verhieß denen, welche bei der Reſtauration deſſelben hülfreiche Hand leiſten würden, einen Ablaß von fünf Jahren und fünfmal vierzig Tagen.

*) In einem Schreiben (d. 13. Febr. 1587. Danzig. Archiv. Fasc. Succov. n. 8.), in welchem die Nonnen dem Danziger Rathe für verliehenen Schutz danken, ſagen ſie: Videbant quippe Sp. D. V. ad publicam pacem et tranquillitatem plurimum interesse, ut loca civitati vestrae vicina sarta tecta conserventur, maxime vero ea, in quibus Soboles aliquando vestrae ad omnem honestatem et integritatem morum erudiri consneverunt.

**) Das Baſler Concil ertheilt dem Kloſter einen Ablaßbrief mit Rückſicht darauf „quod monasterium propter horrendas gwerrarum concussiones, rapina, igne et incendio Hussitarum causantibus ad totale fere in suis structuris et edificiis pervenit opprobrium quod nisi piis christifidelium suffragiis sublevetur — irrecuperabili verisimiliter subjacebit ruinae ac desolacioni.

Im Jahre 1443 war das Refectorium noch ohne Dach. Die zu demſelben nöthigen Dachſteinziegel im Werthe von dreißig Mark lieferte die Ziegelei des benachbarten Karthäuſerkloſters, wofür Zuckau den Karthäuſern eine Wieſe in Schmantau abtrat.

Am Anfange des 17. Jahrhundertes befanden ſich wiederum ſämmtliche Kloſtergebäude in Zuckau im tiefſten Verfall, der Convent ſelbſt war ſehr arm und mußte Schulden machen. Dennoch wurde damals, um das Jahr 1604, eine umfaſſende Reſtauration vorgenommen, zu welcher auch die Stadt Danzig einige Baumaterialien lieferte. Am 28. Juli 1604 hatte der Probſt das kurz zuvor zuſammengeſtürzte Kloſtergebäude wieder aufzubauen angefangen und gedachte binnen Kurzem auch die Reſtauration der Kirchengewölbe zu beginnen.

Was gegenwärtig von den Kloſtergebäuden noch übrig iſt, ſcheint faſt ganz und gar aus dieſer letztern Bauperiode herzuſtammen und iſt ohne allen künſtleriſchen Werth; kaum, daß hie und da Einzelnes, z. B. die innere Kloſterpforte mit ihren gothiſchen Formen und ein kleiner mit Biſchöfen und Königen bemalter gothiſcher Altar auf dem Gange, der zum Nonnenchore der Kirche führt, an das 15. Jahrhundert erinnert.

Die Kloſterkirche dagegen macht noch jetzt in der Ferne, von den hohen Steilufern der Radaune geſehen, einen impoſanten Eindruck, ſowohl im Weſten durch ihren ſchlanken achteckigen Thurm, der hoch über der umliegenden Niederung hervorragt und an den St. Eliſabethsthurm in Danzig erinnert, als auch auf der Oſtſeite durch ihren Chor, der in fünfeckigem Abſchluſſe mit ſeinen Strebepfeilern und ſeinem hohen ſteilen Dache ein bedeutendes Werk der Ordenszeit in Ausſicht ſtellt. In der Nähe ſchwindet jedoch dieſer Eindruck, da alle andern und insbeſondere die innern Theile der neuern ärmlichen und kunſtloſen Reſtauration von 1604 angehören. Zwiſchen den neuen einfachen Kreuzgewölben ſind noch Spuren alter künſtlicher Gewölbe erkennbar. Der Thurm beſteht eigenthümlicherweiſe ebenſo wie der an der Kloſterkirche des benachbarten Carthaus in ſeiner öſtlichen Hälfte aus Fachwerk, welche letztere auf dem Kirchendache des Nonnenchors ruht, während die weſtliche Hälfte aus Mauerwerk ihre ſelbſtändigen Fundamente hat.

Unter den Bildwerken der Kirche gehören neben einem in der

Sacriſtei hängenden alten geſchnitzten Bilde nur zwei Altäre einer älteren Periode vor 1604 an. Der eine in gothiſcher Architectur ſteht gegenwärtig links vom Hochaltar und wird der Meſtwin-Altar genannt. In der Mitte iſt ein geſchnitztes Ritterbild; die geöffneten Flügel zeigen die gemalten Bilder links oben der h. Catharina, unten eines geharniſchten Ritters, der für Herzog Meſtwin gilt, rechts oben der h. Barbara, unten der angeblichen Prinzeſſin Damroca; auf den geſchloſſen Flügeln ſind Bilder von Rittern und Ritterheiligen, jetzt in ſchadhaftem Zuſtande.

Bedeutender iſt der in drei Spitzbögen abſchließende Altar auf dem Nonnenchore. Das Innere enthält reiches vergoldetes Holzſchnitzwerk in zwei Feldern, in dem obern die Kreuzigung und Grablegung, in dem untern den aus dem Herzen David's hervorſproßenden Zweig von den vier großen Propheten des A. T. umgeben; auf einem Schriftbande die Worte: **Radix Jesi florebit et fructabitur nomen ....**; zu den beiden Seiten die h. Margaretha und h. Dorothea. Die Flügel ſind gemalt und ſtellen geöffnet in je zwei Feldern dar: rechts unten, Himmelfahrt und Auferſtehung, links unten: Malchus und Pilatus den Richter; rechts oben, Kreuzesabnahme und Auferſtehung, links oben Kreuztragung und Himmelfahrt. Die geſchloſſenen Flügel zeigen rechts: die Wunder des Manna und der Wachteln in der Wüſte, links gleichfalls die Spende des Manna und die Oeffnung der Felſenquelle. Die Sorgfalt, die in allen dieſen Bildern auf die Darſtellung des Landſchaftlichen und auf die Charakteriſtik der Perſonen verwandt iſt, erlaubt die Vermuthung, daß der intereſſante Altar dem Ende des 15ten oder dem Anfange des 16. Jahrhundertes angehört.

Gerade zu der Zeit, wo das wiſſenſchaftliche Intereſſe ſich dem Pommerelliſchen Hinterlande zuzuwenden anfing, um das Jahr 1846, wurde auf dem ehemaligen Zuckauiſchen Grundgebiete ein Gebäude zerſtört, das wahrſcheinlich zu den älteſten in Preußen und Pommern gehörte. Bis 1845 nämlich ſtand in Chmelno eine hölzerne Kirche, welche nicht nur durch die Tradition, ſondern auch durch das Urtheil eines gelehrten Forſchers des vorigen Jahrhunderts, des Priors Schwengel in Carthaus*) als die urſprüngliche

*) Er ſprach ſich darüber in der oben erwähnten Schrift ſo aus: **Tem-**

von den Pommerelliſchen Herzogen erbaute bezeichnet wurde. Und in der That zeichnete ſich das Gebäude durch die beſondere Eigenthümlichkeit aus, daß es ganz und gar, in Thurm, Dächern und Wänden mit eichenen Schindeln bedeckt war. Leider iſt die Kirche eines Neubaues wegen zerſtört worden, ohne daß meines Wiſſens auch nur ein Grundriß aufbehalten worden wäre.

So weit man aus einer perſpectiviſch gemalten Seitenanſicht entnehmen kann, beſtand ſie aus drei Abtheilungen, erſtlich einem Thurme in quadratiſcher Form, deſſen Wände nicht ſenkrecht gerichtet waren, ſondern nach oben etwas pyramidaliſch ſich verengten. Dieſer viereckige Thurmbau war von einem überragenden achteckigen Dache bedeckt, welches ebenfalls in pyramidaliſcher Form ſtärker als der Thurm ſelbſt ſich verjüngte und in eine Fahne auslief. Unter dem Dache waren vier ſchmale Fenſteröffnungen in Form von Schießſcharten. In der Vorderwand des Thurmes eine Thüre als Eingang zur Kirche.

An dieſen Thurm ſtieß zweitens ein oblongartiger Bau mit ſenkrechten Wänden und einer Bedachung von gewöhnlicher Form, deren oberſte Dachfarſte noch nicht bis zum Anfange des Thurmdaches reichte. An dieſen Raum ſtieß drittens ein ähnlicher oblongartiger Bau, wiederum mit ſenkrechten Wänden, jedoch von geringerer Breite und Höhe, der wahrſcheinlich die Stelle eines Chores vertrat. Jeder der drei Haupttheile hatte ein kleines viereckiges Fenſter nach einer Seite und wahrſcheinlich ein eben ſolches auch nach der andern Seite, wodurch es nur ſpärlich erleuchtet worden ſein kann.

Nach mündlichen Mittheilungen hatte die Kirche im Innern eine achteckige Form und war ſehr dunkel.

plum Chmielnense, a prima sui erectione, quamvis ligneum, usque hodie perdurat, quod extrinsecus a summo ad imum scandulis quercinis est vestitum, ipsaque fabrica loquitur priscum aevum."

Beilage I.

Siehe die beigeheftete Stammtafel.

Beilage II.

Chronologiſches Verzeichniß der bis jetzt bekannt gewordenen Zuckauer Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhunderte.

1. 1210—1214. Herzog Meſtwin I. von Pommerellen gründet das Kloſter Zuckau.
   s. l. et a. Cod. Pomeran. Diplom. I. n. 90. p. 214.
2. 1230—1233. M(iroſlawa) Herzogin der Slawen und ihr Sohn B(arnim) verleihen an Z. das Dorf Guſchow im Kolberger Gebiet nebſt andern Freiheiten.
   s. l. et a. Beilage IX.
3. 1238. Herzog Ratibor von Belgard verleiht an Z. das Dorf Samblowe.
   act. 1238. Beilage X.
4. 1220—1240. Herzog Swantopolk II. von Pommerellen ſchenkt dem Kloſter die Dörfer Carſovo und Grabowo.
   act. 1209(??) XIII. Kalend. Octobr. Beilage VII.
5. 1240. Herzog Sambor II. von Lübeſchau verleiht dem Kloſter das Dorf Wadino und 10 Urnen Honig.
   act. 1240. Beilage XI.
6. 1245. Biſchof Michael von Kujawien erläßt dem Kloſter den Biſchofszehnten aus gewiſſen Dörfern.
   dat. in Radces 1245. Beilage VI.
7. 1252. Herzog Swantopolk II. verleiht dem Kloſter die Dörfer Zezenow und Prewos nebſt einer Fiſchwehre an der Leba; desgleichen Rambeszewo mit dem kleinen und großen Brodnoſee.
   act. 1252. Beilage XII.

Digitized by Google

8. 1252—1258. Derſelbe beſtätigt das Geſchenk ſeiner Eltern an Z. und erneuert ſeine Schenkung der Dörfer Prewos, Zezenow und Carſowo.
s. l. et a. Beilage IV.

9. c. 1258. Zeugniß des Herzogs Ratibor von Belgard, wie es *mit* der Verleihung von Orhöft zugegangen.
s. l. et a. oben S. 31. n. *.

10. 1258. Herzog Swantopolk II. verleiht an Z. die Dörfer Ramboßewo, Stoiicino, Schmantau und Meſau.
d. in Succovia VII. Kal. Augusti 1258. Beilage III. a.

11. 1259. Derſelbe erneuert die Schenkung von Ramboßewo und Boiucino.
d. in Sucow 1259. Beilage III. b.

12. 1260. Derſelbe beſtätigt, erläutert und erweitert die Schenkungen ſeines Vaters an Z.
act. et d. in Stolpa MCCI(L)X. VIII. Kal May.
Cod. Pom. Dipl. I. n. 175. p. 399.

13. 1267—1287. Herzog Ziemomyſl von Kujawien geſtattet dem Kloſter zehn Wagen zollfrei durch ſein Gebiet zu ſchicken.
s. l. et a. oben S. 27. n. *.

14. 1280. Biſchof Alberus v Kujawien bezeugt, daß Herzog Meſtwin II. dem Kloſter die S. Peterskirche in Chmelno *nebſt* deren Beſitzungen verliehen habe.
act. et dat. in Swceaw 1280. Beilage VIII. a.

15. 1281. Das Kloſter Zuckau entſagt unter gewiſſen Bedingungen den ſtreitigen Beſitzungen auf Orhöft zu Gunſten Oliva's.
d. 1281. V. Idus Julii. v. Ledebuhr N. Archiv II. 221.

16. 1281. Lephardus, Decan der Leslauer Kirche theilt dem Pfarrherrn von S. Catharinen in Danzig und dem Prior von S. Adalbert den Inhalt des zwiſchen Oliva und Zuckau geſchloſſenen Vertrages mit und fordert ſie auf, nachdem der Convent von Z. und der Abt von S. Vincenz dem abgetretenen Theile von Orhöft vollſtändig entſagt, auch für die Aufrechthaltung des Vertrages von Seiten Olivas thätig zu ſein.
d. in Eccles. Wladislav. 1281. XIIII. Kal. Septembr.
v. Ledebuhr N. Archiv II. 222.

17. 1282. Der Apoſtoliſche Legat, Biſchof Philipp von Firmo

meldet dem Biſchof von Kujawien, daß er obigen Vertrag beſtätigt habe.

d. Wratislavie 1282. IIII. Non. April. Jnd. X.

v. Ledebuhr N. Archiv II. 225.

18. 1282. Herzog Meſtwin II. entſchädigt das Kloſter Z. für die Abtretung der Fiſchwehre an der Olſitza mit der Hälfte der Lachswehre an der Leba in Belgard und beſtätigt zugleich die Schenkungen ſeines Vaters und Großvaters, wobei er auf den obigen Vertrag (n 15.) in Betreff Oxhöfts Rückſicht nimmt.

d. in Garte 1282. in crastino B. Martini. Beilage XIII.

19. 1282. Propſt Heinrich und der Convent von Z. treten dem Deutſchen Orden laut einem Vertrage, den Meſtwin II. mit dem Orden in demſelben Jahre geſchloſſen, den Störfang an der Olſitza ab, nachdem ſie vom Herzoge anderweitig entſchädigt worden.

Oelrichs Verzeichniß der v. Dregerſchen Urkunden s. a.

Erwähnt wird dieſe Abtretung der Olſitza (Oleſchnitza) auch in den Urkunden bei Dogiel T. IV. n. XXXIX und XL. (1282) und Voigt Cod. Dipl. Pruss. I. n. CLXVI. und CLXVII. (1283).

20. 1283. Herzog Meſtwin II. ertheilt dem Kloſter Z. einen neuen Beſtätigungsbrief über deſſen Beſitzungen und Freiheiten.

act. et dat. in Slupcz 1283. XVI. Kalend. May.

Beilage XIV.

21. 1284. Derſelbe verleiht dem Kloſter die S. Peterskirche in Chmelno, in deren Beſitz daſſelbe bereits getreten iſt.

dat. 1284. pridie Idus Octobr. Beilage VIII. b.

22. 1285. Derſelbe ſchenkt dem Kloſter das Dorf Carlichowo.

act. et dat. in Slupcz 1285. Beilage XVI.

23. 1289. Derſelbe vermittelt einen neuen Vertrag zwiſchen Oliva und Zuckau über Oxhöft.

act. et dat. in castro Gdancz in die Adalberti Ep. 1289.

v. Ledebuhr N. Archiv p. 233.

24. 1289. Derſelbe beſtätigt obigen Vertrag und bezeichnet die Grenzen der Beſitzthümer beider Klöſter in der Landſchaft Oxhöft.

act. et dat. in castro Gdancz in die B. Catharinae 1289.

Beilage VIII. c.

25. 1295. König Przymyſlav II. von Polen beſtätigt die Beſitzungen, Freiheiten und Rechte des Kloſters Z.

act. et dat. in Swece in die Assumptionis B. Virginis 1295. Beilage XV.

26. 1303. Berthold von Oſtrowo und Johann von Ebere bezeugen, daß Propſt Friedrich von Zuckau und Pleban Benedict de Castro S. Mariae die Grenzen zwiſchen Scarſow und Sicowe in der Kaſtellan-Verſammlung in Gegenwart des Schwetzer Woiwoden Ulianus, des Unterkämmerers Paulus und des Bannerführers Johann Cemics feſtgeſtellt haben.

Act. in Swece 1303. Fer. IV. ante Oculi. Copiar. p. 14. b.

27. 1313. Waldemar Markgraf und Vormund Johanns von Brandenburg ſchenkt der S. Marienkirche in Zuckau das Dorf Zezenow und die Fiſchwehre an der Leba vom Lebaſee bis ans Meer.

d. Konninghesberg 1313 in die O. O. Sanctt. Copiar. p. 15. a.

(Zeugen: Graf Ulrich von Lyndowe und Günther v. Kevernberg „unſere Getreuen" und Slotekin, Protonotar „unſers Hofes").

28. 1316. Das Kloſter Oliva tritt an Zuckau die Dörfer Plauanow und Zeriſno, die Mühle und Fiſchwehre bei Plauanow nebſt den Seen in beiden Dörfern, desgleichen das Dorf Wadzinow ab, wogegen Zuckau zu Gunſten Oliva's dem Dorf Swemirow, den dazu gehörigen Wieſen in der Nehring und allen Anſprüchen auf die Wieſen am Sasper See und endlich gegen eine Zahlung von 20 Mk. dem jährlichen Orhöfter Zinſe entſagt.

d. in Oliva 1316. IIII. Idus Septembr. Beilage XIX.

29. 1317. Ein Vidimus der Urkunde n. 27. ausgeſtellt von Wartiſlav Herzog der Slawen und Caſſubiens.

d. Wolgast in Octav. Epiphaniae 1317. Copiar. p. 15. a.

Zeugen: R. de Swanenbeke, Canonicus von Camin, Conrad de Venery, Henric. de Rechin.

30. 1323. Ein Vidimus der Urkunde n. 20. ausgeſtellt von Abt Paul von Oliva und Komthur Johann von Danzig.

d. in Oliva 1323 in die B. Andreae Apost. Copiar. p. 16.

Digitized by Google

31. 1334. Komthur von Danzig, Jordanus, verleiht dem Conrad von Schwerin, der ein Drittel von Saworry von einem gewiſſen Jan gekauft hat, ſein Beſitzthum zu dem Ritterrechte, das ſeine Nachbarn genießen (sicut alii sui vicini, qui tali utuntur jure).

d. in Danczk in die Marci Evang. 1334. Copiar. p. 25. a.

32. 1334. Die Priorin und der Convent des S. Marienkloſters in Z. Panzlava geben ihrem Propſte Nicolaus eine Vollmacht, vor dem Komthur von Stolpe, Ulrich von Hugwicz, die Proceſſe fortzuſetzen, welche das Kloſter gegen den Edeln Domaſcla wegen der Fiſchwehre auf der Leba und gegen den Edeln Throyan und einen gewiſſen Peter Teſſicz wegen der Grenzen von Zezenow eingeleitet hat.

d. in Sucow fer. V. post Quasimodogeniti 1334.
Copiar. p. 26. a.

Zeugen: Bruder Jacob, Br. Nicolaus, Br. Miriſclaus die Prieſter, Schweſter Adelheid, Cuſtos Staniſlaus und andere Brüder und Schweſtern.

33. 1337. Komthur von Stolpe, Otto von Brein beſtätigt einen zwiſchen dem Propſt von Z. und einem Antonius und ſeinem Bruder geſchloſſenen Vergleich über gewiſſe einer Handfeſte gemäß von den beiden letztern zu beſetzende Güter.

d. Stolpa Dnica infra Octav. Epiphaniae. Copiar. 26. a.

Zeugen: Bruder Yſer, Bruder Gans, der Prior der Dominikaner in Stolpe, Landrichter Bertold, Nicolaus und Jeſko von Pomorſicz, Mirow, Reinert, Notar von Stolpe.

34. 1341. Biſchof Friedrich von Camin beſtimmt ſeinen Official Simon zum Schiedsrichter eines Streites zwiſchen dem Propſte von Z. und dem Pleban Albert von Stoyentin über die Kirche von Zezenow.

dat. et act. Corlyn in Vigil. Mariae Magdalenae 1341.
Copiar. 26. b.

35. 1341. Schiedsrichterſpruch des Officials Simons, Plebans der Altſtadt Stolpe in der n. 34. erwähnten Angelegenheit.

d. Stolpis 1341. in die Petri et Pauli. Copiar. 26. b.

Zeuge: Petrus, Pleban von Luzin und Boriſlaus Kapellan des Officials Simon.

36. 1347. Komthur von Danzig, Gerhard von Stegen beſtätigt

Digitized by Google

einen Vergleich, nach welchem ein gewiſſer Pantzlav und ſeine Kinder Jacob und Walburg allen Anſprüchen auf ein Erbe, Namens Gorskau, entſagen.

dat. et act. in Castro Danczk 1347. in die B. Laurentii.
Copiar. 28. b.

37. 1351 (?) Handfeſte des Dorfes Reyßko.
act et dat. Suckovie in die S. Margarethae 1351 (?)
Beilage XVIII.

38. 1378. Papſt Urban VI. nimmt gewiſſe Dörfer und Landſeen des Kloſtergebietes von Z. in ſeinen Schutz.
D. Romae ap. S. Mariam trans Tiberim IIII. Non. May, Pontificatus anno II. Beilage XVII.

39. 1385. Propſt Theodorich von Z. und Ceſmar von Sycorſin erwählen in ihrem Streite über Saworry Schiedsrichter, jener den Nicolaus Kurſpan, Ritter von Konitz und Johann Lewe de novo Castro, Ceſmar aber den Sanſewoye von Czanczina und Jeſko Walthan. Ihren Spruch, daß Ceſmar gegen eine Zahlung von 45 Mk. allen ſeinen Anſprüchen auf Saworry entſage, ſein ganzes Geſchlecht aber ſich verpflichte bei einem Bruche dieſes Vertrages 100 Mark Münze an das Kloſter, und 30 Mk. reines Silber an die Schiedsrichter zu zahlen, beſtätigen Nicolaus Erbherr der Stadt Zempelburg und Ganczemir Kaſtellan der erzbiſchöflichen Gneſniſchen Stadt Kamin.

Act. et d. in Kamyn im Hauſe des Peter von Stolpe. 1. Jan. 1385. Copiar. p. 27.

Zeuge: Ritter Lantzko von Koppitkou und Prſybslaus von Crov, der Bürgermeiſter, die Rathmanne und Schöppen der Stadt Kamyn, welchen letztern (Schöppen) vom Pleban Tylo von Chmelno, einem Prämonſtratenſer-Mönche, der Schöppenpfennig gezahlt worden iſt, Peter aus dem Lande Stolpe, Stybor Sohn des Ritters Nicolaus Kurtzſpan von Konitz, Benedict ſpringe yn das gudt und Paul, Schulz von Z. Dazu ein Notariatsinſtrument.

40. 1385. Eine (wahrſcheinlich beſtätigte) Entſcheidung in derſelben Angelegenheit und im Weſentlichen deſſelben Inhalts ausgeſtellt vom Ordensvoigt von Dirſchau, Erwin von Krofeln.

d. Schöneck vor gehegtem Landding. Dienſtag nach Purificationis 1385. Original im Privatbeſitz.

Zeugen: Landrichter von Dirſchau Michel von Elniſch, und die Landſchöppen: Peter von Swaroſchin, Moczke von der Lunow, Otto von Kleſchkau, Ditrich von Czirbeczin, Merten von Rokitken.

41. 1391. Heinrich, Pfleger von Mirchau, Przypke Ritter zu Swintz, und Clanko von Unechow, Landrichter zu Danzig entſcheiden auf Befehl des Komthurs von Danzig, Walrabe von Scharfenberg eine Streitigkeit zwiſchen dem Propſt von Z. und dem Pan von Boreſtow [ſ. Boreziſtowo] über die Grenzen zwiſchen Gorskau und Boroſtow.

d. 1391. Copiar. p. 28. b.

Beilage III. Zu S. 9. n. *.

a) In nomine domini amen. Nos swantopolcus dux pomeranorum notum esse volumus omnibus presens scriptum inspecturis quod ad honorem deo (sic) et beate marie virginis domui succouiensi ibidem fratribus et sororibus ordinis premonstraten. damus hereditates Rambosovo . scoyicino . smantaw. Mesaw cum omni iure ac utilitate cum agris cultis et incultis cum siluis nemoribus stagnis lacubus melleficijs venationibus cum pratis pascuis paludibus et alijs omnibus utilitatibus et prouentibus inviolabiliter confirmamus ut nullus audeat violare et ne memoria temporis procedentibus ad nichilum redigatur litera nostra et sigillo nostro roboramus: datum in succouia Anno domini M°CC° quinquagesimo VIII°. VII°. kalendas Augusti presentibus tribus sororibus nostris . et preposito simone . priori conrado et presentibus Militibus meis : Comite petro venatore. Comite Sulimir Dapifero de slupc. Goslao de slauin subdapifero. Qui hanc nostram donacionem ausu temerario attemptauerit violare Anathemate inasvamata percuciantur et iram dei et scte Marie cui iniuriam facient incurrant: Acta sunt hec in capitulo ipsius Ecclesie. Copiar. p. 7. b.

b) In nomine patris et filij et spiritus sancti amen.

Ad memoriam futurorum scribuntur acta preteritorum . quia ea que geruntur in tempore evanescunt simul cum tempore nisi recipiantur a voce testium aut memoria firmamentum. Nos igitur Swantopolcus dei gra dux pomeranie considerantes cum Aplo: Quod qui parce seminat parce et metet et qui seminat in benediccionibus de benediccionibus et metet vitam eternam: oportet] nos die messionis extreme bonis operibus preuenire. De assenssu et bona voluntate fratris mei Ratiborij ac filiorum meorum Mistiuij et wartislai deo omnipotenti ad honorem et beate virgini Marie ac omnibus sanctis et dominarum religiosarum ac claustri in sukaw inopiam et paupertatem subleuandam contulimus villam Ramboschovo cum Voivcino cum omnibus utilitatibus et fructibus que ibi prouenerint uel prouenire possunt in posterum tam in aquis quam in pratis et fructibus omnibus in perpetuum possidendas. Eodem iure quo et alie hereditates a patre meo eidem claustro sunt collate. Et ut hec nra donacio firma et inconuulsa perseueret . presentem paginam nrj sigilli munimine roboramus Datum in claustro in sucow Anno domini M°CC°LIX° presentibus tribus sororibus meis Totoque conuentu eiusdem claustrj Testes autem isti sunt Comes Petrus venator . Sulimir dapifer de *Slupcz*. Gozlaus subcamerarius slupsen. Subdapifer svecza de slauna'. Comite Cestomiro. Copiar. p. 8.

Beilage IV. Zu S. 9. n. **.

In nomine Sancte Trinitatis Amen. Ego dux Swentopolicus contuli ad honorem scte Marie virginis in Succov claustro Monialium villas iuxta nomina sua videlicet: Preuos. et Ceczonowo et clausuram salmonum ibidem , villam in Swece que vocatur Karsowo. Et terciam partem thelonei in dgkazk [sic] decem nawes de hominibus Meis in Oxiua contuli . preter homines Zamborij et Ratiborij fratrum meorum et preter homines ipsius claustrj . Insuper eciam curauimus confirmare donacionem patris et matris mee id est ipsum locum claustri et villas attinentes quarum hec nomina sunt Sukov Mislincino Kolubino Rambechowo Svimiriuo Oxiua cum villis et hec sunt nomina ea-

rum: Oblose Pogorze Grabelevo Sbichouo. Nassincino. Nemikovo. Kedrino. Kosacovo. Sbichovo Pirvosino. Moszcino. Kochoua. Kokolino. Sebandouo. Bakocino. villam in Swece Grabovo et beleczkovo. lantochovo. lusino Samblovo. Vasino. Clausuram sturionum que vocatur olsicza et XLta marcas denariorum de thabernis et V. vrnas mellis de scurevo. de lenevo Et tres lacus. karszno. lacum Brodno et brodnicza Ista quicunque avsu temerario violare presumpserit indignacionem dei omnipotentis incurrat Amen Amen Amen. Copiar. p. 5.

Beilage V. Zu S. 10. n. *.

In nomine Sancte et indiuidue Trinitatis Amen. Ego Swentopolk dei misericordia princeps in dancek omnibus presentibus et futuris ad quos presens carta devenerit Salutem in Christo. Constat per presencia bona mereri homines quod oculus non vidit etc. Inde est quod pater meus bone memorie: Mestwigi princeps de dancek pro religione premonstratensi in terra sua providenda ardentissime studens. Ad claustrum sanctimonialibus construendum in loco qui Stolppa nuncupatur ac sub patrocinio Beate Marie dicandum jpsis scilicet sanctimonialibus ab Alardo Abbate ecclesie sancti Vincencij in Vrotizlaw et suo capitulo de conventu sororum eorum de domo Strzeluensi obtentis presentibus nobis omnibus filijs suis scilicet me Swentopolco. Vartizlao. Samborio. Ratiborio cum Matre nostra ac benigne consentientibus partem de hereditatibus suis in villis in camppis in siluis in pascuis in piscacionibus in riuis siue fluuijs inviolabiliter contulit videlicet inter radunam et stolppam riuos Quatuor villas. Succow. Mislincino. Sulocino. Barclino et si que plures poterunt ibidem edificari. duas villas in belgard Beleckowo. lendochowo. Vnam inter Swece et inter wisegard que dicitur Grabovo. aliam villam decimorum cum hominibus nomine Rambechovo. aliam villam Swemirovo. Contulit eciam quartam partem thelonei in Dancek quod datur de pannis. Dedit et quadraginta marcas denariorum super tabernas in Dancek.

Adidit lacum qui vocatur Gartsno. Alium magnum lacum qui dicitur Brodno . Clausuram eciam ad rumbos capiendos in Olsiea a fluuio warsnicza usque ad terminos Castri gardensis. Contulit insuper partem suam et matris mee que eis contigit in equis in Jumentis in familia in pecoribus et in alijs rebus mobilibus . dedit preterea castores quotquod capi poterunt in Varsnica et ab illo loco vbi intrat eadem Varsnica in Radunam superius usque ad metas castri Gardens. et Gedanens. Et in slupenica usque ad terminos Sulocinenses . libertatem quoque omnibus hominibus ad idem Claustrum pertinentibus siue deseruientibus nec non et solucionem super eosdem homines eidem claustro imperpetuum amicabiliter indulsit. Dedit et quinque vrnas mellis in leniwe et quinque in scorewe . Notandum eciam quod ego Swantopolcus communi consilio cum matre contuli dimidiam Oxiue cum Ecclesia et suis appendencijs . scilicet cum villis et pascuis utrique parti communiter habendis. Et pratis sicut prius diuisa fuerant ab antiquo. Et buuilium totum in loco qui dicitur Bargi Dimidiumque quod vocatur pristaie ita libere ut nec canes domini nec homines ipsius neque familia nec quisquam beneficiariorum eius siue alterius in aliquo audeat molestare. Ductus eciam spiritu pietatis concessi ut quicunque baronum meorum filiam siue cognatam dans in claustrum possit hereditatem libere conferre. Ego. M(ichael) Cuiavie Episcopus rogatus ab ipso Swantopolko subscripsi.

Copiar. p. 5. b. Danz'g. Archiv Fasc. Zukov. n. 1.

Beilage VI. Zu S. 13. n.**. und S. 27. n. **.

Priuilegium de Decimis.

Cum tempus sit in stabile instabiles sunt et rerum acciones que perhennari poterunt si ful[ci]mento litere roborantur . Nouerint igitur tam presentes quam posteri Quod nos Michael diuina miseracione Episcopus Cuyauie et pomeranie communicato utrinsque nostri capituli consilio videlicet Wladislauien et Cruswicens. decimas istarum villarum quarum nomina subsequuntur Claustro Suconie Jure hereditario in-

perpetuum contulimus. Istis nominibus nuncupantur Sucouia. Golubino. Rambechovo. Suuimirovo. Grabovo. Karsovo. Belchovo. Clandochovo. Clusino. Zamblevo. Zbichovo. et ipsum Oxiue zilicet istis villis Oblusino. Grambelevo. Pogore. Nemichovo. Cessancino. Dambegore. Kedrino. Mosci-Cochovo. Gogolevo. Nebudovo totum Bacocino. Cossachovo. Zbihovo. Pirwosino. Ne igitur processu temporis super nostra donacione cuiquam dubium oriatur presentem literam nostro sigillo et nostrorum capitulorum sigillis communimus. Datum in Radces Anno incarnacionis dnice Millesimo ducentesimo quadragesimo quinto. Copiar. p. 10

Beilage VII. Zu S. 17. n. *.

In nomine Domini Amen. Nos Swantopolcus Dux Pomeranorum notum esse volumus omnibus presens scriptum inspecturis quod ad honorem dei et beate Marie virginis domui Succouiens. contulimus villas nostras in districtu Swecen. sittas videlicet Carsowo cum duobus lacubus et loco Molendini et clausura super aquam que Vda vocatur. Et Grabovo cum lacu suo toto et nemore inter ipsum lacum et wislam et tractum Wissle usque ad metas ville nostre in Copolna sine omni participacione circumsedencium et locum Molendini cum vtroque littore eo Jure quo ipse noscimus possedisse volentes ut incole dictarum hereditatum liberi sint ab omni servicio ducali quocunque nomine censeatur excepto quod ad reparacionem Castri et ad defensionem terre in Swece. contra inimicos cum alijs hominibus terre ire tenebuntur. prepositus vero eosdem homines et nullus alter iudicabit et iudicatas penas tollet. nisi tunc [cum?] actor alterius Jurisdiccionis fuerit prepositus mediam penam et mediam aliam partem castrum tollet. Vt autem hec nostra donacio firmior in perpetuum perseveret presentem kartam munimine sigillorum presencium duximus muniendam nostro videlicet et patris nostri domini Michaelis Episcopi Wladislauien et fratris nostri domini Samborij necnon et dilecte matris nostre Actum Anno dni M. CC. IX. XIII. kalendas Octobr. Copiar. pag. 6. b.

Beilage VIII. Zu S. 26. n. **.

a) Nos Alberus miseracione diuina Wladislavien. Ecclesie Episcopus Vniuersis presentem literam inspecturis notum esse volumus quod dominus Mestiwigius Dux Pomeran. nobis presentibus et assensum prebentibus domui Succouien. contulit Ecclesiam beati Petri in Cmelno cum omnibus pertinencijs suis imperpetuum per se uel per perpetuum vicarium tenendam et regendam. Addidit eciam lacus suos omnes ibidem eidem domui quorum nomina in priuilegijs dicti principis continentur iure perpetuo sine omni participacione circumsedencium militum uel qmetonum. Dedit insuper omnes riuos de lacu ad lacum ibidem fluentes pro clausuris faciendis excepto Riuo Monachorum de Oliua de lacu Raduna ad lacum Clodna fluenti. Quam donacionem pye factam presenti litera ad peticionem eiusd. principis et Conuentus dicti loci sub nostro sigillo roboramus sub anathemate omnibus inhibentes ne inpediant sepedictum conuentum in lacubus et aquis et iuribus supradictis. Ad memoriam eciam perpetuam promulgamus per presentes quod dicti lacus a tercio pisce per dominum Ducem liberati sunt quem Castellani prius accipere consweuerunt. Actum et datum in Swccaw Anne dni M°CC°LXXX° presentibus Domina Vitozlawa Maijstra dicte domus et Sorore eiusdem principis. Johanne preposito Cruswicen. heinrico custode wlad. et alijs pluribus fide dignis. Copiar. p. 21. b.

b) In nomine sancte et indiuidue trinitatis Amen Munstzui dei gracia dux pomeranorum vniuersis christifidelibus presentem paginam inspecturis salutem in domino Jesu Christo. Ne ea que aguntur in tempore simul labantur cum tempore solent scripturarum testimonio roborari. Quare notum esse volumus presentibus et futuris quod nos habito consilio et asenssu nostrorum Baronum et militum in remissionem pecatorum nostrorum et remedium salutis anime pye recordacionis Domini Swantopolici patris nostri quondam ducis pomeranie contulimus et dedimus Ecclesie Sancte Marie in sucouia Domus sanctimonialium premon-

straten. ordinis wladislauiensis dyoces. Ecclesiam sancti petri in villa Gmelno nuncupatam wlgariter sitam cum omnibus utilitatibus tam spiritualibus quam temporalibus ad ipsam Ecclesiam pertinentibus tam in villis quam alijs prouentibus. et ipsam domum Succouien. misimus in possessionem ipsius Ecclesie de Gmelno dantes sepe dicte Ecclesie de sucow omnes lacus nostros et pisces ad ipsam castellaniam Gmelne pertinentes cum omnibus utilitatibus quas ibidem habuimus vel habere potuimus imperpetuum possidenda. Testes autem huius nostre donationis sunt wasil palatinus. Andreas castellanus et winzlaus subcamerarius de gdancze. Dobegnewus palatinus. Jeronimus subcamerarius et zulislaus dapifer de belgart. Suened castellanus de Slupcz et alij quam plures Et ne super nostra donacione scrupulus dubietatis in posterum oriatur presens nostri sigilli munimine duximus roborandum. Datum anno dominice incarnacionis M°CC°LXXXIIII° pridie Idus octobris.

Copiar. p. 11. b.

c) Mystwgius dei gra dux Pomeran. Vniuersis christifidelibus presentem literam audituris uel visuris salutem inperpetuum. Cum secundum sapientem cuncta sub sole transeant et vanitati deseruiant vniuersa: necesse est vt humane fragilitatis memorie literarum testimonio succuratur ne quod rationabiliter gestum est obliuionis nebula obfuscetur. Nouerint igitur vniuersi presentes et posteri quod viri religiosi dns Johannes abbas et conuentus de Oliua Cyst. ordinis. Wlad. dyoc., Henricus prepositus. Witoslaua magistra et conuentus sucouien. ord. Premonstratens. eiusdem dyoc. in presencia nostra constituti. composicionem inter ipsos Anno domini M°. CC°. LXXXI°. V°. Ydus Julij in iuueni Wlateslauia coram domino lifardo decano Wlateslaw. a venerabili patre domino Philippo firmano episcopo aplice sedis legato iudicis subdelegato, ad exhortacionem pij patris domini Alberi Wlad. episcopi per arbitros factam, nostris petiuerunt literis confirmari. Nos itaque composicionis modum diligenter discucientes audiuimus abbatem et conuentum Oliuensem preposito predicto et conuentui su-

couiensi pro omni impeticione quam habebant super dimidietatem terre oxiuie et decimas : XXXª Marcas currentis monete soluere tantum debere una vice et singulis annis censu perpetuo duas Marcas. Nos itaque utpote heres et fundator utriusque domus paci et tranquillitati eorum prouidentes dominum Abbatem et conuentum predictos induximus ut XV. iumenta et V. polledros presentis anni pro dictis XXXª marcis ipsis darent et terciam marcam duabus super adderent infra octauas beati Martini singulis annis persoluendas, quod facturos Abbas cum suo conuentu efficaciter promiserunt. Econtra sepedictus prepositus magistra et conuentus sucouien . cesserunt in integrum ab impeticione dimidie partis predicte terre et decimarum omnem accionem uel ius quod habebant uel habere possent in futuro in prefatis . Abbati et conuentui resignantes . perpetuum super hiis sibimet ipsis et suis successoribus silencium imponendo . Nos igitur utriusque partis huiusmodi composicionis desiderium intuentes . Abbati et conuentui in Oliua eorumque in euum successoribus dimidiam partem predicte terre cum hereditatibus in ipsa sitis videlz. Most. Sbichowa. Pirwoschina . Cochow , Kedrino . Nascentina . Cosacowiz . Ninechow . Dambogora . et cum omnibus vtilitatibus que in ea *sunt vel* haberi poterunt in futuro . Termini autem supra dicte dimidietatis terre oxiuie incipiunt a litore maris iuxta stacionem cochow et currunt per signa arborum et cumulorum quos fecimus propria in persona inter hereditates predictas et hereditates predictarum sororum de Sucouia ex alia parte sitas usque ad quercum stantem iuxta viam currentem de pogors in Rumnam . et ab hinc per vallem descendendo usque ad monticulum inter duos montes . et ab hoc ad pinum signatam stantem circa paludem . et ab hac directe per paludem usque ad lapidem stantem iuxta viam regiam currentem de Gdancz in Pucz . et ab hoc usque ad locum vbi fluuius Cissowa fluit in Rumnam . et per defluxum rumne usque in Radam . et per defluxum Rade usque in mare . et ab hinc per litus maris ad metarum predictarum principium reuertuntur. Quitque in hijs terminis est inclusum in agris cultis *et incultis* . siluis . pratis . paludibus . pascuis . borris . cam-

pis piscacionibus . molendinis . tabernis . venacionibus . Castoribus . mellificijs . et quibuslibet alijs vtilitatibus que nunc in eis sunt vel haberi poterunt in futuro. In aurifodinis. argentifodinis ac eciam sale . seu quecunque fuerit vtilitas metalli . cum libera piscacione in mari prefatis fratribus in Oliua et eorum hominibus cum omni proprietate ac iuris integritate . libertate et pleno dominio . Judicio maiori et minori capitali videliz. et manuali iure hereditario contulimus donamus et de certa sciencia confirmamus. In horum omnium euidens testimonium presentem literam sigilli nostri munimine fecimus roborari. Testes huius composicionis sunt Dominus Wislaus canonicus Caminens. Plebanus in Gdancz. Vnislaus subcamerarius in Gdancz . Dominus Petrus officialis . Prior sancti Adalberti ad quercum . Swenza palatinus Gdanensis . Ciborius castellanus puzens. Andreas castellanus in Gdancz et alij quam plures fide digni. Actum et datum in castro nostro Gdancz in die beate Katherine martiris et virginis gloriose. Anno domini M°CC°LXXXIX. Concurrente V°. Indictione secunda. Epacta XXI ..

Das Original mit herabhängendem Siegel des Herzogs (Voſſberg Münzgeſchichte von Danzig Tafel I. F.) im Danziger Geh. Archiv Capſ. I. 1.

Beilage IX. Zu S. 26. n.***.

Ego M(irislawa) dei paciencia Slavorum Ducissa et filius meus B. Dux eorundem omnibus ad quos tale scriptum peruenerit salutem in eo qui wlt omnes saluos fieri. Quum utpote spiritualium patrum docmatibus edocemur Sicud aqua ignem ita elemosina extingwit incendia peccatorum ipsam pro remedio animarum nostrarum parentum affinium imo et amicorum nostrorum bonum duximus faciendam. Si quidem ne ut plerumque fieri solet ab aliquo detractorum elemosine nostre impedimentum neue obstaclum valeat suburiri . ut fortasse recipientes eam grauamen sustineant uel molestiam aliqualem. Significatum sit vniuersis presentem literarum seriem inspecturis. Qu[ando?]quidem

cum assensu omnium nobilium nostrorum qui tunc temporis articulo astite(?) presentes donum memorate elemosine roborauimus testibus atque scriptis. Hinc est quod notum fore volumus cum presentibus tum futuris. nam ad claustrum monialium in Suchow in Colbergens. prouincia cum agris. pratis. et siluis contulimus villam vnam que Guschow appellatur quam ab omni impedimento liberam esse facimus. ab expedicione. et ab omni quo grauari potest. Ceterum pro salute animarum nostrarum ibidem in Colberg decem marcas denariorum dedimus plenarie in moneta accipe quouis anno. Tuguria quoque que spectant ad cenobium monialium predictarum ab omni exaccione liberam esse volumus siue a Castellano. a precep. et a familia ducis et ab omni controuersia Testes autem huius facti nostri sunt Sulizlaus Castellanus de vziua. Teslaus tribunus presente eciam vxore domini Samborij Machtelde cum suis. Abbo prior de vziua. Johannes frater et monachus eiusdem loci. Dominus Johannes capellanus curie nostre et Nicholaus notarius et alii quam plures. Qui autem hanc donacionem nostram ausu temerario attemptauerint violare. Anathemate masramatha percuciantur morte et iram dei et sancte Marie cui iniuriam facient incurrant.

Copiar. p. 22. b.

Beilage X. Zu S. 27. n. **.

In nomine patris et filij et spus sancti. Et in nomine sancte trinitatis et indiuidue vnitatis. Notum sit omnibus sancte Ecclesie filijs tam futuris quam presentibus. Quod ego dux Ratiborius hereditatis mee villam contuli pro salute anime mee et intuitu retribucionis diuine domui Suckowie et toto conuentui deo ibidem famulantibus nomine Sambloe: quam villam sicud eam perpetualiter deo contulimus ita eam liberam esse volumus ab omni exaccione qua impediri potest. Sciliced a prewod et powos et podwoda et a caniductionibus et ab expedicione et a provocationibus. nisi per camerarium claustri et eius propositum. a castorijs et ab omni impedimento quo villa granari potest. Placuit

autem ad firmamentum rei geste hanc cartam conscribi et nostri munire sigillis et domini Episcopi ut inviolabiliter perseveret roborari. Quod si quis ullo prorsus ingenio uel violencia tradicionem hanc infringere et convellere temptauerit. llux lucerne illi non luceat. ac vocem sponsi et sponse non audiat. a luminibus sancte ecclesie alienus effeciatur et cum Juda traditore deputetur. Acta est hec tradicio anno dominice incarnacionis M°CC°XXXVIII° Ciclo decem novenali. IIII°. lunari II°. solari XV°. Indiccionali. XI°. epacte. III. concurrente. IIII. Copiar. p. 8. b.

Beilage XI. Zu S. 27. n. ***.

In nomine Sancte trinitatis amen. Notum sit omnibus sancte Ecclesie filijs quod Ego Samborius Dux de lubesvo contuli villam pro salute anime matris mee claustro Suckouien. et sororibus deo ibidem seruientibus nomine Vadino cum omnibus attinencijs suis scz. campis siluis pratis et lacubus tribus. quam donacionem liberam esse volumus ab omni ducis impedimento. ab expedicione contraria. siue voluntaria ab omni labore ducis. a prewot et podvoda a caniductionibus a castorariis. a poramb. a stacionibus ducis. a camerarijs ducis et ab omni grauamine quo villa grauari potest. Placuit autem ad firmamentum rei geste hanc donacionis kartam conscribi Et testium qui affuerunt nomina subscribi. — — Acta est hec tradicio in Ecclesia Succowiensi coram fratribus eiusdem domus scilicet domino preposito Radimo. Johanne priore. Archidiacono pomeranie weczlao. voiuone. castellano de lubiso. virguone dapifero. damaslao subpincerna. Huic prescripto decem vrnas mellis ex precepto patris nostri adiungentes eas voluntate bona tam nos quam posteros nostros subdimus iure perpetuo claustro sucowiensi persoluendas Datum Anno M°CC°XL° concurrente VII. Copiar. p. 9.

Beilage XII. Zu S. 28. n. **.

Nos Swantopolcus Dux pomeranorum Notum facimus omnibus presens scriptum inspecturis. Quod in honorem

Beate Marie Contulimus domui Succouien . hereditates nostras Cetzenow et prewos cum clausura ibidem super lebam eo jure quo nos possedimus et pater noster dux pomeranie dominus Mestigius ita ut nulla clausura inter eam et lacum magnum lebsco imperpetuum fiat. nec per nos nec per nostros successores excepta clausura que est super lacum supradictum inferius nostra clausura . Contulimus insuper dicte domui hereditatem nostram Rambessov cum duobus Iacubus parvo brodno et magno brodno . absque omni participacione circumsedencium militum. Actum et datum sub nostro sigillo Anno domini M°CC°LII°. Copiar. p. 7.

Beilage XIII. Zu S. 32. n. *.

In nomine domini Amen Nos Mistiwius dei gra dux pomeranorum . contulimus ad honorem dei et sancte Marie in Sucko claustro Sanctimonialium dimidiam clausuram salmonum in leba nostram videlicet in Belegarde pro communicacione Clausure in Olsiza liberam ab omni participacione uel occupacione militum vel hominum nostrorum . Addimus eciam firmam ac perpetuam libertatem . villis quas beate memorie pater noster Dux Swanthopolcus nec non et awus noster dux Mistiwius domui Sucowiensi contulerunt . ab omni exaccione ducali que fieri vnquam poterit vel orirj. Absoluimus eciam homines villarum predicte domus ab omni iugo seruitutis ab omni conductu ducali quod prevod wlgariter nuncupatur a custodia uel edificacione castrorum. Excepto quod solum castrum gdanense edificare cum ceteris hominibus nostris, cum necesse fuerit tenebuntur. Absoluimus eciam ipsos a qualibet expedicione . nisi forte quod absit validus exercitus terram nostram intrauerit uel intrare voluerit similiter cum ceteris hominibus nostris terram defendere tenebuntur. Volumus eciam ut nullus Pallatinorum vel Castellanorum homines sepedicte domus audeat iudicare uel citare . Admittimus eciam cum poredlne uel qualiscunque solucio intra nostra accipitur: vt Monialibus idest sororibus in Sucow de suis villis omnibus idem cedat Et hec sunt nomina Villarum . Suchow . Mis-

lincino. Golubino. Rambechow. Swimirovo. Rambeschowo. Prewosz. Illandochovo, Zamblovo. Ilusino. Karsovo. Grabow. Oblusze. Ocsiua. Pogore. Grabelovo. Sbichovo. Gogolino. Barchocino. Premove. Wasino. Datum in Garte Anno Dni M°CC°LXXXII°. In crastino Beati Martini publice coram ydoneis viris et nobilibus. Woysillo palatino in gdanczk. Dno Iludero cancellario nostro. pribislao palatino in Swece. Andrea castellano in gdanczk. Vnizlao subcamerario nostro. Glabuna pincerna. Zizlao tribuno. Et alijs quam plurimis fidedignis. vt autem hec nostra donacio perpetuo firma permaneat et secura presentem paginam Sigilli nostri munimine dedimus roboratam. Quicunque hanc nostram donacionem violare presumpserit iram et indignacionem omnipotentis dei incurrat Amen. Copiar. p. 9, b.

Beilage XIV. Zu S. 32. n. **.

In nomine domini Amen. Nos Mistiwgius dei gra dux Pomeranorum notum esse volumus omnibus presens scriptum inspecturis. Quod pye memorie auus noster Dns. M. et pater noster Swantopolkus duces pomeranor. ad honorem dei et b. Marie in sucow contulerunt villas infra scriptas cum omni utilitate et jure que ipsi in eisdem habuerunt inperpetuum libere possidendas. videlicz. Sucov in quo est claustrum situm, cum foro si iure teuthnico prepositus et conuentus dicti loci eandem villam locare voluerint. Golubino. Rambechov. Swirino. Oxiuam totam cum Ecclesia ibidem. Sbichouo. Ilusino. Ramboschouo. Zamblevo. In belgard. Illandochovo. In districtu Sluppen. Ceconovo cum clausura lebe vsque ad magnum lacum lebsco. In terra Swecen. Carsowo. cum lacubus duobus et loco Molendini et clausura super aquam que vocatur vda. Grabono cum toto lacu et nemore inter lacum et wislam. et molendinum cum utroque littore. Quas villas dictus prepositus et conuentus Jure thewtnico locandi liberam habent potestatem. Rediderunt eciam ipsas hereditates liberas ab omni solucione. Et Jure quocunque nomine censeatur. ita quod incole dictarum hereditatum coram nullo respondere habent, nisi coram pre-

posito dicti loci qui eciam penas tollat omnium Judiciorum. nisi quando alterius Jurisdictionis homo actor fuerit in hominem prepositi. tunc dimidiam partem prepositus tollet. Castrum eciam unaqueqne hereditas cum alijs hominibus in suo loco tenere reparare et ad defensionem terre ire cum alijs hominibus nostris. Sicut in priuilegijs dictorum ducum et patrum nostrorum continetur. Contulerunt insuper dicte domui terciam partem thelonei in gdanczk de omnibus que tunc ibi recipiebantur et in posterum recipi poterunt decem insuper naues de hominibus ipsorum contulerunt liberas cum stacione Oxiuen que vocatur woysca. Addiderunt eciam clausuram sturionum in olsnicia. Et XL^ta marcas de tabernis in gdanzc. Dederunt eciam quinque lacus: Karsno. Brodno. Brodnica. magnum lacum Brudno et Garche. Quas donaciones pie factas approbamus et easdem confirmantes vestigijsque nostrorum patrum inherentes. Contulimus dicte domui Ecclesiam sancti petri in chmelna cum omnibus suis pertinencijs et lacubus nostris videlicet: Raduna. Nerostow. Beale. Clodna. Plauissa Racaw. Brodno parwo. et Broduo magno cum omnibus clausuris que inter eosdem lacus sunt et fieri possunt nunc et in futuro. Excepto molendino et clausura Monachorum de Oliua. que est inter lacus Radunam et clodnam. quos lacus et clausuras cum omni utilitate quam habuimus nos vel castellani nostri in chmelna et sine omni participacione circumsedencium militum et Kmetonum dedimus claustro supradicto. Dedimus insuper eidem domui. ut tollat poradlne qualecunque in terra pomeranie super homines suos per nos uel per nostos successores positum fuerit. Item contulimus sepedicte domui pro commutacione clausure de Olsicia Clausuram in leba a lacu lebsco usque ad salsum mare. quocunque eciam dicta leba a lacu sibi viam faceret ad mare transeundo. Idem prepositus et conuentus utrumque litus possidebunt cum Episcopo qui dimidiam partem habet clausure supradicte, excepto quod dictus dns Episcopus de sua media parte piscem quartum soluet ei cui nos eundem piscem duxerimus assignandum Vt autem hec nostra nostrorumque progenitorum donacio firmior perseueret presentem paginam

nostro sigillo in perpetuum firmamentum fecimus communire. Actum et datum in Slupcz Anno dni M°CC°LXXXIII°. XVI° kldas Maij presentibus Militibus et Baronibus nostris. Paulo palatino de Swece. Boseijo pincerna. Andrea castellano de gdanzc. Sulizlao dapifero. Vnislao subcamerario. Debognevo palatino de Belgard et alijs pluribus militibus et Baronibus nostris fide dignis.

Copiar. p. 10. b.

Beilage XV. Zu S. 32. n. ***.

In nomine domini Amen. Quoniam generacio preterijt generacio advenit nichilque in humana condicione stabile persistit propter mortalitatem hominum et labilem memoriam eorundem in obliuionem non [ſoll heißen ne] deveniat. Ideo discretorum virorum consilio salubre remedium est inventum ut ea que ab humanis actibus aguntur Scriptis autentis ad perpetuum confirmentur ut exinde habeatur cognicio veritatis, si super hijs que acta sunt suboriri contingat aliquid questionis. Igitur Nos Primislius secundus dei gracia Rex polonorum et Dux pomeranie Notum esse volumus vniuersis quod nos considerantes salubrem et dignam donacionem Domini Mestwigij et Swantopolci. nec non incliti principis dni Mestiwgij quondam Ducum pomeranie patrui nri karissimi ad honorem dei et sancte Marie. Domui Succouien et Sanctimonialibus ibidem deo famulantibus ordinis premonstratens. wladislauien. Dyoces. confirmamus et confirmando approbamus: Quod omnes villas locatas et quodqnod potuerit in futurum locari infra metas ab antiquo ipsis villis asignatas cum omnibus utilitatibus que habebantur et in futurum poterunt haberi in terra uel super terram in agris cultis et incultis In riuulis. lacubus. stagnis. paludibus. molendinis. siluis nemoribus. mellificijs. venacionibus et alijs omnibus vtilitatibus et prouentibus cum omni iurisdiccione atque districtu spiritualium et temporalium que habuerunt in ipsis villis vel habere potuerunt inperpetuum libere possidendas. Quarum villarum sunt hec nomina. Sucow. Mislincino. Golubino. Barclino. Zulizlawe et ipsum locum claustri

cum utroque littore et Riuulo Raduna . wlgariter nuncupato. Rambechovo . Swimirovo . Oxiuam cum villis et hec sunt nomina earum: Oblusze . Pogorze . Grambelovo . Sbichovo . Nassincino . Nemicovo . Kedrino . Kosachovo . Sbichovo . Piruosino . Moscino . Kochovo . Gogolino . Sebandovo . Barchocino . duas villas in Swece Grabovo et Carsovo. In Sluppak Preuos et Cecenowo . Belleczkovo . Landochovo . Ilusino . Samblevo . Ramboscovo et Wagino quas villas ab omni solucione et seruitute ducalj uel quidquid Juris in ipsis villis habebant liberas rediderunt. Contulerunt eciam predicti principes terciam partem thelonei in gdanczk de omnibus que ibidem recipiebantur uel in futuro recipientur . Decem insuper naues de hominibus ipsorum contulerunt liberas cum stacione Oxiuensi: woyska wlgariter nuncupata preter homines Samborij et Ratiborij et preter homines ipsius claustri. Addiderunt eciam clausuram sturionum que vocatur Olsicia . Et XL[ta] marcas denariorum de tabernis et decem vrnas mellis in Scorevo et leneuo . et quinque lacus . Karsno. Brodno . Brodnica . magnum lacum Brodno et lacum Garczche quas donaciones et collaciones similiter confirmamus et approbamus. Absoluentes ipsos incolas predictarum villarum domus succouien . ab omni Jugo seruitutis et a conductu ducalj quod prouod nuncupatur . a custodia uel edificacione castrorum excepto quod solum castrum Gdanczk cum alijs nostris hominibus cum necesse fuerit edificabunt. Absoluimus eciam ipsos incolas ab omni expedicione, nisi quum excercitus quod absit terram intrare voluerint similiter cum nostris hominibus defendere tenebuntur. Volumus eciam ut nullus palatinorum castellanorum sew iudicum sepe dicte domus audeat iudicare uel citare, sed iudicia maiora siue minora uel qualiacunque fuerint exorta prouisor dicte domus de sucow iudicabit et recipiet penam iudicatam. Si autem incola prefate domus cum alio causam mouerit medietatem causae iudicate post ipsum recipiat prouisor domus succouien. Admittimus eciam cum poradlne uel qualiscunque solucio fuerit in nostra terra de villis percipiat plenarie prouisor domus sucouien. Contulerunt eciam dicte domui pro commutacione clausure de Olsicia clausu-

ram salmonum et riuum iuxta Belgart qui wlgariter leba nuncupatur a lacu magno lepsco nomine usque ad salsum mare per medium cum omnibus utilitatibus que in presenti habentur uel in futurum qualicunque arte poterunt haberi predicte domui ac ipsius in habitatoribus plena et mera libertate confirmamus. Insuper contulit eisdem sanctimonialibus et ipsarum provisoribus inclitus princeps D. Mestiwgius patruus noster Karissimus quondam Dux pomeranie felicis memorie : Ecclesiam S. petri in villa que Gmelno dicitur cum omnibus utilitatibus tam spiritualibus quam temporalibus ad ipsam Ecclesiam pertinentibus tam in villis quam alijs proventibus et ipsam domnm sneconien . misit in possessionem ipsius Ecclesie in Gmelno. Dedit eciam sepedicte Ecclesie de sncow omnes suos lacus et pisces ad ipsum castrum de Gmelna pertinentibus cum omnibus utilitatibus quas ibidem habuit uel habere potuit in perpetuum possidendas quam donacionem et colacionem predicto monasterio approbamus. Concedimus eciam ad maiorem utilitatem et profectum sepedicte domus ut omnes hereditates prenominatas ipsius domus prouisores eo iure thetonico locare possint quo sibi suisque subsecutoribus videbitur expedire. Vt autem hec nostra confirmacio et libertatis donacio inperpetuum inviolabilis perseueret nec a quoquam in posterum valeat attemptari sibi ipsis presentem literam scribi fecimus et sigilli nostrj munimine roborari presentibus hijs testibus : philippo Ardyacono gneznen . Buguslao Judice gneznen . Nicolao palatino dyrsouien . Stanislao castellano Swecen . Gothardo Dapifero Swecen . Paulo subcamerario Swecen . Actum et datum Anno dni Millesimo ducentesimo Nonagesimo quinto in Swece in die assumpcionis Beate virginis Marie Regni nostri anno primo.

Copiar. 13. b. Abſchrift des Danziger Arch. (Fascic. Zuckov. n. 1.)

Beilage XVI. Zu S. 34. n. *.

In nomine Sancte et indiuidue trinitatis Amen. Mestguinus dei gracia dux pomeranorum vniuersis christifidelibus salutem in omnium saluatore — —. Notum . esse vo-

lumus omnibus — — quod nos — — habito consilio nostrorum Baronum de bona nostra voluntate in remedium animarum parentum nostrorum nec non et nostre, Contulimus domui succouien. ordinis premonstraten. Wladislauien. dyocesz. villam Carlichovo wulgariter nuncupatam iure hereditario inperpetuum possidendam cum metis ab antiquo habitis cum omnibus utilitatibus que in presenti habentur vel in futuro poterunt haberi in terra uel super terram cum omni iurisdiccione et iure que ibidem habuimus vel habere potuimus in agris cultis et incultis in siluis nemoribus mellificijs pratis paludibus stagnis lacubus riuulis et vniuersis utilitatibus que ibidem poterunt prouenire dantes incolis dicte ville meram in omnibus libertatem absoluentes ipsos ab omni seruicio et solucione ducali a custodia et edificacione Castrorum ab expedicionibus et omnibus alijs fatigacionibus que villarum agricolis in pomerania consweuit imponi. Vt autem hec nostra donacio firma permaneat et inconvulsa presentem litteram Sigilli nostri munimine duximus roborandam. Actum et datum in Slupz Anno domini M° ducentessimo octuagesimo quinto. presentibus Suenze castellano. Laurencio subcamerario. Pomorcha subdapifero. Sulmiro castellano de Belgart. Jeronimo subcamerario et alijs quam pluribus. Copiar. p. 13.

Beilage XVII. Zu S. 35. n. *.

Urbanus episcopus seruus servorum Dei Dilecto filio Preposito et dilectis in xpo filiabus Priorisse et Conuentui Monasterii Sucouien. per Prepositum et Priorissam soliti gubernari Premonstraten. ordinis Wladislauien. dioc. salutem et apostolicam benediccionem. Ad ea per que ecclesiarum et Monasteriorum vtilitati consulitur libenter attendimus et illa prosequimur fauoribus oportunis. Cum itaque sicut accepimus nonnulli tam clerici et ecclesiastice persone quam etiam laici proprijs terminis non contenti ferventer aspirent ad habendum quosdam villas lacus et possessiones ad Monasterium nostrum iusto titulo ut asseritur pertinentes et illas per viam permutacionis pro aliis possessionibus e

Digitized by Google

terris eorum uel alias a nobis subtrahere moliuntur. Nos igitur cupientes nostris et eiusdem Monasterii indemnitatibus precauere uobis tenore presentium auctoritate apostolica districtius inhibemus ne aliquas possessiones lacus vel villas seu quevis alia bona immobilia ad dictum nostrum Monasterium pertinencia presertim Corskau . plawno . zawor . Rambiscow . Smantow . Chmelno cum Montecastri. Chlodno . Bialde . Brodnomagnum . Brodnoparuum . Raduna. Neristow . Plausno . et Racow . villas et lacus dicte dioc. que ad uos et dictum vestrum Monasterium iusto titulo et ab antiquo pertinere dicuntur per viam permutacionis uel alias quouis titulo alienare uel in quevis alia loca uel personas transferre absque speciali apostolice sedis licencia quomodolibet presumatis. Nos enim ex nunc irritum decernimus et inane quidquid contra inhibicionem nostram huiusmodi presumpseritis attemptare. Dat. Rome apud Sanctammariammtranstiberim IIII Non. Maij. Pontificatus nostri anno Secundo. Original mit anhängendem päpſtlichen Siegel im Beſitze des Herrn Adler in Brück.

Beilage XVIII. Zu S. 39. n.**.

Litterae super Sülteciam ville in Chamelno.

Nouerint vniuersi hanc litteram inspecturi. Quod ego Henricus frater ordinis premonstraten. rector eclesie in Chmelna diocesz Vladislauien. de maturo consilio venerabil. ac religiosi viri fratris Johannis prepositi Sanctimonialium monasterii in Sukaw eiusdem ordinis et dioc. suique conuentus dedi contuli et prout melius potui donaui discreto viro Eberhardo suisque heredibus legittimis villam vulgariter Reyszko dictam ad me nomine ecclesie pretacte de vera fundacione pertinentem . cum viginti mansis ad ipsam pertinentibus et eorum omnibus vtilitatibus . prout eadem hereditas in suis gadibus metis et limitibus continet circumferencialiter . et ab aliis sibi proxime adiacentibus est distincta . iure teutonico videlicet Culmensi locandam pro duobus mansis a censu liberis tercio denario de iudicio . quarto vero de taberna similiter libere necnon hereditarie perpe-

tuoque possidendam. De alijs autem decem et octo mansis censualibus quilibet rusticus seu inhabitator ville premisse de quolibet manso mediam marcam vsualis monete . duos pullos cum duobus solidis de qualibet mensa pro clerici salario super festo S. Martini confessoris egregii singulis annis in stante soluere tenebuntur. Quem censum scultetus a rustico diligenter tenetur et debet exigere, ac plebano Chmelnam fideliter presentare Missalem vero annonam de quolibet manso libero et illibero Scultetus vna cum rusticis vnam mensuram siliginis et aliam auene super festo prelibato in Chmelnam plebano adducent seu portent indilate. Ter in anno ad faciendum magnum iudicium Scultetus plebanum recipiet ad prandium decenter et honeste. Omnes causas iudicabit scultetus . preter mutilacionem , sanguinis effusionem . et capitis truncacionem. Quibus iudiciis plebanus vel eius nuncius volunt interesse. Partem lacus me nomine ecclesie mee sepedicte contingentem sculteto et rusticis ut premittitur perpetuo racione validioris locacionis confero . cum ipsis habere volens in piscando et piscatura porcionem. Sex iugera pratorum in magno Vabino mihi et meis successoribus perpetuo excipio et reseruo. Nulli eciam inhabitatori quisquam hereditatis seu mobilis liceat vendere sine licencia plebani et sculteti. Plebano quando placuerit et opus fuerit iudicio poterit presidere. Ceterum omnia que iuris Culmensis fuerint preter superius expressa scultetus plebano tenebitur in omnibus exhibere. Eciam pro alleuiacione omni grauaminum ville supradicte incumbencium seu ingruencium plebanus cum sculteto laborabunt fideliter in rusticorum expensis amocionem nullatenus promittendo. In quorum omnium testimonium presentibus sigilla nostra sunt appensa. Actum et datum Suckouie coram venerabili in christo dno dno wilhelmo abbate monasterii Sancti Vincencij . Johanne pastori priore eiusdem monasterij Nicolao pigmeo . henrico de wachinrod . Jacob wlbrucke Nicolao de Oxiua . Johanne franckenstein ecclesiarum rectoribus fratribus meis charissimis in die Sancte Margarete Anno dni millesimo tricentesimo quinquagesimo primo coram pluribus discretis viris ac ho-

neſtis Nicolao de Schonze. petro dicto Czan et multis alijs fide dignis. Recapitulata eſt hec littera feria III post octavas corporis chriſti anno dni 1532. Copiar. p. 32.

Beilage XIX. Zu S. 27. n. ***.

In nomine domini Amen. Cum ea que fiunt et geruntur in tempore veterentur et ſeneſcant et motu continuo properent ad non eſſe. ſagaciter et prouide ſtatuit incorruptibilis mens humana vt actus racionabiles ingenij memoriam et robur indeficiens ſcripturarum beneficio nanciſcantur. Nos itaque frater Alexander Abbas totusque conuentus in Oliua notum facere cupimus vniuerſis tam preſentibus quam futuris ad quorum noticiam devenerit preſens ſcriptum, quod ad inſtanciam et diligentiſſimam accionem religioſorum virorum noſtrorumque venerabilium dominorum. Domini videlicet Karuli de Treneris Magiſtri generalis domus Theutonice. domini Dauid Commendatoris Gdanenſis et Domini Heinrici de Buchholtcz commendatoris de Gmewa. Reuerendi quoque patris noſtri Gotfridi Abbatis de Polpelyn, Cum religioſis viris Domino prepoſito de Snconia ffratribusque ipſius et Sanctimonialibus ibidem diuino cultui deditis, Ad repellendum omne iurgium et certamen, quod de metis ante clauſtrum noſtrum et pratis iuxta Zaſpam ſitis inter nos et eos durauerat ab antiquo in tale conpoſicionis medium vnanimiter conſenſimus et immobiliter conſentimus: Quod ipſis dedimus et damus villas Plauanow et Zeriſnow cum omni utilitatum prouentu. cum decimis et agris tam cultis quam incultis. cum ſiluis. nemoribus. rubetis. venacionibus. cum pratis et paſcuis. cum molendino in Plauanow et clauſura. cum lacubus ad ambas villas pertinentibus et tractibus in eisdem. et vniuerſaliter cum omni fructu qui nunc eſt aut haberi poterit in futuro. Cum omni iure libertatis et proprietatis nichil nobis nec cuiquam viuencium in eis iuris aut dominij reſeruantes, Ceſſimus inſuper et cedimus ab impeticione ville Wadzinow nuncupate quam licet ipſi pro tempore nobis invitis poſſederant eccleſia tamen noſtra eam in teſtamento rece-

perat a ducis Swantopolci patrueli felicis memorie Sereno principe Sobislao. fauentes et cupientes ut exnunc in ea sicud in prelibatis quietissima gaudeat libertate. Ipsi quoque ex sua parte Swemirow in suis terminis circumquaque cum siluis. rubetis. nemoribus. cum agris tam cultis quam colendis. et decima. cum pratis. et pascuis prope sitis et cum prato in Neria. Et vniuersaliter cum omni jure quo cam ipsi possidebant Nobis contulerunt libertate perpetua possidendam. et ab impeticione pratorum iuxta Zaspam se cessaturos perhenniter pollicendo. Preterea solucionem trium marcarum quas ipsis ex composicione litis que fuerat olym inter nos et eos sub territorio quod Oxiua dicitur annis appendere singulis tenebamur nobis totaliter indulserunt ita quod exnunc domus nostra huiuscemodi pensionibus ab onere perpetuo absoluta quieta perfrui debeat libertate. Et quia eorum partem quam a nobis in istiusmodi cambio susceperunt visum est prelibatis dominis existere viliorem. ad eorum arbitrium et dictamen viginti marcas prutenicalium denariorum ipsis adiecimus tali modo utrasque partes ad equiualenciam perducentes. Verum ne talis composicio inter nos magna diligencia et labore patrata per nos aut nostros successores in eternum quomodolibet *irritetur:* presens scriptum sigilli nostri munimine Dominorumque premissorum videlicet domini Dauid commendatoris Gdanens. et Domini Heinrici de Bucholcz comendatoris Gmeuen. reuerendi quoque patris nostri Domini Gotfridi abbatis de Polpelin sigillorum muniminibus procurauimus roborari. Datum in Oliua Anno Dni M°. CCC°. XVI. IIII° Idus Septembr.

Copiar. p. 24. b. Von einer andern, mit der hier mitgetheilten, im Inhalte ganz und gar und in der Form im Weſentlichen übereinſtimmenden Urkunde, welche an demſelben Tage in Zuckau vom Propſt Nicolaus und der Priorin Marta ausgeſtellt wurde, befindet ſich das Original im Königsberger Geh. Archiv. (Schiebl. LVI. n. 14.)

Auguſt Ferdinand Sommer,

Director des Königl. Schullehrer-Seminars zu Marienburg.

Auguſt Ferdinand Sommer ward am 3. April 1796 zu Königsberg geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Tiſchlermeiſter, gewährte ſeinen talentvollen Söhnen mit Freuden die Gelegenheit zu höherer wiſſenſchaftlicher Ausbildung. Demnach ward Ferdinand der Schulkamerad ſeines um mehrere Jahre älteren Bruders Fritz im Altſtädtiſchen Gymnaſium, das ſich damals, unter Hamanns ausgezeichneter Leitung, einer vorzüglichen Blüte erfreute. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte er bereits die erſte Klaſſe erreicht, als der bald darauf erfolgende Tod des Vaters, ſeinem Schickſale eine andere Wendung gab. Der Wohlſtand der Familie war durch die Kriegsſtürme ſehr verringert worden, ſelbſt das Gewerbe hatte in den letzten Jahren nicht mehr viel eingetragen, und ein eigenes Haus in der Münzſtraße, das aber an Miethe kaum ſo viel eintrug, als die ſtädtiſchen Abgaben und die jährlichen Reparaturen erforderten, war faſt das Einzige, was der alte Sommer, nebſt ſeinem ehrlichen Namen und ſeinem Seegen, der verwaiſten Familie hinterlaſſen konnte. Zwar verſuchte die Mutter anfangs das Gewerbe unter Leitung eines tüchtigen Geſellen, noch fortzuſetzen: aber der Verdienſt war nur kärglich und der Verdruß groß. Was ſollte Ferdinand nun beginnen? Der Mutter, die ſich ſelbſt kaum zu helfen vermochte nnd überdieß auch für zwei Töchter, von denen die jüngere noch in ſehr zartem Alter ſtand, zu ſorgen hatte, noch länger zur Laſt fallen? Das widerſtritt ſeinem kindlichen Gefühle. Seine Schulſtudien hätte er allenfalls vollenden können; aber wo die Mittel für die Univerſität hernehmen? Zwar gab es hier viele Stipendien, aber auch unzählige Bewerber. In dieſer zweifelhaften Lage eröffnete die Vorſehung ſelbſt ihm einen Ausweg. Zeller, der geprieſene Apoſtel der Reform für das Volksſchulweſen, kam nach Königsberg und geſtaltete zunächſt das königliche Waiſenhaus nach ſeinen Ideen um. Sommers älterer Bruder, damals bereits Kandidat

der Theologie, beſuchte den von Zeller eröffneten Lehrkurſus für Prediger und Schullehrer und ward ſein begeiſterter Anhänger. Des Bruders Begeiſterung zündete wie ein Blitz in dem Herzen des für alles Gute und Edle leicht empfänglichen Knaben, und nachdem er ſelbſt mit Zeller perſönlich bekannt geworden, ſtand ſein Entſchluß feſt, Volksſchullehrer zu werden, ein Beruf, deſſen Größe und Heiligkeit niemand tiefer erkannte, als er. Ohne Schwierigkeit verſchaffte ihm Zeller Aufnahme in das Königl. Waiſenhaus, wo er bald, begünſtigt durch ſeine bedeutenden Talente und durch die bereits erworbene wiſſenſchaftliche Schulbildung, der ausgezeichnetſte Schüler ſeines Meiſters wurde.

Ehe wir ihn aber auf dieſer neuen Laufbahn begleiten, ſei es vergönnt, einen kurzen Blick auf das Familienverhältniß zurückzuwerfen, aus welchem er nun für immer ſchied. Das Leben im älterlichen Hauſe war ganz dazu geeignet, ihm praktiſch vor Augen zu ſtellen, was Schillers Glocke ſo harmoniſch tönt:

„Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.“

Er ſah, wie unter den unabläſſig thätigen Händen des Vaters der Wohlſtand des Hauſes gedieh, wie der Geiſt der Ordnung und Sittlichkeit, von dem Haupte der Familie ausgehend, ſich bis auf den jüngſten Lehrburſchen erſtreckte. Hier war echte Gottesfurcht, Gehorſam gegen das Geſetz und unverbrüchliche Treue gegen das angeſtammte Königshaus herrſchend. Ein Kapitel aus der Bibel, oder einem guten Erbauungsbuche, woran ſich dann religiöſe Geſpräche knüpften, auch wol die Erzählung eigener Erlebniſſe des viel gewanderten Meiſters, oder Anekdoten vom alten Fritz, der faſt wie ein höheres Weſen verehrt wurde, gaben den Feierabenden, nach des Tages Laſt und Arbeit ihren eigenthümlichen Reiz. Die Vorſtellungen von Gott, König und Vaterland ſchmolzen hier ſo innig zuſammen, daß die eine ohne die andern nicht gedacht werden konnte und alle drei vereint ſich praktiſch als echte Bürgertugend geſtalteten. — Und wenn nun der Sonntag kam und Meiſter Sommer ſeinen feinen Tuchrock mit den großen Perlmutterknöpfen anlegte, die künſtlich aus Perlmutter geſchnitzte

und in Silber eingefaßte Tabacksdoſe zu ſich ſteckte, den Kaſtorhut aufſetzte und das ſpaniſche Rohr mit Silberbeſchlag ergriff, der langen Pfeife von Mahagoniholz mit dem ſtattlichen Meerſchaumkopf nicht zu vergeſſen — Gegenſtände, die der dankbare Sohn ſpäterhin wie Reliquien aufbewahrte und ſie ſeinen vertrauteſten Freunden gerne vorwies —: ſo mußte der Familie, die gleichfalls in ihrem Sonntagsputze an der Seite des Vaters irgend einem benachbarten Vergnügungsorte im Freien zuwanderte, die ſchöne Bedeutung und der friedliche Seegen eines fleißigen und tüchtigen Bürgerthums um ſo klarer vor die Seele treten, als der Vormittag gemeinſam im Hauſe des Herrn zugebracht, und über Tiſche die gehörte Predigt beſprochen worden war. Mit Gott im Herzen, mit dem Hinblicke auf das Ewige genoß man heiter der wohlverdienten Sabbathruhe, die zu den Arbeiten der neuen Woche neue Kräfte verlieh. — Die eigentliche Seele des Hauſes aber war die Mutter mit ihrem tiefgläubigen, liebeswarmen Gemüthe und der ruhigen Klarheit eines ſcharfen Verſtandes, — Eigenſchaften, die nur ſelten in ſo vollkommener Harmonie zuſammenwohnen, als bei ihr. Fern von jeder dunkeln Färbung eines traurigen Pietismus, der die Welt als Gottverfluchten Sündenpfuhl betrachtet, oder um Glaubensſatzungen mit andern hadert, lebte die vortreffliche Frau doch beſtändig im Umgange mit Gott und kein Gegenſtand der Unterhaltung war ihr lieber, als die Religion. Die Vernünfteleien des Unglaubens wies ſie mit eben ſo vieler Geiſtesklarheit zurück, als die Zumuthungen des Aberglaubens und das beſeligende Lichtreich, in welchem ihr Herz wohnte, widerſtand, gleich einer ſtarken Burg, allen Angriffen und Zweifeln. Ihr frommer Glaube aber wirkte in ihr ein wahrhaft lebendiges Chriſtenthum. Als Gattin, Mutter und Hausfrau war ſie muſterhaft; wohlthätig und hilfreich gegen Arme und Leidende, dienſtfertig, freundlich und beſcheiden gegen jedermann. Trotzdem aber erwies ſich auch an ihr und ihrem Gatten die Wahrheit jener alten Behauptung, daß kein Menſch ganz ohne Aberglaube ſei. Wenn in der Werkſtatt die unberührt an der Wand hängende Klobſäge plötzlich einen ſchrillen Klang von ſich gab, pflegte der alte Sommer wol zu ſeinen Geſellen und Burſchen zu ſagen: „Kinder, es wird noch heute ein Sarg beſtellt werden“ uud gewöhnlich hatte er Recht. Wenn an den langen Winterabenden

ein Klopfen an der Stubenthür oder an den Fenſterladen ſich vernehmen ließ, ohne daß man, trotz aller angeſtellten Nachforſchungen, die Urſache entdecken konnte, meinte die Mutter wol, es melde ſich irgend ein ſterbender Freund oder Verwandter, obgleich ſie dann bald darauf über ihre eigenen Aberglauben zu ſcherzen pflegte, zumal ſolches Klopfen in der Regel keine Trauerbotſchaft nach ſich zog. Eines Ereigniſſes aber, obwol es genau genommen nicht hieher gehört, ſei dennoch erwähnt, weil es ein allgemeines Intereſſe darbieten dürfte. Meiſter Sommer hatte ſeine alte Mutter bei ſich und pflegte ihrer mit kindlicher Liebe. Die alte Frau litt an einem chroniſchen Uebel, das ſie oft Monate lang an das Bett feſſelte. Es konnte daher nicht überraſchen, als ein beſonders heftiger Anfall der Krankheit ihrem Leben ein Ende machte. Der erfahrene Hausarzt ſelbſt erklärte ſie für todt und die Leiche ward in eine Kammer gebracht, die ſich dicht neben der Schlafſtube der Familie befand. Hier lag ſie mehre Tage, während der trauernde Sohn ihren Sarg verfertigte und die Vorbereitungen zum Begräbniſſe traf. In der Nacht vor dem anberaumten Begräbnißtage konnte weder er noch ſeine Gattin ſchlafen. Das Bild der Geſchiedenen ſtand ihnen vor Augen und bewegte ihr Herz. Da hörten ſie aus der Kammer her ein immer ſich wiederholendes Stöhnen und Aechzen. Anfangs ſuchen ſie ſich zu *überreden*, die Phantaſie ſpiele ihnen einen Streich. Da aber das unheimliche Stöhnen nicht nachläßt, ſpringt Vater Sommer entſchloſſen aus dem Bette und eilt mit einem ſchnell angezündeten Lichte in die ſpukhafte Kammer. Da ſitzt die Mutter aufgerichtet auf ihrem Todtenlager und ſtreckt dem Sohne die zitternden Hände entgegen. Warum habt Ihr mich in dieſe kalte Kammer gelegt? fragt ſie mit bebender Stimme. Sie ward ſofort in ein warmes Bett gebracht und lebte noch einige Jahre.

Wie man auch über Zeller und ſeine Wirkſamkeit denken mag: das Eine wird man ihm nicht abſprechen können, daß er ein bedeutendes pädagogiſches Talent beſaß. Mit unwiderſtehlicher Gewalt wußte er ſeine Zöglinge an ſich zu ketten und aus der großen Menge derſelben mit raſchem Scharfblicke diejenigen herauszufinden, die ſich am meiſten für ſeine Zwecke eigneten.

Die ganze Hausordnung und Lehrverfaſſung, die er im Waiſenhauſe einführte, hatte viel Aehnlichkeit mit einem geheimen Orden. Es gab hier drei Grade, die dem Heidenthum, dem Judenthum und dem Chriſtenthum analog waren und wovon jeder ſeine beſondere Geheimniſſe hatte. An Theaterſzenen und Engelserſcheinungen fehlte es in den beiden untern Graden nicht, während der höchſte zum vollen Lichte führte. Da nun die Erlangung eines höheren Grades von der Führung, dem Fleiße und den Fortſchritten der Zöglinge abhing: ſo liegt es vor Augen, wie ſehr der Eifer ſchon durch die Neugierde geſpornt werden mußte. Aus den Zöglingen des höchſten Grades wählte Zeller die talentvollſten aus, um ſie, gleichſam als Jünger in ſeine unmittelbare Nähe zu ziehen. Dieſe durften ihn Vater nennen, mit Du anreden und ſich manche Vertraulichkeit gegen ihn erlauben, die ſein gemeſſenes Weſen, trotz aller Freundlichkeit, dennoch beſtändig in den Schranken der Ehrerbietung zu erhalten wußte. Dieſe Kinder hingen an ihm mit unbedingtem Vertrauen und öffneten ihm jede Falte ihres Herzens, ſo daß ihm auch der kleinſte Fehltritt, den ſie begangen, nicht verborgen blieb. Kein römiſcher Beichtvater hat jemals größere Gewalt über ſeine Beichtkinder gehabt, als Zeller über die Herzen ſeiner jungen Auserwählten. Deſſenungeachtet war er bemüht, ſie zur möglichſten Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit heranzubilden, und ſuchte ihre Freiheit allein durch ihr eigenes ſittliches Gefühl zu beſchränken. Auch gegen die Außenwelt ſollten ſie eine unabhängige Stellung einnehmen und daher gewöhnte er ſie nicht nur an höchſt einfache Koſt, ſondern auch daran, ſich überall ſelbſt zu helfen. Ihre defekten Kleidungsſtücke mußten ſie ſelbſt ausbeſſern, ja auch ſelbſt ein neues Kleidungsſtück ſich ohne weitere Beihilfe anfertigen. Wollten ſie Schach ſpielen, mußten ſie Brett und Figuren ſelber machen u. ſ. w. Mit einem Worte: ſeine ganze Erziehungs- und Unterrichtsmethode zweckte darauf hin, daß der Menſch all' ſein Wiſſen und Können aus ſich ſelber entwickelte. Gegeben wurde nichts als der Stoff. Die Bearbeitung blieb des Schülers eigener Thätigkeit überlaſſen, wobei ihm allerdings der Lehrer durch leitende Winke zu Hilfe kam.

Begleitet von fünf oder ſechs dieſer Auserwählten, unter denen Sommer unbedingt die erſte Stelle einnahm, trat Zeller ſeine Reiſe durch die Provinz an. Nirgend ward er mit offneren Ar-

men und größerer Begeiſterung empfangen, als in Marienburg und es gefiel ihm dort ſo ſehr, daß er für längere Zeit ſeinen Aufenthalt in der Stadt nahm. Er miethete ein Haus nebſt Garten auf der Vorſtadt, hoch auf dem Uferberge der Nogat belegen und richtete ſich hier mit ſeinen Zöglingen häuslich ein. Stadt und Umgegend fanden nun genugſam Gelegenheit, den Wundermann und ſeine Jünger kennen zu lernen. Er eröffnete einen Lehrkurſus für Schulmeiſter und hielt den Frauen pädagogiſche Vorleſungen. Mit Zellers Zöglingen in nähere Verbindung zu treten, galt als Ehrenſache für die Knaben der Stadt; doch der Meiſter beſchränkte dieſen Umgang mit weiſer Hand. Nur ſolche Knaben duldete er in der Nähe ſeiner Lieblinge, die ſelbſt dem Höheren nachſtrebten und durch gute Erziehung und Sittlichkeit Bürgſchaft gewährten. So lernte auch Referent den Meiſter und ſeine Zöglinge kennen. Noch ſtehen die blühenden, klugen und doch ſo beſcheidenen Jungen, in ihren dunkelgrauen Uniformröcken mit weißem Kragen und Aufſchlägen und blanken Knöpfen verziert, mir lebhaft vor Augen, und wie ich mich glücklich ſchätzte, mit ihnen näheren Umgang zu haben. Wenn ſie des Tages, zu allgemeinem Erſtaunen, in der Schulmeiſterſchule ſo altklug und verſtändig docirt hatten; ſo waren ſie des Abends in Geſellſchaft anderer Knaben die herzigſten und gemüthlichſten Kinder, die ſich auch nicht im Geringſten überhoben. Da lernten wir von ihnen mit hölzernen Rapieren fechten, die Armbruſt ſpannen, mit dem Gehr werfen, turnen und Schach ſpielen. Auch laſen ſie uns wol aus ihren Religionsheften vor, in denen ſie das Leben, Wirken und die Lehren des Erlöſers, wo möglich immer mit den Worten der Evangeliſten ſynoptiſch zuſammenſtellen mußten. — Mein Herz zog mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu dem beinahe funfzehnjährigen Sommer und dem elfjährigen Fröhlich. Zwiſchen beiden ſtand ich in der Mitte, da ich noch nicht dreizehn Jahre zählte. Unſerm Bunde ſchloſſen ſich noch andere liebe Freunde an, beſonders einer, der etwa in Sommers Alter ſtand, und an dem ich mit der ganzen Schwärmerei einer erſten Jugendfreundſchaft hing. Er, Sommer und ich bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt und unſere Freundſchaft hat — wenn auch hin und wieder durch Verhältniſſe und abweichende Meinungen getrübt — feſtgehalten in allen Stürmen des Lebens.

Um ſo ſchmerzhafter war es, als wir uns trennen mußten. Zeller erhielt vom Könige ein ſchönes Landgut in der Nähe von Marienwerder zum Geſchenke und zog, nachdem er ſich kurz zuvor verheirathet hatte, dorthin ab. Den Knaben, die er ſo lange bei ſich gehabt, gab er drei Thaler Reiſegeld und ſeinen Seegen auf den Weg und ließ ſie zu Fuße nach Königsberg wandern, um ſich wieder in das Waiſenhaus zu begeben. Unter Sommers Leitung erreichte die kleine Schaar glücklich das Ziel ihrer Reiſe. Sie hatten noch einen Thaler von dem Reiſegelde erübrigt, den ſie gewiſſenhaft an Vater Zeller zurückſandten.

Im Jahre 1812 ward Sommer als interimiſtiſcher Lehrer an die Stadtſchule zu Konitz geſchickt. Doch die Zeit ſeines Wirkens war hier nur kurz. Als im Frühling des nächſten Jahres der König ſein Volk in die Waffen rief, da griff auch er zum Schwerte, und weil es eben an Landwehroffizieren bedeutend mangelte, ſo beförderte man ihn zum Landwehrlieutenant. Wo aber das Geld zur Equipirung hernehmen? — Zellers Schüler wußte ſich zu helfen. Ein ſchwarzer Leibrock wurde zur Uniform umgeſtaltet, und mit den vorſchriftsmäßigen Aufſchlägen und Knöpfen verſehen, galt er bei jedermann für blau und keinem fiel es ein, an ſeiner normalen Farbe zu zweifeln. Mit Schärpe und Epaulets nahm man es damals bei der Landwehr nicht allzu genau. Mütze und Degen aber waren für weniges Geld bald angeſchafft. So exercirte denn Sommer ſtatt Schulknaben, Konitzer Landwehr, wobei ihm die Kenntniſſe militäriſcher Uebungen, die er unter Zeller erlernt hatte, vortrefflich zu Statten kam. Bei den glücklichen Erfolgen des Feldzuges von 1813 ward er aber nur ſehr kurze Zeit in dieſer Stellung belaſſen. Der faſt peſtartige Typhus, der in jenem blutigen Siegesjahre unſere Provinz heimſuchte, hatte auch den Lehrer an der in Marienburg neubegründeten Normalſchule hingerafft, einen talentvollen Jüngling Namens Federnau, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Schon damals waren mit dieſer Normalſchule die erſten Anfänge eines Lehrerſeminars verbunden und die erledigte Stelle mußte daher ſo ſchnell als möglich wieder beſetzt werden. Sommer ſtand zu jener Zeit erſt im 18. Lebensjahre. Deſſen ungeachtet berief ihn die Regierung zu Marienwerder — Danzig war noch nicht wieder erobert — auf dieſen wichtigen, aber auch unendlich mühevollen Poſten. Vom

3. Dezember 1813 datirt das Berufungsſchreiben und in der Mitte des Monats traf Sommer in Marienburg ein. Es wurde an dem Abende, als er ankam, gerade ein Kindtaufſchmaus in meines Schwagers Familie gefeiert und mein Freund erſchien hier in ſeiner eigenthümlichen Lieutenantsuniform, da er außer derſelben keinen andern Rock beſaß.

Am ſiebzehnten Januar 1814 ward er in ſein neues Amt feierlich eingeführt, und von nun an entfaltete er eine Thätigkeit und einen Eifer in ſeinem Berufe, wie ſie vielleicht unter Tauſenden nicht Einer aufzuweiſen hat. Er lebte nur für die Heranbildung des Volkes und opferte dieſem Zwecke mit einer Selbſtverleugnung, die in unſern ſelbſtſüchtigen Tagen fabelhaft erſcheinen muß, ohne alle egoiſtiſchen Nebenrückſichten, den ganzen reichen Schatz ſeiner Kraft und ſeines Talentes. Seine Stellung war eine außergewöhnlich mühevolle und ſchwierige. Denn er war damals nicht nur der einzige Lehrer an der ſog. Normalſchule, ſondern auch, außer den beiden Stadtpredigern, Häbler und Heermann, der einzige Lehrer des damit verbundenen Seminars. Die Seminariſten, deren es zu jener Zeit allerdings nur noch wenige gab, wohnten mit ihm in einem und demſelben Hauſe, und ihm, dem noch nicht achtzehnjährigen Jünglinge, lag die Verpflichtung ob, den Fleiß und den Lebenswandel jener Gleichaltrigen zu überwachen. Von acht bis elf Uhr Vormittags und von eins bis vier Uhr Nachmittags mußte er den Unterricht in der Normalſchule ertheilen. Dieſe Anſtalt war gleichzeitig ſtädtiſche Armenſchule. Schulgeld wurde nicht gezahlt und nur die Kinder der ärmſten Volksklaſſen beſuchten ſie. Wer ſich nun der Entſittlichung erinnert, welche durch die franzöſiſche Invaſion unter die niedern Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft ſich eingeſchlichen, der wird begreifen, welcher Anſtrengung es hier bedurfte, um Zucht, Ordnung und Fleiß unter den Schülern — die aus Knaben und Mädchen beſtanden — zu erhalten. Sommer leiſtete das Unglaubliche. Die Schule ward in Wahrheit eine Normal-, eine Muſterſchule. Die Roheit verſchwand, die Sittlichkeit ſiegte; die Trägheit ward überwunden und ein Fleiß, ein Eifer, eine Begierde zu lernen und weiter zu ſtreben, ward in der Anſtalt herrſchend, wie man ſie kaum irgend wo anders findet. Die Schulkinder hingen an ihrem Lehrer mit einer Liebe und mit einem Vertrauen, die in

der That beiſpiellos waren. Aber wie lehrte auch Sommer und wie benahm er ſich gegen die Kinder! Nie war er leidenſchaftlich, und doch immer begeiſtert. Sein Vortrag war hinreißend und ſo klar, daß auch der ſchwächſte Verſtand ihn faſſen konnte. Die Trägen weckte er durch häufiges Fragen; die Vorgeſchrittenen feſſelte er durch die geiſtreiche Behandlung des Stoffes. Aller Liebe gewann er durch die Liebe, die ſo reich und warm aus ſeinem vollen Herzen quoll. Er hatte damals außer freier Wohnung nichts weiter als 300 Thlr. mit denen er zum Theil noch ſeine Familie unterſtützte. Dennoch war immer Geld vorhanden, um ſeinen ärmſten Schülern kleine Wohlthaten zu erweiſen. Und glaubte man nun, er müſſe müde ſein, wenn er von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags ſo angeſtrengt gearbeitet: ſo erſtaunte man, wenn man, nach vollendeten Schulſtunden ihn auf dem Turnplatze fand, und ihn hier ſo thätig ſah, als ob er den Tag über noch keine Anſtrengung gehabt hätte. Und dennoch war dieſe Wirkſamkeit für die Normalſchule eben nur die eine Seite ſeines Berufes. Die andere galt dem Seminar und hier entfaltete er wo möglich noch höhere Energie. Von 6 bis 8 Uhr Morgens, von 5 bis 7 Uhr Abends unterrichtete er die Seminariſten, und wer ihn hier ſprechen hörte, der mußte in jeder Stunde glauben, er ſinge nur eben ſein Tagewerk an. So voll Feuer, ſo voll hinreißender Gewalt war ſein Unterricht zu jeder Tagesſtunde. Es ſchien, als ob Ermüdung in keiner Weiſe ihm nahe treten könne.

Ein ſo ausgezeichnetes, faſt beiſpielloſes Wirken mußte natürlich die Aufmerkſamkeit der Behörden auf ſich lenken, zumal als der wiedergekehrte Friede ihnen hinreichende Muße gewährte, den einzelnen Verwaltungszweigen ihr Auge ungetheilt zuzuwenden. Das Marienburger Seminar ſteht gleichzeitig unter der Aufſicht der Regierungen zu Danzig und zu Marienwerder und beide bemühten ſich, es nach Kräften zu befördern. In Danzig war damals der Geheime Rath Jachmann als Schulrath angeſtellt, in Marienwerder Dr. Grolp. Beide Männer wußten Sommers Werth in vollem Maaße zu ſchätzen und erfreuten ihn nicht nur alljährlich durch belobende Anerkennung ſeiner Thätigkeit, ſondern ſuchten auch, ſoviel der beſchränkte Etat unſeres Schulweſens es zuließ, die Anſtalt durch vermehrte Lehrkräfte zu heben. Es wurde

zuerſt ein, ſpäterhin zwei Lehrer fixirt angeſtellt, um Sommer in ſeiner mühſamen Arbeit zu unterſtützen. Die beiden Stadtprediger, welche den wiſſenſchaftlichen Unterricht übernahmen, und den Organiſten der evangel. Kirche, der das Orgelſpiel lehrte, abgerechnet. Späterhin kam noch der Lehrer der landſchaftlichen Taubſtummenanſtalt hinzu, der die Seminariſten im Unterrichte der Taubſtummen unterwies. So wuchs die Anſtalt in immer höherem Seegen von Jahr zu Jahr und es dauerte nicht eben all zu lange, als das Seminar über hundert Zöglinge zählte. Natürlich fanden dieſe keinen Raum mehr in der beſchränkten Lehrerwohnung der Normalſchule. Die Seminariſten mußten ſich bei Bürgern der Stadt einmiethen und dieſe Einrichtung hatte das unendlich Gute, daß die künftigen Volkslehrer mit dem Geiſt und Sinn des Volkes bekannt wurden. Es iſt wahr, ſolch ein ungebundenes Leben hat auch ſeine Gefahren: aber ſie ſind gering zu achten, gegen den Nachtheil, den die klöſterliche Erziehung in abgeſperrten Seminarien nothwendig herbeiführen muß. Da lernt der künftige Volkslehrer weder das Leben noch die Menſchen kennen, und tritt, wenn er ſeine erſte Anſtellung erhält, als vollkommener Fremdling in die fremde Welt. Er weiß weder mit Geld noch mit Menſchen umzugehen und wird oft entweder ein Idiot, oder ein unbeholfener Spielball ſeiner Umgebungen. — Doch die Behörden ließen es dabei nicht bewenden. Die höchſt beſchränkte Lokalität, die gleichzeitig der Lehrerwohnung, der Normalſchule und dem Seminar zugewieſen war, wurde erweitert. Ein neues, anſtändiges Gebäude erhob ſich neben dem älteren Schulhauſe, in welchem die untere Etage zu Klaſſenzimmern, die obere zur Wohnung des erſten Seminarlehrers eingerichtet wurde. Auch wurde Sommers Gehalt allmälig erhöht, ſo daß er ſich, wenn er Wohnung und Heizung mitrechnete, zuletzt gegen 700 Thlr. ſtand. Freilich eine wahre Kleinigkeit für einen ſolchen Mann, aber immer genug, um ſeinen beſcheidenen Anſprüchen zu genügen. Und hätte man ihm keine Zulage gemacht und keine Lehrer zur Seite geſtellt: er würde, getragen von der heiligen Begeiſterung für die gute Sache, deſſenungeachtet mit immer gleicher Aufopferung ſeine Pflicht erfüllt haben. Der Geheime Rath Jachmann bewahrte ihm ſein Wohlwollen, man könnte ſagen, ſeine Freundſchaft, auch noch da, als das Provinzial-Schulkollegium zu Kö-

nigsberg eingerichtet und er als Provinzialſchulrath dort angeſtellt wurde. Sein Nachfolger bei der Regierung zu Danzig wurde Dr. Höpfner, der bald von der ausgezeichneten Tüchtigkeit Sommers ſo tief ergriffen wurde, daß er ihm oft die wichtigſten Gutachten anzufertigen übertrug, und auf ſeine Meinung überall das höchſte Gewicht ſetzte. Nach Jachmanns Tode folgte Dr. Lucas, einer von Sommers nächſten Freunden, in dem Amte als Provinzialſchulrath. Und wahrhaftig, es war nicht die Jugendfreundſchaft, ſondern des Freundes unendliches Verdienſt, was auch dieſen, für alles Gute ſo warm begeiſterten Mann, antrieb, dem Marienburger Seminar alle mögliche Gunſt zuzuwenden. Vor Allem aber wurde Sommer gehalten und getragen durch die ermuthigende Anerkennung, die ihm von ſeinen nächſten Vorgeſetzten zu Theil wurde. Er ſtand zu dem Seminardirektor Dr. Häbler, wie zu dem zweiten Stadtprediger und Lokal-Schulinſpektor, dem jetzigen Superintendenten Heermann, in einem wahrhaft freundſchaftlichen Verhältniſſe. Von ihnen erholte er ſich in jüngern Jahren Rath, mit ihnen gemeinſam arbeitete er die Lehrhefte, nach denen er im Seminar und in der Schule Unterricht ertheilte. Selten und intereſſant iſt beſonders das Verhältniß, in welchem er zu Häbler ſtand. Schon der äußere Anblick bezeugte es, daß dieſe Männer im tiefſten Grunde Eins waren. Beide trugen das Haar in gleicher Weiſe geſcheitelt und lang nach hinten gekämmt; beide kleideten ſich in ſchwarze, nicht all zu kurze Ueberröcke, beide hatten in tauſend andern Kleinigkeiten dieſelben Manieren und Gebräuche. Alles, was auf das Seminar Bezug hatte, beſprach Häbler zuvor mit Sommer und es kam dann wol, daß der alte Herr ſelbſt nicht wußte, ob dieſe oder jene Idee von ihm ausgegangen, oder von Sommer angeregt worden ſei. Harmoniſch aber waren ſie immer geſtimmt und ihr aufrichtig guter Wille hatte um ſo mehr Erfolg, als beide dabei von jeder Selbſtſucht und Rechthaberei ſich fern hielten.

Doch Sommer begnügte ſich nicht daran, für Seminar und Normalſchule mit immer gleicher Aufopferung zu wirken. Denn trotz der vermehrten Lehrkräfte war er doch weit entfernt, auf ſeinen Lorbern auszuruhen, ſondern gab nach wie vor von 6 Uhr Morgens bis 6 oder 7 Uhr Abends Stunden, wovon er nur in ſpäterer Zeit, als er die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, nachließ. —

Er widmete vielmehr auch dem Volksſchulweſen im Allgemeinen die regſte Aufmerkſamkeit. Im Laufe der Jahre waren die meiſten Schullehrerſtellen des Danziger und Marienwerder Regierungsbezirkes mit ſeinen Zöglingen beſetzt. Dieſe verlor er nicht aus dem Auge und ſie hingen mit der treuſten Verehrung an ihm. In ihm ſahen ſie ihr Vorbild, ſein Wort und Beiſpiel war der Maßſtab, an welchem ſie ihre eigenen Leiſtungen prüften. Selbſt aus den entfernteſten Gegenden der weitläuftigen Provinz, wo ſie ihre Anſtellung gefunden, eilten ſie von Zeit zu Zeit nach Marienburg, um dem verehrten Lehrer ihre dankbare Anhänglichkeit und Liebe zu beweiſen. Denn alle fühlten es, wie viel ſie ſeiner aufopfernden Treue ſchuldig waren; und wie ſie vorher als Seminariſten in ihm den eigentlichen Träger und Mittelpunkt des Seminars erkannt hatten: ſo ſuchten ſie ihn gern wieder auf, um an ſeiner Begeiſterung den ſinkenden Muth zu erfriſchen. Allerdings fehlte es auch nicht an Beiſpielen ſchnöder Undankbarkeit; aber ſie waren immer nur ſeltene Ausnahmen.

Längſt trug ſich Sommer mit dem Gedanken, ſeinen ehemaligen Lehrzöglingen einen gemeinſamen Vereinigungspunkt zu verſchaffen, um ſie mit dem Seminar, aus welchem ſie hervorgegangen, in beſtändiger organiſcher Verbindung zu erhalten. Weſtpreußen iſt zu weitläuftig, um dieſen Gedanken in ſeiner vollen Ausdehnung zu verwirklichen. Daher mußte Sommer ſich darauf beſchränken, die Lehrer des Marienburger Landrathkreiſes durch einen engern Verein zu verbinden. Dieſer Kreis umſchließt die beiden Werder, Preußens fruchtbarſte und reichſte Gegenden, mit mehr als 200 Schullehrern. Der unermüdet thätige Mann arbeitete einen reiflich durchdachten und in jeder Hinſicht vortrefflichen Plan für die Begründung dieſes Vereines aus und hatte die Freude, daß derſelbe nicht nur faſt einſtimmig von den betreffenden Lehrern angenommen, ſondern auch von der vorgeſetzten Behörde vollkommen gebilligt und beſtätigt wurde. Natürlich blieb der Beitritt dem freien Willen jedes Einzelnen anheimgeſtellt; aber nur ſehr wenige, in ihrem Schlendrian ergraute Schulmeiſter, verſagten denſelben. Demnach wurde nun der ganze Marienburger Kreis in eine beſtimmte Anzahl von Vereinsbezirken getheilt, die je nach dem Verhältniß der Lehrerzahl, aus zwei, drei auch wohl vier Kirchſpielen beſtanden. Jeder Bezirk wählte einen Vorſteher aus ſeiner Mitte,

dem die Verwaltung der laufenden Geſchäfte übertragen wurde. Dazu gehörte vornämlich die monatlichen Verſammlungen der Bezirksmitglieder auszuſchreiben, den Leſezirkel zu dirigiren und bei vorkommenden Sterbefällen der Lehrer, das ſ. g. Sterbegeld einzufordern. Auch lag ihnen die Korrespondenz mit dem Vorſtande des Geſammtvereins ob. Die monatlichen Verſammlungen wurden der Reihe nach bei den einzelnen Bezirksmitgliedern gehalten, wo der jedesmalige Wirth Gelegenheit fand, eine wenig koſtſpielige Gaſtfreundſchaft ſeinen Mitgenoſſen zu beweiſen. Eine Taſſe Kaffee, ein Glas Bier und ein Butterbrot, nebſt einer Pfeife Taback, war Alles, worauf der äußere Menſch hier zu rechnen hatte. Deſto reichlicher floß die Nahrung für den innern Menſchen. Es wurden ſelbſtverfaßte Aufſätze vorgeleſen und beſprochen, Amtserfahrungen mitgetheilt, Fragen über die Behandlung einzelner Lehrgegenſtände, oder über die Disziplin erhoben und der Inhalt der geleſenen Vereinsbücher und Journale kritiſirt. Faſt immer fanden ſich Gäſte aus andern Bezirken ein und wenn der Kirchſpielsprediger als Gaſt hinzutrat, ſo wurde das mit dem höchſten Danke anerkannt. Wie vielen und reichlichen Segen dieſe Zuſammenkünfte ſtiften mußten, bedarf kaum des Beweiſes. Sie erhielten die Geiſter lebendig und erfüllten die armen, unter der Laſt der Arbeit und der Sorgen um das tägliche Brod oft ermattenden Schulmeiſter, in dem erhebenden Bewußtſein der Würde und Wichtigkeit ihres Berufes. Der Fleiß wurde immer neu angeregt und die kurſirenden Bücher führten ſtets neue Ideen und höhere Ziele vor Augen. Für den Leſezirkel ſtand jedem Bezirksvorſteher ein Buchwart zur Seite, der dafür zu ſorgen hatte, daß die, von dem Obervorſtande zu Marienburg ausgetheilten Bücher und Journale zur beſtimmten Zeit ihren Kreislauf vollendeten. Unordnungen wurden mit einer kleinen Geldſtrafe gebüßt, die zur Bibliothekenkaſſe des Vereins fließend, zwar keinem ſchwer fallen konnte, aber doch jedem die Ueberzeugung gewährten, daß Ordnung ein gutes Ding ſei. Natürlich mußte der Verein einige Geldopfer von ſeinen Mitgliedern fordern. Wie wäre es anders möglich geweſen, eine Vereinsbibliothek zu gründen, die ſich bald auf einige hundert Bände belief und aus der jedes Mitglied irgend ein gewünſchtes Buch ſich zur Lektüre erbitten durfte? — Aber die Beiträge waren, bei der großen Anzahl der Theilnehmer

ſo gering, daß ſie keinem läſtig wurden. Es kam dazu, daß es auch den nächſten Grenznachbaren anderer Kreiſe geſtattet war, ſich an dem Vereine und ſeiner Bibliothek zu betheiligen.

Mit dieſem Lehrervereine, der keinen andern Zweck hatte, als die geiſtige Fortentwickelung und immer erneute Kraftbelebung ſeiner Mitglieder, ſtand die Vereinsſterbekaſſe in genauer Verbindung. Bei dem jedesmaligen Todesfalle eines Vereinsmitgliedes wurde von den übrigen Mitgliedern ein kleiner Beitrag gezahlt, der dazu diente, den Hinterbliebenen die Begräbnißkoſten tragen zu helfen.

In ſolcher Weiſe ſahen ſich die Lehrer des Marienburger Kreiſes in materieller und geiſtiger Hinſicht feſt aneinander gekettet. Eintracht macht ſtark nach Innen und Außen! — Dieſe Wahrheit mußte jedem Mitgliede einleuchten. Und ſie ward ihm zur klaren Ueberzeugung, bei der alljährlichen Hauptverſammlung. Zum 3ten Pfingſtfeiertage jeden Jahres nämlich, ward der geſammte Verein zur Hauptfeier nach Marienburg in das Seminargebäude eingeladen. War das Wetter günſtig, ſo wurde die Verſammlung auch wol im Freien, in dem ſchönen, durch Sommers Geſchmack und Sorgſamkeit herrlich erblühten Seminargarten abgehalten. Diejenigen Lehrer, welche an dieſem Tage einen Vortrag halten wollten, mußten ihre Rede etwa 6 oder 8 Wochen vorher dem Hauptvorſtande zur Beprüfung einſenden. Ein Programm ordnete dann das Ganze. Eine einleitende Rede des Obervorſtehers (Sommer) eröffnete jedesmal die Sitzung. Dann folgten die übrigen Vorträge, an die ſich eine Diskuſſion ſchloß. Nach geendeter Arbeit vereinte ein brüderliches, frugales Mahl die Feſtgenoſſen. Gewöhnlich erſchienen viele, auch außerhalb des Marienburger Kreiſes wohnende Lehrer zu dieſem feſtlichen Tage und nahmen als freundliche Gäſte daran Theil, auch die beiden Stadtprediger fehlten nicht und nicht ſelten beehrten auch die Herren Schulräthe von Danzig, Marienwerder und Königsberg die Verſammlung mit ihrer Gegenwart. Solche Feſttage ließen immer eine kräftige, ſeegensreiche Nachwirkung in den Herzen der Betheiligten zurück. Mit neuem Muthe ausgerüſtet, durch neue Ideen angeregt, durch das Bewußtſein eines großen, gemeinſamen, vielumfaſſenden Wirkens gehoben, kehrten die Einzelnen zu ihrem ſchweren Tagewerke heim. Dabei wurde das Band der Pietät zwiſchen den früheren Seminariſten und der mütterlichen Anſtalt

und ihren Lehrern immer aufs Neue befeſtigt und der Geiſt der Zuſammengehörigkeit und des gemeinſamen Wirkens aus demſelben Geiſte erfriſcht und belebt.

Bei allen dieſen Anſtrengungen, denen Sommer ſich ſo unverdroſſen unterzog, behielt er noch Muße zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Sein Leſeunterricht und ſein Rechenunterricht erſchienen kurz nach einander im Druck, und erwarben ſich bei jedem Unbefangenen und Sachverſtändigen die gebührende Anerkennung. Namentlich iſt aber der Rechenunterricht ein ſo ausgezeichnetes Buch, daß es in der Hand keines Volksſchullehrers fehlen ſollte. Auch Reden und Gedichte von ihm ſind, oft gegen ſeinen Willen, im Drucke erſchienen und alle bekunden ſeine Meiſterſchaft in der Sprache und die edle Tiefe eines geiſtreichen Gemüthes.

Bereits ſiebzehn Jahre lang hatte Sommer in ſolcher Weiſe mit dem ſeegensreichſten Erfolge gewirkt, als die Königl. Regierung zu Danzig, „in Betracht der ausgezeichneten Verdienſte, die er ſich um die Volksbildung erworben“, ihm, unter dem 21. Januar 1830, durch ein höchſt ehrendes Schreiben den Oberlehrertitel verlieh. Zwar Ehrenbezeugungen und Titel waren dem unendlich beſcheidenen, aller Selbſtſucht fremden Manne, von jeher gleichgiltig. Doch freute er ſich der Anerkennung ſeiner vorgeſetzten Behörde und der ausgezeichneten Gunſt, mit welcher ſie das Marienburger Seminar aus ſo ſchwachen Anfängen, durch ihre bereitwillige Unterſtützung zu einer Anſtalt hatte bilden helfen, die bereits einen unverkennbaren Einfluß auf ganz Weſtpreußen übte. Allerdings fehlte es dieſer Anerkennung der Behörden auch nicht an betrübenden Gegengewichten. Es gab in der Nähe und Ferne Schulinſpektoren und Superintendenten, die das Marienburger Seminar auf alle Weiſe verläſterten und bald ſeine Lehrmethode, bald ſeine Rechtgläubigkeit in Verdacht zu bringen ſuchten. Häblers etwas derbe Perſönlichkeit, die namentlich den Widerſpruch wiſſenſchaftlich gebildeter Männer, ſobald vom Elementarſchulweſen die Rede war, mit dem einfachen Kraftworte zurückwies: „Ihr Herren, das verſteht ihr nicht!“ mochte vielleicht eine Haupturſache dieſer feindſeligen Stimmung ſein. Sommer aber ließ ſich dergleichen wenig anfechten und niemals zu irgend einer Polemik hinreißen, ſondern wandelte ſtill und ſeegensreich ſeine Bahn, wie Ueberzeugung und Pflicht ſie ihm vorſchrieben.

So nahte endlich mit dem 17. Januar 1839 der Tag heran, an welchem der ſeltene Mann vor einem Viertel-Jahrhundert feierlich in ſein Amt eingeführt worden war. Ihm mußte dieſer Tag zu einem herrlichen Feſttage werden. Ueberall ſtanden die Saaten, die er mit unermüdet treuer Hand ausgeſtreut, in der ſchönſten Blüte, in ganz Weſtpreußen ſah er ſein Wirken und Streben durch ſeine Schüler vervielfältigt, im herrlichſten Gedeihen. Er aber hatte in ſeiner großen Beſcheidenheit nicht daran gedacht, daß man ſeines ſilbernen Amtsjubiläums ſich erinnern werde. Um ſo überraſchender und erhebender war es ihm, als die Seminariſten, die Seminarlehrer, die Lehrer der Marienburger Stadtſchulen ihm durch Morgenmuſik, feierliche Glückwünſche und Ehrengeſchenke ihre Liebe und Verehrung zu erkennen gaben. Von nah und fern erſchienen Deputationen, um dem verehrten Manne, deſſen Haar von der raſtloſen Anſtrengung bereits ergraut war, ihre Dankbarkeit oder ihre Anerkennung zu zollen. Von dem Königl. Provinzialſchul-Kollegium zu Königsberg, wie von den Königl. Regierungen zu Danzig und Marienwerder gingen höchſt anerkennende Glückwunſchſchreiben ein, die es genugſam bezeugten, wie ſehr die hohen Behörden Sommers Verdienſt zu ſchätzen wußten. So lautet es z. B. in dem Schreiben des Provinzialſchul-Kollegiums: „Es gereicht uns zur beſondern Freude, bei dieſer Gelegenheit, mit dankbarer Anerkennung Ihrer Verdienſte um die Anſtalt, unſern Glückwunſch zu der bisher ſo rühmlich vollbrachten Arbeit und unſer Vertrauen auf Ihre fortdauernde ſegensreiche Wirkſamkeit gegen Sie auszuſprechen." — Die Danziger Regierung ſchreibt: „Sie haben nunmehr während eines Viertel-Jahrhunderts nicht allein in Ihrem hochwichtigen Berufe, vorzugsweiſe durch Heranbildung tüchtiger Jugendlehrer ſich verdient gemacht und denſelben unausgeſetzt, durch einen muſterhaften Lebenswandel und treue Verwaltung aller Ihnen obliegenden Pflichten, mit einem rühmlichen Beiſpiele vorangeleuchtet; ſondern auch durch Begründung des evangeliſchen Lehrervereins und die ununterbrochene Mühwaltung der Leitung der Angelegenheiten dieſes Vereins ſegensreich gewirkt. Es gereicht uns zu einer beſondern Genugthuung, Ihnen u. ſ. w." In dem Schreiben der Regierung zu Marienwerder heißt es: „Der ausgezeichnete Segen, den Ihre Anſtellung der Anſtalt, an der Sie bisher mit muſterhafter Treue

gearbeitet haben, gebracht hat, iſt durch die erfolgreiche Wirkſamkeit ſo vieler, aus dem Marienburger Seminar hervorgegangener Volksbildner bewährt. Wir benutzen daher gern dieſe Veranlaſſung u. ſ. w."

Aber wahrlich, ein ſolcher Menſch, wie Sommer war, bleibt auch zu allen Zeiten eine Seltenheit. Nichts ſuchte er für ſich, Alles für den heiligen Beruf, dem er ſich geweiht. Nie hat er um eine Gunſt für ſich gebeten; immer aber war er bereit, den eigenen Vortheil für das Wohl der Menſchheit zu opfern. „Gutes thun und nicht müde werden" war der Wahlſpruch, dem er durch ſein ganzes Leben treu geblieben iſt.

Nach dem Tode Häblers, im Dezember 1841 wurde ihm, als erſtem Lehrer des Seminars, das Direktorat interimiſtiſch übergeben, bis er am 26. Juli 1842 zum wirklichen Direktor ernannt wurde. Wenn auch die hohe Behörde dieſes wichtige Amt gewiß keinen würdigeren Händen anvertrauen konnte: ſo übernahm es der beſcheidene Mann dennoch nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit. Er fühlte nach einer neunundzwanzigjährigen, faſt übermenſchlichen Anſtrengung, die Abnahme ſeiner Kräfte, obgleich er den Jahren nach, noch in dem rüſtigſten Mannesalter ſtand. Gegen ſeine nächſten Freunde äußerte er ſich oft ſchmerzhaft über dieſes Gefühl und wenn ſie daſſelbe, da in ſeinem äußern Thun und Treiben noch immer die alte Lebendigkeit herrſchte, für eine hypochondriſche Grille hielten, die ſie ihm gern ausreden wollten, ſo lächelte er wehmüthig und ſchwieg. Es kam dazu, daß er, dem jede Art von Selbſtſucht und Eitelkeit durchaus fremde war, ſeine Freude daran hatte, wenn das Gute, das er anregte, nur wirklich geſchah und es war ihm ſogar lieb, wenn er dabei nicht genannt wurde. Bis dahin hatte nun der würdige und verdienſtvolle Häbler, als Direktor der Anſtalt, ſeinen Namen hergegeben, wo es ſich um irgend eine Verbeſſerung handelte und die Verantwortung übernommen. Häblers Name, Stellung und Autorität aber waren von der Art, daß er mißliebige Urtheile, ſie mochten nun kommen, woher ſie wollten, nicht achten durfte. Seine vielfachen Verdienſte und die — verhältnißmäßig geringe — Remuneration, die er als Seminardirektor bezog, ſicherten ihm eine unbedingt freie Stellung. Ganz anders geſtaltete ſich die Sache nach ſeinem Tode. Sein Nachfolger war eben nichts weiter, als Seminardirektor,

und mußte daher in viel höherem Maaße die ganze Verantwortlichkeit und Schwere dieſes Poſtens fühlen. Für Sommer gab es fortan Niemanden, an den er ſich ſtützen konnte. Es kam dazu, daß er bisher gewohnt war mit ſeinen Kollegen, ſo wie mit einem großen Theile der Lehrer des Kreiſes, in einem freundſchaftlichen, mitunter ſogar kordialen Verhältniſſe zu ſtehn. War Tadel nothwendig, ſo ſprach ihn Häbler aus; wurde Widerſpruch laut, ſo dämpfte ihn Häbler. Sommers Charakter aber war über alle Maaßen zart und feinfühlend und es koſtete ihm große Ueberwindung, wenn er mit entſchiedener Härte einem andern gegenübertreten ſollte und das um ſo mehr, wenn die Oppoſition irgend welche perſönliche Beziehung hatte. Er, der ſein ganzes Leben lang ohne perſönliche Rückſichten gewirkt hatte, konnte ſich in ſolche Menſchen nicht finden, die nur von dieſem Motive bewegt wurden. Wo Vernunftgründe, auf die humanſte Weiſe entgegengeſtellt, nicht verfangen wollten, da hatte er keine Waffen weiter, um eine neidiſche Oppoſition zu bekämpfen. Mag man immerhin dieſen Charakterzug mit dem Namen Schwäche bezeichnen. Es war bei ihm die Schwäche, die des ſittlichen Menſchen höchſte Stärke ausmacht, lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun, lieber ſich ſelbſt kränken laſſen, als andere kränken. — Sommer, kannte ſich ſelbſt genau genug, um ſich auch dieſe Eigenthümlichkeit ſeines innern Menſchen nicht zu verbergen. Und wenn er trotz dem, das ihm angetragene Direktorat übernahm, ſo war er ſich völlig bewußt, welch' eine Laſt er damit auf ſeine Schultern lud. Dennoch übernahm er ſie aus reiner Liebe zu der Anſtalt, die unter ſeinen Händen ſo vortrefflich herangeblüht war. Er hoffte auf den guten Willen ſeiner Kollegen, hoffte, daß es ſeinem liebenden Herzen gelingen werde, auch in weiteren Kreiſen den heuchleriſchen Neid und die hoch hinaus fahrende Selbſtſucht zu bewältigen. — War ſein früheres Leben eine Kette von faſt übermenſchlichen Anſtrengungen geweſen; ſo mußte er jetzt Erfahrungen machen, die ſein Herz auf das Schmerzhafteſte verwundeten. Dennoch wußte er nicht nur den Flor des Seminars mit kräftiger Hand aufrecht zu erhalten, ſelbſt zu vermehren, ſondern vollzog auch die, von den Regierungen zu Danzig und Marienwerder ihm aufgetragenen Schulreviſionen in dem ganzen Umfange beider Regierungsbezirke „mit großer Umſicht und Sorgfalt

und zur beſondern Zufriedenheit der genannten hohen Behörden. Doch ſchon gegen Ende des Jahres 1847 überfiel ihn eine höchſt ſchmerzhafte Krankheit, die den rüſtigen Mann in wenigen Wochen zum ſchwachen Greiſe umwandelte. Da erkannte er es deutlich, daß er ſein ſchweres Amt nicht mehr werde verwalten können und ſein Entſchluß ſtand feſt, um Entlaſſung nachzuſuchen. Nachdem er, auf den Rath ſeiner Ärzte, einen erfolgloſen Verſuch gemacht hatte, ſeine tiefuntergrabene Geſundheit durch den Genuß der Seeluſt und des Landlebens wieder herzuſtellen, reichte er ſein Entlaſſungsgeſuch ein und erhielt dieſelbe im Juni 1849. Die in Veranlaſſung deſſen an ihn gerichteten Schreiben der Regierungen zu Danzig und Marienwerder drückten ihr tiefes Bedauern aus, einen Mann, der weit über ein Menſchenalter hinaus, ſo ſeegensreich für das Gedeihen der Volksbildung gewirkt, aus ſeinem Berufe ſcheiden zu ſehn. Er erhielt nichts weiter, als die geſetzmäßige Penſion und zog ſich mit derſelben nach Elbing zurück, wo eine Lungenlähmung am 17. September 1852 ſeinem Leben ein Ende machte. Er entſchlummerte ſanft und ſchön in den Armen ſeiner Nichte, während ſeine Gattin, von der Anſtrengung vieler Nachtwachen ermüdet, ſich einen Augenblick dem Schlafe hingegeben hatte. Die Sanftmuth, mit der er ſeine Leiden ertrug, die Dankbarkeit, mit der er die Pflege ſeiner Lieben hinnahm, das Gottvertrauen, das ihn bis zum letzten Augenblicke erfüllte, wird den Seinen unvergeßlich bleiben.

Wenden wir von ſeinem Sterbelager noch einmal den Blick auf ſein Leben zurück. Wie er in ſeinem Berufskreiſe allenthalben muſterhaft war, ſo tritt er auch in ſeiner ganzen Perſönlichkeit und in allen Verhältniſſen des außerberuflichen Lebens, uns als liebenswürdiger, vortrefflicher Menſch entgegen. Schon ſeine äußere Erſcheinung erweckte Zutrauen. Der helle, offene Blick ſeines ſchönen Auges bekundete des Herzens unwandelbare Biederkeit und aufrichtiges Wohlwollen; der Wohllaut ſeiner männlichen Stimme ſchien vom Herzen auszugehen und ſprach zum Herzen; ſeine Geſtalt, kaum über Mittelgröße, zeugte in ihrer Gedrungenheit von Kraft und Feſtigkeit des Willens; ſein Händedruck war ſeelenvoll. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Wohlwollen waren die Grundzüge ſeines Charakters. Nie hat er ſchmeicheln gekonnt, nie zu irgend einer Art von Heuchelei oder Kriecherei ſich erniedrigt. Und doch war er der beſcheidenſte Menſch, den man ſich

denken mag. Von ſeinem Wirken hatte Niemand eine geringere Meinung, als er, und faſt in jungfräulicher Schaam erröthete er, wenn ſeine Vorgeſetzten ihn mit Lob überhäuften. Ueber Gegenſtände, deren er nicht Meiſter war, zog er ſein Urtheil gern zurück, oder äußerte es, wenn er dazu aufgefordert wurde, mit herzgewinnender Beſcheidenheit. Deshalb aber ließ er durch Auktoritäten ſich nicht blenden. Feſt und entſchieden behauptete er ſeine Meinung in allen Fällen, wo er ſich durch Kenntniſſe und Erfahrung, Urtheil und Ueberzeugung erworben hatte, und gab ſelbſt Vorgeſetzten nicht nach, ſo lange ſie es nicht vermochten, ihn zu überzeugen. Doch niemals artete ſein Widerſpruch in dünkelhafte Rechthaberei aus, niemals überſchritt er die Gränzen der Beſcheidenheit und Wohlanſtändigkeit, und wo es gelang, ihm einen Irrthum nachzuweiſen, da geſtand er ihn ohne Groll, freun ich und offen ein. — Klarheit war das Element, in dem er lebte, jede Art von Myſtik ihm zuwider. Auf klare Ueberzeugung war ſeine tiefe Frömmigkeit gegründet, die ſich in das Nebelnde und Schwebelnde, dem der Halt vernünftiger Ueberzeugung fehlt, niemals finden konnte. Wer ihn jemals eine Religionsſtunde halten hörte, dem mußte die Innigkeit und die herzbeſiegende Gewalt ſeiner eigenen Religiöſität einleuchten. Und dieſe Religiöſität war in ihm zum praktiſchen Lebensprinzipe, zu einer echten, chriſtlichen Humanität geworden. In jedem Menſchen ſah er ſeinen Bruder, immer zum Helfen und Wohlthun bereit, ſo weit ſeine beſchränkten Mittel es irgend geſtatteten. Nie hat er ſeine Untergebenen herriſch, nie einen Geringen übermüthig behandelt. Mit gleicher Humanität begegnete er dem Armen, wie dem Reichen. Nur der offenbaren Unverſchämtheit, in welchem Kleide ſie ſich auch nahen mochte, bewies er ſtrengen Ernſt. —

Für Freundſchaft konnte Niemand empfänglicher, in ihr Niemand treuer ſein, als er. Sein Haus war von jeher der Vereinigungspunkt gleichgeſtimmter Seelen, die hier in anregenden, belebenden Geſprächen eine Befriedigung und Erhebung fanden, wie ſie ſonſt ihnen ſich nirgend darbot. Aber welche Stunden waren es, wenn Sommer mit den beiden Freunden, die noch aus der Knabenzeit her durch heilige Gelübde ſich mit ihm verbunden, vereinigt war. Da erhoben ſich die Gedanken in freiem Aufſchwunge zu dem Höchſten und Heiligſten, da ſah das Auge den

Himmel offen, da ſtärkte ſich die ringende Tugend im Hinblicke auf das ewige Vaterland und in dem Bewußtſein, daß die Liebe, die der Freundſchaft heiliges Band knüpfte, ſtärker ſein müſſe, als der Tod. Vor allem iſt es ein Oſterfeſt, in welchem die jugendliche Begeiſterung ihren Höhenpunkt erreichte. Die drei Freunde hatten gemeinſam dem erhebenden Gottesdienſte in der gegenüberliegenden Kirche beigewohnt und darauf über dem Grabe eines ehrwürdigen Entſchlafenen ihren Bund durch treuen Händedruck und Bruderkuß erneuert. Bei einem ſokratiſchen Becher — Sommer hatte ein werthes Taufgeſchenk, einen ſilbernen, inwendig vergoldeten Becher, den er eben nur an ſolchen Stunden der Weihe hervorholte, mit köſtlichem Biſchof gefüllt — beſprach man ſich über die gehörte Predigt, über die Bedeutung des Oſterfeſtes, über Freundſchaft, Unſterblichkeit und Wiederſehen. Da ward den hochgeſtimmten Jünglingen gemeldet, daß ein Seminariſt, der in einem Oberzimmer des Hauſes hoffnungslos an der Schwindſucht darniederlag, ſie um einen Trunk Weines bitten ließe. Der Arzt hatte den Kranken längſt aufgegeben und es geſtattet, ihn mit allem zu erquicken, wonach er ein Begehren fühlen würde. So füllten denn die Freunde den Becher ihres Bundes mit Wein und ſandten ihn dem Sterbenden hinauf. Nach kurzer Zeit kam die Wärterin zurück und meldete, wie er den Becher dankend auf das Wohlſein der Freunde und auf ein Wiederſehen in der beſſern Welt geleert habe, und dann todt auf ſein Kiſſen zurückgeſunken ſei. Er, den die Freunde gekannt und geliebt, hatte überwunden. Ihnen aber war ſein Tod am Auferſtehungstage des Herrn, ſein Tod, wo er ſterbend aus demſelben Becher und von demſelben Weine mit ihnen getrunken, ein ernſtes Zeichen von oben, das ihre Seelen noch inniger verſchmolz und den Schwur, für das Ewige zu leben, in ihrem Innern noch ſtärker befeſtigte.

In ſeinem häuslichen Verhältniſſe würde man Sommer für den glücklichſten aller Menſchen halten müſſen, wenn nicht auf der einen Seite ſeine Ehe kinderlos geblieben, auf der andern häufige Krankheit, nicht ſelten auch Nahrungsſorgen ſtörend eingeſchritten wären. Er heirathete ſehr jung, ich glaube kaum, daß er ſchon mündig war. Viel jünger noch war ſeine Gattin. Aber es war die erſte, reine, unentweihte Jugendliebe, die ihn zur Wahl trieb. Und ſein Herz hatte ihn nicht betrogen; es war ein Weib, in je-

der Beziehung ſeiner vollen Liebe werth, an das er ſein Schickſal knüpfte. Sie lebte und webte nur in ihm und kannte keine andere Aufgabe des Daſeins, als den Geliebten zu beglücken. Wie ſchade, daß ſolche Ehe kinderlos blieb! Ein Kinderfreund, wie Sommer, wäre ſelig geweſen, einen Sprößling ſeiner Liebe auf den Armen zu wiegen. Den Mangel des eigenen Eheſegens aber erſetzte er dadurch, daß er die Kinder ſeines ältern Bruders zur Erziehung übernahm. Eins nach dem andern nahm er ſie in ſein Haus auf und war ihnen Vater im vollen Sinne des Wortes und dieß um ſo mehr, als der Tod ſeinen Bruder frühzeitig abrief. Eins dieſer von ihm erzogenen Kinder iſt frühzeitig entſchlafen. Zwei leben noch und ſeegnen in dankbarer Liebe das Andenken ihres guten Oheims. —

Ein ſolcher Mann mußte, trotz des ſchleichenden Neides, der in ſpäteren Jahren ſein Leben zu vergiften ſuchte, trotz der Undankbarkeit, die ihm hie und da entgegentrat, Anerkennung und Liebe bei jedem beſſern Menſchen finden. Wie eingezogen und beſchränkt er auch in ſeinem Aſyle zu Elbing lebte: es ſammelte ſich um ihn ein Kreis von Standesgenoſſen, die auch da noch, als er ſein Lehramt aufgegeben, von ſeiner Erfahrung lernen wollte, die mit liebender Verehrung an ihm hingen und ſein Beiſpiel zum Vorbilde nahmen. Das zeigte ſich klar, als am 21. September v. J. ſeine ſterblichen Ueberreſte zu Grabe getragen wurden. Ein langer Zug von Lehrern aus Elbing und der Umgegend ſchloß ſich dem Sarge an und ein erhebender Geſang gab dem Grabe des edeln Vollendeten ſeine Weihe.

Kein prangendes Denkmal wird dieſes Grab zieren, der Name des herrlichen Mannes vielleicht bald nicht mehr genannt werden. Aber: „ſelig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben! denn ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!“

Aus dem Volke aus alter Zeit.

Mitgetheilt von A. Wittich.

Mien Väder heet Hans Vägelneſt,
Wår e Bur ön Pomerelle:
He ös ok vel op Reiſ' geweſt,
Un weet wat to vertelle.
Enſt ſäd he mie: „Jung hör man mål!
Du moßt ok wat verſöke;
Sonſt blövſt Du alle Dåg ſo domm,
Wie Bohnenſtroh un Böke.

Då hävſt Du bie e Dåhler Göld!
Då kann et Die nich fehle;
Då kömmſt Du dörch de ganze Wölt;
Un brukſt ok nich to ſtehle.
Als hedd öck Hommeln ön dat Liev,
So krög öck ſtracks dat Loope;
Ön enem Dag bet nå de Stadt;
Da hörd öck nå mie roope.

Nu råhd Ju mål, wer dat wol wår!
Då könn Ju lange råhde!
Dat wår e dicker Undroffzer;
De bekickt mie Kopp un Wåde.
»Wo hävſt Dien' Paß? Wo kömmſt Du her?«
Un krög mie bie de Nåſe,
Un ſchleppt mie ön de Wach' daför;
Då wår keen Fedderlåſe.

Då wåre op de twintig Mann,
De kröge mie to ſåte;
De tåge mie dem Blurock an
Un måkt mie tom Soldåte
Un habb öck dat Gewehr nich am rechte Ort,
Då wăr de Rohrſtock loſe.
Un als öck kunn, da mußt öck furt
Am Rhein op de Franzoſe.

Då wăr de Generâl Dommerjähn *),
Un wie de Kerls all' heete;
De måkte gâr nich vel Façon,
Un fung' ſtracks an to ſchöte.
Öck ſchrög; »Awerſch Jung's nehmt ſöck doch in Acht,
Hier ſtåhn ja inter Lüde!
Eh' öck mie averſch recht verſacht,
Habd öck dat Schroot öm Lieve.

Då ſchleppt' ſe mie önt Lazareth,
Un wullde mie kuröre.
Då wăr keen Stroh, då wăr keen Bedd;
Då mußt öck wacker fröre.
Då geev et nuſcht als Håverſchleem,
Ok nich mål ſatt to drinke;
Und doch krög' ſ' mie dat Been nich heel
Öck mußt nå Huſe hinke.

Då docht öck denn ön mienem Sönn:
Gåht Ju tom lichte Galge!
Wat håv öck denn för een Gewönn,
Möt Ju mie romm to balge?
Dat deit nich jederm Mann ſien Sähn;
Dat dohn man Narrenslüde,
Öck ging to Hus, on nöhm ee Wiev,
Dat wăr dat End vom Liede.

*) Ob Dumonriez:

Das neue Sackheimer Thor in Königsberg.

Nachdem in einem Brief die Nachricht gegeben war, daß zwei Porträtköpfe von Männern, die für unſere Provinz eine vorzugsweiſe Bedeutung haben, in runden Vertiefungen zu beiden Seiten des Thores aufgeſtellt werden ſollten, erfolgte nachſtehende Mittheilung:

Erſt jetzt habe ich den beſtimmten Beſcheid erhalten, daß Se. Maj. durch Cabinets-Ordre befohlen haben, die Porträts der Generale v. York und v. Bülow an dem neuen Sackheimer Thore anzubringen. Ich hoffe nun in der nächſten Zeit an die Ausführung dieſer Steinbilder zu gehn.

Berlin, 2. Dez. 1852. W. Stürmer.

Digitized by Google

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prob. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Pommerelliſche Studien. Das Kloſter Zuckau im 13ten und 14ten Jahrhundert. Dazu eine genealogiſche Beilage. Vom Prof Dr. Hirſch in Danzig 1

Auguſt Ferdinand Sommer, Director des Kgl. Schullehrer-Seminars in Marienburg. Vom Prediger Dr. Heinel 72

Aus dem Volke aus alter Zeit. Mitgetheilt von A. Wittich 94

Das neue Sackheimer Thor in Königsberg 96

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

664. Die Teich- und Schlick-Rechte der dreyen hieſigen Werder wie die Kreutz-Herren ſelbige geſtifftet aus Urkunden erörtert. Von Daniel Birche. Danzig 1764. 4.
665. Der Erzähler für Oſt- und Weſtpreußen und Litthauen. Gumbinnen und Inſterburg 1826. 4.
666. Wöchentliche Königsbergſche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1742 bis 1746. Unvollſtändig. 4.
667. Tafel-Lieder. Siebente Stiftungsfeier der polytechniſchen Geſellſchaft in Königsberg. 28. Febr. 1852.
668. Verhandlungen der Conferenz zur Berathung von Reformen in der Verfaſſung und Verwaltung der preuß. Univerſitäten. Berlin 1849.
669. Sendſchreiben an die philoſophiſche Facultät der Univerſität Königsberg. Von Karl Thomas. Königsberg 1848.
670. Darſtellung der v. Conradiſchen Stiftung von ihrem Entſtehn bis zur 50jährigen Stiftungsfeier am 12. Juli 1852. Von O. E. F. Neumann, Inſtituts-Director. Danzig.
671. Zweiter Bericht über das Krankenhaus der Barmherzigkeit. Von 1850—1851. Königsberg 1852.
672. Das für Kant zu Königsberg projectirte Denkmal. Eine Anſprache in der Kant'ſchen Geſellſchaft am 22. April 1852. Von Karl Roſenkranz. Königsberg 1852.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Büchersammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 2.
Mit einem Notenblatte.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Woher ſtammte die Familie von Bayſen?

Vorgetragen in der Pruſſia am 22. Juni 1852.

Von A. v. Mülverſtedt.

Zu einer Zeit, wo man ſich hin und wieder bemüht mit dem Werke eines Preuſſiſchen Geſchichtſchreibers, der die Hauptquelle war, auf welche die älteren Autoren Preuſſiſcher Geſchichte nicht ungern zurückzugehen pflegten, eine Ehrenrettung vorzunehmen, weil jener Chroniſt durch den wahren Schöpfer der Geſchichte Preuſſens in ſeinem ganzen Unwerthe dargeſtellt iſt und das Gewebe ſeiner Fabeleien, die die Wahrheit verhüllten, mit dem Schwert der Kritik gelichtet worden, zu dieſer Zeit mag es nicht unpaſſend ſeyn, wenn ein neues Scherflein beigetragen wird, um zu beweiſen, daß der „faſelnde Mönch" Simon Grunau auf Glaubwürdigkeit keinen Anſpruch machen könne. Es kann hier nicht darauf ankommen, darzulegen, aus welchen Urſachen man den Worten Grunau's ein Gewicht bei der Entſcheidung von Fragen der Preuſſiſchen Geſchichte beimaß, daß man ſein Alter, ſeine anſcheinend ſchlichte und wahrheitsgetreue Erzählung, ſeine Autorität bei den ältern Geſchichtsforſchern Preuſſens in die Wagſchale legte: genug, Voigt war der erſte, welcher den Harniſch jener Autorität an tauſend Stellen durchlöcherte und die Unwahrheiten, ja die Lügen Grunaus in ihrer ganzen Nacktheit durchſcheinen ließ.

Simon Grunau hat ſich nicht begnügt, mit der eigentlichen Geſchichtſchreibung Preuſſens ſich zu beſchäftigen; er hat an einer Stelle ſich auf das Gebiet der Genealogie verirrt, bei Gelegenheit, als er die Thaten eines Mannes beſchreiben will, der in der Geſchichte unſeres Landes als der Bedeutendſte eines ganzen Jahrhunderts genannt werden kann, Hanſens von Bayſen.

Er ſchreibt Tractat. XIV. F. 290. Folgendes:

> Zu dieſer Zeit (um 1410) qvam auch in Preußen ein Ritter vom Harze, genannt Conradus von Zeylingen und dieſer ein gar erfarner man in Kriegsleuſten und wiewol er die Schlöſſere, darauf die Polen weren, nicht dorffte angreiffen, ſo hielt er doch die Polen, damit ſie nymmer dorften auf die Futterey reiten. In ſolchem er fing einen vom Schloß Altenhaus genannt und dieſen ausfragte, wie es ſtunde auf dem Schloße und der Pole es ym getrewlich ſagte, wie ir nur zwanzig da oben weren und weren trunken Männer und hetten wenig Geſchoß, ſondern von eſſen und trinken genug. Dieſer worte vil, die er im ſagte. Junker Conrad vermergkt gute Geſellen 56 und kommen vor das Schloß Altenhaus und im erſten Schlafe, ſie kamen mit Steigleitern, eine von ſeiden gemacht und bemannten das Thor und erlieſſen das Thor unter dem rechten Stocke und ſich alſo mit den Polen ſchlugen in Tag und Nacht. Etlich von den Polen wollten mit im ſprechen, dies wollten die Teutſche nit: und da zuerſt erhub ſich ein mortliches Schlahenn, domit die Polen aller pliben und 32 der teutſchen und die wurden gleich nach einander von den Zigeln des Daches ermordet, die einer zugleich abwarf und Junker Conrad behielt das Schloß. Das loſten ihm aber die Brüder mit 7000 Gulden Reiniſch. Und als der Biſchof von Heilsberg Heinricus mit dem Hohemeiſter nit wol doran ſtund und er gelt dorffte, er nam von dieſem Geld und verſatzte im das mechtig und ſchonnſte Dorf Bayſen. Von dieſem die ſeinen noch heut die von Bayſen werden genannt, wiewol ſie itzund das Dorff nit mer halten, man hat ſie abgeleßt.

Wir ſollen alſo hieraus belehrt werden, daß das Geſchlecht der Bayſen in den Harzgegenden, mithin aus dem Braunſchweigiſchen zu Hauſe iſt, daß der Hauptfeind des deutſchen Ordens keineswegs einer lange in Preuſſen bekannten Adelsfamilie angehört hat, die aus Altpreuſſiſchem Stamme war, ſondern, daß es ein Deutſcher war, der den erſten Impuls zur Vernichtung der Macht des deutſchen Ordens in Preußen gab. Wir hören auch, wie die Anſiedelung des erſten Bayſen vor ſich ging und wodurch die Familie ihren gewiß doch uralten Geſchlechtsnamen plötzlich in einen

andern, den ſpäter gebräuchlichen, veränderte. Doch leider iſt von der ſo einfach vorgetragenen Erzählung Grunau's kein Wörtchen wahr. Dies iſt indeſſen keine neue Behauptung; ſchon der kritiſche Scharfblick Voigt's hat dieſe Unwahrheiten, auf die ſeine Vorgänger v. Baczko *) und v. Kotzebue ſich ſtützten, obſchon der Letztere (IV. p. 253.) einige Zweifel zu hegen ſcheint, enthüllt. Voigt ſpricht es an verſchiedenen Stellen ſeiner Werke aus **), daß Preuſſen das Stammland der v. Bayſen und an eine Einwanderung aus den Harzgegenden nicht zu denken ſei. Die Widerlegung der Behauptungen Grunau's ſtützt er dabei ganz allein auf den an ſich ſchon untrüglichen Satz, daß da eine Familie zu Hauſe ſeyn müſſe, wo die erſten derſelben urkundlich erwähnt werden. Es wird ausgeführt, daß zu den verſchiedenſten Zeiten vor dem von Grunau angegebenen Einwanderungsjahr 1410 die Familie v. Bayſen, die auf dem uralten Ermländiſchen Dorfe Bayſen (jetzt Baſien) ihren Stammſitz hatte in den Urkunden und Privilegienbüchern Preuſſens meiſt als eine anſäßige Familie erwähnt werde und der älteſte v. Bayſen ſchon im J. 1310 urkundlich vorkomme ***). Aber es läßt ſich nicht blos auf dieſem Wege die Richtigkeit der Grunauſchen Behauptungen darthun, noch aus vielen andern Gründen erhellt dieſelbe.

Die Sache ſelbſt hat indeſſen Grunau ſo vorgetragen, daß gewiß nicht Wenige ihr Glauben ſchenken möchten. Denn iſt eine Einwanderung eines Geſchlechts aus Deutſchland an und für ſich etwas Ungewöhnliches? Sehen wir nicht hundertmal, daß die deutſchen Söldneranführer zur Entſchädigung für ihre mannhaften Thaten den Pfandbeſitz von Ortſchaften eingeräumt und ſie in der Folge auch erblich verſchrieben erhalten? Iſt es in älteren Zeiten etwas Auffallendes, daß einzelne Linien eines Geſchlechts nach ihren Beſitzthümern ſich neue Namen beilegen? †). Alle dieſe ſcheinbaren Einwürfe ſind indeſſen leicht zu beſeitigen.

*) v. Baczko und Schmalz Annalen des Kgr. Preußen 1792. Heft 4. p. 13—24. cf. Treter de Episcc. Varm. F. 41.

**) Geſch. Preuſſens V. p. 130. VII. p. 362. Geſch. Marienburgs p. 308.

***) Der Beweis für die Abſtammung der v. Bayſen aus Preußen iſt alſo gerade ſo geführt, wie der für die der Familie v. Pröck aus dieſem Lande.

†) S. Bagmihl Pomm. Wappenbuch I. p. 64., wo von der einen Linie der v. Kamecke, die ſich v Strachmin nannte, die Rede iſt. cf. p. 69. Anm., wo auf die Wahrſcheinlichkeit einer gemeinſamen Abſtammung der v. Bonin und

Nicht eine Einwanderung aus Deutſchland überhaupt, ſondern die aus den Harzgegenden iſt es, die wir bezweifeln müſſen. Denn mag Zeilingen oder Bayſen der Name des Geſchlechts geweſen ſeyn, wir treffen keins dieſes Namens in jenen Gegenden weder in den älteren noch neueren Zeiten an. Ja der Name Zeilingen ſelbſt, den Grunau ganz allein als den urſprünglichen Geſchlechtsnamen der v. Bayſen angiebt, verräth offenbar ſeiner Endung nach jedem, der auf die Bildung der deutſchen Ortsnamen ſein Augenmerk gerichtet, einen ſüddeutſchen Urſprung und ſcheint Bayern, Schwaben oder Franken angehört zu haben, wo es bekanntlich eine ungemeine Menge von Orts- und adlichen Familiennamen auf —ingen giebt, von denen letzteren ich nur an die v. Jungingen, v. Gemmingen, v. Ampringen, v. Berlichingen, v. Knöringen, v. Truhendingen, v. Leubelfingen erinnere. Und dieſe Vermuthung hat in dem wirklichen Vorkommen des Namens Zeilingen in Oeſtreich, wo ihn eine adelige Familie trug*), ihre vollkommene Beſtätigung gefunden.

Betrachten wir nun aber die Erzählung Grunaus von den Thaten ſeines Harzritters und der Verpfändung des Dorfes Bayſen, ſo ſehen wir, wie vorher die ſtärkſte Unwahrſcheinlichkeit, hier die völlige Unmöglichkeit, dieſe Angaben als richtig acceptiren zu können. Denn einmal haben die zahlreichen Urkunden und ſchriftlichen Aufzeichnungen über die Söldner des deutſchen Ordens nie

v. Kamecke aufmerkſam gemacht wird. Die Anhaltiſchen Geſchlechter v. Kroſigk, v. Köhler und aus dem Winkel ſind gemeinſamen Urſprungs. S. Beckmann Anhalt. Hiſt. II. ſ. v. Kroſigk. Der Bruder Bartholds v. Creuzburg nennt ſich 1277 Ludovicus miles de Mulverstedt ſ. Schaunat vindem. lit. F. 124. Thur. sacra F. 120. Beiſpiele ſolcher Gewohnheit in Preuſſen in den Beitr. z. Kunde Preuſſens. V. p. 5.

*) Die Zeilingen v. Zeillinghofen. S. P. Fürſt Wappenbuch III. p. 59. Der verdienſtvolle Sammler der Stammtafeln des Preuß. Adels, weil. Hofgerichts-Rath Dr. Raabe, der ſo, wie alle, die der v. Bayſen erwähnen (Hennig im Pr. Archiv 1790. p. 113. Prätorius Preuß. Schaubühne XVIII. ſ. v. Bayſen Gel. Preuſſen III. p. 160. Gauhe Adelslex. II. p. 47. v. Zedlitz Adelslex. I. p. 188. u. ſ. w.) die Fabel Grunaus adoptirt hat, ſuchte auch in den Wappenbüchern nach einem v. Zeillingſchen Wappen, das er am oben angeführten Orte auch fand und es auch als das richtige citirt, (was ihm Hennig a. a. O. nachſchreibt) obſchon es auch nicht im geringſten Stücke eine Aehnlichkeit mit dem Bayſenſchen Familien-Wappen hat, das Raabe gar nicht zu kennen ſcheint und ein ganz anderes, nicht das Zeillingſche Wappen, giebt.

einen Hauptmann derſelben des Namens v. Zeilingen aufzuweiſen, andererſeits aber ſind die ſo glaubwürdig erzählten Thaten des Zeilingers vor Althaus im J. 1410 ohne alle Beſtätigung geblieben. Mit keiner Sylbe erwähnt ihrer die Geſchichte. Wenn nun auch endlich ſich von der angeblichen Pfandverſchreibung des Dorfes Baſien keine Spur findet, wiewohl wir eine Menge derartiger Handfeſten, den Söldnerhauptleuten ertheilt, beſitzen, ſo muß nun, falls nach dem Angeführten überhaupt noch ein Reſtchen von Glauben dem Grunau geſchenkt wurde, auch dieſes verſchwinden.

Eben ſo wenig aber kann die Möglichkeit, daß der Name Bayſen, ſo wie Grunau es uns angiebt, zum Familiennamen geworden iſt, zur Rechtfertigung des letzten Theils ſeiner Erzählung dienen. Denn bei allen Familien, bei denen eine ſolche Aenderung des Geſchlechtsnamens durch den Güterbeſitz (was übrigens nur ſtets in älteſter Zeit, kaum mehr zu Anfange des funfzehnten Jahrh. ſtattfand), iſt die Dauer eines ſolchen neuen Namens entweder nur eine ganz kurze und der alte behauptet zuletzt doch ſein Recht, oder es finden ſich in den Urkunden die unzweifelhafteſten Andeutungen oder ausdrückliche Erklärungen, daß der neue Name von einem Zweige oder einer beſtimmten Perſon eines Geſchlechts angenommen ſei, ja der alte Name taucht hin und wieder ſelbſt zu der Zeit, da der neue recht im Schwange iſt, wieder auf *). Nichts aber von einer Spur des Zeilingiſchen Namens bei Erwähnung der Bayſen, ſowie auch nicht die leiſeſte Andeutung einer Verbindung mit dem angeblichen Stammlande in den Harzgegenden. Finden wir aber in der Geſchichte ſelbſt keine der Angaben Grunau's bewahrheitet, ſo werden wir bei der ſo großen Zahl der ihm von dem Geſchichtsſchreiber Preuſſens nachgewieſenen Irrthümer und offenbaren Lügen kein Bedenken tragen, ihn aus der Reihe der Quellen preuſſiſcher Geſchichte auszuſtreichen und höchſtens nur dann auf ihn zurückzukommen, wenn ſeine Uebereinſtimmung mit glaubwürdigen Autoren die Berufung auf ihn unſchädlich macht.

*) Ein eclatantes Beiſpiel hiefür iſt die Benennung der altpreuſſiſchen Familie v. Allen nach dem Gute Weiſſelrodt im Culmerlande Bald heißt ſie v. *Allen*, bald v. Weiſſelrodt allein, bald auch nicht ſelten v. Allen genannt v. *Weiſſelrodt*.

Wenn nun das Bayſenſche Geſchlecht aus den Harzgegenden nicht ſtammen konnte und das Vorhandenſeyn einer Menge von Mitgliedern deſſelben hundert Jahre vor der behaupteten Einwanderung nach Preuſſen jeden Zweifel an der Unrichtigkeit der Erzählung Simon Grunau's ſchwinden läßt, ſo muß nun nothwendig die Frage entſtehen, welches Land als die Wiege des Geſchlechts betrachtet werden müſſe.

Daß Preuſſen ſelbſt dies ſei, iſt meiner Anſicht nach ganz ſicher anzunehmen. Voigt hat da, wo er über die falſchen Nachrichten Grunau's und den Irrthum ſeiner Nachfolger ſpricht *), zwar dies nicht beſtimmt ausgedrückt, läßt aber eine gleiche Meinung wohl durchblicken. Und in der That haben wir, nachdem der Grunauſchen Erzählung der hiſtoriſche Boden gänzlich entzogen iſt, die triftigſten Gründe in Preuſſen das Stammland der v. Bayſen zu erblicken. Denn einmal hat ſich, aller Mühe ungeachtet, keine deutſche Provinz entdecken laſſen, in welcher zu irgend einer Zeit ein Rittergeſchlecht Bayſen gelebt hat und wollte man ſelbſt annehmen, daß, was gerade nicht unmöglich wäre, der urſprüngliche Name des deutſchen Geſchlechts ſeit der Beſitznahme des Dorfes Baſien in dieſen Namen übergegangen, ſo ſteht dem nicht nur die ſchon oft angeführte Thatſache entgegen, daß die v. Bayſen ſchon zu Anfange des 14. Jahrh., alſo lange vor der von Grunau behaupteten Einwanderung als preuſſiſche Landesritter urkundlich vorkommen, ſondern auch, daß, wollte man ſelbſt zu jener Zeit eine ſolche Einwanderung ſtatuiren, es damals keine Söldner gab, die aus Gewinnſucht nach Preuſſen kamen und kein Beiſpiel bekannt iſt, daß zu Anfange des 14. Jahrh. dergleichen Pfandverſchreibungen von Dörfern gegeben wurden. Endlich hat ſich kein einziger Fall ermitteln laſſen, wo eine deutſche Familie dauernd ihren Geſchlechtsnamen ablegte und ſich nach der Preuſſiſchen Beſitzung nannte **). Wenn nun alle Einwürfe, welche die Annahme von der deutſchen Abkunft des Geſchlechts v. Bayſen

*) Geſch. Preuſſ. V, p. 230. Geſch. Marienburgs p. 308.

**) Auf ganz kurze Zeit findet ſich ein ſolcher Usus, aber in viel ſpäterer Zeit bei den v. Hirſch und v. Dier. Sonſt bewahrten ſelbſt die deutſchen Geſchlechter, die am aller frühſten ſich in Preuſſen niederließen, ihre Familiennamen ſtets, wie die v. Stangen, v. Oelſſen, v. Königsegg, v. Bronſart.

vertheidigen könnten, nicht ſtichhaltig ſind, ſo muß der Umſtand, daß alle bekannten Mitglieder der Familie zuerſt und ausſchließlich in Preuſſen urkundlich erwähnt werden, es auch unzweifelhaft darthun, daß die v. Bayſen zum preuſſiſchen National-Adel gehörten. Ihr Stammſitz war das uralte Dorf Bayſen *) im Stift Ermeland, von jeher bis auf den heutigen Tag der Rittersitz alter Geſchlechter. Die Beſitzer deſſelben waren Vaſallen der Ermländiſchen Kirche und werden als ſolche in den älteſten Urkunden bezeichnet. Der Geſchlechtsname entſtand durch die Vorſetzung der Präpoſition „von" vor den Namen des Beſitzthums, gerade auf ſo einfache Weiſe, wie in Deutſchland bei tauſenden von Familien in der älteſten Zeit, wo überhaupt die Geſchlechtsnamen ſich bildeten **).

Um von der Wahrheit der Behauptung, daß die Familie v. Bayſen lange vor dem Auftreten des großen Gubernator's von Preuſſen, Hans v. Bayſen, hier blühte, zu überzeugen, ſtehe hier ein bloßes Verzeichniß ſolcher bis jetzt bekannter Mitglieder des Geſchlechts, die vor ihm urkundlich erwähnt werden:

1) Albrecht v. Bayſen 1310 ***).
2) Conrad und Heinemann v. Bayſen 1321 †).
3) Heinrich v. Bayſen 1328, der ausdrücklich Lehnsmann der Kirche von Ermland heißt ††).
4) Feſtus v. Bayſen 1339 †††).
5) Alexander v. Bayſen 1345 *†).

*) Bayſen oder in ſeiner heutigen Form Baſien iſt ein altpreuſſiſcher Name, der ſeine **Analoga** in den Ortsnamen Panien, Mobien, Perbadien, Schlobien (alt Sklodien d. h. Ort, wo Sklobo wohnt) hat.

**) In Preuſſen haben wir gleichfalls zahlreiche Beiſpiele ſolcher Familien, deren Geſchlechtsnamen zugleich die Namen ihrer Stammgüter ſind, wie v. Partheinen, v. Elditten, v. Spartweinen, v. Bredienen, v. Kalneinen, v. Potritten, v. d. Trenck u. ſ. w.

***) Ermländ. Privil.-Buch. F. 7 a.

†) Nebſt ihrem Vetter Peter v. Heſelicht im Lande Saßen begütert. Voigt Geſch. Preuſſ. VI. p. 562. Anm. 1.

††) Erml. Privil.-Buch F. 22 a.

†††) S. v. Kotzebue Geſch. Preuſſ. IV. p. 22. 253. giebt das obige Jahr an, während Lucas David VIII. p. 52. 1399 einen Feſtus v. B. in Begleitung anderer Ritter nach Rom ziehen läßt. cf Voigt VI. p. 189.

*†) Heißt nebſt Hans v. Elditten und Hermann v. Tromp Familiaris des Biſchofs von Ermeland. S. Erml. Privil.-Buch F. 21 a.

6) Lorenz v. Bayſen ſeit 2. Octbr. 1377 Pfleger zu Tapiau *).
7) Caspar v. Bayſen 1379 **).
8) Peter und
9) Heinrich v. Bayſen 1400 und 1409 ***).
10) Nicolaus v. Bayſen 1418 †).

Es wird daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß nach Allem Angeführten kein anderes Land, als Preuſſen ſelbſt das mächtige Geſchlecht der v. Bayſen, die des Ordens ſo gefährliche Feinde wurden ††) hervorgebracht hat. Schon der Umſtand, daß die zu gleicher Zeit mit Hans v. Bayſen lebenden Mitglieder dieſer Familie nicht alle Brüder deſſelben ſind, dürfte hinreichend ſeyn, die Unwahrheiten Grunaus aufzufinden.

Ein letzter Beweis für die Abkunft des Bayſenſchen Geſchlechts aus Preuſſen möchte aus den Wappen zu entnehmen ſeyn. Es zeigt daſſelbe, wie die vorhandenen Bayſenſchen Familienſiegel †††) und die Beſchreibungen und Abbildungen in genea-

*) Voigt Namen-Codex p. 104. Daß ein Bayſen ein Ordensamt bekleidete, möchte man vielleicht für die Anſicht von der Abſtammung des Geſchlechts aus Deutſchland anführen, da es bekanntlich nur deutſche Geſchlechter ſind, die zu ſolchen Würden gelangten, wie wir dies auch durch die im Namens-Codex befindliche Liſte der Ordensbeamten beſtätigt finden. Indeſſen wurde bekanntlich durch den Frieden von 1260 den Preuſſen geſtattet, in den Orden zu treten und, wenngleich aus den vorhandenen Nachrichten, die faſt nie Preuſſen unter den Ordensbeamten nennen, erhellt, daß die Preuſſ. Edelleute lieber auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, als von der ihnen ertheilten Befugniß, die man ihnen nur ungern geſtattete, Gebrauch zu machen, ſo finden ſich doch hin und wieder Ausnahmen, ſo neben jenem Lorenz v B. noch 1436 Zacharias v. Sparwein aus einem anerkannt altpreuß. Geſchlecht als Ordensritter genannt.

**) Gleichfalls familiaris ecclesiae Varmiens. v. Privil.-Buch Verſch. über 90 Huben Wald und Heide an Bartel Schade 1379 die nativ. Beat. Mariae virg. glorios. auch noch 1416 erwähnt, ſ. Voigt Geſch. Marienburgs p. 310. Anm. 26.

***) S. Voigt Geſch. der Eidechſen-Geſ. in den Beitr. z. Kunde Preuß. V. p. 107. Geſch. Marienburgs p. 309. cf. Lindenblatt p. 122.

†) War vom Biſchof von Pomeſanien in den Bann gethan worden. ſ. Geh. Archiv. Adelsgeſch. XXXIX. No. 21.

††) Mit Ausnahme Alexanders (Zanders) v. Bayſen, der ein warmer Anhänger der Ordensſache war und deſſen rühmliche Treue wohl verdient, ganz beſonders hervorgehoben zu werden.

†††) Geh. Archiv Schiebl. XIV. 21. XXVI. 37. Adelsgeſch. XXXIX. No 12. 13. 41. u. ſ. w.

logiſchen Werken *) übereinſtimmend ausweiſen, ein rothes an einer goldenen Nuß nagendes Eichhorn im Schilde und auf dem Helme. Die Eigenthümlichkeit dieſes Wappens iſt zwar keine ſolche, daß man ihm, um ſo zu ſagen, den heidniſchen Urſprung anſieht, allein doch immer ſo ungewöhnlich, daß es kaum 3—4 deutſche Familien alten Adels geben wird, die ein ſolches Wappenbild führen. In Pommern, dem Nachbarlande Preuſſens, hat es ein Geſchlecht, die von Kruckow, ſich zum Embleme auserkoren; in Preuſſen dagegen exiſtirt es bei mehreren Familien, die alle, wie die v. Bayſen zum Ermländiſchen Adel gehörten **). Aus dieſen Umſtänden möchte man nicht mit Unrecht die Abſtammung aller der das gleiche Wappen führenden Preuß. Geſchlechter aus einem und demſelben Lande, wo ein ſolches Wappenbild beliebt und gebräuchlich war, folgern ***).

---

*) Z. B. Prätorius Preuß. Schaubühne XVIII. p. 5. Henneberger stem. Famil. Pruss. F. 6. 14. 25. 93. Mahnt Wappenbuch F. 29 b. und ſehr oft in alten Ahnen-Tafeln.

**) So die Familie v. Bartſch, auch nach ihrem Stammgut Bartſch von der Demuth genannt, ein uraltes eingebornes Ermländiſches Rittergeſchlecht.

***) Es erſcheinen hier die alten Siegel in der Bedeutſamkeit, die ihnen mit Recht v. Ledebur in der Vorrede zu ſeinen „Streifzügen durch die Felder des Preuß. Wappens“ beilegt. — Raabe in ſeiner Sammlung von Wappen Preuß Adelsgeſchlechter (auf der v. Wallenrodiſchen Bibliothek) will übrigens von dem wahren Bayſenſchen Wappen nichts wiſſen, obſchon daſſelbe ſo, wie oben angegeben, allein richtig iſt und ihm aus Prätorius und Henneberger bekannt ſeyn konnte. Er giebt ſtatt deſſen ein ganz anderes, eine Partiſane im roth und ſchwarz geſpaltenen Schilde. Einen Gewährsmann, außer dem Mahntſchen Wappenbuch und Siebmacher I. p. 173. (ſächſiſch) für dieſe Darſtellung aufzufinden, iſt vergebens geweſen. Im erſtern Werke hat das Wappen die räthſelhafte Ueberſchrift Hans Chriſtoph. Vielleicht iſt es aus dem Stammbuche Erhards v. Kunheim (im Beſitze des Herrn Kammerherrn v. Kunheim auf Juditten) genommen, wo ſich p. 129 b. ein Chriſtoph von Beſem 1606 eingeſchrieben und ſein Wappen ſo, wie Raabe und Mahnt es darſtellen, hat malen laſſen. Es iſt indeſſen kein Grund vorhanden, dieſen Chriſtoph von Beſem für einen v. Bayſen zu hal-

Von den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften
im ſiebzehnten Jahrhundert.

Aus Piſanski's Entwurf der Preußiſchen Literärgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Was man beim Studium der Geſchichte von der Geographie nöthig hatte, ward theils in dem Vortrage derſelben eingeſchaltet, theils wurden vornämlich gegen das Ende dieſes Jahrhunderts, beſondere Vorleſungen über dieſe Wiſſenſchaft von einigen

len, einmal, weil der Name Bayſen niemals in der Form Beſem gefunden wird und zweitens, weil in jenem Jahre ein Chriſtoph von Bayſen gar nicht exiſtirte, überdies auch die Polniſche Linie der v. Bayſen (nun ſchon ganz poloniſirt v. Bayſen-Bazynski), wie v. Hatten-Hattynski (genannt) ſich zu Anfange des 17. Jahrh. ſtets des Stammwappens bediente. Endlich iſt noch hier zu berückſichtigen, daß es in dem Adels-Verzeichniß im 2ten Theil des Erl. Preuſſens unter andern heißt v. Bandeln nachher genannt v. Bayſen, wodurch man auf die Vermuthung kommen könne, daß Bandeln, der alte oder urſprüngliche Familienname der v. Bayſen ſey. Dem iſt jedoch nicht ſo; vielmehr ſchreibt ſich der Name v. Bandeln nur aus der kurzen Beſitzzeit des Gutes Bandeln oder Bandels im Pr. Eylauiſchen her, welches Franz v. Bayſen zu Anfang des 16. Jahrh. inne hatte. Nur einmal heißt er Franz v. Bayſen zu Bandeln ſonſt Melgeten (d. h. Bandeln, ein altes v. Malgedeinſches Stammgut heißt dieſerhalb Malgedeinen, wie kl. Paſſlack von ſeinen vorigen Beſitzern, den von Colbitz noch jetzt Kolbitzen heißt) genannt, in der Urkunde, wodurch Stollen an George v. Mericke verkauft wird. dat. 2. Auguſt 1531. (ſ. Geh. Archiv, Adelsſachen s. v. Knobelsdorff). Schlechtweg von Bandeln werden die v. Bayſen wohl nie genannt.

Digitized by Google

gehalten; was um ſo nöthiger war, als die Geographie in den Schulen wenig oder gar nicht gelehrt wurde. Es ſind auch keine Einleitungen in dieſelbe in Preuſſen herausgekommen, außer daß Concius ſeiner mathematiſchen Geographie, eine politiſche Erdbeſchreibung beigefügt hat. Derſelbe hat auch durch die Schrift: Historia Asphaltitis, Palaestinae lacus (1659. 4.), und die Disput. de finibus Palaestinae (1662. 4.), die Geographie des gelobten Landes erläutert. Des M. Mich. Hoynovius Dissert. de situ Regiomonti (1687. 4.) beleuchtet die Lage dieſer Stadt mehr mathematiſch, als hiſtoriſch. Geographiſche Beſchreibungen auswärtiger Länder entwarfen einige in ihren Reiſebeſchreibungen, welche abzufaſſen die um dieſe Zeit mehr als ſonſt, gewöhnlichen Reiſen der preuſſiſchen Studirenden, wie im Früheren erwähnt iſt, Veranlaſſung gaben. Die wenigſten derſelben ſind gedruckt, oder auch nur in Handſchriften auf die Nachwelt gekommen, manche mögen auch noch hie und da verborgen liegen; daher man von ihrem Werthe kein Urtheil fällen kann. Von denjenigen, welche entweder gedruckt ſind oder im Manuſcripte auf öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt werden, ſind folgende die Verfaſſer:

L. Caſpar Stein. Seine großen Reiſen [1]) hat er in lateiniſcher Sprache in zwei ſtarken Quartbänden beſchrieben, wovon das Autographum ſich auf der Schloßbibliothek befindet. Es enthält die Merkwürdigkeiten nicht nur der vielen Länder und Städte, welche der Verfaſſer ſelbſt durchreiſet, ſondern auch verſchiedener anderer, welche er nicht beſucht, aber die Nachrichten über dieſelben aus den Berichten und Schriften anderer zuſammengetragen hat. Die Merkwürdigkeiten von Preuſſen ſind aus dieſem Werke in den Acta Borussica Tom. I. p. 195—246 abgedruckt, und der darin vorkommenden weitläuftigen Beſchreibung von Königsberg haben die Verfaſſer des „Erleuterten Preußens“

1) Dach erwähnt in dem auf ſeinen Tod verfertigten Gedichte (1652 4.), daß er faſt ſein ganzes Leben auf einer beſtändigen Wanderſchaft zugebracht, allein zur See fünf weite Reiſen gethan und beinahe alle Länder in Europa nebſt ihren Akademien beſucht habe. Er verſichert, ſeine Reiſebeſchreibung mit großem Ergötzen geleſen zu haben.

ſich fleißig bedient, als ſie in dieſer Zeitſchrift eine ausführliche Schilderung der Stadt lieferten [1]).

Simon Segers. Das reichhaltige Tagebuch, welches er auf ſeiner neunjährigen Reiſe durch Europa, Aſien und Afrika geführt hat, macht einen ſtarken Folianten aus, welcher auf der Wallenrodtſchen Bibliothek aufbewahrt wird [2]), und es kommen darin viele ſeltene Nachrichten und Anekdoten von manchen Oertern vor, welche man in anderen Reiſebeſchreibungen vergeblich ſucht.

Otto Friedrich v. d. Gröben. Seine nach den Morgenländern gemachten Reiſen hat er in folgenden zwei Werken beſchrieben: „Orientaliſche Reiſebeſchreibung des Brandenburgiſchen adlichen Pilgers. Marienwerder, 1694. 4." 2 Alphab. 2 Bog., und „Guineiſche Reiſebeſchreibung, nebſt einem Anhange der Expedition in Morea. Marienw., 1694. 4." 17 Bog. — Beide ſind mit vielen, aber ſchlechten Kupfern verſehen. Es kommen darin außer den Beſchreibungen der Oerter, welche der Verfaſſer geſehen hat, und ihrer Merkwürdigkeiten, auch theologiſche, moraliſche und politiſche Betrachtungen häufig vor. Was er ſelbſt in Augenſchein genommen hat, berichtet er aufrichtig und der Wahrheit gemäß; dagegen bei den von andern ihm mitgetheilten Nachrichten verräth er eine auffallende Leichtgläubigkeit. Das Meiſte, was er erzählt, findet man freilich ſchon in älteren Reiſebeſchreibungen, verſchiedenes aber iſt von ihm ſelbſt zuerſt wahrgenommen und aufgezeichnet. Eine neue, etwas veränderte Ausgabe dieſes Buches iſt in Danzig 1779. (8. 21 Bog.) herausgekommen. In dieſer ſind die meiſten zur Hauptſache nicht gehörigen Dinge theils ausgelaſſen, theils verkürzt; die Schreibart iſt hin und wieder verbeſſert und zur Erläuterung ſind einige Anmerkungen hinzugefügt [3]).

[1]) Vgl. Acta Boruss. Tom. I. p. 197.

[2]) Erl. Preuſſen Bd. 3. S. 639.

[3]) Einige andere Reiſebeſchreibungen hieſiger Gelehrten, welche nicht gedruckt ſind, findet man hin und wieder erwähnt. Reich, Geiſt- und weltliche Kunſtreden erſte Abth. S. 57, meldet, daß der Tribunalsrath Schimmelpfennig eine Beſchreibung ſeiner Reiſen abgefaßt habe; und in der zweiten Abtheilung S. 199 u. fgg. ſagt er von dem d. 10. Decbr. 1684 geſtorbenen Ludw. Göbel, den er „der politiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften wohl erfahren"

Heinr. Bartſch. Dieſer, ſpäter Regiſtrator der Stadt Königsberg, hat alles, was er auf ſeiner von 1689 bis 1692 durch viele Länder in Europa gemachten Reiſe der Beobachtung werth gehalten, ſeinem Vater in Briefen mitgetheilt; welcher Briefwechſel ſich auf der Stadtbibliothek befindet, und viele merkwürdige Nachrichten enthält.

Von genealogiſchen Schriften hat dieſes Jahrhundert nichts Beträchtliches bei uns aufzuweiſen. Daniel Kaufmann von Hohenſtein [1]) hat das Geſchlechtsregiſter des Brandenburgiſchen Hauſes in einer beſondern Schrift ausgearbeitet, welche von ihm dem hieſigen akademiſchen Senat 1641 eingehändigt wurde [2]), aber nie gedruckt worden iſt. Zwei polniſche Edelleute, Joh. Staniſl. Kalinſki und Simon Zywicki, welche damals in Königsberg ſtudirten, nachher in Halle bei der Einweihung der Univerſität Doctoren der Rechte wurden, und oben bereits unter den hieſigen Lehrern der Rechtsgelehrſamkeit genannt ſind, bearbeiteten denſelben Gegenſtand unter dem Titel: **Aquila magnarum alarum in Serenissima Brandenburgicae domus stirpe nidificans, siue Serenissimorum Electorum prosapia in Comitibus, Burggraviis, Principibus per palmarios fastos elogiis politico-historicis deducta.** Die Vorrede iſt aus Königs-

nennt: „Beſonders verzeichnete er alles Denkwürdige mit ungemeinem Fleiß; wie ſolches in ſeinen nachgelaßenen Reiſebüchern mit Verwunderung zu leſen. — Seinen Zug nach Engelland hat er in engliſcher Sprache weitläuftig beſchrieben. — Die in allen Hauptſtädten von Italien befindlichen Palatien und ſeltſamen Gebände hat er abgerißen, und was immer anmerkungswürdig iſt, in italiäniſcher Sprache aufgeſchrieben. In Frankreich iſt ebenfalls kein beſehungswürdiger Platz, welchen er nicht beſtiegen, wie ſolches wiedernmb von ihm in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzet rc." Auf der hieſigen Stadtbibliothek befinden ſich mehrere geſchriebene Tagebücher, welche Gelehrte aus Preuſſen auf ihren Reiſen geführt haben, und die manche Merkwürdigkeiten und unbekannte Nachrichten enthalten.

[1]) Von ſeinem Leben iſt nur ſo viel bekannt, daß er ſich in Königsberg aufgehalten und dieſen Titel geführt hat: **Nobilis Borussus, Apostolica et Imperiali authoritate Notarius Publicus, Protonotarius Judicii Regii Ordinarii et Poëta laureatus.** So lieſet man ihn z. B. in dem zu Königsberg d. 17. Sept. 1614 von Chriſtian Theodor Schoſſer den Brüdern Friedr. und Cyriak Zamehi ertheilten Adelsdiplom, welches in den „Preußiſchen Sammlungen" Bd. 2. S. 240. abgedruckt iſt.

[2]) Vergl. die akademiſche Matrikel S. 815., wo ihm auch noch der Titel **Regii Fisci Substitutus generalis** beigelegt wird.

berg 1694 batirt, das Werk aber gleichfalls nicht gedruckt worden, ſondern befindet ſich als Manuſcript in der Königlichen Bibliothek zu Berlin [1]). Dagegen erſchien des D. Grabe Schema genealogicum Nassovio-Arausio-Solmense in Königsberg 1667 in Fol. und M. Andr. Vogler, welcher als Erzprieſter in Wehlau d. 5. Aug. 1625 ſtarb, hat 1611 genealogiſche Nachrichten von der Familie v. Kunheim, und 1614 von der v. Kreytzen herausgegeben.

War der Chronologie im vorigen Jahrhunderte durch das gelehrte Werk Funk's ein helleres Licht angezündet worden, ſo geſchah in gegenwärtigem ein gleiches, indem der hieſige Theologe D. Joh. Behm folgendes Buch erſcheinen ließ: Chronologica manuduotio et deductio annorum a conditu mundi, ad exterminium vsque prioris et posterioris templi: vera item, firmis argumentis et chronologicis characteribus stipata alligatio celebratissimarum Epocharum, Olympiadicae, Vrbis, Nabonazaraeae, cum anno exterminii prioris templi falsarumque alligationum Funccianae et Beroaldicae per vera fundamenta refutatio, duobus libris exhibita. Francof. ad M., 1619. fol. 4 Alphab. 15 Bog. Die Schwierigkeiten in Betreff der bibliſchen Zeitrechnung hatten bei ihm, als er noch auf der Univerſität ſtudirte, anfangs viele Zweifel erregt, und die darüber zu Rathe gezogenen Schriften ihm nicht genügt, bis Calviſius ſeine Chronologie herausgab, welche die meiſten ſeiner Zweifel hob. Er begab ſich daher perſönlich zu ihm, ließ ſich zwei Jahre von ihm in der Chronologie unterrichten; und da er bei fleißigem Nachforſchen Verſchiedenes in dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt entdeckte, arbeitete er endlich dieſes Werk nach ſeinem eigenen Syſtem aus. Er berechnet darin zuvörderſt mit vieler Genauigkeit die Jahre der bibliſchen Geſchichte, und bemüht ſich, die erheblichſten Scheinwiderſprüche zu heben; worauf er von den wichtigſten Epochen der Griechen, Römer, Aegypter, Juden, Syrer, älteren Chriſten und anderer, Nachricht ertheilt. Alsdann ſucht er beſonders die Fehler,

[1]) Vgl. Küster, accessiones ad biblioth. hist. Brandenb. (Berol, 1768. 8). p. 250.

welche er in Funk's und Matth. Beroald's Chronologien bemerkt zu haben glaubte, zu verbeſſern. Bei jenem und denjenigen, welche ſeine Meinung annehmen, will er den Grund der irrigen Zeitrechnung darin entdeckt haben, daß ſie den aſſyriſchen König Nabonaſſor, von dem Ptolemäus ſpricht, für den in der h. Schrift vorkommenden Salmanaſſar, und den Nabopolaſſar für den Nebucadnezar halten, und nach dieſem unrichtigen Grundſatze die Jahrzahlen der bibliſchen und weltlichen Geſchichte verbinden. Er geht die Gründe, welche Funk für ſeine Hypotheſe angeführt hatte nach einander durch, und widerlegt ſie weitläufig; fügt auch au; etlichen Seiten eine Tabelle hinzu, worin er eine richtigere Jahrrechnung und Vergleichung dieſes Zeitabſchnittes nach der bibliſchen und weltlichen Geſchichte entwirft. Darauf verfährt er auf gleiche Weiſe mit der Meinung Beroald's und anderer, welche ihm gefolgt ſind, und die Zeitrechnung der h. Schrift allein aus ihr ſelbſt, ohne irgend einen weltlichen Geſchichtſchreiber damit zu vergleichen, von Erſchaffung der Welt an bis auf den Tod Chriſti, haben beſtimmen wollen. Er zeigt, es werde von ihnen unrichtig angenommen, daß der Anfang der ſiebenzig Wochen Daniel's mit dem Ende der babyloniſchen Gefangenſchaft unmittelbar verbunden ſei; vertheidigt Herodot, Thucydides, Xenophon, Diodorus Siculus und Dionyſius Halicarnaſſenſis wider die Beſchuldigungen, als hätten ſie in der perſiſchen Geſchichte unrichtige Jahrzahlen angenommen und dem perſiſchen Reiche eine längere Dauer beigelegt, als daſſelbe wirklich gehabt. Vor allem giebt er ſich viele Mühe, den wahren Anfang der ſiebenzig Wochen Daniel's feſt zu ſetzen. Hier widerlegt er Beroald, welcher denſelben in das Jahr ſetzt, da Cyrus den erſten Befehl an die gefangenen Juden ergehen ließ, ſich in ihr Land zu begeben; und behauptet, das Ende dieſer Wochen ſei nicht in die Zeit des Todes Chriſti, ſondern der zweiten Zerſtörung Jeruſalems zu ſetzen. Nachdem er dieſes alles zum Grunde gelegt, trägt er endlich die, ſeiner Meinung nach, richtigſte Vergleichung der bibliſchen Zeitrechnung mit den bekannteſten Epochen der übrigen Völker vor, und erläutert dieſelbe mittelſt der beigefügten ausführlichen Tabellen durch alle Jahre, von Erſchaffung der Welt an bis zu dem Jahre der Welt 4019. Als ein Anhang ſind zwanzig kurze Abhandlungen von einigen in die Chronologie einſchlagenden Gegenſtänden hinzugefügt.

Behm hat durch dieſes Werk von ſeiner großen Gelehrſamkeit ſowohl in den hiſtoriſchen als aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einen Beweis geliefert, und dadurch viel Ruhm erworben [1]); obwohl freilich einige auch Manches daran auszuſetzen gefunden haben [2]).

Schon vor Behm hatte Johannes Wolter zur Aufklärung der bibliſchen Zeitrechnung folgenden Tractat herausgegeben: „Chronologia, oder Zeit- und Jahr-Rechnung, in welcher etliche ſchwere Oerter der Bibel, was Zeit und Jahr anlanget, erkläret werden. Königsb., 1611. 4.“ Hier verſucht er, etliche ſcheinbare Widerſprüche einiger Schriftſtellen auszugleichen, worin für dieſelben Begebenheiten verſchiedene Jahre angegeben werden. Dieſes aber thut er zuweilen mit allzu kühner Freiheit, nach ſchwachen Gründen und bloßen Vermuthungen [3]); ſcheint auch mit den erforderlichen Hülfsmitteln der Mathematik und Geſchichte nicht gehörig bekannt geweſen zu ſein.

[1]) Vossius de vniuersae Matheseos natura et constitut. p. 405. verſichert von dieſer Chronologie, daß ſie magno eruditorum applausu aufgenommen ſei, und nennt ſie operam egregiam; rühmt auch am Verfaſſer, quod Scripturarum momenta accurate expenderit. Es hat aber Behm außerdem einige kleinere Abhandlungen von chronologiſchen Materien abgefaßt, als: de modo colligationis exterarum et antiquissimarum Epocharum (Witeb., 1608); Terminus, a quo et ad quem LXX annórum captiuitatis Babylonicae (Regiom., 1633); Epocha annorum in libris Maccabaeorum. (Ibid, 1641) ꝛc., wie er denn auch in einigen Feſtprogrammen manche hieher gehörige Fragen beleuchtet hat. Doch ſtützt er ſich auch zuweilen da, wo die chronologiſchen Gründe nicht ausreichen, auf wankende Hypotheſen. So behauptet er z. B. im Pfingſtprogramm vom Jahr 1626, Chriſtus ſei um die Zeit des Laubhüttenfeſtes geboren, weil dieſes Feſt ſeine Menſchwerdung am beſten verſinnliche, da die göttliche Natur in der menſchlichen gleichſam ihre Hütte aufgeſchlagen, nach Joh. 1, 14, und die Fülle der Gottheit in ihm gewohnt hat, nach Col. 2, 9.

[2]) Unter andern widerlegt Juſt. Heinr. Jungmann im Daniel Propheta, modo nouo reseratus, lib. II. sect. 2. cap. 3. weitläufig Behm's Meinung vom Halljahre.

[3]) Wenn er z. B. die 1. B der Könige VI, 1. vom Ausgange der Iſraeliten aus Aegypten bis zum Tempelbau Salomons angegebenen 480 Jahre mit anderen Stellen nicht ausgleichen kann, nimmt er nach bloßem Gutdünken an, es müſſe 580 Jahre heißen, und unter dem Ausgang aus Aegypten, der Durchgang des Joſua durch den Jordan verſtanden werden.

Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften und Werken der Kunſt in Preußen

im ſiebzehnten Jahrhundert.

Aus Piſanski's Entwurf der Preußiſchen Literärgeſchichte.

Auf der Akademie lehrten folgende Profeſſoren die Mathematik: M. Joach. Radenicius 1603; M. Sigism. Weier 1605 bis 1621; M. Joh. Strauß 1621 bis 1630; M. Albrecht Linemann 1634 bis 1653; M. Andr. Concius 1654 bis 1664; D. George Woſegin 1667 bis 1690; M. Dav. Bläſing 1690 bis 1719.

Außer ihnen haben durch ihre gründliche Kenntniß in den mathematiſchen Wiſſenſchaften oder durch Vorleſungen über dieſelben und herausgegebene Schriften ſich hervorgethan:

M. Huldrich Schönberger. Ungeachtet ſeiner Blindheit war er ein Künſtler und in der Mathematik ſehr wohl bewandert; er unterrichtete die Studirenden darin mit vieler Geſchicklichkeit. Mittelſt einiger weniger Kerbſtöckchen wußte er die ſchwierigſten Aufgaben in der Arithmetik zu löſen, verfertigte ſelbſt verſchiedene Maſchinen, und zeigte ihren Gebrauch in der Mechanik und Artillerie. Auf gleiche Weiſe ſtellte er mit eigenen Händen einige muſikaliſche Inſtrumente ſehr künſtlich her und wußte darauf ſo regelmäßig zu ſpielen, daß es bewundert ward.

George Reimer [1]). Obgleich er kein Mitglied der Akademie war, ſo unterwies er doch viele in der Meßkunſt, in welcher er tüchtige Kenntniſſe beſaß. Beſonders beſchäftigte er ſich mit der Aſtronomie, ſtellte ununterbrochen Beobachtungen an und hat auch einige Kalender herausgegeben.

Jacob Löbel [2]). Ein angeborner Trieb zur Mathematik

[1]) Er war in Königsberg 1604 geboren, wurde Schöppenmeiſter der Altſtadt und ſtarb d. 12. Aug. 1652. Dach erhebt in dem auf ihn verfertigten Leichengedichte (1652. 4.) ſeine Kenniniſſe in der Mathematik mit großen Lobſprüchen.

[2]) Ragnit war ſein Geburtsort, und er ſtudirte Mathematik ſowohl in Königsberg, als nachher in Holland, bei ſeinem Landsmann und Verwandten Ot-

und eine beſtändige Beſchäftigung mit derſelben hatten ihn eine ausgebreitete Kenntniß derſelben erwerben laſſen. Da er im Privatſtande lebte, konnte er deſto ungehinderter alle ſeine Zeit auf ſeine Lieblingswiſſenſchaft verwenden und manche neue Wahrheiten darin entdecken. Zu dem Ende unterhielt er auch mit auswärtigen berühmten Mathematikern und beſonders mit **Hevelius** in Danzig, einen gelehrten Briefwechſel, welchen letztern er auch öfters beſuchte.

Chriſtian Otter[1]). Außer ſeinen Verdienſten um die zur Mathematik gehörenden Diſciplinen überhaupt, hat er vornämlich durch die neuen Erfindungen in der Fortification, und durch die verfertigten mathematiſchen und muſikaliſchen Inſtrumente, für deren eines, von ihm Tuba harcotectonica benannt, der König von Dänemark Chriſtian IV ihn mit zweihundert Thalern beſchenkte, einen großen Ruhm erworben.

M. Andr. Marquard[2]). Während ſeines Aufenthaltes in Königsberg hat er nicht nur de diametro Solis apparente und

ter, welcher ſich damals daſelbſt aufhielt. Nachdem er darauf Frankreich und England in gleicher Abſicht durchreiſet, und alles, was in die Mathematik einſchlug, in einer Menge genauer Abriſſe verzeichnet hatte, lebte er zu Königsberg, ohne ein Amt zu bekleiden, und ſtarb hier den **21. Aug. 1652.**

[1]) Er war gleichfalls in Ragnit 1598 geboren, hatte in Königsberg ſtudirt, und darauf viermal große Reiſen nach Polen, Deutſchland, Schweiz, Holland, England, Frankreich, Italien und Dänemark unternommen, ſich mit den größeſten Gelehrten ſeiner Zeit in Verbindung geſetzt, auch in Holland verſchiedene mathematiſche Vorleſungen gehalten. Churfürſt Friedrich Wilhelm ernannte ihn **1647** zu ſeinem Hofmathematicus mit einem jährlichen Gnadengelde von tauſend Reichsthalern; worauf er ſich zehn Jahre hindurch in Königsberg aufhielt, auch hier die Feſtung Friedrichsburg anlegte. Im Jahr **1658** ging er zum fünften Mal in die Fremde, und wurde darauf Profeſſor der Mathematik zu Nimwegen in Holland, wo er d. **9. Aug. 1660** geſtorben iſt. Sein Leben iſt von M. **Bayer** im „Continuirt. Gelehrt. Preußen“ Quart. III. S. 27—63, und umſtändlicher von **Buck** in den „Lebensbeſchreibungen der preuß. Mathematiker“ S. 201—304 beſchrieben. Seiner auf die hieſige Stadtbibliothek gelieferten mathematiſchen Inſtrumente und Handſchriften ſind hier auch zu erwähnen.

[2]) Pommern war ſein Vaterland; und er wurde, nachdem er ſich ſeit **1662** einige Jahre in Königsberg aufgehalten hatte, Diakonus in Stralſund, wo er auch geſtorben iſt.

de Cometarum sede et Galaxiae materia geſchrieben, ſondern auch 1664 vier aſtronomiſche Disputationen herausgegeben.

M. Daniel Lagus [1]). Er hielt, ſo lange er ſich hier befand, den Studirenden mathematiſche Vorleſungen, und gab auch nach einander einige Pentedecades Theorematum vranographicorum heraus.

Joſeph Naronſki. Da er den Titel eines Churfürſt. Brandenb. Mathematicus in Königsberg geführt hat, iſt es wahrſcheinlich, daß er ſich mit der Mathematik beſchäftigte, wovon man aber weder irgend eine Nachricht finden, noch Proben nachweiſen kann.

M. Michael Hoynovius. Außer vielen theologiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen ſind auch folgende mathematiſche von ihm erſchienen: De situ Regiomonti 1687. — De caussis diversi inter Planetas ordinis, duae disputt. 1688. — De descensu Solis ad terram 1689. — De medio in superficie telluris 1689. — De Architectura 1697.

M. Chriſtian Langhanſen. Seine mathematiſchen Schriften ſind folgende: De corona Hieronis, quantum auri ex ea ablatum fuerit. 1686. — De quinque corporum regularium soliditate, ex dato vno latere inuenienda. Duae disputt. 1687. — Disquisitio stereometrica, de doliorum dimensione. 1687.

M. Chriſtian Sahme. Von mathematiſchen Schriften hat er in Königsberg drucken laſſen: De regressu Solis tempore Hiskiae, duae disputt. 16~9, 1696. — De Eclipsium caussis et calculo. 1689. — De diuisione circuli. 1692. — De occultatione stellarum fixarum per lunam. 1701.

Die meiſten Anhänger der ariſtoteliſchen Weltweisheit waren eben keine Freunde der Mathematik, ſondern hielten ſie für ein Hin-

[1]) Zu Schönberg in Mähren war er etwa 1610 geboren und in Wittenberg Magiſter geworden. Nachdem er von 1638 bis 1640 auf der Königsberger Akademie verſchiedene mathematiſche Collegia und einige Disputationen gehalten hatte, wurde er Profeſſor in Danzig, darauf Doctor der Theologie und Profeſſor der Logik in Greifswald, und ſtarb daſelbſt, nachdem er dieſe Stelle niedergelegt hatte, d. 30. Mai 1678.

derniß in der Philoſophie [1]). Da ſie nun in dieſem Jahrhundert in Preuſſen die herrſchende Partei waren, ſo konnten die mathematiſchen Wiſſenſchaften wenige Beförderung von ihnen erwarten; und man lieſet vielfache Klagen, daß die Studirenden dieſelben ſehr vernachläßigt haben [2]). Beſonders hielten viele die Mathematik zur Aufklärung der theologiſchen Wahrheiten für ſehr entbehrlich, und drangen vielmehr auf eine genaue Bekanntſchaft mit der Philoſophie, von welcher ſie ſich einen viel größeren Beiſtand verſprachen. Nur wenige ſahen die Sache von einer andern Seite an, und prieſen den Nutzen, welchen die Mathematik beſonders in Erklärung der h. Schrift leiſtet, aufs entſchiedenſte [3]). Da es indeſſen, wie eben angeführt iſt, an Männern, welche in der Meßkunſt etwas Tüchtiges leiſteten und andern darin Unter-

[1]) Galilaeus a Galilaeis, systema cosmicum (Lugd., 1641.), p. 294: Cogniti mihi fuere summi Philosophi peripatetici, qui discipulos suos dehortati sunt a studio Mathematicarum disciplinarum, vtpote quae reddant intellectum cavillationibus inhiantem et ad bene philosophandum inhabilem.

[2]) Linemann klagt in den Deliciae calendariographicae zum Jahr 1653, beim Schluſſe der 5ten Frage, „daß die peripatetiſchen Studiosi rerum mathematicarum ignari, die Optik und Statik zu der damaligen Zeit leider wenig salutirten;“ und Concius bekräftigt dieſe Klage in der Zuſchrift ſeiner Geographia mathematico-historica, fügt auch hinzu: Cur noster Mathematicorum ordo tam iniquo despectui est? Age ergo quisquis es, qui nos tamdiu mordaciter oppugnasti, pone tela; et immerentes oppugnas, et frustra oppugnas etc.

[3]) So ſchreibt z. B. Ising: Si ad reales et principales disciplinas adscendimus; extra controuersiae aleam positum est, quin solida Scripturae explicatio Mathematicas scientias requirat. Quis enim annos ab orbe condito ad Diluuium, a Diluuio ad ortum Abrahae, ab ortu Abrahae vsque ad primam promissionem ipsi factam, dehinc vsque ad exitum Israelis ex Aegypto et fundationem templi Salomonaei, feliciter numerabit, horumque temporum interualla supputabit sine Arithmetica? Quis Pleiadum, Orionis, Arcturi, Luciferi aliorumque astrorum, quorum mentio fit Jobi 9. v. 9; cap. 38. v. 31. 32. Amos 5. v. 8. naturam, situm et cursum sine Astronomia explicabit? Nemo sine geometricis principiis ex professo tractabit cap. 40. Ezechielis; nemo nisi Mechanicae non nihil peritus, assequetur structuram arcae Noachicae, tabernaculi foederis, templi et aliorum aedificiorum Salomonis etc.

richt ertheilten, nicht fehlte, ſo ſetzten dieſe der peripatetiſchen Weltweisheit ſich am meiſten entgegen und widerſprachen, wie oben bereits erwähnt iſt, der ſectireriſchen Anhänglichkeit an derſelben deſto freimüthiger. Welche Disciplinen um dieſe Zeit den ſo genannten mathematiſchen Curſus ausgemacht haben, kann man aus einem vom Prof. Weger im Jahr 1620 darüber gehaltenen und noch in der Handſchrift vorhandenen Collegium erſehen. Sie folgen in dieſer Ordnung auf einander: 1) Arithmetica vulgaris, 2) Logistica figurata, 3) Logistica algebraica, 4) Logistica astronomica, 5) Logistica popularis, 6) Geometria theoretica, 7) Trigonometria, 8) Geodesia, 9) Astronomia, 10) Dioptrica, 11) Mechanica, 12) Gnomonica, 13) Astrologia, 14) Geographia, 15) Optica, 16) Catoptrica, 17) Sciagraphia, 18) Musica, 19) Architectonica. Der ſchon mehrmals genannte Theologe Calovius hielt in Königsberg gleichfalls Vorleſungen über die Mathematik, und ließ ſie nachmals unter dem Titel: Encyclopaedia mathematica mit ſeinen übrigen philoſophiſchen Schriften zuſammen (Lübeck, 1652. 4.) drucken. Sie hatten Beifall gefunden, weshalb Prof. Linemann ihn aufmunterte, ſie herauszugeben, welcher verſicherte, daß dieſe Schrift des Alſtedius Admiranda mathematica, damals als Lehrbuch auf den Akademien gebraucht, weit überträfe. Linemann hatte auch einige Anmerkungen hinzugefügt, welche Calovius mit abdrucken ließ. In dieſem Werke ſind die zur Mathematik gehörigen Diſciplinen in folgender Ordnung vorgetragen: 1) Mathesis vniuersalis, 2) Arithmetica, 3) Geometria, 4) Cosmographia, 5) Vranoscopia, 6) Geographia, 7) Architectonica, 8) Musica, 9) Optica, 10) Statica. Die mathematiſche Methode iſt darin genau beobachtet, alle Ausdrücke ſind gehörig erklärt und die Lehrſätze bewieſen. Indeſſen geſteht der Verfaſſer ſelbſt, daß noch Manches darin zu verbeſſern, und er ſelbſt mit ſeiner Arbeit nicht überall völlig zufrieden ſei. Er bemerkt, an ſeinen Definitionen der allgemeinen Mathematik, der Cosmographie und Statik ſei einiges auszuſetzen, jedoch ſie beſſer zu geben vermöge er ſelbſt nicht, da er vornämlich in der letzteren keinen Vorgänger gehabt habe. Uebrigens empfiehlt dieſes Werk vor andern jener Zeit ſich beſonders auch dadurch, daß beim Schluſſe jeder Disciplin die Haupt-Schriftſteller, welche ausführlicher davon handeln, angeführt ſind.

Später findet man, daß Prof. Concius in dem vorgetragenen mathematiſchen Curſus, von welchem ſein eigenhändiges Manuſcript auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird, dieſen Disciplinen eine Stelle eingeräumt hat: 1) Arithmetica, 2) Geometria, 3) Musica, 4) Optica, 5) Astronomia, 6) Geographia, 7) Chronologia, 8) Statica, 9) Fortificatoria.

Zur Erläuterung einzelner Disciplinen der Mathematik ſind einige Abhandlungen erſchienen. In Bezug auf die Arithmetik müſſen wir folgendes Werk erwähnen: „Joh. Jeſpers Rechenbuch auf der Feder, in welchem der Algorithmus in ganzen und gebrochenen Zahlen, und allerley nützliche Kaufmannsregeln nebenſt einem Anhang einiger luſtigen Regeln und Exempeln zur Recreation deutlich erkläret werden. Königsb., 1682. 8." 2 Alphab. 7 Bog. — Der Verfaſſer, welcher Churfürſtlicher Buchhalter beim Königsberger Licent war, hat dieſes Werk theils aus anderen zuſammengetragen, theils vieles durch lange Uebung in der Rechenkunſt ſelbſt erfunden, alles aber nach den in Preuſſen gebräuchlichen Münzen, Maaßen und Gewichten eingerichtet, und hiedurch das Buch beſonders für die Kaufmannſchaft brauchbar gemacht. Er verbindet darin Deut ichkeit mit einer guten Ordnung. Zu gleichem Zwecke ließ er auch eine andere Schrift drucken, nämlich: „Handbüchlein von Reduction ausländiſcher Münzen in polniſche und preußiſche. Königsb., 1682. 8." — Auch hat Concius die ganze Arithmetik in einem Werke, welches einen dicken Quartband bildet, abgehandelt, jedoch nicht im Drucke erſchienen iſt, ſondern handſchriftlich auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird.

Die Aſtronomie hat vor andern mathematiſchen Wiſſenſchaften in dieſem Jahrhunderte hier beſonders geblüht. Weier erläuterte in mehren Disputationen einige Sätze aus derſelben, und Strauß that nicht nur daſſelbe, ſondern machte auch die neuen aſtronomiſchen Beobachtungen des berühmten Keplers, bei welchem er eine Zeitlang ſich aufgehalten und viel von ihm gelernt hatte, hier zuerſt bekannt. Er hatte, ehe er Profeſſor geworden war, folgendes aſtronomiſche Werk herausgegeben: Logistica astronomica. Linciae, 1616. 8. In dieſem lehrt er beſonders, wie manche Obſervationen genauer angeſtellt und richtiger berechnet

werden können, ſo wie er in der Disput. de Philosophia astrali Tychonica die Erſcheinung neuer Sterne nach richtigen Grundſätzen erklärt, und die irrige Meinung derer widerlegt, welche dieſelbe für übernatürliche Wunder und Vorboten göttlicher Zorngerichte hielten. Den Vorzug des Copernicaniſchen Weltſyſtems vertheidigt er nun auf das nachdrücklichſte [1], und widerlegt den Wahn, daß die Sonnenfinſterniſſe Vorboten des jüngſten Tages ſeien; wobei es ihm jedoch an öffentlichen Gegnern nicht gefehlt hat [2]. Vorzüglich hat Linemann durch ſeine große Gelehrſamkeit in der Aſtronomie in und außerhalb Preuſſen ſich ein außerordentliches Anſehn erworben. Die Gelehrten in Holland Burgersdicius, Golius und Hortenſius rühmten ihn öfters vom öffentlichen Katheder, und als der erſtere in ſeinen Vorleſungen auf die Materie de scintillatione stellarum kam, worüber Linemann damals eine Diſſertation geſchrieben hatte, verwies er ſeine Zuhörer nur allein auf dieſe, und ſchloß damit die ganze Stunde. Der groß Aſtronom Hevelius unterhielt mit ihm eine vertraute Freundſchaft und einen beſtändigen Briefwechſel über aſtronomiſche Gegenſtände; that auch, allein um ihn zu beſuchen, eine Reiſe nach Königsberg [3]. Nicht minder räumte der berühmte Ricciolus in Italien dem Linemann eine Stelle unter den größten Mathematikern ſeiner Zeit ein [4]. Seine zahlreichen Disputationen enthalten größtentheils lauter auserleſene Abhandlungen, beſonders aus der Aſtronomie. Er ſtellte in Königsberg mit größeſter Genauigkeit aſtronomiſche Beobachtungen an, und berichtigte dadurch manche

[1]) Im „Prognoſticum auf das Jahr 1627" handelt er von allen drei Syſtemen, welche er auch in einer Zeichnung darſtellt, und urtheilt zuletzt vom Copernicaniſchen alſo: „Daß man daher wohl ſchließen möchte, daß dieſes Systema daſſelbige ſey, wie es warhafftig von Gott dem Schöpfer geordnet: weil doch die Natur allwege den neheſten und leichteſten Weg gehet."

[2]) Eben daſelbſt erwähnt er, daß Prediger in Königsberg und Erzprieſter im Lande ihn auf öffentlicher Kanzel widerlegt haben, welchen er hier verdienter Maßen antwortet.

[3]) Wie in der an ihn gerichteten Dedication der Deliciae Calendariographicae berichtet wird.

[4]) In dem ſeinem Almagestum vorgeſetzten Catalogus Mathematicorum p. 28 und 29. Beſonders legt er Linemanns 1644 herausgegebener Abhandlung de longitudine inuenienda große Lobſprüche bei.

Fehler, welche andere in ihren Tabellen begangen hatten. Die Wahrheit des Copernicaniſchen Weltſyſtems, welches damals noch viele Widerſprüche fand, bemühte er ſich mit den triftigſten Gründen darzuthun, und die dagegen gemachten Einwürfe zu heben. Seine den preuſſiſchen Kalendern angehängten Abhandlungen wurden bald nach ſeinem Tode geſammelt unter dem Titel herausgegeben: „Deliciae Calendariographicae. Das iſt die ſinnreichſten und allerkünſtlichſten Fragen und Antwort, darinnen die edelſten Geheimniße der Phyſik, Aſtronomie, Aſtrologie, Geographie ꝛc. ausgeführet werden. Königsb., 1654. 4." 2 Alphab. 4 Bogen [1]). — Die aſtronomiſchen Ausführungen nehmen darin den meiſten Raum ein, und enthalten meiſtentheils intereſſante und zum Theil ſeltene Materien, welche nicht immer der nöthigen Aufmerkſamkeit gewürdigt, deren Gründen nachzuſpüren Scharfſinn und Nachdenken erfordert werden, daher auch den wenigſten zuverläßig bekannt ſind. Dieſe hat er nicht nur, ſo weit die damalige Kenntniß der Aſtronomie und Naturlehre reichte, gründlich, ſondern auch faßlich und ohne Schmuck von Gelehrſamkeit ſo ausgeführt, daß ſelbſt Ungelehrte alles leicht begreifen können. Einiger darin vorkommenden Vorurtheile, welche er mit ſeinen Zeitgenoſſen theilte, wird unten gedacht werden.

Soncius, welcher ſein Nachfolger war, ſtand ihm an Kenntniß der Aſtronomie und an ſorgfältigem Fleiße ſeine Wiſſenſchaft zu vervollkommnen, nicht nach. Er begleitete auf gleiche Weiſe ſeine Kalender, welche er 27 Jahre hindurch ausgearbeitet hat, mit verſchiedenen gelehrten und wohl ausgeführten Abhandlungen; ſchrieb viele gründliche Disputationen über die Mathematik, und gab ſich beſonders Mühe, den damals noch bei vielen herrſchenden Wahn von den aſtrologiſchen Vorherverkündigungen zu bekämpfen. Zu dem Ende ſchrieb er dieſe zwei Tractate: **De vanitate, ex astris de rebus arbitrariis et fortuitis diuinantium.** 1656. 4. und „Vorbereitung zur nothwendigen Umſtoßung der grundloſen und aller Chriſtenheit ſehr ſchädlichen mit dem geſtirneten Himmel beſchöneten aſtrologiſchen Vorherverkündigungen. 1661. 4." — Daſſelbe that er mehrmals in den eben erwähnten Anhängen zu den Kalendern, und gerieth dar-

[1]) In der „Nachricht von dem 1636 durch den Donner zerſchmetterten Pulverthurm in Königsberg" (1720. 4.) wird S. 4. von dieſen Deliciae geſagt: „ſie ſeyn ein Buch, daß ſo wohl ſeiner Artigkeit als Rarität halber verdienete, wieder aufgeleget zu werden."

über mit Steph. Fuhrmann, Prediger zu Liebſtadt in Weſtphalen, welcher ſolche Prognoſtica in ſeine Kalender ſetzte, in Streit und Schriftwechſel [1]). An angeſtellten Obſervationen der Himmelserſcheinungen hat es nicht gefehlt; und außer den ſchon genannten, haben ſich auch andere damit beſchäftigt, z. B. der bereits unter den Aerzten aufgeführte D. Hemſing [2]). Die preuſſiſchen Kalender haben dieſes ganze Jahrhundert hindurch meiſtentheils die Profeſſoren der Mathematik ausgearbeitet, den D. Woſegin ausgenommen; indem ſein Vorgänger Concius, auch nach niedergelegter Profeſſur, dieſe Arbeit bis zu ſeinem Tode fortſetzte. Doch haben neben ihnen zuweilen auch andere Kalender erſcheinen laſſen. Der auf das Jahr 1605 verfertigte hat den Hypodidaſcalus des Pädagogiums, M. Heinr. Hermann zum Verfaſſer; und oben iſt ſchon erwähnt, daß einige auch von dem Schöppenmeiſter Reimer ausgearbeitete vorhanden ſind.

Concius war der erſte in Preuſſen, welcher eine mathematiſche Geographie unter dieſem Titel herausgab: Mathematico-historica Geographia, seu totius Orbis habitabilis descriptio, in vsum studiosae iuuentuti in Prussia literaturae operam nauantis edita. Regiom., 1656. 4." 1 Alphab. 9 Bog. nebſt 6 Kupferſtichen. Von dem hiſtoriſchen Theile dieſes Werks iſt ſchon im Früheren geſprochen worden. In dem mathematiſchen ſtellt er die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft feſt, erklärt die Terminologie, beweiſet die Lehrſätze und löſet die Aufgaben. Beſonders trägt er die Anweiſung Landcharten richtig zu entwerfen und zu zeichnen, ausführlicher und deutlicher vor, als man ſie in den meiſten andern Büchern dieſer Art um dieſe Zeit findet. Zehn Jahre nachher gab der ſpätere Theologe Gottfried Wegner eine kürzere Einleitung in die mathematiſche Geographie unter dem Titel heraus: Sciagraphia Geographiae mathematicae. Regiom., 1666. 8. Sie enthält nur die nöthigſten Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft zum Gebrauche für Anfänger.

[1]) Vergl. die Anhänge zu den Kalendern vom Jahr 1663 und 1683.

[2]) Wie Linemann in den Deliciae calendar. beim Jahr 1642 in der 7ten Frage meldet.

Einige Beiträge zu derſelben lieferte auch Profeſſor Goldbach in den beiden folgenden Diſſertationen: De prima origine Geographiae eiusque obiecti prioribus affectionibus absolutis, globi scilicet terraeque rotunditate et magnitudine. 1678. — De terrae motu et situ. 1680. — De distantiae locorum computatione. 1685. — Außerdem gab er mit die Veranlaſſung zu einer neuen Erfindung, wodurch die geographiſche Kenntniß der Erdkugel erleichtert wird. Die Beſchwerlichkeit, einen gewöhnlichen Globus auf Reiſen mit ſich zu führen, brachte ihn im Jahr 1677 auf verſchiedene Verſuche, ihr abzuhelfen, welche jedoch ohne befriedigendes Reſultat blieben. Da er auch viele Bücher deshalb vergeblich nachgeſchlagen hatte, that er in ſeinen Vorleſungen gegen die Zuhörer Erwähnung davon, und munterte ſie auf, der Sache nachzuſinnen. Einer derſelben, Dan. Eraſmi, welcher nachmals als Königl. Großbritanniſcher Geheimer und Legationsrath, unter dem Namen Baron von Huldeberg, in den Reichsfreiherrenſtand erhoben worden, und die angeführten beiden erſten Disputationen als Reſpondent vertheidigt hatte, führte ihn auf die Spur, ein Planiſphärium zu erfinden, auf welchem die ganze Ecliptik alſo vorgeſtellt wäre, daß man alle Himmelsgegenden und Monate darauf ſehen könne; und doch der Durchſchnitt der Ecliptik und des Aequators nicht im Mittelpunkte des Planiſphäriums, ſondern in den beiden äußerſten Enden deſſelben zu liegen käme. Nach und nach brachte Eraſmi durch ferneres Nachdenken dieſes Planiſphärium zu immer größerer Vollkommenheit: indem er anſtatt des bisherigen einfachen, ein Parallellineal als beweglichen Horizont anbrachte, dem Thierkreiſe eine elliptiſche Figur gab, die Eintheilungen trigonometriſch ausrechnete, und allmählich auf andere Vortheile kam, welche zur Verbeſſerung deſſelben dienten. Goldbach trug daher kein Bedenken, die Ehre dieſer Erfindung nicht ſich, ſondern Eraſmi öffentlich beizulegen; und obgleich dieſer nach einigen Jahren in Iſaak Habrechts Planiglobium coeleste ac terrestre fand, daß ſchon andere vor ihm auf ähnliche Verſuche gekommen wären, ſo waren doch ihre Angaben ſo unvollſtändig, weitläuftig, verworren, aus vielen Stücken zuſammengeſetzt, und bei verſchiedenen Polhöhen unbrauchbar, daß ſeine Erfindung ſie in allem weit übertraf [1]). Es haben daher auch

[1]) Vgl. Danielis Erasmi ab Huldeberg Opuscula mathematico-

Kenner das Urtheil gefällt, Eraſmi Arbeit ſei, im Vergleich zu den früheren Verſuchen eine ganz neue, ſinnreiche und beſondere Erfindung, welche, ohne von ihnen den geringſten Nutzen zu ziehen, in dem wichtigſten Punkte, nämlich in einer leichten und deutlichen Ausführung, den Vorzug behaupte [1]).

Von der Mechanik und den mit ihr verwandten Künſten, wollte der bereits unter den Rechtsgelehrten genannte D. Fichlau ein ausführliches Werk, an welchem er viele Jahre gearbeitet hatte, unter dem Titel: Theatrum omnium artium, in primis mechanicarum, herausgeben; ſtarb aber, bevor er es vollendet hatte. Indeſſen hat es an Männern, welche ſowohl darin, als in der Hydraulik und andern Wiſſenſchaften dieſer Art viele Einſicht und Fertigkeit gehabt haben, nicht gefehlt. Joh. Scarlet, ein Königsberger Kaufmann, erfand um das Jahr 1680 u. fgg. verſchiedene nützliche Maſchinen, beſonders zum Vortheil der Schiffarth in Königsberg. Es war darunter ein Werkzeug, mittelſt deſſen allerlei Schiffe, Bordinge und Wittinnen ſowohl auf dem Pregel, als auf dem Friſchen und Kuriſchen Haſe mit großer Behendigkeit hin und her gezogen werden konnten. Einige andere von ihm angegebenen Maſchinen ſollten dazu dienen, Kanäle mit viel geringerer Mühe zu graben, Flüſſe abzuleiten, zu durchſchneiden und ſchiffbar zu machen. Es wurden mit denſelben in Gegenwart des damaligen preuſſiſchen Statthalters Herzogs von Croy, Proben angeſtellt, welche Beifall fanden. Der Herzog berichtete darüber an den Churfürſten und empfahl die Erfindungen aufs nachdrücklichſte; deſſenungeachtet konnte Scarlet, weil er den zur Beſtreitung der Koſten nöthigen Vorſchuß nicht erhielt, ſondern von einer Zeit zur andern vertröſtet ward, ſein Vorhaben nicht ins Werk richten. Er hatte auch eine andere Maſchine erfunden, durch welche das Pillauer Tief immer auf fünfzehn und mehrere Schuh gehalten werden könnte. Zu ihrer Anfertigung verlangte er nur 500 Thlr., und um ſie beſtändig in gutem Stande zu erhalten,

curiosa, edita ab Joan. Guil. de Laye. (Jenae, 1710. 4.), in welchen eine eigene Abhandlung: Inuentum nouum Planisphaerii ſich findet.

[1]) So urtheilen die Verfaſſer des „Neuen Bücherſaales der gelehrten Welt." Bd. 2. S. 183.

jährlich 100 Thlr.; aber aus demſelben Grunde gedieh die Sache nicht zur Ausführung. Außerdem ſind von ihm unter dem angenommenen Namen **Philo Brandenburgicus** zwei auf das preuſſiſche Finanz- und Oekonomieweſen bezügliche Werke herausgegeben, nämlich: „Agricultura Boruſso-Brandenburgica, commerciis et nauigationi Brandenburgicis ancillans, oder Politiſcher Diſcurs, anweiſende, nicht allein, was vor eine Dependenz die hieſigen Commercien vnd Navigation auf die Agricultur haben, et vice versa; ſondern auch in specie einige gewiße modos dadurch die Domainen, adliche Landgüter, Reichthum der Bürger und Intraden des Churfürſten verbeßert werden. Königsb., 1684. 8." 9 Bog. — „Oculare und mathematiſche Remonſtration, wie Ihro Churf. Durchl. zu Brandenburg Licenten in Preußen und Pommern alſo eingerichtet werden können, daß die Intraden gewaltig vermehret, die Commercien in höchſten Flor geſetzt rc. werden." S. l. et a. fol. 4 Bogen.

Als geſchickten Waſſerleiter hat der hieſige Churfürſtliche Mühlenmeiſter **Joh. Stavinſki** ſich hervorgethan. Er lebte in den letzten Jahren dieſes Jahrhunderts, und hat ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit im Nivelliren, ſowohl durch die Anlage mancher Waſſerfälle bei den Mühlen, als auch durch die Beförderung der Schiffarth auf den Strömen, außer allen Zweifel geſtellt. Vor allem gereicht ihm der zum großen Vortheil des Handels d. 11. Jul. 1689 angefangene, und 1696 vollendete **Friedrichsgraben**, welchen er nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten glücklich zu Stande gebracht, zu ganz beſonderer Ehre [1]).

Die **Baukunſt** hat in Preuſſen Liebhaber gefunden, welche theoretiſch und praktiſch ſich mit ihr beſchäftigt haben. Prof. **Strauß**, der für ſeine Zeit tüchtige Kenntniſſe von derſelben be-

[1]) Von der Anlage und Vollendung dieſes Kanals handelt Joh. Godofr. Buchner, epistola ad Celeberrimum Illustrissimumque Dn. de Montesquieu, qua commerciis clarissimi istius Aquaeductus in Borussia, e torrente Gilge in fluuium Deime, circa molam apud oppidum Labiau influentis, accurata traditur descriptio. Accedit fossae huius delineatio aeri incisa. Schneebergae, 1720. 8. und das Erl. Preußen. Bd. 4. S. 273. und fgg.

ſaß, gab dazu folgende Einleitung heraus: Introductio ad Architectonicam vtramque, continens principia tam arithmetica, quam geometrica, quibus instructus sit necesse est Studiosus, cui ad studia praesertim architectonica accedere animus est. Regiom., 1627. 8. Sie enthält deutliche und in guter Ordnung vorgetragene Regeln, und zeigt deren Anwendung in einzelnen Fällen.

Otter legte unter anderen Proben ſeiner Geſchicklichkeit in der Architektur, eine bei der damals erbauten hieſigen neuroßgärtiſchen Kirche ab, indem nach ſeiner Angabe das ziemlich breite Gewölbe derſelben ohne einen Pfeiler aufgeführt ward [1]). Beſonders war er einer der berühmteſten Kriegsbaumeiſter ſeiner Zeit, hatte viel Neues in der Fortification erfunden und dieſe Wiſſenſchaft anſehnlich erweitert. Von ſeinen darüber abgefaßten Schriften und Zeichnungen, deren die hieſige Stadtbibliothek eine große Anzahl beſitzt, iſt freilich nur der geringſte Theil im Drucke erſchienen, nämlich: Specimen problematum hercotectonico-geometricorum, quo vt Fortificationis (vulgo ita dictae) modi vniuersalis, ita sectionis rationalis linearum vestigium exhibetur. Amstelod., 1646. 4. 3 Bog. und Principia architecturae militaris. Regiom., 1763. 8. 3 Bog. [2]). Aber ſeine neuen Erfindungen, und der Unterricht in der Kriegsbaukunſt, den er vielen Schülern in verſchiedenen Ländern ertheilt hat, haben auf die ſpätere Fortentwickelung dieſer Wiſſenſchaft einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die Ehre der Erfindung der holländiſchen Befeſtigungsart, welche ihm einige zugeſchrieben haben, und die nachher Adam Freytag von ihm gelernt und für ſeine eigene ausgegeben haben ſoll, kommt ihm, nach genauer Prüfung nicht zu [3]): obgleich es wahr iſt, daß Otter die Regeln derſelben auf eine kurze, leichte und faßliche Weiſe, ohne Berechnungen und durch bloße mechaniſche Zeichnungen vorgetragen; wogegen Freytag ſie weitläuftiger, ſchwerer und durch Anwendung trigonometriſcher Rechnungen mühſamer abgefaßt hat. Strauß hat durch die An-

[1]) Contin. Gelehrt. Preußen. Quart. III. S. 44.

[2]) Sie iſt der oben angeführten von D. Buck verfaßten Lebensbeſchreibung Otters angehängt.

[3]) Wie Buck a. a. O. S. 204 u. fgg. erwieſen hat.

lage des Walles, welcher die Stadt Königsberg in einem Umfange von mehr als zwei deutſchen Meilen umſchließt, einen Beweis ſeiner tüchtigen Kenntniſſe in der Fortification abgelegt; und von Linemann iſt zur Beförderung ihres Studiums eine Schrift unter dem Titel: Manuductio ad Fortificationem Belgicam herausgegeben. Es hat auch Preuſſen an geſchickten Baumeiſtern und Ingenieurs nicht gefehlt. Wenn gleich das Andenken aller nicht auf die Nachwelt gekommen, ſo kann man doch einige nennen, welche vor andern ſich hervorgethan haben. Dahin gehören:

Albrecht Jonas, ein Königsberger. Er war d. 2. Sept. 1610 geboren, ſtudirte hier und in Leipzig und legte ſich vornämlich auf die Mathematik. Von der ſchwediſchen Armee, welche damals in Deutſchland ſtand, erhielt er den Ruf als Ingenieur; ſchlug ihn aber aus, und kehrte nach Königsberg zurück; welches er jedoch, nach einem kurzen Aufenthalte wieder verließ und ſich aufs Neue in fremde Länder begab, um beſonders in der Befeſtigungskunſt ſich weiter auszubilden. Nach ſeiner Wiederkunft in die Vaterſtadt, unterrichtete er eine große Anzahl junger Leute in der praktiſchen Geometrie und Fortification, und bildete viele geſchickte Männer aus, welche nachmals dem Kriegsheere des Churfürſten vielfache Dienſte geleiſtet haben. Sein Tod erfolgte d. 4. März 1650.

Chriſtian Roſe. Er ward in Königsberg d. 31. Jan. 1607 geboren, ließ ſich hier vom Prof. Strauß und darauf in Frankfurt a. d. O. vom Prof. Urſinus in der Meßkunſt unterrichten, und erweiterte nachher durch gelehrte Reiſen ſeine Kenntniſſe. Als er zurückgekommen war, trug Churfürſt George Wilhelm 1628 ihm auf, bei dem ausgebrochenen ſchwediſchen Kriege, Memel und Johannisburg mit beſſern Befeſtigungswerken zu verſehen Nachdem er dieſen Auftrag zur Zufriedenheit des Landesherrn ausgeführt hatte, ernannte ihn derſelbe zum Fähnrich bei der Leibwache der Brandenburgiſchen Prinzeſſin Catharina, als ſie an den Fürſten von Siebenbürgen vermählt wurde. Aus Siebenbürgen ward er 1631 vom Churfürſten zurückgerufen, und bei der Fortification verſchiedener Plätze in der Mark und anderwärts gebraucht, bis er 1634 wieder nach Königsberg kam, wo ihm aufgetragen ward, den einige Jahre vorher um die Stadt angelegten

Wall zu beaufſichtigen und in gutem Stande zu erhalten. Außerdem mußte er mit dem Prof. Linemann Reiſen durch das Land thun, und die vornehmſten Schlöſſer befeſtigen. Zuletzt wurde er Director des Hofhalsgerichts, und ſtarb d. 12. Jan. 1659. Daß er ein Mitglied der Roberthiniſchen Geſellſchaft geweſen, iſt bereits erwähnt.

George Neumann, aus Drengfurt in Preuſſen. Nachdem er in Königsberg und Roſtock gründliche Kenntniſſe von der Fortification ſich erworben hatte, leiſtete er bei Anlage der Feſtung Friedrichsburg Dienſte, wurde darauf vom Statthalter Fürſten Radzivil nach Berlin mitgenommen und dem Churfürſten vorgeſtellt, welcher ihn zum Ingenieur in der Feſtung Pillau beſtellte. Hier machte er ſich beſonders durch die wider die Meeresfluthen angelegten ſtarken Dämme und Bollwerke ſehr verdient. Mit Churfürſtlicher Erlaubniß unternahm er mehrmals Reiſen in fremde Länder, um ſich mit den neueſten Erfindungen in der Fortification bekannt zu machen. Bei der von den Danzigern unternommenen Belagerung der Feſtung Haupt machte er den Entwurf zu ihrer Eroberung, und führte ihn glücklich aus. Als er 1679 der, wider die in Preuſſen eingefallenen Schweden kämpfenden Armee als Ingenieur zugegeben wurde, zog er ſich bei der damaligen ſtrengen Kälte eine Krankheit zu, an welcher er den 12. März deſſelben Jahres ſtarb [1]).

Martin Grünberg. Er war im Hauptamte Inſterburg in Preuſſen 1655 geboren, ſtudirte in Königsberg die Mathematik nach allen ihren Theilen, hatte aber vornämlich eine große Vorliebe für die Baukunſt, welcher er ſich darauf gänzlich widmete. Auf Koſten des Hofes machte er eine Reiſe nach Italien und Frankreich, um dort die größten Baumeiſter kennen zu lernen und Riſſe von den ausgezeichnetſten Gebäuden aufzunehmen. Nach ſeiner Rückkehr ward er Hofbaumeiſter, und darauf Baudirektor in Berlin, auch bei Errichtung der Königlichen Societät der Wiſ-

[1]) In der d. 12. April 1679 auf ihn ausgefertigten Leichenintimation heißt es: Quot arces, quot fortalitia Prussia nostra numerat, tot habebit testes ingenii et manus, quibus aduersus aduersa robur habent; tot ille gloriari post fata potest se monumenta condidisse et perenniora aere et regali situ altiora.

ſenſchaften, Mitglied derſelben [1]). Seitdem hat er in Berlin viele vortreffliche Gebäude aufgeführt, als das Obſervatorium der Societät von 1700 bis 1703, die Parochialkirche in der Kloſterſtraße, das Kölniſche Rathhaus und viele Privathäuſer. Zu der neuen Kirche auf der Friedrichsſtadt fertigte er den Riß, und mit dem Bau des Friedrichshoſpitals in der Stralauerſtraße machte er 1702 den Anfang. Er ſtarb 1707. In „Vogel, Moderne Baukunſt" (1708. fol.) ſind verſchiedene Gebäude, welche er ausgeführt hat, in Kupfer geſtochen [2]).

Weil aber in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſonders in der Aſtronomie, manche wichtige Entdeckungen erſt in der folgenden Zeit entweder gemacht, oder richtiger beſtimmt und gründlicher erwieſen worden, ſo waren die Anſichten dieſes Jahrhunderts in einigen Punkten noch nicht hinlänglich aufgeklärt, und wir ſtoßen daher hin und wieder auf Mängel und Unrichtigkeiten in der Mathematik, welche zum Theil auf eingewurzelten Vorurtheilen beruhten. Der Prof. Weier leugnet zwar nicht, daß die Vorherſagungen der Aſtrologen nicht allezeit eintreffen, ſchreibt aber die Schuld nicht dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt, ſondern den unvollkommenen Kenntniſſen vieler Sterndeuter zu [3]). Prof. Strauß, von deſſen mangelhafter Kenntniß der Phyſik oben einzelne Beiſpiele angeführt ſind, eifert ſehr nachdrücklich wider den Mißbrauch der Aſtrologie, und will ihr nicht einen Einfluß auf die Witterung, viel weniger auf Begebenheiten, welche von der Willkür der Menſchen abhängen, einräumen [4]); behauptet aber doch an einem andern Orte [5]), man könne allerdings aus einer regelmäßigen Kenntniß der Abſpecten die Beſchaffenheit des Wetters vorausſagen. Den Einwurf, daß oft die Witterung bei denſelben Abſpecten, an

[1]) In der „Kurzen Erzählung von der Berl. Societ. der Wißenſch. Berlin, 1711. 4." ſteht er in dem **Catalogus membrorum** als **Architectus Regius Berolini**.

[2]) Vergl. Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen (Leipz., 1768. 8.) S. 94; ferner: Beſchreibung der Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1769. 8 S. 385 u. fgg. und Allgemeine deutſche Bibliothek Bd. 9. St. 1. S. 289.

[3]) In der Dedication ſeines Prognoſticon auf das Jahr 1609.

[4]) Im Prognoſticon a. d. J. 1623. Cap. 1.

[5]) In dem Prognoſticon a. d. J. 1626.

verſchiedenen Orten verſchieden ſei, ſucht er dadurch zu heben, daß er die Schuld auf die verſchiedene Beſchaffenheit des Erdreichs ſchiebt. Eben derſelbe Strauß hielt noch die Sonnenflecken für gewiſſe Sterne, welche ihre ordentliche Laufbahn um die Sonne haben [1]). Linemann war gleichfalls für die Adſpecten noch ſehr eingenommen und behauptete, ihre Stellung in der Geburtsſtunde und in den erſten Lebensjahren des Menſchen habe einen gewaltigen Einfluß auf ſeine künftigen glücklichen oder unglücklichen Schickſale [2]). Obgleich er das Nativitätſtellen aus den bloß willkürlichen Benennungen der Sternbilder und anderen gänzlich unzureichenden Gründen richtig widerlegt; ſo will er es doch nicht ſchlechterdings verwerfen, wenn es nur regelmäßig auf die eigentliche Wirkung des Geſtirns gebaut wird [3]). Als Urſache des Wetterſtrahls, welcher 1636 den Pulverthurm in Königsberg zerſprengte, giebt er die Adſpecten der geſtirnten Zwillinge, die Gemeinſchaft des Mars mit dem Arcturus, und des Saturnus mit dem Mars an [4]); ſo wie er das Daſein der Donnerkeile in den Wolken als eine nicht zu beſtreitende Wahrheit annimmt [5]). Die Kometen hält er für Himmelswolken, welche aus Ausdünſtungen erzeugt wären, eine Zeitlang währten, und ſodann wieder in ihre einfachen

[1]) Vgl. Disput. de Eclipsi solari S. A. 3. §. 5. 6.

[2]) So ſchreibt er in den Deliciae calendariogr. bei d. J. 1645 in der 7ten Frage: „Aber endlich mit wenigem aſtrologiſch davon zu reden; ſo finden ſich faſt artige Urſachen des menſchlichen Lebens in den Geburtsſtellen und inſonderheit in Speculo astrologico. Da ich denn anfänglich praesupponire, daß eine gewaltige Macht der Configurationen und eine generalrichtige Zeitbenennung bey den Directionibus vorhanden. Welcher Menſch nun in ſeiner Jugendblühenden Zeit, oder in den erſten Jahren die beſten Adſpecten zur Direction der Significatorum anbringet, ſelbiger wird bey ſolcher Zeit nirgends anders, als von geſundem Leben, guten Wohlſtande, Favor, Glückſeligkeiten zu ſagen wißen" ꝛc.

[3]) Daſelbſt beim J. 1643 in der 8ten Frage heißt es: „Nun halte ich ſelbſt viel aufs Nativitätsſtellen, und kann ohne Ruhm zu melden ſprechen, daß ich mich ziemlicher maßen darinnen geübet habe." Und zum Beſchluſſe ſagt er: „Ich habe ſolches nicht erwehnet, daß ich nichts von ſolchem prognosticiren ſollt halten; ſintemal ich eine Profession daraus mache." Man vergl. auch die Disput. de veritate fati astrologici 1647.

[4]) Daſ. b. J. 1638, in der 4ten Frage.

[5]) Daſ. b. J. 1636, in der 2ten Frage.

Theile aufgelöſt würden [1]). Concius, welcher, wie ſchon oben geſagt iſt, die Aſtrologie wacker beſtritten hat, behauptete gleichwohl die Wirkungen der Sympathie und Antipathie, ſo wie der ſogenannten Qualitatum occultarum [2]), und leitete die Entſtehung eines im Jahr 1655 zur Winterzeit beobachteten Blitzes aus der damaligen Conſtellation der Planeten her [3]). Wenngleich das Copernicaniſche Weltſyſtem ſchon im vorigen Jahrhunderte hier ſeine Anhänger bereits gefunden hatte, und im jetzigen wie von Weier, ſo beſonders von Linemann wider die dagegen gemachten Einwürfe gründlich vertheidigt wurde: ſo äußerten deſſen ungeachtet einige noch eine gewiſſe Furchtſamkeit, daſſelbe anzunehmen, oder lehnten wenigſtens vorher den Vorwurf von ſich ab, als widerſprächen ſie dadurch den Zeugniſſen der h. Schrift [4]). Ungewöhnliche Lufterſcheinungen, zumal die Erſcheinung eines Kometen, wurden von den meiſten für übernatürliche Wirkungen der göttlichen Strafgerechtigkeit angeſehen, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. So erklärte Prof. Fuchs den im Jahr 1618 erſchienenen, welchen man in Deutſchland durchgängig als den Ankündiger des dreißigjährigen Krieges angeſehen hat, für einen Vorboten des darauf erfolgten Abſterbens des Herzogs Albrecht Friedrich [5]); und als ein anderer im Jahr 1681 ſich ſehen ließ, veranlaßte er nicht nur viele Bußpredigten, deren einige gedruckt ſind, ſondern es ward auch ein beſonderes Gebet um Abwendung der dadurch vorbedeuteten Plagen abgefaßt, auf 2 Bo-

[1]) Dieſes hat er in zwei Dissertatt. de natura Cometarum aethereorum nachzuweiſen ſich bemüht.

[2]) In ſeinem Tractate „vom Stein der Weiſen" (1656. 4.) §. 3. u. fgg.

[3]) In der „Continuation des Bedenkens über den Blitz und Donnerknall. 1655. 4."

[4]) In Goldbachs angeführter Disput. 2da de terrae motu et situ heißt es §. 3: Equidem fatemur, suscepimus disputationem plurimorum hic loci opinioni contrariam; attamen non prorsus hic inauditam: siquidem multi clarissimorum patriae huius Academiae Professores non semel Copernici defenderunt et professi sunt sententiam. Interea religiosissime sanctissimeque obtestamur et protestamur, nos non Sacrae Religioni aut Sacratissimo Codici contradicendi, neque damnata intentione scandalum praebendi, neque sacrilega, sed pia manu, hanc nobilem aeque ac paradoxam controuersiam elaborasse.

[5]) In der d. 4 Febr. 1619 auf den Herzog ausgefertigten Leichenintimation.

gen in 4. gedruckt, an alle Kirchen des Landes verſchickt, und an dem d. 26. Febr. deſſelben Jahres gefeierten Bußtage von den Kanzeln abgeleſen.

Das Emporblühen der Mathematik pflegt auch auf die **Werke der Kunſt** ſeinen Einfluß zu äußern, weil die geometriſchen, mechaniſchen, optiſchen und andere Wiſſenſchaften zur größeren Vollkommenheit derſelben viel beitragen können, und dem Künſtler Gründe und Regelmäßigkeit zur Richtſchnur vorzeichnen. Vielleicht hat dieſer Umſtand in gegenwärtigem Jahrhunderte ihre vermehrte Pflege in Preuſſen einigermaßen befördert, ſo wie die um dieſe Zeit häufig unternommenen Reiſen der preuſſiſchen Jünglinge nach auswärtigen Ländern, und geſchloſſene Bekanntſchaft mit den geſchickteſten auswärtigen Künſtlern gleichfalls etwas dazu beigetragen hat [1]. Aber in keinem Theile der Geſchichte fehlt es ſo ſehr an Nachrichten, als in dieſem: weshalb wir nur folgende wenige nennen können, welche entweder in Preuſſen durch ihre Kunſt ſich berühmt gemacht, oder in dieſem Lande geboren, ſich nachmals im Auslande durch ihre Geſchicklichkeit einen hohen Ruf erworben haben.

Unter den **Malern** gehören hieher: **Philipp Weſtphal.** Er war in Königsberg Churfürſtlicher Hofmaler, und erwarb ſich nicht nur durch die ſchnelle Vollendung eines Gemäldes, ſondern vornämlich durch die ſprechende Aehnlichkeit ſeiner Portraits mit den Originalen ein großes Anſehen. Ein beſonderes Kunſtſtück von ihm konnte die ehemalige löbenichtſche Kirche aufweiſen: indem er im Altar unter den vier Propheten, das Geſicht des in perſiſcher Tracht abgebildeten Daniels, in Gegenwart vieler Bürger, nicht mit dem Pinſel, ſondern mit dem kleinen Ohrfinger ſo gemalt, daß es dem damaligen löbenichtſchen Organiſten ganz ähnlich ſah [2]. Nach einem vom löbenichtſchen Rathe d. 2. Mai 1650 ihm ertheilten Originalzeugniſſe, hat er bei dieſer Gelegenheit an den Thürflügeln des Altars zwei Bilder, mit den ſie umgebenden Zierrathen, in

[1] Joh. Aug. **Werdenhagen**, de rebus publicis Hanseaticis (Lugd. 1631. 16.) rühmt p. 737., daß in Königsberg außer der Schifffarth, auch alle Arten von Künſte blühen.

[2] Erleut. Preuſſen Bd. 4. S. 12.

Gegenwart des Raths und einiger abgeordneten Bürger, ebenfalls ohne Pinſel, bloß mit Hülfe der rechten Hand und der Finger an derſelben, ſo vortrefflich gemalt, daß nach dem Urtheile aller Kenner, nicht mehr Zierde, Anmuth und Lieblichkeit darin hätte erſcheinen können, wenn auch der allerfeinſte Pinſel dazu gebraucht wäre [1]). Die ſchöne Malerei an der Kanzel zu Inſterburg iſt gleichfalls ſeine Arbeit, welche er 1644 ausführte.

Greger Sinnknecht. Er war in Holland geboren, ließ ſich in Königsberg nieder und erwarb ſich durch ſeine ſchönen Schildereien einen großen Namen. Als im Jahr 1624 die hieſige Börſe neu erbaut wurde, malte er an der Decke die ſinnreichen emblematiſchen Gemälde, welche Profeſſor Fuchs angegeben hatte, höchſt zierlich. Nachdem dieſelben durch die Länge der Zeit faſt unkenntlich geworden waren, wurden ſie 1729 von dem Maler Joh. Friedr. Bayer reſtaurirt [2]).

Mathias Czwiczik, auch Schwetzge genannt. Böhmen war ſein Vaterland, wo er 1601 geboren wurde. Er widmete der Malerkunſt den größten Fleiß, wurde aber, als die Unruhen in Böhmen ausbrachen, gezwungen, Soldat zu werden: wie er denn in der Schlacht auf dem weißen Berge mitgefochten, und nachher verſchiedene Feldzüge gethan hat. Da er in den Nebenſtunden das Malen fortſetzte, fügte es ſich, daß eins ſeiner Gemälde dem Grafen von Schwarzenberg, damaligem erſtem Miniſter am Churfürſtlich Brandenburgiſchen Hofe, zu Geſichte kam, welcher ſogleich ſein großes Talent erkannte, ſeine Entlaſſung aus dem Soldatenſtande bewirkte, und ihn dem Chur fürſten George Wilhelm vorſtellte. Dieſer ließ ihn auf ſeine Koſten reiſen, damit er ſich durch die Unterweiſung der größten Meiſter in Deutſchland, Frankreich und Holland, in ſeiner Kunſt vervollkommne. Darauf erwählte Czwiczik Königsberg zu ſeinem Wohnorte, wurde vom Churfürſten Friedrich Wilhelm zum Hofmaler ernannt, und

[1]) Vergl. „Nachricht von den großen Feuersbrünſten in Königsberg.“ (1764. 8.) S. 18.

[2]) Dieſe Gemälde ſamt den darunter befindlichen poetiſchen Unterſchriften ſind in einem kleinen Schriftchen (Königsb., 1731. 8. 1½ Bog.), welches auch in dem Erleut. Preuſſen Bd. 5. S. 461—483 abgedruckt iſt, beſchrieben. Eine polniſche Ueberſetzung deſſelben, welche M. Baſilius Cervin Kwaſowſki beſorgt hat, iſt in Königsberg 1735. 8. herausgekommen.

lieferte Schildereien, von denen man behauptete, daß ſie mit den beſten Stücken des Rubens um den Vorzug ſtritten. Da ſie ihm theuer bezahlt wurden, ſammelte er ſich ein bedeutendes Vermögen. Sein Tod erfolgte d. 29. Novbr. 1654 [1]).

Jacob Willmann. Er war in Königsberg 1630 geboren, und machte unter der Anleitung ſeines Vaters Peter Willmann, eines geſchickten Malers, ſo große Fortſchritte, daß er ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre die vortrefflichſten Hiſtorienſtücke malte. Nachdem er darauf in Holland ſich noch weiter ausgebildet hatte, ging er, auf Veranlaſſung eines holländiſchen Malers, nach Berlin, wo er um das Jahr 1660 arbeitete. Man findet in den Kabinetten noch zuweilen Gemälde von ihm; beſonders waren verſchiedene in dem Königlichen zu Charlottenburg vorhanden, welche jedoch 1760 bei der Plünderung verloren gegangen ſind. Willmann begab ſich aus Berlin nach Polen, und endlich nach Schleſien, ließ ſich im Kloſter Leubus als Mönch einkleiden, malte daſelbſt eine große Anzahl vortrefflicher Hiſtorienſtücke, die noch jetzt in der dortigen Kirche und im Kloſter vorhanden ſind, und ſtarb daſelbſt gegen das Ende dieſes Jahrhunderts. Seine Tochter Anna Eliſabeth, welche auch eine gute Malerin war, wurde an einen ſeiner Schüler Namens Lißka verheirathet, der durch die Hiſtorienmalerei in dortigen Gegenden ſich berühmt gemacht hat [2]).

Anton Möller. Dieſer in Danzig geborene Maler hatte viele Jahre in Rom den Unterricht der beſten Meiſter genoſſen, hielt ſich hierauf eine Zeitlang in Königsberg auf, und that ſich hier durch ſeine Kunſt hervor. Ein Meiſterſtück ſeiner Geſchicklichkeit legte er 1673 durch die Gemälde in der hieſigen polniſchen Kirche ab. Die in dem Altar befindlichen Bilder des jüngſten Gerichts, des Himmels und der Hölle werden von Kennern bewundert: wie denn einmal ein hier durchreiſender italiäniſcher Maler ſelbige ſehr gern kaufen wollte, und dafür, obwohl vergebens, viel Geld geboten hat [3]).

[1]) Dach beehrte ſein Begräbniß mit einem Leichengedichte (1 Bog. 4to).

[2]) Vgl. Beſchreibung der Königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdamm. (Berlin, 1769. 8.) S. 568.

[3]) Erleut. Preußen Bd. 2. S. 845.

Matthias Buchinger. Er war 1674 geboren, und hatte durch einen unglücklichen Zufall Hände und Füße verloren, gleichwohl aber durch Verſuche und Uebung es zu einer ſeltenen Fertigkeit gebracht, recht zierliche Gemälde mit der Feder zu reißen, welche man nicht nur in Preuſſen noch hin und wieder antrifft, ſondern die auch in England ſehr geſchätzt und theuer bezahlt werden. In dem Helwingſchen Kabinette befand ſich ein hübſches Gemälde von ihm und in einem Exemplar von Hennenbergers Erkl. der Preuß. Landtaf. hatte er ein feines Bildniß Chriſti am Kreuze eingezeichnet [1]).

Unter den **Kupferſtechern** verdienen erwähnt zu werden:

Joh. Hermann. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt weiter nichts bekannt, als daß er um das Jahr 1646 in Königsberg verſchiedene Kupferſtiche geliefert, welche für die damalige Zeit recht fein und ſauber gerathen ſind.

Gottfr. Bartſch. Nachdem er vorher in Berlin ſich aufgehalten und um das Jahr 1670 verſchiedene Gemälde aus der vom Churfürſten Friedrich Wilhelm in Potsdam angelegten Galerie in Kupfer geſtochen hatte [2]), wählte er Königsberg zu ſeinem Wohnorte. Hier erwarb er ſich durch ſeine zierlichen Stiche großen Ruf, und übertraf in dieſer Kunſt die beiden andern hieſigen Kupferſtecher, **Hellwich**, und den gleichfalls geſchickten **Pieteſch**. Außer vielen Bildniſſen preuſſiſcher Gelehrten, welche er geſtochen, war ſein Griffel beſonders in ſeinen Zeichnungen emblematiſcher Vorſtellungen ſehr glücklich [3]). Neben ſeiner Kunſt beſchäftigte er ſich auch mit der Literatur, und beſaß eine gute Beleſenheit. Er brachte des **Andr. Müllers** Werk de Eclipsi Sinica nach Königsberg, welches hernach **Bayer** bei Ausarbeitung ſeiner chi-

[1]) Es befand ſich in der Paſchkeſchen Bibliothek, und wird in dem Verzeichniſſe derſelben S. 174. No. 9. angeführt. Umſtändlichere Nachrichten von ſeinen mannigfaltigen künſtlichen Arbeiten ertheilen die „Breßlauiſchen Sammlungen" v. J. 1719. October S. 504. 505. Sein Bildniß iſt von Elias Beck in Kupfer geſtochen.

[2]) Das Verzeichniß derſelben findet man in den „Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen." (Leipzig, 1768. 8.) S. 9. u. fgg.

[3]) Zum Beweiſe dient z. B. das auf den Woiwoden von Livland und Erbhauptmann von Nordenburg, Grafen von Schlieben, in Kupfer geſtochene Mauſoleum

neſiſchen Schriften mit vielem Nutzen gebraucht hat [1]). Auch hat er die Kupferplatten zu der zahlreichen Sammlung von Ueberſetzungen des Vater Unſers geſtochen, welche gedachter Müller unter dem Namen Barnimus Hagius 1680 edirte. Als dieſer nachher die Platten dem Bartſch überließ, gab derſelbe das Werk viel ſtattlicher unter folgendem gleichfalls in Kupfer geſtochenen Titel heraus: **Alphabeta vniuersi aliaque affinis argumenti, quorum indicem versa ostendet pagina, editore GodofredoBartschio Chalcographo Regiomonti Borussorum CIↃIↃCXCIV.** Er begab ſich zuletzt von Königsberg nach Danzig, wo er am Podagra geſtorben, ſeine zahlreiche Bibliothek aber, weil er keine Erben hinterließ, auf das Rathhaus in Verwahrung gebracht iſt [2]).

Ein geſchickter Künſtler in der Gold- und Silberarbeit war Joh. Müller. Er war in Stettin d. 1. Jan. 1602 geboren, erlernte daſelbſt die Goldarbeiterkunſt, bildete in Hamburg und Dänemark ſich noch mehr aus, und kam in gleicher Abſicht nach Königsberg. Nach einigem Aufenthalte begab er ſich von hier nach Polen und Littauen, und darauf in die vornehmſten Handelsſtädte Deutſchlands. Von 1634 bis 1636 hielt er ſich in Utrecht bei dem dortigen berühmten Künſtler Viani, und in London gleichfalls zwei Jahre bei dem Königlichen Hofgoldarbeiter von Dürken auf, und kam 1638 wieder nach Königsberg. Durch die vortrefflichen Stücke, die er in Gold und Silber verfertigte, und beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der getriebenen Silberarbeit, worin ihm damals wenige in Europa gleich kamen, erwarb er ſich einen vorzüglichen Ruhm und wurde ſelbſt dem Churfürſten George Wilhelm bekannt. Als derſelbe mit dem Könige von Polen eine Zuſammenkunft in Ortelsburg hatte, mußte Müller gleichfalls ſich dahin begeben und Proben ſeiner Kunſt aufweiſen, die bei beiden hohen Häuptern Beifall fanden. Der Churfürſt ertheilte ihm in einem 1640 ausgefertigten Privilegium viele Gnadenbezeugungen und Vorrechte, und nachdem er darauf zum hieſigen Münzmeiſter ernannt worden war, ſtarb er d. 22. Juli 1663 [3]).

[1]) Wie Bayer in der Vorrede des Museum Sinicum p. 50. ſelbſt ſagt.

[2]) Preuß. Zehenden Bd. 2. S. 135. 136. und Bayer, a. a. O.

[3]) Vergl. die auf ſeinen Tod d. 3. Aug. 1663. 4. abgefaßte Leichenintimation.

Als einen künſtlichen Glockengießer zeigte ſich in Preuſſen Joach. Hannibal Brors. Aus Görlitz in der Lauſitz hatte er ſich nach Königsberg begeben, wo er gegen das Ende dieſes Jahrhunderts Churfürſtlicher Hofſtückgießer wurde. Seine vieljährige Uebung im Gießen der Glocken und ein fortgeſetztes Nachdenken ließen ihn manche Fehler, welche gemeiniglich bei Anfertigung der Gießöfen, Ausſonderung des Metalls, Zubereitung der Glocken und Anlage des Glockenſtuhles begangen werden, entdecken. Durch vieles Nachſinnen und mancherlei Verſuche gelang es ihm, die genaueſten Regeln zu beſtimmen, um dieſen Mängeln abzuhelfen. Er erfand mechaniſche Werkzeuge, durch welche das Ziehen und Läuten der Glocken ungemein erleichtert ward, auch fielen die angeſtellten Verſuche ſo befriedigend aus, daß ein einzelner Mann im Stande war, eine Glocke zu läuten, wozu vorher ſechszehn nöthig geweſen waren. Verſchiedene Glocken von harmoniſchem Klange in Preuſſen und im Bisthum Ermland hat er gegoſſen und gehörig aufgehängt. Seine neuen Erfindungen beabſichtigte er in einem ausführlichen Werke mitzutheilen, wovon er einen Vorläufer unter dem Titel herausgab: „Kurze Entdeckung der Hauptmängel der Glocken. Königsb., 1701." Fol. 2 Bog. Wahrſcheinlich hat der Tod ihn gehindert, dieſes Verſprechen zu erfüllen.

Digitized by Google

Von den Preußen,

die durch Gelehrſamkeit ſich außerhalb des Vaterlandes ausgezeichnet und von auswartigen Gelehrten, die in Preuſſen ſtudirt haben.

Aus Piſanski's Entwurf der Preußiſchen Literärgeſchichte.

Die Anzahl gelehrter Preußen außer ihrem Vaterlande ſtieg im ſiebenzehnten Jahrhunderte höher, als ſie im vorigen geweſen war; und nicht nur in den benachbarten, ſondern auch in entfernten Ländern begegnen wir Männern, welche mit ihren in Preuſſen geſammelten Kenntniſſen der gelehrten Welt großen Nutzen gebracht haben. Folgende gehören hieher [1]):

M. Valentin Baumgart, aus Memel. Er trat zu den Socinianern über, ward Rektor der Schule zu Kießeln und darauf zu Luclav in Polen, nachher zu Clauſenburg in Siebenbürgen, wo er zuletzt als Superintendent und Rektor 1673 geſtorben iſt. — D. Joh. Behm, ein Königsberger. Er wurde etwa 1671 in Franecker Doktor der Medicin, nahm nachher den katholiſchen Glauben an, und practiſirte in Tyrol, iſt auch daſelbſt geſtorben. — M. Friedrich Beſſel aus Tilſe, ein berühmter Criticus in Holland. — M. Jacob Börger aus Königsberg, Rektor des Gymnaſiums zu Elbing. — Heinr. Bredelo, aus Königsberg, Profeſſor der Rechte und Geſchichte auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel).

D. Abraham Calovius der ältere, aus Morungen, Rektor des Gymnaſiums in Danzig, nachher erſter Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent in Wittenberg. — M. Abrah. Calovius der jüngere, in Königsberg d. 26. Aug. 1641 geboren. Er war Magiſter auf der Univerſität Wittenberg, ließ eine

[1]) Was oben erinnert worden, findet auch hier volle Anwendung. Es hat zwar ſchon Arnoldt, Hiſtorie der Univerſ. Bd. 2. S. 400. u. fgg., in den Zuſätzen S. 87 u. fgg. und in den Fortgeſ. Zuſätzen S. 50 u. fgg. die meiſten Gelehrten, welche in dieſem und dem folgenden Paragraph aufgezählt werden, namhaft gemacht, aber auch viele derſelben, die ihm unbekannt waren, übergangen. Es wird alſo dieſes Verzeichniß hier vollſtändiger geliefert.

hebräiſche Rede drucken und ſtarb ſchon 1662 daſelbſt. — M. Dav. Caſpari, ein Königsberger, Superintendent und Paſtor, auch Profeſſor der Theologie an dem Gymnaſium in Riga. — Joh. Cretius aus Johannisburg, Diakonus zu Medzibor in Schleſien, welcher durch die Herausgabe eines polniſchen Geſangbuchs ſich verdient gemacht hat. S. Oloffs Poln. Liederhiſt. S. 40. — M. Pet. Crüger, ein Königsberger, Profeſſor der Mathematik und Poeſie am Gymnaſium in Danzig.

D. Chriſtoph v. Derſchau, ein Königsberger, Rath und Geſandter des Herzogs von Kurland am Kaiſerlichen Hofe.

M. Joh. Engelbrecht aus Marienwerder, Profeſſor am Gymnaſium zu Thorn, darauf Rektor in Stolpe, und zuletzt Propſt zu Neugard.

Felix Fidler aus Königsberg, Königl. polniſcher Sekretair, welcher vom Kaiſer in den Adelſtand erhoben worden; ein berühmter Dichter und Geſchichtſchreiber.

M. Andr. Gnoſpius aus Königsberg, Prediger an der Kirche zur H. Dreifaltigkeit in Danzig. Seine Schriften führt auf Praetorius, Athenae Gedanenses p. 187. — M. Chriſtoph Gorlovius, ein Königsberger, welcher als Magister legens in Leipzig 1678 ſtarb.

M. Chriſtoph Hartknoch aus Jablonka bei Paſſenheim, Profeſſor an dem Gymnaſium in Thor. — D. Andreas Hedio, ein Königsberger, wurde 1698 Doktor der Rechtsgelehrſamkeit in Franecker, und endigte ſein Leben in Leiden d. 16. Mai 1701. (Nova litter. Mar. Balth. v. J. 1702. p. 96.) — D. Geor. Hegewald aus Königsberg, Doktor der Rechte in Greifswald, nachher Syndikus in Stargard. — D. Chriſtian Hellwich aus Domnau, anfangs Magister legens in Königsberg, darauf, nach ſeinem Uebertritt zum Katholicismus, Doktor der Medicin in Altorf, dann praktiſirender Arzt in Breslau und Mitglied der Akademie der Naturforſcher. Er wurde vom Kaiſer in den Adelſtand erhoben. — David Heppen, aus Königsberg, ſchwediſcher Kriegsſekretair und Protonotar in Riga. Seine Schriften werden in den Nov. litter. Mar. Balth. v. J. 1703. S. 203 u. fgg., und v. J. 1704. S. 300. aufgeführt. — Bernh Herlin aus Rieſenburg, praktiſirender Arzt zu Koburg in Franken. — Joh. Jac. Hoynovius, aus Milken bei Lötzen, polniſcher Prediger an der

Kirche zum H. Geiſt in Danzig. Von ſeinen polniſchen Liedern handelt Oloff a. a. O. S. 95 u. 96.

M. Albrecht Kiper, ein Königsberger, Profeſſor der Medicin in Leiden. — D. Dav. Klug aus Tilſit. Nachdem er in Marienwerder, Saalfeld, Elbing, Wismar und Danzig Predigtämter verwaltet, und in Greifswalde die theologiſche Doctorwürde erhalten hatte, ſtarb er als Senior des Miniſteriums in Hamburg. — M. Chriſtian Kluge, ein Saalfelder, Prediger am Waiſenhauſe in Hamburg. Von ſeinen Schriften handeln Fabricius, Memor. Hamburg. Tom. II. p. 912. und Möller, Cimbria litter. lib. II. p. 426. — M. Joh. Jac. Kluge aus Saalfeld, Prediger zu St. Jacob in Hamburg. Seine Schriften führt Möller, l. c. an.

Adrian Langerfeld, aus Königsberg. Er hat ſich von 1661 bis 1685 in Deutſchland, Frankreich und Schweden aufgehalten, und durch das Buch: Verus homo politicus (Lubec., 1673, 8.) bekannt gemacht. — D. Joh. Lignau, ein Königsberger, Arzt der franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Nation zu Aleppo in Syrien, und nachher praktiſcher Arzt in Amſterdam.

D. Joh. Mahraun aus Königsberg, Doktor der Medicin in Kopenhagen. — D. Johann Michaelis, ein Königsberger, Leibarzt des Herzogs von Kurland.

D. Joh. Neander, ein Raſtenburger, Profeſſor der Pandekten zu Frankfurt an der Oder.

Chriſtian Otter aus Ragnit, Profeſſor der Mathematik in Nimwegen.

M. Mich. Pinsdörfer, ein Königsberger, Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium und Rektor der Domſchule in Riga. — M. Matth. Prätorius aus Memel, Präpoſitus zu Weiherſtadt.

D. Geor. Radov, aus Liebwalde bei Saalfeld, Doctor und Profeſſor der Rechte in Roſtock, auch Syndicus der meklenburgiſchen Landſtände, nachher Syndikus in Lübeck, Präſes des Conſiſtoriums und Dompropſt. Seine Schriften zählt Moeller, l. c. p. 676 fgg. auf. — D. Bernhard v. Roſenburg, aus Königsberg, ein Sohn des oben genannten Coſter, Doktor der Medicin und Leibarzt des Czars von Moskau.

Chriſtoph Sand, ein Königsberger, der ſamt ſeinem Vater

die Lehrſätze der Arianer annahm, und nachmals in Holland ſie durch ſeine Schriften zu vertheidigen und auszubreiten ſich bemühte. — D. Theod. Fried. Stadtländer aus Memel, Doktor der Medicin. Er trat zu der römiſchen Kirche über und practiſirte in Tyrol. — D. Chriſtian Sterlik aus Königsberg, Doktor der Rechte in Jena. — Geor. Stendel aus Schippenbeil, Hofprediger des Herzogs von Holſtein und Biſchofs von Lübeck in Eutin. — D. Chriſtoph Joc. Sternberg, ein Königsberger, Doktor der Medicin, und anfangs Stadtphyſicus in Thorn darauf nachdem er katholiſch geworden, praktiſirender Arzt zu Poſen in Polen. — Adam Ignat. Stobbäus, ein Königsberger, Mönch in einem Kloſter in Steiermark, welcher in Wien verſchiedene Sammlungen deutſcher Gedichte hat drucken laſſen.

M. Matth. Vogel der Jüngere, aus Königsberg, Propſt zu Herbrechtingen im Herzogthum Würtemberg.

D. Gottfr. Weiß oder Albinus, aus Preuſch-Holland, Profeſſor der griechiſchen Sprache in Roſtock, nachher Prediger an der Nicolaikirche daſelbſt, und zuletzt Superintendent in Lüneburg und Doktor der Theologie. — L. Joh. Albrecht Weiß, ein Königsberger, wurde in Roſtock Licentiat der Rechte, und hielt ſich nachher als Rechtsanwalt in Lübeck auf.

Da die Univerſität von Studirenden aus fremden Ländern ſehr häufig beſucht wurde, von welchen viele nach ihrem Abgange von hier, durch Würden, Gelehrſamkeit und Schriften ſich berühmt gemacht haben, ſo iſt die Anzahl auswärtiger Gelehrten, welche vorher in Preuſſen gelebt haben, nicht klein. Von denjenigen, welche hier in öffentlichen Aemtern geſtanden hatten, und darauf anderweitig befördert ſind, gehören hieher:

M. Chriſtoph Caldenbach, der nachher Profeſſor der Beredſamkeit, Dichtkunſt und Geſchichte in Tübingen war. — Joh. Coſter, Doktor der Medicin und Leibarzt anfänglich des Königs von Schweden, nachher des Czars von Moskau. — D. Martin Silveſter Grabe, Generalſuperintendent von Hinterpommern. — M. Johan Grafft, Doktor der Theologie, Profeſſor der Logik und Metaphyſik in Tübingen. —

Abraham Hartwich, Paſtor zu Lindenau, darauf zu Bährenhoff. — D. Johann Latermann, Generalſuperintendent in Halberſtadt. — D. Friedrich Möller, Churfürſtlich Brandenburgiſcher Leibarzt in Berlin. — M. Jeremias Nigrinus Rektor der Schule in Wismar, und darauf in Roſtock. — L. Johann Raicus, Profeſſor der Medicin in Upſala, nachher in Dorpat. — Erasmus Rothmaler, Prediger in Neukirch, darauf in Schönhorſt und zuletzt in Gütland. — M. Chriſtian Teuber, Rektor zu Frankfurt a. d. O., wurde darauf Inſpektor zu Neuruppin, und zuletzt Propſt an der Nicolaikirche zu Berlin. — M. Balthaſar Voidius, Senior des Miniſteriums in Elbing.

Von denjenigen, welche in Königsberg theils den Wiſſenſchaften obgelegen, theils akademiſche Grade angenommen, oder Vorleſungen gehalten, disputirt, Schriften herausgegeben, und ſonſt bei ihrem hieſigen Aufenthalte mit der Literatur in Verbindung geſtanden, nachmals aber entweder noch in dieſem, oder im folgenden Jahrhunderte auswärts ſich hervorgethan haben, verdienen angemerkt zu werden:

D. Joh. Acoluthus, Paſtor, Inſpektor und Beiſitzer des Conſiſtoriums in Breslau. — Geor. Dietlof v. Arnim, Königl. Preuß. Etats-Miniſter und Curator der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. — Joh. Juſt. Arnoldi, Rektor des Gymnaſiums zu Trarbach. (Ludovici, historia scholarum. Tom. IV. p. 24.).

D. Abrah. Battus, Profeſſor primarius der Theologie, auch Generalſuperintendent und Präſident des Conſiſtoriums in Greifswalde. — D. Nicol. Becmann, Profeſſor der Rechte zu Lund in Schweden. — D. Geor. Conr. Bergius, Hofprediger in Berlin. — Joh. v. Beßer, Königl. polniſcher Churf. ſächſiſcher Geheimer Kriegsrath und Ceremonienmeiſter, ein berühmter deutſcher Dichter, welcher in Königsberg d. 29. März 1674 Magiſter geworden war. — D. Chriſtian Bielefeld, Doktor der Theologie und Superintendent zu Delitſch in Sachſen, welcher auf hieſiger Univerſität d. 9. Juli 1643 die Magiſterwürde erhalten hatte. — M. Samuel Bohlius, bekannt als Profeſſor der Theologie in Roſtock. — D. Joh. Botſack, Rektor des Gymnaſiums und nachher Senior des Miniſteriums in Danzig. — M. Joh. Bremer, Königlicher däniſcher Hofprediger in Kopenhagen, und Ca-

nonicus zu Alsloe in Norwegen. — M. Chriſtian Bruhn, Conrektor des Gymnaſiums zu Bordesholm, welcher hier d. 8. April 1638 als Magiſter promovirt hat. — M. Johannes Buno, Prediger und Profeſſor am Gymnaſium in Lüneburg. — D. Joh. Eberh. Busmann, Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent in Helmſtädt.

D. Matth. Clauſenius, Leibarzt des Herzogs von Holſtein-Gottorp. — Ehregott Dan. Colberg, Profeſſor der Moral und Geſchichte in Greifswalde, nachher Paſtor und Beiſitzer des Conſiſtoriums in Wismar. — D. Joh. Colberg, Profeſſor der Theologie, Beiſitzer des Conſiſtoriums und Paſtor der Marienkirche in Greifswalde, welcher d. 8. Sept. 1644 in Königsberg Magiſter geworden war. — Fried. Cramer, Senior des Miniſteriums und Paſtor an der Jacobikirche in Stettin. — Florian Cruſius, ein berühmter Antitrinitarier, welcher ſich an verſchiedenen Orten aufgehalten. — M. Joach. Crell, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften und Geſchichte in Dorpat.

Joh. Conr. Dietericus, Profeſſor der griechiſchen Sprache in Gießen.

D. Barthol. Elsner, Profeſſor der Theologie und Senior des Miniſteriums in Erfurt. — Wilh. Engelke, Vice-Generalſuperintendent und Conſiſtorialrath zu Stargard in Pommern.

M. Mich. Falk, Profeſſor am Gymnaſium und Paſtor der Bartholomäuskirche in Danzig, welcher d. 8. Sept. 1644 in Königsberg als Magiſter promovirt hatte. — Joh. Frimel, Profeſſor der hebräiſchen Sprache, auch Prediger und Beiſitzer des Conſiſtoriums in Wittenberg. — D. Ortolph Fomann der jüngere, Profeſſor der Geſchichte und Poeſie, nachher auch der Rechte in Jena. — Joh. Franke, Bürgermeiſter und Landesälteſter zu Guben in der Lauſitz, ein bekannter Liederdichter. — D. Joh. Franke, Syndikus des niederſächſiſchen Kreiſes, darauf heſſiſcher Rath, und zuletzt Hofrath in Gotha. — D. Geor. Frankius, Kanzler des Herzogs von Sachſen-Gotha, ein berühmter Staatsmann und Gelehrter.

Steph. Gerlach, Profeſſor der Kirchengeſchichte zu Heidelberg und nachher der Kirchenalterthümer zu Tübingen. — D. Jac. Gerſchow, Doktor der Rechte, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Poeſie in Greifswalde. — Wilh. v. Göbel, ein

Rechtsgelehrter in Helmſtädt. — Heinr. Göſeken, Propſt in der Wick und Beiſitzer des Königlichen Conſiſtoriums in Reval, von deſſen Verdienſten um die eſthniſche Kirche und Sprache „Gadebuſch, Livländ. Bibliothek“ Bd. 1. S. 436—444. ausführlich handelt. — David v. Grebner, römiſch-kaiſerlicher Hofmedicus in Wien. — D. Janus Gruterus, Doktor der Rechte, Profeſſor und Bibliothekar in Heidelberg. — D. Aegid. Gutbier, Doktor der Theologie und Profeſſor am Gymnaſium in Hamburg, welcher beſonders durch ſeine orientaliſche Sprachkenntniß ſich berühmt gemacht hat.

Joh. Conr. Hebenus, Profeſſor der Theologie und Prediger in Altdorf. — M. Joh. Herbinius, Prediger in Graudenz, welcher durch ſeine Cryptae Kiovienses ſich einen Namen erwarb. — M. Chriſtian Hiltebrand, Profeſſor der Logik in Roſtock. Vergl. Rostochium literatum p. 172. — Chriſtian Hohburg, Prediger an verſchiedenen Orten, und zuletzt bei den Mennoniten in Altona, deſſen myſtiſche Schriften nicht unbekannt ſind.

L. Valerius Jaſchius, Beiſitzer des Conſiſtoriums und Prediger in Stargard. — M. Joh. Jonſius Prorektor der Schule zu Frankfurt a. M., Verfaſſer des Buches de scriptoribus historiae philosophicae.

D. Engelbert Kämpfer, Leibarzt des Grafen von der Lippe, welcher durch ſeine faſt alle Länder umfaſſenden Reiſen und durch die herausgegebenen Beſchreibungen derſelben berühmt iſt. — D. Thom. Fried. Karſtens, Protonotar und Syndikus in Lübeck. — D. Steph. Kenkel, Präpoſitus zu Tundern in Holſtein. — Gottfr. Kirch, Aſtronom bei der Societät der Wiſſenſchaften in Berlin. — D. Dan. Gottfr. Klugius, Arzt in Stettin. — D. Chriſtian Gottlieb Koch, Propſt zu Apenrade. — D. Immanuel König, Generalſuperintendent zu Camin. — Gottlieb Kranz, Rektor und Profeſſor der Phyſik und Geſchichte am eliſabethaniſchen Gymnaſium in Breslau, auch Inſpektor der evangeliſchen Schulen. — D. Balth. Krüſing, praktiſcher Arzt in Flensburg, nachher in Lübeck.

D. Dan. Lagus, Profeſſor der Theologie in Greifswalde. — Ernſt Lange, Rathsherr in Danzig, welcher die Pſalmen in deutſche Verſe überſetzt hat. — M. Gottfr. Chriſtoph v. Lankiſch,

Pfarrer zu Schwerta in der Oberlauſitz, welcher in Königsberg den 23ſten September 1678 Magiſter geworden war. — M. Caspar Ledebur, deſſen Verdienſte um die hebräiſche Accentuation oben (§. 241) erwähnt ſind. — D. Roſinus Lentilius, Leibarzt des Markgrafen von Durlach, nachher des Herzogs von Würtemberg. — D. Caſp. v. Lilien, Markgräflich baireuthiſcher Geheimer Rath, Generalſuperintendent, Oberhofprediger und Präſes des Conſiſtoriums. — D. Dan. Ludemann, Generalſuperintendent über Bremen und Verden, auch Beiſitzer des Conſiſtoriums. — Jac. Ludovici, Senior des maſſowſchen Synodus in Pommern, deſſen Schriften „Vanſelow, Gelehrtes Pommern" S. 62 u. 63. aufführt. — D. Jac. Fried. Ludovici, Profeſſor primarius der Rechtsgelehrſamkeit in Gießen, landgräflich darmſtädtiſcher Geheimer Rath und Vicekanzler. — D. Wilh. Ludwell, Profeſſor der Rechte in Altdorf. — Joh. Lyſius, Prediger in Berlin.

M. Andr. Marquard, Diakonus in Stralſund, von deſſen hier herausgegebenen aſtronomiſchen Schriften ſchon oben (§. 265) geſprochen worden iſt. — D. Caſp. Mauritius, Profeſſor der Theologie und Superintendent in Roſtock, nachher Paſtor an der Jacobikirche in Hamburg. — D. Aug. Meier, Doktor der Rechte und Geheimer Rath des Biſchofs von Lübeck. — D. Heinr. Michaelis, Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit in Kiel, nachher Syndikus in Lübeck. — D. Joh. Michaelis, Profeſſor der Theologie, Paſtor der Jacobikirche und Beiſitzer des Conſiſtoriums in Greifswalde. — D. Joh. Micrälius, Doktor der Theologie und Rektor des Gymnaſiums in Stettin. — Joh. Möller, Landrath und Aſſeſſor des Hofgerichts in Hinterpommern. — D. Joh. Gottlieb Möller, Doktor der Theologie und Profeſſor am Gymnaſium zu Danzig. — Nicol. Möller, Profeſſor der Kirchengeſchichte in Kiel. — D. Paul Mothe, praktiſcher Arzt zu Lübeck, hernach Leibarzt des Königs von Dänemark. — Andr. Müller, Propſt in Berlin, welcher vorzügliche Kenntniſſe in den orientaliſchen Sprachen beſeſſen. — Mich. Mylius, Rektor des Gymnaſiums in Elbing.

M. Dav. Nerreter, Generalſuperintendent und Conſiſtorialrath in Stargard, welcher d. 1. April 1672 in Königsberg die Magiſterwürde erhalten hatte. — D. Paul Neucrantz, Stadt-

phyſikus in Lübeck. — M. Geor. Neufeld, Profeſſor am Gymnaſium in Danzig. — M. Joh. Neunachbar, Senior des Miniſteriums und Profeſſor der Theologie am Gymnaſium in Thorn. — Joh. Niecamp, Hofprediger und Conſiſtorialrath in Wolfenbüttel, nachher Superintendent in Hildesheim. — D. Sebaſt. Niemann, Profeſſor der Theologie in Jena, darauf Generalſuperintendent, Oberhofprediger und Conſiſtorialrath in Gottorp. — — L. Chriſtian Nifanius, Superintendent und Kirchenrath in Ravensberg. — M. Chriſtoph Notnagel, Profeſſor der Mathematik in Wittenberg.

D. Peter Oelhaf, Profeſſor der Rechte und Geſchichte, auch Inſpektor des Gymnaſiums in Danzig, welcher hier d. 14. März 1640 doctorirte. — M. Olaus Ohbelius, Profeſſor der Theologie in Dorpat, welcher in Königsberg d. 26. April 1683 Magiſter geworden war. — D. Aaron Alex. Oligar, Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit in Wilda, welcher hier d. 26. April 1685 die medicinische Doktorwürde erhielt. — Friedr. Opfergelt, Prälatund Propſt in Magdeburg.

D. Geor. Paſchius, Profeſſor der Logik und Theologie in Kiel. — D. Chriſtian Franc.-Paullini, Arzt und Mitglied verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, zuletzt Phyſikus in Eiſenach. — Dan. Pfeiſius, Profeſſor der Theologie in Kopenhagen. — M. Joh. Jac. Pfeiffius, Biſchof in Eſthland und Präſes des Conſiſtoriums in Reval, welcher hier d. 30. Sept. 1638 Magiſter geworden war. — D. Claud. Plum, Profeſſor der Rechte in Kopenhagen. — M. Martin Poſner, Superintendent zu Lobenſtein. — D. Joh. Phil. Pott, Lehrer der Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit in Jena. — D. Geor. Preuß, Profeſſor der Theologie in Dorpat, nachher Superintendent in Livland.

D. Joh. Quiſtorp, der jüngere, Profeſſor der Theologie, und Paſtor in Roſtock. — D. Joh. Nicol. Quiſtorp, Profeſſor der Theologie, Paſtor und Superintendent in Roſtock.

M. Joh. Rudolph Rehtmeyer, Paſtor und Subſenior des Miniſteriums in Braunſchweig, welcher hier 1672 die Magiſterwürde erworben hatte. — D. Geor. Reich, Leibarzt des Biſchofs von Lübeck. — M. Joh. Reich, Senior des Miniſteriums in Lübeck, welcher in Königsberg d. 12. April 1640 die Magiſterwürde erhalten hatte. — D. Pet. Rehbinder, Superintendent in Lü-

neburg. — L. Nicol. Ridemann, Prediger an der Marienkirche in Roſtock. — L. Joh. Ritter, Bürgermeiſter in Lübeck. — M. Joach. Roſeno, Profeſſor der Mathematik in Greifswalde. — L. Chriſtian Roßteuſcher, Profeſſor der Rechte und Geſchichte, auch Inſpektor des Gymnaſiums in Danzig.

D. Heinr. Schävius, Doktor der Philoſophie und Medicin, Rektor des Gymnaſiums in Thorn. — D. Balthaſar Scheidius, Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen in Straßburg. — D. Sebaſt. Schmidius, Profeſſor der Theologie in Straßburg. — D. Heinr. Schmidt, Rath des Königs von Dänemark. — D. Joh. Balth. Schuppius, Profeſſor und Hofprediger in Marburg, nachher Paſtor an der Jacobskirche in Hamburg. — D. Eraſmus Senkenſchiöld, Profeſſor der Medicin in Lund und Königlicher ſchwediſcher Leibarzt. — D. Matth. Stein, Profeſſor der Rechte und Senior der Juriſtenfakultät in Roſtock. — Caſpar v. Stieler, der unter dem Namen des „Spaten" in Jena, Weimar und Erfurt viele Schriften herausgegeben hat. — M. Enoch Swantenius, Profeſſor in Roſtock, nachher Rektor des Gymnaſiums in Lübeck. — D. Olaus Swebelius, Erzbiſchof, Procancellarius und Präſes des Conſiſtoriums in Upſala.

D. Matth. Tabbert, Profeſſor der Theologie in Greifswalde, und Generalſuperintendent in Vorpommern. — D. Joach. Timmermann, Phyſikus zu Odenſee in Fühnen.

D. Aug. Varenius, Profeſſor der Theologie in Roſtock. — D. Andr. Virginius, Profeſſor der Theologie in Dorpat, nachher Biſchof in Eſthland und Präſes des Conſiſtoriums in Reval.

Joh. Mich. Wansleb, Geſandter des Herzogs von Gotha nach Abyſſinien, welcher an verſchiedenen äthiopiſchen Schriften mitgearbeitet hat, und nachdem er katholiſch geworden war, als Vicarius bei Paris geſtorben iſt. — D. Mich. Wattſon, Doktor der Theologie und Profeſſor der Geſchichte in Kiel, welcher hier d. 25. April 1647 die Magiſterwürde ſich erwarb. — Mich. Weber, Profeſſor der Logik und Metaphyſik am Gymnaſium in Elbing. — L. Chriſtian Mart. Willich, Superintendent zu Burchdorf im Braunſchweigiſchen, welcher in Königsberg d. 8. April 1638 Magiſter geworden war. — D. Sebaſt. Wirdigen, Pro-

feſſor der Medicin in Dorpat, nachher in Roſtock, und Leibarzt des Herzogs von Mecklenburg, welcher auf hieſiger Akademie d. 1. Sept. 1644 die Doctorwürde erhalten hatte.

M. Nicol. Zimmermann, Rektor der Johannisſchule in Lüneburg.

Beſchluß
der Litterärgeſchichte.

Die auf den vorhergehenden Bogen verſuchte Darſtellung liefert den Beweis, daß die Gelehrſamkeit während dieſes Jahrhunderts in Preuſſen in ihren meiſten Theilen ſich erweitert habe. Faſt in alle Wiſſenſchaften drang man tiefer ein, entdeckte Verſchiedenes, was bis dahin unbekannt geweſen war, und vermehrte dadurch ſeine Kenntniſſe. Nur erſtreckte ſich dieſes Forſchen zuweilen bis auf ganz entbehrliche Subtilitäten, wodurch zwar einerſeits das Nachdenken geſchärft; andererſeits aber, bei der zu ſtark darauf gerichteten Aufmerkſamkeit, das Nützlichere und Nöthigere hintangeſetzt ward. Der Lehrbegriff der meiſten Wiſſenſchaften wurde richtiger beſtimmt, freilich auch bei einigen in ſo genaue Gränzen eingeſchränkt, daß dieſe ihrer weiteren Ausbildung hinderlich waren. Beſonders kann man dieſem Jahrhunderte das Verdienſt nicht abſprechen, eine beſſere, obwohl nicht immer leichtere Methode, als bisher in den Vortrag der Wiſſenſchaften eingeführt zu haben. Dieſes war der beträchtlichſte Nutzen von dem großen Fleiße, welchen man auf die Philoſophie, und zumal auf die Dialektik gewandt hatte. Nicht nur die eigentlichen philoſophiſchen Schriften, ſondern auch die Werke der Theologen, Rechtsgelehrten, Aerzte, Redner und anderer erſcheinen, gegen die der früheren Zeit, in einer merklich regelmäßigeren Einkleidung; nicht ſelten wurde der Zwang zu weit getrieben, und durch die allzu ſehr gekünſtelte Kompoſition der Stoff ſelbſt verunſtaltet. Hieraus erwuchs für manche Schriften der Nachtheil, daß darin Vieles aufgenommen ward, was nicht zur Sache gehörte, und mit ihr kaum in einer entfernten Berührung ſtand: indem man dabei mehr die Abſicht

hatte, große Gelehrſamkeit an den Tag zu legen, als den Gegenſtand ſeiner wahren Beſchaffenheit gemäß zu bearbeiten. Faſt alle Schriften verdienen den Vorwurf der Trockenheit, wenn man dieſen Ausdruck geſtatten will, weil der philoſophiſche Geſchmack dieſer Zeit zu ſtark an das Abſtracte gewöhnt war, und weil man befürchtete, die Gründlichkeit werde bei eingeſchalteten Erläuterungen und einem zierlichen Vortrage zu viel verlieren; welcher Umſtand beſonders auf die ſchönen Wiſſenſchaften nicht günſtig einwirken konnte. Daß es einigen großen Männern nicht an Muth gefehlt habe, ſelbſt eine neue Bahn zu brechen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet auf derſelben fortzugehen, zeigt unter anderen der glückliche Umſchwung in der deutſchen Poeſie; ſo wie auch der auf die hebräiſche Accentuation verwendete Fleiß einen Beweis davon ablegt. Dagegen blieb man in einigen anderen Disciplinen nur da ſtehen, wohin ſchon das vorige Jahrhundert gekommen war. Die lateiniſche Dichtkunſt erreichte ihren Wendepunkt; und ſowohl ihr Anſehen, als die Zahl derjenigen, welche ſich auf dieſelbe legten, hat ſeitdem immer ſtärker abgenommen. Das Gedächtniß hatte an der Gelehrſamkeit, im Ganzen genommen, noch immer größeren Antheil, als die Beurtheilungskraft und der Scharfſinn. Es ſchwächte zum Theil die beiden letzteren Seelenkräfte auch bei denen, welche mittelſt dieſer im Durchforſchen mancher Wahrheiten hätten weiter vordringen können. Doch wie die meiſten Mathematiker eine Ausnahme davon machten, ſo beweiſen auch die Schriften einiger Philoſophen und Theologen, daß ſie nicht bloße Gedächtnißgelehrte geweſen; und aus manchen Werken der vorzüglichſten Dichter leuchten Witz und Scharfſinn ſichtbar hervor. Ueberhaupt aber war die noch immer fortdauernde Herrſchaft des Vorurtheils ein großes Hinderniß, daß in der Literatur manches nicht unbefangener durchforſcht werden konnte. Sie war es, welche ſchon den Anfängern das Anſehen der ariſtoteliſchen Philoſophie als unverletzlich einprägte, und unvermerkt bei ihnen ein gleiches Vorurtheil für die in andern Wiſſenſchaften angenommenen Lehrſätze hervorrief. Man ſtimmte daher dieſen oft ohne vorhergegangene Prüfung bei, und war mehr auf ihre Aufrechthaltung, als richtige Begründung bedacht. Dieſes war die Urſache, daß in der Pſychologie den Wirkungen der Seele, und in der Phyſik den Kräften der Natur und den mühſam gewonnenen

Erfahrungen ſo wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Dieſes ſtarre Feſthalten an der Autorität ſchlug endlich ſo tiefe Wurzeln, daß man auch nicht die geringſte Abweichung, ſelbſt in Nebendingen, leiden wollte, und ſobald ſie irgendwo ſich zeigte, die heftigſten Widerſprüche hervorrief. Zum Beweiſe können nicht nur die in der Philoſophie und Theologie, ſondern auch die in der Medicin und andern Wiſſenſchaften entſtandenen Streitigkeiten angeführt werden. So ſchädlich einerſeits dieſe dem Emporblühen der Gelehrſamkeit waren, ſo nachtheilige Zerrüttungen daraus entſtanden und ſo vielfach die dabei betheiligten Männer hiedurch von nützlicheren Arbeiten abgehalten wurden: ſo ſchafften ſie doch andererſeits noch einigen Nutzen. Sie ſchreckten wenigſtens einige ab, mit den unreifen Früchten ihrer Einſichten ſogleich öffentlich hervorzutreten und dadurch unheilvolle Wirren zu erregen. Die Furcht vor dem allgemeinen Widerſpruche derjenigen, welche von der einmal angenommenen Richtſchnur nicht eines Haares Breite abwichen und durchaus keine Neuerungen gelten ließen, war in ſo weit für die Gelehrſamkeit eine gute Schutzwehr ſowohl wider den Scepticismus, als wider die Ausſchweifungen der Einbildungskraft und eine unzeitige Neuerungsſucht. Hiedurch blieb dieſes Jahrhundert vor manchen gefährlichen Abwegen, auf welche nachher nicht wenige gerathen ſind, größtentheils geſichert; ſo wie man es der ſtandhaften Vertheidigung der Sätze, welche als unbeſtreitbare Wahrheiten angenommen waren, zu verdanken hat, daß die folgenden Zeiten mit geringeren Schwierigkeiten darauf haben fortbauen können.

Preußiſche Volkslieder

nebſt

Nachträgen zu der Sammlung der N. P. P. B.

Mit einer Notenbeilage.

Bemerkung.

Volksgeſang und Volkspoeſie ſind in Natangen, woher die folgenden Beiträge meiſtens ſtammen, in innigſter Vereinigung anzutreffen. Wie Bürger und Landmann hier der Lebensweiſe nach ſich ſehr gleichen, ſo kommen ſie auch in ihrer ganzen Sinnesart und in der Liebe zum Volksgeſange überein. Derſelbe iſt hier freilich durchaus unproductiv. In Allem iſt Geiſtesarmuth ein hervorſtechender Charakterzug dieſer Gegend. Jedermann ſingt, aber nicht, weil er ſich im Geſange genießen möchte, ſei es in poetiſchem oder muſikaliſchem Wohlbehagen, ſondern weil es eine hergebrachte Sonntagsbeluſtigung iſt und weil man keine andere hat, den Bierkrug abgerechnet. Die Mädchen, im Ganzen ſo roh, wie die Männer, betrachten den Geſang als einen Liebreiz mehr und ſetzen daher Etwas darin, „recht viele ſchöne Lieder zu können", ſtehen auch unter einander im Rufe ſchönen Geſanges. Aus Allem iſt ſchon zu entnehmen, daß hier kein urſprünglicher Geſangstrieb anzutreffen ſein kann, ſondern nur Pfropfreiſer von überall her. In der That habe ich bei einiger Aufmerkſamkeit mir bald eine Muſterkarte des Geſchmacks ſeit drei Decennien und länger durch Anhören und bei Durchſicht der „Geſangbücher" von Perſonen, die ſchreiben können, gebildet. Man ſingt Alles, was man Gelegenheit hat zu lernen, Altes und Neues, nur Neueſtes nicht, man behält Alles im Gedächtniß und ſingt in ſpäteren Jahren unverdroſſen noch die Geſänge ſeiner Jugend. Daher iſt Verlaß auf ſolche Ueberlieferung, auch hat das Durcheinander viel Belehrendes. Da die Sänger des Volkes hier nicht ſonderlich ſcham- oder zaghaft ſind, ſo macht es auch nicht Mühe, ſie

Digitized by Google

zum Singen zu vermögen, aber ihre Rohheit iſt ſchwer zu toleriren. Ich fand hier eine Menge ächt deutſcher Volkslieder vollkommen populär, ebenſo eine Menge von Poeſien unſerer Volksdichter zu Volksliedern geworden, z. B. „An einem Bach der rauſchend", Göthe's „An dem ſchönſten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe", Gleim's „Ich hab' ein kleines Hüttchen nur" und viele andere. Von neueren Dichtern ſind unter andern ſehr beliebt: Eichendorff's und C. M. von Weber's unendlich oft wiederholtes „In einem kühlen Grunde", ebenſo Bobrik's Maireigen und W. Wurſt's „Dort wo die klaren Quellen rinnen" (aus E. Schulze's „Cäcilia"), ein Lied, deſſen man noch immer nicht überdrüſſig iſt, freilich auch eine in jeder Beziehung treffliche Compoſition, ihrem Texte wie auf den Leib gewachſen. Der Schäfer-Text iſt in dem noch zu Anfange des Jahrhunderts beliebten Genre und hat ſeinerſeits die Compoſition tragen helfen. Ich glaube, man wird mir es Dank wiſſen, wenn ich bei dieſer Gelegenheit die Melodie nach dem ſchon ſelten gewordenen, geſtochenen Original mittheile. S. d. Beilage unter Nr. 3.

Sehr viele von den in den N. P. P. B. abgedruckten Volksliedern ſind hier ebenfalls eingebürgert. P.

1.

Wer ſo ein faules Gretchen hat,
:,: Der kann wohl luſtig ſein, :,:
Sie ſchläft ja alle :,: Morgen :,:
:,: Bis daß die Sonne ſcheint. :,:

Der Vater aus dem Walde kam:
:,: Das Gretchen, das ſchläft noch :,:
„Schlaf Du zum tauſend :,: Teufel :,:
Der Hirt iſt ſchon im Wald,
Die Kuh ſteht noch im Stall.

Das Gretchen aus dem Bette ſprang
:,: Das Röckchen in der Hand :,:
Sie thät das Kühlein :,: melken :,:
Mit ungewaſch'ner Hand.
Iſt das nicht eine Schand'?

Und als das Kühlein gemolken war,
:,: Da goß ſie Waſſer zu :,:
„Ach, Vater, lieber :,: Vater :,:
Viel Milch giebt unſ're Kuh,
Das macht die lange Ruh!“

Und als das Gretchen fertig war,
:,: Nahm ſie den Stock zur Hand :,:
Sie thät das Kühlein :,: jagen :,:
Bis in den grünen Wald,
Wo ſie den Hirten fand.

„Ach, Hirte, lieber Hirte mein,
:,:Was hab' ich Dir gethan? :,:
Daß Du nicht thueſt :,: blaſen :,:
Blaſen vor meiner Thür':
Schön's Gretchen, komm' herfür!“

„„Wirſt Du mir geben die Buttermilch
:,: Wie and're Mädchen thun :,:
Dann werd' ich wieder :,: blaſen :,:
Blaſen vor Deiner Thür':
Faul's Gretchen, komm' herfür!““

Vergl. außer Oſtpr. P. Bl. Bd. 27. S. 555 u. Firmenich Bd. 1. namentlich L. Erk deutſche Volkslieder Bd. III. 1. S. 74 bis 76, Bd. I. 3. S. 69, woſelbſt vier Notirungen der Melodie. Wir geben unter Nr. 1. die in Preußen gangbare.

2.

Als öck hönderm Döſchke ſeht,
Schäppſefleeſch mött Plume eht,
Schmeht hei mi mött Plumeſteen'
Datt öck man no äm full ſehn.

Als datt mine Moder markt,
Datt öck äm ſien Kroagke ſtarkt,
Datt öck äm ſien Hemdke wuſch,
Miener Moder ſehr verdruß.

Se reht mi hônderm Dôſch herbâr,
Stelld' mi an de Stoabedâr,
Moakt mi doch ſo ſchändlich ut:
„Roabeſtöck ös ſiene Brut!"

„Wenn De mie dân Kârdel nömmſt,
On de ganze Söppſchaft ſchömpſt,
So warr öck di Roabeſtöck
Prögle alle Dogeblöck!"

3.

Es ging'n einmal zwei Schweſterlein, wohl in das Grüne ſpazieren.
Die eine ſang, daß die Haide klang, die and're weint ſo ſehre.

„Ach Schweſterlein, ach Schweſterlein, warum weinſt Du ſo ſehre?
Weinſt Du um Dein ſchön Hab' und Gut? Weinſt Du um Deine Ehre?"

„„Ich wein' nicht um mein Hab' und Gut, auch nicht um meine Ehre.
Wir haben Beide einen Knaben lieb; wir können ihn nicht nehmen."

Der Knab' wohl unter der Linde ſtand und hört' die Beiden ſprechen.
„O Himmel, Hölle, was ſoll ich thun, zu welcher mich hinwenden?

„Wend' ich mich zu der Reichen hin, ſo weinet Meinesgleichen.
Viellieber will ich Mein'sgleichen nehmen und laſſen fahren die Reiche.

„Denn Geld und Gut ſind bald verzehrt, ſo hat die Lieb ein Ende.
Wir ſind ja Beide jung und ſtark, wir können was erwerben."

Vergl. Uhland Volksl. S. 260 fg. Die Notirung der Melodie unter Nr. 2. wurde in der Bartenſteiner Gegend gemacht.

4.

Liebchen, reich' mir deine Hand
Zum Beſchluß und zum Beſtand,
Zum Beſchluß
Noch einen Kuß,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Scheiden iſt ein ſchweres Wort,
Du bleibſt hier und ich muß fort
In der Zeit
Weit und breit.
Werden wir uns wiederſehen?

Wenn wir uns nicht wiederſeh'n,
Bleibe unſ're Freundſchaft ſteh'n.
Liebe mich
So wie ich Dich.
Nimmermehr vergeſſ' ich Dich.

Aus dem Berg, da rinnt ein Waſſer,
Das iſt lauter kühler Wein.
Kühler Wein,
Kühler Wein,
Schatz, Du ſollſt mein eigen ſein.

In dem Waſſer ſchwimmt ein Fiſch
Hin und wieder, froh und friſch.
Glücklich iſt,
Wer das vergiſſt,
Was nicht mehr zu ändern iſt.

In Natangen und Samland ſehr beliebt. Dies, wie das vorige Lied, endet mit einer ſprüchwörtlichen Sentenz.

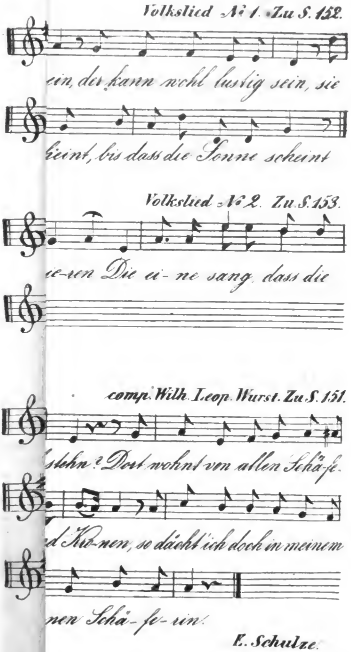
5.

(Mündlich aus Natangen.)

Es bettelt ſich ein Mann aus Ungarland *) heraus,
Er bettelt ſich wohl für ein adeliges Haus.
Er ſpricht die Frau um eine Gabe an:
„Ich bin ein armer Betteimann."

„Ach, Bettelmann, was ſoll ich Dir geben für Gab',
Mir iſt verſchloſſen Alles, was ich hab'.
Kann ich Dir dienen mit meinem zarten Leib?
Ich bin ein fein' jung' ad'lig' Weib."

*) Samländer Variante: Danzig.


Volkslied № 1. Zu S. 152.
ein, der kann wohl lustig sein, sie
keint, bis dass die Sonne scheint
Volkslied № 2. Zu S. 153.
ie-ren Die ei- ne sang, dass die
comp. Wilh. Leop. Wurst. Zu S. 151.
stehn? Dort wohnt von allen Schä-fe-
d Kro-nen, so dächt' ich doch in meinem
nen Schä- fe- rin.
E. Schulze.

Dem Bettelmann gefiel die Rede wohl,
Er warf ſein Bündel nieder wohl auf das Stroh,
Wohl nieder auf das Stroh, wohl unter die Bank,
Dem Bettelmann ward die Zeit zu lang.

Sie thät ihm an ein Hemdelein ſchneeweiß,
Er ſollte bei ihr ſchlafen mit allem Fleiß.
Sie ſchliefen zuſammen die ganze, lange Nacht,
Bis daß der liebe helle Tag anbrach.

„Ach, Bettelmann, ſteh' auf, es iſt ſchon Zeit,
Die Vöglein ſingen ſchon auf grüner Haid'!"
„So mögen ſie ſingen hin und ſingen her,
Bei ſolcher Frau'n ſchlaf' ich nie mehr.

Der Bettelmann ging durch's Tannenholz,
Da kam der Edelmann geritten ſtolz.
„Ich wünſch' dem gnäd'gen Herrn das ew'ge Leben
Für die Gab', die ſeine Frau mir hat geben."

„Ach Kind, was haſt Du dem Bettler gegeben,
Dieweil er mir wünſchet das ewige Leben?"
„„Ich hab' ihm gegeben von Allem Dies nnd Das
Und was mein ad'lig' Haus vermag.""

„Frau, ſchaff mir die Bettler aus dem Hauſ'
Und reich ihnen 'ne Gab' zum Fenſter 'raus!
Die Bettelleute ſind voll falſcher Liſt,
Sie ſchlafen bei den Frau'n und ſagen's nicht."

Die bei L. Erk Bd. I. 2. S. 16. notirte Melodie iſt, ſo wie der Text vielfach abweichend, letzterer unvollſtändig. Vergl. außerdem v. Erlach Bd. 2. S. 158. 554. v. Arnim Bd. 1. S. 361.

6.

Es ging ein Mädchen nach Brommelbeer'n,
Begegnet' ihr's Herren Knecht.
„Ach Mädchen, was hoiſt Du in dem Wald
Valladri, ja in dem Wald,
In meines Herren Wald?"

Und als ſie ein Endchen weiter kam,
Begegnet' ihr's Jägers Sohn.
„Ach Mädchen, ſetz' Dich nieder
Balladri, ja, nieder,
Und pflück' Dein Körbchen voll."

„„Was ſoll ich mit dem Körbchen voll?
An der Hand voll hab' ich genug.""
Sie ſetzten ſich Beide nieder
Balladri, ja nieder,
Bis an den hellen Tag.

Und als das Mädchen nach Hauſe kam,
Die Mutter war ſehr böſ'.
„Wo biſt Du ſo lang geblieben
Balladri, geblieben,
Nach den paar Brommelbeer'n?

Es dauert auch kaum ein halbes Jahr,
Die Brommeln wuchſen groß.
Es dauert auch kaum dreiviertel Jahr
Balladri, dreiviertel Jahr,
Das Kind lag ihr im Schooß.

Sie ſah das Kind mit Trauern an:
„O weh, was hab' ich gethan!
Sind das denn meine Brommelbeer'n,
Balladri, ja, Beeren,
Die ich gepflücket hab'?"

Vergl. v. Erlach Bd. 3. S. 58. L. Erk Bd. I. 2. S. 56., 6. S. 56., woſelbſt auch die Melodie ſich in zwei Notirungen findet.

7.

Es ritt ein Edelmann in den Wald
Und fand ein Mädchen wohlgeſtalt't
Zum tri-de-ri-dirallala.
„Ich grüß dich Mädchen, jung und fein,
Willſt du nicht meine Buhle ſein?"
Zum tri-de-ri-dirallala.

„A Herr, watt ſcheer' Ju ſöck om mie?
Et göſt wohl bätere, ols öck ſie
  Zum ꝛc. ꝛc.
Bleit öck doch man von Buure bönn,
Watt ſull doch dat vezeere ſönn?“
  Zum ꝛc. ꝛc.

Und ob Du gleich von Bauern biſt,
Iſt doch daran gelegen nichts.
  Zum ꝛc. ꝛc.
Du ſollſt nichts thun, als bei mir liegen,
Magſt auch um's Jahr ein Püppchen wiegen.
  Zum ꝛc. ꝛc.

Datt däd öck woi von Haarte görn,
Wenn alle Poppkes Strauwiſch wär'n,
  Zum ꝛc. ꝛc.
Man ſo wöll mi datt Ding anſtoane,
As wenn öck ſull önne Kanſtall goane.
  Zum ꝛc. ꝛc.

Daß ich Dich werde verlaſſen nicht,
Dafür trag' Du kein Sorge nicht.
  Zum ꝛc. ꝛc.
Ich ſchwör' esDir bei meiner Ehr',
Ich verlaſſ' Dich nun und nimmermehr.
  Zum ꝛc. ꝛc.

Datt lätt ſöck doch noch höre an,
Oeck näm' Ju verre Eddelmann.
  Zum ꝛc. ꝛc.
Drom doot Ju datt in Gottes Noam',
On loat ok, watt do wöll, dropp koam.
  Zum ꝛc. ꝛc.

Es dauert auch kaum dreiviertel Jahr,
Ein kleiner Junker war ſchon da.
  Zum ꝛc. ꝛc.
„Geh' hin, Du Nickel, ich mag Dich nicht,
Komm' mir nicht wieder vor's Angeſicht!“
  Zum ꝛc.

Hei, Nickel hen, hei, Nickel her;
Watt ſchwor' Ju mi bi juner Ehr'?
  Zum 2c. 2c.
Habb' öck mi datt vöran bedocht,
Deck habb' mi e bätere utgeſocht
  Zum 2c. 2c.

Drum, Mädchen, wahret eure Ehr'
Und hütet Euch vor dem Edelmann ſehr.
  Zum 2c. 2c.
Die Kriegsleut' und die Edelleut'
Die machen die Mädchen wohlgeſcheut.
  Zum 2c. 2c.

8.

(Mündlich aus Ratangen.)

Der Albrecht und der Hänſelein
:,: Die freiten beid' nach Alalein :,:

Dem Albrecht war ſie zugeſagt,
:,: Der Hänſel kriegt die ſchöne Magd :,:

Er nahm ſie bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und führet ſie wohl in das Land,
Und führt ſie bis auf eine grüne Wieſ'.

Er breitet den Mantel wohl auf das Gras
:,: Und bat, daß ſie ſich niederſaß :,:

So oft, als ſie ſich bückte,
:,: So oft die Thränen floſſen :,:

„Weine nicht, wein' nicht, fein Alalein,
:,: Du ſollſt mir nun die eilfte ſein. :,:

„„Ach, Hänſel, liebes Hänſelein,
:,: „Verleih' mir nur noch drei Wort zu ſchrein.“ :,:

„Du kannſt ſchreien zwei oder drei
:,: Dein Stimm' wird niemand hören mehr.“ :,:

„„Gott Vater, Sohn, Herr Jeſu Chriſt,
:,: Mein jüngſter Bruder, wo Du biſt?“ “ :,:

Der Bruder ſaß beim kühlen Wein,
:,: Die Stimme drang zu ihm herein. :,:

„Ach, Reitknecht, lieber Reitknecht mein,
:,: Sattle mir und Dir die Pferdelein. :,:

„Wir wollen reiten Stege,
Wir wollen reiten Wege,
Wir wollen reiten der Stimme nach.“

Und als ſie in den Wald d'rauf kamen,
:,: Begegneten ſie Schwager Hänſelein. :,:

„Ach, Hänſel, liebes Hänſelein,
:,: Wo haſt Du Dein' fein' Alalein?“ :,:

„„Da droben in jenem Saale
:,: Da ſitzt ſie bei Fürſten und Grafen.“ “ :,:

„Ach, Hänſel, liebes Hänſelein,
:,: Wie kommt's, daß Deine Hände ſo blutig ſein?“ :,:

„„Warum ſollten meine Hände nicht blutig ſein?
:,: Ich habe erſchoſſen ein Täubelein.“ “ :,:

„Das Täubelein, das Du erſchoſſeſt,
:,: Erzog meine Mutter an ihrer Bruſt.“ :,:

Der Hänſel wurde auf's Rad gebracht,
:,: Das Alalein wurde in's Grab gelegt. :,:

Dem Hänſel ſangen die Raben nach,
:,: Dem Alalein klangen die Glocken nach. :,:

L. Erk Bd. I. 6. S. 64—65, wo auch die Melodie. v. Erlach Bd. 3. S. 450. v. Arnim Bd. 3. S. 225. Fiedler S. 103.

9.

(Mündlich — Königsberg.)

Es war einmal ein kleiner Mann, hei, juchhei!
Klein Mann will groß Frau haben,
Hei, truderuderallaia, hei, was iſt nun!

Groß Frau zu Biere ging, hei, juchhei!
Klein Mann mußt zu Hauſe bleiben.
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

Mußt' Schüſſeln und Teller waſchen, hei, juchhei!
Mußt' auch bei der Wiege ſtehn,
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

Groß Frau nach Hauſe kam, hei, juchhei!
„Klein Mann, was haſt gethan?"
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

„„Hab' Schüſſeln und Teller gewaſchen, hei, juchhei!
Hab' auch bei der Wieg' geſtanden,""
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

„„Hab' drei Stück Garn geſponnen, hei, juchhei!""
„Kaum dreimal herumgedreht!"
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

Groß Frau nahm Wockenſtock, hei, juchhei,
Schlug klein Mann auf den Kopf.
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

Klein Mann zum Nachbar ging, hei, juchhei!
„Meine Frau hat mich geſchlagen!"
Hei truderu ꝛc. ꝛc.

Nachbar ſagt: „Das iſt recht! hei, juchhei!
Meine hat es ebenſo gemacht."
Hei truderuderallala, hei, was iſt nun!

L. Erk bringt Bd. I. 2. S. 40, 3. S. 42—43, 4. S. 38 ſowie Bd. II. 1. S. 68 u. 4. S. 32. nicht weniger als ſieben Aufzeichnungen der Melodie und aus verſchiedenen Gegenden ſechs Darſtellungen dieſes äußerſt beliebten Liedes.

10.

(Mündlich — Samland.)

Geſtern ſah ich mein Schätzchen herübergehn,
Ich ſah ihn wohl bei einer Anderen ſtehn.
Sie ſtunden beiſammen und red'ten von der Eh',
Das thät meinem jungen Herzen weh.

Ich ging ihm vorbei, ich grüßt' ihn nicht;
Er reichte mir 'nen Apfel, ich nahm ihn nicht.
Geh' Du nur her, geh' Du nur hin,
Du haſt gen mir einen ſtolzen Sinn.

Geh' Du nur hin, Du eitler Krämer,
Du biſt ein Freier, doch kein Nehmer.
Geh' Du nur hin auch dieſesmal,
Der Kukuk iſt kein' Nachtigal *).

Ach, Nachtigal, dich hör ich ſingen!
Wie ſoll ich meine Zeit vollbringen?
So mach' ich mir denn wenig d'raus,
Und ſuch' mir einen Anderen aus.

11.

Ein Schäfermädchen weidete
Zwei Lämmchen an der Hand
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Und Gänſeblümchen ſtand.
Da hört man ferne in dem Hain
Den Vogel Kukuck luſtig ſchrein.
Kukuck! Kukuck! Kukuck!

Da ſetzte ſie ſich in das Gras
Und ſprach gedankenvoll:
„Ich will doch einmal ſeh'n zum Spaß,
Wie lang' ich leben ſoll.“

*) Vergl. Reuſch Aufſatz über den Kukuk Bd. V. S. 321 fg. Der S. 340. erwähnte Volksglauben findet ſich benutzt in dem hier unter Nr. 11. mitgetheilten Gedichte.

Doch wohl bis hundert zählte ſie
Indeß der Kukuck immer ſchrie:
Kukuck! Kukuck! Kukuck!

Das ward dem Mädchen bald zu toll,
Sie ſprang auf aus dem Gras,
Nahm ihren Stab und lief im Groll
Hin, wo der Kukuck ſaß.
Doch dieſer merkt's zu ſeinem Glück
Und zog ſich in den Wald zurück.
Kukuck! Kukuck! Kukuck!

Sie trieb ihn immer vor ſich hin
Bis in den Wald hinein,
Und wenn ſie umzukehren ſchien,
Flog er ihr nach zum Schein.
Sie wollt' zurück, da ſprang hervor —
Der Schäfer und rief ihr in's Ohr:
Kukuck! Kukuck! Kukuck!

12.

Das Bd. V. S. 322. aus Arnim mitgetheilte Gedicht findet ſich, und zwar übereinſtimmend, als Text einer fünfſtimmigen Compoſition auch in der Sammlung des J. Häniſch von 1601 (vergl. Bd. VI. S. 319). Dort iſt folgender Vers, gleichſam als Abfertigung des neidiſchen Zoilus hinzugedichtet:

Solch' Richter, das ſeind die Geſell'n,
So von der Muſik Urtel fäll'n,
Die ſie doch gar nicht künden.
Ein ſolcher Narr ſchweig' lieber ſtill,
Der von der Kunſt viel plappern will,
Wie von der Farb' die Blinden.

13.

In der Eilauer Gegend wird eine hochdeutſche Verſion des Bd. V. S. 212. gedruckten Liedes „Kröſtejahn" geſungen, in welcher die fünfte Strophe ſo lautet:

Dort hängt der Flegel an der Wand
Den er ſo oft regieret,
Den ſeine brave Dreſcherhand
Auf Korn und Gerſt' geführet ꝛc.

14.

Folgende Fragmente der **Bauernhochzeit** Bd. III. S. 149. die im Samlande aufgezeichnet wurden, ſind wohl hinter dem zweiten Verſe einzuſchalten:

Sien Weſt wär ſchmuck on von Brekoat,
He hadd e ſchönet Kroage,
Dat hung' em däre oppe Broſt
As wie e Käivermoage.

De Jungfre wäre deeg utgeputzt,
Se hadde nie Schaukes.
De Ohrkes ſtund' en ſo weg vom Kopp
As wie de junge Kaukes.

On as ſe to de Triong fohre,
Do hove ſe an to bloſe.
Dem Bridgam ſtunde de Böchſe ſtramm
Wie e poor Oſſebloſe.

Hexerei in Pommerellen.

In dem „Land und Volk der Kaſſuben“ betitelten Aufſatze des Herrn Juſtizrath Seidel (N. P. P. B. Bd. II. (XLVIII.) Heft und Jahrgang 1852)*) iſt noch neuerdings der monſtröſen Hexenſchwimmung Erwähnung gethan worden, welche im Jahre 1837 in Ceynowa bei Putzig ſtattfand. Indem ich hierauf Bezug nehme, erlaube ich mir, nachſtehend zwei auf benachbartem Terrain vor etwa hundert Jahren vorgefallene Hexengeſchichten in Erinnerung zu bringen aus Original-Akten und einer Druckſchrift.

*) Sind die Grenzen des ehemaligen Herzogthums Kaſſuben wirklich nicht zu beſtimmen? — Welches ſind die Grenzen des ſogenannten „blauen Ländchens“ (gewöhnlich werden die Kreiſe Neuſtadt und Berent ſo genannt) und woher ſtammt dieſer Name? — Welches waren die Amtsfunctionen eines Burggrafen in Polniſch-Preuſſen und waren ſie wirklich ſo unbeſtimmt, wie ſie Hartknoch in ſeiner Respublica Polonica angiebt? — Der Verfaſſer des genannten intereſſanten Aufſatzes und die Geſchichtsfreunde, welchen die betreffenden Quellen zu Gebote ſtehen, werden im Intereſſe der Wiſſenſchaft gebeten, obige Fragen zu beantworten. S.

Acta Criminalia contra Elisabeth Mieskowa, Claram Schastozka et Dorotka Mieskowska in puncto Veneficii coram Iudicio criminali Civitatis Weyheropoliensis Bannito, delegato ventilata et per decretum definita die 28. Juli et seqq. anno 1705.

Der Inſtigator und Plenipotentiar Sr. Excellenz des Generallieutenants George v. Prebentau, Staroſten von Mirchau, klagt die Eliſabeth der Hexerei an. Da ſie leugnet, wird das erſte gütliche Examen mit ihr vorgenommen. Sie leugnet abermals und bedauert herzlich, daß man ſie nicht mit der unlängſt hingerichteten Krölka, deren Ausſage die ganze Baſis ihrer Anklage bilde, confrontirt habe. Beim zweiten gütlichen Examen bekennt ſie, daß ſie von der Krölka einen Geiſt Marcin in einem Kraute erhalten habe, ſo wie auch von einem Weibe in Moißhütte einen anderen Geiſt Jon, der zeitweiſe in einem Brode ſtack. In Geſellſchaft dieſes letztern Geiſtes und der obgedachten Krölka hat ſie ſich alsdann nach einem kleinen Fluſſe bei Czeßenie begeben, allwo ſie im Namen des Teufels und unter Abſchwörung der h. Dreifaltigkeit getauft worden ſei. Der Taufſchmaus ſei alsdann auf dem Blocksberge zu Miechoczyn gegeben worden, allwo ſie in Geſellſchaft der Krölka, der beiden Geiſter, ihres Schwiegerſohnes Jan Kobieta und der Sophie Schneider aus Miechoczyn Bier getrunken und tapfer getanzt habe. Der eine Geiſt ſei deutſch, der andre polniſch gekleidet geweſen, der eine habe Milch und Butter vermehrt, der andre Brücher und ſteinigte Ackerflächen gereinigt. Mit beiden habe ſie 12 bis 15 Jahre alltäglich oder auch allwöchentlich (hierin widerſprach ſie ſich) gebuhlt; ſie hätten immer mit ihrem Manne, ohne daß dieſer es merkte, in einem Bette gelegen, wären aber immerweg kalt geblieben. An dem Tode von des Herrn Burggrafen v. Mirchau, Jacobs Kaminski Töchterlein aber Schuld zu haben, beſtritt ſie aufs heftigſte und blieb auch im dritten Examen unerſchütterlich. Darauf producirt der Inſtigator folgende 3 Belaſtungszeugen: a. Marcin Koſtach ſagt aus, daß ihm Inculpatin einen Ochſen krank gemacht, weil er ſie mahnte; ihn auf 4 Wochen blind machte, weil er ihre Tochter geſchlagen und ihm 3 Kälber verrecken ließ, weil er ihren Mann ſchimpfte. b. Matthäus Klawa I. bekundet, daß ſich ihm auf ſeiner Rückreiſe vom Danziger Markt die Fuchspelzmütze fortwäh-

rend auf dem Kopfe in die Runde gedreht hätte und zwar, nachdem er acht Tage vorher mit der Bezichtigten Streit gehabt. c. Matthäus Klawa II. giebt an, ſie habe ihm ſeine Stelle als Jäger beneidet und deshalb verurſacht, daß ihm ſeine Söhne auf dem Sierakowicer See in flachem Waſſer vor den Augen ertranken, ohne daß er ſie zu retten wagte. Alle dieſe Verbrechen giebt ſie im vierten gütlichen Examen theils zu, theils ſchiebt ſie dieſelbe auf ein Weib in der Bohnſchen Hütte (Bonskahutta), welche ſie nebſt der Schaztozka und vielen andern Perſonen aus ihrem Heimathsdorfe Pazcau (wahrſcheinlich Paczewo) und der Umgegend nachträglich denunciirt. In Bezug aber auf den Tod des Burggrafenkindes bleibt ſie ſtandhaft.

Der Jeſtigator verlangt demnach die ſcharfe Frage (Tortur), welche auch zuerkannt wird. Nachdem ſie einige Stunden auf der Folter gelegen, bekennt ſie denn auch dieſes vorhin ſo hartnäckig geläugnete Verbrechen. Durch den Geiſt Jon habe ſie in der That das Kind des Burggrafen behexen laſſen, weil er — der Burggraf — ihrem Sohne, dem Schulzen in Pazcau (Paczewo) Schmelzaſche habe nehmen laſſen. Noch mehr! ſie habe ſogar bewirkt, daß der Herr Burggraf auf dem Lauenburger Markte von einigen Bauern gewaltige Prügel bekommen habe.

Darauf erkennt dann das Stadtgericht der königl. prinzl. Stadt Weyhersfrey (Neuſtadt), daß die ꝛc. Mieskowa der Hexerei ſchuldig befunden und demnächſt zu verbrennen ſei. Nachdem nun der Burggraf v. Mirchau, Jacob Kaminski, das Todesurtheil beſtätigt, ſchickt er es zur Execution an das Stadtgericht zurück, welches ohne Zweifel dieſe und noch viele andre Perſonen hat verbrennen laſſen.

„Diplomatiſche Nachricht von der im Jahr 1787 gerichtlich unterſuchten Hexengeſchichte, herausgegeben durch D. G. Scheerbarth. Stettin bei J. S. Leich 1793.“

Im Dorfe Gr. Maslowitz bei Bütow bekommt die Dorothea Louiſe Somnitz plötzlich Convulſionen und bezeugt, daß ihr die Bochertſche, Dummerſche u. a. Weiber den Teufel in Gänſefleiſch eingegeben. Da ſie bald darauf in eine Art von ſomnambülen Zuſtand geräth, ſo entſtehen großartige Wallfahrten nach Gr. Mas-

lowitz. Jeder erkundigt ſich nach ſeinen Feinden, wer ihm ſein Vieh behert u. dgl. Wehe aber den Perſonen, die, obwohl vom Teufel beſchmiert (terminus technicus!) es wagen ſollten, die Frau Somnitz zu conſultiren. Alsbald kennt ſie dieſelben heraus und zerbläut ſie weidlich mit einem zu dieſem Behufe bereitſtehenden Knittel. Im Dorfe Penkuhlen (Juſtizamt Schlochau) fällt ein Ochſe. Eine ganze Familie wird der Zauberei angeklagt, es erfolgen Prügel und beinahe Todtſchläge, bis ſich der Bauer durch ein ſchriftliches Atteſt der Frau Somnitz juſtificiren läßt. „So" ſagt der Verfaſſer „ſuchten vernünftige Leute bei unvernünftigen Ehre und Ruhm." — In Wulfsberg, Rummelsburg, Hammerſtein, Zukowken, Jamen, Parchau tauchen ähnliche Teufelsbeſeſſene auf. Plebanus (Pfarrer) Rogowski von Parchau trägt darauf an „daß das ganze Dorf geſchwommen werde." Zwar verbietet die aufgeklärte Regierung dieſes Experiment, aber unter der Hand werden dennoch „einige Zaubere" geſchwommen. — Endlich wird dem Ehemann der Somnitz, ehemaligem Garde-Unterofficier, dieſes Treiben zu bunt und er wendet ſich vertrauungsvoll an Se. Majeſtät den König mit der Bitte, dieſe Teufel auszutreiben. In Folge deſſen wird denn der Landrath v. Wuſſow, ein aufgeklärter Mann, mit der Unterſuchung beauftragt. Er erklärt die Teufelsbeſeſſene für phyſiſch krank und vermittelt ihre mediciniſche Behandlung durch Dr. Gottel. Bald darauf bricht auf dem Kopfe der meiſten die ſogenannte Wahrtklatte aus und alle transcendentalen Phantaſien haben damit ein Ende.

F. W. F. Schmitt.

Eine Geſchichte der Muſik in Preußen.

Es finden ſich über die Geſchichte unſerer Muſik nur dürftige Aufzeichnungen. Leider ſind mit den Tönen auch die Namen vieler Künſtler verklungen, und die Nachwelt findet wenig Belehrung über den Kunſtſinn der Vorfahren, da die Zeitgenoſſen es unterließen, ihren muſikaliſchen Zuſtänden gleiche litterariſche Würdigung zu erweiſen, als anderen Kulturintereſſen. Zeigt nun die Gegenwart in dieſem Betracht eine erfreulichere Pietät als die Vergangenheit, ſo iſt es auch an der Zeit, die Muſikgeſchichte unſeres Landes, das ſich ſeit Jahrhunderten durch große Liebe zur Tonkunſt auszeichnete und nicht unrühmliche Leiſtungen ſah, endlich niederzuſchreiben, ehe die wenigen Denkmäler aus früherer Zeit, welche noch übrig ſind, mit den letzten Spuren von dem Ruhme einſt hochverehrter Meiſter verſchwinden. — Doch iſt ein ſolches Unternehmen nicht mit Leichtigkeit durchzuführen, zumal was die Geſchichte der älteren, am meiſten intereſſanten Epoche der preußiſchen Muſik angeht. Es fordert unermüdliche Forſchungen auf einem weiten, gar nicht angebauten und noch dazu ſchwer zugänglichen Felde, überdies ein ſeltenes Zuſammentreffen günſtiger Umſtände.

Für das XVI. Jahrh. und die erſte Hälfte des XVII. Jahrh. ſind einzige Quelle die äußerſt ſeltenen Exemplare von gedruckten, hie und da auch geſchriebenen, Muſikwerken und Gelegenheitsliedern, welche in verſchiedenen Städten bei uns und in Deutſchland, oft genug in einzelnen Stimmen zerſtreut, aufbewahrt werden. Für die Mitte des XVII. Jahrh. ſind dieſe Quellen zahlreicher vorhanden, aber nicht ergiebiger an den faſt immer wichtigen Ueberlieferungen, die wir oft nur auf Titelblättern und in Vorreden zu finden hoffen können. Dieſe laſſen ſich hie und da durch Einzelnheiten ergänzen, welche in alten Schriften niedergelegt ſind und die gemeinhin nur der Zufall an das Licht fördert. Beſchwerlich iſt alſo das Sammeln für dieſen Theil der Muſikgeſchichte, faſt noch beſchwerlicher iſt die Benutzung des mühſam ge-

wonnenen Fundes. Für gewöhnlich druckte man die Muſikalien nur in Auflegeſtimmen, die ſich jetzt nicht einmal ohne Unbequemlichkeit leſen laſſen; wir ſind alſo genöthigt, jede Muſik — falls wir ſo glücklich waren, alle Stimmen zu erhalten — Note für Note in Partitur zu ſetzen, um eine Anſchauung davon zu gewinnen. Ein ſo mühſeliges, als langwieriges Geſchäft, das der Forſcher gleichwohl als nothwendige Vorarbeit anzuſehen hat, der ſeinen Vorwurf nicht blos äußerlich faßt, ſondern kritiſch verfahren will.

Kunſtwerke ſind die Thatſachen, mit denen ſich die Kunſtgeſchichte zu beſchäftigen hat, Kunſtanſchauungen ihre innerſte Wahrheit. In dieſem Sinne konnte wirken und wirkte Carl von Winterfeld (am 19. Febr. 1852 der Kunſt entriſſen), der erſte, der in ſeiner Geſchichte der evangeliſchen Kirchenmuſik über preußiſche Muſiker ſelbſtſtändige Forſchungen niederſchrieb. Unermüdlich in Entdeckungsreiſen, ſuchte er in öffentlichen und Privatſammlungen nach Druckwerken und Manuſcripten alter Muſik mit ſolchem Eifer, daß er in einzelnen Fällen ſogar des Gio. Nanni Weiſe, ſich Seltenheiten anzueignen, nicht verſchmähte. Und Nichts davon blieb in ſeinen Händen ein todter Beſitz. Er wußte in Breslau, wo er 1825 die Singakademie begründete, dann zu Berlin und hier faſt bis in ſeine letzten Lebensjahre, ſich mit einem feingebildeten Sängerchore zu umgeben, durch den er ſich die herrlichen Geſänge der alten Meiſter zu Gehör brachte, ſo ſchwach übrigens ſein äußeres Gehör nach und nach wurde. Auf ſolche Art erwarb er ſich eine Feinheit des Urtheils und ein Verſtändniß der Tonwerke, die auf dieſem Gebiete anders nicht zu erreichen ſind. — Jene Alten kannten ein Inſtrument, daß den Componiſten immer mehr zur Sage wird, die menſchliche Stimme. Sie wußten durch dies Inſtrument ihre unverzärtelten Empfindungen in ſo idealer Form auszuſprechen, daß ein an die Sinnlichkeit heutiger Muſik gewöhntes Ohr ihre Intentionen ſchwer vernimmt, und gaben ihre erhabenen Würfe mit ſolcher Einfachheit, daß das Auge ſich über deren Tiefe täuſcht, wenn man ihre Muſik nur lieſt. Wir müſſen ſie darum auch hören, oft hören, und ſie aus ihnen ſelber verſtehen lernen, um ſie richtig zu würdigen. Dies iſt die wichtigſte und ſchwerſte Aufgabe eines Geſchichtſchreibers der Muſik, wenn ſein Werk nützen, d. h. die Gegenwart aus

der Vergangenheit erfolgreich belehren ſoll. Und jene Aufgabe hat Winterfeld in Betreff einiger unſerer älteren Muſiker für ſich ſo trefflich gelöſt, daß wir ſeinem Werke viel verdanken und deshalb ſein Andenken ehren müſſen. Für uns bleibt noch gar viel zu thun übrig.

Höchſt ſelten ſind uns Geſänge von Roeland de Lattre, von de Weert, Orazio Vecchi, unſerem Joh. Eckardt oder anderen Componiſten der niederrheiniſchen Tonſchule vorgeführt worden, die meiſten davon niemals. Solche Muſik gehört ſomit faſt ausſchließlich zu den ſtillen Freuden der wenigen Kenner. Dieſe werden aber ſtets bezeugen, wie lohnend es ſein müßte, ſo wahrhaft ſchöne Muſik auch bei uns wiederzuerwecken, nachdem man auswärts längſt damit vorangegangen. Der Berliner Domchor trägt Geſänge von Eckardt in großartiger Vollendung und zum Entzücken der Hörer vor; bei uns hört man kaum jenen Namen nennen, obwohl die ausführenden Kräfte auch hier nicht fehlten. Und auch bei uns ließe ſich von ſolchen Neuerungen für die Erneuerung des Geſchmacks etwas hoffen. Zur Abwehr des flachen Idealismus einer-, roher Sinnlichkeit andererſeits, die jede aufrichtige Kunſtgeſinnung niederhalten, thäte eine Einkehr bei den Vorfahren, die ſo reich an Muſik waren, als wir arm ſind, gute Dienſte. Auch deshalb müßte ein Werk mit Dank aufgenommen werden, das uns zur Kenntniß unſerer trefflichen Tonmeiſter, vor A. namentlich eines Eckardt, V. Hausmann d. j. Stobbe, Albert, Wichmann, C. Matthäi, verhülfe, ſo wie jede genügende Sammlung und Durchforſchung ihrer Werke, die ſie uns als die unſerigen zurückgäbe.

Dem Bewußtſein deſſen, was hier früher für die Muſik und in derſelben geſchehen, eine größere Ausdehnung und Geltung zu vermitteln, die Vorarbeiten zu einer dereinſtigen preußiſchen Muſikgeſchichte zu eröffnen, iſt der ausgeſprochene Zweck eines Buches, deſſen erſte Lieferung unter dem Titel:

Zur Geſchichte der Muſik in Preußen. Ein hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch vom Königl. Muſikdir. G. Döring. Elbing 1852. Neumann-Hartmann.

erſchienen iſt. Der Verfaſſer, von deſſen Hand dieſe Blätter manchen ſchätzenswerthen Beitrag empfingen, ſcheint durch die Lauterkeit ſeines Kunſtſinnes, ſo wie um ſeiner Bemühungen für die

Blüthe der Kunſt unter uns vor Anderen berufen, eine ſo verdienſtliche Arbeit in Angriff zu nehmen. Wie ſchon die Ankündigung ſagte, beabſichtigt Hr. D. zunächſt eine Sammlung möglichſt zahlreicher Nachrichten aus allen Theilen der Provinz, die er bis auf die Gegenwart fortzuführen gedenkt. In den vorliegenden Bogen giebt er die von ihm zuſammengetragenen Nachrichten über die Zeiten vor und nach der Reformation bis zur Mitte des XVII. Jahrh, und zwar zuerſt einen Aufſatz über die „muſikaliſchen Erſcheinungen in Preußens Vorzeit", der ſchon im XI. Bd. der NPPB. zu leſen war. Derſelbe muß in ſeinem erſten Abſchnitte, welcher die katholiſche Zeit behandelt, für jetzt erſchöpfend genannt werden; der zweite erhielt durch Benutzung von Stadt- und Kirchenchroniken, aber auch durch Zuſätze aus der Geſchichte der religiöſen Liederdichtung, durch Angaben über die älteſte Form des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, über Geſangbücher u. ſ. w. eine beträchtliche Erweiterung. Wenn der Gegenſtand Manches davon auch nicht unmittelbar vorausſetzt, ſo werden doch einzelne Andeutungen nicht unwillkommen ſein, insbeſondere unter Vorarbeiten. Dieſer Abſchnitt ſchließt mit einem Auszuge aus Winterfeld's Forſchungen über Eckardt. Genanntem Schriftſteller, deſſen Andenken dies Buch mit Recht gewidmet iſt, folgt Hr. D. auch in der Annahme einer auf Eckardt begründeten, preußiſchen Tonſchule. Die weitere Durchführung dieſer Hypotheſe würde der Aufſatz Nr. III. „Die Muſik in Pr. im 17. Jahrhundert" bringen müſſen, der über Muſiker in Elbing, in Thorn und Danzig aus Büchern und Handſchriften Brauchbares mitunter ſogar Ergötzliches enthält, aber (ſoweit er bis jetzt gedruckt iſt) keine Beweiſe für das Dogma Winterfeld's, das intereſſant, aber ſchwer zu halten iſt. Es ſcheint vielmehr, daß die niederrheiniſche Tonſchule in Preußen mit Stobbe erloſch; H. Albert, C. Matthäi, J. Sebaſtiani und die meiſten genannteren Componiſten des XVII. Jahrh. gehören theils der ſächſiſchen, theils der italiäniſchen Schule an. Doch warten wir ab, was Hr. D. über die muſikaliſche Abſtammung der königsberger Muſiker zu ſagen hat.

Der Verfaſſer compilirte fleißig die in vielen topographiſchen, lexicaliſchen, muſikgeſchichtlichen Schriften, in den P. Bl. ꝛc. enthaltenen Notizen über Muſikzuſtände, über Tonkünſtler und Tonwerke mit Angaben aus Katalogen, alten Akten und andern Hand-

ſchriften. Begreiflichermaßen belehrt er am Erſchöpfendſten über die Muſikgeſchichte ſeines Aufenthaltortes. Zu vielen Stellen des Buches würden ſich ſelbſt aus gedruckten Hilfsmitteln noch reichliche Vervollſtändigungen ergeben z. B. aus Fétis biogr. univ. des musiciens, aus Breidenſtein's Artikeln in der großen Encyclopädie von Erſch und Gruber und anderen Schriften, die dem Forſcher, für den Herr Döring ſammelt, auch zugänglich ſind. In Rückſicht auf weitere Sammlungen, zu denen ſein Buch, wie zu erwarten, Antrieb geben wird, ſcheint es gerathen, einzelne Irrthümer und Ungenauigkeiten zu erwähnen, die ſich hie und da antreffen laſſen. Es ſind ihrer für eine Arbeit dieſer Art nur ſehr wenige von Belang.

Von V. Hausmann, über den ſich S. 26. die Angabe findet, daß er nur für Geſang geſchrieben, rühren außer ſehr werthvollen Motetten, Arien, Canzonetten und einer Epithalamienſammlung auch zahlreiche Tänze her, welche bis auf H. Albert zu den beliebteſten gehörten.

Wenn S. 27. geſagt wird, daß Eckardt einige Jahre vor dem Tode des Ricci da Brescia († 1599) dieſem als Amtsgehilfe zur Seite geſetzt wurde, ſo iſt dagegen anzuführen, daß erſterer bereits 1589 den Titel Vicekapellmeiſter hatte, und daß Ricci Kapellmeiſter zu Ansbach war und blieb, wenn er auch den Markgrafen auf ſeinen Reiſen nach Preußen hieher begleitete und von Albrecht Friedrich h. c. zum Herzogl. Preuß. Kapellmeiſter ernannt wurde. Wenigſtens kann nachgewieſen werden, daß er im letzten und vorletzten Decennium des Jahrhunderts zu Ansbach lebte und ſich ſpäter ſchlechtweg „Kapellmeiſter am Brandenburg-Onolsbacher Hofe" nannte. Nach der wahrſcheinlichſten Annahme war Eckardt bereits ſeit 1583 alleiniger Vorſtand der herzoglichen Kapelle mit dem Titel eines Vice-Kapellmeiſters, erweislich ſeit 1589.

Was J. Selſcher (aus Cepuſch) betrifft, ſo bemerke ich auf das S. 51. Geſagte, daß derſelbe des ebenda aufgeführten Colet Amtsnachfolger und erſt ſeit 1601 in Thorn war. Zuvor bekleidete er das Amt eines Cantors in Marienwerder. Seine Compoſitionen ſind intereſſant, und hätte ihm wohl einige Ausführlichkeit gewidmet werden können. Wenn übrigens das Vorhandenſein einer Notendruckerei ſchließen läßt, daß mehrere Componiſten zur

Stelle lebten und ihre Tonsätze drucken ließen, wie der Verf. in Betreff Elbing's S. 45. folgert, so dürfen wir annehmen, daß im XVII. Jahrh. auch zu Thorn mehrere Componisten neben Celscher existirten. Hier bestand die Köthensche Notendruckerei. Die von Hrn. D. postulirten Tonsetzer Elbing's sind wahrscheinlich unter den Organisten zu suchen, über die bis 1699 Nachrichten fehlen *). Einen derselben glaube ich in Pedro de Drusina (pseudonym?), Organisten zu Elbing, zu entdecken, von welchem ein sechsstimmiges Epithalamium im Jahre 1605 zu Königsberg gedruckt worden ist.

N. Zange war schon 1600 (nicht seit 1602) städtischer Kapellmeister zu Danzig. „Seine Leistungen", heißt es S. 54., „können nur unerheblich genannt werden, zumal nicht bekannt ist, daß er Compositionen hinterlassen hätte." Er hat Compositionen hinterlassen, z. B. ein zu Prag gedrucktes Magnificat von 1609 und mehrere Epithalamien, auch sind dieselben ganz achtungswerthe Arbeiten.

Bei den Motetten des A. Hakenberger (nicht Hackenberger) aus dem Jahre 1615 bemerkt der Verf. S. 52: „Wir können uns nicht erinnern, die Anwendung des bassus continuus bei früheren Tonsetzern gefunden zu haben." „Es darf also ausgesprochen werden, daß H. mit zu den Tonsetzern gehört, welche jene Unterstützung der Grundstimme durch Hinzufügung eines Instrumentalbasses zuerst angewandt haben." Hierauf die Gegenbemerkung, daß der bass. cont. schon seit Ende des XVI. Jahrh. in italiänischen Drucken, namentlich der ersten Opern, oft vorkommt, und daß bei einfachbesetzten Stimmen alle, nicht der Baß allein, durch Saiteninstrumente verstärkt zu werden pflegten, in den Hausmusiken gewiß immer, wenn man es haben konnte. Der bass. cont. des Hakenberger scheint aber zum Gebrauch bei der Orgel bestimmt gewesen zu sein, für welche nach Kiesewetters Zeugniß schon um die Mitte des XVI. Jahrh. ein bass. cont. geschrieben, wenn auch nicht gedruckt wurde.

Um sich den Vortheil der Uebersichtlichkeit und der Gruppirung nicht entgehen zu lassen, stand der Verfasser von der leichteren lexicalischen Formung des Stoffes ab und wählte die chrono-

*) s. Döring Gesch. d. Elbinger M. Kirche S. 85.

logiſche Anreihung. Die letztere empfahl ſich auch deshalb als zweckmäßig, weil Hr. D. nicht für den künftigen Forſcher allein arbeiten, ſondern eine größere Anzahl von Leſern in das Intereſſe ziehen wollte, welches dies muthig begonnene Unternehmen ebenſo und vielleicht mehr als viele andere bedarf und verdient. Es ſoll nämlich auch in weiteren Kreiſen die Luſt angeregt werden, durch fortgeſetzte Nachſuchungen und Mittheilung der Ergebniſſe, unſer bis jetzt noch ſehr unzuſammenhängendes Wiſſen zu erweitern; eine beſonders wichtige Intention, die verwirklicht zu ſehen, der angelegentlichſte Wunſch jedes Vaterlandsfreundes ſein wird. Inſofern war hier faſt nothwendig, die hiſtoriſche Compoſition mindeſtens zu verſuchen. Ebendeswegen möchte aber auch räthlich ſein, es nicht an allgemeinen Charakteriſtiken der Muſikepochen fehlen zu laſſen und der muſikaliſchen Literatur kurze ſachliche Darſtellungen zu unterbreiten, in der Weiſe etwa, wie dies in C. F. Becker's Geſchichte der Hausmuſik geſchehen iſt. Hiedurch würden Züge, die vereinzelt hingeſtellt werden müſſen, leichter vereinigt, und ſo für alle Leſer neben größerer Anſchaulichkeit faßlichere Belehrung erreicht werden können.

Soviel über die wenigen Bogen, mit denen ein Verſuch ſich bei uns ankündigte, der als eine ſehr erfreuliche Erſcheinung begrüßt werden muß. Wer Theil nimmt, ſieht der Fortſetzung gewiß mit Erwartung entgegen und ſtimmt mit mir in den Wunſch, daß die Theilnahme eine allgemeine werden möge, damit, was bei vereinzelten Kräften Stückwerk bleiben muß, durch thätige Mitwirkung Vieler allmälig zum Ganzen gedeihe. Es wird kaum häufig und angelegentlich genug aufgefordert werden können, die oft unſcheinbaren Denkmäler der Muſik und ſelten gewordene Schriften, die über Muſiker und Muſikzuſtände berichten, Texte zu Aufführungen, alte Muſikverzeichniſſe u. dergl. vor dem Untergange, dem bald der Zufall und bald die Unkunde ſie entgegenführt, zu bewahren, ſie ſorgſam aufzuheben und mitzutheilen. Auch mündliche Nachrichten und Ueberlieferungen würden zum Danke verpflichten.

Für die ältere Muſik könnte dadurch Viel gewonnen werden, daß man die Verzeichniſſe der wichtigſten Sammlungen preußiſcher Muſik, ſo wie die vereinzelten Beiträge aus den Verzeichniſſen öffentlicher und Privat-Bibliotheken nach und

nach durch den Druck veröffentlichte. Ich fand, daß auswärtige Kunſtfreunde zuweilen unterließen, uns Seltenheiten zuzuwenden, weil ſie nach dem Rufe, in dem unſere Sammlungen ſtehen, vorausſetzten, wir beſäßen dieſelben. Wie förderlich es iſt, anzugeben, was man ſchon hat, wenn man erhalten will, was man ſucht, beweiſen die N. P. P. B. in mehreren Fällen; ich erinnere nur daran, in welcher Vollſtändigkeit der Volkskalender, das Lied von der Vogelhochzeit ꝛc. durch gemeinſchaftliches Sammeln hergeſtellt werden konnten. Gewiß übernehmen die P. Bl. auch in dieſer Angelegenheit die Vermittelung, wodurch wir ſicher am Eheſten zu einem Abſchluß gelangen. Auch glaube ich, daß es anders ſchwer fallen wird, jemals Eckardt's Werke vollſtändig zu ſammeln, geſchweige die noch fehlenden von Componiſten weniger berühmten Namens aufzufinden. Möchten Theilnehmende ſich einſtweilen an Hrn. Döring's Werk als an ein Fundament unſerer Sammlung halten, und durch dieſe Zeilen noch recht Viele ſich zur gefälligen Mittheilung oder Angabe der ihnen etwa zugänglichen alten Muſikalien beſtimmen laſſen.

Schließlich komme ich noch auf eine, auch von Hrn. Döring bevorwortete Angelegenheit zurück. „Wir finden es in der Ordnung", ſagt er, „wenn vernachläßigte alte literariſche Werke von hohem Werth durch neue Ausgaben der Vergeſſenheit entzogen werden. Möge eine Erneuerung auch den Hauptwerken unſeres ruhmwürdigen Eccard beſchieden ſein, damit ſeine Kunſtſchöpfungen als unvergängliche Vorbilder Nachfolge erwecken." Es wurde oben angedeutet, wieviel daran liegt, daß Werke von E. Allen zugänglich gemacht werden. Bis jetzt ſind nur Einzelnheiten von Winterfeld und in verſchiedenen Sammelwerken älterer Muſik edirt worden. Zu einer angemeſſenen Auswahl würde vorerſt gehören, daß man das noch Vorhandene vollſtändig überſähe. Dies iſt zur Zeit noch nicht wohl möglich, und eine thätige Unterſtützung hierin um ſo dringender zu erbitten, als zuverſichtlicher zu erwarten, da der weitverbreitete Name des Componiſten ſeinen Werken überall beſondere Beachtung verſchaffte. Hierin allein iſt auch begründet, daß wir von einer verhältnißmäßig ſehr bedeutenden Anzahl von Tonſätzen Eckardts noch wiſſen, wie Verf. d. Z. deren bis jetzt 381 zählt. Zwar iſt nur der kleinere Theil davon vollſtändig aufzufinden geweſen, doch darf

man darauf rechnen, einzelne Stimmen und ganze Compoſitionen in Kirchenbibliotheken oder im Privatbeſitz noch zu entdecken. Deshalb erlaubte ich mir, um Aufmerkſamkeit für dieſelbe zu bitten, wie ich gern bereit bin, die Sammlung dieſer werthvollen Monumente nach Kräften zu fördern. Keinen ſchöneren Kranz hätten wir dem eben dreihundertjährigen Andenken unſeres Eckardt (geb. 1553) zu widmen, als einen aus ſeinen beſten Liedern geflochtenen.

R. Philippi.

Nachſchrift. So eben geht eine Mittheilung des Hrn. Döring ein, wonach die folgende Lieferung ſeines hier beſprochenen Buches mit Oſtern d. J. zu erwarten ſteht. d. Red.

Ein Grabſtein von 1575.

„Habe geſtern eine Wallfahrt mit meinen beiden Herrn zu Fuß gehalten nach der alten Stadt und deren Kirche, wo der Sohn des ſeligen D. Martin Luther, Johannes genannt, begraben liegt. Werden auch wohl in Ferien nach Mühlhauſen, ein Paar Meilen von hier reiſen, wo ſeine Tochter ſchläft. Man zeigt noch ihre Knochen in einem kleinen Sarge. Soll gut für Kopfſchmerzen ſeyn."

Dieſe Worte ſtehn in einem Briefe Hippels in deſſen „ſämmtlichen Werken" Bd. IV. S. 209.

Ein grüner mit Buſchwerk bepflanzter, leider? ringsum vergitterter, unzugänglicher Platz dehnt ſich über die Stelle aus, in der Hippel neben dem Altar den Luther-Stein zwei wißbegierigen Fremden zeigte. Der Altar iſt in der neuen Kirche aufgeſtellt und eine Steinplatte bezeichnet die Stätte, wo er urſprünglich ſtand. Die Gebeine der alten Kirche wurden von den Spazierenden auf der Wallpromenade nach der Sternwarte klein getreten und nicht viel beſſer iſt es dem Lutherſtein gegangen.

Der Stein zeigte in den vier Ecken die Embleme der vier Evangeliſten. Eine Inſchrift enthielt er wohl nicht, nur die Tradition bewahrte die Kunde, daß unter ihm Martin Luthers älteſter Sohn Johann Luther ruhte. Derſelbe ſtudirte in Königsberg die Rechte und ſtand als Canzeliſt im Dienſt des in Weimar reſidirenden Kurfürſten von Sachſen, in dem eines pommerſchen Fürſten und zuletzt in dem des Markgrafen Albrecht. Vermählt aber ohne Erben ſtarb er in Königsberg am 28. October. 1575. „Es muß unſer lieber Herr Gott dies Land zu Preußen ſehr lieb gehabt haben, daß er nicht allein den erſten papiſtiſchen Biſchof zum Evangelio bekehret, ſondern auch des theuern Mannes Gottes Lutheri Kinder darinnen zu ruhen verordnet hat.“ So ſagt Henneberger, Ercleruug der Landtaffel S. 322, der Hans Luther ſeinen Gevatter nannte.

Als die altſtädtſche Kirche abgebrochen wurde, erinnerte ſich der Kaufmann H. daran, daß er vor dem Altar auf dem Luther-Stein getraut wäre und ſetzte ſich in deſſen Beſitz, um ihn auf dem roßgärtſchen Markt vor den Eingang ſeines Hauſes No. 41. legen zu laſſen. Vor ſeinen Augen wurden durch die Tritte der Vorüberwandelnden ohne Zahl die Zierde des merkwürdigen Denkmals abgeſchliffen. Von ihr wird ein kleiner Reſt nur noch erhalten ſeyn, der von der darüber liegenden hölzernen Stufe gedeckt wird.

Mancher Grabſtein hat eine Verwendung der Art erfahren.

In Füßli's Künſtler-Lexicon II. 6942. bei der Angabe, daß 1786 der Grabſtein eines Malers in München an einen Bürger verkauft ſey, wird bemerkt: „der davon — o der Schande! einen Austritt in ſeinem Hauſe machen ließ.“

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für $\frac{1}{2}$ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr. und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „ und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prob. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Woher ſtammte die Familie von Bayſen? Vom Referendarius v. Mülverſtedt 97

a. Von den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in Preußen im ſiebzehnten Jahrhundert. 106

b. Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften und Werken der Kunſt in Preußen im ſiebzehnten Jahrhundert. . . . 113

c. Von den Preußen, die durch Gelehrſamkeit ſich außerhalb des Vaterlands ausgezeichnet, und von auswärtigen Gelehrten, die in Preußen ſtudirt haben. 136

d. Beſchluß der Litterärgeſchichte vom weiland Conſiſtorialrath Piſanski 147

Preußiſche Volkslieder. Mit einer Notenbeilage 150

Hexerei in Pommerellen. Von F. W. F. Smitt in Zempelburg 163

Eine Geſchichte der Muſik in Preußen. Von R. Philippi 167

Ein Grabſtein von 1575 175

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

673. Eine Bildergallerie — Königsberger Kunſtausſtellung — im Herbſte 1848, von Ferdinand Gregorovius. Königsberg.

674. Der Pfarrer Thomascik und der ſchwarzſteiner Geſang. Von dem k. Muſik-Director Döring in Elbing.

675. Lieder zum Martinsfeſte. Königsberg 1851.

676. Opfer der ehrfurchtvollſten Unterthanentreue. Gedicht beim Einzuge des Königs zur Univerſitäts-Jubelfeier von der Schützengeſellſchaft. Königsberg. Fol.

677. Zur Feier des hunderljährigen Stiftungsfeſtes der Hartungſchen Hof- und Akademiſchen Buchdruckerei. Dem Stadtrath G. F. Hartung von ſeiner Officin. J. H. H. 1730. Gedicht. Königsberg, 20. Juni 1830.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen

Provinzial-Blätter

andere Folge.

Zum Beſten

der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,

Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 3.

Königsberg, 1853.

In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Die Fortſchritte der techniſchen Cultur in dem gegenwärtigen Zeitalter.

Vortrag in der Königl. Deutſchen Geſellſchaft am Geburstage Sr. Majeſtät des Königs.

Den 15. October 1852.

An einem Feſttage, welcher dem ganzen Staate angehört, welcher die verſchiedenſten Lebensſtufen und Lebensverhältniſſe zu gemeinſchaftlicher Theilnahme aufruft, welcher in dem gefeierten erhabenen Gegenſtande die höchſten und gewichtvollſten Intereſſen des Vaterlandes vereint, an einem ſolchen Feſttage geziemt es auch einem gelehrten Vereine, in ſeiner Verſammlung dem öffentlichen Vortrage vorzugsweiſe die Aufgabe zu ſtellen, Ergebniſſe der Wiſſenſchaften mit den Anforderungen des bürgerlichen Lebens zu verknüpfen, und wenn es angänglich iſt, den Nachweis zu führen, wie in dieſer Zeit unter der Mitwirkung der Staatsregierung eine ſolche Verknüpfung raſcher zu einer höheren Entwickelung des Volkes, zu einem gedeihlicheren Fortſchreiten des gemeinſamen Wohlſtandes im Vaterlande auf die richtigſte und ſicherſte Bahn geleitet hat.

Und wenn ich für den heutigen Vortrag nach einer ſolchen Aufgabe ſuchte, welche könnte ſich mir wohl leichter und für die beſonderen Verhältniſſe unſerer Provinz in dieſem Jahre angemeſſener darbieten, als eine nähere Erwägung des bedeutſamen Umſchwunges, welchem die geſammten Verkehrsverhältniſſe und alle volkswirthſchaftlichen Zuſtände in der Provinz Preuſſen durch die engere Verbindung mit Chauſſeen und Eiſenbahnen in den letzten zwölf Jahren entgegen geführt ſind. Ich ſtecke mir eine Gränze für die Zeitbeſtimmung und den räumlichen Umfang, einerſeits um den

reichhaltigen Stoff nicht über das Maaß eines einfachen Vortrages hinaus wachſen zu laſſen, anderſeits um in der Dauer der zwölf Jahre ein mehr überſichtliches Bild von den Unternehmungen zu entwerfen, welche ſeit der Thronbeſteigung Sr. Majeſtät des regierenden Königs für dieſes großartige Ziel ausgegangen ſind.

Wir ſind ſeit lange gewohnt, große Zeitabſchnitte, ja ganze Jahrhunderte, nach beſtimmt hervortretenden Ereigniſſen und Entdeckungen zu benennen, deren allſeitiger Einfluß in der Regel noch ein großes Feld unberechenbarer Einwirkung auf die nachfolgenden Zeiten zurückläßt. Wir begreifen in dieſer Weiſe das Zeitalter der Völkerwanderung, der Erfindung der Buchdruckerkunſt, der Entdeckung Amerika's ꝛc. Und wenn wir dieſes begreifen, werden wir dann noch in Ungewißheit bleiben können, wie wir das neunzehnte Jahrhundert in den letzten dreißig Jahren oder vielmehr ſchon ſeit der Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens in Paris und Wien zu bezeichnen haben? Es iſt das Zeitalter der techniſchen Cultur, das Zeitalter des lebendigen und belebenden Eindringens der exacten Wiſſenſchaften in ſämmtliche Gewerbe menſchlicher Induſtrie, das jede andere entgegentretende Gewalt menſchlichen Geiſtes und menſchlicher Leidenſchaft überflügelt. Welcher Landwirth, welcher Gewerbsmann vermag jetzt den beflügelten Fortſchritten einzelner Lehren der Phyſik, Chemie und Mechanik im Bereiche ſeiner Betriebſamkeit ſich entgegenzuſtellen? Selbſt der eigenſinnige Widerwille wird oft unbewußt durch dieſe Fortſchritte zu ſeinem eigenen Beſten gegen ſeine Ueberzeugung fortgeriſſen. Und ſollte wirklich ein beſonnenes politiſches Urtheil überſehen, daß in dieſem gegenſeitigen unermeßlichen Einfluſſe auf einander die ſtärkſte Kraft des Gegendrucks gegen die gewaltigen Erſchütterungen der ſocialen und politiſchen Verhältniſſe im Jahre 1848 gelegen hat, und daß aus demſelben Einfluſſe ſeit 1849 die kräftigſte Triebfeder zur Wiederherſtellung des inneren Friedens und zur dauernden Aufrechthaltung der geſellſchaftlichen Ordnung gewonnen worden iſt, und auch in der Zukunft ſtets als ſolche gebraucht werden kann?

Aber gilt es denn als eine ausgemachte Wahrheit, daß gerade in dem gegenwärtigen Zeitalter dieſe Wechſelwirkung der exacten Wiſſenſchaften auf die mannichfachſten Zweige menſchlicher Induſtrie größer, ſchneller und eigenthümlicher erſcheint, als in den vorausgegangenen Jahrhunderten? Wer könnte dies auf ernſt-

haſte Weiſe noch bezweifeln wollen, wenn er auch nur einige der frappanteſten Beiſpiele nach ihrer vollen Bedeutung und ihrem großartigen Zaſammenhange ſich vergegenwärtigt? Man verſetze ſich nur in Faraday's einſames phyſicaliſches Cabinet zu ſeinen erſten electro-magnetiſchen Verſuchen im J. 1831, und nach 20 Jahren durchfurcht bereits der electro-magnetiſche Telegraph den Boden der wichtigſten Staaten Europa's, läßt das Meer verſchwinden für Frankreich und England in nur Minuten verlangender Correſpondenz, und auch die Entfernung von mehr als 600 Meilen mit den gewaltigſten Hinderniſſen des Atlantiſchen Meeres ſcheint nicht mehr von der innigſten und ſchnellſten Verbindung zwiſchen den beiden Erdtheilen Europa und Amerika zurückzuſchrecken: denn die alles beherrſchende Kraft der richtig angewandten Wiſſenſchaft hofft ſie zu überwinden. Handel, jeder Zweig der Staatsverwaltnng, Sicherheitspolizei wie Rechtspflege, jede Art des geiſtigen wie des bürgerlichen Verkehrs verdanken der genialen praktiſchen Anwendung dieſer wiſſenſchaftlichen Entdeckung neue Reichthümer, vergrößerte Sicherheit des Eigenthums und eine unberechenbare Förderung des Verkehrs und jeder Geſchäftsführung. — Man denke ferner an die Dampfwagen, und nicht minder wird die Rüſtigkeit unſeres Zeitalters der techniſchen Cultur um ſo höher und impoſanter alle früheren überragen. Wie lange Zeit hat es verlangt, bis die erſten Verſuche der bewegenden Kraft des Dampfes zu James Watſon's Dampfmaſchine für Fabriken im J. 1769 gelangen ließen. Erſt nach 20 Jahren wurde der Verſuch des Baus einer ſolchen Maſchine in Deutſchland gewagt, und nach dem Verlauf von abermals 20 Jahren gelang es dem Amerikaner Fulton 1807 in New-York das erſte gangbare Dampfſchiff vom Stapel laufen zu laſſen. Und doch wurden noch 5 Jahre erfordert, bis die praktiſch ſonſt ſo vorzügliche Britiſche Betriebſamkeit den erſten Verſuch eines Dampfboots auf dem Clyde wiederholte (1812). Drei Jahre ſpäter im October 1815 ſah ich ſelbſt als freiwilliger Jäger in Paris vor dem Louvre die erſte wenig verſprechende Probe einer Dampfſchiffahrt auf der Seine, und wiederum noch zehn Jahre mußte ich warten, bis daß in den vaterländiſchen Gewäſſern dieſe hochwichtige Erfindung ſich ſehr allmählich einheimiſch machte. Allerdings ſind in den jetzt darauf folgenden fünf und zwanzig Jahren auch überraſchende Fortſchritte in der Dampfſchiffahrt gemacht,

und Tauſende von Dampfſchiffen jeder Größe durchſtreifen bereits pfeilſchnell die Meere, Seen und Flüſſe in Amerika und Europa.

Aber wie ganz anders erſcheint doch der Flug des Fortſchritts bei den Dampfwagen, deren erſte Erfindung erſt unſerm nächſten Zeitalter der techniſchen Cultur angehört. Als Robert Stephenſon zur Zeit der Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens nach dem Sturze Napoleon's ſeinen erſten Dampfwagen zu bauen wagte, entſpann ſich zwar noch ein heftiger Kampf zwiſchen den Theoretikern und Praktikern über die Möglichkeit ſeiner Benutzung auf Eiſenbahnen. Zehn Jahre lang dauerte der Streit, aber jeder neue Verſuch Stephenſon's verminderte die Zahl ſeiner Gegner und vergewiſſerte die großen Vortheile ſeiner Erfindung für jede Art des Verkehrs. Die erſten Perſonenwagen fuhren 1826 auf der Stockton-Darlington-Bahn, ſie vermochten nach mehrfacher Anwendung die Länge dieſer Bahn von 7 geogr. Meilen bereits in zwei Stunden zu durchlaufen. Allerdings mußte noch zuvor ein zweiter Streit, geleitet von richtigem Verſtändniß der Wiſſenſchaft und höherer praktiſcher Erfahrung, durchfochten werden, ehe dieſe Erfindung ihre welthiſtoriſche Bedeutung gewinnen ſollte. Sind ſtehende Dampfmaſchinen ausſchließlich anzuwenden, oder können dieſe zweckmäßiger ohne Gefahr für Perſonen- und Waarenverkehr durch Locomotive erſetzt werden? Und erſt als dieſe Frage zu Ende des J. 1829 auf der erſten großen Liverpool-Mancheſter Bahn zu Gunſten der Locomotiven auf das glänzendſte entſchieden wurde, trieben die Dampfwagen und Eiſenbahnbauten in den nun folgenden zwei und zwanzig Jahren zu einem Umſchwunge des geſammten induſtriellen und mercantiliſchen Verkehrs, für welchen zur Vergleichung die Geſchichte kein zweites Ereigniß, auch nicht einmal annäherungsweiſe nachzuweiſen vermag.

In dieſer kurzen Zeit ſeit 1830 bis Sept. 1852 ſind an Eiſenbahnen in Großbritannien und Irland 1522 Deutſche Meilen (davon 4/5 mit doppeltem Geleiſe) mit einem Koſtenaufwande von 1,650,000,000 Thlr. erbaut, in Frankreich 510 Deutſche Meilen für 382,500,000 Thlr., in Belgien 84 Deutſche M. (davon 3/7 doppelgeleiſige) für 50,000,000 Thlr., in den Niederlanden 31 Deutſche M. für 25,000,000 Thlr., im Oeſtreichiſchen Staate 330 Deutſche M. für 131,000,000 Thlr., im Preußiſchen Staate bis jetzt 449 M. (davon 96 doppelgeleiſige) für 170,000,000 Thlr.,

in den übrigen Deutſchen Staaten 348 Deutſche Meilen für 147,500,000 Thlr., in Dänemark, Rußland und Polen bereits 165 Meil. für 54,000,000 Thlr.; ſelbſt Spanien hat ſchon ſeine 15 Meilen Eiſenbahnen für 5,000,000 Thlr. fertig und ſteht im Begriffe größere Unternehmungen auszuführen. Das ſind alſo in den genannten Staaten Europas gegen 3,500 M. *) bereits fertige Eiſenbahnen mit einem Koſtenaufwande von 2625 Millionen Thaler, oder im jährlichen Durchſchnitte gegen 160 Meilen neue Eiſenbahnen, auf welche in jedem Jahre von neuem 118,000,000 Thlr. als nutzbringendes Capital angelegt wurden. Und wenn man erwägt, daß ſelbſt für Großbritannien beſonders ſeit dem J. 1842 der Eifer für Eiſenbahnen ſich überwiegend vergrößert hat, für die übrigen Staaten aber faſt erſt mit dieſem Jahre angefangen hat, ſo geht daraus hervor, daß die Mehrzahl aller Europäiſchen Eiſenbahnbauten erſt in die letzten 10 Jahre fällt, und zwar im jährlichen Durchſchnitte faſt mit 280 Meilen Neubauten für 210,000,000 Thlr., d. h. mit einer jährlichen Anlagsſumme, die den geſammten Betrag der Preußiſchen verzinslichen und unverzinslichen Staatsſchulden in jedem Jahre noch um 10,000,000 Thlr. überſteigt. Und die Ausſicht für die nächſten zehn Jahre giebt für Großbritannien, Frankreich, Rußland, Deutſchland u. ſ. w. mindeſtens die Ausführung einer gleichen Meilenzahl, als die der jetzt vorhandenen Eiſenbahnen, mithin eine zweite Anlage von 2625 Mill. Thlr. auf neue 3500 Meil.

Neben dieſen Europäiſchen Eiſenbahnbauten ſtehen allein in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten am 1. Januar 1852 über 10,814 Engl. Meil. d. h. mehr als 2225 Deutſche Meilen fertige Eiſenbahnen **), die ein Bau-Capital von 540 Millionen Thaler verlangt hatten, zwar wohlfeiler erbaut, nur 240,000 Thlr. im Durchſchnitte für die Meile, aber auch weniger dauerhaft als in den meiſten Europäiſchen Staaten. Von dieſen Bahnen wurde faſt die volle Hälfte (gegen 1075 Deutſche Meil.) in den letzten vier Jahren erbaut, und auſſerdem ſtehen 2250 Deutſche Meilen neue Bahnen bereits im Bau ſtark vorgerückt, und für eine eben ſo ſtarke Ausdehnung von Meilenzahl iſt man im Begriffe nacheinander Bau-Unternehmungen zu contrahiren, ſo daß in den

*) Genau 3,431 Deutſche M. f. 2,614,000,000 Thlr.

**) Hübner's ſtatiſt. Jahrbuch 1852 S. 253.

Nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſicher darauf gerechnet wird, wie zu Anfang des J. 1860 auf mehr als 30,000 Engl. Meilen oder 6200 Deutſchen Meilen fertiger Eiſenbahnen allein in dieſem Bundesſtaate der lebendigſte und beſchleunigtſte Perſonen- und Waaren-Verkehr betrieben werden kann.

Bei ſolchen Reſultaten, in ſo frappanter Steigerung von Jahr zu Jahr gewonnen, erſcheint es wohl kaum noch nöthig, mehr auf die inhaltſchweren Folgen des Zuſammenhangs im allgemeinen Verkehr als durch die Bedeutung jener Zahlen ſprechen zu laſſen: höchſtens könnte ich noch daran erinnern, daß ich aus der Vergleichung der mir vorliegenden officiellen Materialien über die Brutto-Roheinnahme auf den Eiſenbahnen verſchiedener Staaten in den drei letzten Jahren als durchſchnittliches Ergebniß 8 pCt. für Europa und 11 pCt. für Nordamerika jährlich von dem Anlage-Kapital feſtzuhalten veranlaßt bin, wovon die Verwaltungs- und Betriebskoſten ſammt den Zinſen von dem Anlage-Capital befriedigt werden müſſen. Anſcheinend wenig, und doch genug, denn das allein iſt ſchon jetzt eine lebendige Bewegung eines jährlichen verausgabten Capitals von 197 Millionen Thaler in Europa und über 60 Millionen Thlr. in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten: es wird überdies im jährlichen Steigen verſtärkt, wird in zehn Jahren mindeſtens verdoppelt ſein. Damit iſt aber noch kein Factor für die Vortheile der Bewegung in dem Perſonen- und Waarenverkehr bezeichnet: es deutet nur den jährlichen Gewinn an theils für die Arbeitskraft der Hunderttauſende von Menſchen bei der Eiſenbahn-Verwaltung und ihrem Betriebe, theils für die Capitaliſten oder den Staat aus den Zinſen des Capitals.

Stellen wir neben dieſen beiden außerordentlich ſchlagenden Beiſpielen aus unſerm bevorzugten Zeitalter der techniſchen Cultur noch ein drittes, welches wir im ſtrengeren Sinne des Wortes der Technologie in ihrer innigen Verbindung mit der Chemie entlehnen, ſo iſt dies die Runkelrüben-Zuckerfabrication. Schon vor hundert Jahren verdankt man dem Berliner Chemiker Andr. Sigism. Margraf die Entdeckung, daß man aus einheimiſchen Wurzelgewächſen Zucker bereiten könne, und nach einem Verlauf von 50 Jah. iſt man wirklich ſo weit vorgerückt, daß im erſten Jahre des laufenden Jahrh. der bekannte Sächſ. Chemiker Wilh. Aug. Lampadius zu Freiberg

die erſte Fabrik für vaterländiſchen Zucker errichtete, welche indeß die gehofften Erwartungen nicht erfüllte. Einen kleinen Fortſchritt im praktiſchen Gewinn zeigte bereits die mit königlicher Unterſtützung geförderte Zuckerfabrik zu Kunern in Schleſien, welche Frz. Carl Achard wenige Jahre ſpäter begründete: aber das höchſte Ziel ſeiner Erfahrung war, daß man aus einem Centner Rüben drei bis vier Pfd. Zucker als Maximum gewinnen könnte. Es blieb auf ſolche Weiſe für die Zucker-Conſumtion im Großen dieſe inländiſche Zuckerbereitung ein noch Nichts bedeutender Anfang, um nicht zu ſagen eine vergebliche Verſchwendung des Anlage-Capitals. Nicht einmal die Continentalſperre Napoleon's, und die dadurch auf das Drei-, Vier- und Fünffache geſteigerten Preiſe des Zuckers, noch die kaiſerlichen Prämien auf inländiſchen Zucker aus Zuckerrüben oder Weintrauben in Frankreich vermochten irgend eine weſentliche Veränderung darin hervorzurufen. Erſt funfzehn Jahre nach der Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens, nachdem lange die Preiſe des Colonialzuckers wieder auf das frühere gewöhnliche Verhältniß zurückgegangen, oder gar noch unter daſſelbe gefallen waren, vermochten die Fortſchritte in der Chemie, im innigen Vereine mit den Fortſchritten in der Technologie und der Landwirthſchaft, dieſer inländiſchen Induſtrie den gegenwärtigen namhaften Aufſchwung zu verleihen. Verſuchen wir nur dies für zwei Ländermaſſen etwas näher nachzuweiſen, für Nord-Frankreich einerſeits, für den Preußiſchen Staat und einige gleich günſtig gelegene Staaten des Zollvereins anderſeits. In beiden beginnt die Bereitung des inländiſchen Zuckers erſt mit dem Ergebniß ſeit 1830, daß aus einem Centner Rüben 5 bis 5½ Pfund Zucker gewonnen werden können, und als ihre vorzüglichſte Unterſtützung diente, daß die Regierungen zuvörderſt die Hülfe der Steuerfreiheit gewährten, in Frankreich bis zum J. 1838, in Preußen bis zum 1. Sept. 1841. In Frankreich ſtieg ſeit dieſem Zeitpunkte die inländiſche Zubereitung in den erſten acht Jahren bis zur Campagne 1838/39 bis auf 84,000,000 Berl. Pfd. in 400 Fabriken gemacht, d.i. bis zu zwei Fünftel der geſammten Zucker-Conſumtion dieſes Staates, obſchon dieſe in den 20 vorhergehenden Jahren an ſich bis auf das Vierfache der früheren Conſumtion vor 1817 ſich vergrößert hatte. In den darauf folgenden acht Jahren bis zur Campagne 1846/47 hob ſich abermals noch ſtärker die inländiſche Zuckerbereitung bis auf 105,000,000 Berl.

Pfd., und nach dem um die Hälfte kürzeren Verlauf bis zur vorletzten Campagne von 1850/51 wiederum bis auf 163,200,000 Berl. Pfd., d. i. auf weit mehr als die Hälfte des geſammten Zuckerverbrauchs des Franzöſiſchen Staates, faſt volle $^5/_9$, da nur noch 133,000,000 Pfd. Colonialzucker eingeführt wurden, trotzdem daß jetzt in Frankreich die Steuer von dem inländiſchen Zucker der auf Colonialzucker nicht nur gleichgeſtellt, ſondern noch über dieſe erhoben worden, was gewiß nicht gerechtfertigt werden kann. Dabei hatte ſich der allgemeine Zuckerverbrauch ſeit 1838 abermals um 40 pCt. vergrößert, nur die Zahl der inländiſchen Fabriken war von 400 bis auf 304 verringert, da wie überall nur ſehr große ſchwunghaft betriebene Fabriken in der Zubereitung einen erſprießlichen Vortheil gewährten.

In Preußen wurde gleichfalls 1830 die erſte größere Rübenzuckerfabrik zu Eckersdorf bei Glatz in Betrieb geſetzt, und 9 Jahre ſpäter am Schluſſe des J. 1839 ſtanden bereits 105 Fabriken in voller Thätigkeit, welche gegen 12,500,000 Pfd. Zucker lieferten. Das Geſetz vom 30. Juli 1841 legte die erſte geringfüge Controllabgabe, bei der Annahme von 20 Centner Rüben auf 1 Ctr. Zucker, von ½ Sgr. auf den Ctr. Rüben, alſo 10 Sgr. auf den Ctr. inländiſchen Zuckers. Dieſe Steuer wurde mit dem 1. Sept. 1844 auf das dreifache erhöht, alſo 1½ Sgr. auf den Ctr. Rüben, und nach dem abermaligen Gewinn ſechsjähriger Erfahrungen auf den gegenwärtigen Satz von 3 Sgr. auf den Ctr. Rüben, mithin bei der Feſthaltung des Productionsſatzes von 1 Ctr. Zucker aus 20 Ctr. Rüben auf 2 Thlr. für den Ctr. inländiſchen Rohzuckers erhöht. Aber die Wiſſenſchaft und die geſchickte Anwendung technologiſcher Erfahrungen hatten hiebei, wie früher bei der Branntweinſteuer, einen glücklichen Kampf gegen die financielle Beſchwerniß gewagt, und wenigſtens für einige Jahre den Sieg dadurch errungen, daß aus *einem* Centner Rüben bereits 7½ bis 8 Pfd. Zucker erzielt, und demgemäß die zugedachte Steuer auf 1 Ctr. inländiſchen Rohzuckers von 2 Thlr. auf 1 Thlr. 6 bis 9 Sgr. herabgedrückt wurde. Ich laſſe hier die financielle Betrachtung für den Staat bei Seite, ich ſchätze ſehr hoch die Fortſchritte der inländiſchen Induſtrie, aber der gewichtvolle und gerade jetzt unentbehrlicher gewordene Verbrauchszoll auf Zucker kann für den Vortheil einiger Hunderte von Familien nicht geopfert werden;

inzwiſchen iſt die Gleichſtellung in der Beſteuerung des inländiſchen und Colonialzuckers auch nur auf kurze Zeit vertagt, da dieſe im gemeinſchaftlichen Intereſſe der Staatsverwaltung und der abgeſchloſſenen Staatsverträge mit anderen Staaten wie des geſammten Volkes gefordert wird. Nur noch die Steigerung dieſer Induſtrie in den letzten Jahren möge auch für den Preußiſchen Staat und den Zollverein hervorgehoben werden. In zehn Jahren ſeit 1839 hat ſich im Preußiſchen Staate die Zahl der inländiſchen Zuckerfabriken zwar nur um 20 vermehrt, aber durch die umfangreichere Einrichtung ihres Betriebs iſt die Zahl der in denſelben beſchäftigten Arbeiter auf das Vierfache und die Maſſe des producirten Zuckers auf das Fünffache erhöht. Denn in der Campagne 1848/49 verarbeiteten 15,056 Arbeiter in 125 Fabriken aus 8,628,500 Ctr. Rüben 69,000,000 Pfd. Zucker, d. i. über ⅔ des geſammten Zuckerverbrauchs im Staate. Dazu kamen noch im Zollverein 20 Fabriken (Baiern, Würtemberg, Baden, Sachſen, Heſſen, Braunſchweig), welche aus 1,268,200 Ctr. etwas über 10,000,000 Pfd. Zucker lieferten. Und dennoch hat abermals in dem ſehr kurzen ſeit dieſer Zeit verfloſſenen Zwiſchenraume von drei Jahren bis zur letzten Campagne Sept. 1851/52 nicht nur die Zahl der Zucker-Fabriken ſich um 30 pCt. vermehrt, ſondern die Zahl der Arbeiter und die Maſſe des producirten Zuckers ſich geradezu wiederum verdoppelt. Denn nach den vorliegenden Materialien bei der in dieſem Jahre lebhaft verhandelten Zuckerfrage ſind im Bereich des Zollvereins über 30,000 Arbeiter in den 189 Zuckerfabriken beſchäftigt, wovon ⅞ im Preußiſchen Staate, und zur Fabrikation ſind über 20,000,000 Ctr. Rüben angemeldet, aus denen ſicher ein Gewinn von 150,000,000 Pfd. Zucker erworben iſt, mithin beinahe daſſelbe Quantum wie das oben für Frankreich angegebene aus dieſem Zeitpunkte. Es würde dadurch über ⅘ des gegenwärtigen geſammten Zuckerverbrauchs im Preußiſchen Staate und dem Zollvereine gedeckt ſein, trotzdem daß derſelbe in den letzten 20 Jahren quantitativ auf dieſem Gebiete ſich von 1,000,000 Ctr. bis nahe auf 2,400,000 Ctr. gehoben hat; es würde für den Preußiſchen Staat allein kaum noch Colonialzucker einzuführen möglich ſein, wenn nicht ein ſehr beträchtlicher Theil des in den Preußiſchen Fabriken gewonnenen Rübenzuckers ſeinen Abſatz in den Staaten des Zollvereins fände, da in dieſen

im Verhältniſſe zur Bevölkerung die inländiſche Zuckerinduſtrie weit weniger Verbreitung als in Preußen erlangt hat. Aber nicht weniger als 3,500,000 Thlr. jährlichen Verluſt an Steuereinnahme wird demnach in den beiden letzten Jahren vom 1. Sept. 1851/53 Preußen und der Zollverein in der Differenz zwiſchen der Beſteuerung des inländiſchen und des Colonialzuckers zu tragen haben.

Das ſind die gegenſeitigen Einwirkungen der geflügelten Fortſchritte unſrer heutigen techniſchen Cultur, die ich in dieſem Vortrage nicht mit mehr Beiſpielen aus dem reichen Vorrath des wechſelſeitigen Einfluſſes der Naturwiſſenſchaften auf die einzelnen Zweige der phyſiſchen und techniſchen Cultur erläutern will. Soviel liegt überaus klar auf der Hand, daß ein Land, welches gegenwärtig durch ſeine innern Zuſtände fern von einer thätigen Theilnahme an der belebenden Entwickelung ſolches Fortſchreitens gehalten wird, nicht zu der entſprechenden Geltung ſeiner natürlichen Kräfte gelangen kann. Und eben ſo klar erſcheint es, daß eine Regierung, deren hülfreiche Fürſorge eine ſchnellere Vereinigung zum engſten Verbande mit allen Vortheilen dieſer erhöhten induſtriellen Cultur vermittelt, die reichhaltigſten Quellen für einen dauernden und höheren Wohlſtand dieſes Landes neu aufſchließt.

Laſſen Sie uns dies, m. H. auf den innern Verkehr der uns zunächſt liegenden Provinz Preußen anwenden, laſſen Sie uns die wichtigſten Hülfsmittel des inneren Verkehrs dieſes Landes vor dem J. 1840 und ſeit dieſer Zeit näher betrachten, drei Tage vor der lange erſehnten Eröffnung der Oſtbahn in Oſtpreußen, die nunmehr bis auf acht Meilen uns entgegen gerückt iſt und in wenigen Monaten ſich in unſere Stadt einmünden wird. Als die Provinz Preußen nach dem erſten Pariſer Frieden noch während des Wiener Congreſſes den heutigen Umfang ihrer Gränzen erhielt, kannte man innerhalb derſelben nur eine einzige Meile Chauſſee, während in den fünf weſtlichen Provinzen bereits auf 377 Meilen aus Staatsfonds erbauten Kunſtſtraßen, und auf 145 Meil. Bezirks- und Kreisſtraßen der weſentlich erleichterte Verkehr betrieben wurde. Wir wollen mit keinem neidiſchen Hinblicke auf jenen Vortheil die Würde des Vertrags entweihen, nur den Beſtand der Thatſache anführen. Wir wollen nicht die ſchon öfter geſchilderten Erſchwerniſſe des Handels und der Landwirthſchaft dieſer Provinz aus dem Klima, aus dem Mangel an Capitalien

und ausreichender Bevölkerung in erneuerter Darſtellung wiederholen, aber mit Entſchiedenheit weiſen wir den noch immer gehörten Vorwurf zurück, als ob Oſtpreußen auch ſchon in dieſer Zeit mit größerer Selbſthülfe für ſeinen überaus mangelhaften Straßenverkehr zu ſorgen verpflichtet geweſen wäre. Unſere geſchickten Waffen zur Abwehr eines ſolchen Angriffs reiht uns die nicht täuſchende Geſchichte des Vaterlandes für die Jahre 1807 — 13 dar. Nicht eine flüchtige Bekanntſchaft des Feindes hat dies Land bedrückt, auch nicht ein und das andere Armee-Corps hat nur das Land Monate lang ausgeſogen: zwiſchen der Paſſarge und dem Pregel kämpfte Napoleon's Hauptmacht vom Januar bis zum Juli 1807 gegen die Ruſſiſchen und Preuſſiſchen Heere, und die Provinz Preußen war im Jahre 1812 das letzte Land vor Rußland, durch welches die halbe Million von Napoleon's Kriegern mit ihrem raubenden Troß-Anhange durchzog, und die letzte Verſorgung an Lebensmitteln, Futter, Pferden, Vieh nach Rußland fortſchleppte, wenn es auch die letzten Inventarienſtücke zur Bewirthſchaftung des Landes koſtete. Das Selbſtgefühl erwähnt nicht die Opfer aus dem gänzlich erſchöpften Lande im J. 1813: aber wer zu glauben vermag, daß die ſchweren und faſt beiſpielloſen Leiden dieſer Provinz ſchon vier oder fünf Jahre nach dem Kriege ſo völlig geheilt worden, um mit kräftiger Hand allein die Mittel für den Straßenbau aufbringen, oder auch nur bedeutſam verſtärken zu können, der hat keine Ahnung von der Erſchütterung des Wohlſtandes dieſer Landſchaft. Die Geld- und Credits-Kriſis war noch nicht im zehnten Jahre nach dem Frieden überwunden, als gleichzeitig die aufs äuſſerſte geſunkenen Getreidepreiſe eine für das neunzehnte Jahrhundert unerhörte Werthloſigkeit des Grund- und Bodens in allen Theilen der Provinz herbeirief. Wie dankbar auch die damals dargebotenen nicht unbedeutenden Geldhülfen des Staates angenommen werden mochten, es waren nur Palliativ-Mittel. Der innere Verkehr, den jede geſunde Volkswirthſchaft für einen wohl organiſirten Staat mindeſtens ſechsmal größer als den auswärtigen anſchlägt, konnte bei der mangelhaften Beſchaffenheit der Straßen, bei dem oft Monate lang völlig gehemmten Verkehr in ganzen Kreiſen, bei ihrem abgeſchnittenen Zuſtande von jeder Handelsſtadt, wenn die einzige Hülfe der Schneebahn zu lange zögerte oder ganz ausblieb, er konnte auf ſolche Weiſe ſeine

allein nachhaltige Kraft mit ihren vielſeitigen wohlthätigen Einflüſſen nicht gewähren.

Zwar gedachte die Staatsverwaltung ſchon ſeit mehreren Jahren, namentlich ſeit 1821, jährlich größere Summen auf Neubauten von Chauſſeen zu verwenden: aber bei dem noch vorherrſchenden ſtarken Bedürfniſſe nach ſolchen Anlagen in allen Provinzen und bei dem verhältnißmäßig großen Flächinhalte der Provinz Preußen, das noch gar keine Kunſtſtraßen beſaß, konnten doch nur ſehr allmählig ſelbſt die Hauptſtraßen berückſichtigt werden. In der erſten Hälfte des erſten Vierteljahrhunderts bis zum Dec. 1828 wurden 77½ Meilen neue Chauſſeen in Preußen erbaut, während der geſammte Staat bis auf 840 Meilen vorgerückt war. Aber dieſe neu erbauten Kunſtſtraßen waren vorzugsweiſe für allgemeine Staatszwecke errichtet, wie ſie für Truppenmärſche und zur Landesvertheidigung unentbehrlich ſchienen. Es war die Straße von Bromberg über Dirſchau nach Danzig, und die Straße von der Märkiſchen Gränze über Conitz, Stargard nach Königsberg. Beide erſcheinen, mit Ausnahme verhältnißmäßig geringer Strecken in der unmittelbaren Nähe größerer Städte, für die volkswirthſchaftlichen Zuſtände der Provinz ſelbſt von untergeordneter Bedeutung. Die erſte läuft in nächſter Nähe längs der Weichſel hin; die zweite durchſchneidet links von der Weichſel die unfruchtbarſten Gegenden, und nachdem ſie über die Weichſel geführt iſt, ſtreift ſie von Elbing längs der Küſte des friſchen Haffs am nördlichſten Rande der Provinz, vermag alſo nur auf der einen Seite, der rechten, Zufuhr aus dem Lande aufzunehmen. Noch weniger vortheilhaft war hierin die zweite Hälfte dieſes Vierteljahrhunderts bis 1840 für die Provinz Preußen. Es wurden in dieſer Zeit überhaupt zwar 440 Meilen neue Chauſſeen aus Staatsfonds im Preußiſchen Staate erbaut, wovon indeß auf unſere Provinz nur 35 Meilen kamen, vorzugsweiſe die Verlängerung der Straße von Königsberg über Tilſit nach der Ruſſiſchen Gränze und ihre Abzweigung von Taplacken über Inſterburg, Gumbinnen nach der Ruſſiſchen Gränze. Allerdings hatte dabei Litthauen oder der Regierungsbezirk Gumbinnen im J. 1831 ſeine erſten Meilen Kunſtſtraße erhalten. Aber das ganze große Hinterland ſüdlich vom Friſchen Haff und dem Pregel war noch ohne den bereichernden Segen der zu jeder Jahreszeit brauchbaren Kunſtſtraßen geblieben, da nur

ein geringer Anfang in einer einzigen nicht einmal ganz ſolide erbauten Straße von 7 Meilen über Pr. Eylau nach Bartenſtein gegeben war.

Wir verkennen zwar keineswegs die Vortheile, die auch ſchon in dieſen Anfängen des Kunſtſtraßenbaus der Provinz dargeboten worden: wir erſehen ſie in der neuen Belebung der Landwirthſchaft, ſoweit eine nicht zu große Entfernung dieſer Straßen erreichen ließ, die in gleichzeitiger Verbindung mit den jetzt bemerkbareren günſtigen Folgen der Agrar-Geſetzgebung den Werth des Bodens um 50 pCt., und faſt in gleichem Verhältniſſe die quantitative Vermehrung der Production der Ackerfrüchte hob. Wir halten nach den damaligen Verhältniſſen des wieder neu ſich begründenden Staatscredits die Summe von 48,000,000 Thlr., — mit Einſchluß der Staatsanleihe von 12,600,000 Thlr. durch Prämienſcheine —, welche überhaupt in dem bezeichneten Vierteljahrhunderte auf Straßenbauten im Preußiſchen Staate verwandt wurde, für nicht unanſehnlich, wiewohl ſie noch nicht ein Viertel der oben nachgewieſenen Summe beträgt, die gegenwärtig in *jedem einzelnen* Jahre auf die Europäiſchen Eiſenbahnbauten angelegt wird, doch wird der gerechtfertigte Wunſch nicht unterdrückt werden dürfen, daß noch größere Summen zur gegenſeitigen ſtärkeren Befruchtung der natürlichen Kräfte des Landes auf dieſer heilſamſten Richtung des Capitals im wohlverſtandenen gemeinſchaftlichen Intereſſe der Staatsverwaltung und des Volks hingegeben werden ſollen. Sie ſind wohlthätige Staatsanleihen und tragen die reichlichſten Zinſen, wenn dieſe auch nicht auf dem gemeinſten Wege mit 4 und 5 pCt. vom Hundert des Anlage-Capitals berechnet werden dürfen.

Und dieſe günſtige und wahrhaft erfreuliche Ausſicht wurde dem Preußiſchen Staate im J. 1840 mit der Thronbeſteigung Sr. Majeſtät des Königs geboten. Die richtigen Grundſätze einer durchdachten Volkswirthſchaft: „je beſſer die Communicationsmittel aller Art, deſto leichter begegnen ſich Angebot und Nachfrage, deſto ſicherer iſt jeder Staat gegen vereinzelte Nothſtände in ſeinem Inneren und gegen deren koſtbare und gefährliche Folgen geſchützt“ ſprachen ſich vollkommen ſeit dieſer Zeit in den Maßregeln der Regierung zur raſcheren Förderung der Straßen- und Eiſenbahnbauten aus. Es waren damals überhaupt im Staate 1280 Mei-

len Kunſtſtraßen vorhanden, die aus Staatsfonds erbaut waren. Der neue Staatshaushalts-Etat für die J. 1841—43, welcher am 16. Apr. 1841 bekannt gemacht wurde, ſetzte jährlich zur Unterhaltung und zum periodiſchen Neubau der Chauſſeen mit Einſchluß der Mittel zur Verzinſung und Tilgung der angeliehenen Chauſſeebau-Capitalien die Summe von 3,000,000 Thlr. aus, und beſtimmte auſſerdem noch zu auſſerordentlichen Chauſſee-, Strom-, Hafen- und ſonſtigen Bauten, wie zu Landesverbeſſerungen, die jährliche Summe von 2,500,000 Thlr.

Nach dem Berichte des Finanzminiſters Flottwell vom 23. Apr. 1845 wurden auſſerdem noch aus dem Mehrertrage der Staatseinnahmen in den drei Jahren 1842—44 18,662,958 Thlr. auſſerordentlich zur Erhöhung der Landescultur und beſonders zur Verbeſſerung der Communicationsmittel für den inneren Verkehr verwandt: davon fielen 7,453,513 Thlr. allein auf Chauſſee- und Wegebauten, namentlich auch zur Darreichung der Hülfsprämien von 6000—10,000 Thlr. für eine Meile der ausgeführten Societätsſtraßen. Es wurden 132 Meilen in dieſen vier Jahren neue Staatsſtraßen erbaut, dadurch in einigen Provinzen bei dem ſchon vorhandenen Reichthum an Straßen die genehmigten Straßennetze faſt vollendet: aber für die geſammte Provinz Preußen kamen in dieſer Zeit nur 4½ Meilen neue Staatsſtraßen hinzu. Da folgten die beiden ſchweren Unglücksjahre 1845 und 1846, welche durch Mißwachs in Kartoffeln und Getreide und durch ungewöhnliche Ueberſchwemmungen vor der Erndte für einen ſehr großen Theil der Provinz Preußen die drückendſten Leiden des Nothſtandes in raſcher Aufeinanderfolge erzeugten. Der große Mangel an innern Communicationsmitteln vereitelte ſehr häufig ſelbſt die Wirkſamkeit der dargebotenen Staatshülfe, wenn ſie in Lieferungen von Kartoffeln oder Getreide gewährt werden ſollte. Auf einer Entfernung von 6 bis 10 Meilen ſchwankten die Preiſe der nothwendigſten Lebensmittel um funfzig bis hundert Procent, weil die Schwierigkeit — oft faſt die Unmöglichkeit — des Transportes jeden Vermittler zurückſcheuchte. Ich habe in einem öffentlichen Vortrage unſrer Geſellſchaft bereits vor ſechs Jahren eine ausführlichere Schilderung dieſer Zuſtände vorgelegt, auf welche ich mich hier beziehen will, aber um meiner heutigen Aufgabe zu entſprechen, bleibt mir noch die Abſicht der Staatsverwaltung zu

entwickeln, die unverkennbaren Urſachen ſolcher leidenden Zuſtände der Provinz genauer aufzuſuchen, und durch ein angemeſſenes Heilverfahren die vermeidbaren Unfälle zu überwältigen. Die richtige Erkenntniß führte die Regierung zu dem Entſchluß, „um den allgemeinen Wohlſtand der Provinz zu heben und auf die Dauer zu ſichern, müſſe das ganze Land mit einem zuſammenhängenden Chauſſee-Netze überzogen werden." Es iſt auch in der That in den drei Jahren 1845 — 47 die namhafte Summe von 1,944,551 Thlr. der Provinz Preuſſen auf Chauſſee-Neubauten zugewieſen worden. Aber leider herrſchte in Ermangelung eines allgemeinen regelmäßig nach und nach durchzuführenden Bauplanes der Wunſch vor, dieſe Bauten ſoviel als möglich zur augenblicklichen Abhilfe des Nothſtandes vieler zerſtreut von einander liegenden Gegenden zu benutzen. So wurde an vielen Orten und vielerlei zugleich zu bauen angefangen, es kamen bald Unterbrechungen; wenn das augenblickliche Nothgeſchrei geſtillt, und gleicher Tagelohn auch in anderen Arbeiten zu erreichen war, dann folgte gänzliche Einſtellung vieler Arbeiten. Als das hiebei begünſtigende Motiv des Nothſtandes zur Herbeiſchaffung auſſerordentlicher Geldmittel zu fehlen anfing, konnten nicht in gleichem Maaßſtabe auszuſetzende Fonds für die Straßenbauten der Provinz gewährt werden. Es wurde der Weiterbau der meiſten kaum in Angriff genommenen Chauſſeen ganz abgebrochen*), auf wenigen Hauptſtraßen wurde der Bau nur mit größeren Unterbrechungen und mit unzulänglichen Mitteln fortgeſetzt. Die vorhandenen Anfänge von Straßenbauten ließen in vielen Gegenden den unheimlichen Anblick eines ſtreckenweiſe fertig gemachten Planums zurück, neben welchem beträchtliche Quantitäten angefahrner, zum Theil ſchon verkleinerter Steine lagen. Jahre lang blieben ſie in dieſem vernachläßigten oder ganz aufgegebenen Zuſtande und boten nicht nur das traurige Bild nutzlos aufgewendeter Capitalien dar, ſondern ſie entzogen auch der landwirthſchaftlichen Benutzung den Boden, welchen der benachbarte Landmann zur Straße und zur Materialien-Ablagerung umſonſt abgetreten; ſie hemmten thatſächlich den Verkehr, den ſie zu fördern beſtimmt waren, an vielen Orten wo

*) Vgl. den Antrag der Preuß. Abgeordneten in der zweiten Kammer vom 2. März 1851; Seſſion II. Nr. 141. und die dazu gehörige Denkſchrift.

die alte Landſtraße durch Aufſchüttung des fetten Erdreichs bei unterbliebener Verſteinung noch unfahrbarer geworden war. Zu Anfang des J. 1848 waren von $1573,^{5}$ Meilen vollendeter Staats-Chauſſeen $164,^{8}$ Meilen in der Provinz Preuſſen, alſo nicht viel über ein Zehntheil der Staatsſtraßen, während der Flächeninhalt dieſer Provinz doch beinahe ein Viertel der Bodenfläche des Staates enthält, und ihre damalige Bevölkerung faſt ein Sechstheil der Geſammtbevölkerung des Staates umfaßte.

Aber das neue kräftige Belebungsmittel zur vielſeitigſten Förderung des Chauſſeebaues hatte jetzt ſeine volle Wirkſamkeit in erſter Reihe genommen, die Verbreitung des Eiſenbahnbaues über das mittlere Europa, der überall zu ſeinem Gedeihen die reichlichſte Verbindung mit Chauſſeen als nährende Saugadern für eine geſunde Bewegung des durch ihn beſchleunigten Verkehrs gebraucht. Vor dem J. 1840 hatte die Preußiſche Regierung mit großer Vorſicht die erſten Verſuche mit Deutſchen Eiſenbahnen beobachtet, ſie hatte ſich beſchränkt auf das Recht der Genehmigung und Beaufſichtigung und der geſetzlichen Sicherſtellung gegen Hinderniſſe für die Eiſenbahnbauten von Seiten der Privaten, und dafür weſentliche Vortheile im Intereſſe des Poſtverkehrs ſich ausbedungen: dies iſt der Zweck des Geſetzes vom 3. Novbr. 1838 über die Eiſenbahn-Unternehmungen. Aber auſſer der kleinen Bahn zwiſchen Berlin und Potsdam war auf dem Gebiete des Preußiſchen Staates vor dem 18. Aug. 1840 noch keine Eiſenbahn vollſtändig eröffnet: an dieſem Tag geſchah es mit der Magdeburg-Leipziger auf einer Strecke von $15,^{7}$ Meilen. Die Eröffnung der Düſſeldorf-Elberfelder und der Berlin-Cöthner Bahn erfolgte am 3. und 10. Sept. 1841: damit waren erſt 40 Meilen Eiſenbahnen fertig auf Preuſſiſchem Territorium, und neue Unternehmungen nur zwiſchen Berlin und Stettin, in Schleſien, von Magdeburg weiter nach Halberſtadt und Braunſchweig und von Cölln aus theils vorbereitet, theils bereits im Bau begriffen. Doch unſer König würdigte jetzt die hohe Bedeutſamkeit der Eiſenbahnen für die zukünftige Landesentwickelung nach dem vollen Gewichte ihres Umfangs. Die Entwerfung eines Eiſenbahnnetzes für den geſammten Staat war die erſte Veranlaſſung zur Zuſammenberufung der Ausſchüſſe der Provinzialſtände aus allen Provinzen zu einer gemeinſchaftlichen Verſammlung nach Berlin im October 1842. Die den

Ständen vorgelegte officielle Denkſchrift über ein ſolches Eiſenbahnnetz bezeichnete, auſſer den durch Actiengeſellſchaften auszuführenden Eiſenbahnbauten, ſolche Eiſenbahn-Unternehmungen, welche aus politiſch-mercantiliſchen Rückſichten die Hauptſtadt mit den öſtlichen, weſtlichen und ſüdlichen Gränzen des Staates verbänden, um dadurch alle Provinzen an dieſer ſchnellſten Verkehrsverbindung Theil nehmen zu laſſen. Es blieb indeß auch für dieſe noch der Grundſatz aufrecht erhalten, daß die Staatsregierung nicht unmittelbar die Eiſenbahnen bauen, ſondern nur ſoweit deren Ausführung unterſtützen ſollte, um ſie völlig geſichert zu Stande zu bringen und ihre Unterhaltung zu garantiren. Mit überwiegender Stimmenmehrheit von 92 gegen 8 Stimmen wurde von dieſer Generalverſammlung die Ausführung eines ſolchen Eiſenbahnnetzes für ein dringendes Bedürfniß erachtet *). Mit einer faſt gleichen Stimmenmehrheit wurde in einer ſpäteren Sitzung dieſer Verſammlung die Garantie der Zinſen für das Anlage-Capital von Seiten des Staates als das zweckmäßigſte Mittel anerkannt, um auch den Bau dieſer bezeichneten Hauptbahnen über den ganzen Staat durch Actiengeſellſchaften ausführen zu laſſen. Zu Ausführung der Vorarbeiten und zur Gewährung der Zinſen-Garantie wurde durch die Cabinets-Ordre vom 22. Novbr. 1842 ein eigner Eiſenbahnbau-Fond begründet und beſonders auf die ſpäteren Ueberſchüſſe der Salzſteuer angewieſen. Unter jenen Entwürfen befand ſich auch die Oſtbahn in möglichſt gerader Richtung von Berlin nach Königsberg. Die ſorgfältigſten Vorunterſuchungen über mehrere Züge auf der ganzen langen Strecke und über die Schwierigkeiten der Ueberbrückung der Weichſel und Nogat verlangten einige Jahre, und ließen überdies die Verſuche zu einer Actiengeſellſchaft für dieſe Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung ſcheitern. Die oben geſchilderten Nothſtände der Provinz Preußen in den folgenden Jahren 1845—46 und die dadurch veranlaßten Geld-Unterſtützungen und Vorſchüſſe von Seiten des Staates verlängerten die Verzögerung. Die Staatsregierung beſchloß darauf

*) In den Sitzungen vom 22. u. 24. Oct. 1842; Pr. Staatsz. Oct. 1842. Nr. 301—12.

**) Sitzung vom 27. Oct. 1842, mit 83 gegen 14 Stimmen; Pr. Staatsz. Oct. 1842. Nr. 301; 306-7.

die Oſtbahn als die erſte Eiſenbahn aus Staatsfonds auszuführen, und dem erſten verſammelten vereinigten Landtage wurde die Botſchaft des Königs vom 28. März 1847 über die dafür zu bewilligenden Geldmittel vorgelegt. Es gehört nicht zu der Aufgabe dieſes Vortrags, näher auf die Verhältniſſe der Nichtbewilligung dieſer Vorlage einzugehen, nur die Worte eines Rheiniſchen Abgeordneten, mit welchem er ſein Votum für die Genehmigung unterſtützte, mögen hier als eine wohlthuende Anerkennung für unſre Provinz ihre Stelle finden *): „Und wären die Koſten noch viel bedeutender, und die Opfer, die zu bringen ſind, noch viel erheblicher, ſo würden wir doch dem vorliegenden Projecte (der Oſtbahn) vor allen übrigen den Vorrang mit Freuden zuerkennen müſſen, und zwar nicht nur aus höheren politiſchen und militäriſchen Rückſichten, ſowie aus den Gründen, die uns der Landtags-Commiſſar ſo überzeugend ausgeführt hat, ſondern noch insbeſondere darum, um die materielle Wohlfahrt einer Provinz zu fördern, in deren Namen wir uns alle vereinigt fühlen, einer Provinz, die wegen ihrer immenſen Anſtrengungen und Opfer im Befreiungskriege einen gerechten Anſpruch auf unſere Sympathie erworben hat."

Und dieſem Rheiniſchen Abgeordneten ſollte es vorbehalten ſein, unſre Oſtbahn unter ſeiner Leitung mit der anerkennenswertheſten Energie raſch ausführen zu laſſen. Denn anderthalb Jahre nach dieſer Rede (6. Dec. 1848) wurde ihm das Miniſterium des Handels und der öffentlichen Bauten anvertraut, das er jetzt vier Jahre lang in eifriger Pflege aller Förderungsmittel des Verkehrs verwaltet. Auf ſeinen Antrag wurde das von den beiden Kammern bewilligte Geſetz vom 7. Dec. 1849 von dem Könige genehmigt, wodurch neben den Mitteln des Eiſenbahnbau-Fonds für den Bau der Oſtbahn, der Saarbrücker und der Weſtphäliſchen Eiſenbahn eine Anleihe von 21,000,000 Thlr. zu $4\frac{1}{2}$ pCt. Zinſen angewieſen wurde. Zur raſcheren Verbindung mit Berlin wurde der Bau bei dem Knotenpunkte Creuz auf der Stettin-Poſener Bahn angefangen, aber gleichzeitig auch die längere Zeit erfordernde Ausführung der Regulirung der Weichſel und Nogat, ſowie des Brückenbaus in Angriff genommen und ohne Unterbrechung fortgeſetzt. So ſehen wir jetzt nach drei Jahren, gerade um ein

*) Allg. Preuß. Ztg. Apr. 847. p. 1052.

Jahr früher, als die erſte Zuſage lautete, die Oſtbahn von Creuz ab bis auf 10 Meilen, ſowie die Zweigbahn von Dirſchau nach Danzig, d. h. ein Eiſenbahnbau von 55 Meilen beendet, und in Jahresfriſt fehlt nur noch die ſchwierigſte Zwei-Meilen-Station zwiſchen der Weichſel und Nogat. Dann iſt ein lebhafter Wunſch unſres Königs erfüllt, den er bei der Eröffnnng der Strecke bis Bromberg ausſprach, „er betrachte die Oſtbahn als eins der großen Werke ſeiner Regierung, deſſen Vollendung zu erleben er lebhaft wünſche." Und zu dieſer Vollendung gehört noch die Strecke rückwärts von Creuz nach Cüſtrin und Frankfurt, oder in gerader Richtung nach Berlin, welche nach den Vorarbeiten zu hoffen auch in gleicher Zeit ihrer vollſtändigen Ausführung entgegen ſehen dürfte. Dadurch wird der Verkehr zwiſchen Berlin und Königsberg auf der Eiſenbahn nicht nur um 10 bis 13 Meilen verkürzt, ſondern die Oſtbahn iſt dann erſt auch völlig Staatsbahn geworden und der Verkehr für Perſonen und Waaren auf derſelben nicht mehr von den Tarifen und egoiſtiſchen Beſtimmungen der Stettiner Actiengeſellſchaft abhängig.

Inzwiſchen hat die Oſtbahn, gleichwie die große Haupt-Chauſſee unſerer Provinz, in ihrer Abhängigkeit von militäriſch-politiſchen Rückſichten, von den drei großen Städten der Provinz, von dem Uebergang über die Weichſel und Nogat, für einen großen Theil ihres Zuges den Lauf zu ſehr am nördlichen Rande des Landes zu halten, und muß dadurch in um ſo größerer Entfernung von recht fruchtbaren Theilen des Hinterlandes bleiben. Eine neue Aufforderung zur Vermehrung der Chauſſeen, die ihre Richtung auf die Eiſenbahn zu nehmen haben. Aber auch hiefür hat die Staatsregierung in den beiden letzten Jahren eine größere Unterſtützung unſrer Provinz zugewandt, bis auf $\frac{2}{5}$ der für ein Jahr zu Chauſſee-Neubauten beſtimmten Fonds, was um ſo mehr anerkannt werden muß, als durch die vermehrten Ausgaben des Staates ſeit 1848 der Etatstitel für Neubauten der Chauſſeen bis auf 1,040,000 Thlr. jährlich herabgeſetzt iſt, und aus jährlichen Mehreinnahmen und Ueberſchüſſen außerordentliche Zuweiſungen für ſolche Culturausgaben in dieſer Zeit nicht erfolgen konnten, da die politiſchen Zuſtände, Kriegsrüſtungen u. dgl. mit ihren Mehrausgaben die erſte Deckung forderten. Von den zu Anfang des J. 1852 im Preußiſchen Staate vollſtändig befahrenen Staats-

ſtraßen mit 1698 Meilen hatte die Provinz Preuſſen 216,⁴ Meilen, alſo etwas über ⅛, es waren demnach ſeit dem Jan. 1848 51,⁶ Meilen neue Staatsſtraßen erbaut. Wir dürfen für den Verlauf dieſes Jahres etwa auf den Zugang von 13 bis 14 Meil. neuer Straßen rechnen, alſo zu Anfang 1853 gegen 230 Meil. Staatsſtraßen in der Provinz beſitzen, während der geſammte Staat auf 1730 Meilen kommen wird. Das gegenſeitige Intereſſe der Staatsverwaltnng und der Bewohner des Landes wird unter dem lockenden und belohnenden Einfluß der Oſtbahn dazu treiben, mit jedem Jahr freudiger auf die Verſtärkung der Communicationsmittel unſrer Provinz zu denken, zu welchen ich in hoffnungsvoller Ausſicht auch die Vollendung der oberländiſchen Canal- und Schleuſenbauten, wie die Verbindung der ſüdlichen Seen im Regierungsbezirk Gumbinnen zähle. Mit großer Umſicht und Sorgfalt iſt von den Landesbehörden ein ſehr vollſtändiges Netz für den zu erwartenden Straßenbau über die ganze Provinz entworfen, viele alte Pläne aus dem J. 1846, die liegen geblieben waren, ſind wieder in daſſelbe aufgenommen, aber man wird ſtrenge die Regel bewahren, nicht an vielerlei Orten zu gleicher Zeit anzufangen, und dann von der Arbeit abzulaſſen, bevor man ſie vollendet, man wird nach einander bauen, aber auch jede begonnene Arbeit zum fruchtbringenden Ziel führen. Kein auf Straßenbau angelegtes Capital ſoll ein augenblickliches Almoſen für Hülfe ſuchende Bedürftige ſein und dann nutzlos verderben, es ſoll fernerhin zweckmäßig den Arbeitslohn der Tagelöhner mit der fortdauernden Wohlfahrt des Landes verknüpfen. Ich ſpreche vom gemeinſchaftlichen Intereſſe der Staatsverwaltung und dem der Landesbewohner; und ſollte dies nicht eine unumſtößliche Wahrheit ſein, zumal in einem Lande, das noch mit einer ſo großen Maſſe dem Staate gehöriger Domainen, Forſten, Bergwerke, Salinen, Grundrenten u. ſ. w. geſegnet iſt, deren Erträge durch höhere Pacht, durch ergiebigeren Verkauf der vielfachen Producte mit jeder Meile neugebauter Chauſſee und Eiſenbahn zugleich mit vortheilhaft ſteigen? Man werfe einen Blick auf ein anliegendes Tableau (ſ. S. 200.), das ich aus dem neueſten Staatshaushaltsetat (für 1852) berechnet habe. An directen Steuern, an Einnahmen aus Domainen, Forſten und Grundrenten bezieht die Staatskaſſe jetzt jährlich gegen 37,000,000 Thlr.: davon brin-

gen die beiden Provinzen Preuſſen und Sachſen den ſtärkſten Beitrag; faſt die gleiche Summe jede mit 6,130,000 Thlr. und 6,133,000 Thlr.; dann folgen zunächſt Schleſien und Brandenburg mit 5,563,000 und 5,509,000 Thlr., demnächſt die Rheinprovinz mit 5,168,000 Thlr., Weſtphalen mit 3,240,000 Thlr.; den geringſten Beitrag gewähren Pommern und Poſen mit 2,847,000 Thlr. und mit 2,373,000 Thlr. Liefern nicht dieſe Zahlen den ſchlagendſten Beweis für meine Behauptung?

Hunderte von Meilen Chauſſee ſind noch in der Provinz Preuſſen zu bauen, wenn ſie auf ein Verhältniß wie Weſtphalen und die Rheinprovinz kommen will, mit 3 Meilen Chauſſee auf 2 □Meilen, oder auch nur mit Sachſen und Schleſien ſich gleich zu ſtellen gedenkt, von denen jenes auf 2 □M., dieſes auf 3 □M. eine Meile Chauſſee beſitzt, während die Provinz Preuſſen auch am Ende dieſes Jahres erſt auf 5 □M. eine Meile Chauſſee aufweiſen kann. Allerdings giebt zuletzt der Flächeninhalt jedes Landes den einzig richtigen Maßſtab für die leichtere Beweglichkeit ſeines inneren Verkehrs: aber ſo hoch ſollen für jetzt unſre Wünſche nicht ſteigen; ſind erſt die Hauptſtraßen vom Staate gebaut, iſt erſt die entſchiedene Hauptrichtung des inneren Verkehrs in einer Eiſenbahn wie jetzt aufgeſteckt, dann geſtaltet ſich von ſelbſt aus dem eigenen Vortheil der Anſchluß in Zweig- und Verbindungsſtraßen, und aus dem gehobenen Wohlſtande bieten ſich freiwillig die dazu erforderlichen Anlags-Capitalien dar. Die Provinz Preußen hat dies ſchon in einzelnen Gegenden in ſchlimmeren Zeiten durch Actien-Unternehmungen bewährt, und wird, da jetzt erſt die Zeit dazu gekommen iſt, in größerem und reichlicherem Umfange ſeine Selbſtthätigkeit dafür bekräftigen. Man wird von ihr nicht ſagen ſollen, daß ſie in üppiger Behaglichkeit die Hände im Schooße behält und auf Koſten Anderer die Mittel zur größeren Wohlfahrt ſich reichen läßt.

Die Bewohner Preuſſens erkennen ſchon jetzt die wohlthätigen Folgen der beginnenden engeren Verbindung mit den älteren Heimathſtätten einer vielſeitiger entwickelten induſtriellen Cultur. Der Werth des Grund und Bodens iſt in den letzten zwölf Jahren wiederum faſt in allen Theilen der Provinz auf den doppelten Preis geſtiegen, und wird ſich auf derſelben Höhe behaupten, da die Preiſe der Producte conſtanter werden, und dies als eine noth-

wendige Folge aus der Erleichterung des Verkehrs jeder Art ſich ergiebt. Die Märkte von Stettin, Berlin und Hamburg beſtimmen auch den Preis in Preußen, wenn ein Centner oder ein Scheffel auf einer Entfernung von faſt hundert Meilen für zehn, zwölf, höchſtens funfzehn Silbergroſchen dorthin verſandt werden kann, und die Zeit der Verſendung auf wenige Tage beſchränkt iſt, mithin nur wenige Gattungen der Producte von der Verſendung nach entfernten Gegenden ausſchließt. Und wenn wir für die Zwiſchenſtufen dieſer Beförderung, für die wichtigſten Verbreiter des engeren und täglichen Verkehrs, Millionen von Thalern d. i. auf den Kunſtſtraßenbau anlegen, ſo mögen wir nie vergeſſen, daß für jede einzelne Million das umgebende Land die dreifache Summe mindeſtens gewonnen hat. Mit 10,000,000 Thlr. baut man 300 Meilen: ich ſchlage den daraus folgenden Gewinn allein im geſtiegenen Werthe des Bodens auf höher als 30 Mill. Thlr. an.

Mit dem Steigen der wirthſchaftlichen Cultur tritt auch eine größere Arbeitstheilung ein Nicht mehr werden durch einen Transport von 100 Scheffel Getreide auf unfahrbaren Wegen vier Geſpanne Pferde und vier Arbeiter mehrere Tage lang der landwirthſchaftlichen Arbeit entzogen, dieſe kann uuunterbrochen fortgehen, denn der Transport wird von der nächſten Kunſtſtraße ab zum großen Theil anderweitig vermittelt werden. Je größer aber die Arbeitstheilung ſich ausbreitet, deſto mehr werden die Menſchen des Verkehrs bedürftig und gewohnt, während derſelbe früher meiſtentheils eine Sache des Zufalls oder der Laune war.

Doch was ſoll ich die Folgen weiter ausführen, ſie ergeben ſich jedem Urtheilsfähigen von ſelbſt, denn wie wir aus den zu Anfang des Vortrags ausgeführten Beiſpielen erſehen haben, wir leben unter den großartigen Wechſelwirkungen eines eigenthümlichen Zeitalters der induſtriellen Cultur. Gemeinſchaftliches Zuſammenwirken der verſchiedenſten Arten der Thätigkeit bleibt der tägliche Looſungsruf dieſes Zeitalters. Der Staat bildet den Zuſammenhang, die verſchiedenen Zweige ſeiner Verwaltung gewähren den Staatsangehörigen Hülfe, und indem ſie dieſe unterſtützen, eröffnen ſie neue Quellen für die Vergrößerung der Grundmacht des Staates, und ſichern ſich einen tieferen Gehalt und eine feſtere Ausdauer der alten Quellen. Und wenn dies überhaupt von

allen Beziehungen der Staatsregierung zum Volke gilt und gelten muß, und am meiſten bei der Förderung und Vergrößerung der materiellen Güter, ſo iſt eben dadurch ein täglich erneuertes und immer feſter geknüpftes Band um beide geſchlungen. Dies belebt das Gefühl des reinen Danks für jedes Zuſammenwirken des Staatsoberhauptes mit den Intereſſen des Volkes, und in welchem Lebensverhältniſſe wir auch in jedem Augenblicke uns bewegen, es findet ſeine bedeutungsvolle Beziehung auf den oberſten Geſetzgeber und Regierer des Staates. Wenn wir aber in dieſer Stunde daran erinnert wurden, daß dieſe neue Lebensquelle für den Wohlſtand des Landes von unſerm Könige in der Ausführung einer Oſtbahn zuerſt aufgeſucht wurde, ſo iſt es auch eine neue Erhebung unſres Gefühls für den gemeinſamen Zuruf an dem heutigen Feſttage „Heil unſrem Könige.“

F. W. Schubert.

Ueberſicht *)

der Staatsſtraßen-Längen in den einzelnen Provinzen des Preußiſchen Staates am Anfange des J. 1852, ſowie der Vertheilung des jetzigen Beſtandes nach Verhältniß a) des Flächenraums, b) der Einwohner, c) der directen Steuern und d) der Einnahmen aus den Domainen, Forſten und Grundrenten.

Provinzen	Flächen-inhalt	Einwohner in runder Zahl 31. Dec. 1849.	Directe Steuern in runder Zahl Budget 1852	Einnahme aus Domainen, Forſten und Grundrenten, Budget 1852	Summa bei der Einnahme nach dem Budget 1852	Der Beſtand an Staatsſtraßen im Jan. 1852 von 1698 Meilen auf die Provinzen vertheilt, ergiebt: Nach Verhältniß d. Flächenraums	Nach Verhältniß d. Bevölkerg.	Nach Verhältniß d. direct. Steuern.	Nach Verhältniß der Einnah. aus den Domainen Forst Grundr. u. den directen Steuern zuſammengenommen.	Nach d. mittleren Verhältniſſe aus d. 4 vorherg. Verhältniſſ.	Beſtand an Staatsſtraßen im Jan. 1852	Die Provinz alſo gegenwärtig mehr	weniger
	Q. Meilen	Seelen	auf 1000 Thlr. abgerdt. Thlr.	auf 1000 Thlr. abgerdt.	auf 1000 Thlr. abgerdt.	Meilen.	Meilen.	Meilen.	Meilen.	Meilen.	Meilen.	Meilen.	Meilen.
Preußen . .	1178,03	2,487,000	2,614,000	3,516,000	6,130,000	393,3	259,3	196	281,6	282,5	216,4	—	66,1
Poſen . . .	586,51	1,352,000	1,379,000	994,000	2,373,000	179,4	141	103,3	109	133,2	81,6	—	51,6
Pommern .	574,33	1,197,000	1,402,000	1,445,000	2,847,000	192,1	125	105	131	138,3	147,1	8,6	—
Brandenburg	734,14	2,129,000	2,801,000	2,708,000	5,509,000	245,2	222,3	210	253,1	232,6	187,6	—	45
Schleſien . .	741,74	3,061,000	4,409,000	1,154,000	5,563,000	247,7	318,1	330,4	255,7	288	258,4	—	29,6
Sachſen ..	460,63	1,781,000	3.325,000	2,808,000	6,133,000	154	186	249,2	281,7	217,7	235,3	17,6	—
Weſtphalen	367,96	1,465,000	2,364,000	876,000	3,240,000	123,5	153	177	148,5	150,4	270,6	120,1	—
Rheinprovinz	487,14	2,811,000	4,367,000	801,000	5,168,000	163,2	293,3	327,2	237,4	255,3	301,1	45,8	—
Summa	5080,46	16,283,000	22,661,000	14,302,000	36,963,000	1698	1698	1698	1698	1698	1698	192,3	192,3

*) Staatshaushalts-Etat pr. 1851. Bd. I. S. 20—23; 49—56. pr. 1852. Bd. II. S. 32—34. — Dieterici ſtat. Sammlg. pr. 1849. Bd. I. S. 276.

Nachtrag zum Volkskalender.

Bd. VI. S. 205., Bd. X. S. 116.

Von A. Ohlenſchläger aus Landsberg.

Weihnacht.

208) Die Sitte, am Weihnachtsabend den Kindern einen Chriſtbaum zur Beſcheerung anzuzünden, dürfte wohl erſt in neuerer Zeit, nach dem Beiſpiel der größeren Städte, in die kleineren Ortſchaften bei uns übergegangen ſein und iſt meiſtens nur in den Häuſern der Vornehmen zu finden. Der alte preußiſche Gebrauch, wie er in Natangen auf dem platten Lande und unter dem Volke in kleinen Städten herrſcht, heißt das *Einlegen*:

Die jüngern Glieder einer Familie ſtellen hiezu am heiligen Chriſtabend, kurz vor Schlafengehen, gemeinſam Teller auf einen großen, gedeckten Tiſch, worin ſich früh am Weihnachtsmorgen die Gaben, welche heimlich von der Hausfrau darauf gelegt wurden, vorfinden. Jung und Alt verſammelt ſich dann um den wunderbaren Tiſch, um ſich zu erfreuen an Allem, was der *heilige Chriſt eingelegt*, und die Kinder beten laut den in der Schule gelernten Weihnachtswunſch für ihre Eltern. Ein munteres Tummeln der Kinder hat nun Raum gefunden, während der vorangegangene heilige Abend von ihnen in lautloſer Stille und banger Erwartung zugebracht wurde, denn am Weihnachtsabend geht der *heilige* Chriſt umher, von dem es heißt:

Heil'ger Chriſt
Der du biſt,
Der die unart'gen Kinder auffrißt.

Dieſer *heilige Chriſt* iſt eine vermummte Geſtalt, welche mit einem helltönenden Glöckchen durch die Gaſſen wankt und da, wo Kinder ſind, an die Fenſter klopft mit der Mahnung: „*Kinder beten!*" oder auch wol in die Häuſer dringt und mit Schlägen droht und die Verheißung macht, daß er den artigen Kin-

dern blanke Aepfel und Nüſſe, den unartigen aber eine blanke Ruthe einlegen wird. Vergl. No. 5.

209) In manchen kleinen natangenſchen Städtchen findet für die Feier der Weihnacht der altherkömmliche Gebrauch ſtatt, daß am Weihnachtsabend, nachdem die Kirchenglocken das heillge Feſt eingeläutet haben, bei einbrechender Dunkelheit der Stadtmuſikus mit ſeinem Muſik-Corps durch die Straßen zieht und einen feierlichen Choral ſpielt. In der Nacht aber, in den erſten Stunden des Feſtes, hat der Wächter des Städtchens um ſich einen kleinen Sängerchor verſammelt und ſtimmt vor den Häuſern den ſchönen Choral „Vom Himmel hoch da kam ich her" an, der feierlich durch die ſtille Nacht tönt und „das Singen der Engel" genannt wird. Morgens in aller Frühe rufen darauf die Kirchenglocken zur Frühpredigt und alsbald erhellen ſich alle Fenſter des Städtchens durch darauf geſtellte Kerzen, um den Kirchengängern zu leuchten; die Kirche ſelbſt iſt feſtlich illuminirt durch Kronleuchter, in denen Wachslichte flammen, und jeder Andächtige hat außerdem vor ſich ſein oft bunt bemaltes „Heiligenchriſtlicht" noch angeſteckt. Vergl. No. 1. ff.

210) Am Weihnachtsabend ziehen zuweilen auch Knaben herum, als die drei Weiſen aus dem Morgenlande verkleidet, wozu ſie ſich in weiße Hemden gehüllt haben und Papiermützen tragen. Einer von ihnen, der den Mohrenkönig vorſtellt, hat ſein Geſicht mit Ruß geſchwärzt. Sie ſingen in den Häuſern, bald mit, bald ohne Begleitung eines Brummtopfs, Lieder, wie z. B. folgende: Vergl. No. 3.

1.

Wir kommen ja in dieſes Haus
Und wünſchen auch viel Glück, :,: fallera :,:
Und jagen alles Böſe raus
Gar ohne Ungeſchick; :,: fallera :,:
Das Glück fliegt auch ja hin und her,
Wenn Glück doch auch hier wär, fallera.

Dem Herrn wünſchen wir vieles Geld
Geſundheit noch viel mehr, :,: fallera :,:
Dann kaufen ſie die ganze Welt,

Ihr Leben freut uns ſehr, :,: fallera :,:
Den Braten auf dem Tiſch
Weinflaſchen noch vielmehr, fallera.

Der Frau und Kinder wünſchen wir
Das Beſte auf der Welt: :,: fallera :,:
Ein Präſent von dem Herrn, drei, vier,
Mit Küßchen zugeſtellt, :,: fallera :,:
So bleiben ſie Freunde ewiglich,
Sogar bis an das Grab, fallera.

Wir wünſchen auch ein frohes Feſt,
Das neue Jahr iſt da, :,: fallera :,:
Geehrte Herren, groß und kein
Und trinken auch gern Wein, :,: fallera :,:
Gott gebe Ihn'n auch viel Gedeihn
Familie zu erfreun, fallera.

2.

Guten Abend, guten Abend
Meine hochgeehrte Herren ſehr,
Auch den Damen und den Kindern
Den wünſchen wir daſſelbe mehr;
Daß ſie leben und geſund ſein,
Das gebe Gott der Vater ſehr.

Auch wir wünſchen allen Herren
Eine große, ſüße Flaſche Wein,
Und ein Küßchen von dem Weibchen,
Das paßt ſich auch ſehr oben drein,
Der kann ſagen, ich werd' auch leben
Bis an den, an den jüngſten Tag.

Schukulade, Liminade,
Das wünſchen wir den Damen gern,
Prominade, Maſchkorade

Erleuchten Damen Sinn und Stern (Stirn?)
Doch am Morgen muß man ſagen
Wo man das Alles herbekommt.

Wenn wir hätten alle Braten
Die morgen auf allen Tiſchen ſtehn;
Wenn auch das nicht kleine Gaben!
Was die Herrn werden gewiß verſtehn.
Iſt die Gabe ſchon erhalten,
So ſagen wir einen großen Dank.
(So ſagen wir eine gute Nacht).

Zwiſcheninne wird von den Knaben abwechſelnd eine Rede gehalten. Der eine Knabe tritt vor, präſentirt mit ſeinem hölzernen Schwert und ſprich:

1.

Erſter Knabe.

Ich bin ein großer Kriegesheld
Der nicht zu zwingen iſt,
Ich kämpfe mit der ganzen Welt,
Meine Soldaten ſind gerüſt't
Jederzeit zum Hauen ein,
Denn ſie trinken furchtbar Wein.

Zweiter Knabe.

Auch ich armer Kriegesheld,
Ich brauche auch ſehr vieles Geld,
Drum muß ich mich aufs Bitten legen,
Die in meine Kaſſe was wollen geben.

Dritter Knabe.

Eins und zwei, und das ſind drei,
Das alte Jahr iſt bald vorbei,
Morgen ſtellen ſich die Weihnachten ein,
Da giebt's recht viel Kuchen und Wein.
So möcht' ich wünſchen, daß das Ein wird All
Zu einem großen Caſſinoball. Eia!

oder **2.**

Erſter Knabe.

Ich bin der König von Mohrenland
Die Sonne hat mich ſo ſchwarz gebrannt.

Zweiter Knabe.

Ich bin der König von Griechenland,
Die Sonne hat mich ſo roth gebrannt.

Dritter Knabe.

Ich bin der König von Arabien!
Was wollt Ihr bereit haben?
Gott gab uns einen Sinn
Jeſus zu beſuchen;
Wir fanden ihn durch einen Stern.
Ich gab ihm Silber.

Erſter Knabe.

Ich gab ihm Weihrauch und Myrrhe.

Zweiter Knabe.

Ich gab ihm Gold.

Alle drei.

So bleibt uns Jeſus Allen hold.

Solche Weihnachtſänger mit dem Brummtopf ziehen in manchen Gegenden einige Tage lang von Dorf zu Dorf, um Almoſen einzuſammeln und ſingen verſchiedene Volkslieder dazu; z. B.:

Meiſter Müller, thut doch nachſehn,
Was in eurer Mühle iſt geſchehn,
Denn das Rad, das bleibt ganz ſtille ſtehn,
Als wenn etwas wollt' zu Grunde gehn.—

Die Frau Müllerin, ſie ging wol in die Kammer,
Schlug die Hände über den Kopf zuſammen,
Denn wir haben das einzige Töchterlein,
Die wird uns ja wol ertrunken ſein! —

Kommt, ihr Träger, kommt gegangen!
Seht, das Rad hat ſie gefangen,
Die ihr habet gekränzet mit Rosmarin,
Weil ſie noch Braut und Jungfer iſt.

Röſſel.

Sylveſter.

211) Wenn ein Mädchen um Mitternacht einen Stuhl in in die offene Stubenthür ſtellt, mit dem Geſicht nach der Stube gekehrt hinaufſteigt und dann mit den Händen über die Thür in den Hausflur greift, ſo wird ſie Haare erfaſſen. Die Farbe dieſer Haare wird dem Mädchen ſagen, ob ihr zukünftiger Geliebte blond oder braun iſt.

212) Wenn ein Mädchen zwiſchen 11 und 12 Uhr in der Neujahrsnacht vor die Thüre geht, ſo wird, wenn in der Ferne ein Hund bellt, der Schall ihr die Himmelsgegend andeuten, von woher ihr Freier kommt.

213) Jünglinge und Mädchen gehen mit verbundenen Augen nach einem an die Thür geſchriebenen Alphabet. Der Buchſtabe, auf den ſie mit dem Zeigefinger treffen, iſt der Anfangslaut des zukünftigen geliebten Weſens.

Neujahr.

214) Am Neujahrstage ladet ſich der Nachbar beim Nachbar mit den Worten ein:

Dek köm geſchwind geloope!
Dck ſöch den Schornſteen rooke.
Wat da nü's gebakke wör?
Schöne Nüjahrs-Kooke.

215) In allen Häuſern werden Pfeffernüſſe — mit Honig oder Syrup geſüßt — von der Hausfrau gebacken, die an alle Hausgenoſſen und Gäſte vertheilt werden. Zuweilen wird in munterer Geſellſchaft darum gewürfelt, wozu ein beſonderes Würfelſpiel „der Geizhals" dient und folgendermaßen geſpielt wird: Auf den Tiſch wird mit Kreide nachſtehende Figur, deren Felder mit Ziffern von 2 bis 12 bezeichnet ſind, gezeichnet:

	2	
3	4	5
6	7	8
9	10	11
	12	

Nach der Reihe macht Jeder mit zwei Würfeln einen Wurf und beſetzt die geworfene Nummer mit einer Pfeffernuß; befindet ſich auf der geworfenen Nummer bereits eine Pfeffernuß, ſo wird ſie vom Spielenden als Gewinn davon genommen. Nur die Nummer 7 macht hievon eine Ausnahme, und Jeder, der dieſe Nummer wirft, muß eine Pfeffernuß darauf ſetzen, ſo viel auch ſchon darauf ſtehen mögen. Dieſe Nummer heißt daher der Geizhals. Wirft ein Spieler zwei oder zwölf, ſo gewinnt er ſämmtliche auf der Figur befindliche Nüſſe und fängt das Spiel von Neuem an. Wirft er dabei wieder die Nummer zwei oder zwölf, ſo muß er ſo viel Nüſſe zur Strafe ſetzen, als Felder ſind. — Die Redensart: „auf Pfeffernüſſe ſpielen" wird oft auf Kartenſpieler angewendet, welche um geringen Gewinn ſpielen.

Heil. drei Könige.

216) In munterer Geſellſchaft werden kleine Kuchen herumgereicht. In einen von dieſen iſt eine Bohne eingebacken und wer das Kuchenſtück mit der Bohne erhalten hat, heißt für das Jahr „der Bohnenkönig" der Geſellſchaft.

Lichtmeß.

217) Zu Lichtmeſſen geht der Schnee ꝛc. — (ſchmilzt er).

Faſtnacht.

218) Junge Burſche gehen mit einem Tonnenreif, umwunden mit bunten Tüchern und flatternden Bandſchleifen im Dorfe

von Haus zu Haus und fangen tanzend mit dem Reif (Bügel) alle junge weiblichen Perſonen, die der Hauswirth durch Wurſt, Speck u. ſ. w. auslöſen muß. Abends wird das Eingeſammelte unter Muſik und Tanz verſchmauſ't. Vgl. No. 70.

219) In vielen Häuſern wird Mohnſtritzel gebacken. Zum Mittageſſen Mohn-Keilchen gekocht. In Litthauen graue Erbſen mit Speck oder ſaurer Kumſt. Die Bäcker backen kleine Salzkringel.

22. Februar Petri Stuhlfeier.

220) An dieſem Tage findet ſich die Lerche bei uns ein.

Sonntag Oculi.

221) Die Schnepfe kommt an, wenn der Sonntag da iſt, an welchem über das Evangelium: „Jeſus treibt einen Teufel aus" gepredigt wird. Die Zeit des Schepfenſtrichs richtet ſich nach folgendem Jägerſpruch:

Oculi — macht es Müh'.
Laetare — iſt das Wahre.
Judica — auch noch da.
Palmarum — rarum.

25. März. Maria Verkündigung.

222) Der Storch kommt an. — Vgl. No. 176.

223) De Adebahr bringt de Queckſtert opp'm Zagel met.

Palmſonntag.

224) An dieſem Tage werden vom Prieſter Palmen (Weidenzweige mit Schäfchen) geweiht. (Ermland).

225) Wer drei Palmen nüchtern verſchluckt, bekommt nicht das Fieber. Daſſelbe gilt von den drei erſten Märzveilchen (Anemone hepatica).

226) Die Oſterwoche hat folgende Benennung der Tage: Palm-Sonntag. Weiß-Dienſtag. Krumm-Mittwoch. Grün-Donnerstag. Still-Freitag. Oſter-Sonnabend.

Grüner Donnerſtag.

227) Mittagsgericht: Kohl von Neſſel und andern Frühlingskräutern; wer davon ſchmeckt, bleibt geſund.

228) Am Gründonnerſtag Gemüſe geſäet, gedeiht gut.

Stiller Freitag.

229) „Glums-Keilchen“ werden in den litthauiſchen Dörfern gekocht. — Dies Gericht wird daher auch bei Begräbniſſen im Trauerhauſe den Gäſten aufgetiſcht. (Vergl. N. P. P. B. Bd. VI. Seite 150.)

Oſtern.

230) Am Oſtertage geht die Sonne tanzend auf. Das Oſterlamm ſpringt in der Sonne.

231) Junge Burſche begießen die Mädchen mit Oſterwaſſer (Maſuren). Vergl. No. 84. ff.

232) Nackend die Stube ausfegen und den Kehricht auf einen fremden Haufen tragen, hält die Fliegen ab.

Oſtermontag.

233) Die Mädchen begießen die jungen Burſche mit Oſterwaſſer (Maſuren).

234) Wer mit grünen Ruthen ſchmakoſtert wird, bleibt geſund. Vergl. No. 94.

Himmelfahrt.

235) Drei Blüthen von den Himmelſchlüſſelchen (Primula officinalis) verſchluckt, iſt ein Präſervativ gegen das Fieber.

236) Das nordiſche Klima wird charakteriſirt durch die Sprüche:

a) Nun Pelz und Muff verwahrt,
Der Herr hält Himmelfahrt.

b) To Himmelfahrt
Pelz on Hanſchke verwahrt;
To Johann
Töh wedda an.

c) En goder Mann von rechter Art,
Drächt ſienen Pelz bis Himmelfahrt.
Un deiht emm denn de Buuk noch weh,
Denn drächt he emm bis Barthlomä.
Un fängt emm denn to freere an,
Denn treckt he emm von Väre an.

Pfingſten.

237) Ein Ochſe wird, mit grünen Kränzen behangen, mit der Heerde aufs Feld getrieben. (Maſuren). — Aehnlich der Jahrmarktsochſe in Königsberg. Hennig. S. 173.

Servatius. Pankratius. Bonifacius.

238) An dieſen Tagen iſt die Witterung kalt. Sie werden daher auch die geſtrengen Herren genannt.

24. Juni. Johann.

239) Die Kleider werden am Johannistage in die freie Luft gehängt, dann ſind ſie vor Motten bewahrt.

240) Der Traum, den man in der Johannisnacht träumt, geht in Erfüllung. Vergl. 116. 117.. — Die Redensart: „ihm träumt von der Johannisnacht" wird auf einen Menſchen angewendet, der unbeſonnenes Verlangen ausſpricht.

241) In der Johannisnacht verſammeln ſich die Hexen auf dem Blocksberge.

13. Juli. Margarethe.

242. Wenn es an dieſem Tage regnet, gerathen die Nüſſe ſchlecht. Von jeder faulen Nuß heißt es: die Gret hat ſie be- p...t. Vergl. Nr. 197.

24. Aug. Bartholomäus.

243) Die Störche beginnen ihren Abzug und halten auf Wieſen ihre Verſammlungen, um über einen aus ihrer Mitte Ge- richt zu halten, den ſie zerreißen.

Advent.

244. In der Adventszeit backen die Bäcker Figuren von Semmelteich, welche allerlei Thiere und Männer darſtellen, die auf die Hirten von Bethlehem und ihre Heerden hindeuten.

Beitrag
zur Beantwortung der Frage
über
das Vaterland der Familie des Preußiſchen Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg.

Von A. v. Mülverſtedt.

Obſchon es weder bis jetzt behauptet iſt, daß das Geſchlecht des Helden York ſeinem Urſprunge nach unſerer Provinz angehört hat, noch im Folgenden eine ſolche Annahme vertheidigt werden ſoll, ſo wird es dennoch Entſchuldigung finden, daß der nachſtehende Aufſatz in dieſen, lediglich den Intereſſen der Provinz Preuſſen gewidmeten Blättern ſteht, da York — einſt der Gouverneur Oſtpreuſſens — nicht weniger dem Geſammtvaterlande, als auch ſpeziell dieſer Provinz angehört, die der erſte Schauplatz ſeiner energiſchen, der Fremdherrſchaft ſo verderblichen Wirkſamkeit war.

Herr Profeſſor Droyſen, der geiſtvolle Geſchichtſchreiber der Thaten Yorks, hat die Unterſuchung über das Stammland der Familie des großen Mannes — und mit Recht — nicht aus dem Kreiſe ſeiner Aufgabe fortgelaſſen. Im erſten Bande ſeines Werks ſowohl finden ſich Erläuterungen über das Vaterland der Yorks, als auch namentlich in dem letzten Theile unter den Beilagen (S. 498—510) iſt die obige Frage Gegenſtand eines beſondern Aufſatzes geworden.

Sehen wir aber nach dem Reſultat dieſer Unterſuchungen, ſo iſt ein ſolches gar nicht erzielt worden und Droyſen geſteht III. S. 498. geradezu, daß die Frage über den Urſprung der Familie nicht ins Klare zu bringen geweſen ſei. Auch ſpricht er ſich nicht darüber aus, welche Anſicht — ob die Familie aus Pommern ſtamme oder aus England — er für die wahrſcheinlichere halte und es ſcheint, als ob im Allgemeinen die Derivation der Familie

Yorks von jenem bekannten Engliſchen Adelsgeſchlecht für unzweifelhaft richtig angeſehen werde, wie dieſer Anſicht auch der Feldmarſchall ſelbſt gehuldigt zu haben ſcheint *). Doch, da ſich durchaus kein Zuſammenhang der Familie der Letzteren mit den Engliſchen Yorks feſtſtellen läßt und der Großvater des Feldmarſchalls ein Geiſtlicher iſt und noch dazu ohne das Adels-Prädicat erſcheint, würde auch wiederum leicht ein Vehſe der Zweite den Adelſtand der Familie in Zweifel ziehn und in York ein neues Beiſpiel zum Beweiſe jener funkelnagelneuen Wahrheit: „daß Preuſſen viel weniger durch ſeinen Adel, als durch Roturiers groß geworden" **) aufſtellen können. —

„Ja, nun will jeder gern ein Pommer ſein", antworteten die braven Pommeriſchen Grenadiere ihrem unvergleichlichen Feldherrn York, als dieſer, der Tapferkeit des Pommernvolkes die meiſten glücklichen Erfolge der Ruſſiſchen Campagne lobend zuſchrieb und hinzuſetzte: „Auch ich, Kinder, bin ein Pommer."

Und in der That, die Familie des Grafen York von Wartenburg gehört ihrem Urſpruge nach dem älteren landſäßigen Pommeriſchen Adel in Caſſuben an.

Ich bin überzeugt, daß die Beweiſe für dieſe Behauptung vollkommen in dem Material, welches im dritten Bande der Droyſenſchen Geſchichte in der zehnten Beilage geſammelt iſt, vorliegen ***).

Weder das heutige Yorkſche Stammwappen iſt das genuine, noch die jetzige Schreibart des Namens die richtige und urſprüngliche. Das letztere ſteht durch Droyſens Ermittelungen feſt, denn Yorks Vater und deſſen Brüder ſchrieben ſich Jorck, ſein Großvater Jarcken-Guſtkowski; das erſtere vermuthe ich und glaube

*) Siehe hiegegen den Aufſatz in den Preuß. Prov. Bl. pro 1838. Bd. XX. S. 157—167.

**) Das meint Herr Vehſe in ſeiner bekannten vielgeleſenen Anekdotenſammlung betitelt: Geſchichte des Preuß. Adels u. ſ. w. Ohne Zweifel iſt durch dieſes herrliche Werk erſt klar geworden, was man unter einer Geſchichte, mehr noch, was man unter einer Geſchichte des Adels eines Landes zu verſtehen hat.

***) Dieſes Material liegt aber hier chaotiſch ungeordnet da und iſt von Droyſen nicht unter gewiſſe Geſichtspunkte gebracht worden.

feſt, daß das Wappen der Eltern und Großeltern Yorks, ſobald es nur aufgefunden werden wird *), keine Aehnlichkeit mit dem vom Feldmarſchall geführten zeigen dürfte, eben weil letzteres (bis auf die goldene Münze in der Mitte des Kreuzes) mit dem der Engliſchen Yorks übereinſtimmt.

Gleicher Namen und gleiches Wappen ſind ja aber die Kennzeichen der Identität zweier Familien und da der Feldmarſchall genau der Wappenembleme der Engliſchen Yorks ſich bediente und die frühere Schreibart mit dem J. keine eigentliche, weſentliche Differenz des Engliſchen und Pommeriſchen Namens bildet: ſoll es da noch eines Beweiſes bedürfen, daß die Familie aus England ſtammt?

Wäre dem ſo und könnte man durch ſo einfache Schlüſſe aburtheilen, ſo würden Droyſen's Zweifel unbegründet erſcheinen. Sie ſind es aber nicht. Denn es iſt

1) wohl zu erwägen, daß ſich eine Einwanderung der Familie Yorks aus England auf hiſtoriſchem Wege nicht hat conſtatiren laſſen **). Iſt aber eine Einwanderung wirklich erfolgt, ſo müſſen auch darüber ſprechende Documente vorhanden ſein, um ſo mehr, als es nach den bisherigen Ermittelungen den Anſchein hat, daß eine Ueberſiedelung erſt im 17. Jahrhundert erfolgt ſein ſoll. Der Adel Lauenburgs aber, in deſſen Diſtrikt Gr. Guſtkow, wo Yorks Voreltern Antheilgüter hatten, lag, bildete, wie bekannt, eine ſelbſtſtändige Corporation, mit eigenem Landgericht und Ritterbank. Durch ihn mußte die Naturaliſation geſchehn und vor ihm die Darlegung der Teſtimonia des Adelſtandes der Einzöglinge; in dem Lauenbur-

*) Sorgfältige Bemühungen werden doch wohl das Wappen der noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Lauenburgiſchen blühenden Familie v. Jarcken auffinden laſſen und auch das Teſtament des Vaters Yorks, das im Jahre 1827 ſich im Depoſitorium des Stadtgerichts zu Potsdam befand (S. Droyſen III. S. 456.) wird wohl ein Familienſiegel enthalten.

**) Es ſind wohl leicht Einwanderungen fingirt, aber nicht leicht bewieſen und ich kann nicht umhin, wie ſchon früher an jene Mode einer Zeit zu erinnern, wo jedes Urgeſchlecht ein Fremdländiſches ſein wollte. Von den Yorks wiſſen wir aber nur, daß der Feldmarſchall an England dachte. Auch in Pommern war jene Unſitte durch Quaſi-Genealogen etwas eingeriſſen. Die Maſſow ſollten Maſovier ſeyn, die Lettow Litthauer, die Manteuffel Engländer, wie letzteres heut zu Tage noch hin und wieder ein Ignorant glaubt.

burgiſchen Amts-Ritterſchafts-Archiv werden ſich alſo etwanige Urkunden vorfinden laſſen müſſen, die eine Einwanderung beſtätigen; ſind aber ſolche, oder andere hiſtoriſche Documente nicht vorhanden, ſo muß die bloße Behauptung einer Immigration aus England völlig bedeutungslos erſcheinen und der alte Satz, daß da eine Familie zu Hauſe ſey, wo ſie urkundlich zuerſt auftritt, zur Anwendung kommen.

2) Bietet für die Unterſuchung über das Vaterland des Yorkſchen Geſchlechts der Familien-Name ſelbſt Anhalt genug, Pommern, in specie Caſſuben als die Heimath des Geſchlechts zu betrachten. Es darf nicht noch erſt mit vielen Worten hervorgehoben werden, wie charakteriſtiſche Kennzeichen eines Landes Local- und Familien-Namen ſind.

Der Name Jorck oder wohl eigentlich Joricke *) oder Jaricke **) verräth, namentlich in der nicht-contrahirten Form ſeinen Pommeriſchen Urſprung. Die Namens-Endung —ke —icke iſt in Pommern und ſeinen Nachbarländern Mecklenburg, der Mark, Preuſſen eine weit verbreitete. Insbeſondere iſt der Pommeriſche Adel reich an Geſchlechtern, deren Namen auf jene Sylben ausgehen. Ich nenne hier die v. Roſtke, Ruſtke, Lembke, Wranke, Ralecke, Köſicke, Nemecke, Butzke, Borske, Gorske, Wödtke, Gantzke, Zarbske, Stoſſke, Kamecke, Hainske, Pomeiske, Brunnicke, Powelske, Röpecke, Ubeske, Paschke, Reschke und Wittke. Nicht wenige derſelben gehören gerade dem Landſtriche an, in welchem auch die v. Joricke als anſäßige Edelleute zuerſt erſcheinen, dem Lauenburg-Bütowſchen und mehrere kommen in derſelben contrahirten Form, wie Jarcke und Jorcke aus Joricke und Jaricke entſtanden iſt ***), vor, ſo die v. Lembke ſtatt Lammicken, Röpke ſtatt Röpecke, Wödtke ſtatt Woticken, Kamcke öfters ſtatt Kamecke.

Ueberdies aber giebt oder gab es noch zwei altpommeriſche

*) So im Teſtamente des Capitaine David Jonathan v. J. d. d. Eiſenberg 27. April 1761. Droyſen III. p. 456.

**) Wie ſich der Großvater des Feldmarſchalls und ſonſt noch die Lauenburger Familie ſchrieb. S. Droyſen III. S. 498. 506.

***) Wie z. B. der Name der Pommeriſchen Familie v. Janitz in Jantz überging und aus v. Kamitz — v. Kamtz (jetzt ſtets Kamptz) wurde.

Geſchlechter des gleichen Namens Jorck, wie dies Droyſen ganz richtig beigebracht hat*). Wenn aber in einem Lande ſchon ganz gleiche Namen bei adelichen Geſchlechtern gefunden werden, ſo iſt dies wohl ein nicht geringes Moment zur Annahme, daß auch die denſelben Namen führenden Familien demſelben Lande angehörten. Alle drei (im vorliegenden Falle) konnten verſchiedenen Stammes ſeyn und verſchiedene Wappen führen; der Idiotismus des Pommeriſchen Dialekts ließ eine gleiche Formation des Geſchlechtsnamens öfters wiederkehren. Daher finden wir in Pommern zwei verſchiedene Geſchlechter der Steinwehr, der v. Wuſſow, v. Gantzke, v. Below, v. Roſtke, v. Teſſin, v. Kruckow, v. Thadden u. ſ. w., deren jedes Paar ganz verſchiedene Wappen gebrauchte.

Jene beiden Familien v. Jorck aber, die mit dem Wellenbalken**) und dem Greif bedienten ſich durchgehends der Schreibart mit dem J. und nicht anders auch die des Feldmarſchalls. Wenn aber dieſer der erſte ſeiner Familie iſt, welcher ſeinem Namen durch das Y den engliſchen Anſtrich giebt, kann wohl dieſer Umſtand als irgend ein Beweis für die behauptete engliſche Abſtammung angeſehn werden?

3) Haben wir aus dem bisher angeführten erſehn, daß, während eine Einwanderung der Yorks aus England unerweislich bleibt, Pommern, das Land, in welchem ihrer zuerſt Erwähnung geſchieht, noch zwei Familien mit demſelben und mehrere mit ähnlich gebildeten Namen aufzuweiſen hat, ſo wird die Beantwortung der Frage über ihr Stammland nicht weniger durch die feſtſtehende Abſtammung des Großvaters Yorks aus dem Lauenburgiſchen gefördert. Dieſer Großvater, der Paſtor zu Rowe, ſchreibt ſich Jarcken-Guſtkowski; Droyſen hat bereits richtig vermuthet, daß der Polniſche Beinamen von dem adlichen Dorfe Groß-Guſtkow bei Bütow

*) S. 507. Die dritte dort genannte Familie bediente ſich nicht des Adels und iſt auch in Pommern nie landſäßig geweſen.

**) Der Lieutenant Johann Eduard v. Jorck, deſſen Siegel Droyſen erwähnt, war aus Hinterpommern gebürtig, der Sohn eines Gutsbeſitzers, ſeine Mutter eine geb. v. Malſchitzki.

herrühre und auch bewieſen, daß in letzterem eine adeliche Familie des Namens v. Jarcken anſäſſig geweſen iſt *). Iſt aber die letztere Schreibart oder die nachher übliche, jetzt antiquirte „v. Jorck“ die originäre? Während Kirchenbücher, Lehn-Tabellen und York's Großvater den Familiennamen „Jarcken“ ſchreiben, nennen ſich des letztern Söhne alle „Jorck“ und ſelbſt ſchon im Kirchenbuch heißt die Gemahlin Peter Leslie's Anna Catharina „v. Jorck“-Guſtkowski. War dies eine willkührliche Abänderung oder exiſtirte ſchon früher die letztere Variante, etwa, wie der Name der beiden andern Pommeriſchen Geſchlechter v. Jorck auch Gorck, Gurck, Jörken, Gorcken und Jarcken geſchrieben wird? Wenn aber „Jarcken“, wie es den Anſchein hat, die älteſte Form des Geſchlechtsnamens iſt **), ſo erhellt hieraus klar die Richtigkeit der Behauptung einer Ueberſiedelung aus England, da nun der Name als ein ganz anderer erſcheint und es doch wohl nicht glaublich iſt, daß nicht einmal der Stammnamen in ſeiner urſprünglichen Form bewahrt wäre.

Es würde nun noch einiges über den Doppelnamen Jarcken-Guſtkowski hinzuzufügen ſeyn, obſchon auch in dieſer Beziehung von Droyſen nur Richtiges angeführt iſt. Jarcken oder Jorck iſt der Geſchlechtsnamen und Guſtkowski zur Be-

*) Daß der Pfarrer zu Rolwe das Adels-Prädicat „von“ weggelaſſen, davon iſt weniger der Grund ſein geiſtlicher Stand, als der Umſtand, daß damals in dem Gebrauch ſeiner Vorſylbe durchaus noch nicht allgemein das Kriterium des Adelsſtandes erblickt wurde, ſondern in dem Beſitz adeliger Güter, der Standesvorrechte, und der Notorietät der Familie als einer adeligen. Namentlich in Pommern machte ſich der Adel aus dem „von“ gar nichts, am wenigſten die kleinen armen Geſchlechter im Lauenburgiſchen, deren ganzer Reichthum oft nur in 2—3 Hufen Land und einer elenden Bauerhütte beſtand. Daher fehlt jenes Adelsprädikat auch in dem Droyſenſchen Citate aus den Kirchenbüchern (S. 506.) und ebenſo bei den v. Skorck und v. Guſtkowski. Nichtsdeſtoweniger war der Adelſtand dieſen Familien ſtets geſichert. Auch im Adelſchen Ritterſaal ſeiner Churbrand. Preuß. Reichs- und Staats-Geographie ſtehen die v. Jarcken auf Guſtkow, allein der Name iſt in dem überall von fehlerhaft geſchriebenen Namen ſtrotzenden Verzeichniß in „v. Darcken“ corrumpirt.

**) Die vorhin aus der Exiſtenz noch zweier anderer Pommeriſchen Familien v. Jorke gezogenen Conſequenzen werden auch nunmehr nicht fortfallen, da auch bei jenen Familien die Form Jarcken vorkommt. S. Droyſen S. 507.

zeichnung hinzugeſetzt, daß die Linie der Familie Beſitzungen in Gr. Guſtkow hatte. Dieſes große Dorf, von dem eine altadlige Familie, als Beſitzerin des größeſten Theils deſſelben (auch Kl. Guſtkow gehörte ihr eine Zeit lang), κατ᾽ ἐξοχὴν den Namen hatte *) zerfiel in eine Menge Antheilgüter, die verſchiedenen adeligen Familien gehörten, wie außer den v. Jarcken, die v. Skorck **), v. Sloß, v. Schmude, v. Wargowski, v. Zirſon u. a. m. Dieſe hier ſeßhaften Familien fügten zum Unterſchiede von andern Zweigen, die auf andern Gütern wohnten, jenen vom Beſitzthum hergenommenen Namen hinzu und er blieb, ſelbſt wenn jede Verbindung mit dem Gute aufgehört, wie dies das Beiſpiel des Paſtors von Rowe zeigt. Sonſt iſt die Sitte dieſer Doppelnamen, von denen der letzte auf den Namen des Guts hindeutete, eine im Lauenburgiſchen und den angrenzenden Theilen Weſt-Preuſſens alte und weitverbreitete. Ich erinnere nur an die v. Manteuffel-Kielpinski, v. Glaſenapp-Glizminski, v. Malotki-Trzebiatowski, v. Wranke-Demminski, v. Janitz-Lipowski, v. Wittken-Jeczewski, v. Helden-Sarnowski u. ſ. w.

4) Endlich aber frage ich: Nenne man doch *ein einziges in Pommern anſäßiges Rittergeſchlecht, deſſen Ankunft aus England hiſtoriſch feſtſteht?* Man wird kein einziges finden, wohl iſt es bekannt, daß ſich, beſonders im 17. Jahrhundert nach der Occupation Pommerns durch Brandenburg und ſpäter noch mehrere ausländiſche Geſchlech-

*) Die v. Guſtkowski, deren Preuß. Linie ſich Goſtkowski ſchreibt. Sonſt hatten noch andere Lauenburgiſche Familien von ihren Stammgütern die Namen, z. B. die v. Chmielinski vom Dorf Chmelentz, v. Selaſinski von Seleſen, v. Pomeiske von Pomeiske, v. Tauenzin von Tauenzin, v. Berginski von Bergenzin.

**) Die bei Drohſen III. p. 506. vorgetragene Meinung über den Grund der Benennung der v. Skorck hat nicht wenig für ſich, da ſie eben daſſelbe Wappen, wie die v. Guſtkowski führen (weshalb es auch im Kirchenbuch v. Guſtkowski olim Skorck heißt), die andern obigen Geſchlechter waren aber ganz verſchiedenen Stammes von den v. Guſtkowski und führten ganz andere Wappen. Daß die v. Skorck, wie Drohſen S. 506. anführt, auch in Oſtpreuſſen anſäßig geweſen, iſt unrichtig und ebenſo, daß dieſe Linie das Wappen der v. Guſtkowski geführt hat; die v. Skorck führen es noch bis heute und haben es ſtets geführt.

ter dort anſäſſig machten, die Enckevort, Zanthier, Knobelsdorff, Rothe, Damnitz, Hoym, Kirchbach, Miltitz, Werſſowitz u. ſ. w., aber iſt es bei allen dieſen nicht erwieſen, daß ſie eingewandert, nicht durch Documente, Namen und Wappen völlig außer Zweifel geſetzt? Eine Einwanderung läßt ſich wohl nicht ſo verheimlichen, zumal wenn der Einzögling einem ſo bevorrechteten Stande angehörte, als es der Adel in früherer Zeit war. Somit würde denn alſo das Jorckſche arme Geſchlecht im Lauenburgiſchen, wäre es aus England, als das einzige, welches aus dieſem Lande nach Pommern gekommen, daſtehen! Eine ſolche Annahme wird es nicht noch vieler Worte bedürfen laſſen, die Unſtatthaftigkeit einer Ableitung der Pommeriſchen Jorcks und Jaricke's aus dem engliſchen Geblüte der vornehmen Yorcks darzuthun.

Die Voreltern unſeres Helden, ſie gehörten einem jener halb poloniſirten, eingeborenen Caſſubiſchen Adelsgeſchlechter an, die am beſcheidenen Heerde von dem kärglichen Ertrage ihrer unfruchtbaren Hufen nur der Landwirthſchaft lebten und doch nie die ernſten Mahnungen des Schlegelſchen Adelsſpruches vergaßen, die Würde ihres Standes nie verletzten, vor allem aber das Schwert bereit hatten, wenn es galt, die dem Landesherrn geſchworene Treue durch die That zu bewähren *).

Man wird auch das hier Geſagte nicht als einen vollen Beweis für den Satz anſehen können, daß des Feldmarſchalls York Familie mit England nichts zu ſchaffen habe, ſondern aus der Mitte des Pommeriſchen Adels hervorgegangen iſt, nur die bisher ausgeſprochenen Vermuthungen ſind durch neue verſtärkt

*) Die Lauenburg-Bütowſchen Geſchlechter haben dem Preuß. Heere eine Menge der tapferſten und verdienſtvollſten Officiere gegeben. Ich erinnere nur an die Generale v. Krockow, Pirch, Pomeiske, Wuſſow, Selaſſnski, Tauenzin und an Namen, wie Chmielinski, Goddenthow, Guſtkowski, Jatzkow, Jutrzenka, Lübtow, Mach, Malotki, Pawelß, Prądzynski, Rezin, Schmude, Somnitz, Weyher, Wittke und Zitzewitz, Namen, die in der Kriegsgeſchichte Preußens den ſchönſten Klang haben.

...roen; in wie weit man aber durch die obige Beweisführung der Wahrheit näher gekommen iſt, wird leicht zu beurtheilen ſeyn.

Das alleinige Hinderniß, welches eine Sicherheit in der Entſcheidung der Frage über das Stammland der Yorkſchen Familie nicht hat erzielen laſſen, iſt der Umſtand, daß bisher noch nicht ermittelt iſt, welches Wappen Yorks Vater und Großvater geführt haben und Droyſen, der dieſe Frage in den Vordergrund als die wichtigſte bei ſeiner Unterſuchung hätte ſtellen ſollen, vermuthet nur (S. 507), daß das Wappen des Vaters York's dem das letztere gleich geweſen ſey. Ich, wie geſagt, bin der Ueberzeugung, daß es keinenfalls mit dem Mittelſchilde des heutigen gräflichen Wappens übereingeſtimmt hat *).

Es möchte übrigens angemeſſen erſcheinen, daß ſobald das urſprüngliche Geſchlechtswappen aufgefunden und die Herkunft des Yorkſchen Geſchlechts aus Pommern als mit Sicherheit bewieſen angenommen werden kann, auch die heutige gräfliche Familie die Schreibart des Namens und den Mittelſchild des Wappens änderte.

*) Die Beſchreibungen der Wappen des Pommerſchen Adels bei Micraelius und Brüggemann übergehen bei ihrer Unvollſtändigkeit die der meiſten Lauenburgiſchen Geſchlechter und auch das der v Jarcken oder Jorck. In dem ehemaligen Lauenburgiſchen Landes-Archiv werden aber doch wohl Actenſtücke mit dem Wappen der v. Jarcken auf Guſtkow ſich ermitteln laſſen.

Statiſtiſche und andere Notizen aus einer alten Amtsrechnung aus Sehiſten

Vom Rector **Mühling** in Röſſel.

J. N. D. H. D. A.

Ambts Sehiſtenn Jahres Rechnungk von allen Einkünfften vndt. Nutzungen dieſes Ambies Angefangen vff **Michaelis Anno 1651** vndt geſchloſſen vff dieſe zeitt des 1652ten Jahres bey Johann Albrecht von Leſſgewangen Hauptmans vndt Dietrich Bürgers Ambtsſchreibers Zeitten.

Abgehört Königsberg den 31. July 1655 durch H. Friedrich Rach Rechnungsrath, H. Cammermeiſter Johann Mollubo und Chriſtoff Cupnern Cammerverwandten.

Verzeichniß
und eigentlicher Bericht jedwederer Gelegenheit des Amtes Sehiſten.

Kirchen.

In dieſem Amte ſind 6 Kirchen, als eine zu Sensburg, die andere zu Sehiſten, die dritte zu Aweyden, gehören S. Churf. Dchl. und haben das jus patronatus darüber. Die vierte zu Boſem gehört den ſämmtlichen Intereſſenten derer von Schlubhuten. Sr. Curf. Dchl. haben aber das jus patronatus darüber. Die fünfte zu Sorquitten und die ſechste zu Rieben, welche denen von Adel, als die Sorquittenſche dem Michel Albrecht von und zum Egloffſtein und die Riebenſche denen von Küchenmeiſtern gehörig und haben auch das jus patronatus darüber.

Zur Kirche der Stadt Sensburg gehören außer der Stadt noch 15 Dörfer. Beides zuſammen haben 676 Huben als 112 Stadthuben, 135 adl. Huben, 83 Freier-Huben und 346 Pauer-Huben. S. churf. Dchl. gehörig.

Zur Kirche Sehiſten gehören 11 Dörfer mit 531 Huben und 2 Morgen. 240 Huben davon gehöiten in 4 Dörfern den Freien

und die übrigen Bauern und gehören S. Ch. Dchl. Der Pfarrer Georg Gregorovius gebraucht zu Widdem 4 H.

(Sehiſten hat ſpäter 2 Geiſtliche. Der Prediger hat ſein Land zur Hälfte am Orte und die andere Hälfte in Reuſchendorf).

Das Kirchſpiel Zweiden hat 649 H. 15 M., wovon Zweiden und Petzſchendorf 144 H. haben. Dieſe beiden Dörfer ſind Biener und gehören S. Ch. D. Vier Dörfer mit 100½ H. geh. Freien; 290 H. von 5 Dörfern gehören dem Adel. Der Pfarrer Georg Nennich hat nebſt dem Caplan Jac. Eichel 6 H. zur Widdem frei.

Zur Kirche Boſem (Boſemb) gehören 130 H. dem Adel. Der Pfarrer Joh. Kubarſchky hat 4 H. zum Widdem.

(Vor ungefähr 20 Jahren wurde die Kirche abgebrochen und das Kirchſpiel mit Sehiſten vereinigt).

Zur Kirche Sorquitten gehören 11 Dörfer mit 329 H. dem Adel, und 2 Dörfer mit 80 H. den Freien. Der Pfarrer Michel Wannovius hat 4 H. zum Widdem.

Zur Kirche Rieben (Ribben) gehören 287¼ H.; in 5 Dörfern 214¼ H. dem Adel und Borſowen mit 73 H. den Bauern, geh. S. Ch. D.

Hospitäler.

Ein Hospital iſt bei der Kirche zu Sehiſten von S. Ch. D. Materialien durch den Seel. Hr. Obriſt-Lieutenant und Hauptmann Fabian von Lehndorf mit der Hülfe des Kirchſpiels anno 1648 erbauet worden. Hierin werden gewöhnlich 12 Perſonen gehalten und bekommen zum Zuſchub jährlich 20 Scheffel Korn und 8 Tonnen Tafelbier von S. Ch. D. Aber weil ſie mit Obigem bei weitem nicht auskommen, ſo müſſen ſich dieſelben mit Zuſammenbringen der Allmoſen von den Kirchſpielskindern behelfen und ſich alſo ernähren.

Ein Hospital zu Sensburg iſt bereits vor langen Jahren von dem Kirchſpiele und der Stadt angelegt und werden darin 10 Perſonen erhalten. Hierzu haben S. Ch. D. glorwürdigſten Andenkens, Herr Georg Wilhelm, damit die Armuth deſto beſſer ihre Verpflegung bekommen möge, — den 6. Aug. 1640 zwei wüſte Huben zu Karwen, ihnen aller Beſchwerde frei, aber nebſt

dem Zinſ gänzlich entnommen, aus Gnaden zu ewigen Zeiten zugewendet. Dabei auch noch eine H., welche die Spital-Vorſteher für die Armen in dieſem Dorfe 100 Fl. poln. gezahlt, ebenfalls alles Schaarwerks und Zinſes aus Gnaden ewiglich erlaſſen. Von andern Einkünften haben ſie nichts, als das Almoſennehmen von den Kirchſpielskindern, zu ihrer ferneren Nothdurft zu getröſten.

In dieſem Amte haben S. Ch. D. 2 Vorwerke. Der Hof Sehiſten ſammt dem Vorwerk iſt 1625 durch Sebaſt. Behrendt, Landmeſſern, gemeſſen und enthält 22 H. 24 M. 224 R., darunter der Kotzen-See mit 2 H. 16 M. — Aus den Dörfern (7) mußten 90 Bauern Scharwerk leiſten; 22 Bauern zahlten hohen Zins und leiſteten natürlich kein Schaarwerk. — Das Vorwerk Mertensdorf enthielt beinahe 12 H. — hier mußten 50 Bauern aus 5 Dörfern ſchaarwerken. Allgemein wurde nach der Dreifelder-Eintheilung gewirthſchaftet. — Das zweite Vorwerk hatte die einzige Schäferei im Amte, von welcher aber geſagt wird: „ſie iſt aber von Viehe ganz unterkommen und weder Schafe noch ichtswas (d. h. irgend etwas) anderes darinnen vorhanden, iſt auch nicht ein Stück ſeit 4 Jahren daſelbſt geweſen.

Mühlen.

Die Mühle in Sensburg gehört S. Ch. D., hat 2 Gänge oberſchlächtig. Der Müller Andr. Paſſtzigk hat 1649 die Mühle auf 3 Jahr arrendirt und hat jährlich gegeben 3 Laſt Korn und 3 L. Malz, mäſtet keine Schweine, ſondern giebt dafür 100 Mrk.

Die Mühle in Sehiſten gehört S. Ch. D., hat 2 Gänge oberſchlächtig.

Der jetzige Müller Hans Donder hält die Mühle arendweiſe, giebt jährlich 3½ L. Roggen, mäſtet 5 Schweine, hat in dürren Zeiten und hartem Winter ſchlechten Vorrath an Waſſer.

Die Pülzer Mühle gehört S. Ch. D., hat 3 Gänge überſchlägtig, der Müller Friedrich Herrmann hat ſelbige Mühle vor dieſem 3 Jahre arendweiſe gehalten, jährlich 3½ Laſt Korn abgetragen und 6 Schweine gemäſtet, welche Mühle aber „verſchienen" 1640ſten Jahres Hr. Daniel v. Schlubhuten, wegen einer gewiſſen Penſion, die ſich auf 10,000 Mrk. erſtrecket von S. Ch. D. dermaßen eingeräumet worden, daß er ſolche Summe mit jährlich 1148 Mrk. abwohnen und nachmals ſolche Mühle, wenn

ſolche Summe völlig gekürzet hinwieder S. Ch. D. abgetreten werden ſolle. Wie hoch aber noch der Reſt der Forderung ſich thut betreffen, das iſt bei der Churf. Kammer, welche hierüber einen richtigen Schluß getroffen, befunden. Dieſe Mühle hat ſonſt an Waſſer keinen Mangel und ziemlich gut Mahlwerk. Dabei iſt auch noch eine Walkmühle, worin Tuch und Sehmiſch gewalkt wird, welche ebenfalls dem von Schlubhut neben der andern Mahlmühle in die obige Summe der 1148 M. angeſchlagen und eingeräumt worden.

Babientenmühl gehört S. Ch. D., hat 3 Gänge oberſchlächtig. Der Müller hat vom Mahlen auf der vierten Metze geſeſſen, nunmehr aber ſelbige auf 3 Jahre gepachtet, giebt dieſes Jahr 3 L. Korn, mäſtet 6 Schweine, hat Waſſers die Fülle, aber wenig Säcke wegen der herumliegenden Mühlen. Die Schneidemühle zu Babienten gehört S. Ch. D. Die Dorfſchaft Macharren hat dahero anſtatt des Achtelholzes die Rahnen an die Schneidemühle geführet, weil aber ſolches auf die Freien als Pflicht ankommt, ſo müſſen dieſe Zufuhren die Freien verrichten und die Macharrer das Achtelholz dem Amte abliefern. — Wegen des Schneidelohns zu Ch. D. Beſten hat der Müller hiervon den vierten Pfennig.

Erbmühlen in dieſem Amte.

Ocklaucken Mühle iſt, vermöge ſeiner Verſchreibung, des Müllers Erbmühle, hat einen Gang oberſchlächtig, zinſet jährlich 36 Scheffel Korn und 12 Scheffel Malz, Königsbergiſch Maaß, mäſtet keine Schweine und muß die Unkoſten allein tragen.

Bönigker Mühle iſt des Müllers eigne Erbmühle, hat einen Gang oberſchlächtig, zinſet jährlich 30 Schfl. Amtsmaaß und 9 Schfl. Malz, mäſtet keine Schweine und muß allein die Unkoſten tragen.

Collogiener Mühle iſt früher ein Hammer geweſen, weil aber dieſes Orts kein Erz mehr zu bekommen geweſen, haben S. Ch. D. dem jetzigen Beſitzer Zudnochowsky, Wildniß-Warth, vermöge ſeiner Verſchreibung gnädigſt nachgegeben, eine Mühle mit einem Rade zu bauen, davon er jährlich eine Laſt Korn Amtsmaaß liefern ſoll, wie aber bisher die theuren Jahre eingefallen und er ſolchen Zins auf der Mühle nicht heben können, iſt er auf Be-

liebung Sh. D. noch bei dem alten Hammerzins 40 Mk. verblieben. Dieſer Müller kann, weil er ziemliches Mahlwerk hat, füglich die eine Laſt Korn S. Sh. D. abtragen.

Adliche Mühlen.

Gottower Mühle gehört dem Siegmund von Egloffſtein, hat einen Gang, zinſet nichts ins Amt.

Laſchker Mühle gehört demſelben, hat 2 Gänge, zinſet nichts.

Widrinner Mühle und Heinrichshofer Mühle gehören dem Heinrich Königseck, Hauptmann auf Lötzen, zinſet nichts ins Amt.

Pillacker Mühle gehört den ſämmtlichen Intereſſenten der Koſſlauiſchen Güter, hat einen Gang, zinſet nichts.

Seen,

ſoviel ihrer in dieſem Amte gelegen, was vor Tiefe dieſelben haben und wer darin zu fiſchen befugt iſt.

Wildniß-Garn.

Gautenſee, iſt im rechten Boden 16 Klftr. tief, hat 3 Züge, wird Sh. D. zum Beſten gefiſchet, bei Winterszeiten mit dem großen Garn, giebt allerlei Speiſefiſche, als: Breſſem, Hechte, Plötze, Perſchke, Ucklei und iſt ohngefähr $\frac{1}{4}$ Meile lang und $\frac{1}{2}$ Viertel-M. breit. Darinnen hat keiner freie Fiſcherei.

Tufenſee iſt im rechten Boden 6 Klftr. tief, hat 3 Züge, wird S. Sh. D. zum Beſten bei Winterszeiten mit dem großen Garne befiſchet, giebt Breſſem, Hechte, Kaulbarſchke und Ucklei, iſt $\frac{1}{4}$ M. lang und $\frac{1}{2}$ Viertel-M. breit, aber niemand hat eine freie Gerechtigkeit.

Großkarwenſee iſt im rechten Boden 6 Klftr. tief, hat 6 Züge, wird des Winters mit dem großen Garn befiſchet, giebt Zant, Hechte, Breſſem, Plötze, Bärſchke und Kaulbarſchke. Iſt ungefähr $\frac{1}{4}$ M. lang und $\frac{1}{2}$ Viertel-M. br., hat ſonſt niemand freie Fiſcherei.

Kleinkarwenſee iſt im rechten Boden 6 Klftr. tief, hat 1 Zug, wird des Winters mit dem großen Garn befiſcht, giebt allerlei Fiſche, als: Breſſem, Bärſchke, Plötze und Ucklei, iſt ungefähr $\frac{1}{2}$ Vierlel-M. lang und oben ſo breit. Darin zu fiſchen iſt keiner berechtigt.

Groß-Susdroyſee iſt im rechten Boden 8 Klftr. tief,

hat 13 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten des Winters mit dem großen Garn befiſchet, giebt allerlei Fiſche, als: Hechte, Breſſem, Bärſchke, Kaulbärſchke, Plötze, Ucklei und iſt ungefähr ½ M. lang und ½ B. M. breit. Darin hat ſonſt niemand frei zu fiſchen.

Kureckſee iſt im rechten Boden tief 12 Klftr., hat 4 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten, ſowohl des Winters als auch des Sommers, ſonderlich wenn dieſelben das Ablager zu Crottingen halten, mit dem großen Garn befiſchet; giebt allerlei Fiſche, als: Zante, Breſſem, Hechte, Bärſchke, Kaulbärſchke und Plötze, iſt ¼ M. lang und ¼ M. breit und Niemand hat Gerechtigkeit darin zu fiſchen.

Groß-Druſſenſee iſt im rechten Boden 8 Klftr. tief, hat 12 Züge, wird S. Ch. D. ſowohl des Winters als auch des Sommers befiſcht, liefert dieſelben Fiſche wie der vorige.

Klein-Druſſenſee iſt im rechten Boden tief 12 Klftr., hat 2 Züge, wird Sr. Ch. D. zum Beſten im Winter und im Sommer befiſcht, giebt Zante, Breſſem u. ſ. w., iſt ungefähr ½ B. M. lang und eben ſo breit.

Wilkenſee iſt im rechten Boden tief 5 Klftr., hat 5 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten ebenfalls bei dem Crottingſchen Ablager mit dem großen Garne zu Winters- und Sommerszeiten befiſchet, giebt Zant u. ſ. w., iſt ½ B. M. lang und breit.

Tuſſenſee iſt im rechten Boden 4 Klftr. tief, hat 4 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſchet, liefert Hechte u. ſ. w., faſt eben ſo groß wie der vorige.

Muckerſee iſt im rechten Boden tief 24 Klftr., hat 48 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten des Winters mit dem großen Garne befiſchet, giebt allerlei Fiſche, als Hechte, Breſſem u. ſ. w., iſt ungefähr 1 M. Weges lang und ½ M. breit; darin hat Johann Zieglerus der Pfarrer und die „alte Pfarrerſche“ zu Aweyden freie Fiſcherei zu Tiſches Nothdurft und nicht zum Verkauf.

Groß-Wengellſee iſt im rechten Boden 13 Klftr. tief, hat 20 Züge. Derſelbe wird S. Ch. D. zum Beſten mit dem großen Garne befiſchet, giebt Hechte ꝛc., iſt ½ M. lang und ¼ M. br.

Klein-Wengellſee iſt im rechten Boden 5 Klftr. tief, hat 4 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſchet, des Winters mit dem großen Garn, giebt Hechte ꝛc., iſt ungefähr ¼ M. lang und breit. Hierin iſt berechtigt Georg Schätzell zu Bredienen mit

einer Klappen zu Tiſches Nothdurft zu fiſchen, aber nicht zum Verkauf.

Aweydſcher See iſt im rechten Boden 19 Klft. tief, hat 7 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſchet, des Winters mit dem großen Garne giebt Hechte, Bärſchke ꝛc., iſt eine Meile lang und faſt eben ſo breit. Darinnen hat Hans Petri mit einer Klappen zur Tiſches Nothdurft und nicht zum Verkauf, freie Fiſcherei.

Crottingſcher See iſt im rechten Boden 7 Klftr. tief, hat 4 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten, im Winter mit dem großen Garne befiſcht; giebt Hechte ꝛc.; iſt ½ Meile lang und ½ V. M. breit.

Koelbunger See iſt im rechten Boden 4 Klftr. tief, hat 4 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten im Winter mit dem großen Garne befiſchet, giebt Hechte ꝛc., iſt ½ V. M. lang und eben ſo breit.

Groß-Collogienenſee iſt 9 Klftr. tief, hat 6 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſchet u. ſ. w. Er iſt ſo groß wie der vorige.

Klein-Colloginenſee iſt 4 Klftr. tief, hat 3 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſchet u. ſ. w.; iſt 1 M. lang u. breit.

In Summa 18 Seen mit 147 Zügen.

Sorquittenſche Garn.

Gellantenſee iſt 12 Klftr. tief, hat 48 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten mit dem großen Garne im Winter befiſcht, giebt Breſſem, Hechte, Maränen u. ſ. w., iſt 1 M. lang und ½ M. breit. Darinnen haben die v. Egloffſtein, des ſeel. Dionyſii v. Oelſen Frau Wittwe und der Pfarrer zu Sorquitten freie Fiſcherei.

Lapaßkenſee iſt 20 Klftr. tief, hat 20 Züge und wird S. Ch. D. zum Beſten mit dem großen Garne befiſchet, liefert Maränen u. ſ. w. iſt ½ M. lang und ¼ M. breit. Darinnen haben die Wildenauer freie Fiſcherei mit einer Klappen.

Lappinßkenſee iſt 10 Klftr. tief, hat 14 Z., wird S. Ch. D. zum Beſten ꝛc., iſt ½ M. lang und 100 Klftr. breit, hierin hat Hr. Otto v. d. Gröben und Hr. Heinrich von Königsecks Erben freie Fiſcherei mit einer Klappen.

Pierwoyerſee iſt 30 Klftr. tief, hat 16 Z. und ½ M. lang und ¼ M. breit. Darin haben die von Schlubhuter freie Fiſcherei mit dem kleinen und großen Garn, giebt allerlei Fiſche, als Hechte, Maränen u. ſ. w.

Kainaſee iſt 8 Klftr. tief, hat 2 Züge, wird für S. Ch. D. zum Beſten befiſchet ꝛc. Darin iſt Niemand berechtigt zu fiſchen iſt ¼ B. M. lang und breit.

Tuſſenſee, iſt 10 Klftr. tief, hat 3 Zügt und hat Niemand Gerechtigkeit darin zu fiſchen, als S. Ch. D.

Krummenſee iſt 8 Klftr. tief, hat 20 Züge, gehört S. Ch. D., iſt ½ M. lang und ½ B. M. breit. Darin hat Mathias Wiltinski, Georg von Schätzell, auch die Schulzen v. Krummendorf freie Fiſcherei mit einer Klappen.

Weiſſenſee iſt 12 Klftr. tief, hat 30 Züge. Derſelbe wird zu Winterszeiten zum Beſten S. Ch. D. befiſchet, iſt ½ M. lang und ¼ M. breit. Darin hat Hans Petri und der Langheimer freie Fiſcherei mit einer Klappe.

Summa 8 Seen mit 153 Zügen.

Hausgarn.

Sallantenſee iſt 9 Klftr. tief, hat 30 Z. Darin wird S. Ch. D. zum Beſten gefiſchet, des Sommers mit einer Klappen und des Winters mit dem großen Garne; iſt ungefähr ¾ M. lang und ¼ M. breit. In dieſem See haben die Weiſſenburger freie Fiſcherei zu Tiſches Nothdurft mit kleinem Gezeuge.

Suſſbroyenſee iſt 5 Klftr. tief, hat 1 Zug, wird zum Nutzen S. Ch. D. befiſcht, hat Hechte, Karauſchen, iſt ½ M. lang und breit.

Jurtenſee iſt 11 Klftr. tief, hat 3 Züge, wird zum Beſten S. Ch. D. befiſcht, im Sommer mit einer Klappen und im Winter mit dem großen Garne, giebt Hecht, Maränen, Stinte ꝛc., iſt ½ M. lang und ¼ M. breit. Darin hat die Stadt Sensburg um einen gewiſſen Zins, freie Fiſcherei mit einer Klapper.

Salzenſee iſt 6 Klftr. tief und hat 7 Züge, gehört S. Ch. D., iſt ½ B. M. lang und breit.

Kutſchenſee iſt 10 Klftr. tief und hat 9 Züge, wird S. Ch. D. zum Beſten befiſcht, des Winters mit dem großen Garn und des Sommers mit der Klappen, giebt Maränen u. ſ. w., iſt ¼ M. lang, ½ B. M. breit.

Balzſee iſt 3 Klftr. tief, gehört S. Ch. D., liefert Breſſem, Schleien u. ſ. w. iſt $\frac{1}{2}$ V. M. lang und breit. Darin haben Sawadder freie Fiſcherei zu Tiſches Nothdurft mit einer „Wachten.“

Probergkſee iſt 12 Klftr. tief, hat 30 Züge, gehört S. Ch. D. u. ſ. w., iſt $\frac{1}{2}$ M. lang und $\frac{1}{4}$ V. M. breit. Darin hat Friedrich Probarſchky freie Fiſcherei zu Tiſches Nothdurft mit kleinem Gezeuge.

Wiersbowenſee iſt 4 Klftr. tief, hat 8 Züge, gehört S. Ch. D., giebt die gewöhnlichen Fiſche, iſt $\frac{1}{2}$ V. M. lang und br. Darin hat Hans Stach zu Wiersbowen, mit einem Garn freie Fiſcherei.

Rungwangſee iſt 5 Klftr. tief, hat 9 Züge, wird zum Nutzen S. Ch. D. befiſcht ꝛc. iſt $\frac{1}{4}$ Meile lang und breit.

Muntowenſee iſt 2 Klftr. tief, gehört S. Ch. D. ꝛc.

Scharnaſee iſt 13 Klftr. tief, hat 8 Züge, wird Sommer und Winter zum Beſten S. Ch. D. befiſcht, liefert Hechte, Karauſchen ꝛc., $\frac{1}{4}$ M. lang, $\frac{1}{2}$ V. M. br.

Katzenſee iſt 5 Klftr. tief, hat 4 Züge. Ganz daſſelbe Verhältniß wie beim vorigen, $\frac{1}{2}$ V. M. lang und breit.

Junyſee iſt 12 Klftr. tief, hat 44 Züge, gehört S. Ch. D. liefert viel Fiſche, als Maränen u. ſ. w. iſt ungefähr $\frac{3}{4}$ M. lang und $\frac{1}{2}$ V. M. breit.

Kutznaſee hat 13 Züge und iſt 6 Klftr. tief. Gehört S. Ch. D., liefert Bärſche, Schleie u. ſ. w., $\frac{1}{2}$ V. M. lang u. breit.

Summa 14 Seen mit 237 Zügen.

Verzeichniß der kleinen Seen, welche nicht mit dem großen Garne bezogen werden.

Mertensdorf, Langſeechen bei Mertensdorf, 3 Seechen bei Hans Gutten, Glombeck, Scharppe, Strentzen bei dem Hammer, Climuntka, Labentenk, Muntineck, Schwerz, Pippeck bei Globowen, Langſeechen hinter Wenngell, Kleinſeechen hinter Petzſchendorf, Wiersbowen, Strentzen bei Wiersbowen, Seechen hinter Ganten, Pawelleck, Krongell, Krüger bei Muntienen, Seechen hinter Pülz, Seechen beim Schloß.

Flüſſe und Ströme.

Tuſſen, Mucker, Collogienen, Oplick, Druſſen, Karpeck, Kolpack, Kl. Susdroyen, Babienten, Gr. Wrengell, Ganten, Weiſſen,

Langen, Kuyna, Lupienſken, Lapaſchken, Gelland, Wengell, Wiersbowen, Scharren, Kutzen, Kuſſen, Sallandt, Strompeln, Spiegeln.

Summa: 40 große Seen mit 537 Zügen,
23 kleine Seen und
26 Flüſſe (Fließe).

(Fortſetzung folgt.)

Herder-Denkmal.

Als eine tüchtige Arbeit ſtellt ſich die koloſſale Büſte Herder's zu einem in Bronzeguß auszuführenden Denkmal in Mohrungen von W. Wolff (Thierwolff)*) dar, die bei materieller Treue der Züge zugleich einer idealeren Auffaſſung, wie wir ſie an einem Herderkopfe unerläßlich denken, gerecht zu werden weiß. Das iſt die gewaltige Stirn, unter der die „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" reiften, unter der nur Raum war für das Edelſte, Beſte.

Aus der Beurtheilung der auf der Berliner Ausſtellung 1852 befindlichen Gegenſtände im Deutſchen Kunſtblatt 1852. S. 358.

*) Der Künſtler erwarb ſich eine dankbare Anerkennung für den Stier, wozu ihm das Motiv eine alte Münze gab (Friedländer „Die oskiſchen Münzen") für den zum Tode beförderten Bär, bei dem das Chloroform den Scherz der beabſichtigten Augen-Operation verdarb, für einen Löwen, einen Hund u. ſ. w.

Kunſtanzeige.

Danzig und ſeine Bauwerke in maleriſchen Original-Radirungen mit geometriſchen Details und Text von J. C. Schultz, Profeſſor und Director an der Provinzial-Kunſtſchule in D., Mitglied der Akademie der Künſte ꝛc. Danzig, im Selbſtverlage. Lieferung **III.** 1852 *).

Denkmale der Baukunſt in Preußen, nach Provinzen geordnet, gezeichnet und herausgegeben von Ferdinand von Quaſt. Erſte Abtheilung: Königreich Preußen. Berlin im lithogr. Inſtitut. 1852 **).

Wenn an älteren Radirungen des zuerſt aufgeführten und bereits hinreichend bekannten Werkes ſchon früher in dieſen Blättern (Bd. VII. S. 254 ff.) einfach getreue Auffaſſung der Gegenſtände, Liebe in der Behandlung und anziehender Vortrag gerühmt werden konnten, ſo haben die Darſtellungen des letzterſchienenen Heftes die gleichen Vorzüge. Auch in dieſem zeichnen ſich ſonſt weniger bedeutungsvolle Anſichten durch Haltung und Charakter aus. So der Stadthof mit intereſſantem und wirkſamem Vordergrund, der alte, vor ſieben Jahren abgetragene Thurm am Stadthof, dem hier ein Gedenkblatt gewidmet wurde. Im-

*) „Das ganze Werk iſt auf 4 Lief. à 6 Blatt berechnet, jede derſelben enthält 5 Anſichten und 1 geometriſch gezeichnetes Blatt. Für den Subſcriptionspreis pro Lief. auf weißem Papier 3 Thlr., auf chineſiſchem Papier 4 Thlr. iſt daſſelbe nur von dem Autor zu beziehen. Ein kurzer Text wird am Schluß verabfolgt werden.“ Lief. I. erſchien 1846, Lief. II. 1848.

**) Nach einer brieflichen Mittheilung des Herausgebers (ſ. Bd. IX. S. 374.) ſoll etwa alle zwei Monate ein Heft à 6 Blatt, meiſt in Veduten, theilweiſe aber auch in Aufriſſen, Grundriſſen ꝛc. beſtehend, erſcheinen und ein farbiges Blatt enthalten. Die Provinzen ſollen miteinander abwechſeln, ſo daß durchſchnittlich von jeder alle Jahre ein Heft herauskommt.

poſant präſentirt ſich das hohe Thor mit dem Stockthurm dahinter auf einem Blatte, das in ſinniger Weiſe zugleich als Titelblatt des ganzen Werkes benutzt iſt. Eine Anſicht des langen Marktes von oft gewähltem Standpunkt aufgenommen, und eine Perſpective des ſüdlichen Seitenſchiffs der Marienkirche intereſſiren durch die Gegenſtände, wie durch künſtleriſchen Gehalt. Das letztgenannte, ſtylographiſch radirte Blatt übertrifft ein früher gegebenes mit dem Artushof, bei Weitem an Farbe und Kraft; leider iſt das Gewölbe des Nebenſchiffes in der Behandlung hier weniger gelungen, als das in ſtärkeren Schatten gelegte des Hauptſchiffs. Die enggefalteten Kappen und Käppchen laſſen das Starre architectoniſcher Formen zu ſehr vermiſſen und um ſo auffälliger, da die Gurten nur angedeutet ſind. — Dieſem Hefte ſind die Aufriſſe und einige Details von Façaden der Kirchen zu St. Marien, zu St. Peter und Paul und zu St. Katharinen beigegeben.

Da S. Maj. der König die Widmung dieſer Arbeiten anzunehmen geruht hat, ſo läßt ſich erwarten, daß das ſchätzenswerthe patriotiſche Unternehmen mit dem noch zu verhoffenden vierten Hefte nicht als abgeſchloſſen zu betrachten ſein wird. Möge der Herausgeber in ſeiner Liebe zu den Baudenkmälern unſeres Landes, wie in der hohen und ehrenvollen Theilnahme, deren ſeine Gemälde und Radirungen ſich erfreuen, neue Aufmunterung finden, ſein Werk ſelbſt über den urſprünglichen Plan und den beabſichtigten Umfang hinaus fortzuſetzen und nach und nach merkwürdige Gebäude auch anderer alter Städte aufzunehmen.

Dieſer an Hrn. Prof. Schulz ſchon früher gerichtete Wunſch wird in anderer Weiſe durch ein anderes, dem ſeinigen in der Tendenz verwandtes Werk erfüllt, das mehrfach angekündigt und lange erwartet, vor einigen Monaten in erſter Lieferung erſchienen iſt. Hr. Baurath v. Quaſt, Conſervator aller Baudenkmäler der Monarchie, hat den Ordensbauten unſerer Provinz viel Aufmerkſamkeit und Studium zugewendet und das oben genannte große Werk mit der Darſtellung derſelben eröffnet. Im vorliegenden Hefte giebt er Schloß und Stadt Heilsberg im Ermlande, und zwar eine Anſicht der Stadt von der Nordſeite, eine Anſicht des Schloſſes im Südoſten aufgenommen, Abbildungen des inneren Hofes, eines Kellergewölbes und der Kapelle im großen Thurm,

demnächſt der Pfarrkirche und des alten Stadtthors zu Heilsberg; zu Allem die nothwendigſten geometriſchen Zeichnungen.

Die Ausſtattung iſt der erhabenen Protection, deren auch dieſes Werk ſich rühmen darf, vollkommen würdig. Die ſchön lithographirten Blätter, ſechs an der Zahl, darunter zwei in farbigem Tonplattendruck von geſchätzten Künſtlern ausgeführt, machen für ſich einen freundlichen Eindruck, vereinigten auch ſehr glücklich das wiſſenſchaftliche mit dem künſtleriſchen Intereſſe, ſoweit dies überhaupt thunlich geweſen ſein mag. Wer einen Eindruck der Wirklichkeit mit den hier gegebenen Abbildungen zu vergleichen hat, der wird freilich den „Roſt des Alterthums", der auch dieſe Mauern ziert, vermiſſen; indeſſen andere Intentionen hat der Maler, andere der Architect. Ohne Zweifel wird dies in weiteren Kreiſen faſt unbekannte Bauwerk auch Gegenſtand rein maleriſcher Auffaſſung werden. Viel iſt ſchon damit gewonnen und dankend muß anerkannt werden, daß der Herausgeber durch ſeine ſo reiche als erfreuliche Gabe die ehrwürdige Biſchofsburg, die eines der vollendetſten und vielleicht das am Beſten erhaltene Monument ihrer Art iſt, dem allgemeinen Intereſſe näher legte, als es bis jetzt geſchah. Eine Lithographie von von Bils nach C. E. Höpffner eine andere von Ahlborn in den „Anſichten preußiſcher Schlöſſer" von der Gräfin Dohna, einige Aquarellſkizzen des Malers A. H. Frank waren bisher faſt die einzigen Darſtellungen des Schloſſes.

Auf dem dritten Blatte erhalten wir Grundriß, Durchſchnitt, Pfeiler und Rippenprofile nach Aufnahmen des Hrn. Bauinſpektor Jeſter zu Heilsberg, der ſeit mehr als 35 Jahren dem Schloſſe liebevolle Pflege und Fürſorge widmete, es auf das Genaueſte in allen ſeinen Theilen erforſchte und in geordneten Grundriſſen, Durchſchnitten und Aufriſſen zeichnete. Blatt III. muß ſehr willkommen ſein, inſofern es geeignet iſt, über die weitläuftigen Anlagen des Bauwerks zu orientiren. Die großen, ausführlichen Aufnahmen des Hrn. Jeſter erſetzt es natürlich nicht, und Hr. v. Quaſt ſelbſt erinnert, daß „die Herausgabe aller jener Blätter dem verdienten Manne nicht weniger zur Ehre gereichen, als dadurch den Kunſtfreunden reiche Belehrung zu Theil werden würde." So liegt der Wunſch nahe, den wir hiemit ausſprechen, Hr. Jeſter möge ſich bewogen fühlen, dieſer Aufforderung nachzukommen

und eine ausführliche architectoniſche Darſtellung und Beſchreibung des Schloſſes herauszugeben.

Im Anſchluß an die hiſtoriſche Darſtellung, wie Herr Prediger Nietzki eine ſolche in den N. P. P. B. (Bd. V. S. 19 ff. 104 ff.) vor fünf Jahren drucken ließ, liefert Hr. v. Quaſt in dem erläuternden Text, der eine werthvolle Beigabe der Abbildungen ausmacht, zu Blatt III. eine vollſtändige Baugeſchichte des Schloſſes. Daraus ergänzen wir die allgemeinen Bemerkungen, die ſich Bd. V. S. 20. und ſonſt zerſtreut finden, durch folgende intereſſante Thatſachen, die ſich aus der ſorgfältigen Vergleichung der Quellen mit der noch vorhandenen Architectur unzweifelhaft ergaben. — Als Gründer des jetzigen Schloſſes iſt Biſchof Johann I. von Meißen (1350—1355) anzuſehen, der auch den Bau der Burgen Röſſel und Seeburg, ſo wie der Frauenburger Kathedrale begann. Doch wurden unter ſeiner Regierung nur die Fundamente gelegt und die Mauern gerichtet, ſo wie die Erdwälle rings um das Schloß aufgeworfen. Johannes II. Streifrock (1355—1372) ſetzte den Bau eifrig fort und ließ noch einen großen Theil der Geſchoſſe und Kellerräume einwölben. Seit 1369 lebte er aber vor dem Orden flüchtig zu Avignon, und erſt ſeinem Nachfolger Heinrich III. Sorbohm von Elbing (1372 bis 1401) glückte die Vollendung des Ganzen, indem er die noch fehlenden Gewölbe und vor Allem den ſchönen Kreuzgang hinzufügte, der den Hof in zwei Geſchoſſen rings umgiebt. Außerdem verſah er das Schloß mit einer Waſſerleitung, deren Reſte erſt zu Anfange dieſes Jahrhunders zu Grunde gingen, und umgab die Vorburg mit Mauern und Gräben, welche letztere indeſſen ſchon 1400 abbrannte. Ein bedeutenderer Brand traf das Schloß ſelbſt 1442, wobei viele Gewölbe einſtürzten und andere mit zerſchlugen. Unter Lucas Weiſſelrodt äſcherte ein abermaliger Brand 1497 das ganze Gebäude ein; endlich brannte 1559 das Dach ab. Dieſe Brände, ſowie mehrfache Kriegsereigniſſe waren die Urſache zur Erneuerung eines großen Theils der Gewölbe und anderer Bautheile. Die Mehrzahl der noch ſichtbaren Veränderungen wird von Lucas Weiſſelrodt herrühren, ſo die meiſten Gewölbe des Hauptgeſchoſſes, der Nord- und Weſtſeite mit ihren Deckenmalereien, die Herrichtung der kleinen Kapelle im nordöſtlichen Thurm,

die drei Eckthürme auf den Außenmauern, deren Architectur die letzte Entwickelungsperiode des gothiſchen Styl's aufweiſt.

Die von Hrn. v. Quaſt benutzten Quellen ſind das um 1464 verfaßte Chronicon de vitis Episc. Warmiens. von Joh. Plaſtwig, decretor. Dr. und Dombechant von Ermland, das opus posth. de Episc. Varmiens. des S. Treter, Krakau 1685, die Annalen des Lindenblatt s. a. 1400, eine heilsbergiſche Stadtchronik s. a. 1559. Hr. v. Quaſt bemerkt hiezu: „Treter war zu Ende des 16. Jahrh. Domcuſtos und benutzte alle im Archive vorhandenen Nachrichten, namentlich gab ihm der Dombechant Cretzmer hiezu die deutſch (?) verfaßten Annalen des Archivs in Heilsberg. Ob ſie weſentlich dieſelben ſind, wie diejenigen, aus denen das Archivum vet. et nov. eccl. archipresbyter. Heilsberg. (des J. Harwartt) entſtanden iſt, von welchem Nietzki (Bd. V. S. 113) Nachricht giebt, und wie ſich beide zu dem Chronicon des Plaſtwig verhalten, wäre näher zu ermitteln. Jedenfalls ſcheinen alle dieſe Nachrichten in ſehr engem Zuſammenhange mit einander zu ſtehen und auf gleichzeitigen Aufzeichnungen zu fußen. Nietzki giebt das Thatſächliche über den Bau des Schloſſes in Heilsberg nach jenem Archivum genau (!) ſo wie es hier nach den anderen Quellen zuſammengeſtellt iſt." — Das ältere Heilsberger Hausbuch (liber domus parochialis), ohne Zweifel die gemeinſame Quelle aller übrigen Nachrichten, aus dem gewiß auch Jacob Harwart († 1786) wenigſtens mittelbar geſchöpft hat, iſt bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß es ſich im Original ſammt den übrigen Urkunden des Heilsberger Archivs in Stockholm befindet, wohin Carl XII. dieſes und die ganze Bibliothek des Schloſſes 1705 entführte. Nicht unmöglich auch, daß dieſe und andere ſchriftliche Denkmäler uns wieder zugänglich gemacht werden. Schon iſt es Prof. B. Dudik gelungen, viele Tauſende von Original-Urkunden aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und zwar noch in den Originalkiſten verpackt, zu Upſala wieder aufzufinden, einige Beiträge zur Geſchichte des 16. Jahrh. ſind aus ſeinen Forſchungen edirt, und Hr. Dr. Prowe in Thorn, der vergangenen Herbſt Upſala beſucht hat, um die aus Frauenburg entführten Urkunden für ſeine Biographie des Copernicus aufzuſuchen und auszubeuten, ſoll,

wie öffentliche Blätter berichteten, beſtätigt gefunden haben, daß es nur eines eifrigen Hiſtorikers bedarf, um dort die wichtigſten Reſultate ans Licht zu fördern.

R. Ph.

Aus der Chronik für das Jahr 1852.

V.

(Fortſetzung von Bd. II. S 483—488.)

Witterung. Auch der Monat December brachte keinen Winter. Wenn auch das Thermometer in einzelnen Nächten unter 0 Grad fiel, ſo ſtieg es doch während des Tages um mehrere Grade. Der Weg blieb ſchlecht. Dagegen konnte, weil die Gewäſſer nicht zufroren, die Schifffahrt fortgeſetzt werden.

Geſundheitszuſtand. Auch dieſer wurde kein beſſerer. Die Krankheiten, über welche viel geklagt werden mußte, ſchleppten ſich das Ende des Jahres durch. Außer den catarrhaliſchen Krankheiten, welche die Erwachſenen heimſuchten, wurden Maſern, Scharlach, Keuchhuſten und Bräune den Kindern gefährlich; ja ſie rafften viele dahin. Die Furcht vor den Pocken wurde faſt epidemiſch, und es fanden viele Impfungen ſtatt. Das Vieh litt an verſchiedenen Orten und an verſchiedenen Krankheiten. Nachträglich wird noch bemerkt, daß in dem Regierungsbezirk Danzig von dem Ausbruche der Cholera im Jahre 1852 bis zum 1. Nov. 8557 Perſonen erkrankt und davon 5251 geſtorben ſind. Davon treffen auf die Stadt Danzig von Civilperſonen 994 Erkrankte und 654 Geſtorbene und vom Militair 334 Erkrankte und 150 Geſtorbene. Die Stadt Elbing zählte 420 Erkrankte und 216 Geſtorbene.

Verwaltung. In Gemäßheit des Königl. Befehls vom 13. Nov. 1852 traten die beiden Kammern am 29. Nov. zuſam-

men. Die Eröffnung derſelben erfolgte in Gemäßheit der Allerhöchſten Ermächtigung vom 27. Nov. durch den Miniſterpräſident v. Manteuffel im weißen Saale des Königl. Schloſſes zu Berlin. Seine Rede berührte wenig die äußere Politik, forderte aber die Mitglieder der Kammern zu ernſten Beſtrebungen und zum gemeinſchaftlichen Wirken mit der Königl. Regierung auf, verſprach ein Feſthalten an den bisher geltend gemachten Anſichten über Handels- und Zollfrage und theilte endlich mit, daß, wenn die diesjährige Ernte auch im Allgemeinen keine ausgezeichnete geweſen, doch kein Nothſtand zu befürchten ſei.

In Königsberg trat die Gaserleuchtungsanſtalt, von der das Vorläufige in dieſen Blättern Bd. II. S. 237. gemeldet worden iſt, am 13. Novbr. 1852 in Wirkſamkeit. Mit allem möglichen Nachdrucke waren die Vorkehrungen ſo getroffen worden, daß der mittlere Theil der Stadt am 13. Nov., als dem Geburtstage Ihrer Majeſtät der Königin mit Gasflammen erhellt werden konnten. Bei der Kürze der Zeit hatten die Vorſtädte mit den nöthigen Vorkehrungen nicht verſehen werden können und es blieben daher die früher üblichen Oellaternen hier noch im Gebrauch. Das ganze Unternehmen hatte die Bewohner Königsberg ſehr beſchäftigt, und es waren nicht wenige Stimmen laut geworden, welche ihm einen ſchlechten Ausgang prophezeihten. Die tadelnden und beſorglichen Stimmen wurden aber durch den Erfolg zum Schweigen gebracht und die nun mögliche Vergleichung zwiſchen den Gasflammen und den Oellaternen, ſo wie der bald darauf eintretenden Mondſchein, bei welchem die Gaslaternen nicht angezündet wurden, verhalfen der neuen Einrichtung zur vollſtändigen Anerkennung. Auch Privatflammen wurden reichlicher beſtellt, als ſie zur Zeit gewährt werden konnten.

Culturhiſtoriſches. Das 500jährige Jubiläum, welches die Stadt Tilſe am 1. und 2. Nov. feierte, hat auch zur Stiftung einzelner Vermächtniſſe geführt, die namentlich dem dortigen Kaufmannsſtande zu Gute kommen.

Am 5. Dec. wurde der in Stelle des ſeines Amtes entſetzten Predigers Detroit von der Gemeinde gewählte Prediger Roquette aus Märkiſch-Friedland in ſein Amt als Prediger bei der franzöſiſch-reformirten Gemeinde in Königsberg eingeführt.

In Preußen beſtehen 361 landwirthſchaftliche Vereine, die

etwa 29,650 wirkliche, 545 Ehren- und 148 correspondirende Mitglieder zählen. Die Beiträge, welche gezahlt werden, betragen circa 45,300 Thlr. Die 85 Vereine der Provinz Preußen bringen davon 5,174 Thlr. auf.

Preußen beſitzt jetzt 1727½ Meilen Chausseen, die chauſſirten Wege nicht mitgerechnet. Die Unterhaltungskoſten einer jeden Meile Chauſſee betragen jährlich 2500 Thlr. Dem Vernehmen nach iſt für das kommende Jahr wieder 1 Million zur Anlage neuer Chauſſeen ausgeſetzt worden.

Am Schluſſe des Jahres 1852 waren im preußiſchen Staate 474 Meilen an telegraphiſchen Linien vollendet. Davon ſind 141 Meilen überirdiſch und 17 Meilen unterirdiſch, 197 Meilen überirdiſch und unterirdiſch und 109 Meilen gemiſcht angelegt.

Ueber die Ernte des Jahres 1852 theilt der Staatsanzeiger folgende Nachrichten mit, die aus den amtlichen Zuſammenſtellungen des Landes-Oekonomie-Collegii entlehnt worden ſind. In der Preuß. Monarchie hat im Jahre 1852 nur der Weizen eine volle Ernte geliefert. Abſchläge ergeben ſich beim Roggen 11, bei den Erbſen 19, bei der Gerſte 18, bei dem Hafer 23, bei den Kartoffeln 25 pCt. Bemerkenswerth bleibt es, daß die Kartoffel, wenn ſie auch nicht eine ergiebige Ernte geliefert hat, doch überall beſſer gediehen, und daß die Knollen geſunder und nahrhafter geworden, als in allen verfloſſenen 6 Jahren.

Aus der Chronik für 1853.

I.

Witterung. Das Jahr 1853 blieb in Betreff des Wetters den letzten Monaten des vorigen Jahres gleich. Der Januar brachte nicht den erſehnten Winter; und die durch die flaue Witterung erzeugten ſchlechten Wege hemmten die Communication. Glücklicherweiſe litten die Saaten dabei nicht, mit dem Februar

trat Froſt ein und die Schifffahrt ward durch das Frieren der Gewäſſer gehemmt. In der Mitte Februars ſtellte ſich ein ſo bedeutender Schneefall ein, daß die Wege unfahrbar und der Poſtenlauf gehemmt wurde.

Geſundheiszuſtand. Mit der unnatürlichen Witterung ging der ſchlechte Geſundheitszuſtand Hand in Hand. Die Krankheiten, welche zu Ende des vergangenen Jahres geherrſcht, hörten nicht auf, und namentlich die der Kinder blieben verderblich. Auch die Cholera zeigte ſich noch in mehreren Gegenden der Provinz; ſo in den Städten Rein und Nicolaiken. — In Königsberg ſtarben vom 1—28. Januar nach amtlichen Liſten 243, während ſonſt die monatliche Durchſchnittszahl nur 180—200 beträgt, von Kindern ſtarben 157. — Die Furcht vor der Pockenepedemie führte zu ungewöhnlichen Impfungen. In Königsberg wurden ganze Familien revaccinirt. Dennoch forderte dieſe Krankheit ihre Opfer, und es zeigten ſich Fälle, daß Perſonen, welche geimpft waren oder die natürlichen Blattern gehabt hatten, von ihr befallen wurden.

Geſetzgebung. Die verſammelten Kammern waren bis zur Mitte des Febr. mit ihren Arbeiten noch nicht ſo weit vorgeſchritten, daß neue Geſetze hätten erlaſſen werden können.

Verwaltung. Die jetzt tagende zweite Kammer, die im Anfange der Seſſion wegen vieler Schwankungen in den Fractionen nicht zu einer feſten Majorität gelangen konnte, ſoll nach Berliner Nachrichten ſich zu Anfang Februar c. feſter conſolidirt haben. Von den 352 Mitgliedern werden 182 zur Rechten und 170 zur Linken gerechnet.

Am 4. Januar wurden die neu erwählten Mitglieder des Magiſtrates zu Königsberg in ihr Amt eingeführt. Dem bereits erwählten Vorſteher des Gemeindevorſtandes, dem Bürgermeiſter, ſowie dem Beigeordneten, iſt die Beſtätigung der Königl. Regierung noch nicht zu Theil geworden.

Ereigniſſe. Die Gaserleuchtungsanſtalt in Königsberg, welche ſich mit Recht des Beifalles des Publicums erfreut, erfuhr am 27. Januar einen Verluſt. Im Gaſometer entzündete ſich Nachmittags 4½ Uhr das entwickelte Gas durch eine Exploſion und verhinderte ſo an dieſem Abende die Erleuchtung. Schon

am nächſten Abende konnte die Beleuchtung wieder beſchafft werden.

Kulturhiſtoriſches. Die letzten Ueberreſte des litthauiſchen Volksſtammes im preußiſchen Staate betragen nach ungefährer Schätzung gegen 150,000 Seelen; davon kommen 119,000 auf den Regierungsbezirk Gumbinnen und 31,000 auf den Regierungsbezirk Königsberg.

In Danzig wurde am 5. Februar der Rieſenprozeß wider Repping, Zinnack und Genoſſen entſchieden. Den Geſchwornen wurden 331 Fragen vorgelegt. Von 28 Angeklagten wurden nur 5 freigeſprochen. Die übrigen 23 erhielten verſchiedene Freiheitsſtrafen von 3 Monaten bis 20 Jahren, dem höchſten Maaße für derartige Fälle.

Ueber die Verringerung der inländiſchen Studirenden, welche ſich der evangeliſchen Theologie widmen, iſt ſchon oft geklagt worden. Berliner Blätter weiſen in amtlichen Zahlen nach, daß die 947 Studenten der evangeliſchen Theologie, die im Sommer 1840 ſich auf ſämmtlichen preußiſchen Univerſitäten befanden, ſich jährlich verminderten und im Sommer 1851 nur 578 betrugen. Die Zahl der katholiſche Theologie ſtudirenden Inländer iſt dagegen ſtets im Steigen; ſie betrug nämlich im Sommer 1840: 384 und im Sommer 1850: 581. Die Zahl der überhaupt auf ſämmtlichen preuß. Univerſitäten ſtudirenden Inländer hat ſich nicht vermindert; ſie betrug im Sommer 1840: 3548, im Sommer 1851: 3995, und der Ueberſchuß fiel den Studirenden der Rechte zu.

Der Ertrag der Grundſteuer iſt für 1853 berechnet: in dem Regierungsbezirk Königsberg auf 374,925 Thlr., Gumbinnen 231,353 Thlr., Danzig 169,072 Thlr., Marienwerder 177,314 Thlr.

Der Ertrag der klaſſificirten Einkommenſteuer iſt: Königsberg 65,400 Thlr., Gumbinnen 25,000 Thlr., Danzig 41,800 Thlr., Marienwerder 39,800 Thlr.

Der Ertrag der Gewerbeſteuer iſt: Königsberg 99,000 Thlr., Gumbinnen 42,000 Thlr., Danzig 67,000 Thlr., Marienwerder 54,000 Thlr.

Am 3. Febr. wurde in Königsberg das Feſt der Freiwilligen in hergebrachter Weiſe gefeiert. Seit dem Aufrufe des Königs

am 3. Februar 1813 hatte die Zeit die Zahl der eigentlichen Freiwilligen ſchon ſtark gelichtet, und es war daher ſchon ſeit Jahren Sitte geworden, die Theilnehmer an dem Feſte durch diejenigen zu vermehren, welche an dem Kampfe in den denkwürdigen Jahren ſich bethätigt hatten. Der diesmalige 40. Jahrestag fand eine lebendige Theilnahme, und es feierten etwa 120 Genoſſen das Feſt.

Die am Ende des Jahres 1852 ſtattgefundene Volks-Zählung im preußiſchen Staate giebt nach amtlichen Mittheilungen folgende Reſultate. Es befanden ſich Proteſtanten in den Städten 3,129,677, auf dem Lande 6,857,600; Katholiken in den Städten 1,265,209, auf dem Lande 4,797,977; Mennoniten in den Städten 2476, auf dem Lande 12,032. Griechen zählt man nur auf dem Lande etwa 1269; Juden in den Städten 173,200, auf dem Lande 45,574.

Königsberg, 20. Februar 1853.

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

678. Der Majeſtät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. Am Tage der Huldigung. Von den Bürgern der Albertus-Univerſität. Gedicht. Kgsbg. 1840. Fol.

679. Ihrer Majeſtät Eliſabeth Louiſe. Gedicht. Kgsbg. 1810. Fol.

680. Bey der höchſterfreulichen Anweſenheit Friedrich Wilhelms, Prinzen von Preußen die Judengemeine. Gedicht hebräiſch und deutſch. Kgsbg. 1772. Fol.

681. Als Anno 1744 den 7. Sept. die Univerſität den Solennitäten den Beſchluß machte. Cantata, geſetzt und im Auditorio aufgeführt von Joh. Heinr. Kirchhoff. Fol.

682. Der Todtenfeier Friedrichs II die Univerſität. Von C. E. Mangelsdorff. Gedicht. Kgsbg. 11. Sept. 1786. Fol.

683. S. K. M. Friedrich Wilhelm bei der 19. Sept. 1786 geſchehenen Landeshuldigung die kgl. deutſche Geſellſchaft. Gedicht. Kgsbg. Fol.

684 J. K. H. dem Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm die Studirenden. Gedicht. Kgsbg. 2. Juni 1772. Fol.

685 Als das von dem Könige Friedrich beförderte Friedenswerk u. ſ. w zum Feſt der Kaufmannſchaft auf dem altſtädt Junkerhof, ein Sing-Gedichte componirt und aufgeführt von Alex. Masmann. Kgsbg. 15. Febr. 1746. Fol.

— wurde auf einer Tafel der Tempel des Friedens ſammt zween Siegeswagen abgebildet. Beſchreibung. Kgsbg. 15. Febr. 1746. Fol.

886. Unſerem Prinzipal Herrn G. Friedrich Hartung zur Feier des 60. Lebensjahres 18. Dez. 1842 von ſeiner Offizin. Gedicht. Kgsbg. Fol.

887. Königl. Verordnung wegen Einrichtung des Acciſe- und Zollweſens. Berlin 25. Jan. 1737. Kgsbg. Fol.

888. Formular der Bekanntmachung, welche Friedrich Wilhelm wegen Ablebens Friedrich II. von den Canzeln ableſen laſſen. Kgsbg 1786.

889. Zur Geburtsfeier Friedrich Wilhelm II. die Univerſität. Gedicht von K. E Mangelsdorff. Kgsbg. Fol.

890. Der königl. Thiergarten mit einem in Europa noch nie geſehenen lebendigen Zebra. (12. Sept. 1786.) Fol.

891. Haupt-Ueberſicht über die Verwaltung der Stadt-Haupt-Kaſſe in Königsberg zugewieſenen Fonds für 1843. Fol.

892. — für 1845. Fol.

893. — für 1846.

894. Verzeichniß der vom 1 Dez. 1847 bis 30. Nov. 1848 in Königsberg Getrauten, Gebornen und Geſtorbenen. Von G Retty. Fol.

895. Drittes preuß Sängerfeſt in Königsberg am 20., 21. und 22. Juli 1852. Fol.

896. Succincta delineatio juris certi quo reg. maj. Prussiae teloneorum per majorem Poloniam plenariam abrogationem postulat. 1718. Fol.

897. Den in die Höhe ſehenden Weltweiſen Martin Kuntzen bei der Beerdigung hat vorgeſtellt C. Kowalewski. Kgsbg. 5. Febr. 1751. Fol.

898. Funeri viri Martini Kuntzen 19. Jan. 1751 pie defuncti rect et prof. Fol.

Inhalt.

Seite

Die Fortſchritte der techniſchen Cultur in dem gegenwärtigen Zeitalter. Vom Geh. Reg.-Rath Prof Dr. Schubert . 177

Nachtrag zum Volkskalender. Von A. Ohtenſchläger in Landsberg 201

Beitrag zur Beantwortung der Frage über das Vaterland der Familie des Pr. Feldmarſchalls Graf York v. Wartenburg. Vom Referendarius v. Mülverſtedt . . 211

Statiſtiſche und andere Notizen aus einer alten Amtsrechnung aus Schiſten. Vom Rector Mühling in Rößel . . 220

Herder-Denkmal 229

Kunſtanzeige von R. Ph. 230

Aus der Chronik für das Jahr 1852. V. und 1853 I. . 237

---

899. Bei dem frühen Abſterben des Prof. M. Kunțen. J. C. Roscius. Kgsbg. 1751. Fol.
900. Der Meßkünſtler im Heiligthum Chriſtoph Langhanſen, entworfen von G. C. Piſanski. Kgsbg. 27. März 1770. Fol.
901. Der Garten im Grabe, beim Tode des Commerzienrath Friedrich Saturgus 6 Juni 1754. Von C. C. Flottwell. Kgsbg. Fol.
902. Die Kunſt wohl zu leben. Beim Tode des C. R. Friedr. Saturgus. Von R. H. Schröder. Gedicht. Kgsbg. 1754. Fol.
903. Wohlverdienter Ruhm des C R. Friedr. Saturgus. Von J. H. Liebert. Gedicht. Kgsbg. Fol.
904. Praematuram mortem F. Saturgi lugebat J. H. Kurella. Fol.
905. Ein mitleidend Herz beim Tode des C R. Saturgus. Von J. G. Bock. Kgsbg. 1754. Fol.
906. Den verdienten Nachruf des C. R. Saturgus. Von G. Rump. Kgsbg 1754. Fol.
907. Den Verdienſten des C R. Saturgus. Von J. G. Lindner. Kgsbg. 1754 Fol.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Büchersammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von
Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 4.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Andenken
an
Johann Cunde,
einen Freund Kant's und Ruhnken's.

Von F. A. Gotthold.

Die außerordentliche Verſchiedenheit in den Schickſalen der Menſchen, nicht nur ſo lange ſie leben, ſondern auch nach ihrem Tode hat ſchon oft zu ernſthaften und vielleicht auch fruchtbaren Betrachtungen geführt. Die meiſten Menſchen leben nur um ihre thieriſchen Bedürfniſſe zu befriedigen und haben daher weder lebend noch geſtorben einen Werth für die Menſchheit. Andere möchten ſich gern geiſtig erheben, aber die Ungunſt ihrer Zeit, ihres Geburtsortes, ihrer Umgebung entzieht ihnen jede Gelegenheit ſich zu bilden, und hält ſie ſo lange unter dem Drucke, bis jede edlere Regung in ihnen ſchweigt. Dieſe Unglücklichen ſind zu bedauern, aber auch ſie haben der Mit- und Nachwelt nichts geleiſtet. Viele im Schooß des äußeren Glückes geboren, denen es jede Gelegenheit zu geiſtiger und ſittlicher Ausbildung darbietet, werden gerade von dieſem Glücke verblendet: ſie wollen glänzen und genießen, für die Welt iſt's gleichgiltig, ob ſie geboren wurden oder nicht. Wird aber einem ſolchen Glückskinde gute Erziehung und gutes Beiſpiel zu Theil, wird es namentlich vor Schmeichlern und verführeriſcher Geſellſchaft bewahrt, ſo kann aus ihm leicht ein ausgezeichneter Mann, eine Zierde ſeines Vaterlandes werden. Am häufigſten bringt der Mittelſtand unterrichtete, wohlwollende und thätige Männer hervor, die ein Segen der mit- und der nachlebenden Geſchlechter ſind. Natürlich: ſie ſtehen, gleich den ariſtoteliſchen Tugenden, zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig in der Mitte:

ſie werden weder von Rang und Reichthum verführt, noch von bitterer, erniedrigender Armut unterdrückt.

Neben dieſen Hauptverſchiedenheiten im Menſchenleben giebt es nun natürlich auch ſolche, die von geringeren Umſtänden abhängen, namentlich von der Berufswahl. Niemand ſoll den Krieg wünſchen, alſo auch der Soldat nicht, und doch was gilt der Soldat ohne Krieg? Aber im Kriege? Nehmen wir die höheren Officiere aus, ſo beſteht ſein ganzes Verdienſt im Drauflosgehn und Standhalten. Nützlich, ja nöthig ſind die Staatsbeamteten und Richter, aber ſie bewegen ſich meiſtens in engem Raume, wo jeder Schritt vorgeſchrieben iſt, und verſinken leicht in Mechanismus. Unentbehrlich iſt der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, doch bezweckt ihre Thätigkeit mehr ihren eigenen Vortheil als das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes, wiewohl dieſes nicht ganz zu umgehen iſt. Alle die hier Genannten haben das mit einander gemein, daß ſie im Leben wenig gelten, und im Tode vergeſſen ſind. Nur Fürſten, Miniſter und Feldherrn ragen aus der Menſchenmaſſe hervor, wie einzelne Berge aus dem flachen Lande, ohne deshalb immer bewundert zu ſein, ja oft ein fluchwürdiges Andenken hinterlaſſend. Die glücklichſten in dieſem Betracht, wenns ihnen glückt, ſind die Künſtler und die Gelehrten. Wem iſt Homer, Pindar, Sophokles, Plato, Demoſthenes, Thucydides, Cicero und Tacitus unbekannt? wem Dante, Shakeſpeare, Goethe, Schiller? wem Phidias, Apelles, Michel Angelo Buonarotti, Rafael Sanzio? wem Paleſtrina, Orlando Laſſo, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven? Sie alle wurden von ihren Zeitgenoſſen enthuſiaſtiſch bewundert und verehrt und werden es nicht minder von uns, ſoweit wir ſie kennen; aber ſie alle waren nicht bloß hochbegabte Männer, ſondern ſie hinterließen der Welt auch Werke, in denen ſie die Jahrtauſende hindurch fortleben. Der kunſtreichſte Tänzer dagegen, der Virtuos auf einem Inſtrument, der Schauſpieler — und wenn das Publikum, ſo lange ſie lebten, auch das eigene Leben wagte, ſie zu ſehen und zu hören — ſind doch mit ihrem Abtreten von der Scene ihrer Großthaten verſchollen, gleich dem in der Stille verſcharrten Bettler. Immerhin! es kann genügen, daß ſie lebend auf der höchſten Welle des Glückes, im ſeligen Rauſche durch die Welt zogen, welche ſie immer mit offenen Armen empfing. Ganz anders ſteht es um die Univerſitäts

und Schullehrer, wenn ſie nicht etwa ein Epoche machendes Werk ſchreiben. Zwar zur Zeit der wieder auflebenden Wiſſenſchaften verſammelte zuweilen ein Profeſſor viertauſend und mehr Jünglinge und Männer um ſich, die hundert Meilen zum Theil bettelnd wanderten, nur um ſeiner Lehre und Weisheit theilhaft zu werde. Aber die Zeit iſt dahin, und mit ihr jener jugendliche Enthuſiasmus. Nicht als ob unſer Zeitalter unempfindlich und undankbar wäre. Hat ein Lehrer ſeine Schuldigkeit gethan und lebt lange genug in ſeinem Lehramte, ſo beweiſt man ihm als Greis von allen Seiten eine durchaus anerkennende und anerkennenswerthe Theilnahme; wie ich das ſelber erfahren habe. Aber wie gut auch ein Schulmann es treibe, vor ſeinem Jubiläum erfährt er kaum, was ſeine Mitbürger von ihm halten, und nachher und vollends wenn er begraben iſt, wird ſein Name nicht mehr gehört. Das iſt auch das Schickſal des eben ſo würdigen als bedauernswerthen Schulmannes, deſſen Andenken ich hier, ſo weit es mir vergönnt iſt, zu erneuern verſuche.

Meine zwar ziemlich rein, aber ſehr ſchwach fließenden Quellen ſind:

1. Die Akten des hieſigen Königl. Friedrichskollegiums, und namentlich auch ein in denſelben befindlicher Brief des verſtorbenen Biſchofs Ludw. Ernſt Borowski, eines ehemaligen Schülers von Cunde.

2. Die Akten des Raſtenburger Gymnaſiums, welche deſſen verſtorbener Direktor Heinicke für mich durchgeſehn hat.

3. Die Kant betreffenden biographiſchen Werke von Borowski, Jachmann, Waſianski, Rink und Schubert.

Johann Cunde*), 1724 oder 1725 zu Freitz bei Schlawe in Hinterpommern geboren, beſuchte wahrſcheinlich die Schlawiſche Schule, und zwar als Mitſchüler David Ruhnkens. Der Rektor dieſer Schule, wie ſpäter der zu Cöslin war Kniephof, nach Daniel Wyttenbachs vermuthlich auf Ruhnkens Ausſage

*) Johann, nicht Martin, iſt ſein Vorname, und ſein Geburtsort der oben angegebene, nicht Königsberg. Die Karte nennt den Ort Freetz. — Da Direktor Heinicke angiebt, Cunde ſei 1759 am 12. Mai 34 Jahr alt geſtorben, ſo muß er 1724 oder 1725 geboren ſein, und war mithin jünger als Kant und Ruhnken. Gd.—

beruhendem Bericht, ein theils in anderen Wiſſenſchaften bewanderter Mann, theils ein tüchtiger Lateiner, der es zugleich verſtand, ſeine eigene Liebe zur römiſchen Litteratur auch den begabteren ſeiner Schüler einzuſtößen. Ob er auch Schriftſteller war, und ob ihm vielleicht das unter dem Titel: G. H. Kniephofen Opera et noctes Sedinenses 1753 angehöre, weiß ich nicht zu ſagen, die Verſchiedenheit in der Schreibung des Namens dürfte aber kein entſcheidender Einwand ſein. Von Schlawe kam Cunde zu Michaelis 1735, etwa 13 Jahre alt nach Königsberg als Freiſchüler*) des Friedrichskollegiums, und zwar als Unterſekundaner**). Er wohnte alſo auch wohl in der Anſtalt, die im achtzehnten Jahrhundert viele Penſionäre aufnahm. Die Freiſchule aber lehrt, daß Cunde's Eltern wenigſtens nicht begütert waren, und läßt vermuthen, daß man Talent an ihm entdeckt und die Eltern aufgemuntert hatte, ihn den Studien zu widmen, ganz wie es auch bei Kant der Fall war. Schon zu Oſtern 1738 wurde er Oberſekundaner, zu Oſtern 1739 Primaner und bezog zu Oſtern 1741 in ſeinem 17ten Jahre die hieſige Univerſität.

Die Einrichtung der Schulen war zu jener Zeit eine ganz andere als die gegenwärtige, ſowohl der Schulen, die im Weſentlichen noch den Anordnungen der Reformatoren folgten, als der neueren, der piëtiſtiſchen, welche ſich das Halliſche Schulweſen zum Muſter nahmen. In Königsberg beſtanden im achtzehnten Jahrhundert fünf Gymnaſien, das altſtädtiſche, das kneiphöfiſche, das löbenichtſche, das reformirte und das Fridericianum, das jüngſte von ihnen und das einzige piëtiſtiſche. Sein erſter Direktor war Heinrich Lyſius, dem 1733 Franz Albert Schultz folgte, beide Piëtiſten und beide höchſt würdige Männer, wie denn von letzterem auch Kant mit Lob und Dankbarkeit ſprach. Man hat den damaligen Piëtismus theils als allein ſeligmachend geprieſen, theils mit grimmigem Haſſe verfolgt, beides mit Unrecht. Er hatte eine ſehr ehrwürdige Seite, aber er

*) Borowski, der es wohl, wie anderes, von Cunde ſelbſt erfuhr, ſchreibt S. 27., er habe den Unterricht unentgeltlich genoſſen. Gd.

**) Im Friedericianum war damals der Paralellismus der Klaſſen üblich, und ein Schüler konnte in demſelben Lehrkurſus in dem einen Gegenſtand eine höhere, in dem anderen eine tiefere beſuchen. Latein war der Hauptlehrgegenſtand, und von dieſem entlehne ich hier den Rang des Schülers. Gd.

übertrieb das Singen und Beten und traute ſich Wirkungen zu, die er kaum öfter hervorbrachte als verhinderte. Kant ſelber bekannte, die damalige piëtiſtiſche Erziehung im Fridericianum ſei eine Schutzwehr für Herz und Sitten gegen laſterhafte Eindrücke geweſen. „Sonſt aber (Borowski S. 25.) konnte er an dem Schema von Frömmigkeit oder eigentlich Frömmelei, zu dem ſich manche ſeiner Mitſchüler, und bisweilen nur aus ſehr niedrigen Abſichten bequemten, durchaus keinen Geſchmack gewinnen. Doch hätte Kant es ſich wohl nie zu Gute gehalten, dieſe Schule, wie Ruhnken in einem Briefe an jenen im J. 1771 that, eine tetricam quidem, sed utilem tamen nec poenitendam fanaticorum disciplinam zu benennen.“ Daß das Fridericianum damals mehr leiſtete als die anderen lateiniſchen Schulen der Provinz, wird man ſchwerlich leugnen können, da eine faſt unglaubliche Zahl von Pfarr- und Schulämtern mit Lehrern des Fridericianum beſetzt wurden, wenn man auch zugiebt, daß Schultz als Konſiſtorialrath einen großen Einfluß auf die Anſtellung der Lehrer ſeiner Anſtalt ausübte. Die vergleichungsweiſe bedeutenden Leiſtungen dieſer Schule ſind gleichwohl nicht hoch anzuſchlagen, wenn man ſie an und für ſich betrachtet. Eine gute Schule fordert geſchickte und geübte Lehrer und dieſe haben Anſpruch auf eine ſorgenfreie Stellung mit Frau und Kind. Eine ſolche zu gewähren fehlten aber die Mittel, und man mußte ſich daher mit angehenden Lehrern, Studenten und Kandidaten, begnügen. Damit man ſich einen Begriff von damaliger Beſoldung machen könne, ſtelle ich ſie hier nach der Rechnung des Jahres von Oſtern 1758 bis Oſtern 1759 auf. Die Baareinnahme der Anſtalt beträgt 1413 Thlr. 33 Kupfergr. Dazu kommt ein Vorſchuß von 2252 Thlr. 46 Kpfgr., ſo daß die Geſammteinnahme ſich auf 3665 Thlr. 79 Kpfgr. beläuft. Von dieſer Summe werden auf den Unterricht in den fünf lateiniſchen und drei deutſchen Klaſſen 406 Thlr. verwendet, alſo weniger als jetzt ein einziger ordentlicher Lehrer der unteren Klaſſen erhält. Rechnen wir nun ſtatt der acht Klaſſen, wegen der Kombinationen, auch nur ſieben und für jede wöchentlich 32 Lehrſtunden, Wochen aber 45 im Jahre, ſo beträgt die Summe aller Lehrſtunden $32 \times 7 \times 45 = 10{,}080$, welche durch 406 dividirt $25\,{}^{15}/_{203}$ oder, ohne den unbedeutenden Bruch, 25 Stunden betragen. Man ertheilt alſo für Einen Tha-

ler 25 Lehrſtunden, oder erhält, mit andern Worten, für jede Stunde 1 Sgr. 2 Pf., während ein jetziger Gymnaſiallehrer mit einem Gehalt von 840 Thalern und 20 Lehrſtunden in der Woche, alſo 840 Lehrſtunden im Jahre zu 42 Wochen, wie es jetzt gebräuchlich iſt, gerade 1 Thaler für die Lehrſtunde erhält, alſo faſt 30mal mehr als ein früherer Lehrer am Fridericianum. Zwar erhielten einige Lehrer als Inſpicienten der Penſionäre auch freie Wohnung. Da ſie aber mit dieſen zuſammen wohnten, ſo iſt das nicht hoch anzuſchlagen, nämlich auf 5 Thlr., welches die jährliche Wohnungsmiethe eines Penſionärs war. Ueberdies iſt dieſe freie Wohnung nur als Erſatz der Aufſicht anzuſehn und hängt mit dem Unterrichte nicht zuſammen. Der Mangel an tüchtigen Lehrern iſt alſo die erſte Urſach, warum das Fridericianum ſich damals eben ſo wenig als andere Schulen über die Mittelmäßigkeit erheben konnte. Ausdrücklich erinnere ich noch, daß der Direktor und die Inſpektoren keinen Unterricht zu ertheilen pflegten. Kant gedachte von ſeinen zahlreichen Lehrern von Quinta bis Prima nur weniger, nicht ohne ſich über einige namentlich luſtig zu machen. Ihm zu Folge (S. Jachmann S. 8.) ſuchten zwar die Lehrer durch Strenge Ruhe und Ordnung in den Klaſſen zu erhalten, erhielten ſie aber bei der ſchlechten Schuldisciplin dennoch nicht.

Die andere Urſach ungenügender Leiſtungen war der Piëtismus ſelber. Alles auf die ihm eigene Art von Frömmigkeit und auf unmittelbare Dienſtbrauchbarkeit beziehend, hatte er nicht einmal eine Ahnung von den Forderungen humaner Bildung, denn ſelbſt die damalige lateiniſche und deutſche Versmacherei hatte nichts mit ihr zu ſchaffen. Die Schüler ſchrieben fleißig lateiniſche Aufſätze und laſen lateiniſche und griechiſche Autoren, aber jene nur der Sprache wegen, dieſe zum Behuf des Neuen Teſtaments. Der Unterricht in der Mutterſprache wurde mit der in der Rhetorik und Poëtik verbunden; doch findet ſich auch ſchon in Quarta deutſche Periodologie. Der Religionsunterricht war eben der piëtiſtiſche, Philoſophie und Mathematik gleich Null oder noch ſchlimmer. „Ueber den Unterricht in der Mathematik und Logik konnte Kant in ſeinen ſpäteren Jahren nicht ohne Lachen ſprechen. Dieſe Herren, äußerte er gegen ſeinen vormaligen Mitſchüler Cunde, konnten wohl keinen Funken, der in uns zum

Studium der Philoſophie oder Matheſe lag, zur Flamme bringen. — Ausblaſen, erſticken konnten ſie ihn wohl, erwiederte der ſehr ernſte Cunde.“ (Borowsky S. 161 f.). Wie dürftig der Unterricht in der Geſchichte und Geographie war, lehren die Kompendien jener Zeit. Von Naturgeſchichte und Phyſik kommen nicht einmal die Namen vor.

Unter ſolchen Umſtänden war ein tüchtiger Lehrer von humaner Bildung ein ganz unſchätzbares Kleinod, und zum Glück fehlte es dem Fridericianum nicht ganz an einem ſolchen, wie weiter unten gezeigt werden ſoll. Ich kehre zu Cunde zurück.

Im Jahre 1740 ſaßen von Oſtern bis Michaelis in Prima unter andern folgende fünf Jünglinge. Immanuel Kant aus Königsberg, Joh. Gottlob Trummer, Georg David Kypke aus Neukirch in Pommern, David Ruhnken aus Stolpe in Pommern und Johann Cunde aus Freitz bei Schlawe in Pommern, Jünglinge, die ſich als Männer Anſehn und Ehre, zwei, Kant und Ruhnken, ſogar einen europäiſchen noch nicht verhallten Ruf erwarben. Theils Landsmannſchaft, theils der Beſuch derſelben Schule, theils gleiche Neigungen zu den Wiſſenſchaften ſcheinen damals ein Freundſchaftsband um ſie geſchlungen zu haben, wenn dies auch nach dem Laufe menſchlicher Dinge ſpäter durch Raum, Zeit und Tod aufgelöſt wurde. Kant wurde zu Oſtern 1732 Schüler des Friedrichskollegiums, und zwar in Quinta, welches damals die unterſte Klaſſe der lateiniſchen Schule war — der lateiniſchen; denn außer dieſer hatte die Anſtalt noch drei deutſche Klaſſen für Knaben und Mädchen bis zum Jahre 1810, wo ſie aufgehoben wurden. Kant bezog 1740 zu Michaëlis die Univerſität und war mithin $8\frac{1}{2}$ Jahr Schüler geweſen. Die halbjährlichen Verzeichniſſe der Lehrer und Schüler geben hierüber genügende Auskunft *).

*) Die Akten des Fridrichskollegiums, die ſeit dem Jahre 1730 ziemlich vollſtändig ſind. und namentlich die von Halbjahr zu Halbjahr fortgeführten Verzeichniſſe der Lehrer und Schüler gewähren eine vollkommen ſichere Reihe von Namen und Zeitangaben. Es werden darin die Namen der Direktoren, Inſpektoren, Prediger, Lehrer und Schüler aufgeführt, und zwar die Lehrer mit ihrem Vornamen, Geburtsort und den Klaſſen und Lehrgegenſtänden, in welchen ſie unterrichten. Von den Schülern aber wird wenigſtens Anfangs nur der Vatername ohne ſichere Schreibung angegeben. So erſcheint z. B. Kants Name in fünf-

Joh. Gottlieb Trummer iſt von Michaelis 1736, wo er gleich Unterſekundaner und Kants Klaſſengenoſſe wurde, bis Michaelis 1740 Schüler des Fridericianum geweſen und bezog auch zugleich mit Kant die Univerſität. Er ließ ſich nach Vollendung ſeiner Studien als Arzt in Königsberg nieder, erlangte bald eine ſehr ausgebreitete Praxis, und ſein wohlwollender Charakter erwarb ihm den ehrenwertheſten Ruf: er ſtarb 1793. Mit dieſem Freunde allein behielt Kant, deſſen Arzt er war, die Gewohnheit des traulichen Dutzens bei.

Georg David Kypke beſuchte mit ſeinem, ich weiß nicht, ob älterem oder jüngerem Bruder, das Fridericianum ſeit Oſtern 1737, wo er in Unterſekunda Kants und Trummers Mitſchüler wurde. Die Brüder Kypke bezogen ſchon zu Oſtern 1740 die Univerſität Königsberg, an der Georg David ſpäterhin Profeſſor wurde und nebſt anderem Observationes in Novi Foederis libros. Wratisl. 1755. 2 Tom. 8. herausgab. Borowski S. 162. Kypkes gedenkend ſchreibt: ich ſegne heute noch ſein Andenken mit innigem Dank an ihn.

Johann Cunde, wie ſchon angegeben, war von Michaelis 1737 bis Oſtern 1741 Schüler des Fridericianum.

David Ruhnken endlich findet ſich zuerſt im Verzeichniß für das Halbjahr von Oſtern bis Michaëlis 1739 und war Ober-

facher Schreibung: Kant, Kandt, Cant, Candt und Cante. Da die Primaner des Fiedrichskollegiums die hieſige Univerſität bezogen und dann Prediger, Lehrer, Univerſitätsprofeſſoren, Aerzte, Richter und andere Staatsbeamtete wurden, beſonders aber die ſehr zahlreichen Lehrer der Anſtalt in der ganzen Provinz Anſtellungen fanden, ſo können die Verzeichniſſe über viele ſtudirte Perſonen Auskunft geben und künftigen Biographen und Andern von Nutzen ſein. Auch Berichtigungen früherer Angaben taſſen ſich aus ihnen entnehmen. Wenn z. B. Kants Beſuch des Fiedrichskollegiums auf 7 Jahre geſetzt wird, ſo iſt das ein Irrthum, wenn auch die Angabe von Kant ſelber herrühren ſollte. Kant erſcheint nämlich zuerſt im Verzeichniß 1732 b. und zuletzt im Verzeichniß 1740 b. Die zwei Verzeichniſſe eines Jahres werden durch die Buchſtaben a und b unterſchieden und beziehen ſich immer auf das verfloſſene, nicht auf das beginnende Halbjahr, 1732 b. mithin anf das Halbjahr von Oſtern bis Michaelis 1732. Dies lehrt die Sauberkeit der Verzeichniſſe ohne nachgetragene und ohne ausgeſtrichene Namen. Iſt nun Kant vorausſetzlich nicht gegen das Ende, ſondern zu Anfange des Halbjahrs 1732 b., d. h. zu Oſtern dieſes Jahres Schüler des Fridericianum geworden und hat daſſelbe bis Michaelis 1740 beſucht, ſo beträgt ſein Schulbeſuch 8½ Jahr. Gd.

ſekundaner, als die anderen Genannten ſchon in Prima ſaßen. Die einzelnen Klaſſen hatten zwar keine Rangordnung ihrer Schüler; gleichwohl ſcheint es nicht ohne Bedeutung, daß Ruhnken im Latein an der Spitze der 23 Oberſekundaner erſcheint. Im Hebräiſchen und Franzöſiſchen ſaß er in der dritten Klaſſe. Die Univerſität bezog er zugleich mit Cunde zu Oſtern 1741.

Das Lehrerperſonale des Fridericianum, ſo weit ſie ſeit Michaelis 1737 bis Oſtern 1741 Cunden, mithin in den oberſten Klaſſen unterrichteten, oder der Schule vorſtanden, bildeten folgende Männer:

Franz Albert Schultz aus Neuſtettin in Pommern, Direktor. Chriſtian Schiffert aus Rügenwalde in Pommern, erſter Inſpektor. Joachim Ernſt Strobel aus Berlin, Inſpektor Vicarius. Prediger, zuerſt Georg Steinkopf aus Königsberg, ſpäter, und zwar ſeit Michaelis 1738, Joachim Juſtus Rau aus Berlin. In der Theologie war ſein Lehrer in Sekunda Stephan Schultz aus Stolpe in Pommern, der ſpäter Miſſionsprediger in Aſien und Afrika wurde; in Prima: Michael Theodor Nagel aus Fiſchhauſen, und ſeit Michaelis 1739 Joh. Philipp Wilden aus Tilſit. Im Lateiniſchen, in Unterſekunda Chriſtian Theophil Geier aus Breslau, in Oberſekunda Georg Daniel Fiſcher aus Fiſchhauſen; in Prima Joh. Friedr. Heydenreich aus Wuſſow in Pommern, und nach ihm Joh. Chriſtian Fuhrmann aus Stolpe. Im Griechiſchen, in Sekunda Wilden, in Prima St. Schultz, und nach ihm Wilden. Im Hebräiſchen Gottfr. Walther aus Königsberg, David Kurczynna aus Gilgenburg, St. Schultz und Matthias Rogowski aus Ortelsburg. Im Franzöſiſchen Andreas Hauſendorf aus Wehlau, Joh. Schmidt aus Pyritz in Pommern und Wilden. In der Geographie Joh. Chriſtoph Schelz aus Fiſchhauſen. In der Geſchichte, an der Cunde in der erſten Zeit nicht Theil nahm, Chriſtian Andreas Chucholovius *) aus Rein in Preuſſen und Wilden. In der Muſik Michaël Theodor Nagel aus Fiſchhauſen; aber Cunde gab die Muſik bald auf. In der Philoſophie Chucholovius, Georg Chriſtian Hein aus Bladiau in Preu-

*) So ſchreibt das Lehrerverzeichniß dieſen Namen wiederholentlich, nicht Cucholovius.

ßen und Chriſtian Immanuel Roginski aus Königsberg. In der Arithmetik Peter Striecker aus Königsberg, aber nur ein halbes Jahr, nach welchem Cunde die arithmetiſche Klaſſe nicht mehr beſuchte. In der Mathematik, worunter wohl Geometrie zu verſtehn iſt, Schelz, David Kurczynna und Ernſt Ludw. Siehr aus Königsberg. In der Kalligraphie, auf welche man damals ſtreng hielt und mit Recht, Martin Friedr. Siebert aus Stettin *), Chriſtoph Ernſt Leo aus Inſterburg und Chriſtoph Schultz aus Schönfließ in Preußen. Die ſonderbare Folge der verſchiedenen Lehrgegenſtände fällt nicht mir, ſondern dem Verzeichniſſe zur Laſt.

Werfen wir auf dieſe Lehrer Cundes einen Blick, ſo ergiebt ſich zu den beiden oben genannten ein drittes Hinderniß eines gedeihlichen Unterrichts, nämlich eine zu große Anzahl von Lehrern, (unter denen wohl mancher Miethling nicht aus innerem Beruf unterrichtete, ſondern um des Honorars willen, wie gering dies auch war, und um durch Schulz ein Predigtamt oder eine Schulſtelle zu erjagen; damals wurde man immer erſt Lehrer, dann Prediger) und ein zu ſchneller Wechſel derſelben. Denn wenn wir auch den Prediger nicht einmal mitrechnen, ſo hatte Cunde in den viertehalb Jahren ſeines hieſigen Schulbeſuches doch nicht weniger als zwanzig Lehrer, ſo daß ein unaufhörlicher Wechſel eintrat, und die armen Primaner ſelbſt in der Philoſophie drei Lehrer zu beſtehn hatten. Nach dem oben angeführten Geſpräch zwiſchen Kant und Cunde zu ſchließen, beurtheilten ſchon die Schüler das Unzureichende eines ſolchen Unterrichtes ganz richtig. Daß die fähigern unter ihnen dennoch etwas lernten, beweiſt ihren Fleiß, und einen nachhaltigen Unterricht eines und des anderen Lehrers. Borowski ſagt S. 25: „Unter der Anführung eines vorzüglichen Lehrers, des guten Heydenreich, deſſen Kenntniſſe und Unterricht alle ſeine Schüler dankvoll ehreten, ward Kant

*) Es iſt auffallend, daß ſich in obigem Lehrerperſonale ſieben Pommern befinden, wie unter den ſchon genannten Schülern vier, deren Zahl ſich gewiß bedeutend erhöhen würden, wenn bei jedem Schüler ſein Geburtsort angegeben wäre. Man könnte dieſe Erſcheinung durch den Einfluß des Direktors und des erſten Inſpektors, die beide Pommern waren, erklären, wenn nicht überhaupt die Pommern damals ihr Vaterland häufig mit Oſtpreußen und namentlich mit Königsberg vertauſcht hätten. Gd.

(und ebenſo Cunde) beſonders auf der erſten Klaſſe dieſer Friedrichsſchule zu dem Studium der römiſchen Klaſſiker ſo initiirt, daß Liebe für dieſe ihm immer eingedrückt blieb.“ Schade, daß wir von Heydenreich und ſeiner Methode nichts Näheres wiſſen; denn die Methode tüchtiger Schulmänner iſt oft ſehr lehrreich, wie Joh. Matth. Geſners und Joh. Aug. Erneſtis. Im Fridericianum unterrichtete Heydenreich von Michaelis 1737 bis Oſtern 1740, und zwar nur in der erſten lateiniſchen Klaſſe, in welcher aber dem Latein wöchentlich 16 bis 18 Stunden gewidmet waren. Das war ein erfreulicher Wirkungskreis für einen Kenner und innigen Verehrer der römiſchen Litteratur, denn hier war ihm und vielleicht nur ihm einige Freiheit geſtattet. Die Menge wechſelnder Lehrer nöthigte nämlich die Vorſteher, auf genaue Befolgung eines Lehrplanes zu halten, der die Lehrpenſa für jeden Kurſus, jeden Monat, jede Woche, ja jede Stunde vorſchrieb. Der Lehrer war eine aufgezogene und, wie die Piëtiſten meinten, richtig geſtellte und richtig gehende Uhr *). Bei 16—18 lateiniſchen Lehrſtunden konnte ſich aber Heydenreich ſo einrichten, daß er ſein Penſum vollendete und daneben dennoch Zeit zu Bemerkungen, Auseinanderſetzungen, Anleitungen, Ermahnungen und anderen Dingen fand, die, wenn auch nicht ſtreng zum Lateiniſchen gehörig, doch zu humaner Bildung und Veredelung des ganzen Menſchen beitrugen. Es iſt immer meine eigene Ueberzeugung und Praxis geweſen, daß der Lehrer ſich nicht mit ſeinem Lehrgegenſtande begnügen dürfe, ſondern in jedem Schüler den ganzen Menſchen vor Augen haben und zu veredeln bemüht ſein müſſe. Haben mir ehemalige Schüler als Männer in Aemtern und Würden ihren Dank geſagt, ſo bezog ſich dieſer nicht ſowohl auf meinen Unterricht in dieſem und jenem Lehrgegenſtande — denn der Unterricht verſteht ſich ja von ſelbſt — als auf das Beiwerk deſſel-

*) Heut zu Tage verfällt man in den entgegengeſetzten Fehler und läßt die Lehrpenſa zu unbeſtimmt. Es iſt aber freilich nicht zu leugnen, daß bei der Menge von wechſelnden Lehrbüchern und bei zweijährigen Kurſen der oberen Klaſſen die Sache ihre Schwierigkeit hat. Auffallend bleiben in den Schulprogrammen gleichwohl die zahlreichem Bruchſtücke und die unvollendeten Penſa. Dem mitten in ein Penſum eintretenden Schüler wird auf dieſe Weiſe das Lernen unglaublich erſchwert, und der fehlende vorbereitende Anfang und Eingang verhindert jedes lebendige Intereſſe. Gd.

ben, wodurch ich ſie auf den Weg der Humanität zu leiten geſucht hatte. Kein Unterricht wird freudiger aufgenommen und wirkt kräftiger als der, welcher ein auftauchendes Bedürfniß auf der Stelle befriedigt. Und ſolche Bedürfniſſe führt jeder Unterricht herbei, beſonders aber die Geſchichte und die Leſung der Klaſſiſchen Autoren. Des Lehrers Sache iſt es auch durch paſſende Fragen Bedürfniſſe zu wecken, ſie zu verſtärken und zu befriedigen oder die Mittel künftiger Befriedigung anzudeuten. Denn Neugier, Wißbegier, Ahnung, Erwartung, Furcht, Hoffnung und Wünſche der Schüler bieten ihm ein weites Feld. Von dieſer Art nun war, wenn ich nicht irre, Heydenreichs Unterricht, und von dieſer Art auch wohl der ſeines Schülers Cunde. Denn der Schüler verfolgt nicht nur in den Wiſſenſchaften und Künſten gern die Bahn ſeines Lehrers, ſondern auch in der Pädagogik *). „Mit vieler Dankbarkeit ſprach Kant von Heydenreich, daß dieſer Lehrer es beſonders verſtanden habe, bei der Lektüre der Klaſſiker durch gelegentliche Erläuterungen den Umfang der Kenntniſſe ſeiner Schüler zu erweitern und für die Richtigkeit und Beſtimmtheit ihrer Begriffe zu ſorgen.“ (Schubert S. 20.) Borowski S. 161. ſchreibt: „In der frühen Jugend, in ſeinen Schuljahren war Kant den humaniſtiſchen Studien ausſchließlich ergeben. Darin eben hatte das Friedrichskollegium damals an Heydenreich einen für jene Zeit ganz vorzüglichen Lehrer.“

Daß Cunde ein fleißiger Schüler war, läßt ſchon ſeine Freundſchaft mit Kant erwarten, deſſen Fleiß er bezeugte; ſodann ſein Privatfleiß und ſein regelmäßiger Schulkurſus, in welchem ſich nirgend ein Zurückbleiben zeigt, wenn nicht etwa in der Kalligraphie, auf die man damals, und mit Recht ſtrenge hielt. Cunde war nämlich ſchon Oberſekundaner, als er noch in der erſten Kalligraphiſchen Klaſſe ſaß. Er, Kant und Ruhnken begnügten ſich in ihrer Begeiſterung für das klaſſiſche Alterthum **) nicht mit

*) Wiewohl es auch hier oft genug heißt:
Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgekuckt.

**) Wie ſehr iſt es zu bedauern, daß es nur das römiſche, nicht das griechiſche Alterthum war. Jenes hat außer Cicero, Horaz und Tacitus nicht viel Erhebliches aufzuweiſen, dieſes bietet in Allem die Hülle und die Fülle, und ge-

dem, was in der Klaſſe getrieben wurde, ſie kamen wöchentlich mehrmals zuſammen, um gemeinſchaftlich auch ſolche lateiniſche Schriftſteller zu leſen, welche der Schule fremd blieben, und zwar in guten Ausgaben, welche Ruhnken, der vermögendere unter ihnen, anſchaffte. Auch Kypke trat, wiewohl ſelten, zu dieſen Privatübungen hinzu. (Borowski S. 162.).

Bei ihren Zuſammenkünften beſprachen ſich die Jünglinge auch darüber, wie ſie ſich einſt als Schriftſteller auf den Titeln ihrer gelehrten Werke zu nennen beabſichtigten. Wie der Jenaiſche Budde ſich Buddeus, Menken in Leipzig Menkenius, Canz in Tübingen Canzius ſchrieben, ſo wollten auch ſie ſich Cundeus, Ruhnkenius und Kantius ſchreiben. Nur Ruhnken führte dies aus, Kant blieb Kant, und der arme Cunde ſchrieb wohl überall nichts, wenn nicht etwa ein Raſtenburgiſches Programm.

Daß Cunde aber nicht bloß lernbegierig und fleißig, ſondern auch ein ſittlich reiner Jüngling war, läßt ſchon jene vor Laſtern ſchützende piëtiſtiſche Erziehung erwarten, theils lehrt es ſein Freundſchaftsbund mit Ruhnken und Kant und ſein Eifer für höhere Studien, welche ja den Geiſt vom Gemeinen ablenken und auf das Wahre, Gute und Schöne richten.

Nachdem Cunde zu Oſtern 1741 die Univerſität zu Königsberg bezogen hatte, hörte er im erſten Jahre vermuthlich nur Vorleſungen von Lehrern der philoſophiſchen Fakultät; denn das war die damalige, nach meinem Urtheile ſehr vernünftige Sitte. Sie war aber um ſo nöthiger, als die Jünglinge aus der Schule eben nichts als Latein mit auf die Univerſität brachten. Da Cunde hier ſeinen Umgang mit Kant, Kypke und Trummer fortſetzen konnte, ſo hörte er auch wohl manche Vorleſung gemeinſam mit ihnen. Ihre erſten Bedürfniſſe waren ja dieſelben, denn von der Philoſophie und Mathematik wußten ſie wenig mehr als nichts, von der Geſchichte und Geographie Namen und Zahlen, und von

rade die rechte Nahrung für die Jugend, Homer, die Tragiker, Thucydides, Demoſthenes und Plato. Aber auch jetzt, in der Zeit materieller Intereſſen, iſt es nöthig, unſern Gymnaſiaſten mit Horaz zuzurufen:

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna. Gd.

der Naturgeſchichte und Phyſik im ſtrengſten Sinne des Wortes auch nicht eine Sylbe. Aber ſelbſt das Sprachſtudium mußte fortgeſetzt werden, wenn die jungen Männer die Laufbahn eines Gelehrten einſchlagen wollten. Profeſſor der alten Litteratur war damals Johann Behm, der praktiſchen Philoſophie Joh. Adam Gregorovius und Karl Andreas Chriſtiani, der ſpekulativen und der Poeſie, Joh. Georg Bock, der Mathematik Chriſtoph Langhanſen, der zugleich auch theologiſche Vorleſungen hielt; Geſchichte und Beredſamkeit lehrten Coeleſtin Kowalewski und Coeleſtin Konrad Flottwell, die Naturwiſſenſchaften Karl Heinrich Rappolt. Mit Ausnahme Rappolts genoß keiner der Genannten eines beſondern wiſſenſchaftlichen Rufes. Gewiß beſuchte Cunde mit Kant auch die Vorleſungen des außerordentlichen Profeſſors der Logik und Metaphyſik Martin Knutzen, der, obſchon er jung ſtarb, dennoch den Ruf eines tüchtigen Lehrers hinterließ.

Das Fach, welches Cunde, und anfangs auch Kant ergriff, war die Theologie. Die theologiſchen Profeſſoren waren außer dem ſchon genannten Langhanſen, Joh. Jacob Quandt, den auch Friedrich der Große für einen bedeutenden Kanzelredner hielt, Joh. Heinr. Lyſius, der Sohn Heinrichs Lyſius, des erſten Direktors des Fridericianum, Joh. David Kypke, Daniel Salthenius, Daniel Heinrich Arnoldt, der die Hiſtorie der Königsbergiſchen Univerſität geſchrieben hat, und endlich Franz Albert Schultz, der Wohlthäter Kants und vermuthlich auch Cundes, dem doch wohl auf ſeine Bewilligung oder ſeinen Befehl die Freiſchule ertheilt wurde. Seine Vorleſungen beſuchten unfehlbar beide; welche ſonſt, läßt ſich wenigſtens in Anſehung Cundes nicht angeben, wie wir überhaupt von ſeinen Studienjahren nichts wiſſen.

Zu Michaelis 1743, alſo drittehalb Jahr nach ſeinem Abgange vom Fridericianum wurde er ſchon Lehrer an demſelben und ertheilte neben Chriſtian Ephraim Hübner lateiniſchen Unterricht in Quinta, aber nur ein halbes Jahr, worauf er vermuthlich in einer anderen Schule unterrichtete oder Privatunterricht ertheilte. Im Lehrerverzeichniß des Friedrichskollegiums erſcheint er wieder zu Michaelis 1746 und zwar als Lehrer in der erſten

griechiſchen und geographiſchen Klaſſe. Zu Oſtern 1747 übernimmt er das Latein in Oberſekunda und die Geſchichte und Philoſophie in Prima, und zu Michaelis außerdem noch die Mathematik in Prima. Zu Oſtern 1748 entſagt er dem Geſchichts-Unterrichte. Zu Michaelis 1748 unterrichtet er bloß die Primaner, und zwar im Lateiniſchen, in der Poëſie und in der Mathematik. Zu Oſtern 1749 giebt er die Mathematik ab. Zu Michaelis 1750 übernimmt er auch dieſe wiederum, doch nur bis Oſtern 1752. Zu Oſtern 1755 endlich giebt er den Unterricht ganz auf und das Lehrerverzeichniß enthält die Notiz: „Dom. Joannes Carolus Grohnert Regiomontanus et Dom. Joannes Cunde Freitza ad Schlaviam-Pomeranus Praecones Evangelii et adiutores in rebus Collegii curandis.“ Beide waren alſo als Adjutores Gehilfen des Inſpektors Schiffert, denn Chriſtoph Gottlob Schultz aus Marienburg war Inspector scholarum pauperum et praeco verbi divini. Zu Michaelis 1755 blieb Cunde allein Adjutor und übernahm zugleich den Religionsunterricht in Prima, der damals wöchentlich in ſechs Stunden ertheilt wurde. Da Schiffert jetzt über die Jahre rüſtiger Thätigkeit hinaus war, vorausgeſetzt, daß der ſeit Oſtern 1736 in Prima ſitzende Schiffert ſein Sohn iſt, ſo mochte die Maſſe der Inſpektions- und Verwaltungsgeſchäfte Cunden zufallen und ihm drückend werden. Im Verzeichniß des Halbjahrs von Michaelis 1756 bis Oſtern 1757 erſcheint er nicht mehr. Direktor Heinicke in dem mir aus den Raſtenburger Akten Mitgetheilten ſagt, man habe ihn 1755 zum Subinſpektor und Vesperprediger am Fridericianum erklärt. Der Sache nach war er allerdings Subinſpektor, im Lehrerverzeichniß führt er aber dieſen Titel nicht.

Im Jahr 1756 am 8. Oktob. wurde er in Raſtenburg als Rektor eingeführt und ging 1759 den 12. Mai in ſeinem 34ſten Lebensjahre zu ſeiner Ruhe ein. Den Tod des wackeren Mannes ſcheint zunächſt der elende Zuſtand des Schulhauſes zu Raſtenburg herbeigeführt zu haben. „Schon 1751 ſollte,“ wie die Raſtenburger Akten beſagen, „das Nebengebäude der Schule neu gebaut werden. Weil aber dieſer nothwendige Bau ſich ſehr verzog, und das Gebäude immer baufälliger wurde, ſo mußten die Lehrer und Schüler der oberen Klaſſen erſtaunlich leiden. Die würdigen Rectores M. Printz (er war Vorgänger Cunde's) und Cunde

büßten darüber das Leben, und der Prorector Borzim ſeine Geſundheit ein. Rector Wolff, (Nachfolger Cunde's) kam wegen ſeines dauerhaften Körpers gelinder davon. Der Ruſſiſche (ſiebenjährige) Krieg ſchlug völlig alle Hoffnungen eines Neubaus nieder." Bei Borowski S. 27. heißt es: „Der einzige von ihnen (Cunde's genannten Freunden) durch den ich, was ich eben erzählte weiß, (er meint die Latiniſirung der Namen) konnte nicht nach Verdienſt empor kommen. Er verblühte unter der Laſt der Informationsarbeiten, die man ihm bald nachher *), nachdem er auf die Univerſität gekommen war, in der Friedrichsſchule, deren Unterricht er unentgeltlich genoſſen hatte, als Pflicht auflegte. Das ſehr mittelmäßige Rektorat der Stadtſchule in Raſtenburg ward, da er beinahe ſchon abgeſtumpft war, ſein Lohn, und er, den ſeine Schüler alle noch in der Aſche ſegnen, welkte bald ganz dahin. Die zwei andern traf doch ein beſſeres Loos." In dem Aktenhefte des Friedrichskollegiums mit der Aufſchrift: „Nachrichten von ehemaligen Lehrern und Schülern des Collegii Fridericiani befindet ſich von Borowski auch ein Brief vom 27. Febr. 1798, worin es heißt:

„Unter den Lehrern meiner Zeit ragt Cunde über alle ſeiner Zeit, vielleicht über alle, die in hundert Jahren Lehrer der Anſtalt waren, weit hervor. Ein durchaus origineller Mann, den man wie eine Citrone im Collegio bis auf den letzten Safttropfen auspreßte und dann, hingewelkt, kraftlos, zur Raſtenburgiſchen Schule hinwarf, wo er in Kurzem ſein übriges Bischen Lebensathem aushauchte. Alle ſeine Schüler — Schlegel, Kelch, Eſpaniac, Hofpr. Schultz, auch ich, beugen uns vor ſeinem Namen. Stupende Gelehrſamkeit, die jeder Univerſität Ehre gemacht hätte — ganz unvergleichbare Methode — tiefer Blick bis ins Innerſte jedes Schülers, deren jedweden er anders behandelte — war mit einem Weſen, das durchaus nicht Weltform,

*) Es waren drittehalb Jahre, wie wir oben berichtet haben, doch iſt es möglich, daß er ſchon vorher Aufſeher über eine Anzahl von Penſionären war.

aber unausſprechliche Ehrwürdigkeit hatte, vereinigt. Bei ſeinen Schülern ohne Ausnahme ſtanden alle gleichzeitigen Lehrer, Nalenz, Krah, Rohde, Rinck, Grohnert u. ſ. w. tief im Hintergrunde, obgleich manche von dieſen an ſich ſchätzbar waren."

Borowski war von Oſtern 1746 bis Michaelis 1754 Schüler des Friedrichskollegiums.

Es iſt Schade, daß wir wenig Specielles über Cundes Unterricht erfahren. Ein Herr Urſinus, der ſein Schüler war, berichtet in einem Briefe des oben angegebenen Aktenſtückes: „Von 8—10 Uhr hat Kandidat Cunde allerlei Autores, beſonders alle Opera Ciceronis, Fasciculum (Freyeri Fasc. poëmatum latinorum) und Horaz traktiret, darauf cum imitatione mit andern Ausdrücken es aufgegeben zu vertiren, ein Colloquium latine angeſtellet u. ſ. w." Und weiter unten: „Von 8—10 Uhr wurde Mittwoch und Sonnabend in Gegenwart des Lehrers, Kandidat Cunde, bald aus dem Fasciculo ein Penſum auswendig vertirt, oder aus einem anderen Buch etwas lateiniſch erzählet, bald von dem Katheder eine Rede gehalten oder diſputirt." In denſelben Akten ſchreibt der Präcentor Karl Bährendt: „Die Lehrer der erſten Klaſſe und beſonders der verehrungswürdige Inſpektor Schiffert und deſſen Unterinſpektoren waren Männer von ausgebreiteten Kenntniſſen, mit welchen ſie dona docendi und Güte des Herzens verbanden. So hatte der gelehrte Cunde und der gemeinnützige Krah allgemeine Bewunderung, Hochachtung und Liebe." — Ebenda berichtet M. Joh. Gottfr. Möller, Pfarrer in Schmoditten: „Zu der damaligen Zeit waren ſehr würdige und gelehrte Männer als Lehrer im Collegio, ſolche, die in die Zahl der Gelehrten und akademiſchen Profeſſoren immer verdient hätten aufgenommen zu werden. Danies, Cunde, Cruſe, Watſon, Nalenz, Reinhard und Maraun wurden wegen ihrer Wiſſenſchaften, Gaben, und durchweg moraliſchen Aufführung von ihren Schülern geſchätzet."

Endlich ſtehe hier auch noch das Urtheil des Pfarrers Trentovius zu Prökuls aus den oben angedeuteten Akten: „Der Inſpektor dieſer damals vorzüglichſten Schulanſtalt war der würdige Herr Schiffert und ſo viel ich mich deſſen erinnern kann,

waren folgende vorzügliche Lehrer der Klaſſen: Cunde, Krah, Buſchius und Rhode.

Von dieſen ehemaligen Schülern Cundes nnd ſeiner Mitlehrer nennen nicht alle dieſelben Männer, aber alle in dankbarer Erinnerung und Verehrung unſeren Johann Cunde, Sie alle und viele ihrer Mitſchüler haben es erfahren, was Ein Mann kann werth ſein. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß es nur dies Wenige iſt, was wir von einem ſo würdigen Freunde Kants und Ruhnken's beiläufig erfahren. Zum tüchtigen Schulmanne muß man geboren werden, und es werden leider nicht Viele dazu geboren; Cunden hatte die Natur zum Jugendlehrer beſtimmt, und er ſelber, ihrem Antriebe folgend, ſich durch ſeine vielſeitigen nnd gründlichen Studien zum Jugendlehrer ausgebildet. Es ſcheint daher ganz zweckmäßig, daß man ihn zum Rektor einer lateiniſchen Schule ernannte. Daß dieſe Schule durch ihre Baufälligkeit ſeine ſchon angegriffene Geſundheit vollends zerſtören und ſeinen Tod herbeiführen würde, mochte man in Königsberg nicht ahnen, und falls man den Zuſtand des Schulhauſes kannte, rechnete man vielleicht auf baldigen Umbau. Unfehlbar beſchwerte ſich Cunde, und die Feinde der Pietiſten machten ihnen nun die bitterſten Vorwürfe. Sei dem wie ihm wolle, immer erlitt das Schulweſen einen ſehr großen Verluſt, da Cunde, der leicht noch dreißig Jahre für das Wohl der Menſchheit thätig ſein konnte, vier und dreißig Jahr alt zu ſeinen Vätern verſammelt wurde. Friede ſeiner Aſche und Ehre dem Andenken ſeines Namens!

Statiſtiſche und andere Notizen aus einer alten Amtsrechnung aus Sehiſten.

Vom Rector **Mühling** in Röſſel.

(Fortſetzung.)

Wälder.

S. Ch. D. Wildniſſe und Wälder, ſammt den Dämmerauen (Damerauen) in dieſem Amte, des Wildnißbereiters Hans Savadda Beritt.

Iſt ungefähr 5 Meilen in die Länge und 3 M. in die Breite, nach Hufenzahl nicht gerechnet, gränzet mit den Aemtern Johannisburg, Rhein und Ortelsburg; lauter Wald, darin allerlei Holz, als Rüſtern, Fichten, Eichen, Linden, Hainbüchen, Birken, Ellern und Eſchenholz. Es ſind 18 Stellſtätten angegeben, in welchen ſich „verhält" allerlei Wild, als Hirſche, Bären, Schweine, Wölfe und Füchſe. — (Auffallend iſt es, daß bei ſo vielen Flüſſen und Seen der Biber keine Erwähnung geſchieht, da dieſe häufig waren und als landesherrliches Regal betrachtet wurden. Mehrere Privilegien ſprechen ausdrücklich davon, daß dem Beſitzer alle Rechte zugeſichert werden, mit Ausnahme des Biberfanges), (Privigel. v. Klaukendorf b. Allenſtein), welches einem gewiſſen Glauko, wegen ſeiner vielen und getreuen Dienſte verliehen war.) — Sollten ſie im ſiebenzehnten Jahrh. ſchon ausgerottet geweſen ſein? und in dieſen Gegenden, welche gewiß nie zu den bevölkertſten gezählt werden konnten?) —

Adliche Beſitzer.

Die von Delſen ſammt deren Mit-Conſorten haben am See Gelland 150 Hufen, Ao. 1379 vom Hochmeiſter Winrich von Kniprode zu cölmiſchen Rechten verſchrieben, ſind vermöge ihrer Handveſte davon zu leiſten ſchuldig 5 Dienſte. Unter den 150 H. ſind 2 Freidörfer Puſſnicken und Allmoyen genannt, welche ihr Pfluggetraide 11 Schfl. Waizen, 11 Schfl. Korn, 3 Pfd. Wachs und 3 β Urkund ſammt dem Schaarwerk, wie vor Alters geſche-

hen, aufs Haus Sehiſten geleiſtet. Anno 1607 aber hat Dioniſius von Delſen ſeel. und ſeinen Nachkommen ſolches Pfluggetraide von S. Ch. D. frei, erblich nnd ewiglich erhalten, wie aus der Herrn Regimentsräthe gegebenen Abſchied de anno 1607 mit Mehreren zu erſehen.

Die von Schlieben haben 160 H. zu Miluckén, Stammen und Soiquitten, ſind 1379 von dem Hochmeiſter Winrich Kniprode zu cölmiſchen Rechten verſchrieben, davon ſie dem v. Egloffſtein 150 H. verkauft ſind vermöge der alten Handveſte hiervon zu leiſten ſchuldig 6 Dienſte. Es haben aber die v. Egloffſtein mit einer neuen Verſchreibung zu beweiſen, daß ſie von ſolchen Dienſtpflichten gänzlich eximirt ſind; deshalb kommen dieſe 5 Dienſte in Abgang. Zehn Huben haben die von Schlieben nach zu Paſters an der Biſchofsthumſchen Grenze, ehemals dem Dittloff von Röſſel anno 1531 zu Lehnrecht verſchrieben.

Dieterich von der Milbe hat 96 H. zu Bagnowen, ſind anno 1566 von Markgraf Albrecht dem Aelteren zu Lehnrecht verſchrieben, leiſtet davon 1 Dienſt.

Die von Egloffſteiner und von Oppen haben zu Boltowen 40 H. anno 1552 von Markgraf Albrecht zu Magdeburgiſchen Rechten und beiden Kindern verſchrieben ſind. Davon zu leiſten ſchuldig 1 Dienſt und wenn J. Ch. D. im Amte jagen, zumal in dero eigner Anweſenheit müſſen ſie mit einem Pferde und Hunde auf der Hetze dienen. Dieſe Huben hat nunmehr Siegmund von und zum Egloffſtein an ſich erkauft.

Heinrich von Königseck hat zu Gerkendorf 50 H., ſind anno 1540 vom Markgraf Albrecht dem Hans Spiegel zu Lehnrecht verſchrieben, iſt vermöge der Handveſte zu leiſten ſchuldig 5 Dienſte.

Georg von Schlubhut hat 15 H. zu Klein-Stammen und 8 H. von dieſem zu Pülze gehabt, jetzo aber von S. Ch. G. im Dorfe daſelbſt 16 H. und im Walde allda 5 H. gegen etzliche im Bartenſchen an ſich gebracht und erkauft, daß er nunmehr 44 H. zu cölm. Rechten im Beſitze bekommen, iſt vermöge J. Ch. D. gegebenen Verſchreibung de anno 1562 wo es Geſchütz zu leiſten verpflichtet 2 Pferde.

Georg von Schätzell und Fabian von Brödin haben zu Brödinen 73 H. anno 1551 von Markgraf Albrecht zu Lehn-

recht verſchrieben, leiſtet davon 1 Dienſt und muß, ſo oft ſie von der Herrſchaft gefordert werden mit einem Pferde und einem Hunde auf der Hinterhetze*) dienen.

Georg von Oelſen hat zu Spieglowken 70 H. und Lehnrecht ohne alle Beſchwerde frei.

Item es haben die Jeſuiter zu Röſſel 6 Hufen zu Scatnicken zu Lehnrecht verſchrieben und müſſen nebſt den von Oelſen davon einen Dienſt leiſten.

Hans Stach von Golzheimb hat zu Wiersbowen 24 H. zu Lehnrecht verſchrieben, muß davon einen Dienſt leiſten.

Die Stache von Golzheimb, Wildenauer und Birkhahner haben in den Koßlauiſchen Gütern 350 H., wovon die Stache 175 H. zum Lehenrecht anno 1521 vom Markgr. Albrecht verſchrieben, die Birkhahner ihre Hälfte mit 175 H. zu cölm. Rechten im Beſitz, leiſten davon 4 Dienſte.

Die Langheimer und Leger haben zu Czatzkowen und Krummenorth 44½ H. zu Magdeb. Rechten anno 1565 vom Markgr. Albrecht dem Aeltern verſchrieben. Sowohl die Herrſchaft als auch die Freien zu Golling, ohne deren Schaarwerk, leiſten davon 1 Dienſt. Nunmehr aber iſt die gänzliche Jurisdiction durch einen richtigen Loskauf der Gollinger an die gnädigſte Herrſchaft verfallen.

Andreas Hochberger hat im Amte 6 H. zu Lehnrecht gehabt, welche S. Ch. D. gegen andere im Bartiſchen vertauſcht, ſind zur Viehtrifft der Schäferei Mertensdorf geſchlagen.

Georg von Schlubhut zu Boſem hat 57 H.

Georg von Polenz, Heinrich und der v. Brunſert haben zu Grunaw 40 H. zu cölm. Rechten, davon leiſten die Schulzen einen Dienſt und ſollen bei dem Amte, gleich den andern Freien, ſchaarwerken.

Michael Küchenmeiſter von Sternberg hat zu Kanicontken 42 H. zu cölm. Rechten anno 1470 von den Mönchen zu Röſſel ertauſcht, ſind mit den Freien beſetzt und müſſen, laut ihrer Handveſte, in allen Heerfahrten dienen mit 1 Pferde.

Otto von der Groeben hat auf Glodoven, ein Uebermaaß

*) Im Original ſteht immer „Hinderhetze."

von 11 H. zu cölm. R, ohne alle Beſchwerde frei, worunter 7 Huben von Thomas Holz, Churf. Mundſchenken, erkauft.

Jahn Stanislowsky pod starosta zu Heilsberg hat an Grabowen 40 H., Heinrichshofen genannt, ſind von S. Ch. D. Johann Siegismund dem Hrn. Reinhold von Holle ſeel. Jägermeiſter anno 1617 zu cölm. R. verſchrieben, ohne alle Beſchwerde, ſo Heinrich von Königseck ſeel. an ſich gebracht und nunmehr wie obengedachter Stanislowsky gebraucht, — muß ein Pferd vors Geſchütz halten.

Joachim von und zum Egloffſtein hat zu 30 H. 33 H. zu cölm. Rechten, leiſtet davon 1 Dienſt.

Summa der adl. Huben im Amte

1280 H. 22 Morg.; als 992 H. 15 Morg., davon wird geleiſtet

19 Roßdienſte mit Pferden, Mann und Harniſch,

3 Pferde vors Geſchütz oder ſonſt im Felde zu gebrauchen,

2 Pferde auf der Hinterhetze und

2 Hunde,

288 Huben 7 M. ſind frei und wird kein Dienſt davon geleiſtet.

Die Freyen.

Weiſſenburg hat 105 H. zu cölm. R. verſchrieben, darauf wohnen 36 Wirthe, thun 11 Dienſte mit Pferden, Mann und Harniſch, geben 36 Schfl. Weizen, 36 Schfl. Korn, 10 Pfd. Wachs, 10 cölm. Pfenn., müſſen neue Häuſer bauen und alte brechen, ſo oft ſie gefordert werden. Unter den 11 Dienſten iſt ein Pferd vor das Geſchütz.

Schmlobowen hat 10 H. von Wolfgang Henningk, der Zeit Amtmann zu ſchlechtem Lehnrecht verſchrieben, welche 8 Wirthe beſeſſen. Dieweil aber in der Peſt anno 1625, 6 H. an S. Ch. D. caducirt, ſind ſolches dem geweſenen Amtsſchreiber Cyprian Willamovius zu gleichen Rechten um 600 Mrk. käuflich überlaſſen. Es wird geleiſtet 1 Dienſt mit Pferd, Mann und Harniſch, auch jährlich gegeben 1 Schfl. Weizen, 1 Schfl. Korn 1 Pfd. Wachs, 1 cölm. Pfennig, müſſen alte Häuſer brechen und neue bauen und ſind ſchuldig geweſen, ſo oft der Amtmann des Amtes jaget, zu jeder Zeit mit einem Pferde und Hunde auf der Hinterhetze zu dienen.

Sawadden hat 15 H. zu cölm. R. verſchrieben, iſt vor Alters mit 9 Wirthen beſetzt, leiſten davon 1 Dienſt mit Pferd, Mann und Harniſch und geben jährlich 9 Schfl. Korn, 9 Schfl. Weizen, 1 Pfd. Wachs, 1 β Urkund, müſſen alte Häuſer ꝛc.

Probergk hat 50 H. zu cölm. Rechten, leiſten davon 3 Dienſte mit Pferden, Mann und Harniſch und giebt jeder der 24 Wirthe jährlich ½ Schfl. Weizen, ½ Schfl. Korn und von jedem Dienſt 1 Pfd. Wachs, müſſen alte Häuſer ꝛc.

Widrinnen hat 10 H. zu cölm. R. von Markgraf Albrecht 1544 verſchrieben, wohnen da 5 Wirthe, leiſten hiervon 1 Dienſt mit Pferd, Mann und Harniſch; geben jährlich 5 Schfl. Weizen, 5 Schfl. Roggen, 1 Pfd. Wachs, müſſen alte Häuſer brechen ꝛc.

Pruſchinowen hat 30 H. zu cölm. R., wohnen darauf 13 Wirthe, leiſten 2 Plattendienſte mit Pferde, Mann und Harniſch, geben 10 Schfl. Weizen, 10 Schfl. Korn, 1 Pfd. Wachs, müſſen alte Häuſer brechen ꝛc.

Petzſchendorf, die Freien haben 15½ H. zu cölm. R., leiſten 1 Plattendienſt, im Uebrigen ſo wie Pruſchinowen.

Gollingen hat 30 H. zu cölm. R., wohnen darauf 12 Wirthe leiſten einen Dienſt mit Pferd, Mann und Harniſch und ſind verpflichtet, alte Häuſer zu brechen ꝛc. Der Jurisdiction und des Pfluggetreides halber aber ſind ſolche Freien vor dieſem von der gnädigſten Herrſchaft den Langheimern und Legern aus Gnaden verliehen worden. Nunmehr aber, weil ſich ſelbige Freie vermöge S. Ch. D. gnädigſten Einwilligung von genannten Langheimern und Legern für 2000 Mk. losgekauft, ſo fällt die Jurisdiction ſammt dem Pfluggetreide und der andern Freien Pflichten, ſo ſich S. Ch. D. in der Confirmation kräftigſt vorbehalten, wiederum an die gnädigſte Herrſchaft und ſind den andern Freien gleichmäßig in Freiheiten ꝛc.

Muntienen hat 20 H. zu cölm. R., hat 10 Wirthe, leiſten 2 Dienſte mit Pferde, Mann und Harniſch, geben jährlich 10 Schfl. Weizen, 10 Schfl. Korn, 2 Pfd. Wachs, ſchaarwerken auch gleich andern Freien im Amte.

Sonntag hat 40 H. zu cölm. R., vom Hochmeiſter Winrich von Kniprode anno 1373 verſchrieben, wohnen da 13 Wirthe, leiſten 1 Dienſt mit 1 Pferd ꝛc., geben jährlich 13 Schfl. Weizen,

13 Schfl. Korn, 1 Pfd. Wachs, 1 β Urkunde und müſſen alte Häuſer brechen ꝛc.

Warpuhnen hat 40 H. zur cölm. R. vom Hochm. Winr. v. Kniprode anno 1373 verſchrieben, wohnen 12 Wirthe und leiſten das, was Sonntag leiſten muß.

Bruſſowen hat 40 H. zu ſchlechtem Lehnrecht, und 14 Wirthe, leiſten hiervon 4 Dienſte mit Pferde, Mann und Harniſch, geben kein Pfluggetreide und Wachs, ſind auch des Schaarwerks befreit und wegen der Aufwartung bei der Jagd zinſen ſie nunmehr S. Ch. D. ins Amt 6 Mk.

Langenbrück hat 41 H. zu cölm. R., hier wohnen 18 Wirthe, leiſten 4 Dienſte mit Pferde ꝛc. und giebt jeder 1 Schfl. Weizen, 1 Schfl. Korn und von jedem Dienſt 1 Pfd. Wachs, 1 β Urkund, müſſen alte Häuſer brechen ꝛc.

Rudwangen hat 44 H. zu cölm. R., darinnen 18 Wirthe wohnen, leiſten 4 Dienſte mit Pferden ꝛc., geben jeder 1 Schfl. Weizen, 1 Schfl. Korn, 1 Pfd. Wachs, 1 β Urkund, müſſen alte Häuſer brechen u. ſ. w.

Aweyden, die Biener haben 60 H., darin wohnen 30 Wirthe und geben eine gewiſſe Penſion vom Honig, den ſie in Churf. Wildniß erbauen und wird ihnen hingegen das Stof 2½ β gezahlt, der andern Unpflichten aber ſind ſie befreit.

Summe aller Hufen der Freien:

571½ Hufen.

Darauf wohnen 248 Wirthe und haben

34 Dienſte mit Pferd, Mann und Harniſch,
3 Plattendienſte,
2 Pferde vors Geſchütz,
5 Pferde und
5 Hunde zu der Hinterhetze.

Summa aller Dienſte in dieſem Amte, von denen von Adel, aus der Stadt Sensburg und von den Freien.

52 Dienſte mit Pferden ꝛc.,
3 Plattendienſte, ohne die des von Egloffſtein,
25 Perſonen mit „Röhr und Spießen,"
1 Warpenwagen,
5 Pferde vors Geſchütz,
3 Dienſte auf der Hinterhetze und

4 Dienſte der Bruſſower gehen ab,
27 β Urkund und von den Freien,
31 Pfd. Wachs,
2 Stück Capaunen.

Schulzen und Krüger.

In dieſem Amte befinden ſich 50 Schulzen, welche 115 Huben beſitzen, müſſen beim Pflügen, Säen und Augſten und allerhand vorfallenden Schaarwerk die Aufſicht haben und ſolches beſtellen helfen. — Das älteſte Schulzengrundſtück iſt das zu Sehiſten, welches anno 1401 von Ulrich von Jungingen zu cölmiſchen Rechten verſchrieben.

An Erbkrügern ſind ihrer 14 und müſſen einen Warpenwagen halten und 104 Mrk. zahlen. Der Ort Sehiſten hat 4 Krüger, welche ihre 8 Huben von Ulrich v. Jungingen anno 1401 zu cölm. R. erhielten. An Miethskrügern giebts deren 29, welche 273 Mrk. 30 β zahlen und 14 Stück Capaunen und 12 Stück Gänſe liefern.

Abgaben.

Man findet eine genaue Angabe der Abgaben, welche theils in baarem Gelde, theils in Naturalien, beſonders Hühnern von ſämmtlichen Zinsdörfern, die an das Amt zu leiſten ſind. Auch ſind ſämmtliche Beſitzer jener Zeit namentlich aufgeführt, ſo daß jetzt mancher Beſitzer ſeine Ahnen von 200 Jahren nachzuweiſen vermag. — So wie ein Bauer verunglückte, wie z. B. in Polniſchdorf im J. 1651 3 Bauern ertranken, ſo wurde auch ſogleich das Grundſtück beſetzt, damit es nicht ohne Wirth bleibe und ein Ausfall an Revenüen entſtehe. Von Executionen iſt in der ſtarken Rechnung nie die Rede.

Die Totalſumme aller baaren Zinſen beträgt:

4960 Mrk. 1 β.
6 Laſt $30\frac{1}{2}$ Schfl. Weizen,
6 „ $52\frac{1}{2}$ „ Korn,
11 „ $13\frac{1}{4}$ „ Haber,
12 Stück Gänſe,
33 Schock 23 St. Hühner,

16 Capaunen,
32 Pfd. Wachs,
308 Achtel Holz, welches die Bauern wahrſcheinlich nur frei ins Amt zu fahren hatten.

Hierauf folgen nun die Einnahmen an zufälligen, ſteigenden und fallenden Einkünften. Ein Titel heißt „an Erbzeiſe"; was für eine Abgabe darunter zu verſtehen ſei, weiß ich nicht, eben ſo wenig, was für eine in Stelle derſelben gekommen iſt. Zeiſe war, ſo viel ich weiß, Acciſe. Dieſe war aber nicht auf dem platten Lande, ſondern nur in den Städten und zwar ſpäter eingeführt. — Die kleinen Strafgefälle, welche unter dem Titel: „an Buß und Frevel ſo der Herr Obriſt und die Landgeſchwornen rechtlichen zu erkennt" — kamen alſo dem Landesherrn nicht zu gut, obgleich ſie noch vor 50 Jahren von dem Domainen-Beamten zu deſſen Nutzen floſſen, — und eine höchſt bedeutende Einnahme gewährten. — Die Preiſe jener Zeit ſind auch bemerkenswerth.

1 Gans koſtet	1 Mrk.	1 Kuh 15—20 Mrk.	
1 Capaun	1 „	1 Lamm 1 Mrk.	
1 Pferdehaut	2 „	1 Stof Butter 15 Gr.	
1 Ochſenhaut	4 „	1 Tonne Honig 100 Mrk.	
1 Kuhhaut	2 „	1 Pfd. Wachs 1 Mrk.	
1 Kalbfell	2 „	1 Schfl. Korn 3 Mrk.	

Die Summe der unſichern Gefälle belief ſich auf 28242 Mrk. 34 β. 7½ Pf. incl. Reſte, die ohngefähr 7000 Mrk. betrugen.

Beſoldungen.

„Vff beſoldung der Ambts-Leuthe vndt Diener."

Vermöge Churfürſtl. Verabſcheidung de dato Königsberg den 24. Febr. 1651 haben Seel. Fabian von Lehndorff's Erben an Beſoldung Summa 1139 Mrk. 32 Schilling empfangen.

25 Mrk. wegen der Hauptmannſchaft,
50 „ für die Deputatochſen,
259 „ für 1 L. 14 Schfl. Gerſte à 70 Gr.,
381 „ 45 β. an 2 L. 49 Schfl. ¼ Haber à 45 Gr. u. ſ. w.

Noch iſt an Beſoldung ausgegeben:

100 Mrk. dem Amtsſchreiber,

15 Mrk. demſelben, wegen des Kornſchreibens,
15 „ dem Hauscämmerer,
20 „ dem Hausbäcker,
16 „ dem Hauskoch,
20 „ dem Brauer,
100 „ den beiden Nachtwächtern,
15 „ dem Thorwächter,
16 „ der Bettmutter,
8 „ dem Hausfiſcher,
30 „ dem Wildnißbereiter in Crottingen,
18 „ dem Hofmann in Sehiſten,
10 „ dem Hofmann in Mertensdorf,
18 „ 3 Hofknechten,
12 „ 3 Hofmägden,
15 „ dem Hirten zu Sehiſten.

Für Jäger und Hunde ſind gezahlt worden:

1) dem Warth in Koſchewen 57 Mrk. 37½ β. Er hatte noch dabei die Benutzung von 3 Hunden.
2) dem Warth in Kelbungen 31 Mrk. 30 β. und den Nutzen von 2 H.,
3) dem Warth zu Mertensdorf 32 Mrk. 30 β. und den Nutzen von 2 H.,
4) dem Warth zu Pruſchinowen hat nur 10 Mrk. 30 β. und 2 freie Huben.

Bei einer Wolfsjagd, bei welcher 7 Wölfe aufgetrieben und getödtet wurden, wurde dafür 10 Mrk. 30 β. Fanggeld gezahlt. Die Koſten für Zeugknechte, Jungen, Jäger und Hunde betragen im Ganzen 59 Mrk. 52½ β.*).

Auch Reiſe-Diäten kommen unter dem Titel „Vffzehrung von Ambtswegen" für den Hrn. Amtshauptmann mit 6 Mrk. täglich vor. — Auch reiſete der Amtsſchreiber nach Königsberg behufs Ablegung ſeiner Amtsrechnung. Schade iſt es, daß die Anzahl der Tage nicht angegeben iſt, für welche 32 Mrk. 30 β. gezahlt ſind.

*) In der ganzen ſtarken Rechnung kommt nicht ein Pfennig zur Einnahme der aus der Jagdbenutzung gefloſſen wäre. Vielleicht gehörten die erlegten Thiere dem Amtshauptmann und manches mag wohl auch ſeinen Weg nach Königsberg gefunden haben.

Schreibmaterialien haben zu jener Zeit auch ſchon viel gekoſtet, ſo daß nicht bloß zu unſern Zeiten das papierne Zeitalter anzunehmen iſt. 90 Mrk. wurden für Papier gezahlt und 5 Mrk. für Tintenpulver.

Die ſämmtliche Geldausgabe ſchließt ab mit 13964 Mrk. 4 β. 1½ Pf., welche vermöge des Regiments-Notul confirmando Inhalts der Cammer-Ordnung attestando.

unterz. v. Gottfried Freyherr zu Eulenburg.
Albrecht von Kalnein.
Chriſtoph Freiherr.

Producte.

Die aufgemachte Cammerrechnung betrifft den Honig und das Wachs. An Honig 12 Tonne 20 Stof und 32 Pfd. Wachs ſind eingekommen. 11 Tonnen Honig und 31 Pfd. Wachs wurden verkauft. — Von Wolle iſt weder Einnahme noch Ausgabe angegeben, was doch zu verwundern iſt, um ſo mehr, als in Martensdorf eine Schäferei vorhanden war. Von den 402 ausländiſchen Schafen mag man noch keine Wolle anno 1651 geſchoren haben.

Spinnerei wurde fleißig betrieben. Die Churfürſtlichen Unterthanen mußten jährlich eine gewiſſe Quantität Garn an das Amt abliefern und zwar im Betrage von 9 Schock 30 Zaspel. Wieviel ein Zaspel war, weiß ich nicht. Im Oberlande nennt man heutiges Tages Zaſpel ein Stück von 15 Gebind. — In jener alten Zeit wurde meiſtentheils von jeder Hufe ein Zaspel geliefert. Das Garn ſelbſt wurde verkauft. Dieſes Garn war von Flachs; es iſt aber die Frage: wurde den Unterthanen das Material zum Spinnen geliefert oder mußten ſie ſelbſt den Flachs dazu geben? Aus der Amtsrechnung iſt dieſes nicht zu erſehen. — Auch Heedengarn mußte eingeliefert werden. Es wurden vereinnahmt 8 Schock 30 Zaspel, welche verkauft wurden. — Leinewand von Flachs, von grober Heede und Drillig, iſt nicht eingekommen; eben ſo wenig gemeine Federn. — Von den flächſenen Bettlaken wird die Bemerkung gemacht, daß 2 davon ganz verbraucht ſeien. Die Randbemerkung dazu, welche der geſtrenge Herr Reviſor macht, läßt einen Blick in jene öconomiſchen Zeiten thun, wo die höchſte

Sparſamkeit herrſchte; nämlich er ſagt: ſollen anhero geſchickt werden, zur Papiermühle." So geht's mit Kiſſen- und Bett-bezügen, mögen ſie von Flachs oder Heede ſein. — Von den verbrauchten Servietten ſollen die Stücke eingeſchickt werden.

Inventarium des Hauſes Sehiſten.

An Silberwerk waren nur 12 Löffel, von denen einer abhanden gekommen war und den die Bettmutter bezahlen mußte. — An Zinn war recht viel und zwar von „Lauter Zinn", was wahrſcheinlich mit unſerm engliſchen Zinn übereinſtimmen dürfte. Unter den angegebenen Gegenſtänden kommen 12 Commentchen vor. Was iſt darunter zu verſtehen? — Von ſchlechtem Zinn kommen 83 Pfd. vor; darunter ſind wieder 6 Commentchen und 18 Scheiben, worunter Teller zu verſtehen ſind. Noch heutiges Tages kommt in manchen Gegenden des platten Landes die provinzielle Benennung „Scheibe" für Teller vor. — Beim Eiſenzeuge kommen 2 „Brandt-Rutter" vor. Was mag darunter zu verſtehen ſein? — Für Gefangene exiſtirten 4 Paar Fußeiſen und 1 Paar Handeiſen. — Es werden aufgeführt: 8 ſchlechte „Bümken"; dieſer Ausdruck iſt mir unbekannt und mir noch nicht vorgekommen. — Die Eßſtube des Herrn Hauptmanns war mit 99½ Ellen grünem Tuche ausgeſchlagen. — Auch war ein „Treſierſchoff mit 5 Treuſiren" vorhanden. — In der Herzogin Gemach werden 12 Himmelbetten angeführt. — Von Büchern werden angeführt: „1 Handveſtenbuch, 1 Landgerichtsbüchlein und 1 Landrecht." Zu jener Zeit muß die Hirſchjagd im Erottingenſchen Revier ſehr ergiebig geweſen ſein; denn es finden ſich im Inventario 114 große und kleine Hirſchgeweihe. Ueberhaupt müſſen daſelbſt großartige Jagdpartien geweſen ſein; denn es ſind im Verzeichniß aufgeführt 6 Spannbetten, 10 Reiſebetten, 30 Tiſche, 22 Lohnbänke und 50 Stühle.

Durch Erinnerung an frühere Zuſtände gewährt wohl Intereſſe die Rechnung, die ihr 200jähriges Jubiläum feiern kann. — Alles Alte iſt ſeitdem neu geworden und von allen Natural-Abgaben wird jetzt nicht eine mehr geleiſtet. Von dem alten Jagdſchloſſe oder Hauſe Sehiſten ſteht nichts mehr als eine Ecke der Mauer

nach Weſten zu, welche in Form eines Pfeilers einem friedlichen Storche zur feſten Grundlage ſeines Neſtes dient. Von den alten Kellern iſt noch einer übrig geblieben. Beim Aufräumen des Schuttes fand man vor länger denn 30—40 Jahren einen goldnen Ring mit der Inſchrift: Amor vincit omnia.

Sprichwörtliche Phraſen aus der muſikaliſchen Terminologie.

Im 2. Bd. der P. B. a. F. S. 434. wird aus einem Magiſtratsſchreiben von 1685 die Redensart „auf das la mi auslaufen" angeführt. Sie bedeutet „ein trauriges Ende nehmen," weil eine Folge der 6. Tonſtufe (la) und der 3. (mi), die in ſehr alten Geſängen als Schlußformel gebraucht wurde, traurig klang.

Dieſe Redensart findet ſich beſonders häufig angewandt. Nicht ſelten ſind andere, wie „einem die notas und pausas wohl demonſtriren" für „ohrfeigen", „B Moll ſingen" ſoviel als „klein beigehen" oder Abbitte thun u. a. Der Thorner Rath entſcheidet 1605 in Injurienſachen zwiſchen dem Schulkollegen Andres und dem Cantor: „Der Magiſter ſolle ſein Maul eine andere Zeit beſſer in Acht nehmen und der Cantor künftig auch B Moll ſingen, ſonſt werde Ein ꝛc. Rath das Finale halten." Döring, Geſch. d. M. i. Pr.

Ohne Zweifel waren ſolche Phraſen aus der Muſikantenſprache in die des Volkes übergegangen und ebenſo ſprichwörtlich geworden wie die Grobheit der Muſikanten.

R. Ph.

Digitized by Google

Die ſtädtiſche Verwaltung in der Altſtadt Braunsberg.

(Fortſetzung zu Bd. II. H. 2. S. 144.)

Vom Director Dr. Lilienthal in Röſſel.

Die Entſchädigungen der Beamten.

Von einem Gehalte iſt bei den Rathsherrn und den mit einem Amte bekleideten Gemeindegliedern überall nicht die Rede; alle dieſe Aemter wurden als Ehrenämter betrachtet. Jedoch fielen den Beamten von jeher „kleine Ergötzlichkeiten" theils in Strafgeldern und Ehrengeſchenken zu, theils zogen ſie aus einzelnen Verwaltungszweigen gelegentlich Nutzen. — Nach der Kürſchnerrolle mußte jeder, der heimlich, ohne Meiſter zu ſein, das Handwerk trieb, 1 Mrk. geben, wovon die Hälfte der Rath erhielt, die andere Hälfte das Gewerk. So ſind mit dieſen oder ähnlichen Worten: „d' ſal is beſſern den herre vnd der Kompania" in mehreren Rollen Strafen feſtgeſetzt. Jeder Tiſchler, der nicht gewandert war, zahlte an den Rath und an das Gewerk eine Strafe. Seit 1720 mußte jeder junge Meiſter außer drei Mahlzeiten 10 Thlr. geben, wovon der Rath die Hälfte nahm; und ſeit 1749 mußte jeder, der anderswo Meiſterrecht erwarb, ein Schutzgeld an den Rath zahlen. Für das große Siegel wurde dem Rathe 1633 1 Ducaten oder 2 Thlr., für das kleine 1 Thlr. entrichtet. Für das Preisbeſtimmen des Weines erhielt der Rath noch am Ende des 16. Jahrhunderts zwei Horngulden, der präſidirende Bürgermeiſter außerdem ein Stof Wein von jedem Ohme. Ein Kleines fiel auch von der Stadtwage den Herren zu. — Die Strafgelder, und was ſonſt an baarer Einnahme dem geſammten Rathe zukam, hieß der Schatz und wurde am Freitage vor Lätare vertheilt; nicht anweſende Mitglieder participirten nicht. — Ueberdies erhielt, wenigſtens ſeit dem 17. Jahrhundert, jeder der Herren einiges Holz aus dem Stadtwalde, nämlich 6 bis 8 Fuder. Ferner bekamen ſie etwas von dem ſtädtiſchen Honig und die

Hälfte des Honigs von den Bauern; denn nach dem Landrechte gehörte die Hälfte davon der Obrigkeit *). — Daß bei beſonderen Gelegenheiten, als am Tage der Kuhr, bei Abnahme der Rechnungen u. dgl. gegeſſen und getrunken wurde, lag ſo ſehr im Geiſte jener Zeit, daß wir freudig überraſcht werden, wenn die Herren ſich in Tagen der Noth freiwillig beſchränken. Am Gerichtstage z. B. gab es Ein Gericht, in Petri anfangs eine volle Mahlzeit, ſeit 1563 nur Wein und Butterplatz; ſtatt deſſen ſie ſeit 1678 jeder 1 Thlr. nahmen. So hielten ſie bei der Kämmerrechnung eine Mahlzeit, wofür ſie ſich ſpäter auch 1 Thlr. zahlen ließen; und der Bürgermeiſter bekam außerdem ein Stof Wein. Beim Zinsſammeln gab es ein Schock Neunaugen und ein Gericht Fiſche, doch ſollten ſeit 1666 dabei nicht über 50 Gld. aufgehen. An den großen Feſttagen, in Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, erhielt jeder der Herren ein Stof ſpaniſchen und ein Stof Rhein- oder Franzwein. Für die Verwaltung geiſtlicher Gelder und Grundbeſitze war ihnen entweder durch den Fundator ein Beſtimmtes ausgeſetzt, oder ſie hatten das Vorrecht der Nutznießung. So heißt es 1427 in einer Fundation für einen Prieſter: „So ſal der Erbar Rath 1 mrk. von den 9 gut geld haben vor ir mueh und bewarunge d'tzinſen." — Was die geiſtlichen Aecker betrifft, ſo mochten die Herren es anfangs wohl als eine Patronatspflicht angeſehen haben, das Land ſelbſt zu übernehmen und den Beneficiaten den üblichen Pachtzins abzutragen. Wenn ſie ſpäter, als der Werth der Ländereien ſtieg, den höheren Pachtzins nicht gaben, ſo lag darin, falls Contracte ihr Recht nicht ſchützen, unſtreitig eine Uebervortheilung. Daß aber die Beneficiaten nicht ſelten viele Jahre hindurch ſich eine ſolche Beeinträchtigung gefallen ließen, erweckte in den Beſitzern ſehr leicht den Gedanken einer wahren Berechtigung und bürdete den Nachfolgern,

*) Die Stadt hielt ſtets Beuten im Stadtwalde, im hohen Holze, auf den Stadtdörfern und Höfen. Das Bienenregiſter aus dem 17. Jahrhunderte weiſt als höchſte Einnahme für das Jahr 1601 117 Mrk. 2 Gr. nach. Dagegen betrug die Ausgabe zuweilen über 50 Mrk. Vielen Schaden that in jener Zeit noch der Bär den Stöcken; ſo 1662 und 1677. Das letzte Mal zeigen ſich die Bären 1709. Die angeſtellte Jagd hatte aber ſchlechten Erfolg. — Wegen der Schwierigkeit der Beaufſichtigung wurden die Beuten zuweilen verpachtet; 1671 z. B. brachte die Pacht 45 Mrk.

die ihr Einkommen ungekürzt genießen wollten, langwierige und bittere Streitigkeiten auf. Schon 1576 ſagte Herr Bartſch, als die beiden Beneficiaten bei der Kuhr erſchienen, mit Bezug auf die damalige religiöſe Stimmung zu einem derſelben: „Lieber Schwager, E. E. Rath kommt in Erfahrung, daß auch der Pfarr vom Morgen Acker in der Aue 1 Mrk. Zinſen geben will. Ich bitte euch, thut es nicht, ſtiftet kein neues Macht, keinen Unfrieden unter der Bürgerſchaft, denn das gemeine Geſchrei begehrt Rache.“ Worauf jener angelobte, daß er zur Zeit nichts ändern würde. 1592 wird einem Prieſter das beneficium crucis unter der Bedingung vom Rath verſprochen, daß er von den 4 Hufen keinen höhern Zins nehmen wolle. Ganz ſo geſchieht es 1620. 1632 verweigerte der Rath dem Beneficiaten, welcher mit 10 Gld. für eine halbe Hufe nicht zufrieden ſein wollte, die verlangte Erhöhung. Wegen der Georgienäcker kam es 1654 vor der Behörde zur Klage. Der Adminiſtrator Pilchowitz ſprach am 28. Febr. dieſe 57½ Morgen, deren Stifter man nicht kenne, und die während der Kriege mit den Kreuzherren der Kirche genommen und in die Hände von Privatperſonen gekommen wären, den fünf Beneficiaten mit aller Nutznießung zu. Der Rath nahm zwar den Advocaten Dr. Riccius aus Königsberg an, fand aber deſſen Anſicht „in parte civitatis ſehr kaltſinnig“ und will es dem lieben Gott empfehlen. — Von neuem erhob ſich der Streit über dieſe Aecker 1686, als die Vicarien ſie ſelbſt oder mit einem Ackerbürger zur Hälfte beſäen wollten. Dieſes Mal entſcheidet der Biſchof in ſofern gegen ſie, als er, um die Prieſter von äußern Geſchäften abzuziehen, die Elocation dem Rathe zuſpricht. Dieſer ſoll mit Einrathen des Erzprieſters Einen oder zwei Proviſoren ernennen, welche die Aecker unter die Bürger zu vermiethen und den Geiſtlichen den Zins zuzuſtellen hätten. Der Zins dürfe nicht unter 4 Mrk. ſein; die Priorität zur Miethe aber hätten die Herren des Rathes. Dieſe zahlten für die Ländereien, weil es urſprünglich Bürgeräcker geweſen, auch den Grundzins. Auf jene Entſcheidung fußend, nimmt der Rath 1697 den Bürgern die Ländereien ab und beſchließt, ſie ſelbſt als Recompens zu benutzen. Dabei ſollten die älteſten Herren ein Vorrecht haben, und zwar jeder eine halbe Hufe. Starb einer der Beſitzer, ſo behielt ſogar die Wittwe die Nutznießung noch drei Jahre. Später ſcheinen

die Proviſoren die Aecker an ſich gezogen zu haben, bis 1762 der Rath beſchließt, dieſelben „secundum intentionem erectionis in gehöriger Proportion unter die Herren zu vertheilen.“ Erſt in der neuſten Zeit iſt dieſe Sache auf dem Wege des Proceſſes für immer entſchieden, und zwar ſind den Geiſtlichen dieſe Aecker zu freiem Gebrauche zugeſprochen worden. — Außerdem benutzte der Rath zuweilen ſtädtiſche Aecker für den gewöhnlichen Zins. Bis 1682 war der Siederroßgarten unter die Herren verlooſt worden. Damals vertheilten ſie auch den Kümmelberg unter ſich. Jeder der Herrn hatte ferner ein Heuloos im erſten Roßgarten. 1709 beſchloſſen ſie wegen der großen Geldverlegenheit, in der ſich die Stadt befand, dieſe Looſe, ſo wie die der Bürger (wohl der Gemeindeglieder) zum allgemeinen Beſten aufzugeben und für 50 Gld. zu verpfänden. Als aber 1728 der Contract ablief, wurden ſiebzehn Looſe gemacht. Von dieſen erhielten die beiden Aelteſten der Gemeinde jeder Eins, jeder der dreizehn Rathsherrn Eins, Eins der Notar und das ſiebzehnte ſollte für den ins Mittel zu berufenden vierzehnten Herrn aufbewahrt bleiben, bis dahin dem Präſes überlaſſen werden; doch mußte jeder für Ein Loos jährlich 3 Gld. zahlen. Endlich waren diejenigen, welche die Zeiſe (Brauaccise) einnahmen, von dieſer Abgabe frei. Auch durften die Rathsherren für Ein Haus keine Wachtdienſte leiſten.

Als beſondere Entſchädigung erhielt der präſidirende Bürgermeiſter um die Mitte des 17. Jahrhunders eine Laſt Gerſte und 2 Schweine. 1715 wurde beſchloſſen, ihm ſtatt deſſen 100 Mrk. zu geben. Der jüngſte Bürgermeiſter benutzte als Hospitalvorſteher den Wieſenſchild oder die Karbenswieſe, wofür er den Zins an das Hospital nach Heilsberg zahlte; um 1649 aber haben denſelben alle drei Bürgermeiſter. Abwechſelnd benutzten ſie auch den alten Schießgarten. Endlich erhielt der präſidirende Bürgermeiſter von den vier Fiſchern, welche in der Paſſarie ihre Netze ſtellten, einen Thaler.

Dem Kämmerer ſtand es frei, das Stadtgetreide zu behalten für einen mäßigen, ihm vom Rathe geſetzten Preis, zu deſſen Beſtimmung er Proben aufs Rathhaus bringen mußte. 1598 gab man ihm eine Wieſe im hohen Holze. Außerdem ſcheint er das Standgeld für die Jahrmarktsbuden als Recompens eingenommen zu haben.

So hatte auch der Proviſor des Auhofs die Priorität zum Getreide des Vorwerks nach Markttaxe. 1762 erhielt er eine Laſt Hafer und 2 Fuder Heu, der beigeordnete Proviſor aus der Gemeinde aber 30 Gld.

Dem Stadtrichter fiel, wie früher geſagt, ſeit 1640 der dritte Theil der Gerichtsſtrafen zu.

Daß einige Gemeindeglieder, welche Aemter trugen, ebenfalls kleine Remunerationen genoſſen, iſt ſchon erwähnt; nicht ſelten aber wurden dergleichen Anforderungen zurückgewieſen. Um 1600 erhielten die Pfandherren einen Theil des Pfandgeldes. Sie ſcheinen dieſe Kleinigkeit aber bei der Pfandrechnung ſogleich verzehrt und aus eigenen Mitteln noch ein Bedeutendes zum Schmauſe hinzugefügt zu haben; denn 1694 beſtimmte der Rath, daß, weil ſie eine ganze Woche zuſammenzuſitzen und zu zechen pflegten, von jetzt ab die Pfandrechnung an Einem Tage abgemacht werden ſollte. Deſſenungeachtet überboten ſie ſich in der Folge beim Pfandbier, ſo daß der Rath, um dieſem Mißbrauche, durch den manche, wie er glaubte, ſich in Schulden geſteckt hätten, zu ſteuern, 1726 verordnete, daß nichts weiter als ein Glas Branntwein und Brod gegeben werden ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Alte Nachricht von dem geheimen Ordens-Schatze zu Marienburg.

Mitgetheilt von A. Mechelburg.

Item her hans vom Newenhuſe hat geſagt Er ſey vff ein
Zeit beſant worden Im lande zu Prewſen von dem hoemeiſter mit
andern drey rittern brudern mit namenn Rewß von plawen, der
Triszeler zu Marienburg [1]) vnd Er, die muſtenn zu got vnd den
heiligen ſweren eyn eydt vnd der Junckfrawen meyd marien, nicht
zu ſagen von den vyer herren biß ſo lang das ir drey geſtorben
weren vnd es vff den leczten kem, So ſolt dan der vierd bruder
herr der noch In leben were nymand zu ſagen dann eynem priſter
herren des ordens, der es verſweygen ſolt als es Im gebeichtet
were, vnd ſolchs hab er verſwigen biß vff diſen heuttigen tag ky-
liani, vnd ſich bedacht hab wie das die dry rittern bruder geſtor-
ben weren vnd er der leczt wer vnd er ſolchs offenbart hat Mit
namenn Zum Erſten Iſt do bey geweſt, Der hoemeiſter, Rewß von
Plawen, Comethur von Melwingen, vnd der Treſeler zu Marien-
burg [2]) vnd Ich Es ſey ein keller In des Triſelers gemacht zu
Marienburg [3]) Iſt viereckicht vnd Inder mitten in dem keller ſol
man graben dreyer mans diff ſo kumpt man vff preyt ſtein die
ſol man vff heben vnd dor noch ſol man mer graben eyns hal-
ben mans diff oder mer, ſo kumpt man vff eyn kupffere ſturcze
die ſey gelegt vber eyn ſlos iſt auch kupfer, vnd das ſelb ſlos
leyt fur eyner thuer, das ſlos müß man zu brechen, vnd die thuer,
ſo kumpt man In eyn gewelb, In dem gewelb ligen vil wagen
mit lynden kolen, Dornach ſol man vff brechen aber eyn kupfern
thuer, ſo kumpt man In eyn gewelb, Dor Inn leit ſer vil ſweſ-
fels vngeſtoſſen, Dor nach aber durch eyn kupfere thur, In eyn
gewelb, Dor Inne ſein XII kupfere prew pfannen die ſein vol
ſalpeters, der do getemperirt ſey, Dor nach In eyn gewelb, do li-

[1]) [2]) [3]) Marienburg iſt ausgeſtrichen und von derſelben Hand Konigs-
berg übergeſchrieben.

gen ſere vil pfeyl eyſſen gemacht In vnſelicht, Dor noch In eyn gewelb, dor Inn leit ſere vil pleyes, Dor noch aber in eyn ge-welb, Dor Inn leit ſere vil kupffers vnd ercz, dor auß man buchſen macht, vnd zu dem lecztten kumpt man in ein gewelb, Dor Inne ſten ſunff ladenn ſer wol beſlagen vnd vermacht mit kupfer, vnd wol beſloſſen Do herr hans vom Newenhuß In das gewelb komen ſey, hab er geſprochen zu dem hoemeiſter was in den laden ſey, das ſie ſo wol vermacht vnd ſo ſwere ſein, hat Im der hoemeiſter geantwirt Ob er nit meynt, das der orden ſo lang her kommen ſey, vil manig Jor vnd nit ſolt haben ein beſundern verſchloſſen ſchacze, Iſt er nit anders In meynung, wenn ein verborger ſchacz in den funff laden ſol ligen ꝛc., vnd die ſelben gewelb ſollen mit namen ſein vndter Sant Annan kirchoff [1]), do dann die hoemeiſter vnd die Couent herren Ir begrebnüß hawen [2]), Solchs alles nympt herr hanns vom Newenhuß vff den eydt den er dem orden gethon hat, vnd vff ſein lecztte hinfart, das es war ſey wann er da by vnd do mit geweſen iſt, vnd das verſwigen hat biſß vff diſen heuttigen tag vnd hat das nit anders dem drappiere zu horneck [3]) geſagt dann In beichtweyſs, Doch ſol er es forter ſagen ſeynen Oberen vnd keynem leyen perſon ſol das nit zu wiſſen werden mit nicht.

Vorſtehende Nachricht iſt, wie die Schriftzüge ausweiſen, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts niedergeſchrieben und wurde dem Herzoge Albrecht durch den Biſchof von Samland abſchriftlich mitgetheilt. Der Herzog macht unter dieſer Abſchrift folgende eigenhändige Bemerkung: „Ich beſorg des von ſamblands ſchreiber in dem do er ſetzet kunigspergk ſey vnrecht den dy alte

[1]) Nach dem von Gersdorff gezeichneten Plane des Marienburger Schloſſes beträgt die Entfernung zwiſchen des Treßlers Wohnung und dem St. Annen-Kirchhofe 150—160 Fuß: dieſe Ausdehnung müßten demnach die in unſrer Urkunde erwähnten ſieben Gewölbe gehabt haben. Jedoch iſt es nach einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Geh.-Rath Voigt nicht mit apodiktiſcher Gewißheit zu behaupten, daß der Treßler gerade die Gemächer im oberen Stockwerk bewohnt habe, welche auf dem Plane als die ſeinigen bezeichnet ſind.

[2]) Die Hochmeiſter wurden bekanntlich in der Gruft unter der St. Annen-Kapelle, nicht, wie Neuenhaus glaubt, auf dem St. Annen-Kirchhofe begraben.

[3]) Horneck, ein Schloß am Neckar, war der Sitz des Deutſchmeiſters und gehörte zur Ballei Franken.

ſchrifft ſo ſyl ich ſehen kan meldet marienpurgk." Nach dem biſchöflichen Begleitſchreiben habe ich bisher leider vergebens geſucht. Da der Ritterbruder Hans von Neuhaus angiebt, daß außer ihm Heinrich Reuß von Plauen, oberſter Spittler und Komthur zu Elbing, und der Ordenstreßler bei dem geheimnißvollen Zeigen des Schatzes zugegen geweſen, ſo muß daſſelbe in die Jahre 1432 bis 1440 (8. Mai) oder 1441 (3. Juli) bis 1455 (6. Febr.) fallen, weil eines Theils ſpäter kein Treßler erwähnt wird, andern Theils in dieſer Zeit Plauen das Komthuramt zu Elbing verwaltete *). Noch näher läßt ſich die Zeit des berichteten Factums beſtimmen, wenn wir erwägen, daß der Hochmeiſter nicht nur 1446 (Voigt Bd. 8. S. 110 fgg.), ſondern ſchon 1436 (Voigt Bd. 7. S. 688) mit der drückendſten Geldnoth zu kämpfen hatte. Sollte er in dieſer ſchwierigen Lage nicht den geheimen Schatz, wenn er noch exiſtirt hätte, angegriffen haben, um die Bedrängniſſe des Ordens augenblicklich zu heben? Hieraus glaube ich wenigſtens mit Recht folgern zu dürfen, daß die Weiſung des Schatzes nur in die Jahre 1432—1436 fallen kann. Jedoch ſelbſt in dieſer Zeit iſt das Vorhandenſein eines ſo bedeutenden Ordensſchatzes ſehr unwahrſcheinlich, da gar viele urkundlich feſtgeſtellte Thatſachen den fortwährenden Geldmangel der Hochmeiſter ſeit der Tannenberger Schlacht unwiderleglich darthun. Ohne allen Zweifel exiſtirte aber von dieſem nach Hans von Neuenhaus Ausſage ſo ſorgfältig verborgenen Schatze gewiß kein Denar mehr, als Heinrich Reuß von Plauen 1456 ungeachtet aller Anſtrengungen nicht wenige Tauſend Gulden aufzubringen vermochte, um den Verkauf des Haupthauſes und ganzen Landes an Polen zu hintertreiben. Denn da er nach unſerer Urkunde um den Schatz wußte, würde dieſer für die Rettung ſeines Ordens unermüdlich thätige Mann ſicherlich ſämmtliche fünf Geldkiſten, welche alle rückſtändigen Forderungen der Söldner reichlich aufwiegen mußten, mit Freuden hingegeben haben, um das Ziel ſeines unabläſſigen Strebens ſicher zu erreichen. Nach dieſer Auseinanderſetzung werden, wie ich glaube, viele mit mir in der Anſicht übereinſtimmen, daß wir es hier mit einem Mährchen, wenn auch mit einem recht alten, zu thun haben.

*) Vgl. Namens-Codex S. 11 u. S. 15.

Zur Geſchichte der Kunſt in Preußen.

Zweiter Nachtrag zu dem Aufſatze

„Die Maler und Bildhauer Ermlands."

Bd. VII. Hft. 5 und 6.

Mittheilungen dieſer Art können wohl nur in ſofern einigen Werth haben, als ſie dem einſtigen Bearbeiter der vaterländiſchen Kunſtgeſchichte einiges Material liefern. Daher iſt es hinreichend das Material ſo, wie es ſich darbietet, und ohne es zu ordnen, darzulegen. Eine Hauptbedingung iſt Zuverläßigkeit der Angaben. Deshalb ſchicke ich die Berichtigung einer früher gegebenen Nachricht voran. Im erſtern Nachtrage (Bd. XI. Hft. 5. Seite 389.) iſt aus Bernoulli's Reiſen die Nachricht aufgenommen, daß ein Maler Jacob Reiſenberg aus Heilsberg die 12 Apoſtelbilder für die Lauternſche Kirche gemalt, und ziemlich gute Arbeit geliefert hat, ich habe jedoch vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Bernouilli darin auf eine ſehr auffallende Art geirrt hat. Die Apoſtelbilder ſind nehmlich auf Beſtellung und Koſten verſchiedener Kirchſpiels-Mitglieder gefertigt, deren Namen auch auf den Bildern bemerkt iſt, und ſo iſt auch der Name des Jacob Reiſenberg auf das Bild des Apoſtel Jacobus gekommen, und dieſer Reiſenberg ganz unſchuldig zu einem ziemlich guten Maler erhoben. Der Vermerk auf dieſem Bilde iſt folgender: Jacobus Reiffenberg (nicht Reiſenberg) Birger und Miller aus Heilsberg. F. F. 1700. Dies F. F. (fiere fecit) ſteht auch auf den übrigen Bildern bei dem Namen der Beſteller, und hätte Bernoulli leicht eben ſo viele Maler aus den Lauternſchen Bauern machen können.

Von wem dieſe Bilder eigentlich herrühren, war nicht zu ermitteln, auch ſind ſie zu ſchlecht, um einer weitern Nachfrage werth zu ſein.

Eine fernere Berichtigung betrifft das Apollonia-Bild in der Kirche zu Guttſtadt; es iſt Bd. VII. Hft. 5. Seite 390. dem

Kolberg zugeſchrieben, es iſt jedoch nicht von dieſem, ſondern von Niedermann gemalt, deſſen Bd. XI. Hft. 5. S. 388. Erwähnung geſchieht. Daſelbſt iſt auch das von ihm herrührende Bild der Verklärung Chriſti in Lemkendorf genannt, und ich füge hier noch hinzu, daß dies vortreffliche Bild, welches ſich ſowohl in der Haltung als techniſchen Behandlung den Werken aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert anſchließt, vor etwa 5 Jahren bei Gelegenheit der Renovation der Staffirung des Altars durch den Staffirer an einigen beſchädigten Theilen reſtaurirt, und dadurch auf eine bedauernswerthe Weiſe verdorben iſt.

Die Bemerkung, daß der Maler Peter Kolberg Bürgermeiſter in Mehlſack geweſen (Bd. VII. Hft. 5. S. 392.) dürfte ihre Berichtigung in einer Inſchrift finden, die ſich an einem Altare der Kirche zu Guttſtadt befindet. Die Inſchrift lautet:

Ad majorem Dei T. O. M. et Jesu Christi filii Dei etc. etc. per coeleste lumen tribus Regibus in uno spiritu cogniti gloriam, nec non eorundem altissimum deum in humili praecepio adorantium etc. perpetuum cultum et venerationem humiliter erexit Petrus Kolberg Consul Guttstadiensis. 1694. Er war alſo dieſer Inſchrift zufolge nicht Bürgermeiſter in Mehlſack, ſondern in Guttſtadt. Das Altarblatt iſt von ſeiner Hand, und ſtellt, wie ſchon aus der Inſchrift zu erſehen iſt, die Heiligen drei Könige dar. Das Bild iſt hoch und ſchmal, und kann bei einer Breite von kaum 4 Fuß, die Höhe von 9 Fuß haben; das Mißverhältniß dieſer Maaße fällt auf. Es iſt dabei ſehr figurenreich, jedoch die Gruppen mit ſolcher Umſicht angeordnet, daß unter der Menge kein Gedränge entſteht, und faſt jede einzelne Figur deutlich und klar hervortritt; der obere Theil des Bildes iſt einigermaßen dadurch gefüllt, daß einige kleine Engel auf Wolken ſchwebend angebracht ſind. Die techniſche Behandlung iſt bei dieſem Bilde eben ſo meiſterhaft, als bei ſeinen andern Werken, jedoch hat es nicht die kräftige Haltung ſeiner andern und ſpätern Arbeiten; die Farben ſcheinen ſehr verdünnt, wenigſtens nicht paſtos genug aufgetragen zu ſein, und ſind theils nachgedunkelt, theils verblichen.

Uebrigens iſt die Szene auch nicht ſeine eigene Conception, denn nicht weit von dem Altare hängt an einem Pfeiler daſſelbe Bild in kleinerm Maaßſtabe, welches unſtreitig viel älter, aber

bei weitem nicht ſo richtig in der Zeichnung, und ſogar ſchlecht in der Behandlung iſt; daraus kann man wohl ſchließen, daß es Copie eines guten Stückes iſt. In der Inſchrift iſt durch das Wort: erexit wohl deutlich ausgeſprochen, daß Kolberg nicht blos das Bild gemalt, ſondern auch den Altar auf ſeine Koſten hat machen laſſen, und in dieſem Falle ſtand es ihm allerdings zu, auch die Form des Altares zu beſtimmen, zumal er nicht durch Rückſichten der Symmetrie in Bezug auf den gegenüberſtehenden Altar behindert war. Leider ſcheint die Architektur ganz und gar nicht ſeine Sache geweſen zu ſein. Der ganze Hauptttheil des Altares iſt nichts als eine breite, plumpe, aus Laubwerk beſtehende Einfaſſung des Bildes, worauf widerſinnig genug ein Geſims aufgeſtapelt iſt.

Nach der oben angeführten Stelle ſind die in Heiligelinde befindlichen Arbeiten des Kolberg um das Jahr 1730 ausgeführt, und wenn er ſchon 1694 Bürgermeiſter in Guttſtadt war und von da ab mehrere bedeutende Arbeiten für Kirchen vollendete, ſo iſt dies wohl ein Beweis, daß er mit ganzer Seele an ſeiner Kunſt hing, und ſich an Ausübung derſelben nicht durch ſeine amtliche Stellung, die in der damaligen Zeit von hoher Bedeutung war, hindern ließ; man dürfte ihn in dieſer Hinſicht und in Betracht ſeiner Kunſtleiſtungen einem Rubens an die Seite ſtellen.

Außer dieſem Peter Kolberg gab es noch einen Jacob Kolberg, der, weil er bedeutend früher lebte, vielleicht ein Vater des Peter war, worüber jedoch keine Nachrichten vorhanden ſind. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß ſich dies aus den Kirchenregiſtern würde ermitteln laſſen, jedoch walten dabei Schwierigkeiten ob, die ſich nicht leicht beſeitigen laſſen, weßhalb die Sache einſtweilen muß dahin geſtellt bleiben. Was daran gewiß iſt, ergiebt ſich aus einem Bilde, welches in der Nähe des vorher erwähnten Altares an der Wand, und zwar ſo tief hängt, daß man auf ſeine halbe Höhe reicht, wenn man auf die Bank ſteigt. Auf dieſem Bilde iſt unten in der Ecke ein kleines Quodlibet angebracht, beſtehend aus Palette, Malſtock, Pinſeln ꝛc. und auf der Palette die Inſchrift: JACOBUS COLBERG pinxit 1640. Dies Bild iſt *alſo* 54 Jahre früher gemalt, als das erwähnte Altarbild, und es

läßt ſich aus dieſen Zahlen ganz ungezwungen folgern, daß Jakob der Vater und Lehrer des Peter geweſen *).

Das Bild ſtellt die Kreuzigung Chriſti nach Rubens dar, es iſt etwa 6 Fuß hoch und 4 Fuß breit. Die Darſtellung iſt aus Kupferſtichen und Lithographien hinreichend bekannt und iſt hier in Betreff dieſer Kopie nur zu erwähnen, daß ſie, ſoweit noch das urſprüngliche Gemälde ſichtbar iſt, von einer hohen Stufe der Meiſterſchaft des Künſtlers zeugt. Wahrſcheinlich hatte das Gemälde durch die Feuchtigkeit der Wand gelitten, und mußte reſtaurirt werden. Zu beklagen iſt, daß eine ſehr ungeſchickte Hand über das Werk herfiel. Sie hat ſich erlaubt, traurige Zuthaten darauf anzubringen, wie eine kniende Figur. Jetzt ſieht es aus, als wenn es mit den Fetzen eines zerriſſenen ſchlechten Bildes behängt iſt, durch welche das Alte und Gute nur ſtellweiſe durchſchimmert. Zu welcher Zeit dieſe Reſtauration vor ſich gegangen, und wer damals Kirchenvorſteher war, iſt nicht bekannt **).

Es ſind in der Guttſtädtſchen Kirche noch zwei Gemälde, die, was die techniſche Behandlung betrifft, ganz von derſelben Hand zu ſein ſcheinen, wie das eben erwähnte Bild von Jacob Kolberg. Das eine ſtellt die Kreuz-Abnahme nach Rubens vor, und das andere die Grablegung Chriſti. Nach welchen Meiſter dies zweite, oder ob es ſelbſt Original iſt, iſt mir unbekannt. Beide ſind in Altären angebracht. Wären ſie beide auch von Kolberg, ſo würde man dieſen Maler unbedenklich zu den größten Meiſtern zählen können, denn ihre Behandlung zeigt eine Gewandtheit und Kunſt-

*) Herr Kaplan Poſchmann war ſo freundlich, das Verſprechen zu geben, in den Kirchenbüchern nachzuſuchen, ob daraus etwas über die Kolbergs aufzufinden ſein möchte.

**) Zum Glück ſind ſolche Kirchenvorſteher heut zu Tage ſchon ſelten, obwohl nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß es noch hin und wieder einen giebt, dem es ziemlich gleich iſt, ob er ſeine Kirche mit einem guten Stücke zieret, oder durch eine Karrikatur entſtellt. Doch dieſem Uebel wird endlich gründlich geſteuert werden; das „Organ für chriſtliche Kunſt, redigirt von Baudri zu Köln" bringt die Nachricht, daß in der rheiniſchen Diözeſe bereits dafür geſorgt iſt, daß den angehenden Klerikern auch Vorleſungen über Kunſt gehalten werden, welche zum Zweck haben, ihren Kunſtgeſchmack zu bilden, um eventuell die vorhandenen Kunſtwerke vor Verderben zu bewahren und ſchlechte Arbeiten fern zu halten, und daß dieſe Einrichtung ſchon in mehren Diözeſen Deutſchlands eingeführt iſt, und ausſichtlich ſich über ſämmtliche Diözeſen verbreiten wird.

fertigkeit in der Führung des Pinſels, und eine Einſicht in die Natur der Farben und in die Kontraſte der Beleuchtung, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Es ſind, mit einem Worte, höchſt vollendete Stücke. Sie ſind dabei ſehr gut erhalten und haben noch nicht im mindeſten gelitten, ſo daß ſie von der Hand frevelnder Sudler noch nicht berührt ſind.

Gegen die Annahme dürfte nur der Umſtand ſprechen, daß Kolberg wohl nicht unterlaſſen haben würde, auf ſolche ausgezeichnete Stücke ſeinen Namen zu ſetzen, oder irgend ein beglaubigendes Zeichen anzubringen. Wenn ſie nicht von ihm herrühren ſollten, ſo wäre dies ein Beweis, daß es hier noch andere Maler gegeben, die ſich in hohem Grade auszeichneten. Denn es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß für lokale Zwecke Bilder aus dem Auslande angeſchafft ſind. Dies gilt auch von einigen Bildern, die an der Wand hängen und deren ich hier noch erwähne. Es ſind folgende:

a) Eine Maria ſtehend auf Wolken, nebenan zwei Engel. Das Bild möchte wohl 8 Fuß hoch ſein. Die Farbe im blauen Gewande iſt etwas verſchoſſen, ſonſt macht das Bild einen guten Effekt.

b) Chriſtus Jairi Tochter erweckend. Etwa 6 Fuß hoch und 4 Fuß breit, aus dem Jahre 1647. In der Anordnung des Bildes athmet noch der mittelalterliche Geiſt. Die Szene geht in einer auf Säulen ruhenden offenen Halle vor und läßt die Ausſicht auf den Platz einer Stadt frei. Die Figuren ſind nur klein, und die Compoſition eben nicht reich, dennoch iſt das Ganze ſo gemüthlich gehalten, daß man es mit Vergnügen ſieht. Die techniſche Behandlung iſt lobenswerth, namentlich trägt die Vertheilung der Lichter und Schatten viel zu dem angenehmen Eindruck bei, den das Bild macht.

c) Der h. Antonius, ſeinen Eſel wieder belebend, vom J. 1687 von gleicher Größe als das vorige. Nach der Legende übernachtete der h. Antonius auf einer Reiſe in einer Herberge, in der es dem ſchelmiſchen Wirth einfiel, dem Eſel des Heiligen den Kopf abzuſchneiden. Der Heilige aber ſetzte den Kopf wieder an den Rumpf und der Eſel ſtand ſo geſund auf, als wenn ihm kein Leides widerfahren wäre. Dieſe Szene iſt dargeſtellt; die Compoſition iſt nicht im mittelalterlich deutſchen, ſondern im ſpätern

italieniſchen Style gehalten, die Figuren ſind groß und nehmen nicht blos den ganzen Vordergrund, ſondern faſt die ganze Bildfläche ein. Sie ſind richtig gezeichnet und gut ausgeführt. Das Ganze iſt ſehr dunkel gehalten.

d) Das jüngſte Gericht von 1616. Es iſt eine reiche, gut ausgeführte Compoſition.

e) Die Geburt Chriſti von 1681 desgleichen.

f) Der h. Benedict, von 1656. Das Bild hat ſehr gelitten, es iſt faſt nur noch der Kopf des Heiligen darauf, das Uebrige iſt ſo zerſtört, daß oft nicht mehr als die Leinwand ſichtbar iſt. Der Kopf iſt auffallender Weiſe ganz gut erhalten; er iſt von ſehr geübter Hand, ein ſchöner Ausdruck darin, und läßt auf das Vorzügliche des ganzen dahin geſchwundenen Gemäldes ſchließen.

g) Das Altarbild im Dreifaltigkeits-Altare iſt von 1700; es iſt nur ein mittelmäßiges Stück und eben ſo auch das Altarbild im Stephans-Altare, auf welchem keine Jahrzahl zu finden iſt.

h) An der Wand unter dem Orgelchore ſteht eine Bank mit einer hohen Rückwand, die in vier Abbildungen die Bruſtbilder der vier Kirchenlehrer Hieronymus, Ambroſius, Auguſtinus und Gregorius enthält. Dieſe Köpfe ſind ſehr brav ausgeführt und verdienen alle Anerkennung.

i) In den Chorſtühlen vor dem Hochaltare ſind auf den Abtheilungen der Rückwände Szenen aus dem Leben Jeſu dargeſtellt. Es ſind ganz ſicher nur Copien von verſchiedener, nicht gleich geſchickter Hand. Unter dem meiſt Schlechten zeichnen ſich einige als gute Stücke aus.

k) Das Bild im Hochaltare in der untern Abtheilung iſt ein Allerheiligenbild; das in der obern Abtheilung ſtellt die Verklärung Chriſti dar. Beide Bilder ſind von demſelben Meiſter. Die Zeichnung in dem untern Bilde iſt mitunter nicht ganz korrekt, auch herrſcht in der ganzen Anordnung eben kein großer Gedanke; dagegen iſt das Kolorit ſehr blühend und die Farben haben ſich ſo gut erhalten, daß die Bilder noch wie neu ausſehen. Sie machen demnach einen angenehmen Eindruck, insbeſondere iſt die Beleuchtung und der Kontraſt der Schatten in dem obern Bilde vortrefflich. Aus welcher Zeit und von welchem Meiſter ſie

ſind, habe ich nicht erfahren können; beiläufig aber wurde mir geſagt, daß ſie in Wien gemalt ſein ſollten.

Eine Erwähnung verdient ein Bild aus alter Zeit in der Pfarrkirche zu Wormditt, obwohl es ſich blos durch die kräftige Ausführung der Köpfe auszeichnet, im Uebrigen aber keinen künſtleriſchen Werth hat. Es iſt ein Altarblatt auf Holz gemalt und möchte die Höhe von 6 Fuß und die Breite von 5 Fuß haben, ſo daß es faſt ein Quadrat darſtellt. Es iſt die Szene, wo Chriſtus dem Petrus die Schlüſſel übergiebt. Im Vordergrunde ſteht Chriſtus und vor ihm knieet Petrus, gleich dahinter ſtehen die übrigen Apoſtel in einer Reihe ganz ſteif und gerade in faſt militairiſcher Haltung aufgeſtellt, ſo daß ſie das ganze Bild ausfüllen und für einen Mittel- und Hintergrund kein Raum bleibt. Die Köpfe ſind gut gezeichnet und ſehr ſchön und kräftig ausgeführt und ſind voll Leben und Charakter; dagegen ſtehen ſie in einem auffallenden Mißverhältniß zu dem hohen Körper, der an 13 Kopflängen hält. Solche Verſtöße ſind in Bildwerken aus dem frühern Mittelalter ſelbſt in ausgezeichneten Kunſtwerken nicht ſehr ſelten, und es iſt ſelbſt in Wormditt in der ſogenannten Jeruſalems-Kapelle noch ein aus Holz geſchnitztes Kruzifix, wo an der Chriſtusfigur der Kopf ein wahres Meiſterwerk, ſowohl im Ausdruck als in der ſaubern Ausführung iſt, wogegen der übrige Körper dieſer Figur plump und unbeholfen iſt, ſo daß er eher nach einem misglückten Verſuch eines Anfängers, als nach der Arbeit eines Meiſters ausſieht.

An demſelben Altare, in welchem das eben erwähnte Gemälde iſt, ſind noch zwei kleinere Gemälde, von denen das eine den Tod des Petrus oder ſeine Kreuzigung, und das zweite den Tod des Paulus oder ſeine Enthauptung vorſtellt. Sie kommen als Kunſtwerke nicht in Betracht, ich erwähne ihrer nur als einer geſchichtlichen Merkwürdigkeit, indem die Enthauptung Pauli auf dieſem Bilde nicht durch das Schwerdt, ſondern durch eine Maſchine bewirkt wird, die ganz genau die Form der Guillotine zeigt.

Wie in dem vorher erwähnten Bilde, und dem Kruzifixe, welche ſich in Wormditt befinden, iſt auch in einem Gemälde, welches die Pfarrkirche in Röſſel beſitzt, der Kopf meiſterhaft, und der übrige Körper dagegen ſtümperhaft ausgeführt. Es ſtellt ein ſogenanntes Ecce homo! vor; doch iſt es nicht die eigentliche Szene nach der geſchichtlichen Nachricht der Evangelien, ſondern mehr eine idealiſirte Darſtellung. Chriſtus iſt nehmlich in ſitzender Stellung, der Kopf mit der Dornenkrone bedeckt, der ganze Obertheil des Körpers nackend und ein rothes Gewand bedeckt die Schenkel und fällt über die Knie bis gegen die Knöchel herab, die Hände ſind zuſammengebunden, und halten einen Rohrſtengel. Den Hintergrund bildet eine ſehr hell gehaltene Glorie, in welcher auf leichten Wolken eine große Menge von Engeln ſchweben, welche die Leidenswerkzeuge tragen. Das Gemälde iſt bis in die kleinſten Theile mit Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführt, insbeſondere iſt der Kopf Chriſti ſowohl in der Ausführung als im Ausdrucke ausgezeichnet ſchön, in den übrigen Theilen des Körpers ſind die auffallendſten Mißverhältniſſe bemerklich.

Es befindet ſich auf dem Bilde zwar ein Wappen, dies ſcheint jedoch einer Familie anzugehören, die das Gemälde hat fertigen laſſen, vom Meiſter des Bildes iſt nirgend ein Zeichen vorhanden. Das Bild iſt auf Holz gemalt, hat die Höhe von etwa 7 Fuß und die Breite von 5 Fuß, und ſteht vorläufig noch in einer dunkeln Kammer, es iſt jedoch Ausſicht, daß es eine angemeſſene Stelle in der Kirche bekommen wird.

Ebenſo werden alte Statuen, die vorläufig auch daſelbſt aufbewahrt werden, den Hochaltar der Pfarrkirche zieren; ich habe bereits bemerkt (Bd. II., Hft. 5. S. 386.) daß die Figuren auf dem Hochaltare ſehr ſchlecht ſind; ſie waren ſelbſt dem Theile der Gemeinde, der ſonſt von Kunſtgegenſtänden keine Notiz nimmt, anſtößig, und der jetzige Kirchen-Vorſtand wird ſie vom Altare entfernen und die eben erwähnten Statuen an ihre Stelle ſetzen laſſen. Dieſe Statuen wurden aus der ehemaligen Jeſuiterkirche, die wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte, in die Pfarrkirche gebracht, wo ſie bisher unbeachtet im Winkel ſtanden. Wenn nun hiedurch der Altar eine Verſchönerung erhält und noch

dadurch gewinnt, daß auch die geſchmackloſen und entſtellenden Verzierungen davon entfernt werden, ſo bleibt leider doch der größte Uebelſtand in der Art unverbeſſerlich, als die Verſtöße gegen die Architektur zu ſehr ins Ganze eingreifen, ſo daß nur mit Umarbeitung des ganzen Werkes dem Ungeſchmack abgeholfen werden kann.

Ich nehme hier noch Gelegenheit, den Sinn in einer Stelle des vorhergehenden Nachtrages (Bd. XI. Hft. 5. S. 388.) zu berichtigen. Es waren nehmlich der Redaktion Nachrichten in Betreff der Kunſtleiſtungen des Bildhauers Biereichel mitgetheilt, die von der Redaktion für unbezweifelt richtig gehalten wurden, die aber dennoch einer Berichtigung ſehr bedürftig waren. Es waren darin die frühern Bildhauer ganz im Schatten und ꝛc. Biereichel ins glänzendſte Licht geſtellt, insbeſondere war ſeine Prävalenz in Bezug auf menſchliche Figuren ſtark hervorgehoben. Vergleicht man aber die Figuren der älteren Bildhauer, insbeſondere des Perwanger, mit denen des Biereichel, ſo ſtellt ſich für den letzteren die Sache nicht vortheilhaft. Wenn ich nicht umhin konnte dieſes zu bemerken, ſo habe ich dem Biereichel damit Talent und Geſchicklichkeit keineswegs abſprechen wollen; ich bin vielmehr überzeugt, daß er einſt ein guter Bildhauer werden müßte, wenn ihm mehr Gelegenheit als bisher geboten würde, ſein Talent auszubilden, und er mehr Zeit auf einzelne Arbeiten verwenden könnte.

J. Strunge.

Auguſt Wilhelm Wachhauſen,

weiland Pfarrer in Germau.

Von Dr. Gebauer.

Als die Sturmfluthen des Jahres 1848 wütheten und wie an den Fundamenten des Staates, ſo auch an denen der Kirche rüttelten und namentlich die evangeliſche Kirche von inneren und äußeren Feinden bedroht zur Sammlung ihrer Kräfte aufgefordert wurde, ſchloſſen ſich ſechs Geiſtliche des weſtlichen Samlandes, ſonſt ſchon befreundet, näher an einander *), um ſich in den Wirren und Gefahren der Zeit gemeinſam Deſſen bewußter zu werden, was Noth thäte. Mit dem Anfange des folgenden Jahres begannen ſie ſich monatlich bei einem von ihnen zum geſelligen Kreiſe zu verſammeln. Während dann die Männer die kirchlichen Fragen der Zeit behandelten und auf den Prinzipien der evangeliſchen Kirche ſtehend, den Gang der Ereigniſſe beobachteten, traten ſich auch die Pfarrfrauen in dem geſelligen Kreiſe näher, zu dem ſie ihre Männer begleitet hatten. Zuweilen erweiterte ſich der Kreis durch Mitglieder der Gemeinde oder durch geiſtliche Gäſte, die neues Leben in den Austauſch der Ideen brachten. Dieſes Predigerkränzchen, welches noch beſteht, hat ſeinen Gliedern nicht minder für Geiſt und Herz, als für ihren Beruf einen reichen Gewinn gebracht.

Aus dem eben bezeichneten befreundeten Kreiſe raffte nach kurzer Krankheit der Tod das an Jahren älteſte Glied unerwartet dahin. Seinem Andenken gelten dieſe Zeilen.

*) Es waren die Pfarrer Wachhauſen aus Germau, Ulmer aus Thierenberg, Landmann aus Kumehnen, Dr. Hendewerk aus Hl. Kreuz, Wenetzki aus St. Lorenz und Dr. Gebauer aus Medenau. Ihnen ſchloß ſich als theilnehmender Laienbruder der Oberförſter Gebauer aus Warnicken an, der zuerſt aus dem Kreiſe ſchied, als er nach vierundfünfzigjährigen Dienſten 1852 aus ſeinem amtlichen Verhältniſſe ehrenvoll in den Ruheſtand verſetzt wurde und das Samland verließ, in dem er die Naturſchönheiten Warnickens ſeit achtundzwanzig Jahren zugänglich gemacht und erhalten hatte.

Auguſt Wilhelm Wachhauſen, zu Straßburg in Weſtpreuſſen am 16. Juni 1791 geboren, war der Sohn eines Dragoner-Rittmeiſters, der ſpäter nach ſeinem Ausſcheiden aus dem militairiſchen Verhältniſſe die Stelle eines Bürgermeiſters und Direktors der Landarmenanſtalt in Tapiau bekleidete. Der Dienſt hatte den Vater alljährlich behufs des Ankaufes der Pferde für das Regiment nach der Ukraine geführt, ſo daß die erſten Jahre des zarten Knaben faſt ganz allein der Pflege der Mutter anheim gegeben waren. Leider verlor er ſie bald nach der Ueberſiedelung nach Tapiau ſchon im achten Jahre ſeines Lebens durch den Tod, dennoch hatte ſie einen entſcheidenden Einfluß auf den Knaben geäußert, indem ſie ihm eine Weichheit des Gemüthes eingeimpft, die ihm zu allen Zeiten eigen blieb. Die weitere Erziehung fiel nun dem Königlichen Waiſenhauſe zu Königsberg anheim, wohin der Knabe noch bei Lebzeiten ſeines Vaters durch beſondere Vergünſtigung aufgenommen wurde. Die Behandlung der Zöglinge beruhte auf ſtrengen Grundſätzen. Dennoch kräftigte ſie Geiſt und Körper des Knaben. Er erzählte ſpäter, wie die Zöglinge beim ſtrengſten Winter in einem ungeheizten Saale ſchliefen, wo das Schneegeſtöber durch die ſchlecht verſchloſſenen Fenſter drang und die Kälte während der Nacht den Athem der Schlafenden oft in Reif verwandelte, der am Morgen an der Bettdecke hing. Arbeit und Unterricht wechſelte in regelmäßiger Ordnung.

Gar ergötzlich malte er den Anzug, in welchem er einſtens als Zögling des Waiſenhauſes einhergegangen. Jacke und Beinkleider von violetter Farbe deckten den Leib, gelbe Strümpfe und Schuhe mit Schnallen die Füße, das Haupt zierte noch Zopf und Haarbeutel und darüber prangte der dreieckige Hut. Die ſtrenge Zucht des Waiſenhauſes verhinderte gleichwohl nicht immer die Ausbrüche jugendlicher Rohheit. Als einſt ein heftiger Streit unter den Zöglingen entſtanden war und in eine Rauferei der Größeren auslief, ſtellte man Wachhauſen, den jüngſten und kleinſten unter ihnen, auf die Wache. Der beaufſichtigende Lehrer überraſchte ſie dennoch und der gutmüthige Wachhauſen empfand als der nächſte zuerſt ſeine ſchwere Hand auf der Wange. Leider blieb ihm davon eine Erinnerung für ſein ganzes Leben, nämlich Schwerhörigkeit auf dem linken Ohre, die ihn ins Grab begleitete. Unter ſeinen Mitſchülern beſaß er Liebe und noch heute be-

zeichnet ihn einer derſelben *) als einen fleißigen, freundlichen Knaben, der mit Lehrern und Mitſchülern gut geſtanden. Auch hatte er ſich die Anerkennung ſeiner Lehrer verſchafft, denn ihm wurde die Auszeichnung zu Theil, vor Sr. Majeſtät dem Könige, der damals als Kronprinz dem Waiſenhauſe einen Beſuch abſtattete, eine kleine Anrede zu halten, die ſehr gnädig aufgenommen wurde. Zu den Lehrern gehörte auch ein des Augenlichtes beraubter Geſanglehrer, Namens Corſepius. Dieſen zog der kleine, muntere und gemüthliche Knabe beſonders an, ſo daß er ihn ſich zum Führer erwählte und ſich regelmäßig von ihm nach Hauſe leiten ließ. Er lebt noch und iſt der Schwiegervater des Kommerzienrathes A. W. Friſch in Königsberg, deſſen Kinder eine Zeitlang den Unterricht eines Sohnes von Wachhauſen empfingen. In dem Hauſe des genannten Handelsherrn traf der Verſtorbene im vorigen Jahre mit ſeinem ehemaligen Lehrer zuſammen. Mit inniger Rührung erzählte er davon, wie beide ſich der alten Zeit erinnert und nun ihre ſeit vier Jahrzehnten gemachten Lebenserfahrungen ausgetauſcht hätten.

Im einundzwanzigſten Lebensjahre verließ Wachhauſen das Waiſenhaus und bezog die Univerſität zu Königsberg, um ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Es war die Zeit tiefſten Druckes der Fremdherrſchaft, die auf dem Preuſſenlande laſtete. Daß der Jüngling ſie mit empfand, wie jeder treue Patriot, und die Stunde der Befreiung heranſehnte, wer möchte daran zweifeln? Seine perſönlichen Verhältniſſe hatten ſich auch ſeit dem unlängſt erfolgten Tode des Vaters ſchwierig geſtaltet. Ertheilung von Unterricht, Stipendien und Beihilfe der Familie gaben die ſpärlichen Mittel des Unterhaltes. Zwei Jahre nach dem Beginne ſeines Studiums, als das Gottesurtheil über den Unterdrücker in Rußlands Gefilden geſprochen wurde und unſers Königs Wort dann ſeine Treuen zu den Waffen rief, entſagte auch Wachhauſen den Muſen, gürtete das Schwert um die Lenden und ſtellte ſich freiwillig unter die Reiterſchaaren, die ſich mit Gott für König und Vaterland um die neu erhobenen Banner ſammelten. Auch ein Bruder folgte dem Rufe der Ehre und hauchte ſpäter als Huſaren-Lieutenant auf dem Schlachtgefilde von Leip-

*) Pfarrer Anderſon in Gr. Blumenau.

zig ſein Leben aus. Er ſelbſt diente drei Jahre lang als Wachtmeiſter eines Landwehr-Kavalerie-Regimentes und kehrte dann zu der erſten Beſchäftigung zurück. Zwar wurde ihm, dem mittelloſen Jünglinge, eine Stelle als Aktuarius angeboten, allein er ſchlug ſie aus, weil ſein Herz ihn zu der heiligen Wiſſenſchaft hinzog und alle Bedenken über ſein Fortkommen durch die väterliche Zuſprache ſeines Majors beſeitigt wurden. Aber ein einziges Goldſtück war ſein ganzer Beſitz. Mit ihm ausgerüſtet trat er wieder in die Reihe der Studenten ein, unter denen er noch ein halbes Jahr lang in ſeinem Reiterkleide die Kollegien beſuchte, weil es ihm an Mitteln gebrach, ſich andre Kleidung zu beſchaffen. Unter großer Entbehrung und Sorge beſchloß er ſein Studium, dem er mit ſo großem Fleiße oblag, daß er nach Verlauf eines Jahres ſich die Licenz zum Predigen erwarb. Die nächſte Zeit verbrachte er in einigen adlichen Häuſern als Hauslehrer, abſolvirte unterdeſſen ſeine Predigerprüfung und erhielt im Jahre 1820 die Pfarrſtelle in Eichhorn bei Landsberg. In demſelben Jahre führte er ſeine Gattin Charlotte, Tochter des Poſthalters Born aus Königsberg, heim und gründete ſo ein häusliches Glück, das nur durch ſeinen Tod geſtört wurde. Zehn Jahre lang war er ein treuer Seelſorger ſeiner Gemeinde, doch oft angefochten durch Sorgen und Prüfungen, die das häusliche Leben mit ſich führt. Eine beſſere Zukunft zog herauf, als Wachhauſen im Jahre 1831 Schulzens Nachfolger in Germau ward, wo er länger als einundzwanzig Jahre nicht minder ein treuer Seelſorger ſeiner Gemeinde geweſen iſt. Zwar traten auch hier häusliche Leiden ein, beſonders trübten öftere Krankheitsfälle, zumal der Gattin, das ſtille Glück des Hauſes, auch zerſtörte eine Feuersbrunſt ſeine Wohnung; dennoch entfaltete ſich je länger deſto mehr ein glückliches Daſein. Aus dieſem entrückte ihn unerwartet ſchnell der Tod zur tiefen Betrübniß für ſeine geliebte Familie, für ſeine Freunde, die ihn noch unlängſt in ihrer Mitte geſund und heiter geſehen hatten, und für ſeine Gemeinde, vor welcher er noch am letzten Sonntage, anſcheinend kräftig gepredigt hatte. Die Achtung und Liebe, die ſeiner Perſönlichkeit wie ſeinem Wirken gebührte, bezeugte ſich durch die lebendige Theilnahme bei ſeiner Leichenfeier am 18. Februar. Schon im Trauerhauſe zeigte ſie ſich in erhebender Weiſe, mehr noch in der Kirche, die die

große Menge nicht faßte und auf dem Friedhofe an der Gruft. Durch die Ungunſt — faſt mögte man ſagen Gunſt — des Geſchickes war es den Genoſſen des Predigerkränzchens verblieben, ihren entſchlafenen Bruder zu Grabe zu geleiten; die übrigen Amtsbrüder in der Nähe waren verhindert. Leider feſſelte Krankheit auch die Wittwe ans Lager, aber drei Söhne ehrten dankbar das Andenken ihres getreuen Vaters, nur den vierten hielt die Ferne zurück.

Wachhauſen war von zartem Körperbaue, die Anſtrengung in der großen Kirche legte den Keim des Todes in ſeine Bruſt. Seiner Haltung, der etwas Militairiſches geblieben war, ſah man aber die Zahl der Jahre nicht an, die er erreichte. Sein Auge leuchtete in milder Freundlichkeit, über ſein ganzes Weſen war das Gefühl der Ruhe und des Friedens ausgegoſſen, ſein Mund richtete oft verſöhnende und tröſtende Worte an die jüngern Brüder. Der Grundzug ſeines Charaktes war Milde und Biederkeit. Weil er ſelbſt von Liebe gegen Jedermann erfüllt war, fühlte er ſich um ſo tiefer ergriffen, wenn er vermeintliche oder wirkliche Unbill erfuhr. Aber keine Bitterkeit verblieb in ſeinem Gemüthe, vielmehr freute er ſich aufs Innigſte der Freundſchaft und Liebe, wo und von wem ſie ihm widerfuhr. Dieſe Milde hinderte ihn nicht, mit allem Ernſte herrſchenden Gebrechen in ſeiner Gemeinde entgegenzutreten. Seinem Amte gehörte er mit Liebe und Ueberzeugung an und wirkte nach dem Maaße der ihm verliehenen Geiſtes- und Körperkräfte mit Treue, die ſich auch die Anerkennung ſeiner Gemeindeglieder erwarb. Die Thorheit derer, welche in Folge der Wirren des Jahres 1848 den Beſtand der evangeliſchen Kirche faſt wegleugnen und ſie atomiſtiſch wieder erſt aufbauen zu müſſen meinten, belächelte er mit innerem Grimme. Dagegen nahm er an dem neueren kirchlichen Aufſchwunge lebendigen Antheil, wie denn überhaupt geiſtige Regſamkeit ihm verblieben war. Jahre lang leitete er ſelbſt den Synodal-Leſezirkel und ſchloß ſich ſofort der neuen Einrichtung derſelben an. War ſein Herz ohne Falſch, ſein Wirken in der Gemeinde treu, ſo zeigte er ſich nicht weniger achtungswerth in ſeiner Familie. Das innigſte Verhältniß verband ihn mit ſeiner Gattin, die treueſte Sorgfalt verwendete er mit glücklichem Erfolge auf

die Erziehung ſeiner vier Söhne. Sein häusliches Leben konnte als Beiſpiel ſeiner Gemeinde voranleuchten.

So hatte Wachhauſen achtungswerth in jeder Beziehung gelebt und gewirkt, als ihn am 11. Februar früh der Engel des Todes zum beſſern Leben entrückte.

Als wenige Tage nach ſeiner Leichenfeier die Genoſſen des Kränzchens ſich wieder verſammelten, fehlte ihnen der theure Bruder. Seinem Andenken galt ihr erſtes Wort.

Ausbau des Schloſſes Marienburg.

In Marienburg iſt es den Bemühungen des Staatsminiſters v. Schön gelungen, durch einen Beitrag der Mennonitengemeinden des Marienburger Kreiſes die Mittel zum Aufbau eines zweiten Wartthurmes der unterhalb des nordweſtlichen Giebels vom nördlichen Schloßflügel, der ehemaligen St. Lorenzkapelle gegenüber zu ſtehen kommen wird, zu beſchaffen. Hr. v. Schön beabſichtigt den Ausbau deſſelben in Achteckform und ſoll der Thurm an Höhe das Schloßdach überragen, in der Mitte aber Thurm und Schloß durch ein luftiges und ſteinernes Brückengewölbe mit einander verbunden werden. (B. N.)

(Leipziger Kunſtblatt 1852. S. 69.)

Digitized by Google

Zur Bedeutungslehre der Danziger Mundart.

Bei den meiſten lexikaliſchen Arbeiten für deutſche Mundarten hat man bisher faſt nur darauf geachtet, die den betreffenden Mundarten eigenen *Wörter* zu ſammeln. Da aber das Lexikon nicht bloß eine Sammlung von *Wörtern*, ſondern auch ein Verzeichniß von *Begriffen* iſt, ſo gehören in ein Idiotikon jedenfalls auch diejenigen Ausdrücke, welche zwar äußerlich (als Lautcomplexe betrachtet) auch der Schriftſprache eigen ſind, innerlich dagegen (ihrer Bedeutung nach) von der Schriftſprache abweichen. Grade dieſer Punkt der Dialektologie, der bisher über Gebühr vernachläßigt worden iſt, bietet reichen Stoff für die Beobachtung des innern Sprachlebens, indem ein und derſelbe Ausdruck in den Mundarten oft einen allgemeineren, oft einen beſchränkteren, manchmal einen geiſtigeren, manchmal einen ſinnlicheren Begriff hat als in der Schriftſprache. Es gewährt hohes Intereſſe zu ſehen, wie die Mundart in der Bedeutungsentwickelung eines Ausdrucks oft hinter der Schriftſprache zurückgeblieben, zuweilen aber auch ihr voran geeilt iſt.

Betrachtungen dieſer Art beſtimmen mich, aus der bisher ſo ſehr vernachläſſigten Danziger Mundart ein alphabetiſches Wörterverzeichniß von ſolchen Ausdrücken zuſammenzuſtellen, die äußerlich der Mundart mit dem Hochdeutſchen gemein ſind, in Bezug auf die Bedeutung aber von ihr abweichen. Es kann dabei hier nicht die Abſicht ſein, in weitläufigen, leicht zu beſchaffenden Zuſammenſtellungen zu erörtern, wie weit die Danziger Mundart die einzelnen Bedeutungseigenthümlichkeiten mit andern Mundarten theilt, welche Erörterungen vielmehr einem künftigen allgemeinen deutſchen Idiotismenwörterbuch überlaſſen bleiben, ſondern es ſoll hier nur die ſpecielle Mundart an ſich erwogen werden; einzelne allgemeinere Notizen nehme ich nur da auf, wo ſie ſich ganz ungeſucht darboten. Ich führe die folgenden Ausdrücke in hochdeutſcher Form auf; ihre Ueberſetzung in echt plattdeutſche Geſtalt iſt überall, wo ich dieſe nicht beſonders mittheile, nach den

allgemeinen für die Danziger Mundart geltenden Lautgeſetzen vorzunehmen, wie ich ſie in der Berliner Germania Bd. 9. (1850) erörtert habe.

Abkunft; nach Klein's Provinzialwörterbuch 1792 = Zufuhr von Getreide aus Polen; alſo eigentlich Herabkunft (auf der Weichſel). Jetzt wohl nicht mehr in D. gebräuchlich.

angekommen bezeichnet bei Speiſen, beſonders bei Obſt, den Zuſtand beginnender Fäulniß, z. B. die Aepfel ſind angekommen. Dieſe Bedeutung finde ich ſchon in Hennigs preuß. Wörterbuch (1785). Eigenthümlich iſt dabei, daß ankommen in dieſer Redeweiſe tranſitiv iſt.

ausgeben hat neben dem hochdeutſchen Sinne namentlich auch den des Geſtehens im gerichtlichen Verhör, z. B. er hat alles ausgegeben, d. h. alles geſtanden. Nur beſteht zwiſchen ausgeben und geſtehn der Unterſchied, daß erſteres auch eine Perſon zum Objekt haben kann; z. B. er hat keinen ausgegeben, d. h. keinen Mitſchuldigen verrathen.

ausgeſchlagen. Wie man im Hochd. ſagt: die Bäume ſchlagen aus, d. h. ſie werden grün, ſo muß in D. das Wort ausgeſchlagen mit einer wahrſcheinlich vom Baume hergenommenen Uebertragung überhaupt das Fertige, Ganze bezeichnen, z. B. ich habe den ganzen ausgeſchlagenen Tag gearbeitet, wo die beiden Synonyma eine beſondere Verſtärkung bewirken ſollen.

dürfen, in D. ſo viel als brauchen, z. B. ich darf das nicht thun = ich brauche das nicht zu thun. Damit ſtimmt übrigens der althochdeutſche Begriff des Wortes.

einbringen, nach Klein ein amtlicher Danziger Ausdruck aus der freiſtädtiſchen Zeit. Gegenwärtig iſt das Wort in jener Bedeutung zuſammen mit der alten Verfaſſung erloſchen.

feuern, z. B. die Backen feuern mir, ſie ſind von der Kälte oder vom Trinken heiß. Auch bei Hennig angeführt.

Fichte, auch in D., wie in ſo manchen andern Gegenden, mißbräuchlich zur Bezeichnung der Kiefer (pinus sylvestris) gebraucht, während das Wort Fichte eigentlich der pinus abies zukommt. Die übrigen europäiſchen Sprachen ſcheiden beide Baumarten viel genauer, wie man z. B. auch aus Nemnich's Polyglottenlexikon der Naturgeſchichte erſieht.

Flieder wird in D. gleichfalls in botaniſchem Irrthum ſehr

häufig von der Gattung sambucus nigra, der das Wort eigentlich zukommt, auf den Jasmin übertragen.

Gefäß bedeutet das Fahrzeug, worauf die polniſchen Produkte, namentlich der Weizen, auf der Weichſel herunterkommen. Auch bei Klein erwähnt.

gehn weicht vom Hochdeutſchen in mehrfacher Hinſicht ab: 1) als Gegenſatz von ſtehn; ſo wird es in D. von den Flüſſen gebraucht, deren Eisdecke ſich in Bewegung geſetzt hat; die Weichſel geht; 2) in der Bedeutung von angehn, möglich ſein, in der es übrigens auch mitunter im ſchlechteren Schriftdeutſch begegnet, z. B. das geht zu machen; 3) in der Redensart: vor den Prediger gehn, d. h. die Confirmationsſtunden beſuchen; 4) in dem Ausdrucke: ihm geht der Kopf mit Grundeis, d. h. er hat den Kopf von vielen Geſchäften voll und weiß nicht, was er zuerſt vornehmen ſoll.

geiſtlich bekommt mitunter den ganz ſinnlichen Begriff von ſchmächtig, hager, blaß, indem bei einem ſolchen Ausſehn gewiſſermaßen der Körper als verſchwindend und nur der Geiſt als übrigbleibend gedacht wird. Komiſch aber iſt es, wenn dieſes Wort ſogar von Thieren gebraucht wird, wie ich es ſelbſt von magern Gänſen gehört habe, die auf dem Markte zum Verkauf ausgeſtellt waren.

Gekröſe bedeutet oft die Buſenkrauſe; in dieſem Sinn ſchon in einer Königsberger Kleiderordnung von 1640. Auch von Hennig angeführt.

Geſäß, jetzt im Hochdeutſchen faſt nur auf die Bedeutung von anus beſchränkt, bewahrt in D. noch ganz den Begriff des althochdeutſchen gasazi (sedes) und wird namentlich von den Sitzen auf Wagen gebraucht, wo man ſogar ohne Anſtoß vom Hintergeſäß ſpricht.

haben, er hat ſich ſehr gefährlich, d. h. er giebt in unmäßiger Weiſe ſeinen Zorn oder Schmerz zu erkennen. Eine nicht leicht zu erklärende Redeweiſe.

halbweges, gewöhnlich in plattdeutſcher Form halweg, nimmt die Bedeutung von ziemlich an. Das iſt halweg gut d. h. es iſt allenfalls gut; eigentlich auf dem halben Wege zum Guten. Faſt durch ganz Norddeutſchland iſt dieſer Gebrauch in den Volksmundarten bekannt.

Digitized by Google

Haus. Bei der großen Raumverſchwendung, die in der älteren Danziger Bauart mit den Hausfluren getrieben wurde, iſt es bezeichnend, daß die Hausflur mit dem Simpler bezeichnet wird, gleichſam als wäre ſie der vornehmſte Theil des Ganzen. Schon Klein führt dieſen Gebrauch ausdrücklich als einen Danziger an. Daneben gilt noch der Ausdruck Hausraum (und zwar beim Volke immer als Neutrum); Hausflur dagegen iſt nur bei den Gebildeten im Gange.

heil in dem Sinne von ganz hört man noch oft in D., ſo daß hier, wie in ſo vielen Mundarten bei dieſem Worte, noch die alte allgemeine Bedeutung bewahrt iſt, die das Hochdeutſche erſt in den letzten Jahrhunderten verlaſſen hat.

Höchſte, das, einer der zahlreichen euphoniſtiſchen Ausdrücke für Epilepſie, mit denen das Volk in allen Mundarten die ſie ihm vorzüglich unheimliche Krankheit bezeichnet.

hören in zwei unhochdeutſchen Bedeutungen: 1) für gehören; dies hört mir; 2) für gehorchen; er will mir nicht hören. Beide Begriffe finden ihre Einheit in dem Hörigkeitsverhältniß, in dem der Unterthan dem Gebieter gehört und gehorcht.

kommen. Es kommt mir zehn Thaler, d. h. es koſtet mir zehn Thaler. Hochdeutſch iſt zu vergleichen: es kommt mir — zu ſtehn. Auch holländiſch gilt die stoffen koomen wat hooger van prys, die Zeuge ſtehn etwas höher im Preiſe.

Korn. Vielleicht iſt es nicht Zufall, daß der getreidehandelnde Danziger gerade das Korn zur Bezeichnung der Kleinheit insgemein braucht, wie z. B. warte ein Korn (ein wenig), woraus denn natürlich die Verwendung des Wortes in negativen Sätzen ſich entwickelte; nicht ein Korn, d. h. nicht im Geringſten. Uebrigens kennen auch andere deutſche Mundarten das Korn in dieſem Sinne; es ſpielt alſo hier ganz dieſelbe Rolle wie der Biſſen (ein bischen) im Hochdeutſchen, das Haar im Mittelhochdeutſchen, der Faden im Lateiniſchen (nihilum aus nifilum), der Schritt und der Punkt im Franzöſiſchen (ne pas und ne point), die Bohne und die Laus bei den Studenten und ſo noch manches Andere.

Kreide in Zuſammenſetzungen wie Pflaumenkreide, Kirſchkreide, Fliederkreide bezeichnet Speiſen, die aus dieſen Früchten durch Zuthat von Gewürz gewonnen werden. Der Sinn ergiebt,

daß Kreide hier mit dem gleichlautenden hochdeutſchen Wort nur im Buchſtaben, nicht einmal in der Etymologie ſtimmen kann. Nimmt man noch Kreidnelke für Gewürznäglein (caryophyllus aromaticus) hinzu, ſo ſieht man leicht, daß Kreide hier nichts anderes als Gewürz bezeichnen kann. Mir ſcheint es nichts anderes zu ſein, als eine Entſtellung von Kraut, das ja noch im mittelhochdeutſchen namentlich die Bedeutung von Gewürz hatte. Vielleicht hat zu dieſer Entſtellung des holländ. kruid mitgewirkt; in Holland heißt die Gewürznelke kruidnagel, ja ſogar ein Pfefferkuchen kruidkoek.

Kupplerin, ein böſes Wort für Danziger, denen es ganz ohne Anſtoß für Obſtverkäuferin gilt, während es ſonſt wohl in ganz Deutſchland anſtößigen Sinnes iſt. Es muß in der Danziger Bedeutung wohl gar nicht zu copulari kuppeln, ſondern zu kopen kaufen gehören. Uebrigens kommen Kuppelweiber für Obſtweiber und dgl. ſchon in einen churfürſtlichen Edict von 1682 vor.

Leben, in Danzig namentlich ein lautes, unruhiges Betragen, Lärm u. dgl. bezeichnend, z. B. er hat ein großes Leben gemacht, er hat ſich ſehr ungeberdig benommen.

Lob, das den Dienſtboten ausgeſtellte Zeugniß, gleichviel ob es lobend oder tadelnd ausfällt, ja ſogar in der Verbindung ſchlechtes Lob. Uebrigens erſtreckt ſich dieſe Redeweiſe durch ganz Deutſchland bis in die Pfalz hin.

losſprechen wird von den Predigern bei der Confirmation der Kinder geſagt.

Mächtiger, nach Klein ein Danziger Ausdruck für Advokat, gleichſam Bevollmächtigter. Scheint jetzt in dieſer Bedeutung untergegangen.

Materie bedeutet namentlich eine ſchleimige Maſſe, z. B. Materie aus einem Geſchwür. In dieſem ſpeciellen Sinne, wo es geradezu die Bedeutung von Eiter annimmt, iſt das Wort dem ganzen ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland bekannt. In einer Verordnung des 18. Jahrhunderts heißt auch der Baggerſchlamm ausgebaggerte Materie.

meiſt erhält in Danzig ſehr oft die ganz ſublimirte Bedeutung von wohl, vielleicht z. B. das könnte meiſt wahr ſein. Der Uebergang des Begriffes aus dem numeriſchen Superlativus

Digitized by Google

zu einer bloß mildernden unbeſtimmt machenden Partikel würde auf den erſten Blick höchſt auffallend erſcheinen, wenn uns nicht grade bei den Adverbien ähnliche ſtarke Abſchwächungen des Sinnes in allen Sprachen maſſenweiſe begegneten. Dem meiſt in ſeinen beiden Bedeutungen ſteht ganz gleich das griech. μάλιστα; im Engliſchen repräſentirt most den urſprünglichen, almost den ſpäteren Begriff. Auch das deutſche faſt in ſeiner lutherſchen Bedeutung (faſt ſchön = ſehr ſchön) und in ſeinem jetzigen Sinne iſt ein ziemlich analoger Fall.

Muſik dient öfters zur Bezeichnung irgend eines aus verſchiedenartigen Theilen beſtehenden Ganzen, immer in der Verbindung die ganze Muſik, wie man auch ganz ſynonym hört die ganze Proſtemahlzeit. Wie dem letzteren Ausdrucke der Gedanke an die verſchiedenen Gerichte einer Mahlzeit zu Grunde liegt, ſo mag man bei dem erſteren an die mannigfaltigen Melodien einer Muſik denken. Minder ſpricht die Erklärung an, es ſei Muſik hier aus Moſaik entſtellt und die Verbindung verſchiedenfarbiger Stücke ſei der Grundbegriff des Ausdrucks.

Pfarre heißt in Danzig niemals eine beliebige unter den Pfarrkirchen der Stadt oder Umgegend, ſondern immer nur die Oberpfarrkirche zu St. Marien.

Pfeife hat die Bedeutung von Röhre bekommen, wie auch Hennig bemerkt. Daher eine Pfeiffenkanne, eine ſolche, bei welcher der Inhalt durch eine Röhre herausfließt, Pfeifenbrunnen ein Brunnen mit laufendem Waſſer.

Raute heißt nicht eine viereckige Figur von Rautenform, ſondern hat immer die Bedeutung von Fenſterſcheibe. Auch die Rheingegenden brauchen den Ausdruck in dieſer Weiſe.

ſacht erfährt eine ähnliche Begriffsabſchwächung wie das obige meiſt: Das könnte ſacht ſo ſein d. h. es könnte wohl ſo ſein.

Schande, das Achſelholz, an dem man zwei Eimer trägt. Früher hatte ich an polniſch szalny Wageſchalen und an Entlehnung aus dieſem Worte gedacht, indeſſen macht mich die große Verbreitung des Wortes in den deutſchen Mundarten an dieſer Etymologie irre und beſtimmt mich für eine Erklärung aus dem Deutſchen. Ich erinnere daran, daß z. B. früher in Nordhauſen, auch wohl in andern Städten, Huren vor dem Rathhauſe „die

Schandſteine" tragen mußten, die an Stricken über die Schulter hingen.

Schandfleck iſt in D. kein ideeller, moraliſcher Schandfleck, ſondern bezeichnet einen hohen Grad von Schelte, eine Schimpfrede. Er hat ihm tüchtig Schandfleck gegeben d. h. er hat ihn tüchtig heruntergemacht.

Schlag wird zur Interjection; was Schlag! heißt ſo viel als was Blitz, der Volksanſchauung gemäß, die den Donner mehr fürchtet als den Blitz.

ſchlecht. „Er iſt ſchlecht" bedeutet „er iſt ſchwer krank."

Schmiere, nicht der Stoff, der auf Wagenräder verwandt wird, ſondern vielmehr eine Handlung, die auf Thiere oder Menſchen gerichtet iſt, um ſie aus der Trägheit heraus in erwünſchten Fortgang zu bringen. Schmiere für Schläge iſt eine der hunderte von kühnen Metaphern, die grade für dieſen Begriff in den deutſchen Mundarten verwandt werden. Firmenichs Völkerſtimmen liefern dazu manch ergötzliches Beiſpiel. Vgl. unten Wichſe.

Schotenkörner, allgemeiner Ausdruck für das, was man ſonſt grüne Erbſen nennt. Klein kennt den Ausdruck gleichfalls als einen Danziger.

ſtehn. Die Weichſel ſteht, d. h. ſie hat ihre feſte Eisdecke bekommen. Vgl. oben gehn.

ſtören, ein Geſtörter heißt ein Wahnſinniger (auch bei Klein). Die von Klein angeführte Danziger Redensart „er hat Kaninchen im Kopfe", d. h. er iſt wahnſinnig, iſt jetzt nicht mehr im Schwange. „Er hat Raupen im Kopfe" bedeutet etwas ganz Anderes (er iſt hochmüthig, will hoch hinaus).

Taſche nach Klein 1) eine kleine an einem größern Hauſe angebaute Wohnung, 2) die Bruſt einer Säugenden, daher taſchen ſäugen. Nur die erſte Bedeutung erinnere ich mich noch gehört zu haben.

Thran, im Thran ſein = betrunken ſein. Ein nicht leicht zu erklärender, jedenfalls auf einer ſehr kühnen Metapher beruhenden Euphemismus unter ſo vielen ganz ähnlichen.

Troſt, „er iſt nicht recht bei Troſt" d. h. er iſt halb verrückt. S. Hennigs Wörterbuch.

überhaupt wird in D. wie an vielen andern Orten nicht da gebraucht, wo man vom Speciellen aufs Allgemeine übergeht,

ſondern bezeichnet gerade umgekehrt den Uebergang zum Speciellen, wird alſo dadurch ſynonym von vorzüglich und beſonders, z. B. er iſt ſeit langer Zeit krank, überhaupt ſeit drei Tagen.

vergeben theilt als Primitivum die Bedeutung des Derivatums vergiften, regiert aber in dieſem Sinne natürlich den Accuſativ. Daher denn die mundartliche Räthſelfrage: welches Wort bezeichnet zugleich eine große Tugend und eine große Sünde?

verrammeln heißt nicht bloß unzugänglich machen, ſondern „in Unordnung bringen.“ Namentlich Betten werden verrammelt (ob unſaubrer Sinn urſprünglich zu Grunde liegt?), andere Dinge dagegen, z. B. Haare, werden verruſchelt, noch andere, die auf dem Wege ſind zu zerreißen, werden zerpliſert.

verſchlagen für lauwarm, kaum richtiges Schriftdeutſch, obgleich durch die Volksmundarten hindurch, ja bis nach Holland hinein weit verbreitet.

Weſen, ein größeres Grundſtück mit Nebengebäuden, Hof, Garten u. ſ. w. Das Schmidtſche Weſen = das Grundſtück des S. Klein führt das Wort aus Danzig an; Dähnert merkt aus Vorpommern die Redensart an: de hett een groot Weſen unner ſikk, d. h. er verwaltet ein großes Gut.

Wichſe, in urſprünglichem wie in übertragenem Sinne dem oben angeführten Schmiere ſynonym. Es liegt bei dieſen wie bei manchen andern Prügelwörtern (gerben u. a.) der Gedanke zu Grunde, als bearbeite man ein abgezogenes Stück Leder, nicht einen lebendigen Körper.

wie muß im Volksmunde ganz die Stelle des Hochdeutſchen als vertreten, das in der Bedeutung von quum dem Volke in D. gar nicht, in dem Sinne von quam nur wenig geläufig iſt. Solcher Gebrauch des wie iſt in unſerer Schriftſprache nicht recht gemäß, obwohl man es zuweilen auch in dieſer findet.

Willkür in der Bedeutung von ſtädtiſchem Geſetzbuch, war früher nach Hennig durch die Provinz Preußen, nach Dähnert auch durch Pommern verbreitet; iſt jetzt mit dem Untergang der ſtädtiſchen Sonderverfaſſungen gleichfalls verſchwunden.

wohnen = verheirathet ſein; er wohnt ſchon, er wohnt noch nicht.

Bei dieſem ganzen Verzeichniſſe, das ſich noch mannigfach erweitern läßt, braucht kaum erwähnt zu werden, daß die meiſten

dieſer Ausdrücke neben ihrem eigenthümlich mundartlichen Sinn auch den gemeinen hochdeutſchen bewahren.

Da die Bedeutungslehre (der jetzt wohl ihr Bürgerrecht unter den grammatiſchen Disciplinen vollſtändig geſichert iſt) ſich nicht auf die Wörter beſchränken darf, ſondern ſich auch in gewiſſem Sinne auf die grammatiſchen Formen zu erſtrecken hat, ſo iſt noch zu unterſuchen, ob nicht vielleicht bei den letzteren die mundartliche Bedeutung von der hochdeutſchen abweicht. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß der Conjunktiv und Indikativ im Plattdeutſchen oft miteinander verwechſelt werden, doch iſt das weniger eine Verwechſelung der Begriffe als vielmehr nur ein Uebergang der Laute, gehört alſo ſtreng genommen nicht hieher. Die Abweichungen vom Hochdeutſchen im Gebrauche des Dativs und Accuſativs, die ſich in Danzig wie im ganzen nördlichen Deutſchland finden, ſind nicht richtiges Plattdeutſch, ſondern reine Sprechfehler, dergleichen ſich namentlich zeigen, wo eine Volksmundart im Untergange begriffen iſt; es iſt das Irrereden, welches dem Tode einer Mundart vorhergeht. Veranlaßt wird die Unſicherheit der Grenze zwiſchen Dativ und Accuſativ dadurch, daß beide Caſus im Plattdeutſchen formell zuſammenfallen und der hochdeutſche Gebrauch erſt wie eine Regel aus einer fremden Sprache erlernt werden muß. —

Ein auffallender in Danzig gebräuchlicher Wechſel in der Bedeutung grammatiſcher Formen iſt eine Vermiſchung von Activ und Paſſiv in der Redensart „wohlſchlafende Nacht“ oder noch kühner „nachtſchlafende Zeit,“ d. h. die Nacht oder die Zeit, in der geſchlafen wird.

In die Bedeutungslehre und hiſtoriſch betrachtet eigentlich nicht in die Formenlehre gehört auch die Behandlung des Genus. Hier haben ſich auf dem ganzen Gebiete deutſcher Sprache tief eingreifende Schwankungen bei einer Menge von Wörtern gezeigt, deren Betrachtung gewiß, beſonnen angeſtellt, Reſultate von Werth zu Tage fördern würde. Im Danziger Dialekte finden ſich auch Abweichungen vom hochdeutſchen Genus, doch merkwürdiger Weiſe mit der Beſchränkung, daß niemals, ſo viel mir bekannt iſt, ein plattdeutſches Maskulinum einem hochdeutſchen Femininum oder Neutrum gegenüberſteht, woraus man faſt auf eine Bevorzugung

der beiden letzten Genera gegen das erſte ſchließen möchte. Plattdeutſches Neutrum für hochdeutſches Femininum finde ich nur bei einem einzigen Worte, die *Saat*, wo ich wenigſtens das Neutrum ſehr häufig im Volke gehört habe. Häufiger iſt plattd. Neutrum für hochd. Maskulinum. So hört man in D. meiſtens *das Monat*, abweichend gegen alle europäiſchen Sprachen, *das Sarg*, *das Leib*, welches Wort auch im Althochdeutſchen Mask. und Neutr. zugleich iſt. Eine Danziger Straße heißt das *Poggenpfuhl*, ſehr natürlich, weil das Wort Pfuhl überhaupt nicht plattdeutſch iſt. Merkwürdig iſt das Neutrum *das Hausraum*, wo das Genus ſich auf den erſten Theil der Zuſammenſetzung bezieht, und zwar wohl deshalb, weil man echt danzigeriſch dieſen Begriff nur durch das Haus bezeichnet (ſ. oben); wenigſtens iſt unſer Wort Raum im Althochdeutſchen zwar mitunter Femininum, nie aber Neutrum. Femininum für hochdeutſches Neutrum begegnet in *die Boot* (vgl. das engliſche man of war als Femin.) und in die *ēlje* (immer nur in dieſer plattd. Form Femina), welches Wort doch nach dem latein. oleum und althochd. olei ein Neutrum ſein müßte. Oefter finden wir endlich Femininum für hochdeutſches Maskulinum. So heißt es *die Mantel* (oder echt plattdeutſch die *Mentel*), die *Grund*, was Grimm auch ſchon im ältern Deutſch nachweiſt und was in D. mindeſtens ſchon im 15. Jahrhundert gebräuchlich war; *die Beek* für Bach, welches Wort im Althochd. Maskulinum war, dann Femininum wurde und erſt nach Logaus Zeit wieder zum männlichen Geſchlecht zurückkehrte. *Die Taback* hört man wenigſtens häufig in Danzig. Die Wörter für den Begriff *Affe* ſchwanken in mehreren Sprachen; ich erinnere an das franzöſ. le singe gegenüber dem latein. simia. Althochdeutſch heißt es der affo, daneben aber auch diu affa, diu affin und diu affinna; den letzteren Wörtern folgt das plattdeutſche äp, ſowohl in der eigentlichen Bedeutung als in der Schifferſprache als Kunſtausdruck. Daß man in Danzig ſage die *Weiz* als Femininum, verhält ſich ſo: urſprünglich iſt dieſer Ausdruck ein apokopirter Plur. Mask., wie man kaufmänniſch ſagt die Tuche, die Wollen u. ſ. w.; dieſer Urſprung wird aber ſpäter vergeſſen und das Wort mit dem Sing. conſtruirt, z. B. die Weiz iſt gefallen.

Reichhaltiger als dieſe Bemerkungen würden Unterſuchungen über diejenigen Ausdrücke der Danziger Mundart ausfallen, die auch formell vom Hochdeutſchen abweichen. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, künftig auch dieſes Gebiet zu durchmuſtern.

Wernigerode.

E. Förſtemann.

Elbinger Dukaten.

Elbing hat dieſer Tage einen ſeiner größten numiſmatiſchen Schätze an Danzig abgetreten. Von dem Elbinger Dukaten des Königs Michael vom Jahre 1671, von welchem man nur 3 Exemplare kennt, von denen ſich eins in der kaiſerl. Münzſammlung zu Wien, das zweite in der ehemaligen Potocki'ſchen, jetzt kaiſerl. Sammlung zu Warſchau befindet, und das dritte einer Schneidergeſellenfrau zu Elbing gehörte, iſt letzteres dieſer Tage zu einem bedeutenden Preiſe nach Danzig verkauft worden, und jetzt die Zierde eines unſerer erſten Münzkabinette.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ¼ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Andenken an Johann Cunde, einen Freund Kant's und Ruhnken's. Vom Director Dr. Gotthold 241
Statiſtiſche und andere Notizen aus einer alten Amtsrechnung aus Sehiſten. Vom Rector Mühling in Röſſel 259
Sprüchwörtliche Phraſen aus der muſikaliſchen Terminologie. Von R. Ph. 271
Die ſtädtiſche Verwaltung in der Altſtadt Braunsberg. Vom Director Dr. Lilienthal in Röſſel 271
Alte Nachricht von dem geheimen Ordens-Schatze zu Marienburg. Mitgetheilt von Dr Meckelburg . . . 276
Zur Geſchichte der Kunſt in Preußen. Die Maler und Bildhauer Ermlands. Von J. Strunge in Röſſel . 279
Auguſt Wilhelm Wachhauſen, weiland Pfarrer in Germau. Vom Pfarrer Dr. Gebauer in Medenau 288
Ausbau des Schloſſes Marienburg 293
Die Bedeutungslehre der Danziger Mundarten. Von Dr. Förſtemann in Wernigerode 294
Elbinger Dukaten 304

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

908. Von dem Gedanken, daß ein beglückter Kaufmann u. ſ. w. Bei Beerdigung des C.-R. Saturgus. Von J. F. Lauſon. Kgsbg. 1754. Fol.

909. Der nach menſchlichen Wünſchen u. ſ. w. Bei Beerdigung des C.-R. Saturgus. Kgb. 1754. Fol.

910. Schriftliche und gedruckte Blätter, Publicanda, Befehle, Aufforderungen u. ſ. w. Erinnerungen aus den Jahren 1807. 1812. 1813.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Büchersammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von
Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 5.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Digitized by Google

Die Kirche in Rudau.

Des Pfarrers von Rudau geſchieht 1321 zum erſten Mal Erwähnung. Daß die damals vorhandene Kirche auf dem Platze der jetzigen geſtanden, ſcheint zweifelhaft, da wir die letztere in unmittelbarer Nähe des alten Ordenshauſes finden *) von welchem die 1370 auf den Feldern zwiſchen Tranzau und Mülſen geſchlagene Schlacht den Namen erhalten hat. Dennoch ſtammt die Kirche unſtreitig aus dem Mittelalter her, wie aus der gewölbten Vorhalle und der Thüre mit gothiſchen Verzierungen geſchloſſen werden kann, welche der Verheerung im Jahre 1818 entgingen. Der Orkan am 18. Januar dieſes Jahres warf nämlich den Thurm auf die Kirche und zertrümmerte dieſe, ſo daß bei dem nun nothwendig gewordenen Herſtellungsbaue im Jahre 1820 außer der verſchont gebliebenen Vorhalle nur die Ringmauern benutzt werden konnten. Statt der früheren gewölbten Decke hat man eine Gipsdecke mit zwei Schalllöchern angebracht. Der alte Scheidebogen trennt den etwas höher gelegenen Chor, welcher mit dem Schiffe der Kirche dieſelbe Breite hat; ſein Gewölbe hat ebenfalls einer einfachen Gipsdecke weichen müſſen. Der Thurm iſt 1828 angebaut, die neue Orgel 1832 von Scherweit aufgeſtellt. Die Kirche wird von mehreren großen Fenſtern erleuchtet, von denen diejenigen auf der Nordſeite erſt bei dem erwähnten Baue angebracht worden ſind.

*) Ich nehme hiemit die Behauptung zurück, die ich in meiner Kunde des Samlands aufgeſtellt habe, daß die Kirche den nördlichen Flügel des alten Schloſſes einnehme. Die Stelle und der Umfang deſſelben machen ſich durch Mauerüberreſte, die zum Theil mit Erde überſchüttet ſind, genau kenntlich. Tiefe Kellerräume verſchüttete man beim Kirchenbaue im Jahre 1820.

Altar und Kanzel zeigen, daß man mit ihrer Aufſtellung nur das Bedürfniß zu befriedigen beabſichtigte; die dreifach gegliederte, in gothiſchem Geſchmacke bemalte Bretterwand, welche die Stelle des Altaraufſatzes vertritt, macht auf künſtleriſchen Werth auch nicht den entfernteſten Anſpruch, doch hat man einige Bilder daran befeſtigt, die wahrſcheinlich dem allgemeinen Untergange entzogen worden und der Beachtung werth ſind Das eine, ein Abendmahl, in Form eines Medaillons, ſteht unſtreitig obenan. Die faſt miniaturartige, ſaubere, feine Behandlung des Ganzen und der anſprechende Ausdruck der Geſichtszüge zeichnen es vortheilhaft aus. Merkwürdig erſcheint, daß Judas knienb dargeſtellt worden iſt. Das andere, ebenfalls eine Darſtellung des h. Abendmahls, faſt eine Nachbildung desjenigen von Leonardo de Vinci, hat geringern Werth, doch ſind die Geſichter mit Sorgſamkeit behandelt. Das dritte, eine Kreuzigung, iſt nur eine geringfügige Arbeit.

Vor dem Altare liegt neben einem durch den Lauf der Zeit unkenntlich gewordenen, der ſehr wohl erhaltene Leichenſtein der den 13. Mai 1526 verſtorbenen „Margarete Gaudeckerin, des edlen und erenveſten Caſpar von Olſen ehligen Hausfraow." Ihr Relief-Bild in ganzer Figur prangt auf dem Leichenſteine als Zeugniß der Kunſtfertigkeit jener Zeit. Nicht minder beachtenswerth erſcheint die koloſſale Tauffchale von Meſſing auf dem ſteinernen, aus der katholiſchen Zeit ſtammenden Unterſatze. Das in der Mitte befindliche Wappen wird von einer Verzierung von Hirſchgeſtalten eingeſchloſſen, Alles in getriebener Arbeit. Geringern Werth haben die Bilder des Apoſtels Petrus am Scheidebogen und diejenigen der früheren Seelſorger Großkopf und Bilang, ſo wie das Bild: Chriſtus auf dem Oelberge, welche ſich im Schiffe befinden. Neben der Kanzel erblickt man eine ſchwarze Tafel mit einem eiſernen Helme, einem Paare Eiſenhandſchuhe, einem Ritterdegen, Marſchallſtabe und zwei Spornen geſchmückt und lieſt ihre Beſtimmung in den Worten: **In memoriam proelii Rudaviensis anno Christi millesimo trecentesimo septuagesimo.** Pfarrer Harnack ſoll dieſe Gegenſtände bewahrt und zur Errichtung eines Ehrengedächtniſſes jener berühmten Schlacht und ihres tapfern Marſchalls Schindekopf benutzt haben. Ein noch vorhandener kupferner Sarg zeichnet ſich durch Nichts aus.

Gebauer.

Die ſtädtiſche Verwaltung in der Altſtadt Braunsberg.

(Schluß.)

Vom Director Dr. Lilienthal in Röſſel.

Die Lehnsleute.

Jeder, der für ein beſtimmtes Gehalt im Dienſte der Stadt war, hieß ein Lehnsmann. Zahl und Namen derſelben konnten in fünfhundert Jahren unmöglich dieſelben bleiben; und doch wechſeln ſie ſeltner, als es bei ſo langer Zeit zu erwarten wäre. Das Recht, die Lehnsleute anzunehmen und abzuſetzen, gehörte laut Stadtrecht nur dem Rathe. Als dieſes Recht in Betreff des Wägers 1687 in Zweifel gezogen wurde, erklärte der Rath, daß er die „Dispoſition und Veränderung der Stadtlehen" ſtets gehabt, und daß auch der Biſchof Radziejowski bei Gelegenheit ſo entſchieden habe. Von einem ſchriftlichen Contracte zwiſchen ihnen und der Stadt iſt nie die Rede. Ihr Dienſt galt aber nur immer auf Ein Jahr. Sie erſchienen, wie ſchon bei einer andern Gelegenheit (Braunsberger Programm. 1842, S. 20.) mitgetheilt iſt, jährlich entweder am Tage der Kuhr ſelbſt oder, wenn man nicht fertig wurde, den folgenden Tag. Wer ausblieb, wurde zuweilen mit Abzug an ſeinem Einkommen beſtraft. Alle mußten einzeln vortreten. Da jeder ſeinen Dienſt nur auf Ein Jahr erhielt, ſo konnte er ſeine Stelle niederlegen oder auch ohne weiteres entlaſſen werden. Diejenigen Lehnsleute, welche bleiben wollten, ermahnte der Rath, ihre Pflicht zu erfüllen, warnte die im Dienſte ſäumigen, entließ aber die unbrauchbaren und berief neue. Die unfreiwilligen Entlaſſungen kommen ſeltener vor, als man bei der jährlichen Belehnung vermuthen ſollte. Sie finden ſich in der ganzen Zeit am häufigſten, etwa ſechsmal, beim Schulmeiſter oder Cantor wegen ſchlechter Führung oder Nachläſſigkeit, außerdem einigemal beim Wäger, einem Braker und einem andern we-

gen Fahrläſſigkeit oder Untreue. Eine Rangordnung iſt ſtreng nicht nachzuweiſen; denn die Reihenfolge, in der ſie bei der Kuhr erſcheinen, wechſelt zu oft, als daß daraus etwas entnommen werden könnte; doch tritt der Notarius ohne Ausnahme immer zuerſt auf.

1. Der Notarius. Zum erſten Mal wird ein ſolcher 1350 genannt, nämlich Hermannus de Stella, notarius civitatis. Später heißt Ambroſius Loſſaw der Stadt uffinbar ſchreiber. 1424 iſt Johann als Stadtſchreiber aufgeführt. Den Namen Gerichtsſchreiber führt er nur zuweilen, offenbar in Beziehung auf ſeine Beſchäftigung bei Gerichte. Notarius iſt die gewöhnliche Benennung, bis er ſeit 1743 auch Secretär heißt. — Sein Geſchäft beſtand hauptſächlich darin, die Verhandlungen des Rathes und die des Gerichtes niederzuſchreiben und ins Reine zu tragen. Außerdem wurden ihm in ſpäterer Zeit mancherlei kleinere, namentlich Caſſengeſchäfte zugewieſen, dann aber bei vieler Arbeit zuweilen auch Gehilfen gehalten. Sein Amt brachte es mit ſich, daß er eine mehr als gewöhnliche Ausbildung genoſſen haben mußte. Von jeher wurde deßhalb die Kenntniß der lateiniſchen Sprache von ihm gefordert, ſo wie denn auch ſeine Bewerbung ſchriftlich, und zwar in lateiniſcher Sprache geſchehen mußte. Ferner verlangte man von ihm Rechtskenntniſſe und wegen der durch die Abhängigkeit von Polen entſtandenen Berührungen zu Zeiten auch wohl die Fertigkeit, ſich in dieſer Sprache ſchriftlich und mündlich auszudrücken zu können. Daher finden wir nicht ſelten Männer im Notariate, welche Hochſchulen beſucht hatten; und ſie werden, namentlich in ſpäterer Zeit, als die geiſtige Bildung im Rathscollegium immer ſeltener wurde, oft zu Rathsherrn ernannt. 1695 z. B. wählte man den Dr. juris Fiſcher vom Notarius ſogleich zum Bürgermeiſter. — Das baare Gehalt des Notarius betrug 1596 20 Gld.; 1599 50 Mrk.; 1600 40 Gld.; 1619 100 Mrk. und 20 Schfl. Roggen; 1625 200 Mrk. und eine Kuh; 1651 260 Mrk.; 1659 kamen dazu 15 Schfl. Gerſte; 1713 hatte er 20 Mrk. quartaliter; 1755 331 Gld. 6 Gr., 6 Achtel Holz, 30 Schfl. Roggen, 4 Gänſe, 20 Hühner und 4 Loſe im Roßgarten. Außerdem hatte er freie Wohnung in der Schreiberei, einem hinter dem Rathhauſe ſtehenden Häuschen, und manche andere Accidenzien, z. B. einige Ge-

bühren beim Gerichte, für die Ausfertigung der Lehrbriefe u. dgl., für den Gebrauch des großen und kleinen Siegels; für die Führung des Grundzinsregiſters 1725 6 Gld; 1762 für die Auhofsrechnung 6 Gld.; 1715 für das Acciſeregiſter 9 Gld. und eben ſo viel für das Caſſaregiſter; endlich ein Stück Acker, den ſogenannten Schreiberwinkel, und zuweilen die Benutzung von ſtädtiſchen oder geiſtlichen Ländereien gegen Zins.

2. Bei der Kuhr erſchienen in alter Zeit auch diejenigen Beneficiaten, welche vom Rathe dem Biſchofe präſentirt wurden. So erſcheint ein Vikarius 1563, und es wird ihm damals das Lehn wieder auf Ein Jahr zugeſagt. 1576 erſcheinen zwei, wie es heißt, „nach altem, löblichem Gebrauche.“ Bei denjenigen Beneficien, deren Patronat der Fundation zufolge dem Rathe gehörte, hatte er zu ſolch einem Verfahren unbedingt Recht; auch ſicherte er ſich dadurch bei Fehlgriffen in der Beſetzung dieſer Stellen gegen weitere Folgen. Betrachtet man aber das Amt eines Prieſters, ſo iſt genaue Umſicht vor der Anſtellung unſtreitig beſſer, als häufiger Wechſel. Zudem verträgt ſich die Würde des Prieſters nicht füglich mit der Gleichſtellung der Stadtdiener und der andern bei der Kuhr erſcheinenden Lehnsleute. Ueberdies war ihre Stellung auch darum ſchon eine andere, weil ſie vom Biſchofe beſtätigt werden mußten. Sie erſchienen daher wirklich nach 1576 nicht mehr. Ob der Rath ſelbſt das Unpaſſende eingeſehen, oder ob der Biſchof es zu verhindern gewußt, iſt nicht zu ermitteln. Das Präſentationsrecht ſelbſt aber hat der Rath in alter Zeit nie verabſäumt oder ſich kürzen laſſen. Ein paar Verſuche von Seiten des hieſigen Pfarrers, „ohne der Herren Wiſſen Prieſter anzunehmen,“ wurden mit wirkſamem Ernſte zurückgewieſen.

3. Der Wäger oder Wagemeiſter hatte bei der Stadtwage auf Richtigkeit der Ein- und Auswicht zu achten. Dafür erhielt er z. B. 1625 von der Auswicht 6 gr. für die Laſt, bei der Einwicht nur dann etwas, wenn ihm und den Brakern die Bauern gutwillig etwas geben wollten. Der Käufer aber ſollte ihm, ſtatt wie früher Einen, zwei Schll. geben. Nur zweimal in dieſer langen Zeit wird ein Wäger abgeſetzt.

4. Der Schulmeiſter wurde auch zur Unterſtützung des Cantors beim Geſange in der Kirche verpflichtet. Daher zählt der Rath 1687 zu den guten Eigenſchaften eines Candidaten ſei-

nen ſtarken Baß. In Betreff der Anſtellung einigte ſich der Official mit dem Rathe 1403 dahin, daß dem letztern die Wahl, dem Pfarrer aber das veto zuſtehen ſollte. So wird denn auch ſtets vor der Anſtellung der Conſens des Pfarrers eingeholt, ſo wie die etwa viermal erfolgte Abſetzung unbrauchbarer Leute mit Genehmigung deſſelben oder auf ſeine oder des Biſchofs Anregung geſchieht. Noch im 17. Jahrhunderte finden wir Leute von höherer Bildung an dieſer Stelle. So verſpricht 1562 auch der Stipendiat der von Werner in Leipzig gegründeten Stiftung, der hieſigen Schule zu dienen, nur wiſſe er nicht, ob als Geiſtlicher oder Weltlicher. Aber ſchon 1689 war der Schulmeiſter wie ſein Vorgänger zugleich Krämer. — Außer kleinen Accidenzien von der Kirche, z. B. 1399 von Vigilien und Conduct einen Vierdung, erhielt er quartaliter von jedem Schüler etwas, z. B. 1636 von jedem Knaben 10 gr.; in Oſtern von allen Kirchſpielskindern als Calende einige Groſchen; und außerdem ein Beſtimmtes aus der Kämmerei. 1752 wurde das Quartalgeld aufgehoben, und er erhielt dafür aus der altſtädtiſchen Kämmerei ein Fixum von 24, aus der neuſtädtiſchen von 8 Gld.; alſo hatte er ein jährliches Gehalt von 128 Gld. Als der Schulmeiſter auf das Schulgeld angewieſen war, that ihm im 16. Jahrhunderte der Schulſchreiber vielen Abbruch. Dieſes war, wie es ſcheint, ein Privatlehrer, welcher in der deutſchen Sprache Unterricht ertheilte. 1574 gab dieſem der Rath die Weiſung, außer im Leſen und Schreiben der deutſchen Sprache auch im Rechnen die Kinder zu unterweiſen. Da der ſtädtiſche Schulmeiſter hauptſächlich in der lateiniſchen Sprache unterrichtete, und manche Eltern deßhalb ihre Kinder zum Schulſchreiber ſchickten; weil überdies auch die Jeſuiten für den Unterricht in den Elementen ſorgten: ſo gab dieſe Benachtheiligung der Pfarrſchule zu manchen Beſchwerden Veranlaſſung. 1730 wurde den Bürgern verboten, ihre Kinder von Studenten unterrichten zu laſſen; ſie ſollten ſie in die Schule ſchicken. Als beſondere Ergötzlichkeit erhielt er, ſammt dem Cantor und Glöckner, 1624 jeden Donnerſtag freie Zeche auf dem Artushofe und im Schießgarten.

5. Der Cantor. Von ſeiner Anſtellung gilt das über die des Schulmeiſters Geſagte. Auch hier finden ſich ein paar Abſetzungen, theils wegen Liederlichkeit, theils weil er wegen zu gro-

ßer häuslicher Wirthſchaft die Schule vernachläſſigte. 1619 wollte der Rath bei großer Frequenz dem Schulmeiſter und Cantor einen Collaborator beigeben; allein die Gemeinde widerſetzte ſich, „weil ſich dann einer auf den andern verlaſſen und keiner etwas thun würde.“

6. Der Organarius. Seiner wird zum erſten Mal 1619 gedacht; allein daß er ſchon längſt dageweſen, beweiſt das Vorhandenſein der Orgel in der Pfarrkirche. Schon 1407 kommt in Bezug auf die Pfarrkirche in den Acten der Ausdruck vor: „auf der Orgel ſingen.“ 1509 aber wird eine neue Orgel vom „Orgelmacher“ Hans gefertigt. Der Rath verſpricht ihm 400 Mrk. gering, ½ Laſt Danziger Bier und ein halbes Jahr ſelbſt dritte oder vierte freie Koſt. Außerdem werden ihm 20 Mrk. erlaſſen, die er für eine Lembde (Lähmung) an ſeinem Geſellen verwirkt hatte und noch 10 Mrk. geſchenkt. In demſelben Jahre legt der Bauherr Scholze Rechnung darüber. Blei, Zinn, Schnitzwerk u. ſ. w. eingerechnet, koſtete das Ganze 1300 Mrk. 1 gr. 7 Schl. gering. Und im Jahre 1578 wird mit Laurentius Hoffmann ein „Verding“ wegen der zu renovirenden Orgel gemacht. Er ſoll ein „rechtſchaffen und vollkommen“ Werk und ein Poſitiv fertigen; und man würde ihm geben 200 Mrk., freien Tiſch für ihn und ſeine Jungen, vier Tonnen Bier, ſechs Tonnen Tafelbier und alle Materialien. Die beiden Räthe der Alt- und Neuſtadt aber faſſen folgenden Beſchluß wegen des Orgelſchoſſes: Jeder Bürger ſoll vom Erbe geben 1 Gld, ſo viel auch von einer Bude bei guter Nahrung u. ſ. w.; von jedem Morgen 1 Schl.; der Gärtner mit eigenem Garten und Hauſe 1 Mrk., vom gemietheten Garten 5 gr.; die Bauern von der Hufe 1 Mrk. u. ſ. w.; die Armen nach Vermögen. Beide Gemeinden aber wollen nicht ſchoſſen, es ſei denn, daß der Pfarrer die Beſchwerden wegen der Vigilien und Seelenmeſſen abſchaffe, und daß es jedem freiſtehe, mit der großen Glocke läuten zu laſſen und Vigilien zu halten. 1579 wird die renovirte Orgel beſichtigt, und Hoffman erklärt, drei Jahre für dieſelbe gutſtehen zu wollen. — Daß auch der Organarius ſeine Noth mit den die Kirche bedienenden Knaben gehabt, beweiſt ein Rathsbeſchluß von 1620, nach welchem er 8 Fuder Lagerholz erhalten ſoll, weil er „pro promovenda musica die Knaben muß corrumpiren mit Meth und andern deli-

ciis.“ — Die den Beneficiaten in Betreff des Erſcheinens bei der Kuhr zugeſtandene Begünſtigung wird im 18. Jahrhunderte von der geiſtlichen Behörde weiter ausgedehnt, und nur die Schwäche des Rathes in jener Zeit macht dieſe Nachgiebigkeit erklärbar. Der Organarius, Schulmeiſter und Cantor nämlich erſcheinen von 1718 bis 1724 nicht, weil es ihnen von der geiſtlichen Behörde verboten war, „ex interdicto“, heißt es, „et dercreto generalis visitationis.“ 1725 kommen ſie und mit ihnen der Stadtmuſicus, der ſammt jenen zugleich Kirchendiener war, wieder vor, und zwar, wie ausdrücklich zugeſetzt wird, „ad certum tempus.“ Später verbietet es ihnen der Erzprieſter wieder, bis ſie in den letzten Jahren, den andern gleich, von neuem da ſind.

7. Der *Glöckner* hing auch vom Rathe und der geiſtlichen Behörde ab. Wegen des Kirchengeräthes mußte er Bürgen ſchaffen. Als Nebenbeſchäftigung hatte er zuweilen das Stellen der Uhr zu beſorgen und dafür 1670 vier Fuder Holz.

8. Der *Stadtmuſicus*. Im 16. Jahrhunderte hieß er noch Stadtpfeifer. Er war wegen des Dienſtes bei der Kirche zugleich Kirchendiener. 1599 mußte er noch morgens, mittags und abends abpfeifen. 1612 wurde ihm aufgetragen, um vier Uhr morgens mit dem Claret vom Rathhausthurme ein Zeichen zu geben. Sein Gehalt betrug 1637 100 Mrk. und 25 Schfl. Roggen; außerdem hatte er freie Wohnung in der Rathsbude oder ſogenannten Pfeiferei auf dem alten Markte und war, wie gewiß alle Lehnsleute, frei von allen Unpflichten. 1650 werden zwei Stadtmuſici genannt.

9. Der *Thürmer*. Er wird wenigſtens 1556 genannt, mit dem Bemerken, daß er quartaliter von jedem Hauſe 1 Schl. erhalten habe.

10. Der *Stadtarzt* oder Stadtbarbier. Bei der Kuhr mußte er ſchwören, anzuzeigen, was vors Gericht gehöre, als Blut, Blau, Lemden und Erdfall. Ihm war eine beſtimmte *Taxe* vorgeſchrieben; für einen Verband z. B. zahlte man 1634 10 gr. Ein Weniges erhielt er auch aus der Armenbüchſe, z. B. 1604 quartaliter 2½ Mrk.; etwas aus dem Hoſpital, z. B. 1623 10 Gld.; und dann noch einen Wieſenmorgen im Roßgarten. Bedeutend geſchmälert wurde ſein Einkommen, als noch die Bader,

deren Geſchäft aber im 17. Jahrhunderte allmählich einging *), zufolge ihrer vom Biſchofe erhaltenen Rolle Becken aushängten und Wunden heilten. Es ſollte zwar nach Landesordnung nur Ein Bader in jeder Stadt Meiſter ſein, hier aber waren zwei und außerdem andere, die ohne Berechtigung mit dem Becken gingen und verbanden. Mehr Schaden thaten ihm die promovirten Aerzte, welche ſich ſeit 1607 faſt ununterbrochen in der Altſtadt finden. 1694 iſt der Stadtarzt ſelbſt Dr. medic., und ſo auch 1725, mit der Benennnng Stadtphyſikus. Am meiſten vielleicht thaten ihm Abbruch die practiſirenden alten Weiber. Und falls das Urtheil von 1585 über die mißlungene Kur eines Arztes allgemein Norm in jener Zeit war, dann dürfte es um ſeine Exiſtens ſchlecht beſtellt geweſen ſein. Es klagt damals ein Schiffer Splitt aus Paſſarie, daß der Doctor ſeine kranken Augen behandelt, ihm aber nicht geholfen habe und doch Bezahlung verlange. Der Rath entſcheidet, daß der Arzt behalten möge, was er vorher bekommen, aber nichts weiter fordern dürfe.

11. Der Segerſteller, ſeit 1706 Uhrſteller genannt. Dieſen Dienſt verſah lange Zeit der Wäger, zuweilen auch der oberſte Diener; doch erſcheint auch oft eine beſondere Perſon bei der Kuhr als Uhrſteller. 1555 hatte er alle Quartal 2 Mrk., 1625 4 Mrk. Als 1626 eine zweite Uhr auf dem Mühlenthore angebracht wurde, erhielt er 30 Mrk. und einen Schfl. Roggen nd 1727 40 Gld., 8 Schfl. Roggen und 6 Fuder Holz.

12. Der oberſte Diener, zuweilen auch der älteſte Diener genannt. Er ſcheint namentlich im Dienſte des Kämmerers geweſen zu ſein; denn er führte die Aufſicht bei den Stadtbauten, über Steinbrücken, Mauern u. dgl. 1598 hatte er 40 Mrk., 1713 quartaliter 18 Mrk. 15 gr.; außerdem 1672 8 Schfl. Roggen, 8 Fuder Holz und freie Wohnung.

13. Der Schwertdiener. Er hieß auch Einſpänner, d. i.

*) 1440 werden oft Badekappen in den Erbtheilungen angeführt. Die Badeſtube ſtand auf dem noch heute ſogenannten Baderberge. 1651 wurde ſie in einem alten Hauſe hinter dem Schießgarten am Nagelſchmiedthore eingerichtet. 1723 wurde die Badeſtube, weil ſie unbenutzt ſtand, in ein Wohnhaus verwandelt und 1728 die Badepfanne verkauft. — Im Privilegium von Guttſtadt iſt die öffentliche Badeſtube ausdrücklich genannt.

reitender Bote. Im Jahre 1617 wurde, weil die beiden Stadtdiener nicht alles belaufen konnten, vom Rathe dieſer dritte angenommen, namentlich „um beim Herrn Bürgermeiſter aufzuwarten.“ Er folgte dem Range nach ſtets hinter dem oberſten Diener; ſo wie er denn auch 1672 in die Stelle deſſelben einrückte. 1625 hatte er 60 Mrk.

14. Die beiden Stadtdiener. Sie hatten ihren Dienſt vorzüglich beim Gericht: daher heißen ſie bis 1738 auch häufig Gerichtsdiener; und als 1617 der Schwertdiener angeſtellt wurde, erhielten ſie die Weiſung, abwechſelnd beim Herrn Richter aufzuwarten; doch wurden ſie auch als Polizeidiener verwendet. 1606 wurde ihr Gehalt von 15 Mrk. 5 Schl. auf 20 Mrk. erhöht; 1624 erhielten ſie 30 Mrk. und 1635 40 Mrk.; ſo noch 1713. Außerdem hatten ſie aus jedem Hauſe in der Stadt *quartaliter* 2 Schl., vom Köſlin und der Vorſtadt 1 Schl.; ferner freie Wohnung am Rathhauſe, von 1695 ab der eine im hohen, der andere im Mühlenthore; außerdem gab man jedem 1730 vier Fuder Wipfelholz. Nur Einmal, 1689, wird einer, der ſich dem Trunke ergeben, abgeſetzt.

15. Die Träger. Es waren ihrer im 17. und 18. Jahrhunderte zwei, drei bis vier. Urſprünglich wurden ſie gewiß nur beim Ein- und Ausladen des Getreides benutzt *). Später aber, als der Handel nach dem Sinken der Hanſa abgenommen hatte, waren ſie zugleich Polizeidiener. Man brauchte ſie namentlich auch zum Bekanntmachen der Rechtsverfügungen, zum Einſammeln des Schoſſes u. dgl. Sie hatten freie Wohnung am Rathhauſe und, 1713 wenigſtens, nur 2 Gld. jährlich.

16. Der Wettknecht. Er ſtand im Dienſte des Wettherrn, hatte auf Reinigung der Straßen, auf die Bettler u. dgl. zu achten. Urſprünglich war er nur auf die Strafgelder angewieſen; 1610 erhielt er, weil er davon nicht leben konnte, 2 Schfl. Roggen und 12 Mrk; 1713 hatte er *quartaliter* 10 Mrk.

17. Der Waldreiter oder Waldknecht. Im 18. Jahrhundert erſcheinen zwei bei der Kuhr. 1650 hatte er jährlich

*) Van der laſt rocken ſal man den tregern geben (uz) den leymhuſern 1 ſc. vor das hundert haber 3 ſchilling. vor das hundert gerſten in der ſtat zu drengende 2 ſcot. das iſt geholten van dem ganzen rate anno dm. LXX.

100 Mark., 10 Mrk. Stiefelgeld, 4 Tonnen Tafelbier und etwas Acker. 1713 erhielt der erſte quartaliter 25 Mrk., der zweite 18, beide noch Röcke, Stiefeln u. dgl. 1714 wird ihnen eine Bude im Stadtwalde gebaut, damit ſie über Nacht dortbleiben könnten.

18. Die beiden Braker. Sie hatten den Dienſt bei der Stadtwage. Wegen Untreue wird der eine 1710 abgeſetzt.

19., 20., 21. Die beiden Wächter, der Stadtmaurer und der Scharfrichter, von denen die beiden letzten aber bei der Kuhr nie genannt werden.

Inſchrift zu Ehren eines preußiſchen Helden.

Auf der Baſtion Kronprinz in der Feſtung Cüſtrin wird auf einer am Pulverthurm befindlichen Steintafel in vergoldeten Lettern folgendes geleſen:

Johann Jakob Thiele aus Bartenſtein in Preuſſen gebürtig, lutheriſcher Religion, hatte 2 Jahr Dänemark gedient, und ward im 26. Jahre ſeines Alters Ao. 1742 von dem damals Königl. Preuß. Feldmarſchall v. Kleiſt'ſchen, anjetzt Alt-Woldeck'ſchen Regiment als Rekrut angeworben und ſtand unter der des damaligen Hauptmann v. Bock, anjetzt Major v. Zſchüſchen, Compagnie. Er hatte die Feldzüge in Schleſien als ein tapferer Soldat beigewohnt, ward Unter-Offizier und marſchirte als Feldwebel Ao. 1756 mit aus. Ao. 1762 im Monat März ging er vom Regiment ab und war Lieutenant bei dem Landbataillon des Obriſt-Lieutenants v. Heiderſtädt, Vice-Commandanten von Cüſtrin.

Bei Gelegenheit der Rebellion der in Cüſtrin ſitzenden Oeſterreichſchen Gefangenen rettete er durch Gegenwart des Geiſtes und Tapferkeit den Pulverthurm, ſo auf dem Wall ſteht, und wehrte ſich ſo lange bis der Major v. Sidow, Commandeur des 6. Bataillons von Itzenplitz mit ſeinem Bataillon und der Obriſt-

Lieutenant v. Heidenſtädt mit den übrigen Compagnien Landmiliz ihm zu Hülfe kam, die rebellirenden Gefangenen zu paaren treiben und ſie ergreifen konnten. Getroffen aber durch eine feindliche Kugel, ſank er als Sieger und Retter der Stadt auf dem Bette der Ehre.

Dies geſchah den 5. July 1762 auf das Baſtion Cronprinz am Pulverthurm, wo dieſes Denkmal eingemauert iſt.

Steh' Wandrer, ſtreue Lorbeeren auf das Grab des Helden,
Bedaure, daß ſein Vaterland ihn zu früh verlohr.

Noch mehr aber bewundre ſeine Entſchloſſenheit, ſeinen unerſchrockenen Muth, ſeine Tapferkeit. Und ihr von Preuſſens Heer vorbeigehende, hoffnungsvolle Jünglinge, Helden, ermuntert durch das Beiſpiel dieſes Helden, kämpft, ſiegt gleich Ihm fürs Vaterland und traget auch dereinſt den Ruhm davon, den edle Thaten verdienen. —

Der Maler und Kupferſtecher Lowe *).

M. Sam. Löwe, wie ſich Lowe **) anfänglich ſchrieb, war zu Königsberg am 24. Juni 1756 geboren. Sein Vater, ein armer Handelsjude, nahm 1812 gemäß der neuen Schutzverhältniſſe den Stammnamen Jaffa an. Er ſelbſt nannte ſich Lowe und wählte für Moſes Samuel als Vornamen Johann Michael Siegfried, ohne daß er durch die Taufe ſie ſich zu eigen machen wollte. Es war vordem Eitelkeit, die jüdiſche Abkunft zu verhehlen, wie jetzt ſich damit hervorzuthun. Der ſtreng orthodoxen Erziehung ſuchte er, ſo früh er konnte, zu entkommen, denn das Weſen im elterlichen Hauſe ſtimmte nicht mit ſeinem luſtigen, lebensfriſchen Sinn. Statt der Neigung zum Handel trat bei ihm die Luſt zur Kunſt entſchieden hervor. Der Vater war damit höchlich unzufrieden, aber der Onkel begünſtigte das Streben des Knaben und ſtellte ihm ein glückliches Gelingen in Ausſicht. „Wie wird der Junge einſt malen, ſagte er, da er einen ſolchen Pinſel zum Vater hat:“ Sehr jung verſuchte er ſich im Porträtiren. Der Onkel und eine jugendliche Tante waren ſeine Fürſprecher beim Vater und beſtimmten ihn, den vierzehnjährigen Lowe um 1760 nach Berlin zu ſchicken, damit er nach beſter Form die Künſtlerlaufbahn betrete. Hier nahm ſich ein Verwandter David Friedländer ſeiner mit väterlichem Wohlwollen an und mit ihm und ſeinem Bruder Bernhard Friedländer blieb er in ſteter Verbindung. Jener ſorgte Anfangs für ſeinen Unterhalt. In der Miniatur-Malerei ſoll Lowe ſchon in ſeiner Vater-

*) Nach Meuſel's Künſtlerlexicon. 2 Aufl. Lemgo 1808. 1. S. 583, vornämlich aber nach Nachrichten ſeiner Verwandten und Freunde, die als ein zum großen Theil wohlgeordnetes Material mir vom Herrn R. Philippi mitgetheilt wurden, nebſt Bildern, Zeichnungen und Kupferſtichen, wofür ich zu herzlichem Dank mich verpflichtet ſehe.

**) In Nagler's N. allgem. Künſtler-Lexicon ſind aus ihm zwei Künſtler Löwe und Lowe geworden.

ſtadt — gewiß nur einen unzureichenden — Unterricht genoſſen haben. Er kam in die Akademie der Künſte. In der Klaſſe und noch außer derſelben waren ſeine Lehrer Nicolaus Blaſius le Sueur, Chodowiecki und Friſch, welche, ſo verſchiedene Wege ſie auch verfolgten, das mit einander theilten, daß ſie nach einander ſämmtlich das Direktorat der Akademie bekleideten. Chodowiecki unterwies ihn in der Aetzkunſt. Ein Paar alte runzelvolle Greiſenköpfe, die man Rembrandtſche Köpfe zu nennen pflegte (nach Dietrichſchen Originalen, wie die Beiſchrift lehrt) gehören vielleicht zu ſeinen erſten Verſuchen in der Crayonmanier. Manche Kompoſition von Lowe mögte dafür ſprechen, daß er auch in ihr Chodowiecki ſich zum Muſter wählte, wie ein luſtwandelndes altes Ehepaar, eine Gruppe von bärtigen Ruſſen in ſehr kleinem Format. Aus dieſer Zeit wird ein ſauber geſchriebenes Heft über die Perſpektive herrühren, Zeichnungen zur Knochen- und Muskellehre, die er als Andenken an die akademiſche Studienzeit aufbewahrt zu haben ſcheint. Da er 18 Jahre alt war, begab er ſich nach Dresden, wo der Direktor Caſanova, der Portraitmaler Graff und noch mehr die Gallerie ihm eine neue Kunſt erſchloſſen. Er malte geſchichtliche Vorſtellungen und Portraits in Oel. Das Erworbene wandte er zu einer Reiſe nach Italien an. Sie führte ihn über Wien nicht weiter als bis Venedig, da das Reiſegeld ihm ausging. Rom ſah er erſt auf einer zweiten Reiſe. Er kehrte nach Berlin zurück, blieb aber hier nur eine kurze Zeit und ſiedelte ſich 1780 nach Petersburg über. Hier ſpielte er eine große Rolle. Er erzählte wenigſtens, daß ſich die Kaiſerin Katharina II. von ihm hätte portraitiren laſſen und theilte Folgendes mit. Ein koſtbarer Juwelenſchmuck, der ihm behufs des zu fertigenden Bildes anvertrant war, wurde aus ſeinem Hauſe geſtohlen. Voll Verzweiflung warf er ſich der Kaiſerin zu Füßen, die ihn gnädig aufhob und ihn gutes Muthes zu ſeyn hieß, indem es in Petersburg nicht an einer trefflichen Polizei fehle. Der Thäter wurde wirklich entdeckt, der Juwelenſchmuck zurückgeliefert und das Bildniß von ihm glücklich vollendet. Als Porträtmaler in Oel und Miniatur war er geſucht. Bei den Unruhen, die der zweiten Theilung Polens vorhergingen, hielt er es für gerathen, Rußland zu verlaſſen, da alle Fremde

als vermeintliche Spione argwöhniſch beobachtet wurden *). Auf der See einer augenſcheinlichen Lebensgefahr glücklich entronnen, kehrte er zufrieden nach Deutſchland zurück, wie gut es ihm auch in Rußland früher gegangen war. Er wandte ſich wieder nach Berlin. In dieſer Zeit auf einer Beſuchsreiſe malte er in Königsberg in Miniatur Immanuel Kant 1784. Der Philoſoph bedauerte es, ihm einige Sitzungen gewährt zu haben, da das Bild nicht nach ſeinen Wünſchen ausfiel. Der Maler äußerte ihm nur beipflichtend: „es gefallt mir ſelbſt nit." Dennoch wurde daſſelbe mehrmals geſtochen **). Kants Verehrer wollten finden, daß er jüdiſche Züge in den Profilkopf eingeſchwärzt habe. Lowe's Streben war es, den denkenden Geiſt zur Anſchauung zu bringen, indem er ihm eine übermäßig hohe Stirn und einen frappanten Zug der Augenbraunen gab. Er verfeinerte die Mundpartie und brachte durch die Perücke einen großen Hinterkopf zuwege. Nach Friedrichs II. Tode geſtalteten ſich für die Kunſt in Berlin günſtigere Verhältniſſe. Auf der zweiten daſelbſt angeordneten Ausſtellung im J. 1788 ſteht im Verzeichniß in der Reihe der Künſtler „Herr Löwe aus Königsberg", der neben Miniatur-Bildniſſen auch Zeichnungen geliefert hatte und in ihnen Erinnerungen an Rußland, wie die Geſtalt eines Ruſſen, Figuren in eſthländiſcher Tracht. Der Aufenthalt in Berlin entſprach für die Dauer nicht ſeinen Wünſchen und er vertauſchte ihn mit Stettin, Breslau ***) und dem Oeſtreichſchen. Erſt zwiſchen den Jahren 1795 und 1828 war er in Berlin förmlich anſeſſig, ohne daß er darum das Reiſen aufgab, das ihn nach ſeiner Heimat führte und auf Spaziergängen nach Paris und Italien. Er hatte nie eine Anſtellung und ein geſichertes Einkommen. Wie Chodowiecki lieferte er für Buchhändler Almanachskupfer, der mit jenem die Liebe zum Kleinen, aber nicht die Erfindungsgabe theilte. Für den guten Ruf,

*) Vielleicht kehrte er noch einmal nach Rußland zurück, denn er wußte von Vorfällen zur Zeit des Kaiſers Alexander zu erzählen.

**) Kants Werke XI. II. S. 205. Hier wird der Maler irrthümlich Joſeph Lowe genannt. Auf dem Bilde: L. ad vivum pinxit 1784. In der „Allgem. Preuß. Perſonal-Chronik, Berlin 20. Dez. 1820 nach ihm der Kupferſtich von Clar.

***) Im Berliner Ausſtellungs-Catalog 1793 wird als Verfertiger eines Paſtell-Bildniſſes „Lowe in Breslau" genannt.

Digitized by Google

in dem ſeine Arbeiten ſtanden, ſpricht auf dem Titel eines Almanachs von 1797 die ausdrückliche Bemerkung „mit 17 Kupfertafeln von Lowe" *). Zu einer Erzählung von van der Velde nach einem perſiſchen Mährchen in dem Taſchenbuch Penelope für 1823 fertigte er einen Stahlſtich. Weniger die Kunſt als die Liebe zum Gewinn rief wohl eine Anzahl kleiner Portraits hervor, die in fremden und eigenen Kupferſtichen zum Verkauf geboten wurden. Meyer ſtach 1797 nach ſeiner Zeichnung auf einem Blatt das profilirte Portrait und die Huldigungsmedaille Friedrich Wilhelms III. **). Viermal ſtach er das Bild Napoleons, eines in Erbſengröße. Bei Blüchers Tode 1819 erſchien von ihm nach dem Leben gezeichnet und in punktirter Manier geſtochen, das Bruſtbild deſſelben, aus Wolken hervortauchend ***).

Ein Verdienſt erwarb ſich Lowe durch Herausgabe eines Buchs, zu dem er die Kupfer ſelbſt gab und den Text beſorgte, unter dem Titel: „Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographien." Unter ſeinem Namen folgten einem Probeheft, mit dem Bildniß Johannes' v. Müller, 1806 drei Lieferungen †). Manche Gelehrte genügten gern der Aufforderung, durch ihn eine Selbſtbiographie der Oeffentlichkeit zu übergeben, denn dieſe Bedingung knüpfte Lowe an die Bitte, ihm zum Portrait zu ſitzen. „Wer wird es ſich nicht zur Ehre ſchätzen, ſchreibt Friedrich Nicolai, ſeine Abbildung in der ehrenvollen Geſellſchaft der Männer zu ſehn, deren Bildniſſe dieſer Künſtler ſchon herausgegeben hat?"

„Wir wünſchen, ſchrieb Goethe ††) in der Jenaiſchen Li-

*) „Berliniſcher Almanach zum Vergnügen und zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe. Außer Titelkupfer, Titel- und Deckel-Vignetten findet man eine Reihe von Anſichten aus dem Rieſengebirge.

**) In der Stadtbibliothek in Königsberg. Bilderwerke. Vol. VII. S. 97.

***) Die ungleich beſſere Bleiſtift-Zeichnung dazu in meinem Beſitz. Die Tuſchzeichnung eines wüthigen geharniſchten Ritters, auf deſſen Schilde man drei abgeſchlagene Türkenköpfe ſieht, ſoll zu einem Transparent benutzt ſeyn, das nach Lowe's Angabe zu einem Blücherfeſt in Berlin gemalt wurde.

†) 1805 erſchien; J. v. Müller, 1806. Bode, J. P. Erman Hufeland; Bendavid, E. F. Klein, Sack, Bieſter, Buttmann und Nicolai.

††) Werke. Stuttg. und Tüb. 1830. Bd. 33. S. 132. 136. 137.

teraturzeitung dem Unternehmen des Herrn Lowe den beſten Fortgang, um ſo mehr als das erſte Verſuchsſtück (Johannes v. Müller) ſchon alles Dankes werth iſt. Wir wünſchen nichts mehr, als daß ſich ähnliche Unternehmungen über das ganze induſtriöſe Deutſchland verbreiten mögen, um einigermaaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Es iſt (das vorgeſetzte Bildniß) in punctirter Manier, ſehr zart gearbeitet und ähnlich, ſonſt aber im kleinlichen Geſchmack ordinärer Miniatur-Portraite und daher weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter darſtellenden Weſen und Styl der Kunſt *). Noch ſey uns der Wunſch erlaubt, daß der Künſtler, zumal da das Format des Werks, ein großes Oktav, es ihm zuläßt, künftig die darzuſtellenden Bildniſſe nach einem beträchtlich größeren Maaßſtabe zeichne und ſteche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Geſichter gewinnen, deutlicher und beſſer erſcheinen. Auch würden wir es für kein Unglück anſehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen (hier die drei Eidgenoſſen) deßhalb wegbleiben müßten."

Ein Freund von emblematiſchen Beiwerken ſetzte nämlich Lowe unter jedes Bildniß eine Vignette, die, wie er ſich ausdrückt, „auf eine vorzügliche Schrift oder eine Handlung, welche in dem Leben des Gelehrten Epoche macht, Bezug hat." Müllers im Profil gezeichneter Kopf iſt nicht beſſer und ſchlechter als die andern Bildniſſe. Der allegoriſchen Verzierung **) dürfte man in ſofern das Wort reden, als durch ſie das Ermüdende von Portraitſammlungen in etwas gehoben und zugleich uns gelehrt wird, was der Maler im Ausdruck hervorzuheben beſonders befliſſen war. Da es ſich in unſerm Falle annehmen läßt, daß die Erfindung nicht ohne Zuratheziehung der Betheiligten gezeichnet ſeyn wird, ſo erhalten wir in ihr noch einen dankenswerthen Beitrag zu den Selbſtbiographien. Unter Bode finden wir das Sternbild Frie-

*) Lowe ſagt, daß er ſich „bemüht habe, nicht nur die bloße Aehnlichkeit der Gelehrten zu geben, ſondern auch das, was eigentlich zum Charakter des Mannes gehört und die Seele eines Kunſtwerks ausmacht, treu geliefert werde."

**) Als Muſter mogte ihm das Portrait Newton's von Houbraken nach Kneller dienen, das mit einer beziehungsreichen Vignette verſehn iſt.

drichs-Ehre, unter Bieſter die Göttin der Weisheit, die einem Jeſuiten, der den Dolch hinter dem Rücken hält, die Larve abreißt, unter Hufeland die Parzen, von denen die mit der Scheere in ihrem Eifer ſich gehemmt ſieht, unter J. v. Müller den Schweizerbund am Vierwaldſtädterſee.

Das Unternehmen war ein glückliches zu nennen, aber dennoch ließ die Muthloſigkeit, die ſich der Gemüther bei dem traurigen Ausgang des franzöſiſchen Krieges bemächtigte, daſſelbe in Stocken kommen. Der Gewinn mogte endlich nur in der Verbindung beſtehn, in die er mit Gelehrten trat, wie mit Mendelſohn. Ihn zeichnete er auf Pergament in ganzer Figur in ſeiner Studirſtube ſitzend. Ein Kupferſtich zeigt ſeinen Profilkopf. Lowe zeichnete ihn als Medaillon und darunter einen Genius mit der Davidsharfe und eine Eule *). Die abweichende Form lehrt, daß das Blatt nicht für die „Bildniſſe" beſtimmt war, eben ſo wenig wie das, welches Eytelweins Züge darſtellt nach Art eines Cammeo mit der Jahrzahl 1826.

Weit überſchätzte Lowe den Werth ſeiner techniſchen Erfindungen. Er ſprach von ihnen mit einer vornehmen Selbſtgefälligkeit, als wenn allein er ein anderer Columbus das Ei zum Stehn bringen könnte, weshalb ſeine Spötter den Namen Lowumbus erfanden. So hatte er ein neues Verfahren herausgefunden, den Abdruck von Figuren und Bildniſſen auf Porzellan zu bewirken. Eine neue Phaſe in der Kupferſtecherkunſt glaubte er durch ſeine Erfindung, mit dem Pinſel auf Kupfer zu radiren, herbeizuführen. Allein ein gewiſſer Stapart hatte ſchon 1773 in einer in Nürnberg erſchienenen Abhandlung die „Kunſt mit dem Pinſel in Kupfer zu ſtechen" gelehrt **). Lowe brachte durch ſeine Methode den Kupferſtich dem Tuſchbilde möglichſt nahe, ſah ſich aber genöthigt, nachdem er ihr Lob 1805 in einer Zeitſchrift hatte erheben laſſen, zur punktirten Manier zurückzukehren, wahrſcheinlich weil die mit dem Pinſel behandelte Platte nicht die erforderliche Anzahl von Abdrücken gewährte. In der Zeitung für die elegante

*) M. S. Löwe inv. et sc. In der Stadtbibliothek. Bildwerke Vol. XIX. S. 78. — Die damals noch beſtehende Vorliebe für die Silhouette ſchrieb ihm in ſeinen meiſten Portraits die Profilirung vor.

**) Worin ſie beſteht, berichtet Bartſch in der „Anleitung zur Kupferſtichkunde." I. S. 253.

Welt (Nr. 80.) erfuhren „Aus einem Briefe von Berlin" die Kunſtfreunde Folgendes:

— — Eine neue Erfindung in Rückſicht der maniere lavée muß ich mittheilen, weil ich glaube, ſie wird der Kupferſtecherkunſt einen ganz neuen Weg eröffnen. Sie wiſſen, ich beſitze die vorzüglichſten Blätter in dieſer Manier; die beſten Arbeiten von Haldenwang, Senff, Kobell, Kuntz, Frick u. ſ. w. Der letztere verdient vorzüglich alle Achtung durch die Darſtellung der architectoniſchen Zeichnungen unſers für die Kunſt leider zu früh verſtorbenen Gilly's, der Aufſehen durch den Gebrauch des Grain erregte, der damals in Deutſchland noch nicht bekannt war, und mit dem ihn Gilly bekannt machte. Allein Frick ſowohl als alle andern, welche in dieſer Manier gearbeitet haben, konnten ſich nicht anders als durch das Decken helfen, und dabei bleibt es unmöglich, feine Nüancen mit der nöthigen Zartheit darzuſtellen und die Töne gehörig zu verwaſchen; eben deshalb war man genöthigt ſich auf Landſchaften, Viehſtücke, architektoniſche Zeichnungen und hiſtoriſche Skizzen einzuſchränken; hiſtoriſche Gemälde oder gar Portraits in dieſer Manier darzuſtellen, daran war nicht zu denken. — Sie können ſich daher kaum vorſtellen, wie ich erſtaunte, Portraits und hiſtoriſche Bilder in dieſer maniere lavée bei einem meiner Freunde zu finden; ſie glichen vollkommen einer Tuſchzeichnung, waren mit aller Freiheit ausgeführt und man konnte auf denſelben durchaus keine radirte Umriſſe wahrnehmen. Sie führten die Unterſchrift: lavé avec le pinceau sur cuivre avec du mordant. Fait par Lowe 1805. Selbſt dieſe Unterſchrift war mit dem Pinſel gemacht. Ich betrachtete ſie durch ein Vergrößerungsglas und konnte den Grain ſehr deutlich erkennen; er war ſehr dicht, aber nicht überall gleich; auch bemerkte ich verſchiedene Abänderungen in der Bearbeitung, ſo daß dadurch viel Kouleur entſpringt. Man hat mir von dem Erfinder, dem Maler Lowe, viel Treffliches erzählt, was zu großen Erwartungen berechtigt. Er iſt ein beſcheidener Mann von ausdauerndem Fleiß und hellem Kopf, der gegen ſich ſelbſt ein ſtrenger Richter iſt, und er wird alſo gewiß dieſer äußerſt intereſſanten Erfindung einen hohen Grad der Voll-

kommenheit geben. — Bis jetzt ſind dieſe Blätter noch nicht im Publiko erſchienen, ſondern der Verf. hat ſie blos an Freunde und Kunſtliebhaber ausgetheilt; ich bin aber überzeugt, daß das gebildete Publikum ſie mit Vergnügen aufnehmen wird. — —

Die älteſte Arbeit in der Manier iſt vom J. 1804 und ſtellt ein Bildniß dar. Ein größeres Blatt: Le Moine iſt in Ausführung und Behandlung als löblich zu bezeichnen.

Lowe hat unter ſeinen zahlreichen Blättern in punktirter Manier viel Werthloſes geliefert. Manches iſt augenſcheinlich nur für den Erwerb ohne künſtleriſche Empfindung gearbeitet. Häufig fertigte er einen gewöhnlichen Kupferſtich nach einer eigenen vorzüglichen Zeichnung, denn einen mißlichen Erfolg vorausſehend, ließ die Liebe nach, die den Anfang überwachte *). Um wieviel beſſer nehmen ſich die Baumpartieen auf der Kreidezeichnung aus als auf dem Kupferſtich, der uns den königlichen Philoſophen im Garten von Sansſouci zeigt! Wir beſitzen von ihm eine Menge Landſchaften und Stadtanſichten (mit Schinkelſchen Gebäuden, dem Muſeum, dem Potsdamer Thor) als Vorlegeblätter, allerlei Bildchen und Beiſpiele des gemeinſten Vignettenkrams **). Als trefflich hervorzuheben ſind etliche kleine Bildniſſe, die beinahe nur den Contour mit leichter Schattenanlegung zeigen. Man findet auf ihnen das J. 1819 vermerkt. Ein zierliches Blättchen mit einer Katzengruppe iſt von ſo anmuthiger Erfindung, daß man ſie dem Gottfried Mind zuſchreiben mögte.

Nicht ohne Ehre wirkte Lowe in der Miniaturkunſt. Im achtzehnten Jahrhundert war dieſe durch namhafte Meiſter, die ſich in Berlin niederließen, daſelbſt gefördert werden. Eine Nachblüte erkennen wir in den Arbeiten unſeres Künſtlers. Bei idealen Gegenſtänden tritt uns nur zu ſehr das zärtlich Kraftloſe entgegen, das durch eine Angelica Kaufmann Geltung gewonnen. Einer Magdalena, die 1794 auf der Berliner Ausſtellung geſehn

*) Manche ſeiner des Kupferſtichs würdigen Zeichnungen ſind wohl nie geſtochen, ſo eine kleine Bleiſtift-Zeichnung mit Winckelmann's Portrait im Profil als Cammeo: M. Sam. Löwe del., eine Silberſtift-Zeichnung mit Breyſig's Portrait.

**) Eine Einladungskarte für Freimaurer, das Schild in den Büchern von Bernhard Friedländer u. ſ. w.

wurde*), dürfte daher wohl nicht der Beifall gezollt werden, den ſie vordem gefunden. Die meiſten Miniaturbilder Lowe's waren wieder Portraits, oft überaus klein, die als Medaillons von den Damen an goldener Kette getragen wurden. Eine ausgezeichnete Leiſtung iſt des Malers eignes Portrait im 44. Lebensjahre. Mit dem Hut auf dem Kopfe, damit die Krämpe einen Schatten über das Auge werfe, vom Mantel umhüllt blickt er in ſeiner edlen Geſichtsbildung mit heiterem Ernſt von der Staffelei hinweg, auf die er den Umriß eines mythologiſchen Bildes entworfen. Die Hand, welche die Reißfeder mit der weißen Kreide hält iſt nicht weniger gelungen als der Kopf. Zu bedauern iſt nur, daß im Colorit einige gelbe Töne unharmoniſch hervorgetreten ſind. Das angefangene Bild ſcheint Apoll als den mitleidsloſen Richter der Afterkunſt darzuſtellen, vor dem man den Schleifer in gekauerter Stellung zu ſehn glaubt**).

Es war nicht gut, daß die Mode, die durch die Paſtellmalerei einſt alle Malerei zu verdrängen drohte, im Anfange unſeres Jahrhunderts auf einmal über jene den Stab brach. Lowe verſtand in ihr vielleicht ſo viel zu leiſten, als ſich in ihr leiſten läßt. Ein vollgültiges Zeugniß iſt wieder ſein eigenes Bruſtbild im vorgerückten Alter, das abgeſehn davon, daß das dicke, weiße Halstuch, in dem ſich das Kinn bequem einniſtet, daß der weite ſchlottrige Ueberrock, den er trug, ihn ungeſtaltet erſcheinen läßt, ihn ſonſt in voller Lebenswahrheit uns hinſtellt. Man ſehe nur die Hand mit dem Crayon, die ſich über die Zeichenmappe hinbeugt und man verkennt nicht die Meiſterhand***).

Er malte auch Portraits und geſchichtliche Bilder in Oel, die ſich aber nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben. Und auch in Oel malte er „in Miniatur" ſo 1814 das Bildniß des verſtor-

*) Das Bild wie mehrere Arbeiten ſeiner Hand, befindet ſich in Königsberg.

) Die ſchätzbare Miniatur, gezeichnet: **Lowe se ipsum pinx Berolini 1800. hat der Schreiber als ein theures Geſchenk vom Herrn Benoni Friedländer erhalten, deren Werth ihm noch durch gefällige Mittheilung einiger Nachrichten erhöht wurde.

***) Lowe hat ſich ſelbſt häufig portraitirt. Er erſcheint in ſehr verſchiedener Geſtalt, einmal in einer zierlichen Perücke, dann mit eignem üppigen Haarwuchs und zuletzt mit einem ſpärlichen Reſt deſſelben, einmal zeigt ſein Ausdruck ein übermüthig ſelbſtgefälliges Weſen, dann einen lebensmüden Ernſt.

Digitized by Google

denen Ober-Conſiſtorialraths Spalding. Die Erfindungen ſeiner größeren Darſtellungen waren nicht von der Art, daß ſie durch den Gedanken einen tiefern Werth in ſich ſchloſſen, wenn ſie das Auge weniger anſprachen. Seine Freude über die glückliche Entſcheidung der Freiheitskriege bekundete er durch eine allegoriſche Schilderung. Die „Idee“ des Oelgemäldes iſt im Berliner Ausſtellungs-Catalog von 1814 auf 1½ Seiten auseinandergeſetzt.

„Wie eine Waſſerflut Alles mit ſich fortreißt, ſo wirkt der Krieg. Das Bild ſtellt den Moment dar, wo der Landmann zum erſten Male gewahr wird, wie das zerſtörende Element in ſeine vorigen Ufer zurückſinkt. Die Sonne tritt wieder aus dem Gewölk hervor, Alles ſcheint aufs Neue belebt, Handel und Schifffahrt blühen wieder auf. Im Vordergrunde ſieht man aus den Fluten einige Kapitäler hervorragen und ein Ungeheuer, das den Merkur umklammert hält. Vom fruchtloſen Kampfe ermattet, ergreifen ſeine Klauen noch die Fasces, während ein Adler mit dem Symbol des Friedens herbeiſchwebt u. ſ. w.

Nur wenige von den älteren Malern in Berlin konnten ſich bei dem ſeit den Freiheitskriegen durchgreifenden Umſchwung in der Kunſt behaupten, am wenigſten Lowe, der voll weitausſehender Plane auch in der günſtigſten Zeit ſeines Wirkens nie in der Künſtlerwelt einen beſtimmten, angemeſſenen Platz einzunehmen vermogte. Sein Genius, nicht groß genug, um ſich eine geiſtige Selbſtändigkeit zu ſchaffen, verkümmerte, weil er unglücklicher Weiſe einer Periode angehörte, deren Anforderungen ſeinen Gaben widerſprachen; früher oder ſpäter würde er in ſeinen höheren Beſtrebungen, vorzugsweiſe in der Kunſt des Kleinen mit Ehren beſtanden ſeyn. Als Lowe auftrat, war bereits die Paſtell- und Miniaturmalerei im ſichtlichen Sinken *). Als Kupferſtecher hätte

*) Die Reihe der Werke in Paſtell und die Liebe zu dieſer Malerei ſchließt ab mit dem Portrait der Königin Louiſe, die Johann Heinrich Schröder als Kronprinzeſſin in einem in vielen Copien vorhandenen Bilde trefflich darſtellte. Die Miniatur-Malerei war ſo merklich in Abnahme gekommen, daß 1805 auf Veranlaſſung des Geh. Finanzrathes v Sack von der Kunſt-Akademie in Berlin beſchloſſen wurde, einen Preis für Miniatur-Gemälde auszuſetzen, denn jener hatte bemerkt, daß „der König bei (trotz?) dem Beſtehen einer Akademie ſein eigenes Portrait en **Miniature** gar ſchlecht gemalt ſehen müſſe.“ Schadow

er für die Dauer eine ausreichende Beſchäftigung finden können, wenn nicht die Lithographie zum Anſehn gekommen wäre, die ſchon durch die Neuheit der Erſcheinung Intereſſe erregen mußte. Wenn Lowe 30 Jahre ſpäter ſich der Kunſt gewidmet hätte, ſo ſteht es kaum zu zweifeln, daß er bei ſeiner Liebe zum Zarten und Kleinen durch Portraits in farbigen Stiften und ebenſo durch Stahlſtiche als Maler und Stecher reiche Anerkennung gefunden und verdient haben würde. Er würde der Unruhe entſagt haben, die ſein Wirken begleitete, die ſeiner Liebe zu Abenteuern volle Nahrung gebend, ihn von Ort zu Ort lange umhertrieb, die ihn Alles in der Kunſt ergreifen ließ, um nichts feſt zu halten. Er malte Portraits und geſchichtliche Bilder nicht allein in Oel, in Miniatur und in Paſtell, ſondern auch in Tuſch, er ſtach in Kupfer, radirte in verſchiedener Weiſe und verſuchte ſich in der Lithographie und im Stahlſtich. Eine Erwerbsquelle für ihn, der ein eleganter Zeichner war, beſtand im Zeichenunterricht, den er in vornehmen Häuſern gab. Eine ſeiner letzten Schülerinnen war die Gräfin Sophie von Schwerin, nach deren Zeichnung er 1820 das Portrait eines hochbetagten Grafen v. Schwerin in Crayon-Manier ſtach. Aber auch als Lehrer kam er aus der Mode. Es fruchtete nichts, daß er gefällige Federn gewann zur Verkündigung ſeines Ruhms. Lowe, dem der unglückliche Krieg nicht weniger als Preußens Triumphe ſchadeten, ſah ſich eher vergeſſen als ſeinem Werthe nach anerkannt. Um ſo mehr, da er häufig in Geldverlegenheit bei ſeinen Arbeiten an ſchnellen Erwerb denken und Flüchtigkeit zur Tugend erheben mußte. In der Meinung, daß es ihm gelingen müßte, glaubte er keinen Beruf zum Sparen zu haben. So kam es, daß er, der nach ſeiner Angabe einſt 10,000 Thlr. erworben hatte, die ihm durch einen Freund ſollten verloren gegangen ſeyn, der noch 1813 bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg 1800 Thlr. beſaß, bei den ihm immer ſpärlicher zuſtrömenden, endlich ganz verſiegenden Einnahmen in die mißlichſte Lage gerieth, Berlin verlaſſen und in Königsberg bei ſeinen Verwandten Hülfe ſuchen mußte.

„Kunſtwerke" S. 82. Iſt wirklich ein ſolcher Preis ausgeſetzt? In dieſem Falle dürfte es befremden, daß Lowe ſich nicht um ihn beworben und gewonnen hätte.

Digitized by Google

Im J. 1828 kam er nach ſeiner Heimat zurück, um noch friſch und rüſtig, denn ſein Auge freute ſich noch einer ſeltenen Schärfe und die Hand noch der alten Sicherheit, hier ſeine Tage geſchäftslos zu beſchließen. Wie klein auch die jährliche Unterſtützung war, die er von der jüdiſchen Gemeinde in Berlin erhielt, ſo lebte er als greiſer Junggeſell, wenn auch eingeſchränkt, doch ſorgenlos, da er im Hauſe ſeiner Tante wohnte, die einſt ſeine Geſpielin geweſen, da edle Glaubensgenoſſen ihm Bilder abkauften, nur um ihm einen Gewinn zuzuwenden. Oft fühlte er es ſchmerzlich, ſich überlebt zu haben und über den Undank der Welt grollend, hatte er beſchloſſen, der Kunſt ganz zu entſagen. Er vermogte es nicht ganz und widmete ihr noch manche Stunde, aber nur zum Vergnügen, um durch die Früchte ſeiner Mühe ſeinen Freunden eine Freude zu bereiten. Unter den Portraits, die er malte, nimmt die erſte Stelle das beſchriebene Paſtellgemälde ein. Er entwarf den Plan, der Erinnerung an Kant in einem weitſchichtigen allegoriſchen Bilde ein Denkmal zu ſtiften, das er der Univerſität zu verehren gedachte. Er wollte den Philoſophen malen, wie er den Gipfel eines ſonnigen Berges erklimmend die Höhe des Wiſſens erreicht, nachdem er das verſperrende Geſtrüppe von einander geriſſen und freie Bahn gebrochen für Viele, die ihm nachfolgen, unter denen man einen Fichte, Schelling, Hegel erkennen ſollte. Die kleinen Bilder der verſchiedenſten Art, die er von Berlin mitgebracht hatte, um ſie als Reliquien einer untergegangenen Kunſtperiode aufzubewahren, gaben ihm, wenn er ſie Theilnehmenden zeigte, Veranlaſſung, an allerlei Vorgänge heiterer und trüber Färbung zu erinnern. Ein weibliches Portrait lehrte, wie einſt ſeine Wohlthäterin ausgeſehen, die als Waiſe von ſeinem Onkel Jaffa erzogen, mit Lowe geſpielt, ſeine Freuden und Leiden getheilt hatte, bis ſie, der Gegenſtand ſeiner erſten Liebe, von jenem zur Gattin erhoben, ſeine Tante wurde. Wenn er auf die zahlloſen Portraits zu ſprechen kam, die er groß und klein als Zierde der Putzzimmer und als Halsſchmuck gemalt, ſo war er nicht rückhaltend in Mittheilung von mancherlei Abenteuern, die ihm mit Damen und artigen Zofen begegnet ſeyn ſollten, deren Anträge ihm keineswegs eine joſephiſche Scheu eingeflößt hätten. Bei dem kleinen Oelbild einer Spinnerin, die ſeine Wirthſchafterin geweſen, erinnerte er daran, daß ein Profeſſor in

Breslau, ein alter Weiberfeind, deren Tochter ausgezeichnet und es übel genommen habe, daß auch Lowe sie schön fand, wodurch dieser sich bewogen sah, eine allegorisch-satirische Vorstellung zu radiren zum Aerger des begünstigten Nebenbuhlers. — Lowe suchte seine Freunde vornämlich unter den Liebhabern des Schachspiels, die er regelmäßig in der Woche zu besuchen pflegte, um mit ihnen zu spielen und von den Wechselfällen des Daseyns zu sprechen sowie von einigen auffallenden Erlebnissen. Wenn er sich ernst und schweigsam während des Schachspiels verhielt, so war er dagegen laut und lebhaft gläubigen Zuhörern gegenüber, die sich zum Theil alte Künstler-Anekdoten, in die er sich gewöhnlich als einen Mithandelnden einführte, mehrere an das Fabelhafte streifende Geschichten vortragen ließen und seiner Ruhmredigkeit gern nachsahen, weil er im Besitz von Geistesschärfe und Witz Alles höchst erbaulich vorbrachte. Wenn es ihm als Erzähler keiner gleich that, so noch weniger als Schachspieler und es gelang ihm nicht, einen nur einigermaßen gewachsenen Gegner aufzufinden. Tagelang konnte Lowe von früh bis spät beim Schachbret sitzen und am wohlsten war ihm zu Muth, wenn er kein Ende finden konnte und eine Partie einen ganzen Abend währte *). — In solchem einförmigen Leben waren zwei Jahre ihm verronnen, als ein unglücklicher Fall seinen Tod beschleunigte. An einem späten Winterabend von einer Schachpartie nach Hause kehrend, stürzte er auf das Eis mit solcher Heftigkeit, daß er sich nicht ohne Beihülfe aufzurichten vermogte. Diese erschien auf seinen Ruf nicht sogleich und eine Erkältung legte den Grund zu einem vierteljährigen Krankenlager, von dem er nur durch den Tod befreit werden konnte.

Er starb 10. Mai 1831 in einem Alter von 75 Jahren.

In seinem Kunstnachlaß, der nicht unerheblich war, fand man die Insignien des Freimaurerordens und einen Stern mit dem J. H. S.

*) Auf einer Kupferplatte hat er sich selbst als Schachspieler dargestellt.

Johann Friedrich Dorn.

Eine ehrenwerthe Perſönlichkeit in Königsberg war Dorn. Er verſuchte ſeine Kräfte bald als Geſchäftsmann in verſchiedenen Gewerbszweigen, bald als Muſiker, zog ſich auch abwechſelnd in das Privatleben zurück. Immer aber blieb er, ungeachtet ſeines langen und wechſelvollen Lebens der Vaterſtadt treu. Zu ihr kehrte er zurück, wenn er ſie auch hie und da verlaſſen hatte. So wie ſie ihm die Wiege gegeben hatte, ſo gewährte ſie ihm auch das Grab.

Geboren am 5. Dec. 1777, zeigte Johann Friedrich Dorn, der ältere Sohn des Königsberger Kaufmanns G. F. Dorn, ſchon als Knabe gute Anlagen. Der Vater, ein recht wohlhabender in der Köttelſtraße wohnender Mann, gab mit daher auch den Bitten des Sohnes, ihn ſtudiren zu laſſen, nach, obwohl er ihn lieber in der Handlung und als ſeinen dereinſtigen Nachfolger geſehen hätte. Unſer Friedrich beſuchte die Kneiphöfiſche gelehrte Schule, befand ſich 1792 bereits in Prima und hatte die Ausſicht in 8 Tagen ſein Abiturienten-Examen zu machen, als ein Unfall eine große Aenderung in ſeinem Leben bewirkte. Er empfing von einem ſeiner Lehrer eine Ohrfeige und zwar in Gegenwart der ganzen Schule, die zu einem feierlichen Akt verſammelt war. Die Folge war, daß Dorn die Schule verließ und das Studiren aufgab. Er wurde von ſeinem Vater als Lehrling dem Kaufmann Georg Regenborn übergeben. Hier blieb er bis zum Jahre 1796, wo er wegen des erfolgten Todes ſeines Vaters der Mutter die Handlung fortführen half. Dieſe Handlung übernahm er im Jahre 1798 für eigene Rechnung. Er verheirathete ſich in dieſer Zeit mit Frl. Matuſchewska, der Nichte des damals bei der franzöſiſchen Schule angeſtellten Directors Merguet, einer gebildeten und liebenswürdigen Dame. In ihrer Geſellſchaft machte er im Jahre 1799 vom Mai bis Nov. eine Reiſe nach Norddeutſchland, auf welcher die vorzüglichſten Städte und der Harz beſucht wur-

den. Die gewünſchte Ausdehnung dieſer Reiſe bis nach der Schweiz konnte nicht ſtattfinden, weil dieſes Land damals von Ruſſen und Franzoſen, die im Kriege lagen, beſetzt war, und ſelbſt Süddeutſchland wurde wegen der Kriegsunruhen von dem jungen Ehepaare gemieden.

Wie wir oben geſehen, hatte Dorn von Jugend auf keine beſondere Neigung zum Handelsſtande und nur die beſonderen Verhältniſſe wandten ihn demſelben zu. Auch jetzt, in an ſich guten Verhältniſſen, fühlte er ſich durch ſein Geſchäft nicht befriedigt und er wandte alle Zeit, die er ihm abmüßigen konnte, der Muſik zu, welcher er mit Leidenſchaft ergeben war. Dieſe Umſtände bewogen ihn denn auch, im Jahre 1802 ſein Gewerbe ganz aufzugeben, das väterliche Haus zu verkaufen und als Privatmann zu leben, was er als wohlhabender Mann auch recht gut konnte. Noch in demſelben Jahre legte er den Grundſtein zu einem eigenen Hauſe, das er in der Königsſtraße unweit des Thores baute und im Jahre 1803 bezog. Zwar machte er hier auch die Erfahrung, die viele Andere gemacht haben, daß nämlich Haus und Garten, obgleich er ſie nach eigenem Willen eingerichtet, ihn nicht ganz beglückten, doch lebte er einige Jahre hindurch daſelbſt in angenehmen Verhältniſſen. Die geſelligen Kreiſe, die er um ſich verſammelte, waren ſehr anziehend und großentheils auf ausübende Muſik begründet. Sein tief gewurzeltes Streben nach wiſſenſchaftlicher Ausbildung zeigte ſich dadurch, daß er, obwohl 26 Jahr alt und verheirathet, nochmals die ſo gewaltſam unterbrochenen Studien wieder aufnahm. Er bewog ſeinen früheren Lehrer und Rector, den Conſiſtorialrath Haſſe, ſowie die Profeſſoren Pörſche, Kraus, und v. Baczko, auch den Inſpector, nachherigen Staatsrath Hoffmann, ihm Privat-Unterricht zu ertheilen und hatte die Freude, noch 1803 bei dem Studentenexamen, das er vor dem Conſiſtorialrath Haſſe und dem Hofprediger Schulz beſtand, das Testimonium maturitatis zu erhalten.

Mochte aber ſein jetziges Leben, das nicht ohne bedeutende Ausgaben war, ſein Vermögen zu ſehr angreifen, oder auch der Wunſch, von der ihm liebſten Beſchäftigung, der mit der Tonkunſt, einen Beruf ſich zu machen, ihn beſeelen, genug, er beſchloß, eine Geſangſchule zu gründen. Als der geeignetſte Ort dazu, erſchien ihm Elbing. Er begab ſich 1806 dahin und lebte daſelbſt

im Anfange ſehr zufrieden. Aber es dauerte nicht lange: Mißverhältniſſe, in welche er mit andern Muſiklehrern in Elbing gerieth, machten ihm ſeinen dortigen Aufenthalt unleidlich. Er wandte ſich an den hieſigen Medicinalrath Hagen, der ſein Oheim von mütterlicher Seite war, und bat ihn um Rath, wie um Vermittelung zur Erlangung eines Staatsamtes. Hagen zog den bekannten Kriegsrath Scheffner, ſeinen Hausfreund, zu, und dieſer fand ſich durch den vorgewieſenen Dornſchen Brief und namentlich durch die darin enthaltenen Citate aus Claſſikern, ſo angezogen, daß er ſein Möglichſtes zur Sache zu thun verſprach. In der That erreichte er bei dem damaligen Oberpräſidenten v. Auerswald das Verſprechen, daß Dorn, wenn er ſich durch Aufenthalt in einem Königl. Domainenamte die weiteren nöthigen Kenntniſſe verſchafft haben würde, eine Anſtellung bei der Königl. Regierungs-Hauptcaſſe zu hoffen habe. Dorn begab ſich demzufolge im October 1807 nach der Domaine Balga und ſuchte ſich daſelbſt Kenntniſſe in der Landwirthſchaft und in den Rentgeſchäften zu erwerben. Die Zeitverhältniſſe waren ihm aber ſehr ungünſtig. Unter anderen Folgen des unglücklichen Krieges von 1806/7 war auch die für Dorn unheilbringend, daß die vielen entlaſſenen Officianten aus den abgetretenen Provinzen des Preuß. Staats einer Anſtellung bedurften. Für Dorn war daher keine Ausſicht vorhanden und er kaufte demnach, um eine erwerbende Thätigkeit zu gewinnen, zu Johannis 1808 das Gut Ernſthof bei Königsberg. Hier ging es ihm aber durchaus unglücklich. Er verkaufte das Gut nach harten Verluſten zu Michaelis 1809 und zog nach Königsberg, wo er wieder als Privatmann lebte und im Jahre 1810 ſeine Wohnung in dem von ihm erbauten Hauſe nahm. Durch Begründung von Singzirkeln ſuchte er ſich Beſchäftigung und Erwerb zu ſchaffen.

Im Jahre 1811 machte er einen Ausflug nach Berlin und Dresden, im Jahre 1812 einen zweiten nach Berlin über Stettin. In demſelben Jahre zu Michaelis übernahm er die Stelle eines Muſikdirectors bei dem hieſigen Theater und behielt ſie bis zum April 1813, wo die eingetretenen Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem Sängerperſonale ihm die Stelle verleideten.

Die Verhältniſſe waren für Dorn um ſo unangenehmer, als das ſehr geſchmolzene Privatvermögen ihm nicht mehr die hinrei-

chenden Mittel gewährte, als Privatmann zu leben. Mit Dank nahm er daher die Stelle eines Buchhalters und Correspondenten an, die ihm der Kaufmann, frühere Oberbürgermeiſter, Deetz in der Handlung Joh. Pet. Huege & Co., der er als Chef vorſtand, gewährte. Nicht allein das ausbedungene Gehalt von jährlich 1300 Thlr. ſicherte die Subſiſtenz, ſondern auch die Beſchäftigung in einer geachteten Firma gewährte Befriedigung. Dorn gab daher die Muſikdirectorſtelle auf und trat zu Oſtern 1813 in ſeinen neuen Wirkungskreis, in welchem er 1816 auch die Procura erhielt. Als aber der Chef der Handlung, Herr Deetz, dieſe im Jahre 1817 aufgab und nach Berlin zog, übergab er ihm dieſelbe, ließ ihm auch die alte Firma, empfahl ihn durch das Circular vom 31. März 1817 ſeinen Geſchäftsfreunden angelegentlichſt und unterſtützte ihn ſogar durch baare Fonds. Leider aber hatte Dorn nicht das Glück, das er hoffen durfte. Mögen die ihm zu Gebote ſtehenden Fonds nicht ausgereicht, mögen die Handelsverhältniſſe zu Rußland, die in dieſer Zeit ſich änderten, ihren übeln Einfluß um ſo ſtärker geäußert haben, als die Firma vornehmlich in dieſem Kreiſe ihre Geſchäfte machte, mag endlich die Schuld an Dorn ſelbſt gelegen haben, genug, die Handlung machte Rückſchritte und Dorn ſah ſich genöthigt, ſie mit bedeutendem Verluſte am 31. October 1818 ganz aufzulöſen.

Dem Bedrängten gelang es recht bald, in einen anderen Wirkungskreis zu treten. Er wurde noch in dem nämlichen Jahre 1818 Cantor bei der Altſtädtiſchen Pfarrkirche und außerdem zu Oſtern 1819 Buchhalter und Correspondent in der hieſigen Handlung von Dav. Schindelmeiſſer. Das erſt genannte Amt gab er ſchon zu Oſtern 1821 wegen nicht zu überwindender Mißverhältniſſe mit den Kirchenvorſtehern auf. Seine Beſchäftigung als Handlungsbuchhalter behielt er noch lange Jahre hindurch. Seines vorgerückten Alters wegen aus der Handlung entlaſſen, lebte er in bedrückten Verhältniſſen noch einige Jahre und ſtarb am 8. Januar 1845.

Schon aus dem Vorſtehenden ergiebt ſich, daß Dorn vorzugsweiſe von der Muſik ſich angezogen fühlte. Er hat ſich aber über den eigentlichen Dilettantismus nie recht erheben können, und eine ungezügelte Lebendigkeit lähmte auch ſeine Wirkſamkeit als Dirigent. Außer manchen Liedern, die mit Beifall aufgenommen

wurden, hatte er auch eine Oper componirt: „Die blühende Aloe" welche unter dem Titel „Der blinde Gärtner oder die blühende Aloe" am 1. Jan. 1811 in Königsberg zur Aufführung gelangte. Zu dem bekannten Kotzebueſchen Stücke: „Der Flußgott Niemen und noch Jemand" lieferte er Singweiſen, die das Königsberger Theater zur Aufführung brachte. Endlich hatte er auch die muſicaliſchen Stellen zu dem Feſtſpiele: „Die Weihe" componirt, welches vom Schauſpieler Carnier gedichtet, bei der Wiedereröffnung des durch Brand eingeäſcherten Königsberger Theaters gegeben wurde.

Mit Leichtigkeit verſuchte ſich Dorn im Verſemachen. Er liebte es, ſeine Freunde mit gelegentlichen Gedichten und poetiſchen Epiſteln zu erfreuen und zu überraſchen. Als Probe ſeiner Dichtweiſe mag das Gedicht hier ſtehen, das er ſich ſelbſt an ſeinem 60. Geburtstage gewidmet. Zum Verſtändniſſe einer Stelle ſei geſagt, daß an die ihm unangenehme Bewerbung eines Theaterſängers um ſeine zweite Tochter erinnert iſt. Das Gedicht, welches in litographirten Abdrücken vertheilt wurde, lautet ſeinen erſten Strophen nach folgender Maaßen:

Am 5. December 1827.

Zu meinem vollendeten 60. Jahre.

Quo fata nos trahunt, sequamur.
Joh. Friedr. Dorn.

Da ſteh' ich endlich auf des Lebens Stufe,
Wo Mannesalter ſich vom Greiſenalter trennt,
Und bei des Weltenſchöpfers mächt'gem Rufe
Vielleicht auch mir ſchon bald die Todesglocke tönt.
Und dennoch bin ich heiter und vergnügt,
Mit Dem zufrieden ſtets, was Gott im Himmel fügt.

Ein ſchöner Lenz hat mich als Kind empfangen,
Mir lächelte ſo hell ein lieblich Morgenroth. —
Von Schmeichlern und Betrügern hintergangen,
Gerieth, trotz Müh' und Fleiß, ich oft in Angſt und Noth.
Und dennoch bin ich heiter und vergnügt,
Mit Dem zufrieden ſtets, was Gott im Himmel fügt.

Ein gutes Weib verſüßte mir das Leben,
Und lang' hat das Geſchick die Theure mir vergönnt. —
Die Stunde ſchlug, ich mußte mich ergeben;
Von meinem Lebensglück ward ich ſo raſch getrennt.
Und dennoch bin ich heiter und vergnügt,
Mit Dem zufrieden ſtets, was Gott im Himmel fügt.

Im Kreiſe meiner guten lieben Kinder,
War ich, geſund an Geiſt und Körper, hoch erfreut
Durch ihr Talent. — Da kam ein arger Sünder.
Er riß das Band der häuslichen Zufriedenheit.
Und dennoch bin ich heiter und vergnügt,
Mit Dem zufrieden ſtets, was Gott im Himmel fügt.

Als in den erſten vierziger Jahren dieſes Säculums das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt ſeinen eiferſüchtigen Neid gegen das concurrirende Naſſau ſo weit trieb, daß es heimlicherweiſe den Hafen von Biberich mit Steinen verſchütten ließ, um ſo die Anlegung von Rheinſchiffen daſelbſt zu hindern, trug man ſich in Königsberg mit einem witzigen Impromtü herum, das allgemein Dorn zugeſchrieben wurde. Der Anfang heißt:

Die Noth der böſen Zeiten
Drückt auch den Vater Rhein.
Er iſt gehemmt im Gleiten
Und leidet ſehr am Stein.

Dorn war von kleiner Statur und wurde frühe beleibt. Sein volles und röthliches Geſicht war durch helle und freundliche Augen belebt und verrieth Gutmüthigkeit, aber auch leichte Erregtheit.

Dorn war zweimal vermählt. Seine erſte Gattin, die wir ſchon kennen gelernt haben, hinterließ ihm 2 Töchter, die in Königsberg verheirathet wurden; ein Sohn, Julius, ſtarb früh, im Jahre 1810. Dorn befand ſich bereits in den funfziger Jahren, als er ſich entſchloß, ein verhältnißmäßig junges Mädchen zu heirathen. Er hatte Grund, ihr in einer Strophe des längeren Gedichts ein ehrendes Anerkenntniß zu ſtiften und ihr vor der Welt innigen, aufrichtigen Dank für ihre Liebe und Sorgfalt auszuſprechen.

Zur Geſchichte der verlöſchenden Charakteriſtik Königsbergs.

In den Voyages en Anglois et en François d'A. de la Motraye en diverses provinces et places de la Prusse Ducale et Royale, de la Russie, de la Pologne etc. A la Haye 1732. wird bei Erwähnung der Inſchriften am Schloßthor und am grünen Thor bemerkt: „Es giebt deren beinahe über allen Thüren der Häuſer wie in der Mehrzahl der Städte Deutſchlands, aber häufiger in Königsberg als in irgend einer andern. Dieſe Inſchriften ſind Stellen der heiligen Schrift, Sprüchwörter oder moraliſche Sinnſprüche lateiniſch oder deutſch.“

Zu den Wahrzeichen der Stadt gehörte ein Eckhaus in der Tuchmacherſtraße Nr. 9. das wenn nicht durch Inſchriften, ſo durch bedeutſame Stuckverzierungen, durch Jagdſzenen und Vorſtellungen einer Fabel, ausgezeichnet war, an der Mauer über den Fenſtern des oberen und des mittleren Stockwerks. Im Erl. Pr. IV. S. 26. lieſt man: es ſey „in den Kalk die Fabel von dem Vater, Sohn und Eſel abgebildet, welche das Morale in ſich hält, daß man es denen Leuten niemals zu Dank machen könne. Worüber der wackere Schulmann M. Michael Hoynovius eine eigene Rede gehalten, da er von der löbenichtſchen Schul nach der altſtädtſchen promoviret worden.“

Die Tuchmacher- wie die Weißgerberſtraße erhalten nur noch in dem Namen die Erinnerung an die Leute, die hier einſt wohnten, die altſtädtiſche Schuhgaſſe dagegen bewährt ſich und jeder Blick in die Laden rechts und links lehrt uns hier, wo wir uns befinden. An einem Hauſe Nr. 22. zeigt uns eine Steintafel das Bild eines Schuhs zwiſchen den Buchſtaben D. und B. und darüber ſteht:

Gottes Wordt
Lutheri lehr
Vergeht Nun und
Nimmer mehr.
1729.

Ueber dem Eingang eines anderen Hauſes Nr. 19. daſelbſt leſen wir:

1672. Pax intrantibus,
salus exeuntibus.

In der Polniſchen Straße Nr. 9.: Soli Deo Gloria.

In der altſtädtſchen Langgaſſe Nr. 29.;

DoMVs heIC CJVJLJs honor. (Die Zahlbuchſtaben geben 1765,
pax sit sibi tuta. wahrſcheinlich das Erbauungsjahr).

Von den Inſchriften an Privatgebäuden, die die moderne Zeit als Antiquitäten nicht dulden mogte, ſind drei dem Andenken erhalten. „Von Wahrzeichen, heißt es in einem Briefe Hippels (IV. S. 204.) weiß Ew. W. wenig oder nichts zu ſagen, außer der ſchönen Aufſchrift an einem Hauſe, die meine Herren (im Gerichtscollegium?) ſich den Tag zehnmal abfragen und abantworten." Die Inſchrift befand ſich an einem Handlungshauſe in der Holzgaſſe, die mehr als jede andere ſcheint beachtet zu ſeyn und alſo lautete:

Chlm *) ſchlepſt du? Warſtu nu ſchlapen,
En de Welt es nicks mehr goots to hopen
Trie, Glowe, Recht, ok das rechte Recht **),
De hebben ſik alle veer ſchlapen gelegt,
Nu ſo komm du leeve Herr
On weck ſe op alle veer.

„Mir iſt, ſagt Hippel weiter, in dieſer Inſchrift ſo was vom lieben jüngſten Tage, daß ich dem Hauſe bei Mondſchein nicht ohne Schauer vorbeilaufen kann, wo dieſe Jüngſtetagesſchrift angeſchrieben iſt. Gehn könnt' ich nicht vorbei um Tauſende; da dünkt mich immer: Klim regt ſich."

Dieſe Verſe ſind in Daublers Schulgeſpräch: „Welche Lebensart ſoll man wählen. Königsberg 1777" aufgezeichnet und Zacharias Werner in ſeinen Gedichten erinnert zweimal an dieſelben.

An einem Speicher las man die Worte:

Gott gab Zähne, Gott wird auch Brod geben.

*) Bei Hippel: Klim.

**) Wahrſcheinlich: Rechtthun, auch die Rechtspflege.

So berichtet A. G. Krauſe in ſeinem Werkchen: „Litthauen und deſſen Bewohner. Königsberg 1834.“ S. 63. und bemerkt dabei: „Dieſer Satz brachte einen unglücklichen Studenten, welcher zu Schiffe ankam, zur Beſinnung und rettete ihn für ein thätiges Leben.“

Aus der Zeit, als der Schiffsbau 1780—90 beſonders blühte, war die Inſchrift eines Hauſes am Neuen Graben Nr. 11., die der jetzige Beſitzer, Blockmacher wie ſein Vater Chriſtian Ambroſius, entfernen ließ. Darauf waren die Abbildung des Drechslerwappens, auch die Buchſtaben vergoldet.

No. Wappen 1018.

Hier wird gemacht für Geld verkauft
was über Land und Waſſer lauft.
An Drechsler Arbeit gut gemacht,
wenns nur der Käuffer recht betracht.
Wißt ihr nach wem man fragen muß,
nach dem **Christian Ambrosius.**

Gelegenheitsgedichte
der Aufhebung werth.

1.
An Memel.
Zum Abſchiede.

Lebe wohl! — Mit Schmerz verlaſſen
Wir dich, zweites Vaterland
Und zum letztenmale faſſen
Wir der treuen Freunde Hand.

Nicht umſonſt erſchien die Sonne,
Als wir kamen, über dir,
Wie umfing uns neue Wonne!
Froher Ahnung folgten wir.

Digitized by Google

Heil dir! du wärſt auserkohren
  Unſrer Leiden Ziel zu ſehn,
Nichts treibt uns aus deinen Thoren
  Als der Rückkehr Hoffnungsſchein.

Heil dir! du bewahrteſt treulich
  In dem ſchreckensvollen Jahr
Das, was jedem Herzen heilig
  Unſer einz'ges Kleinod war.

Dank dir! In dir fand der müden
  Heimatloſen Wandrer Zahl
Nicht nur Zuflucht, Hülf' und Frieden,
  Süßen Troſt für bittre Qual:

Nein — auch was dem wunden Herzen
  Einzig Labung geben kann,
Mitgefühl an unſern Schmerzen,
  Freunde, die ſich willig nahn.

In des Nordens trüber Ferne
  Warſt du uns ein heitres Licht,
Nördlich zwar ſind deine Sterne,
  Aber deine Herzen nicht.

Unvergeßlich ſtets erſcheinet
  Dieſer Ort und dieſe Zeit;
Was das Unglück hat vereinet,
  Trennet keine Ewigkeit.

Hufeland *).

(Aus der „Sonntagszeitung“ Nr. 14. 3. April 1808.)

---

*) Damals Geheimerrath und kön. Leibmedicus, 1762 zu Langenſalza geboren, ſtarb in Berlin.

2.

Bei Gelegenheit der Einer und Lüttichauſchen Verbindung*)

im Namen der Schuchiſchen Theatergeſellſchaft.

Kein äußeres Glück — und wär's das höchſte Glück der Erde,
Iſt weiſer Wünſche würdig Ziel.
Des Staubballs Güter ſind nur Schattenſpiel.
Der Mann von Geiſt, der Jüngling von Gefühl
Muß ſie verachten, daß er glücklich werde —
Das heißt, er kann, bekannt mit ihrem Werth
Nur glücklich ſeyn, wenn er ſie gern entbehrt.

Ein helles Aug', das nie ſich zum Vergrößrungsglaſe
Der Eitelkeit gewöhnt, durchſpäht
Den Werth der Looſe, die das Schickſal dreht
In einem Augenblick — vergebens weht
Der Wind des Ruhmes ſeine Seifenblaſe
Dem weiſen Forſcher zu, ihr Farbenlicht
Täuſcht ihn durch ſeine Zauberſchönheit nicht.

Die große Welt, ihr Pomp, ihr Schimmer, ihre Feſte
Und was der Stolz hinzugeſellt
Sind ihm das nicht, wofür der Thor ſie hält.
In ſeinem Herzen hat er ſeine Welt
Und dieſe Welt iſt ihm die einzig beſte,
Sie iſt ſein Stolz — auch iſt das Glück nicht klein,
Der eigne Schöpfer ſeines Glücks zu ſeyn.

Doch tief im Kerne ruhn bereits die erſten Keime
Der Frucht, die einſt der Fruchtbaum trägt,
Wer ſeinen Ball als Knabe höher ſchlägt
Als ſeine Mitgeſellen, ſicher hegt
Der auch als Mann noch ſchwindlicht ſtolze Träume,
Läßt ſanftre Freuden ungenutzt entfliehn,
Des Herzens ſtilles Glück iſt nichts für ihn.

*) P. B. a. F. Bd. II. S. 40.

Wem aber die Natur Geſchmack an Ruh und Stille,
Gefühl für lautre Freuden gab,
Der wallt, geſtützt auf dieſen Pilgerſtab,
Getroſt des Lebens Felſenthal hinab,
Für ihn blüht überall des Glücks die Fülle.
Dank für der reinſten Freuden Ueberfluß
Iſt ſein Vergnügen, ſein Beruf, Genuß.

Heil, heil dem Mädchen, das auf ſeine keuſche Lippe
Den erſten Kuß der Liebe küßt!
In ſeinem Arm des Glücks Phantom vergißt
Und ſeines Herzens einzig Alles iſt —
An ſeinem Buſen trotzt ſie jeder Klippe
Der Unſchuld, denn der Tugend Kraftgefühl
Iſt kein empfindſam leeres Poſſenſpiel *).

(Aus „[Mohrs] Königsbergiſches Theaterjournal." Königsberg, 1782. S. 189. Etwa von John?)

3.

Lied für Preußens Patrioten.

Einen ſeltnen König preiſe;
preiſ' Ihn hoch, o Feſtgeſang!
Schon als Jüngling brav und weiſe,
:,: giebt Sein Herz Ihm Königsrang. :,:
In der Laufbahn raſcher Jugend,
die er feſten Schritts betrat,
ward Er früh am Scheidepfad
der Gefährte ſtrenger Tugend.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn groß und gut!
:,: Für Ihn :,: giebt gern Sein Volk dann Leben hin und Blut.

*) Die vier letzten Strophen ſind weggelaſſen.

Nicht dem Purpur, nicht der Krone
räumt Er eitlen Vorzug ein.
Er iſt Bürger auf dem Throne
:,: und ſein Stolz iſt's Menſch zu ſeyn. :,:
Zu dem Fleh'n bedrängter Brüder
neigt er liebreich gern ſein Ohr;
wer die Hoffnung ſchon verlor,
o! dem giebt ſein Blick ſie wieder!
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn weich und mild!
:,: In Ihm :,: ſieht dann die Welt von deiner Huld ein Bild.

Er zerriß der Selbſtſucht Netze,
auf das Wohl des Volks bedacht,
Er verehret die Geſetze
:,: auch als Schranken eigner Macht :,:
Er entfernt der Heuchler Schaaren,
und verachtet Schmeichlerton;
denn Er winkt zu Seinem Thron
nur den biedern Mann, den wahren.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn, ſo gerecht!
:,: Durch Ihn :,: wird dann ſein Volk ein glückliches Geſchlecht.

Er gehorcht nicht frommem Wahne,
nicht empörter Leidenſchaft.
Seine Thaten, Seine Plane
:,: ſind Geburten deutſcher Kraft. :,:
In der Wiſſenſchaft Gebiete,
durch das Lächeln Seiner Gunſt
treiben deutſcher Fleiß und Kunſt
neue Früchte deutſcher Blüte,
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn deutſch geſinnt!
:,: Durch Ihn :,: ſieht dann die Welt, was deutſche Kraft beginnt.

Dieſen braven König preiſe;
preiſ' Ihn hoch, o Feſtgeſang!
Hier, in treuer Freundſchaft Kreiſe,
:,: ſingt Ihm, Freunde lauten Dank! :,:
für des beſten Königs Leben,
für die edle Königin,

für dies Paar von deutſchem Sinn,
trinkt das Blut der deutſchen Reben!
Erhalt Es uns, o Gott! vereint durch ew'ges Band,
:,: zum Heil :,: für Volk und Staat, für Thron und Vaterland!

C. Herklots *).

(Aus: [Hennig und Wald's] Preußiſches Archiv. Königsb. 1798. Bd. IX. S. 553.)

Meiſter Jacob.

Im Leipziger Kunſtblatt 1852. S. 426. und zwar in der Anzeige der „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Victorkirche zu Xanten von Dr. H. C. Scholten" wird die Angabe, daß ein Baumeiſter von Xanten nach Preußen gegangen ſey, auf die in den P. B. a. F. Bd. II. S. 70. aufmerkſam gemacht wurde, in folgenden Zeilen mitgetheilt;

Meiſter Jakob von Mainz 1356—1360. (Oberbaumeiſter der S. Victorkirche in Xanten) Verlegung der Sakriſtei an die Südſeite. In der Woche nach Esto mihi 1360 verläßt Meiſter Jacob den Bau und geht auf ein Jahr nach Preußen.

*) P. B. a. F. Bd. I. S. 383.

Ausführliche Beſchreibung
des prächtigen Einzuges, welchen Seine Churfürſtliche Durchlaucht zu Brandenburg in Dero Reſidentzſtadt Königsberg in Preuſſen,
Den 22. Martii Anno 1690 gehalten.

(Wiederabdruck einer zu Frankfurt a. d. O. 1690 erſchienenen Flugſchrift von 1 Bogen, welche ſich auf der hieſigen Stadtbibliothek befindet).

Nachdem Seine Churfürſtliche Durchlaucht zu Brandenburg den 22. Tag Martii dieſes 1690. Jahres zu Dero ſolennen Einzug in Dero Reſidentz Königsberg angeſetzt, ſind alſofort des Morgens früh ſelbigen Tages alle Compagnien der Bürgerſchaft ſelbiger Stadt, wie auch die Burg-Freiheiter und Vorſtädter in ſchöner Ordnung auf den ihnen durch ihre Ober-Officirer bezeichneten Plätzen erſchienen und durch ſie von dem Brandenburgiſchen Thor, durch die drei Städte bis an das Churf. Schloß, alle Gaſſen, dadurch der Einzug geſchehen ſollen, von beiden Seiten wohl beſetzt worden. Selbige Straßen in den Vorſtädten waren mit ſchönen und allerhand Sorten theils gekünſtelten theils natürlichen Obſts behängten Tannenbäumen von beiden Seiten in Form einer anmuthigen und fortlaufenden Allée geziert. In den drei Städten aber war dieſe Allée viel koſtbarer, da ſelbige lauter ſchöngrünende Schwibbogen, Pyramiden und ſeltſame eingeflochtene Arbeit und Schriften nebſt vielen raren Abbildungen bis an das Churfürſtl. Schloßthor in großer Menge zeigte. Sobald Seine Churf. Durchl. in Dero Kammer-Amt Karſchau, eine Meile von der Stadt gelegen, glücklich angelangt, rückte die Cavallerie, nämlich die Altſtädtiſchen Dragoner, die Fleiſcher im Küras und die 3 Kompagnien der vornehmſten Kaufleute zu Pferde in guter Ordnung nach Karſchau entgegen, welchen darauf die Caroſſen der drei Städte Königsberg, vieler Churfürſtlichen Bedienten und des Preuſſiſchen Adels nebſt der Herren Oberräthe (über 80) gefolgt und nach abgelegter unterthänigſter Devotion, iſt der Churf.

Digitized by Google

Einzug von drei Uhr des Mittags bis Abends gegen 9 Uhr in folgender Ordnung geſchehen:

Erſtlich ritt die Kompagnie der Altſtädtiſchen Dragoner oder ſogenannten Hübner, alle in gutem rothen Tuch gekleidet und mit gutem Gewehr verſehen.

2. Hierauf kamen vier ſchöne und ſehr wol ausgeputzte Handpferde nebſt zwei Trompetern und einem Pauker, darauf Herr Carl Droſt, Rathsverwandter der Stadt Kneiphof-Königsberg, welcher als Major die ſämmtliche Cavallerie der Kaufmannſchaft führte und in einer ſehr reich mit Gold gezierten Kleidung auf einem koſtbar uud prächtig ausgeputzten Pferde einherritt. Welchem folgte die Compagnie der Fleiſcher, alle in wohlpolirten Harniſchen, auch ſtarken Pferden und ſchöner Mundirung ausgerüſtet.

3. Auf ſolche kamen einige Handpferde und zwei Trompeter, welchen Herr Jeſchke, Rathsverwandter im Löbenicht, als Rittmeiſter ebenfalls in ſchöner und koſtbarer Mundirung, abſonderlich aber alle in blauen *) Bändern gefolgt.

4. Folgends wurden abermals einige Handpferde geführt, dieſen folgten zwei Trompeter und darauf die Compagnie der Kneiphöfer unter Herrn Melhorn, Rathsverwandten im Kneiphof, welchem ſowohl als allen andern die ſtattlichen und koſtbar gezierten Pferde und ſchöne Mundirung mit grünem **) Bande ein großes Anſehen machten.

5. Nachmals kamen noch etliche Handpferde und zwei Trompeter, nächſt dieſen alſofort Herr Lölhöfel, Gerichtsverwandter der Altſtadt, gleichfalls ſehr koſtbar und wohl montirt, als Rittmeiſter der Altſtädtiſchen Compagnie, welche ebenfalls alle auf ſchönen und wohl ausgeputzten Pferden in prächtiger Kleidung und rothem ***) Band wohl einherſtutzten.

6. Hierauf folgte die Churf. Garde unter dem Hrn. General-Major von Wangenheim. Vor ihm ritt ein Heerpaucker nebſt 4 Churf. Trompetern und unterſchiedene koſtbare Handpferde. Dieſe Churf. Trabanten zu Pferde beſtanden in 3 Kompagnien auserleſener Mannſchaft in koſtbarer Livree, welche war von blauem

*) Blau iſt die Wappenfarbe des Löbenichts.

**) Grün iſt die Wappenfarbe des Kneiphofs.

***) Roth iſt die Wappenfarbe der Altſtadt.

Tuch mit Gold und Silber reich geſtickt. Ein jeder Trabant hatte ein ſchön ledern Kollet, deſſen Ermel mit blauen ſammtenen Aufſchlägen und ſilbernen Gallaunen verſchamariret; die Caſaque oder der Rock darüber war von ſeinem blauen Tuche, darauf das Churf. Wappen und Namen mit Gold und Silber reich bordirt, ſolcher Geſtalt, daß in der Mitte zu ſehen kam das Churf. Brandenburgiſche Scepter in Gold und Silber gearbeitet in einem blauen Felde, aus demſelben gingen vier Zweige, welche die Figur des Buchſtabens TF als Sr. Churf. Durchl. Namens und darüber den Churhut in goldener und ſilberner Broderie repräſentirten, in welchen auch die zwiſchen eingerückte Zahl III. gleichſam einen Zirkel zu beſchließen ſchien. Dergleichen Wappen waren auf jedes Trabanten Caſaque vier an der Zahl; als eins an der Bruſt, zwei auf den Achſeln, und das vierte auf dem Rücken: die Schabracken nebſt den Piſtolenhalftern waren ebenfalls mit dergleichen Wappen geziert und iſt außerdem dieſes zu bemerken, daß die erſte Compagnie lauter weiße, die andere ſchwarzbraune, die dritte ſchwarze, gleich hohe wohlgeſetzte Pferde ritt.

7. Nach dieſen wurden geſehen die Karoſſen, als zuerſt drei der drei Städte Königsberg, beſpannt mit 4 Pferden, darauf unterſchiedene der Churf. Bedienten und der Preuſſiſchen Nobleſſe und Adels, auch Univerſitäts-Caroſſen, alle mit ſchönen 6 Pferden beſpannt, und eine jede Caroſſe in- und auswendig ſehr zierlich und ſchön ausgeputzt; darauf folgten der Churf. Hohen Officierer und Miniſtrorum, wie auch deren Herren Preuſſiſchen Ober-Räthe prächtige, mit 6 ſchönen Pferden beſpannte und mit koſtbarem Gezeug und Ornament gezierte Caroſſen, deren alle und jede, ſo an der Zahl in die 80 geweſen, von 2 bis 3 koſtbaren und mit reichen Schabracken ausgeputzten Handpferden und zugleich von einer großen Anzahl Lakaien in ſchönen raren und koſtbaren Livreen begleitet wurden. Von dieſen waren die prächtigſten die darauf folgenden 7 Churf. Caroſſen, denn ſelbige alle mit dem Churf. Wappen prächtig geziert, und überaus koſtbar und mit 6 trefflichen Pferden und ſchönem Gezeug beſpannt waren.

8. Nächſt dieſen folgten zwölf Churf. ſchöne Handpferde, welche nicht allein von rarer Art und Proportion, ſondern auch mit koſtbaren Schabracken und inſonderheit den darauf geſtickten Churf. Wappen und Namen belegt geweſen.

9. Darauf kamen die Churf. Edelknaben oder Pagen, alle in Churf. blauen, mit Gold und Silber gewirkten reich verbrämten Livreen, auf ſehr ſchönen und wohlgewandten Pferden. Vor ihnen her ritten zwei kleine doch wohlgeſtaltete Zwerge auf kleinen Pferden.

10. Hierauf folgte der erſte Churfürſtliche Heerpauker, deſſen Pauken von gutem Silber mit koſtbaren Penderollen geziert und nach demſelben 12 Churf. Trompeter mit ſilbernen, inwendig vergoldeten Trompeten und ihren ſchönen Penderollen, in koſtbaren mit Gold und Silber bebrämten Kleidern. Darauf folgte der andere Churf. Pauker nebſt 12 andern Churf. Trompetern, in ebenmäßiger koſtbarer Mundirung; welches weit lautſchallendes Getön die Kneiphöfiſchen Trompeter und Inſtrumentiſten von dem Langgaſſen-Thurm und der Ehren-Pforte, wie auch die am Markt und auf den Schiffen, als auch auf dem Wall und der Veſte Friedrichsburg aufgepflanzten vielen groben Stücke um ein großes vermehrten.

11. Dem Pracht folgten nächſt denen, Sr. Churf. Durchl. hohe Officirer, Bedienten, Kammer- und Hof-Junker, nebſt unterſchiedenen anderen hohen Cavalieren, welche in großer Anzahl und koſtbarer Kleidung, auf das allerprächtigſte auf ſchönen raren und mit unſchätzbaren Schabracken gezierten Pferden erſchienen.

12. Darauf ritt auf einem ſehr ſchönen und koſtbar geputzten Pferde in einem ſehr prächtigen und mit Gold und Silber bordirten Habit, Ihr. Exc. der Churf. Herr Ober-Kammerherr Graf von Dönhoff, von ſeinen in rothe Livree gekleideten Lakaien umgeben; nachgehends folgten unterſchiedliche der Churf. Prinzen Lakaien und darauf die beiden Churf. Prinzen, als Prinz Philipps [1]) und Prinz Carls [2]) Durchl. Durchl. auf ſehr raren und mit koſtbaren, an Zeug und Schabracken gezierten Pferden, in ſchwarzen Kleidern: dieſen folgten in großer Anzahl die Churf. Lakaien, alle in prächtiger Churf. Livree und mit entblößten Häuptern, und darauf die Churf. Caroſſe mit 6 überaus ſchönen ſchwarzbraunen Pferden koſtbar beſpannt; in ſelbiger befanden ſich vorwärts zur rechten Seite Se. Churf. Durchl. im rothſcharlachenen Habit, zur Linken ſaß Ihro Durchl. die Churfürſtin in Trauerkleidern, und vor Ihnen die Churf. Prinzeſſin Eliſabeth, ebenfalls im Trauerhabit: worauf noch viele Churf. Caroſſen mit dem Churf.

Frauenzimmer und anderen Churf. Bedienten und dann endlich das Sächſiſche Regiment und die ſämmtliche Bürgerſchaft in beſter Ordnung gefolgt.

Sobald ſich Se. Churf. Durchl. gegen das Brandenburgiſche Thor genähert, wurde ſofort aus allen Stücken von den Wällen und der Veſtung Friedrichsburg, eine dreifache Salve gegeben, und da Sie an die Kneiphöfiſche Langgaſſe oder grüne Brücke gelangt, haben die in ſolcher Gegend nahe aufgeſtellten und mit allerhand Flaggen ausgezierten Schiffe ihr gleichmäßiges Devoir abgeſtattet, und hat im Angeſicht Ihrer Churf. Durchlauchtigkeit, unter der Matroſen Zurufung: Vivat Fridericus! einer ihres Volks ſich vom oberſten Maſt in den Pregels herzhaft herabgeſtürzt.

Als nun Se. Churf. Durchl. in dieſem prächtigen und ſchönen Aufzuge in die Stadt Kneiphof-Königsberg und nahe an die in der Langgaſſe zierlich aufgebaute Triumphpforte gekommen, hat ſich der darin kunſtreich gearbeitete ſchwarze Adler ſchwebend von oben bis zu Sr. Churf. Durchl. heruntergelaſſen und, als ob er natürlich lebte, die Flügel und den Schwanz gar zierlich bewegt. Die Triumphpforte war nach Toscaniſcher Architectur ſehr wohl gebaut mit großen Statuen, gelehrten Sinnbildern und allerhand andern curioſen Inventionen geziert, und über den doppelten oben ſchön gearbeiteten Galerien, ſchien die Fama der Welt den Nachklang der ewigen Glorie Sr. Churf. Durchlauchtigkeit zu verkündigen *); welcher in dieſem Stück unter ihr inwendig eine überaus ſchöne Vocal- und Inſtrumental-Muſik ſecundirte. Hiebei gab es ein ſchönes Aufſehen, als eine der ſchönſten Damen ganz göttlich, nämlich in Geſtalt der Diana, ausgebildet, ſich der Churf. Caroſſe nahte und mit den ſchönſten Nelken und anderm wohlriechendem Blumenwerk die Schooß Ihrer Churf. Durchl. gleichſam überſchneite. Auch war merkwürdig, daß des Ortes Herr Rath Reiher das Churf. Wappen in ſeiner Größe zwiſchen zwei natürlichen Pantherthieren, wie imgleichen die Städte Bonn und Kaiſerswerth [3]) gar zierlich ins Grüne eingeflochten und dieſe Letzteren, als Ihro Churf. Durchl. vorbeifuhr, in einem Kunſtfeuer auffliegen laſſen.

Sobald Se. Churf. Durchl. in die Altſtadt gelangt, wurde durch eine lange perſpectiviſche Allee eine anmuthige Schäferei, in

*) Der Triumphbogen, von zwei Seiten zierlich gemalt, auf zwei auf Pappe geklebten Blättern im Beſitz der Pruſſia, inventariſirt S. 109. Nr. 6.

welcher ein Schäfer zugleich lieblich ſang, präſentirt, und als Selbige in die Altſtädtiſche Ehrenpforte gelangt, welche nach Doriſcher Architectur inwendig mit ganz grünem Laub und ſehr curioſen und koſtbaren Schildereien geziert geweſen, auswendig und umher aber die Abbildung Ihro Beiden Churf. Durchl. und anderer der Durchl. Churfürſten zu Brandenburg als Herzogen in Preuſſen nebſt vielen curioſen Inſchriften zu ſehen war; ſind Sie unter einer überaus angenehmen Muſik durch Ueberreichung einiger in gebundener Rede zierlich abgefaßten Glückwünſchungen von einem jungen Knaben und Jungfräulein, ſo weiß gekleidet geweſen, in aller Unterthänigkeit bewillkommnet worden. Darauf dann ferner Se. Churf. Durchl. in der Löbenichtſchen Ehrenpforte, welche den vorigen an Zierlichkeit, ſchönen Statuen, Inſchriften und anderen künſtlichen Abbildungen nichts nachgab, durch eine ebenfalls anmuthige Vocal- und Inſtrumental-Muſik und eine, gegenüber an der rechten Ecke einer herrlich ſchönen und mit allerhand Vögeln ausgezierten grünen Allee aufgeführten Waſſerkunſt, aus welcher rother und weißer Wein hoch hervorſprang, unterthänigſt empfangen worden.

Nachdem von da nun Se. Churf. Durchl. den Mühlenberg hinauf, welcher von beiden Seiten mit eingeflochtenem Tannenſtrauch und ſchönen erhobenen Pyramiden, einer zierlichen Gartenallee gleich war, und von den Burg-Freyheitern in ſchöner Mundirung, darunter die daſelbſt befindlichen Franzoſen alle im Habit der Grenadiere erſchienen, beſetzt war, in Dero Churf. Schloß angelangt, haben bei Ausſteigung Sr. Churf. Durchl. aus Dero Karoſſe an der unterſten Treppe eine große Menge Churf. Bedienten und Preuſſiſcher von Adel, wie auch unterſchiedenes adeliges Frauenzimmer die Durchlauchtigſte Herrſchaft bewillkommnet; da denn Se. Churf. Durchl. nebſt Dero Durchl. Churf. Gemahlin durch Darreichung Ihrer Churf. Hand gegen alle anweſende Cavaliere und Damen eine ungemeine Churf. Gnad erzeigt. Sobald Se. Churf. Durchl. in Dero Zimmer gelangt, iſt die Churf. Garde, ſo indeſſen auf dem Schloßplatz zu Pferde hielt, wieder in guter Ordnung abgezogen, welcher die Schwadron des General-Major Truchſes, als ſie nach dreifacher Löſung ihres Gewehrs das Vivat Fridericus! fröhlich ausgerufen, folgte.

An vorſtehende Beſchreibung wird ſich nicht unpaſſend ein in Königsberg ſelbſt erſchienenes gleichzeitiges Flugblatt anſchließen, welches alſo lautet:

Königsberg den 31. Martii Ao. 1690.

Vorgeſtern ward von den Herren Studioſis eine herrliche Muſik Sr. Churf. Durchl. gebracht, dabei 140 Violen in zwey Parteien außer den andern Inſtrumenten geweſen ſind. Sr. Churf. Durchl. ſind damit ſehr wohl contentirt worden. Geſtern ward eine Bärenhetze mit vielem luſtigen Anſehen gehalten und wurden ſelbige Bären von den Hunden zuletzt umgebracht. Sr. Churf. Durchl. ſind jedermann überaus gnädig und admittiren faſt jedermann. Seine Tafel, die Er bishero allezeit öffentlich gehalten, iſt nicht allein von den Vornehmſten allezeit beſetzt, ſondern es ſind auch viel 100 Zuſeher, ſo gar daß, weil das ordentliche Tafelgemach zu klein worden, Sr. Churf. Durchl. ein größeres erwählt, daß wo Sie jetzt ſpeiſen, nun mehr Leute admittirt werden können. Den 18. April N. St. iſt die Huldigung angeſetzt. Nach der Huldigung wollen Sr. Churf. Durchl. ſofort zurückreiſen und, ſobald es im Reiche zu einiger Ruhe gekommen, wiederkehren und zum wenigſten ein Jahr hier bleiben. Der Hof hat wegen Todes Ihr. Churf. Durchl. Gemahlin Hrn. Bruders [4]) die Kammer-Trauer angelegt. Die Churf. Gemahlin hat inſonderheit ein gnädiges Gefallen an der ſtarken und häufigen Bedienung des hieſigen Adels und Frauenzimmers, die ſich jederzeit in großer Frequenz bei Ihr einfinden.

[1]) Philipp Wilhelm, älteſter Sohn aus der zweiten Ehe des Großen Kurfürſten, Markgraf von Schwedt.

[2]) Carl Auguſt, Sohn Georg Albert's Markgrafen zu Baireuth, Domherr zu Magdeburg ꝛc., geb. 1663, geſt. 1731.

[3]) Dieſe beiden Städte hatten die Brandenburgiſchen Truppen unter des Kurfürſten Oberanführung 1689 erobert.

[4]) Carl Philipp, Sohn Ernſt Auguſt's, erſten Kurfürſten von Hannover, welcher den 1. Jan. 1690 ſtarb.

Ausſteuer und Hochzeitsgeſchenke der zweiten Gemahlin des Herzogs Albrecht.

Mitgetheilt von A. Meckelburg.

Das Königl. Geheime Archiv beſitzt zwei über die Ausſteuer der Herzogin Anna Maria aufgenommene Inventarien. Das durch des Herzogs Albrecht eigenhändige Unterſchrift beglaubigte, welches zum Schluſſe auch die Hochzeitsgeſchenke aufzählt, iſt ein in ſchwarzes Leder gebundenes dünnes Buch in kleinem Folioformat, deſſen Vorderdeckel eine in Gold aufgedruckte Vignette, König David mit der Harfe, und die Inſchrift **Inventarivm M. D. L.** zeigt. Das zweite Exemplar, welches ich mit **B.** bezeichnen will, iſt offenbar der erſte Entwurf, auf deſſen Umſchlage, einem weißen Blatt Pergament, dieſe Worte ſtehen: „Dis Inuentarium iſt geendert, vnd iſt des das Rechte In ſchwartz leder gebunden.“ Auf den folgenden Seiten liefere ich einen wortgetreuen Abdruck des erſten Exemplars, während die abweichenden Stellen und Lesarten von **B.** als Anmerkungen mitgetheilt werden.

Inuentarium vnd vertzeichnüs

der halsbender, Cleinoter, Gulden kettenn guldenn ringenn, Silbergeſchir, Cleidernn, gulden vnd perlin haubenn Bannit [1]), ſampt ander notturftiger furſtlicher abfertigung, der Durchleuchtigen Hochgepornenn furſtin vnd frauwenn, frauwen Anna Maria geporne Hertzogin zu Braunſchwig vnd Leunenburg ꝛc. Margráfin zu Brandenburgk, In Preuſſen ꝛc. Hertzogin ꝛc. welch dem Durchleuchtigenn Hochgepornen Furſtenn vnd herrenn, hern Albrechten dem eltern Margrauenn zu Brandenburg In Preuſſen ꝛc. Hertzogen ꝛc. Irer f. g. hernn vnd gmahlnn ſampt vnd neben Iren f. g. In derſelbigen heimfart, aufm furſtlichen Schloß Koningsberg

[1]) ſampt Kaſten vnnd Kiſten Geredt vnnd ander ꝛc.

vberantwurtet vnd vberreicht worden, Geſchehen Montag nach Inuocauit [24. Febr.] Anno ꝛc. 50.

Erſtlich an gulden Halsbendern.

Ein langk gulden Halßbandt darin ſtehen ſechs Saphir, 6 Ballas Robin, 69 groſſe Zal Perlen 12 kleine Robin, an golde hats 283 taler vors macherlon 141 taler coſtet In alle 1031 taler.

Noch ein kurtz gulden halßbandt, darin ſtehet ein Schmarad groß, 2 kleine Schmaragdenn 2 Orientiſche Amatiſten, ein Ballas, zwei Klebetter [1]) von Robin, 32 Zal Berlin, an golt hats 34 goltgulden, an macherlohn hats geſtanden 20 taler coſtet In alle 130 taler.

Noch ein breit gulden halßbandt darin ſthehenn 3 groſſe Schmaragden, zwei groß korn Robinn 2 Demant Roßen, 2 Robin tafeln ein Saphir ein groſſer Orientiſcher Ametiſt, 2 zimliche groſſe kornn Robin, ein Ballas, 9 kleine Schmaragden 2 kleine taffel Robin, 7 korn robin, 191 groß Zal perlin funff taffel Demant, 5 ſpitze Demant, an golde hats 258 taler, vors macherlohn 196 taler, coſtet In alle 1584 taler.

Noch ein geſchmeltzt halßbandt darin ſtehet 5 Rubin Roßen, 4 Demant bunt, ein Schmarel, an golt hats 72 goltgulden an macherlohn 35 goltgulden coſtet In alle 173½ taler.

Noch ein breit gulden halsbandt, mit eitel hertzen darin ſtehet 186 rubin tafeln, 33 taler vor 4 lot ½ quentin perlin An golde hats 222 goltgulden vors macherlon ein hundert vnd zehen goltgulden coſtet In alles 655 taler.

Noch ein guldenn halßbandt kurtz darin ſtehet 12 groß korn Rubin, 13 Demant taffeln, 10 ſpitze Demant 7 groſſe Saphir 14 groſſe perlin an golde hats 78¼ goltgulden 1 ort vors macherlon 42 taler coſtet in alle 446¼ taler 1 ort.

Noch ein klein kurtz halßbandt darin ſtehenn 3 Demant Roßen, 3 Robin Roßen, 24 Zal perlin an golt hats 51 goltgulden 24 taler vors macherlon, coſtet In alle 219 taler.

Noch ein gulden halsbandt von hubſcher arbeit hat 57 goltgulden vors macherlon 15 gulden golt coſtet In alle 77 [2]) goltgulden.

[1]) Kleibletter.

[2]) 72.

Noch ein gulden halßreiff gekaufft In ſumma vor 11½ taler.

Summa ſummarum koſten die acht halßbender, ſambt dem guldenn Reiflin In alle 4327½ taler 1 ort.

Zum andern an gulden Cleinoternn.

Ein gulden Cleinot, darin ſtehet ein groſſer Schmaragd, ein korn Rubin, drei groſſe perlen, hat in alle geſtanden 450 taler.

Ein gulden Cleinot iſt ein Demant creutz hat geſtanden 100 taler.

Ein gulden Cleinot, darin ſtehet ein Saphir Ein Ballas, 2 Demant taffeln 3 groſſe perlin hat in alle geſtanden, 100 taler.

Ein guldenn Cleinot, darin ſtehet ein groß Orientiſch granat, Ein groß Saphir, drey groſſe perlen hat in alle geſtanden 73 taler.

Ein gulden cleinot, hat ein kambhew weiblin [1]), drei taffel Robin, drey Demant taſelnn 9 perlen, hat In alle geſtandenn 43 taler.

Ein gulden Cleinot iſt ein hertze mit einer gulden Cronen vnd Sthralen durchſchoſſen hat in alle geſtanden 36 taler.

Ein gulden Cleinot mit eynem kambhew [2]). 2 Robin tafeln ein Saphir, 3 perlin hat in alle geſtanden, 24 taler.

Noch hat das Freulin 18 cleinoter mit Perlin, golt vnd Edelgeſteinen die haben in alle gecoſt 327½ taler.

Ein hubſch gulden Cleinot, darin ſtehet ein groß Schmaragd, ein Ballas Rubin 5 perlin hat in alle gecoſt 216 taler.

Noch hat das freulin ſechs gulden Cleinoter mit Edelgeſteinen vnd perlen, die ſeint In alle gekaufft wurden vor 80½ taler.

Summa ſummarum haben in alles geſtandenn die Cleinoter welche an der Zal iſt 32, 1450 taler.

Zum Dritten das gulden Heubtgolt.

Zehen groſſe hefftel mit edel geſteinen vnd perlen zum hefftel crantz dartzu zwei perlin Bentichen mit Zal perlen coſtet In alle 1350 taler.

[1]) darin ſtehet ein Kamhwen weiblin. Cammeo mit einer weiblichen Geſtalt. Cammeo eine Gemme, deren Figuren erhaben geſchnitten ſind.

[2]) Kamhew. Ueber die Bedeutung dieſes Wortes habe ich alle mir zu Gebote ſtehende Idiotika und Wörterbücher vergebens zu Rathe gezogen.

Zum vierden an gulden Ketten.

Zwue gulden keten mit weiden groſſen ringen haben an golt 126 gulden golt vors macherlon 12½ goltgulden haben in ſumma gecoſt 148 taler.

Funff gulden Schenketten mit weiten ringen haben mit golt vnd macherlon in alle geſtanden 145½ taler.

Funff gulden ketten groß, auff ein new hubſch muſter, die haben Jn alle mit golt vnd macherlon geſtanden 283½ taler.

Noch drei groſſe gulden keten mit mulenſteinen die haben an golde vnd macherlon Jn alle geſtanden 156 taler.

Noch ſechtzehen gulden keten, klein vnd groß die haben mit golde vnd macherlon Jn alle geſtanden 253 taler.

Noch hat das freulin an Ducaten, Cronen, reiniſchen gulden, vnd andern ſtuck goldes zu einer keten 96 goltgulden macht an talern 102½ taler ½ ort.

Summa ſummarum haben die 33 *) gulden ketenn ſampt den ſtuck golts in alles geſtanden 1088½ taler ½ ort [1]).

Zum funften an gulden Ringen mit Edelgeſteinenn.

Das freulein hat Neun vnd dreiſſig Ringe mit Edelſteinenn vnd golt, die haben geſtanden Jn alle 250 taler.

Zum ſechſten an gulden Armbendern, mit Steinen, perlen vnd golt.

Ein gulden arm kette, mit Robinen hat an golde, macherlon vnd alle geſtanden 61½ taler.

Ein gulden armbandt mit hertzen vnd treuwen mit eynem gewulck mit edel ſteinen vnd perlen hat geſtanden 100 taler.

Noch drei gulden Armbender haben Jn alle geſtanden 46 taler.

Summa 207½ taler.

Zum Siebenden an gulden Pater noſternn [2]).

Ein gulden Pater noſter hat geſtanden 32 goltgulden [3]).

Summa 33 taler 3 ort.

*) Wenn man die oben aufgeführten Ketten zuſammen zählt, kommen nur 31, nicht 33 heraus.

[1]) 1151½ taler.

[2]) vnnd anderm.

[3]) Nöch funf pater Noſter. als zwei von Corellen, ein elendis Klawen, Ein

Zum Achten an Silbergeſchir.

Zwei groſſe gisbecken haben an Silber 23 Marck 12 lot coſten mit verguldẽ, Macherlon In alle 275 taler.

Zwelff groſſe Eßſilber die haben an gewichte 71 Marck weniger 2 lot, Die Marck vmb 9 taler 2 groſchen macht In ſumma 642½ taler ¼ ort.

Zwelff groſſe Duppelte vergulte Scheuren mit dem Braunſchweigiſchen wapen die haben an Marck 114 Marck 1 lot ſilbers, Die Marck vmb 13½ taler vor die wapen 36 taler haben In all geſtanden 1579 taler.

Zwelff Silbern Teller haben 20 Marck 8½ lot Silbers coſten mit macherlon In alle 193½ taler.

Zwei glate gulden bechen da das freulin teglich außdrincket, die haben ſechs Marck die Marck vmb 11 taler thut 66 taler.

Zwen Silbernn Leuchter die haben 4½ Marck die Marck vmb 10½ taler thut 27 taler [1]) 1 ort.

Ein vergulten becher mit Zweien ſilberenn Backelichen, hat zwei Marck 8 lott, die Marck vmb 11 taler thut 27½ taler.

Ein Silbern Ledlin hat zwu Marck 4½ lot das lot einen taler thut 36½ taler.

Vier kleine ſilberen ſchuſſelen, die wiegen funff Marck 3 lott vors Macherlon 8½ taler thut 50 taler.

Zwei ſilbern Saltzir vbergult coſten mit ſilber macherlon vnd verguldẽ In alle 14½ taler.

Ein klein becher [2]) hat ein Marck 10 lot vnd hat mit verguldẽ vnd macherlon In alle geſtanden 18 taler.

Zwelff Silbern vergulte leffell haben 1½ Marck 6 lot 1 quint mit vergulten vnd macherlon In alle geſtanden 18 taler [3]).

Zwei Gabelen von Chriſtall haben geſtanden mit ſilber beſchlagen haben 4 lot 4 taler.

Cardiol. Ein Ametiſtenn, mit gulden Steinen, vnd gulden, haben in alle geſtanden, 61 taler. Dieſer Poſten iſt am Rande mit 1 bezeichnet.

[1]) Es muß 47 Thlr. heißen, denn einmal betragen 4½ Mrk. à 10½ Thlr. nicht 27 Thlr 1 Ort; ſondern 47 Thlr. 1 Ort, zweitens hat der Schreiber den Latus der Seite auf 307¼ Thlr. 1 Ort berechnet, welche Summe nur dann ſich ergiebt, wenn man ſtatt 27 Thlr. 47 Thlr. ſetzt.

[2]) klein ſilbern Becher.

[3]) Dieſer Poſten fehlt in B.

Summa koſtet das ſilberwerck In alle vnd hat 253 Marck 7 lot 1 quent Silber. 2951 taler 3¼ ort.

Zum Neunden an gulden vnd Perlenn gurteln.

Ein gulden gurtell hat 7 taffell Rubin, 7 taffell Demant, Ein Demant Roße, 32 Zall Perlen an golt hat er 79 taler vors macherlohn 32 taler In ſumma 213 taler.

Zwei Perlin gurtel thun mit beſchlag vnd gulden berthen haben ſechs lott perlen, in alle 41 taler.

Noch hat das freulin funfftzehen ſilbern vnd gulden gurtel, die haben In alle geſtanden 100 taler.

Summa, koſten die achtzehenn gurtel In alle 354 taler.

Zum Zehenden an perlenn vnnd gulden bruſtucher.

Funff perlin bruſtucher dartzu ſeint 19 lott perlen haben In alle gekoſt 102 taler.

Noch hat das Freulin an gulden bruſtuchern neun, die haben In ſumma geſtanden 20 taler.

Summa koſten die viertzehen bruſtucher In alle 122 taler.

Zum Eilfften an perlen haubenn vnd bendichen [1]).

Vier perlen hawbenn vnd neun perlenn bendichen, Dartzu ſeint 61½ lot perlen haben mit golde vnd alle geſtanden 377 taler [2]).

[1]) Zum eilften an perlen, hauben, gulten Bentichen perlen Bendelein vnd gulden hauben.

[2]) Hier folgen in B. noch dieſe mit 2. 4 u. 5. bezeichnete Poſten:
Noch hat das frewlin 11 gulden hauben, ſilber. vnnd golt. vnnd 14 Bendichen, Die haben In alle geſtanden 132 taler.

Zum Zwelften an perlin, vnnd gulden Kittlichen.

6 perlin Kittelichen. die habenn 22 Lot perlen, vnnd haben In alle geſtanden 112 Daler.

Noch 16 Kittelichen mit gulden vnnd ſeiden Borten. haben In alle geſtanden, 44 taler.

Summa vor 22 Kittelichen thut in alle 156 taler.

Zum dreitzehenden an gulden. vnd perlen hembden.

3 perlen hembden 26. hembden mit gulden Borten, thut 4 Lot perlen, vnnd die gulten Bortenn vnnd Leinwant zu den 29 hembden vnnd dem Bademantel in alle 150 Daler.

Zum Zwelfften an Schurtzen.

Ein perlen ſchurtzen vnd eine ſchurtzen mit getzogen borthenn vnd ſunſten Zwentzig ſchurtzen ſeint funff lott perlen zur ſchurtzen die andern ſein mit gulden borthen haben in alle gekoſt 100 taler.

Zum dreytzehenten an Bannitten.

Vier Perlin Bannit, haben an Perlen 70 lot vnd haben In alle geſtandenn 427 taler.

Noch hat das freulin an gulden vnnd Samitten Bannitten funfftzehen bannit haben In alle geſtanden 133 taler.

Summa haben die Neuntzehen Bannit gecoſt In alle 560 taler.

Zum viertzehen das Braut Bette.

Ein rot getzogenn guldenn Deckenn hat geſtanden 147 taler.

Ein rot gulden Atlaß Decken hat geſtandenn 72 taler.

Drey Gardin, Rot, weis, grun, Bleichgelb, vnd leibfarbe Damaſtiſchen die haben geſtanden 71 taler.

Ein Roten Sammeten himell vbers bette der hat geſtanden 115 taler.

Summarum hat das brautbette In alle geſtanden 405 taler.

Zum Funfftzehenden an Pfoelen vnd Tepten auff Tiſche vnd bencke.

Vier Rot gulden Sammet pfőle, drey Schwartz Samitten pfoele haben In ſumma geſtanden 60½ taler.

Zum Sechtzehenden an Deptenn aufm Tiſch.

Ein Rodt getzogenn gulden Depten, Ein Schwartz Sameten Dept, haben die Zwo Depten In alle geſtanden 73½ taler.

Zum Siebentzehenten an Rockenn.

Drey perlen Rocke, gulden Tuch dartzu ſeint 260 lot perlen die haben In alle geſtanden 1902 taler.

Vier gulden Rocke, darunter zwei ſilbern ſtucke die haben In alle geſtanden 1345 taler.

Sechs ſamitten Rocke mit ſilberen vnd gulden tuch verbremet, die haben geſtanden 470 taler.

Funff Atlaß, darunter drey Carmeſinen die haben geſtanden 277 taler.

Funf Damaſtiſchen mit ſilber vnd gulden tuch vnd Sammet verbremet haben In alle gekoſt 215 taler.

Ein Dobin Rock vnd ein Dafften mit Sammet verbremet haben geſtanden In alle 64 taler.

Funf vnderrocke, darunter iſt ein guldener Dobin ein Damaſticher, zwei ſeiden Tobin, Ein Schilert haben In alle geſtanden 136 taler.

Summa haben die 30 Rocke In alle geſtanden 4409 taler.

Zum achtzehenten an Menteln.

Einen goltgelen gulden Tobin Mantell mit getzogem Silbertuch verbremet vnd Martern gefutert hat In alle geſtanden 99 taler.

Ein Schwartzen Samit Mantell mit Silbern borten beleget hat In alle geſtanden 35 taler.

Summa haben die zwey Mentell In alle geſtanden 134 taler [1].

Summa ſummarum koſtet wie vorgeſchrieben, die gantze abfertigung des freulins laut diſſem Inuentario In alle 18254½ taler [2].

[1]) Nunmehr folgt in B. nachſtehendes mit 6—8 Bezeichnete:

Zum 21ten an gulten Wegen vnnd pferden vor die zwei brautwegen.

Die zwei gulden Wegen haben geſtanden zu vbergulten, vnd Macherlohun. vnnd zubeſchlagen, vnd der Rothe Damaſt zun Stuelen, Der Rothe gulden Sammett auf die Wegen, vnnd das engeliſch Wandt zuvberziehen. In alle 294 taler.

Die zwelf Hengſte vor den Brautwagen, als 6 weiſſe hengſt. vnd 6 braune hengſt. haben In alle geſtanden 412 taler.

Das Sammet Zeug. vnnd das leder mit den gulden Bockelen. In alle geſtanden. mit Macherlon. vnnd alle 140 taler.

Summa der Brautwagen ſampt den pferden, vnd Zeug auf die pferde, in alle geſtanden 846 taler.

An Laden vnd Kaſten.

5 Kaſten beſchlagen, vnnd acht Laden die haben In alle geſtanden 98 taler 1 ort.

[2]) Den Schluß machen in B. folgende Zeilen: Wir Albrecht der Elther vonn Gots gnadenn Marggreue zu Brandemburgk in Preuſſenn, zu Stettin Pommern, der Caſſuben vnd wenden hertzog. Burggraue zu Nurmberg vnd Furſt zu Rugenn. Bekhennen daß diß alleß wie ditzs Innentarium mitvrengt. die hochgeborne Furſtin vnnſere freundtliche gelipte gemahel Fraw Anna Maria Geborne hertzogin zu Braunſchweig vnnd Lunenburgk. Marggreuin zu Branndemburgk in Preuſſenn 2c. hertzogin 2c. mit annhero bracht. Dieweyl vnß aber etzliche Artickell mit No. 1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. getzeichennt, darinne beſchwerlich. habenn wir vnnß vermuge eins vfgerichtenn Reuers mit der hochgebornenn Furſtin Frawenn Eliſabet Gebornenn Marggreuin zu Brandemburgk 2c. Greuin vnnd frawenn zu henneberg 2c. vnſer freundtlichenn lieben Mhumen Schweſter vnnd frau Mutternn derhalbenn verglichenn. daß wir fur ſolche betzeichente Artickell zuantwor-

Hienach volgen die geſchencke wie die von den Koniglichen vnd Furſtlichen Botſchafften vf dem Beylager In Preuſſenn, Meyner gnedigſten frauwen der Hertzogin In Preuſſen ꝛc. geſchenckt wurden.

Konigl. Mt. zu Polnn [1] ꝛc. Botſchafft hat geſchenckt 2 Becher ein gulden tuch.

Der alten Kunigin zu Polen [2] botſchafft 3 Becher Ein gulden vnd ein ſilberen tuch.

Hertzog Moritz Churfurſt zu Sachßen ꝛc. Ein gulden keten.

Graff Boppo von Hennenberg [3] ꝛc. Ein keten mit perlen.

Graff Boppen gemahl 1 gulden hefft.

Margraff Wilhelm Ertzbiſchoff zu Riga [4] 1 Becher vnd 1 gulden keten.

Margraff Johans [5] Ein gulden keten daran ein kleinoth.

Der Hertzog von Meckelenburg [6] Ein gulden kete mit eynem gehenge

Margraff Albrechts [7] Botſchafft Ein gulden keten mit Edelgeſteinen von wegen Marggraff albrechts.

Margraff Albrechts botſchafft 1 Cleinot von wegen Pfaltzgraff Fridrichs vom hundtsrucken [8].

Margraff Albrechts botſchafft 2 Cleinot von wegen des Landgrafen zu Leuchtenburg vnd ſeiner gemahl [9].

then nit ſchuldigk ſein wollenn noch ſollen. Wie dann derhalbenn ein New beſonnders Inuentarium vfgericht. Actum Konigsbergk denn dritten Martii Anno Im ꝛc. 50ten.

1) Sigismund II. Auguſt.

2) Bona, Gemahlin Sigismund I. und Tochter des Herzogs Johann Galeazzo von Mailand.

3) Graf Poppo (XVIII) von Henneberg-Schleuſingen. Seine erſte Gemahlin war Eliſabeth, Tochter des Kurfürſten Joachim I. Neſtor von Brandenburg.

4) Ein jüngerer Bruder des Herzogs Albrecht von Preuſſen.

5) Johann, von Küſtrin gewöhnlich genannt, ein Sohn des Kurfürſten Joachim I. Neſtor von Brandenburg.

6) Johann Albert I.

7) Albrecht Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Culmbach.

8) Friedrich III, ſeit 1559 Kurfürſt von der Pfalz, vermählt mit Maria, Tochter des Markgrafen Caſimir von Brandenburg-Anſpach und Nichte Herzog Albrechts.

9) Georg, Landgraf zu Leuchtenberg. Seine Gemahlin war Barbara, eine Schweſter Herzogs Albrecht.

Margraff Albrechts botſchafft 1 keten mit eynem ſchonen Cleinot von wegen Graff Wilhelms vnd Graff Georg Ernſten von Hennenberg [1]) ꝛc.

Hertzogin Auguſti [2]) botſchafft 1 Cleinoth.

Margraff Johanßen gemalh [3]) 1 keten mit eynem cleinoth.

Biſchoffs von Cracaw [4]) botſchafft 1 Becher vnd 1 pferdt.

Des Herren von Cracaw [5]) botſchafft 2 Becher.

Die von Dantzigk 1 Becher.

Die von Nurmberg 1 Becher.

Die von Koningsperg 1 Becher.

Albrecht der elter marggraff ꝛc. vnd in preuſſen herczog ꝛc.
manu propria subscripsit.

[1]) Wilhelm (VII.), Graf zu Henneberg-Schleuſingen, vermählt mit Anaſtaſia († 1534), Tochter des Kurfürſten Albrecht Achilles von Brandenburg. Georg Ernſt, der letzte aus der Linie Henneberg-Schleuſingen. Seine erſte Gemahlin war Eliſabeth, Tochter Herzogs Erich von Braunſchweig.

[2]) Ein jüngerer Bruder des Kurfürſten Moritz von Sachſen und ſein Nachfolger in der Kurwürde.

[3]) Catharina, Tochter des Herzogs Heinrich d. Jüng. von Braunſchweig.

[4]) Samuel von Myszkowski.

[5]) Johann Graf von Tarnow, Kaſtellan von Krakau.

Preußiſche Anekdoten
dem Andenken der Nachkommen
gewidmet von
G. C. Piſanski.

Fortſetzung der in den Neuen Pr. Provinzial-Blättern, Bd. VIII S. 41 und 107, mitgetheilten.

(Aus dem Lateiniſchen.)

Es wird einer lebendig begraben und kommt im Grabe elendiglich um.

Es war im J. 1737, als zur Erntezeit der Reichsbaron Schenck von Tautenburg auf ſeinem Landgut Doben, in der Nähe bei Raſtenburg, an einem heitern Tage alle ſeine Leute aufs Feld geſchickt hatte, um das Korn zu mähen, nachdem etliche Tage hindurch ein anhaltender Regen es nicht zugelaſſen hatte. Er behielt allein den Jäger im Hauſe zurück. Dieſem trägt er auf, zum Mittagseſſen Mehlklöße zu bereiten. Der Jäger gehorcht, aber mit der Kochkunſt nicht genugſam vertraut, fürchtet er, daß das Gericht nicht nach dem Geſchmack ſeines Herrn bereitet ſei. Daher als er ſchon auf dem Punkt war, das Eſſen aufzutragen, will er einen Mehlkloß, den er von der Schüſſel genommen, prüfen und ſteckt ihn in den Mund; als aber darüber unverſehens der Herr kommt, ſucht er den Kloß, noch nicht mit den Zähnen zerkleinert, auf einmal herunterzuſchlucken. Jedoch bleibt die dicke Maſſe im Schlunde ſtecken und ſchnürt ihn dermaaßen zuſammen, daß der Jäger, dem der Athem verging und die Schüſſel aus den Händen fiel, einem Erſtickten ähnlich auf den Boden ſtürzte. Der Baron kann ſich nicht die Urſache des plötzlichen Vorfalles denken und glaubt, er ſei von der Fallſucht niedergeſtreckt. Er rüttelt ihn alſo, reibt ihn und gießt ihm aromatiſches Waſſer in die Naſe, er läßt einen Mann rufen, der nicht fern von dort wohnt und der ſich auf die Kunſt, Blut zu laſſen, verſteht. Dieſer ſchlägt

ihm die Ader, aber es zeigt ſich keine Spur von Leben. Daher, als Alles vergeblich verſucht iſt, zweifelt nicht der Baron, daß der Jäger wirklich geſtorben ſei. Er läßt ihn in einen Sarg legen, deren er einige vorräthig hatte, und an dem nämlichen Tage auf dem Dobener Kirchhof beerdigen, indem er fürchtete, daß bei der ausnehmenden Hitze in jenen Tagen die Leiche des Verblichenen ſchon am folgenden Tage durch Fäulniß und Ausdünſtung ihm Unbequemlichkeit verurſachen würde. Die übrigen vom Geſinde Alle kehren am ſpäten Abend vom Felde nach Hauſe zurück und hören von dem unerwarteten Tode ihres Genoſſen, den ſie morgens geſund und friſch verlaſſen hatten. Sie ſind mit höchſter Betrübniß erfüllt, weil es ihnen nicht in der Ordnung zu ſein ſcheint, den Lebenden, ja nicht einmal den Todten zu ſehn. Um wenigſtens den Ort, wo er begraben war, aufzuſuchen, gehen ſie auf den Kirchhof und betrachten den Hügel. Während ſie dies thun, glauben ſie im Innern ein gewiſſes Geräuſch zu vernehmen, von dem ſie, da ſie die Ohren näher an die Erde gebracht, ſich nur noch mehr überzeugen. Sogleich laufen ſie zum Baron, hinterbringen, was ſie beobachtet, und bitten ihn, ihnen die Oeffnung des Grabhügels zu geſtatten. Jener aber über ihre einfältige Einbildung bald lachend, bald ſcheltend, verbietet ſtrenge, das Grab zu öffnen, indem er mit Berufung auf Zeugen heilig verſichert, daß der Jäger ſo gewiß geſtorben wäre als etwas nur gewiß ſein könnte. Sie gehorchen zwar, jedoch wider Willen, dem Geheiß des Herrn. Aber wie er ſich nur zur Ruhe verfügt hatte, gehen ſie nichts deſto weniger ſtille zum Grabe hin und, nachdem ſie es von dem darüber geſchütteten Sande entblößt haben, graben ſie es auf. Aber welch ein bejammernswürdiger Anblick! Sie ſehen den Körper des Jägers freilich ſchon entſeelt; doch giebt er genug unverkennbare Merkmale, daß er in dem Sarge erſt den Abſchluß des Lebens erfahren und jenen Ton erhoben habe, den ſie vernommen. Denn mit den Zähnen hatte er ſich Arme und Hände zerfleiſcht und da, er auf den Rücken in den Sarg gelegt war, ſo wurde er jetzt umgekehrt liegend angetroffen. Auch finden ſie den Mehlkloß, durch den vorher ihm das Athmen unmöglich geworden, aus dem Munde ausgeworfen. Andern Tags erzählen ſie Alles dem Herrn, der wegen der Beſchleunigung, mit der er das Begräbniß vollzogen, obwohl ein ſolches, wie er wußte, geſetzlich

verboten war, gar mächtig erſchrocken war. Zwar bietet jener alle Sorgfalt auf, daß der tragiſche Vorfall ſich nicht verbreite, dennoch kann er es nicht ganz verhindern. Das Ereigniß wird den Oberen bekannt, die Sache vor das Fiskal-Gericht gebracht, der Leichnam ausgegraben und an ihm offenbare Zeichen des gewaltſamen Todes wahrgenommen; Zeugen werden vernommen und nachdem alles ins Klare gebracht iſt, wird dem Baron eine nicht geringe Strafe zuerkannt.

Wer in Gefahren muthig iſt, ſtimmt ſanft ſelbſt den wüthenden Feind.

Im J. 1757 drang das ruſſiſche Heer in Preußen ein und ſogleich beim Einmarſch mit Feuer und Schwert in den meiſten littauiſchen Gegenden auf eine ſchauderbolle Weiſe wüthend legte es alle Ortſchaften, die es berührte, in Staub und Aſche. Weßhalb die Einwohner von allen Seiten haufenweiſe entweder nach Königsberg eilten, oder ſich in Wäldern und verborgenen Orten verſteckten. Auch die Hüter der Kirchen, aber nicht alle, ſammt den Gattinnen und Kindern ſtrebten nach Wohnſtätten größerer Sicherheit, beſonders ſeitdem einige aus ihrer Zahl, nämlich Weſſel zu Pröculs, Schwenner zu Wilkiſchken und andere anderswo, welche die Koſaken zu Hauſe ergriffen hatten, mit unſäglichen Martern gequält und nach vielen empfangenen Wunden getödtet waren. Georg Ernſt Klemm allein, der Verkündiger des göttlichen Wortes zu Willuhnen bei Ragnit, läßt ſich nicht dahin vermögen, durch die Flucht für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Zwar ſorgt er dafür, daß ſeine Familie nach Königsberg gebracht werde, er ſelbſt aber verweigert es durchaus, ob auch von vielen gebeten und an die drohende Gefahr erinnert, den Fuß von Hauſe zu rühren. Nur wenige Leute von der ihm anvertrauten Gemeinde waren übrig geblieben und dieſe ſelbſt, ſo ſchnell es nur geſchehen kann, fliehen in die nächſten Wälder, als die Zeitung gebracht wird, daß ein Trupp von hundert Koſaken aus der Reihe derjenigen, welche durch viehiſche Roheit es allen übrigen zuvorgethan und in den benachbarten Dörfern Spuren barbariſcher

Schandthaten zurückgelaſſen hatten, im ſchnellen Zuge nach Willuhnen vorrückte. Nur einer alſo bleibt und nach feurigen Gebeten, die Klemm zu Gott geſendet, geht er angethan mit dem prieſterlichen Gewand, den Feinden, die nach Mord und Raub dürſteten, unerſchrocknen Angeſichts entgegen. Schon ſind ſie da, mit verhängten Zügeln und gezückten Säbeln unter unendlichem Geſchrei kommen ſie im Fluge daher. Beim Anblick des Pfarrers drohen ſie wuthtobend ſogleich auf ihn einzuſtürmen, aber gar bald, als ſie ihn furchtlos mit freier Stirne weiter vorwärts ſchreiten ſehn, halten ſie inne. Er tritt mit heiter verklärtem Geſicht zu dem Führer des Haufens, reicht ihm die Rechte als Pfand der Freundſchaft und durch Verneigung des Kopfs wünſcht er Allen Heil: mit Gebärden giebt er zu erkennen (denn ihrer Sprache nicht mächtig konnte er ſich nicht mit ihnen unterreden) er ſei gekommen, um ihnen ſeinen Gruß darzubringen. Bewegt von dieſem unerwarteten Anblick und von dem ſo großen Vertrauen des Mannes ſpringt der Führer der Koſaken vom Pferde herab und mit wohlwollenden Mienen ihn anlächelnd, umarmt er und küßt er ihn. Arm in Arm führt Klemm ihn in ſeine Wohnung, richtet ein Mahl an und ſetzt ihm vor, was im Augenblick bereitet werden konnte; auch unter die gemeinen Soldaten, die auf des Führers Befehl draußen warteten, theilt er Bier und Branntwein aus und was von Eßbarem ſich in der Speiſekammer vorfand mit freigebiger Hand. Laut verkündigt der Führer, daß ihm ſolches ausnehmend gefalle und ſchärft es den Koſaken auf das Ernſtlichſte ein, ſich in dem ganzen Dorf keine Gewaltthat zu erlauben und nichts auch nur mit dem Finger zu berühren. So durch dieſe Aufnahme erquickt, rüſten ſie ſich zum Abzug. Der Führer ſagt dem Pfarrer mit den verbindlichſten Gebärden Dank und unter wechſelſeitigen Küſſen ſagt er ihm ein Lebewohl. Ja die einzelnen Koſaken nähern ſich ihm mit unterwürfiger Verehrung und küſſen ihm die Hand, indem ſie alles Gute ihm erflehen. Sie ziehen ab ohne irgend einen Lärm und in der beſten Ordnung. Und nicht Willuhnen allein, ſondern auch die angrenzenden Dorfſchaften laſſen ſie auf ihrem Durchzuge unverſehrt.

Gottes ſeltene Fürſorge offenbart ſich in der Erhaltung eines Kindes.

Das Weib eines Bauern in dem Dorfe Prinowen bei Angerburg, es war im J. 1736, begleitete ihren Mann, der auf dem Felde Korn mähte, um das Getreide ihm in Garben nachzubinden. Das Kindlein, welches ſie ſäugte, hatte ſie einſtweilen auf ein Lager, aus Raſen bereitet, ſeitwärts am Acker hingelegt. Aber ſie war nur wenig weiter hinweggetreten und wendete noch das Auge darauf zurück, als ſie voller Schrecken ſah, wie ein Wolf, der aus dem angrenzenden Walde gekommen, das Kindlein im Rachen hielt und im heftigſten Laufe nach dem Walde zurückkehrte. Da, unter jammervollem Geſchrei und Geheul, zugleich mit ihrem Mann und den andern Bauern, die auf demſelben Felde das Korn mähten, ſtrengt ſie ſich an mit eiligen Schritten, das Unthier zu erreichen, das aber bald ihrem ſcharfen Blick entronnen iſt. Nichts deſto weniger läßt keiner von allen ab, der Spur des Wolfs nachzufolgen: und kaum ſind ſie in den Wald getreten, ſiehe ſo finden ſie das Kindlein auf dem Boden liegen, nackt, aber munter und unverletzt. Die Windeln waren nämlich unter dem verwachſenen Geſträuch von einander geriſſen und der ausgewickelte Säugling war unvermerkt aus dem Rachen des Unthiers gefallen. Statt der gehofften Beute waren von ihm ſo die Windeln entführt.

Unglücklicher Erfolg ſcherzweiſe angewandter Schreckmittel.

Im J. 1745 ließ ein polniſcher Edelmann ſeine in Elbing gekauften Waaren auf einem daſelbſt gedungenen Fahrzeug auf dem friſchen Haff nach Königsberg bringen. Vier elbingſchen Matroſen übertrug er die Verrichtung und gab ihnen ſeinen polniſchen Geſchäftsführer mit. Als ſie kaum in das Haff gekommen waren, entſteht ein Sturm und der furchtſame Geſchäftsführer, der noch nie vorher zu Schiff gefahren, war über die Maaßen erſchrocken, ſo daß er die Furcht unterzugehn durch jam-

mervolles Geſchrei zu erkennen gab. Die Matroſen, die das Polniſche nicht verſtehn, heißen ihn, da ſie es durch Worte nicht vermögen, durch Gebärden gutes Muthes zu ſein, indem ſie ihn bedeuten, es ſtehe keinerlei Gefahr ihnen bevor. Aber nichts deſtoweniger fährt jener fort verdoppelt ſeine Klagen zu wiederholen, heftig darauf dringend, daß ſie das Fahrzeug an die nächſte ermländiſche Küſte bringen. Da ihnen dieſes nicht nöthig zu ſein ſchien, ſo ermahnen ſie ihn mit Gebärden ſich zur Ruhe zu geben, aber ſie richten nichts aus. Voller Aerger endlich fangen ſie ihn auszuſchelten an und zum Schein erlauben ſie ſich mit Gebärden Drohungen gegen ihn, daß wenn er nicht mit Schreien aufhörte, ſie ihn ins Waſſer ſtürzen würden. Aber weil er noch nicht ſeinem Heulen ein Ende macht, packen ſie ihn und verſchließen ihn in der Schiffskajüte. Bald laſſen die Winde nach und heiteres Wetter kehrt zurück. Einer der Matroſen ſchließt daher die Kajüten-Thüre auf, um dem Geſchäftsführer das Hinaustreten nicht zu verwehren. Dieſer aber, was als Scherz geſagt war, für Ernſt nehmend, glaubt alſo, daß ſie jetzt ſich bereit halten, ihn in die Fluten zu verſenken. Weßhalb er mit der Piſtole, deren zwei gehörig geladen ihm zur Hand waren, den Mann, der ihm entgegentritt, tödtet. Die andern drei erſchüttert durch das unerwartete Schauſpiel und nicht vergeſſend, daß er noch eine andere Piſtole bei ſich führte, mit welcher er ſie auf gleiche Weiſe zu Boden ſtrecken könne, verlaſſen ſofort das Fahrzeug und beſteigen das Boot, um ſo ſchnell als es geſchehen könnte, fortrudernd aus der Schußweite zu ſein. Sie eilen nach Pillau und dort ſetzten ſie dem Befehlshaber der Feſtung auseinander, was vorgefallen ſei, mit dem Erſuchen, durch eine Rotte Soldaten den Mörder in Feſſeln legen zu laſſen. Aber weil es zu befürchten ſtand, daß einem aus der Zahl der Soldaten, ſobald ſie ſich an ihn machten, daſſelbe Schickſal bevorſtehe, als dem getödteten Matroſen, ſo weigert ſich der Befehlshaber ſich ihren Bitten anzufügen. Endlich nehmen es auf ſich und rüſten ſich zu dem gefährlichen Geſchäft die Matroſen, die als Lotſen in Pillau ſonſt das Amt haben, den in den Hafen einziehenden Schiffen entgegenzufahren und ſie unverſehrt ans Ufer zu bringen. Sie beſteigen den Kahn und dringen zu dem im friſchen Haff zurückgelaſſenen Fahrzeug. Da ſie nicht mehr fern von ihm waren, ſahen ſie den polniſchen Geſchäfts-

führer auf dem Verdeck ſtehn und mit himmelwärts erhobenen Händen um Hülfe flehen, als wenn er noch nicht der Furcht ledig wäre, in die Fluten zu verſinken. Sie heißen ihn zuerſt die geladene Piſtole in die Luft ſchießen. Nachdem er dies ohne Anſtand gethan hatte, ſtellt er ſich nicht unfreiwillig ihnen als Gefangener. Nach Pillau abgeführt, giebt er vor den Richtern die Verſicherung ab, daß er aus keinem anderen Grunde den Mord begangen habe, als um den Tod von ſich abzuwenden, da er geglaubt hatte, ernſtlich überfallen zu werden, und daß er demnach auf die Wahrnehmung unſträflicher Selbſthülfe gewieſen geweſen ſei. Da alle Umſtände dieſer Halsſache bei rechtmäßiger Durchprüfung ergaben, daß ſich die Angelegenheit wirklich ſo verhielte, ſo wurde der Angeklagte nach Verlauf von etlichen Wochen den Banden entnommen und der Freiheit wiedergegeben.

Ein Diener des göttlichen Wortes giebt ſich freiwillig den Tod.

Johann Friedrich Görke, nachdem er auf der Univerſität zu Königsberg, dann zu Halle die Reihe der Studien abgeſchloſſen, im J. 1739 zum Adjunkten des Eckersbergiſchen Pfarrers in der Gegend von Rein und darauf im J. 1743 zum Pfarramte Sorquitten im Seheſter Kreiſe befördert worden, verband ein ſtets unbeſcholtenes Leben mit einer eifrigen Amtsverwaltung. Er war ein Mann von nicht geringer Gelehrſamkeit, von unbeflecktem Herzen, freundlich und dienſtgefällig: mit ſolchen Tugenden erwarb er ſich die Liebe Aller. Mit ſeiner Gattin, die er in Königsberg heimgeführt, lebte er in einträchtigſter Ehe ohne Hader, ohne Kränkung. Wenn er an Schätzen keinen Ueberfluß hatte, ſo kämpfte er doch nicht mit Mangel an Vermögen und nicht Reichthum begehrend, lebte er mit ſeinem Looſe durchaus zufrieden. Niemals hatte er irgend welche Zeichen eines gebeugten und von Sorgen getrübten Sinnes gegeben, da er viel mehr mit einem ſanguiniſchen als melancholiſchen Temperament begabt war. Nichts deſto weniger, man weiß durchaus nicht durch welchen Grund dazu vermocht, legte er, da niemand ſolches fürchtete oder dachte,

gewaltſame Hand an ſich. Im Monat Auguſt des Jahres 1758, als er an einem Sonntage bei ſich beſchloſſen hatte, mit ſeiner Gattin das heilige Nachtmahl zu nehmen und darum zur Vollziehung der Handlung den benachbarten Pfarrer eingeladen, widmete er die Tage vorher frommen Betrachtungen. An dem Tage nun ſelbſt, der zur heiligen Verſammlung beſtimmt war, erhob er ſich erſtlich viel früher als gewöhnlich aus dem Bette, um die Morgenzeit mit beſtändigen Andachtsübungen hinzubringen, und darauf begab er ſich in ſeine Studirſtube, indem er ſeiner Gattin aufgab, ihn zu rufen, ſobald der Pfarrer aus der Nachbarſchaft gekommen wäre. Da derſelbe gegenwärtig war, geht die Gattin nach der Studirſtube und blickt durch eine Spalte der Thüren hinein und weil ſie den Gemahl auf die Knie geſunken Gebete zu Gott ausſchütten ſieht, ſo will ſie ihn in dieſer frommen Verrichtung nicht unterbrechen und geht für kurze Zeit davon. Aber ungefähr nach einer halben Stunde, da ſchon die Zeit heranrückte, den Gottesdienſt in der Kirche anzufangen, tritt ſie in die Studirſtube, um ihm anzuzeigen, daß der Pfarrer angekommen wäre. Aber als ſie die Thüren aufmacht, erſtarrt ſie, indem ſie ihren Gemahl ganz von Blut umfloſſen auf dem Boden liegen ſieht und daneben ein Meſſerchen, wodurch er ſich eine ſo gefährliche Wunde beigebracht hatte, daß er ohne irgend ein ſichtbares Zeichen des Lebens als bereits entſeelt gefunden wurde.

Ein Verbrechen fließt aus dem andern.

Ein cölmiſcher Bauer und Kirchenvorſteher in Piſanitz in dem Lyckſchen Bezirk, Namens Loſewski, der in dem Dorfe Makoſchepen ſeinen Wohnſitz hatte, bemerkte, als er im Monat Juli 1768 das in ſeinem Schrein verwahrte Geld zuſammenrechnete, daß ihm 40 Gulden durch Diebſtahl entfremdet ſeien. Er beargwohnte ſeine Frau, mit der er nicht in der einmüthigſten Ehe lebte, ihn beſtohlen zu haben. Grimmig fährt er auf ſie los, wünſcht ihr alles Unheil und droht mit der grauſamſten Rache, wenn ſie nicht die Schuld eingeſtehe und das Geld wieder herausgebe. Jene das angeſchuldigte Verbrechen auf das Beharrlichſte

verneinend, ſtützt ſich auf ihr gutes Gewiſſen und endlich wirft ſie ſich auf die Kniee und ruft Gott als Zeugen ihrer Unſchuld an: aber das iſt nicht genug, dem erbitterten Mann den Argwohn zu benehmen. Aufgebracht vielmehr und bis zur ſpäten Nacht immerwährend Drohungen ausſtoßend, ging er zu Bette, ohne zu eſſen und zu trinken. Das Alles vernahm die Dienſtmagd, die jenen Diebſtahl begangen hatte; ſie wird vom ſtachelnden Schuldbewußtſein getrieben, indem ſie die Flüche, mit denen Lojewski ſein Weib verwünſchte, und die Thränen, die ſie vergoß, in ſtillen Gedanken erwog, und ſie legte ſich, wie ſie es ſelbſt nachmals bekannte, mit mächtig erregtem und unruhigem Gemüthe nieder. Zitternd vor Angſt und triefend von kaltem Schweiß kann ſie nicht einſchlafen. Aber mitten in der Nacht von der Einbildung getäuſcht, glaubt ſie ein Geſpenſt zu ſehn in Geſtalt eines kleinen Mannes, der mit fürchterlichem und graſſem Blick neben ihrem Lager ſteht und ſie mit den Worten anredet: wenn du nicht am morgenden Tage das gewonnene Geld wiedergiebſt, ſo halte es für ſicher und ausgemacht, daß ich deinen Leib mit ſo vielen Wunden zerreißen werde, daß du ſie Zeit deines Lebens fühlen ſollſt. Durch dieſe Erſcheinung auf ungewöhnliche Weiſe erſchüttert, geht ſie gleich morgens zu ihrer Frau, bekennt den Diebſtahl, erzählt, was ihr in der Nacht begegnet ſey, giebt 10 Gulden wieder, denn das Uebrige hatte ſie ſchon untergebracht, und bittet demüthiglich wegen ihres Fehltritts um Verzeihung. Die Frau ſetzt auf der Stelle Alles dem Hausherrn aus einander und bedeutet ihn, daß ihre Unſchuld nun klar zu Tage liege. Verſöhnt bittet jener ſie ab wegen des Jähzorns, mit dem er Tages vorher gegen ſie gewüthet hatte, und tritt wieder zu ihr in ein gütliches Verhältniß. Er verlangt darauf, daß ihm das Frühſtück, eine Suppe aus gekochtem Bier, zubereitet werde. Die Frau wendet dazu das Bier an, das vom geſtrigen Trunk im Kruge zurückgeblieben iſt und verzehrt mit ihm zuſammen das aufgetragene Gericht. Sogleich empfinden beide in den Eingeweiden die heftigſten Schmerzen und zu einem außergewöhnlichen Erbrechen gereizt, entledigten ſie ſich deſſen, was ſie eingenommen. Da die Nachbaren, die um Hülfe zu leiſten hinzugekommen waren, genauer prüfen, nehmen ſie deutliche Spuren des hineingeſchütteten Giftes wahr. Auch dieſe Schandthat geſtern verübt zu haben, bekennt darauf die

Dienſtmagd. Sie hatte ſich nämlich ausgedacht, daß Lojewski, wenn er wie gewöhnlich den Krug, in den ſie das Gift gethan hatte, vor dem Schlafengehn austränke, während des Schlummers verſcheiden und ſein plötzlicher Tod als ein Zeugniß der göttlichen Rache gehalten werden würde, durch das ſich die Unſchuld der Hausfrau bewährte. Da in größter Eile Gegenmittel angewandt wurden, ſo erhielten beide Eheleute ihre Geſundheit wieder; die Dienſtmagd aber empfing eine ihren Vergehungen angemeſſene Strafe.

Das Rechte ſiegt, das Unrechte wird zu Schanden.

Im J. 1716 war das Rectoramt der Angerburgiſchen Schule unbeſetzt, da Michael Brettſchneider, der vom J. 1713 ab es bekleidet, die Diaconats-Stelle in der Stadt Landsberg erhalten hatte. Unter ſeiner Leitung hatte die Schule die größte Abnahme erfahren, ſo daß er bei ſeinem Abgange im Ganzen nur zwölf Schüler in der ganzen Lehranſtalt verließ. Die Nothwendigkeit alſo drängte, einen gelehrten und eifrigen Vorſtand in die Stelle zu ſetzen. Es buhlte um ſie Andreas Frantzius, ein Mann, der kaum mittelmäßig in die ſeinen Wiſſenſchaften eiugeweiht war, dem indeß der Magiſtrat der Stadt wohlwollte und ihm das Amt zu übergeben ſich entſchloſſen hatte, weil er der Sohn eines Angerburger Rathsherrn war. Ihm war aber ſowohl der Obherr des Gebietes, damals Hauptmann genannt, Truchſeß und Graf von Waldburg als auch der Inſpector der Schule Helwing entgegen mit Darlegung des Grundes, daß der Schule keine beſondere Ausſicht erwachſe durch einen Rector der Art, welcher der Wiſſenſchaften, die er den Zöglingen einflößen ſollte, ſelbſt unkundig wäre. Vielmehr empfehlen ſie dem Magiſtrat einen Mann von beſter Färbung, Chriſtoph Pisanski, der in edler Wiſſenſchaftlichkeit tüchtig bewandert wäre und ſchon mehrere Proben echter Gelehrſamkeit herausgegeben hätte. Da dem Magiſtrat dies nicht zuſagte und kein Theil dem andern weichen wollte, ſo wird die Angelegenheit den höchſten Räthen der Regierung Preußens überwieſen. Dieſe beſtimmen, daß ſowohl Frantzius als Pisanski

ſich vor der philoſophiſchen Facultät der Akademie in Königsberg zu ſtellen hätten zur Ermittlung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen beider und die Rectorſtelle demjenigen übertragen werden möge, der in der Prüfung im Wiſſen den andern überträfe. Es rüſten ſich alſo beide Candidaten, ſchon vordem durch Freundſchaft verbunden, zur Unternehmung der Reiſe nach Königsberg; und da Frantzius mit keineswegs trüglichem Seherblick vorherſah, daß er als der Schwächere abziehn würde, ſo ſchlug er Piſanski'n die Bedingung vor, daß wer das Rectoramt erlangte, den Koſtenaufwand für Fahrt und Prüfung für den andern zurückerſtatten möge. Dieſer ſtimmt ein und nach gegenſeitiger Abmachung unterzeichnen ſie dieſen Vertrag. Nach angeſtellter Prüfung wird Piſanski für den Würdigeren vor Frantzius von der philoſophiſchen Facultät erklärt und mit dem Ruhm eines ehrenvollen Zeugniſſes entlaſſen. Daß es ſich aber ſo begeben würde, davon hatte der Angerburgiſche Magiſtrat eine nicht dunkle Vorſtellung. Frantzius' Vater bemüht ſich indeß, durch reiche Geſchenke den Hauptmann zu beſtechen, um ihn als Beſchützer für ſeinen Sohn zu gewinnen. Es ging nach Wunſch. Denn bei dem rückkehrenden Piſanski vermag der Hauptmann mit einſchmeichelnden Worten und Mahnungen ſoviel, daß er dem Frantzius aus freien Stücken weicht, denn deſſen Verhältniſſe wären ſo angethan, daß, wenn er nicht dieſe Anſtellung einnähme, ihm kaum die Hoffnung ſchimmerte, irgend eine andre zu erreichen; ihm, Piſanski, im Gegentheil würde ſein Wiſſen und das erlangte Zeugniß gar leicht den Zugang eröffnen zu anſehnlicheren Anſtellungen. Er fügt hinzu, daß er nur auf wenig Liebe und Zuneigung vom ſtädtiſchen Magiſtrat für ſich zu hoffen habe, wenn er gegen deſſen Wunſch zu dem Amt befördert würde. Daſſelbe wurde auch von andern, welche zu der Partei Frantzius' gehörten, Piſanski'n wiederholt zu Gemüth geführt. So nach reiflicher Erwägung alles deſſen, wie auch nach der Abmahnung des Pfarrers Helwing, entſagt er freiwillig ſeinem Recht und läßt es zu, daß Frantzius der Beſtallungsbrief verliehen wird. Dieſem lag es ob, nach beſtehender Sitte das neue Amt bei der feierlichen Einführung mit einer lateiniſchen Rede zu eröffnen. Da er ſich nicht gewachſen fühlte, ſie auszuarbeiten, ſo wendet er ſich an Piſanski und beſchwört ihn mit Bitten, ſie für ihn abzufaſſen.

Gern leiſtet er dem Freunde den Dienſt. Da dieſer die Rede empfangen, ſagt er den innigſten Dank und verlangt den Zettel, durch den ſie ſich wegen der aufgewandten Reiſekoſten ſich gegenſeitig verbürgt hatten, indem er vorgab, die Schuld nunmehr berichtigen zu wollen. Wie er ihn aber kaum von Piſanski erhalten, zerreißt er ihn ſogleich in Stücke und wirft ihn ihm vor die Füße mit der eingeſtreuten Bemerkung, daß er nicht im Ernſt, ſondern nur im Scherz dieſer Bedingung Genüge zu leiſten gelobt habe. Piſanski ſieht ihn an. So alſo, ſpricht er, nichtswürdiger Menſch, verſpotteſt du den Freund, erwiderſt ihm das Empfangene, zugleich das neue Amt und die Rede, die dir übergeben ſind. Aber wiſſe, das Verbrechen pflegt auf das Haupt des Urhebers zurückzufallen. Dazu verzog Frantzius die Mienen zur Schalkhaftigkeit und ſtill für ſich lachend, ging er von dannen. Doch kaum iſt eine Stunde verfloſſen, ſo kommt ein Poſtbote und bringt ihm eine Verfügung von den Regimentsräthen, wodurch der Angerburgiſche Magiſtrat auf das Härteſte mitgenommen wird, daß er gegen die Entſcheidung der philoſophiſchen Facultät zu Königsberg (welche erfahren hatte, was zu Angerburg vorgegangen war, und es den Regimentsräthen hinterbracht hatte) den Unwürdigen dem Würdigen vorzuziehn gewagt habe. Sie befehlen zugleich, Frantzius, ſelbſt wenn er ſchon berufen und eingeführt wäre, ohne Zögern vom Amte zu entfernen, Piſanski aber zum Rector der Schule einzuſetzen. So iſt es auch geſchehen. Sofort ging Piſanski zu Frantzius und ſagte ihm Dank, daß er durch Zerreißung des Scheins, wenn auch am meiſten wider ſeine Hoffnung und Berechnung, ihn ſelbſt von der Verpflichtung, die Koſten zurückzuerſtatten, losgeſagt hätte.

Beiträge
zur
Geſchichte des Wergeldes in Preuſſen.

Von A. v. Mülverſtedt.

Der nachfolgende Aufſatz macht auf ſtreng-wiſſenſchaftlichen Werth keinen Anſpruch. Er umfaßt nur, wie es die Ueberſchrift anzeigt, Materialien zu einer Geſchichte des Wergeldes in Preuſſen, geſammelt von einem Freunde der Vorzeit dieſes Landes bei Gelegenheit anderer Studien. Vielleicht wird er dem Rechtshiſtoriker Preuſſens künftig einigen Nutzen gewähren können, oder ſchon jetzt zur Beſprechung einiger Fragen aus dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaft führen.

Ueber das vor der Publizirung des Landrechts im Jahre 1620 im Ordensſtaat und nachherigen Herzogthum Preuſſen geltende Recht haben wir bis jetzt noch kein erſchöpfendes Werk *). Wir wiſſen zwar, daß deutſches Recht hier zur Anwendung kam, aber man brachte kein allgemein in Deutſchland geltendes Rechtsbuch hieher, ſondern dieſes und jenes partikuläre Recht verſchaffte ſich Geltung. Neben dem lübiſchen, ſundiſchen und flämiſchen, dem ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Rechte, conſtruirte der Orden das Culmiſche, ja in den Grundverſchreibungen begegnen wir noch dem Preuſſiſchen und Magdeburgiſchen Recht, ohne daß ſich dieſe Rechte gegenſeitig ergänzt hätten: ſie beſtanden vielmehr nebeneinander. Es war überhaupt in Preuſſen im Mittelalter nicht anders als

*) Herr Geh. Rath Voigt giebt in ſeiner Geſchichte Preuſſens mehrere ſehr intereſſante Abſchnitte über den Rechtszuſtand unſerer Provinz zur Zeit der Ordensherrſchaft. Vgl. des Herrn Trib.-Rath Schweikart Abhandlung über die in Oſt- und Weſt-Preuſſen geltenden Rechte in den v. Kamptzſchen Jahrbüchern. Heft LII.

in Deutſchland: neben allgemeinen Landesordnungen, die theils wirkliche Rechts-, theils Polizei-Vorſchriften enthielten, hatten die größern Städte und die meiſten der kleinern ihre eigene Willkühren, in welchen Inſtitutionen aus allen bekannten Stadtrechten Deutſchlands vorkamen: eine Einheit in der Geſetzgebung war ebenſofern, als das Beſtreben für alle Rechtsverhältniſſe des Privatrechts ſowohl, wie des öffentlichen eine ausreichende Geſetzesquelle zu begründen. Daher konnte Gewohnheitsrecht überall ſeine Herrſchaft ausüben und zahlreiche Beiſpiele aus der Rechtspraxis der Vorzeit können es beweiſen, wie wenig einestheils die Richter ſich an das poſitive Recht hielten, wie oft ſie anderntheils die für ſie beſtimmten Geſetzbücher ignorirten und ihrem freien Belieben gefolgt zu ſeyn ſcheinen.

Ueberhaupt dürfte es unumgänglich nöthig ſeyn, um die verſchiedenen Rechte und Rechtsgrundſätze kennen zu lernen, den uns aus der Vorzeit hinterbliebenen Entſcheidungen von Rechtsfällen eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da ſie die beſten Beweismittel zur Entſcheidung der Frage, welchem Rechte man am meiſten in Preuſſen gefolgt iſt oder welche deutſchen Rechte hier zur Anwendung gekommen ſind, darbieten.

Eine in vielen Beziehungen merkwürdige noch nirgends veröffentlichte Urkunde, welche weiterhin mitgetheilt und beſprochen werden wird, hat zu dieſen Zeilen, welche ſich allein auf das ſ. g. Wergeld und das, was mit ihm zuſammenhängt, beziehen ſollen, Veranlaſſung gegeben.

Das Wergeld (auch Wehrgeld, Manngeld, Werigelt, Leudis) geht in ſeinem Urſprung auf den allgemeinen Begriff der Buße zurück. So alt, als die Kunde von Deutſchen, iſt die Sitte derſelben, begangenes Unrecht durch Geld zu ſühnen *). Es war dieſe Geldbuße überhaupt das Zeichen der Reue oder der freiwilligen Sühne, um ſeinen Gegner zu ehren und das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Die Buße war eine gerichtliche oder außergerichtliche, je nachdem ſie entweder durch das Geſetz beſtimmt war oder durch eine eigene Klage gefordert werden konnte (wobei ſie theils der Verletzte, theils der König und die Gemeinde

*) Tacit. German. cap. XII. XXI. cf. Grimm in d. Savigny Zeitſchrift geſch. Rechtswiſſenſchaft I. p. 329 flgd.

als Friedensgeld erhielt) oder die Parteien ſich im gütlichen Wege verglichen, ſo daß ſie eine beliebige Höhe erreichen konnte und gleichſam als Symbol der Verurtheilung zur Strafe angeſehn wurde. Unter beide Arten der Buße fällt das Wergeld, weil es durch eine beſondere Klage *), ſowohl auf Höhe der im Geſetz beſtimmten Summe gefordert, als durch Vergleich bald moderirt, bald beſondere andere Leiſtungen ihm ſubſtituirt werden konnten **). Das Wergeld ſelbſt iſt eigentlich die für ein beſtimmtes Verbrechen oder Vergehen zu entrichtende Buße, im engern Sinne die Buße, welche gezahlt wurde, um den durch einen Todſchlag entſtandenen Streit auszugleichen ***). Es hatte urſprünglich den Zweck, nicht nur Rache abzuwenden, ſondern auch wohl der Familie des Erſchlagenen Erſatz für den erlittenen Verluſt, ſo weit es möglich war, zu verſchaffen. Das erſte Motiv zu dieſer Rechtsinſtitution ſpricht zwar geradezu jedem Rechtszuſtande Hohn, findet aber ſeine Entſchuldigung ſowohl in der uralten Zeit der Entſtehung des Wergeldes, als beſonders in einer tiefwurzelnden Sitte der Deutſchen, die ſie über ein Jahrtauſend bewahrt haben, in der Racheluſt, der Rachebefugniß und dem Fehderecht †). Wenn wir nun auch den Ausbrüchen dieſes natürlichſten aller Gefühle der Menſchenbruſt ſo lange begegnen werden, als es Menſchen

*) Zu Anfange wohl nur durch Sitte und Gewohnheit auf eine beſtimmte Höhe feſtgeſetzt.

**) Ueber dieſen letztern Fall ſ. unten die Urk. vom J. 1500. Vgl. v. Baczko Beiſpiel der noch 1638 in Oſt-Preuſſen erlaſſenen Blutrache in den Beitr. zur Kunde Pr. V. p. 319 flgd.

***) Im Culmiſchen Recht (ex ult. revis.) p. 261. heißt es dagegen ganz unhiſtoriſch: „Wehrgeld heißt das, damit ſich ein Mann erledigen oder erwehren könne von einer Klage, die man ſonſt wider ihn um einer begangenen That haben möchte und kömmt Wehrgeldsforderung in den Fällen, die nicht aus Vorſatz, ſondern zufällig aus Verwahrloſung und Unvorſichtigkeit herfließen, aber wegen keinem vorſätzlichen Verbrechen, die an Hand und Hals gehen.“

†) Rogge über das Gerichtsweſen der Germanen hält das Fehderecht für kein ius im eigentlichen Sinne, weil es von keiner höhern Gewalt geſchützt würde, indeß führt Wilda in ſ. Strafrecht d. Germanen hiegegen an, daß der ſich Rächende nur dann zur Strafe gezogen wurde, wenn er nicht bewies, daß er ſeinen Feind mit Recht erſchlagen, gerade ſo wie kürzlich die Zeitungen das Verdikt eines Amerikaniſchen Geſchwornengerichts mittheilten, das einen Vater, welcher den Räuber ſeines Kindes vorſätzlich erſchoß, freigeſprochen hatte.

giebt, ſo war nichts deſto weniger ſchon die frühe Vorzeit in ihrem Rechtsgefühl um die Dämpfung und Ausrottung dieſes zur Sitte und zum lebendigſten Gewohnheitsrecht übergegangenen Gefühls beſorgt, beſonders wenn die Gefährdung der allgemeinen Sicherheit auf dem Spiele ſtand.

Vor allem erſchien der Sinn für Rache bei den Deutſchen am lebendigſten und für die ſichere Exiſtenz der Staatsbürger am gefahrbringendſten, wenn es galt, den Tod eines Erſchlagenen zu rächen. Hier erwachte neben dem Rachedurſt und dem Freiheitsgelüſt, ſein eigener Richter zu ſeyn, noch das Ehrgefühl in den Verwandten des Entleibten. Sie durften es nicht dulden, daß der Thäter das Licht der Sonne, das er ihrem Freunde verhüllt, noch länger ſchaue, ſonſt würden ſie in der öffentlichen Meinung nicht blos zu Feiglingen, unwürdig in den Marken ihres Gaues zu weilen, gemacht ſeyn, ſondern der härteſte Schimpf hätte den Verblichenen getroffen, als ſei er ein unwürdiges Glied ihrer Sippſchaft geweſen, von ihnen mißachtet worden und einer Schandthat zur Sühne gefallen. Die Verwandtſchaft (Magenſchaft, Freundſchaft) war es alſo, welche der Tod ihres Blutfreundes zur Rache entflammte *), nicht der Staat, ſein Fiſcal oder ſein Anwalt verfolgten die Miſſethat im Namen der Obrigkeit, denn man ſah noch nicht die Geſammtheit der Staatsangehörigen durch den Todſchlag verletzt, nur die Familie, jener Uranfang des Staates, jenes Atom vom Staat im Staate, hatte Schaden erlitten, und hier tritt die deutſche Familie in ihrem wirkſamſten Rechtsverhältniſſe auf, als die Verbindung der Blutsfreunde zum gemeinſamen Schutz und zur gemeinſamen Rache.

Aber der allmählig fortſchreitende Entwickelungsgang der Cultur, die den Staat und die menſchliche Geſellſchaft zu ihrer Vollendung zu bringen hat, ließ frühe auf Mittel bedacht ſeyn, ſolchen rechtloſen Zuſtänden jede Gewähr zu verſagen und nicht wenig hat der milde Einfluß der chriſtlichen Religion hiezu beigetragen. Die Friedloſigkeit des Thäters und das Unglück, in das er

*) Die Frage, ob es Pflicht der Verwandten war, blutige Rache für den Todtſchlag zu nehmen und ob es für ſchimpflich gegolten, ſich durch eine ſühnliche Geldſtrafe beruhigen zu laſſen, verneint Wilda mit Recht und beweißt ſeine Anſicht ſehr paſſend.

ſeine ganze Familie ſtürzte, einerſeits, wie andrerſeits die ungezügelte Racheluſt und endlich beiderſeits die oft übermäßige Fehdeluſt waren es, die für jeden geordneten Rechtszuſtand nur verderblich ſeyn konnten. Das Auskunftsmittel hiefür war im Wergelde ſchon früh gefunden.

Man wird zu der Meinung ſich hingezogen fühlen, daß es unendlich ſchwer geweſen ſeyn wird, jene übermächtige Familienautorität durch ein ſo einfaches Inſtitut zu untergraben und zu vernichten. Aber man vergeſſe nicht, daß es nicht nur ein ächtdeutſcher Grundſatz war, durch Geldbuße jedes Unrecht gut machen zu können, ſondern daß auch den Thäter, hatte er ſeine Rachebefugniß überſchritten, ſchwere Verantwortung traf, endlich daß das gebotene Wergeld immer ein Zeichen der Demüthigung des Gebers, ein Zeichen des eingeſehenen Unrechts und eine Bitte um Vergebung war. Dies machte ſeinen großen Einfluß geltend, beſonders wenn es Gegenſtand freier Uebereinkunft war, wo ſich oft der Thäter zu beſondern Opfern und Büßungen verſtehen mußte, die geeignet waren, ſeine Erniedrigung eben ſo lebhaft, als den hohen Werth, den der Erſchlagene hatte, vorzuſtellen. Was aber dem Wergelde, wenn es gegeben wurde, die rechte Kraft der Einigung, die dem Verbrecher, ſo wie ſeiner Familie, die Garantie der fernern Sicherheit und der Entſagung der Blutrache gab, war das jedesmalige feierliche, ja eidliche Verſprechen beider Theile und der beiderſeitigen Familie, zum ewigen Frieden, zur Urfehde *). Hiedurch eben ſo ſehr, als durch den wohl zu beachtenden Umſtand, daß nicht nur die Familie des Uebelthäters zur Beiſteuer zum Wergelde verpflichtet, ſondern auch die des Erſchlagenen zur Theilnahme an deſſen Genuß berechtigt wurde, konnte der bedeutendſte Einfluß auf das Aufhören der Blutrache ausgeübt werden. Dieſe Theilnahme der Familie am Beitrage zum Wergeld (aber nur beim Todſchlage) unterſcheiden es eben von jeder andern Buße, da es auch von Schuldloſen getragen werden mußte. Es diente dazu, die Familien mit einander, ohne Rückſicht auf den Thäter, ihrer ſelbſt willen zu verſöhnen.

*) S. Legg. Rother. Reg. Langob. c. 143. Ein ſolcher ewiger Friede wurde jedesmal verbrieft und wir haben noch aus alter Zeit Formulare zu ſolchen Urkunden.

Es war ganz natürlich, daß man trotzdem noch der Fehdeluſt folgte, wenigſtens wurde, ſchon um die Eigenmacht zu zeigen und der alten Sitte zu huldigen, gewiß in den meiſten Fällen nicht das geſetzmäßig beſtimmte, ſondern das durch freie Uebereinkunft und Vergleich beliebte Wergeld gefordert. Die Obrigkeit, die ſchon im erſten Falle nur eine vermittelnde Rolle ſpielte, mußte im letztern jeder Theilnahme an der Verfolgung des Thäters entſagen, da hier noch die Sache am deutlichſten als eine Familienangelegenheit behandelt wurde. Wurde aber das geſetzlich fixirte Wergeld im Wege der Klage gefordert *), ſo traf, unterblieb die Zahlung aus Trotz oder Unvermögenheit, den Thäter die Rache der Verletzten und er verfiel in die Acht als ein Feind des Volks und des Königs **).

Späterhin indeſſen, als der Staat nicht nur ſeine Berechtigung, ſondern auch ſeine Verpflichtung einſah, alle Verbrechen, deren Urheber ſich in ſeinem Schutze befanden, bei ſeinen Gerichten unterſuchen zu laſſen, veränderte ſich immer mehr die Natur des Wergeldes. So hörte allmählig die Theilnahme der Familie am Wergelde auf, ſchon ſelbſt zu der Zeit, als noch andrerſeits die Familie des Verbrechers dazu beiſteuern mußte und zuletzt verlor es ganz den Charakter der Buße und wurde allein Strafe an Stelle der den Schuldigenden treffenden Friedloſigkeit.

Es bleiben nun noch die Fragen zu erörtern übrig, welche Verbrechen durch Wergeld ſühnbar waren, wer zur Forderung deſſelben berechtigt war, endlich in welcher Höhe es die Geſetze beſtimmten? Daß das Wergeld neben ſeiner Anwendung bei allen geringern Verletzungen an Leib, Ehre und Gut, bei Todſchlägen im eigentlichen Sinne, bei Tödtungen im Falle des Affects, der Nothwehr u. ſ. w. gezahlt wurde, iſt außer allem Zweifel ***).

*) Es war dies, wie ſich von ſelbſt verſteht, lediglich ein Recht des Verletzten und ſeiner Verwandten, indeſſen meint Wilda, daß ſchon in alter Zeit, wiewohl als Ausnahme, ein öffentlicher Ankläger das Verbrechen verfolgt habe, bis endlich das Recht des Königs, die Anklage zu erheben, in eine Pflicht übergegangen ſey.

**) S. Wilda a. a. O. S. 697.

***) S. Gloſſe z. Sachſenſpiegel II 13, vgl. dagegen Tit. 2. Legg. Burgund.

Aber auch der wirkliche Mord *) konnte in der ältern Zeit durch eine Geldbuße geſühnt werden, nur durch das höchſte Wergeld, bald durch neunfaches, bald durch dreifaches **). Außerdem pflegte der Mörder nicht ſelten gezwungen zu werden, ſich noch beſondern Pönitenzen zu unterwerfen. Bei mehr und mehr geläuterten Rechtsbegriffen ſah man aber das Gefahrvolle einer ſolchen Beſtrafung ein, und bald hatten viele Geſetzgeber durch Todesſtrafe den Mord bedroht, ohne jedoch die alte Sitte der Compoſition ausrotten zu können.

Nur der Freie, nur der, welcher ſich durch eine Fehde Genugthuung verſchaffen konnte, hatte das Recht Wergeld zu fordern ***), nicht der Leibeigene, der Rechtsloſe, als Sache angeſehene, für deſſen Verletzung und Todſchlag nur ſein Herr entſchädigt werden mußte. Auch nur die männlichen Verwandten hatten Anſpruch auf Wergeld, zu welchem ſie allein beitragen mußten, wenn ihr Verwandter der Thäter war.

Es iſt klar, daß das Fehde- und das Compoſitionen-Recht, als widerſprechende Begriffe nicht neben einander beſtehen konnten: wer die Selbſtrache wählte, konnte auf Wergeld keinen Anſpruch machen †). Dieſes war aber zur Beſchränkung des Fehderechts und der maaßloſen Blutrache eingeführt und um ihm noch größere Wirkſamkeit zu ſichern, nahm man allmählige Erhöhungen vor.

Was endlich die Höhe des geſetzlichen Wergeldes anbetrifft, ſo war ſie nach der Verſchiedenheit des Standes und der Geburt des Verletzten oder nach der Art des Todſchlages verſchieden ††). Der freie Franke ſollte 200 Solidi fordern können, der Adeling oder anthrustio die dreifache Summe †††). Frauen hatten das doppelte Wergeld der Männer ihres Standes.

*) Der altdeutſche Rechtsbegriff von Mord paßt nur theilweiſe unter unſere gegenwärtige Definition, die in jenem Sinne nur einen Todſchlag bezeichnet, wenn die That nicht mit beſonderer Heimlichkeit vollbracht war.

**) S. Wilda a. a. O. S. 394 flgd. u. S. 707.

***) Ausgenommen bei den Frieſen ſ. Rogge a. a. O. p. 9. 10.

†) S. Eichhorn Deutſche Staats- und Rechtsgeſch. R. A. I. p. 406.

††) S. Eichhorn a. a. O. I. p. 389.

†††) So nach den Fränkiſchen und Thüringiſchen Volksrechten. S. Eichhorn a. a. O. p. 281. Wilda S 420.

Nachdem bis hieher in kurzen Umriſſen die Entſtehung und Natur des Wergeldes angedeutet worden, wenden wir uns zur Unterſuchung, in wie fern in Preuſſen das Wergeld zur Anwendung gekommen iſt.

Mit denſelben Ideen von der Selbſthülfe und dem Fehderecht, der Geldbuße und dem Wergeld, in denen ihre Väter und Vorfahren gelebt hatten, kamen die Ritter des Deutſchen Ordens nach Preuſſen. Das Jahrhundert ihres Erſcheinens war unter den angeſtrengteſten Kämpfen gegen die Ungläubigen verfloſſen und mit Verlegung der hochmeiſterlichen Reſidenz nach Marienburg ſchien auch die Zeit gekommen, die Früchte ihrer Arbeit genießen zu können. Der Deutſche Orden hatte bei den Bewohnern Preuſſens ſo gut Stände vorgefunden, wie es ſolche in ſeinem Vaterlande gab und zu allen Zeiten der Welt gegeben hat. Es war weder möglich noch klug die Standes- und Rangverſchiedenheiten der Eingeborenen aufzuheben, ſie wurden aber in die Verhältniſſe hineingepaßt, welche in Deutſchland mit den ihrigen die meiſte Aehnlichkeit hatten. Das aber ließ ſich der Orden am angelegenſten ſeyn, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Gewohnheiten und Rechte, die ſie gepflegt hatten, als heidniſche und dem Chriſtenthum entgegenlaufende mit der Wurzel zu vertilgen; mit der Religion der Deutſchen ſollten ſie auch deutſchem Rechte unterworfen werden. Das erſte Document, welches uns Zeugniß von der Geſetzesthätigkeit des Ordens in Preuſſen giebt, iſt die Culmiſche Handfeſte vom Jahre 1233, beſtätigt 1251. Wir finden hier die deutlichſten Spuren der Buße, nicht blos für Körperverletzungen, ſondern auch für Todſchläge *). Wenn ſchon des Ausdruckes Wergeld hier keine Erwähnung geſchieht und nur gerichtliche Bußen genannt werden, ſo iſt hierunter, da ſie eben für Todſchläge mit beſtimmt ſind, der Theil des Wergeldes, welcher bei Unterſuchung des Verbrechens vor Gericht an die Obrigkeit als Friedensgeld fiel, zu verſtehen. Denn daß etwa der Richter allein den Todſchlag, ohne daß die Familie des Getödteten ſich bethei-

*) Judicibus cessimus perpetualiter de parte tercia mulctarum iudicialium pro culpis majoribus pensatarum — — — de majoribus culpis, ut sint homicidia, sanguinis effusio et his similia, Judex — nihil remittat.

ligt hätte, zur Cognition gezogen, daran iſt, abgeſehen davon, daß dieſe Annahme ſich durch nichts beweiſen ließe, bei der damals in Deutſchland noch übermäßig geltenden Sitte der Blutrache um ſo weniger zu denken, als, wie wir ſehen werden, das Wergeld nun ausdrücklich als Recht den Preuſſen zugeſtanden wird. Aber nicht allen Preuſſen wurde dieſe Auszeichnung zu Theil, ebenſo wie ſie nicht jeder Deutſche hatte. Der Orden claſſificirte ſeine Unterthanen gerade nach den Ständen, wie ſie damals in Deutſchland vorhanden waren. Auch die Preuſſen zerfielen in Freie und Unfreie, d. h. Freigeborene und Leibeigene. Nicht zu verwechſeln mit der erſten allgemeinen Claſſe der Freigeborenen ſind aber die in der Geſchichte Preuſſens ſo häufig als beſonderer Stand auftretenden ſ. g. Freien *), deren Benennung ſich noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Sprache des Volks und der Regierung erhielt. Sie ſind nur ein Theil der Freigeborenen, nehmlich die mit einem Grundſtück angeſeſſenen, deſſen Qualität ihnen mehr den Namen der Freien zukommen ließ, als ihre Geburt. Sie beſaßen ihre Grundſtücke nehmlich „frei von Zinſen, Zehnten und gebäuerlicher Arbeit erblich und ewiglich," wie es in ihren Verſchreibungen heißt, oder früher: agros liberos a solucione decimarum et iugo rusticalium operum in perpetuum." Das Recht, zu dem ſie ihre Grundſtücke beſaßen, war in ihren Verſchreibungen entweder als Preuſſiſches Recht oder als Culmiſches oder als Erbrecht bezeichnet oder es war ganz übergangen, doch ſo, daß die Bezeichnung „erblich und ewiglich" nie fehlte. Durch beſondere Declarationen wurde unter Herzog Albrecht und ſeinen Nachfolgern das Erbrecht dem Culmiſchen gleich geſetzt und die Auslaſſung des ſpeziellen Rechts nicht für präjudicirlich, ſondern auf Preußiſches Recht hindeutend erachtet. Endlich beſaßen ſie Grundſtücke zu Magdeburgiſchen oder adelichen Rechten und ſo gab es drei Claſſen der Freien, den Preuſſiſchen, den Cölmiſchen und den adelichen Freien, deren Condition ſich hauptſächlich in der Erbfolge und in den Dienſten, die ſie von ihren Beſitzungen zu präſtiren hatten, unterſchied. Die adelichen Freien, auch die großen Freien genannt, prävalirten vor allen An-

*) Der Gegenſatz von „frei" in dieſem Sinne iſt „gebäueriſch" cfr. Saml. Priv.-Buch auf dem geh. Archiv. II. fol. 102.

dern und machten wirklich auf die Dignität des Adels Anſpruch, daher wir in alten Grundbüchern ſie mit ihren Verſchreibungen nach dem wirklichen Adel, den „Erbaren Leuten" vornean aufgeführt finden, oft unter der Ueberſchrift: „die großen Freyen, wollen Edelleut ſeyn" und es läßt ſich in vielen Fällen mit Beſtimmtheit nachweiſen, wie mancher derſelben, in die Zahl des Adels ſtillſchweigend aufgenommen, deſſen Rechte fortan ausübte und ſein Geſchlecht noch bis heute fortgepflanzt hat *).

(Fortſetzung folgt.)

*) Im Grunde genommen iſt dieſe Entwickelung überhaupt hiſtoriſch richtig, denn auch in Deutſchland entſtand der Adel aus dem Stande der Freien durch bevorrechteten Grundbeſitz und ganz ſo wie in Preuſſen ſehen wir in Pommern eine Menge von Freien zu Adeligen erhoben zu einer Zeit, wo dieſer Uebergang ſich am deutlichſten wahrnehmen läßt. Wenn, wie wir weiterhin ſehen werden, das in den Verſchreibungen der Freien vorkommende Wergeld nicht nur eine beſondere Auszeichnung, ſondern auch ein ſicheres Kennzeichen der altpreuſſiſchen Abſtammung iſt, ſo reicht dieſer eine Umſtand hin, manchem noch heute blühenden Adelsgeſchlecht ſeine Abkunft von den Urbewohnern dieſes Landes zu vindiciren. Um der zahlreichen Urkunden, in denen den Vorfahren der heutigen Familie v. Gaudecker Wergeld verſchrieben wird, zu geſchweigen, führe ich nur das eine Beiſpiel an, daß der Oberſpittler Veit v. Glech dem Jürge Kolnein, einem der alten Vorfahren der jetzigen Grafen Kalnein drei Huben im Felde Packerau unter den gewöhnlichen Freiheiten mit 30 Mark Wergeld verſchreibt. Man glaube aber nicht, daß ſolche Freie mit den übrigen in einer Kathegorie ſtanden; ſie hatten ſich ſchon damals zu den großen Freien und zu dem Stande der Edelleute aufgeſchwungen.

Nachricht über ein vor vierzig Jahren aufgefundenes gemauertes altes Begräbniß.

Mitgetheilt von A. Meckelburg.

In den Neuen Preuß. Provinzial-Blättern Bd. VI. S. 470 fgg. iſt ein Bericht über ein in Kirpehnen auf Samland entdecktes Begräbniß gegeben worden. Der Sarg war, wie dort gemeldet wird, aus Ziegeln gemauert und innen mit einer Mörtelmaſſe bekleidet. Bei dem Ordnen einiger alten Papiere im Geh. Archiv fand ich eine kurze Anzeige über ein vor vierzig Jahren, hart an der Weſtgrenze des Ordensſtaates in einer früher von ſlaviſchen Völkerſchaften bewohnten Gegend, aufgefundenes altes Begräbniß, welches mit dem ſamländiſchen große Aehnlichkeit gehabt zu haben ſcheint. Der Bericht des Entdeckers lautet folgendermaßen:

„Im Jahre 1813 ließ ich in meinem Garten einen Brunnen graben. Nachdem die Arbeiter 4 Fuß tief gegraben, fanden ſie ein Mauerwerk. Von dieſem ließ ich die Erde abräumen und erkannte die Form eines Sarges, von gebrannten Ziegeln gemauert. Der Sarg war 8 Fuß lang und 4 Fuß hoch, und die Ziegel, von denen er gemacht, waren ungleich größer als die jetzigen, und ſcheinen ſo gut erhalten, als ob ſie eben aus dem Ofen gekommen wären.

Der Sarg ſtand auf einer Grundfläche von ungefähr 50 Q. Fuß, welche von großen Feldſteinen zuſammengeſetzt, und mit einer Art von Maſtick überzogen war. Ich wollte ein Dach über dieſes ſo ſeltene Grabmal der Vorzeit machen laſſen; allein wie die Ziegelſteine etwa eine Stunde der Luft ausgeſetzt geweſen waren, fiel das Gemäuer aus einander. Während dem Zerfallen konnte man deutlich wahrnehmen, daß ein Sarg in demſelben geweſen ſei. Jetzt ſah ich eine Menge Perlen, die aber auch bald in Staub zerfielen, nur drei erhielten ſich, ferner eine Medaille und ein Ueberbleibſel eines wahrſcheinlich geweſenen Götzenbildes.

Grunau beim Poſtamt Schlochau, d. 6. Novbr. 1822.

(L. S.) General v. Pelet.

Notiz über ein Kunſtwerk.

Ein gewiſſer Wilhelm Mellin bot dem Herzoge Albrecht Friedrich ein Kunſtwerk mit dieſem Begleitſchreiben zum Kaufe an:

Durchlauchtiger Hochgeborner Fürſt, Gnädiger Herr, Ew. Fürſtl. Durchl. kann ich in Unterthänigkeit nicht vorenthalten, welcher Geſtalt ich anhero mit mir gebracht habe eine fürſtliche oder kunſtreiche Tafel oder Tiſch, darauf die Biblia, beide das Alte und Neue Teſtament, mit Mutterperlen in Figuren und Künſten eingelegt, ſtehende auf 4 geſchnitzten vergoldeten und illuminirten Löwen, von der Größe, daß ungefähr zehn Perſonen umherſitzen können, desgleichen und auf die Art vor dieſem bei keinem Herrn iſt geſehen worden, welchen Tiſch Ew. Fürſtl. Gn. ich hiemit in Unterthänigkeit will angepräſentirt haben für einen billigen Preis. Da nun Ew. Fürſtl. Gn. zu einem ſolchen Kunſtſtück eine Luſt und Gefallen trügen, als wollte Ew. Fürſtl. Gn. ich ſolches allhier auffetzen, damit Ew. Fürſtl. Gn. denſelbigen in Augenſchein nehmen möchten. Bin hierauf eines gnädigen Beſcheides gewärtig. Ew. ꝛc.

Der gewiß den Erwartungen Mellin's nicht entſprechende Beſcheid iſt mit wenigen Worten auf der Rückſeite des Geſuchs alſo vermerkt: „Man darf kein Kunſtſtück, hat man doch die Bibel ohne dies.“ Da das Schreiben undatirt iſt, ſo kann man nur aus der Anrede „Fürſt“ und „Ew. Fürſtl. Durchl.“ ſchließen, daß der Brief an Herzog Albrecht Friedrich gerichtet, alſo vor 1618 geſchrieben worden iſt, wofür auch die Schriftzüge ſprechen. Denn war der Bittſteller auch ein Ausländer, ſo würde er doch, falls er nach 1618 ſeine Supplik concipirte, ſich gewiß keinen ſolchen Verſtoß in der Anrede haben zu Schulden kommen laſſen. A. M.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prob. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

	Seite
Die Kirche in Rudau. Vom Pfarrer Dr. Gebauer in Medenau	305
Die ſtädtiſche Verwaltung in der Altſtadt Braunsberg. Vom Director Dr. Lilienthal in Rößel	307
Der Maler und Kupferſtecher Lowe. Von A. Hagen	317
Johann Friedrich Dorn	330
Zur Geſchichte der verlöſchenden Charakteriſtik Königsbergs	336
Gelegenheitsgedichte der Aufhebung werth von Hufeland, John (?), Herklots	338
Meiſter Jacob	343
Ausführliche Beſchreibung des prächtigen Einzuges, welchen S. Ch. Durchlaucht in Königsberg den 22. Martii 1690 gehalten	344
Ausſteuer und Hochzeitsgeſchenke der zweiten Gemahlin des Herzogs Albrecht. Mitgetheilt von Dr. Meckelburg	351
Preußiſche Anekdoten von G. C. Piſanski	361
Beiträge zur Geſchichte des Wergeldes in Preußen. Vom Referendarius v. Mülverſtedt	373
Nachricht über ein vor vierzig Jahren aufgefundenes gemauertes altes Begräbniß. Mitgetheilt von Dr. Meckelburg	383
Notiz über ein Kunſtwerk	384

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

911. Alterthumskunde, Leitfaden zur nordiſchen. Kopenhagen 1837.
912. Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs 1807 — 1814. Von F. A. Blech. Danzig 1815.
913. Beſchreibung der Stadt Danzig. Von F. C. G. v. Duisburg. Danzig 1809.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band III. (XLIX). Heft 6.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Die Miniatur-Malerin Knorre.

Dorothea Johanna Louiſe Knorre, geborne Wahlſtab, erblickte am 27. November 1766 in Tangermünde, einem Städtchen in der Altmark, das Licht der Welt. Ihr Vater war Stadtarzt und Zieſenmeiſter. In ihrer Familie erhielt ſich das Andenken ihres ehemaligen Wohlſtandes in viel und gern beſprochenen Erinnerungen, die bis zum dreißigjährigen Kriege hinaufreichten. Damals war ein Vorfahr (ein Prediger in Oſterode am Harz) im Stande, in einer während der Unruhen verwüſteten Kirche, Altar und Glocken wiederherzuſtellen. Von jener Zeit ab konnte nur in weiblicher Linie das Geſchlecht, dem Johanna Wahlſtab angehörte, verfolgt werden, indem die Söhne großentheils außerhalb der Heimat ihr Fortkommen ſuchten und nur die Töchter in Tangermünde blieben und meiſt an Fremde, die ſich hier niedergelaſſen, verheirathet wurden. Sie ſelbſt machte eine Ausnahme. Frühe verließ ſie die Vaterſtadt, die ſie beſuchsweiſe zweimal nur wieder betrat. Indeß nährte ſie für dieſelbe eine rührende Vorliebe. Gern gedachte ſie der uralten Bauwerke Tangermünde's und, wo ſie altergraue Mauern ſah, vergegenwärtigten ſich ihrem Geiſt die Bilder einer heldenkräftigen Vorzeit, die ihre Jugend erhoben hatten. Die Mutter liebte die Malerei und ſah den Eifer gern, mit dem ſie die Schlüterſchen Masken nach den Radirungen von Bernhard Rode zeichnete und Landſchaften in Carmin ausführte. Frühe verſuchte ſie ſich in der Bildnißmalerei und portraitirte den nachmaligen Helden v. Borſtell, deſſen Vater als Major in Tangermünde ſtand. Jener kam als General-Kommandeur von Preußen nach Königs-

berg und erinnerte ſich in einem Geſpräch mit ihr der Zeit, da beide eine Schule beſuchten.

Im Jahre 1787 begab ſich Johanna Wahlſtab mit dem Entſchluß, ſich als Künſtlerin auszubilden, nach Berlin. Mit einem Empfehlungsbrief an den Akademie-Director Bernhard Rode ausgeſtattet, fand ſie eine zuvorkommend freundliche Aufnahme. Neben ihren Zeichnungen erregte auch ihre ſchöne Stimme Aufmerkſamkeit. Eine vornehme Dame ließ es ſich angelegen ſeyn, für die Ausbildung ihres muſikaliſchen Talents zu ſorgen und betrieb ihre Aufnahme in die Singakademie von Faſch. Ihm, aber noch mehr Roden bewahrte ſie ein dankbares Gedächtniß, der ihr eine Stube in ſeinem Hauſe einräumte, bei allen ihren Arbeiten ihr förderlich war und ihr Gelegenheit verſchaffte, im alten Schloß in Berlin nach Bildern alter Meiſter zu malen. Beſtimmend für ihre künſtleriſche Laufbahn waren einzelne Meiſter der Miniatur-Malerei, die in großem Anſehn ſtanden und in Berlin malten, die Dänen Cornelius Hoejer (Hoyer) und Chriſtian Hornemann und vornämlich Chriſtian Tangermann, der aus Petersburg nach ſeiner Vaterſtadt Berlin gekommen war und als Künſtler vielleicht um ſo mehr Aufſehn machte, als er ehedem Pantoffelmacher geweſen. Auch der damals bereits verſtorbene Miniaturmaler Johann Harper aus Stockholm mogte ihr als Muſter dienen, wenigſtens galt ihr ein Buch mit Zeichnungen von ſeiner Hand als theures Beſitzthum *). Johanna Wahlſtab widmete ſich ausſchließlich der Miniatur-Malerei. Die erſten Arbeiten, die ſie zur Kunſtausſtellung in Berlin 1788 lieferte, waren Zeichnungen nach Rode, Graff und nach dem Leben, ſeit 1791 nur Miniaturbilder, unter ihnen eines, das die Künſtlerin als ihre erſte gelungene Arbeit ſorgſam aufbewahrte, nämlich: „Abraham beim Opfer eingeſchlafen" nach Rode **). Sehr oft

*) J. Harper, deſſen Sohn Winckelmann's Freund war, ſtarb in Potsdam (nicht wie in Naglers Künſtler-Lexicon ſteht 1746) nach 1786, in welchem Jahre drei Bildniſſe von ihm auf der Berliner Ausſtellung geſehn wurden.

**) Auf der Berliner Ausſtellung kamen nach und nach folgende Miniatüren: 1788 Amor, der Pfeile mit Blut ſchleift, nach Rode, Bildniß nach Graff, Bildniſſe nach dem Leben, 1791 Abraham nach Rode, Bildniß nach Pesne, 1793, 1794, 1797 und 1800 Bildniſſe nach dem Leben. — Als Miniaturmaler

malte ſie das Bildniß Friedrich Wilhelms II. auf Doſen, ebenſo auf Ringen, die der König als Ehrengaben verſchenkte. Bisweilen mußte in einem Tage das Bild vollendet ſeyn.

Ein Schüler Rode's, der Geſchichts- und Portraitmaler Knorre, aus Berlin gebürtig, ſtellte mit ihr in dem nämlichen Jahre ſeine erſten Bilder der öffentlichen Beurtheilung aus. Regelmäßig findet man ſeitdem ihre Namen in den Ausſtellungs-Catalogen, im J. 1793 neben einander und im folgenden als Madame Knorre und Herr Knorre. Eine gleiche Verehrung, die beide für Rode beſeelte, begründete eine wechſelſeitige Zuneigung und ſegnete 1794 ihren Ehebund ein.

Knorre erhielt den Ruf nach Königsberg als Profeſſor der daſelbſt ſeit neun Jahren beſtehenden Kunſtſchule. Rode war indeß geſtorben und um ſo leichter wurde es ihm und der Gattin, Berlin zu verlaſſen.

Im Jahre 1800 unternahmen ſie die Reiſe nach Königsberg, um mit gebrochenem Herzen die neue Heimat zu betreten, denn unterwegs ſtarb der erſtgeborene Sohn. Mit ſeltener Geiſteskraft bekämpfte die Mutter den Schmerz. Sie ſah einer ungewiſſen Zukunft getroſt entgegen. Die Mäßigkeit ihrer Wünſche ſchien ihr die Erfüllung derſelben zu verbürgen und bald fand ſie für den Mangel künſtleriſcher Anregung Erſatz in angenehmen häuslichen und geſelligen Verhältniſſen. Von allen Seiten kam man ihr als einer hochachtbaren und fein gebildeten Dame mit aufrichtiger Liebe entgegen. Die Sorgen des Hausſtandes thaten nie der reinen Begeiſterung für die Kunſt Eintrag, wenn die Malerin auch bald das Verhältniß mit der Akademie in Berlin als gelöſt erkannte. Obgleich ihr die nöthige Bequemlichkeit fehlte, die die Mühſamkeit und Sauberkeit der Miniaturarbeiten erheiſchten, wenn ſie auch oft unmittelbar aus der Küche zum Maltiſch eilte in einer Stube, in der aus- und eingegangen wurde und folglich dem Staube, ungeachtet aller Reinlichkeit nicht vorgebeugt werden konnte, ſo malte ſie ununterbrochen Bildniſſe in Miniatur und eines noch im Jahre ihres Todes.

In zärtlicher Hingebung gegen ihren Mann, deſſen dreiſten,

finden wir im Catalog 1788 auch den Königsberger Lowe (Löwe) zuerſt aufgeführt.

unternehmungsfrohen Eifer kein Ungemach und Mißlingen zu beugen vermogte, glücklich im Hauſe in dem engen Familienkreiſe zeichnete ſie oft ihre Kinder und faßte das Stillleben ihrer Lieben von der gemüthlichſten Seite auf. Beim Portraitiren, das ihr Anfangs eine erfreuliche Einnahme gewährte, und bei der gewiſſenhaften Wahrnehmung der wirthſchaftlichen Sorgen wußte ſie genug Zeit zu gewinnen, um ihren Kindern, namentlich den Töchtern, in allen Lehrfächern, im Franzöſiſchen und in der Muſik einen vorzüglichen Unterricht zu ertheilen.

Ihr wurde die Freude, auf ihre Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, ihre Liebe zur Kunſt vererbt zu ſehn, aber zugleich der Schmerz, die beiden älteſten zu überleben *). Jetzt erſt in ihrer Verlaſſenheit empfand die chriſtlich duldende Mutter die Ungemächlichkeit des Alters, denn das Auge hatte zur Miniaturmalerei die nöthige Schärfe verloren und die Harthörigkeit, die ſie ſchon in Berlin durch ein allzuangeſtrengtes Arbeiten ſich zugezogen, ſich beinahe bis zur Taubheit geſteigert.

Ihr Sohn Julius, der in Berlin unter des Profeſſors Wach Leitung ſtudirte; kehrte aus kindlicher Liebe 1832 zurück und ihm gelang es, ihre frühere Heiterkeit zurückzubeſchwören, das Intereſſe an der Kunſt neu zu beleben und durch das Verſprechen, ſie nie verlaſſen zu wollen, alle Furcht vor einer öden Zukunft zu benehmen. Die Mutter widerſtrebte oft dem Opfer, deſſen Größe ſie erkannte, allein der Sohn hielt Wort. Während dieſer emſig zeichnete, las ſie ihm aus geſchichtlichen Werken, Reiſebeſchreibun-

*) Die Oberlehrerin Augnſte von Freymann geb. Knorre ſtarb in Mitau im erſten Wochenbette. Die jüngere Schweſter Albertine folgte ihr bald. Von der erſten befanden ſich 1820 drei Zeichnungen auf der Ausſtellung in Berlin. Mit allgemeinem Beifall führten beide in Concerten und Kirchenmuſiken Solo-Partien aus. In der Schrift vom Muſik-Direktor Sämann „Ueber Entwickelung des Singvereins. Königsberg 1845." heißt es S. 7: „Wer, wenn er den Aufführungen des Requiems beiwohnte, erinnert ſich nicht der ſchönen Sopran- und Altſtimmen der Fräulein Augnſte und Albertine Knorre. Wem klingt nicht noch das Lydiſche Brautlied und das „„Er ſang den Perſer groß und gut"" von Fräulein Auguſte Knorre mit der ſchmelzend weichen, goldreinen, zum Herzen dringenden Stimme und mit einer Tiefe der Empfindung vorgetragen, die wohl manchem Hörer, der ſich deſſen nicht verſah, das Auge feucht machte und, wie es im Text heißt: Zähr' auf Zähre rinnen ließ."

gen und ſolchen Romanen vor, deren Inhalt einen hiſtoriſchen Grund hatte. An dem Aufſchwung der neuern Malerei — mit jugendlicher Begeiſterung ſprach ſie von den Bildern der Düſſeldorfer Schule, die ſie bei ihrem letzten Aufenthalt in Berlin 1828 zu ſehn Gelegenheit gehabt — an der Entſtehung des hieſigen Kunſtvereins nahm ſie den lebhafteſten Antheil. Unaufhörlicher Kränklichkeit ungeachtet wurden dennoch durch ihren Tod die Angehörigen und Bekannten auf das Schmerzvollſte überraſcht. Dieſe empfanden es mehr, als die Hingeſchiedene es je empfunden hatte, daß ihr ein glücklicheres Loos hätte fallen müſſen als Chriſtin und Künſtlerin. Sie ſtarb in einer Frühſtunde am 2. Mai 1834.

Der Direktor G..Schadow und der erwähnte Langermann ſprachen von ihren Miniaturbildern mit Anerkennung und Achtung. Auszuzeichnen ſind unter ihnen der genannte Abraham, Venus, Bachus und Ceres nach Caracci, Rembrandts Frau und das Bildniß ihres Sohnes. Lange malte die Profeſſorin Knorre hier allein in Miniatur und keiner ihrer Nebenbuhler vermogte die beſſeren ihrer Bildniſſe zu übertreffen. Die weichliche Charakterloſigkeit, zu der ſo leicht das ſaubere Machwerk auf den Elfenbeintäfelchen verleitet, ſtrebte ſie von ihnen fern zu halten. Auch in Erfindung und Compoſition wurde ſie, wenn ſie der Kunſt ſich in größerer Freiheit hätte weihen können, etwas geleiſtet haben. In der Zeichnung eines Chriſtuskopfes, wie ſie die Idealform ſich dachte, in einer zweiten, auf der wir die Mutter am Tiſch unter den beſchäftigten Kindern ſehn, hat ſie darüber kein unrühmliches Zeugniß hinterlaſſen.

A. Hagen.

Beiträge
zur
Geſchichte des Wergeldes in Preuſſen.

Von A. v. Mülverſtedt.

(Fortſetzung.)

Wenden wir uns indeſſen zum Wergelde zurück. Das Prinzip, das, wie wir geſehen, in Deutſchland auf ſtrengſte beobachtet wurde, daß nehmlich nur der Freie, der ſich ſelbſt zu ſchützen im Stande war und dem das Fehderecht als Vorzug der Freiheit zukam, ein beſtimmtes Wergeld hatte — genau daſſelbe Prinzip führte der Orden in Preuſſen ein. Ueberblicken wir die Unmaſſe der Verſchreibungen und Privilegien, welche die Hochmeiſter und ihre Beamten den einzelnen Einwohnern bis zum Untergange der Ordensherrſchaft gegeben, ſo finden wir in ſo vielen Hunderten des Wergeldes erwähnt, daß es vor allem keinem Zweifel unterliegt, daß ſeine Anwendung im vollſten Maaße hier ſtatt gefunden habe. Dennoch ſehen wir, ſo ſicher auch das Wergeld ein Zeichen des Beſitzes eines freien Grundſtückes iſt, nicht jeden Freien mit dieſem Vorrechte ausgezeichnet. *Nur in den Verſchreibungen der Preuſſiſchen Freien d. h. der Beſitzer von Grundſtücken zu Preuſſiſchem Recht, nie in denen der Cölmiſchen, oder doch höchſt ſelten* *) wird dem Be-

*) Wenn aber einem Eingebornen ein Beſitzthum ausdrücklich zu *Erbrecht* verſchrieben wird, wie z. B. dem Gedute 8 Haken zu Scharlack vom Königsberger Comthur Dietrich Rufus 1261, ſo unterblieb in der Regel die Beſtimmung des Wergeldes, weil man, wie oben bemerkt, Erbrecht mit Culmiſchen identificirte. Eine merkwürdige Ausnahme machen aber die Verſchreibung des Oberſten Marſchalls Vincenz v. Wirsberg v. 1438 für Time von Timsdorf über mehrere Beſitzungen in Garbſeiden, Grieben und Marktitten zu Erbrecht mit 60 Mark Wergeld, während ihm in demſelben Privilegio andere Güter zu Culmiſchem Recht ohne Wergeld verliehen werden, und die Verſchr. des HM. Winrich v. K. für den Sudauiſchen Ritter Luprecht, Sohn des bekannten Gedete,

ſitzer ein Wergeld gegeben. Der Grund hievon ſcheint klar zu ſeyn. Die, welche nach Cölmiſchem Recht, alſo nach dem eigenthümlichen, urſprünglich deutſchen, für Preuſſen conſtruirten Recht ihre Grundſtücke beſaßen, hatten ſomit auch das deutſche Recht des Wergeldes in ſtillſchweigender Vorausſetzung mit erhalten, zumal als es faſt nur Deutſche, wenigſtens anfangs, waren, die mit Culmiſchem Recht begnadigt wurden. Bei den Preuſſiſchen Freien hingegen, durchweg nur geborenen Preuſſen, deren nationale Rechtsinſtitutionen das Wergeld nicht kannten, bedurfte es, ſollten ſie mit den freien Deutſchen einen gleichen Vorzug der Freiheit genießen und ihnen gleichgeſtellt werden, noch einer ausdrücklichen Erwähnung, daß ſie ein Wergeld haben ſollten und das geſchah dann, wie es in allen Verſchreibungen heißt, „aus beſondern Gnaden", da es ſicher eine Gunſtbezeugung für die Eingeborenen war, wenn ſie das Recht der deutſchen Freien erhielten. In den Verſchreibungen des deutſchen Adels, der deutſchen adeligen Einzöglinge, mochten ſie nun ihre Beſitzthümer zu Magdeburgiſchem und beider Kinder-, zu Lehn- oder Culmiſchem Recht haben, findet ſich aus denſelben Gründen nie ein beſtimmtes Wergeld feſtgeſetzt *). Auffallend möchte es erſcheinen, daß wir nicht

über 70 Huben im Felde Aſſaunen im Barthiſchen nebſt den gr. und kl. Gerichten zu Erbrecht mit 60 Mark Wergeld. Auch erhielt derſelbe in einer andern Verſchreibung über Beſitzungen im Samlande vom HM. Carl Beffart, was gleichfalls merkwürdig iſt, ein unbeſtimmtes Wergeld. Das einzige mir bekannte Beiſpiel, daß auch Culmiſches Recht mit Wergeld verbunden iſt, findet ſich in d. Verſchr. des HM. Winrich v. K. v. J. 1352 über 30 Haken im Felde Compoltken für die Gebr. Regen und Dietrich (Eingeborene).

*) Ich halte die ausdrückliche Beſtimmung des Wergeldes in einer Verſchreibung für ein ſicheres Merkmal der altpreuſſiſchen Abſtammung des Beſitzers (daher es auch heißt: secundum ius antiqnornm Wytingorum — detur retribucio et emenda und: iudicium maius ingenuorum Prutenorum, quod — — emenda LX. marcarum occisor punietur), wie dies auch hinlänglich die altpreuſſiſchen Namen anzeigen. Den in der vorigen Anmerkung erwähnten Timo von Tiemsdorf, einen im Cahmiſchen, Schaakiſchen und Cremittiſchen reich begüterten Edelmann, haben die Preuß. Genealogen für einen deutſchen Einzögling gehalten und ihn aus dem in Sachſen ehemals blühenden Adelsgeſchlecht entſproſſen ſeyn laſſen. Das würde meine Anſicht umſtoßen. Aber wie irrig jene Meinung ſey, beweiſt 1) die frühe Zeit, in der ein deutſcher Edelmann und zwar in einer damals höchſt unfruchtbaren und unwirthlichen Gegend des Preuſſenlandes anſäßig ſeyn ſoll. 2) Die fehlende Verbin-

in allen Verſchreibungen Preuſſiſcher Freien die Verleihung von Wergeld ausgeſprochen finden, ja daß weder das alte Witings-Privilegium v. J. 1291 *), noch mehrere der den Witingen, dieſen Ausgezeichnetſten im Stande der Preuſſiſchen Freien, gegebenen Handfeſten es erwähnen, während es doch ſonſt ausdrücklich als ein Vorrecht der Wietinge bezeichnet wird **). Zwar vermuthet Herr Geh. Rath Voigt, daß dieſer Mangel ſich durch die wohl ſchon in allgemeinen Landesgeſetzen geſchehene Einführung des Wergeldes (für die Preuſſen?) erklären ließe, indeſſen würde es doch dann um ſo befremdender ſeyn, daß ſich z. B. unter den zahlreichen von den Obermarſchallen v. Linden und v. Zettingen gegebenen Verſchreibungen für Stammpreuſſen zu Preuſſiſchem Recht ſo äußerſt wenige auffinden laſſen, in denen die Beſtimmung des Wergeldes übergangen iſt. Daher dürfte das Nichtvorkommen des Wergeldes in einzelnen Handfeſten Preuſſiſcher Freien eher Sache der Nachläßigkeit ſeyn oder ſeine Erledigung gerade ſo finden, wie die Verſchreibungen ohne beſtimmtes Recht nach der Beſchaffenheit der darin ſonſt genannten Rechte und Pflichten per analogiam interpretirt wurden.

Auf der entgegengeſetzten Seite begegnen wir einer andern ebenſo auffälligen Erſcheinung, daß nehmlich, wiewohl höchſt ſelten, Magdeburgiſches Recht und Wergeld vereinigt ſind ***). Das Beſondere liegt eben in dieſer Cumulation, da ſich

dung der Stammlinie mit der Preuſſiſchen. 3) Die Benennung Timo ſchiechtweg ohne Taufname, wie dies doch bei deutſchen Rittern nicht vorkam, bei Preußen jedoch ganz gewöhnlich iſt. 4) Daß er ſeine Güter nicht zu adelichen Rechten erhält. Die Familie dieſes altpreuſſiſchen Edeln erloſch um die Mitte des 16. Jahrh. und fielen die Güter an die v. Perbandt, v. Parthein, v. Manſtein und v. Wittmansdorff.

*) S. Voigt Geſch. der Eidechſen-Geſellſchaft in den Beitr. z. Kunde Pr. V. p. 397.

**) In der Verſchr. des HM. Carl Beffart für den Sudauiſchen Ritter Luprecht von 1316: ipsis secundum ius antiquorum Wytingorum detur retribucio et emenda. Ebenſo in einem Privilegio Werners v. Orſeln für denſelben.

***) Z. B. Verſchr. des HM. Conrad v. J. für Erhune über 10 Hufen zu Maniau mit den gr. und kl. Gerichten vom J. 1397. Verſchr. deſſ. für Lamprecht Kirsmowe über 12 H. zu Puicken im Pr. Eylauſchen mit 30 Mark Wergeld u. d. kl. Ger v. J. 1403. Verſchr. vom Ober-Trappier Seifried Flach

nach deutſchem, in specie ſächſiſchem Recht das Wergeld von ſelbſt verſtand *). Da es aber ſtets nur altpreuſſiſche Freie ſind, bei denen wir dieſe Wahrnehmung machen, ſo läßt es ſich wohl behaupten, daß wenn der Preuſſe durch hohe Gunſtbezeugung mit Magdeburgiſchem Recht ausgeſtattet wurde, das Wergeld daneben an ſeine eigentliche Stellung und Herkunft erinnern oder ihm vielleicht, als einem Witinge ſein Vorzugsrecht ſichern ſollte.

Iſt es nun auch im Allgemeinen ausgemacht, wer in Preuſſen zur Wergeldsforderung berechtigt war und wem ſie ausdrücklich verliehen zu werden pflegte, ſo ſcheint es dennoch, daß nicht in allen Gauen Preuſſens die freien Eingebornen ſie erhalten haben **). Die Privilegienbücher, welche Verſchreibungen aus der Ordenszeit enthalten, lehren uns, daß hauptſächlich im Samlande die Freien mit jenem Vorrechte beſchenkt wurden. Hier finden wir nur eine ganz unbedeutende Anzahl freier Grundbeſitzer ohne Wergeld; in den umliegenden Landſchaften, dem Brandenburgiſchen, Tapiauſchen und dem Inſterburgiſchen Gebiet wird nur ſehr wenigen ein Wergeld gegeben, in noch weiter entfernt liegenden Gegenden, wie z. B. dem Orteisburgiſchen, Lyckiſchen, Angerburgiſchen u. ſ. w. weiſt keine Verſchreibung des Freien ein Wergeld nach. Daß dies aber urſprünglich ſo geweſen ſei, dürfte ſich wohl nicht geradezu behaupten laſſen, da uns die in den letztgenannten Diſtrikten im 13ten und 14ten Jahrh. gegebenen Handfeſten feh-

üb. d. Gut zu Malendorff für ſeinen Diener Paul Klinke zu Magd. u. beid. Kind. Rechten mit 30 M. Werg. vom J 1470. Ebenſo erhielt der Preuß. Ritter Santungo in ſeiner ſtattlichen Verſchreibung über Albrechtsdorf und Bandeln v. J. 1362 zu Magd. R. 60 M. Wergeld. Auch von Herzog Albrecht finden ſich einige Verſchr. zu ſchlechten Magd. R. mit Wergeld.

*) Einen innern Connex zwiſchen dem Magdeburgiſchen, dem Culmiſchen und Preuſſiſchen Rechte mit dem Wergelde giebt es nicht; denn dieſe in der Verſchreibung bezeichneten Rechte beziehen ſich, wie bekannt nur auf den **modus** der **Successio mortis causa** in den verliehenen Gütern. Demnach iſt das faſt ſtete Vorkommen des Wergeldes in Verſchr. zu Preuſſiſchen und das Fehlen in den zu Culmiſchem oder Magdeb Recht bedeutſam genug.

**) In dem alten Privilegienbuche des Amts Hohenſtein finden ſich zwei Verſchr. über Beſitzungen im Lande Saſſen zu Pomeſaniſchem Recht vom J. 1311 und 1380 und in der letztern Handfeſte iſt dem Beſitzer noch ein Wergeld von 30 Mark verliehen. Iſt das nicht verſchrieben ſtatt: zu Preuſſiſchem Recht? oder was hat man unter Pomeſaniſchem Recht zu verſtehen?

len und in ſpäterer Zeit die ſtarke Vermiſchung mit Polen vielleicht der Grund geweſen ſeyn mag, den Freien jenes Hauptrecht der edeln Samen vorzuenthalten *).

Was die Höhe des Wergeldes, in der es den Preuſſen verliehen wurde, anbetrifft, ſo finden wir nur drei Abſtufungen, nehmlich 16, 30 und 60 gute Mark d. h. dieſe . reſp. Höhe erreichte es nur im Falle des Todſchlags, für den es allein in den Handfeſten beſtimmt wird. Den Maaßſtab für die Höhe bildete wol zumeiſt die Größe der Beſitzung **). Wer weniger als 5 Haken beſaß, erhielt gemeiniglich 16, wer unter 10 Haken hatte, 30, wer 10 und darüber beſaß in der Regel 60 gute Mark Wergeldes ***). Auch iſt zu bemerken, daß ſich Verſchreibungen mit 60 Mark Wergeld höchſt ſelten von einem Comthur, meiſtens von einem der Großgebietiger und faſt ſtets nur vom Hochmeiſter ausgeſtellt finden, wovon der Grund nicht die Größe der Beſitzung war, da ſonſt die Großgebietiger hunderte von Hufen zu verleihen und verſchreiben pflegten. Das Wergeld wird in den Handfeſten der Beſitzer, denen es verliehen wird, entweder als ſolches ausdrücklich benannt, oder ſein Begriff umſchrieben, namentlich in lateiniſchen Urkunden. So findet ſich z. B.: „Auch verleihen wir ihm XVI gute mark Wergeld" oder „XVI marg ſul ſeyn Wergeld ſein" oder „damus eis iudicium maius ingenuorum prute-

*) Man könnte das Samland, die Heimath der edelſten, mächtigſten und treuſten Preuſſen, die in ſo vielen Stücken vor allen ihren Landsleuten Auszeichnungen von Orden genoſſen, mit dem deutſchen Elſaß vergleichen, wenn die Ableitung des letztern Namens von Edelſitz begründet iſt. Die meiſten der Preußiſchen Geſchlechter, welche mit dem deutſchen Adel in eine Rangſtufe treten, ſind Samländiſchen Urſprungs, ſo die Gaudecker, Zincken, Tranckwitz, Klanck, Hundertmark, Sallet, Schwitten, Cremitten, Meigethen, Sergitten, Maricke, Thalau, Pollwitten, Perdandt, Warglitten, Teuffel, Trenck u. ſ. w.

**) oder Standesverſchiedenheit und höhere Achtung; ſo wird der Beſitzer von 4 Haken zu Lipenicken 1415 mit 30 Mark, der von andern 4 Haken ebendaſelbſt 1480 mit 10 Mark Wergeld begnadigt. Und 1510 erhalten zwei Freie, denen 5 Haken in demſ Dorfe gehören, nur 16 Mark, während 1359 dem Beſitzer von 4 Haken zu Schirtehnen 60 Mark Wergeld gegeben werden.

***) Nicht ungewöhnlich iſt es, daß ſolchen Freien auch die ſog. kleinen Gerichte verliehen werden, bisweilen auch noch die großen „über Blut und Blau." Selten ſind 10 Mark Wergeld z. B. in einer Verſchr. vom Oberſpitl Hans v. Tiefen für Matz Schenk über 4 Haken zu Lipenicken v. J. 1480 und ebenſo ſelten 20 Mark, die der Preuſſe Simon Roſingehne 1465 erhält.

norum, quod, si absit, quempiam eorum occidi contigerit, emenda LX marcarum occisor punietur“ (1331) oder „**Jus XXX marcarum, quarum penam si quis, quod absit, aliquem eorum occiderit, se sciat incursurum**“ (1339). *).

Die Frage, wie lange ſich in den Preuſſiſchen Verſchreibungen Wergeld ausdrücklich feſtgeſetzt findet, führt uns zu der ſchwierigen, wenngleich intereſſanten Unterſuchung, wie lange ſich der Gebrauch deſſelben hier in der Praxis erhalten hat. Schon die erſten vom Orden ertheilten Handfeſten enthalten die Feſtſetzung der Berechtigung zum Wergelde und ſo geht es durch die ganze Zeit der Ordensherrſchaft hindurch bis zum letzten Hochmeiſter. Aus allen Zeiten, vielleicht aus allen Jahrzehnten, werden ſich Beiſpiele aufſtellen laſſen und der Hochmeiſter ſowohl, wie die Gebietiger, waren in der Ertheilung deſſelben ziemlich unbeſchränkt. Ja wir können eine nicht geringe Anzahl von Verſchreibungen Herzog Albrechts **) bezeichnen, in denen er den Preuſſiſchen Freien noch Wergeld verleiht. Was folgt hieraus? Es galt deutſches Recht in Preuſſen und die Rechtsprincipien des deutſchen Ordens hatten ihn überlebt. Wo aber ziehen wir die Grenze, bis zu welcher Zeit es rechtlich erlaubt war, die Verletzung, den Todſchlag,

*) Andere Formeln ſind: „**XXX marg wergeldes in sulcher weyse, ap en ader seyne rechten erben do Gott vor sey ymant dirsluge, der sulde dreyszig marg czu husse seyn vorfallen**“ (1429), oder: „**si ipse vel aliquis de suis heredibus interfectione vel lesione aliqua fuerint molestati, quod absit, ipsis secundum ius antiquorum wytingorum detur retribucio et emenda**“ (1316), oder: „**were auch, das ymant den vor gnanten — adir keyn seiner erbin adir nachkomin irslnge des sollen tzwey teyl dem der dy Smerczen hot adir des irslagin erbin vndt das dritte teyl vns vnde vnsin brudern gehoren.**“ (1359). Dieſe letzte Beſtimmung iſt ſonſt bei der Feſtſetzung des Wergeldes in den Verſchr. ganz ungewöhnlich und außer dieſem Beiſpiel habe ich nur noch in der Verſchr. für den Ritter Santunge von demſ. H. M. (Winrich v. K.) v. J. 1362 gefunden, daß auch der Theilnahme des Ordens gedacht iſt. Dieſe Singularität beweiſt auch, daß es nur eine Ausnahme-Beſtimmung war. — Die obigen Ausdrucksweiſen möchten annehmen laſſen, daß jede Tödtung, alſo auch der Mord, nach altgermaniſchem Rechte durch Wergeld gebüßt werden konnte, indeſſen ſcheinen **occidere** und **occisio** im Gegenſatz des **assassinium** wohl nur techniſche auf Todtſchlag allein ſich beziehende Ausdrücke zu ſeyn.

**) Z. B. in der Verſchr. für Nickel v. Sirgitten 1528, für Hans Koglande in demſ. Jahr und noch ſehr oft.

ja den Mord durch gerichtliche Bezahlung des fixirten Wergeldes oder durch Entrichtung einer beliebigen Geldſumme an die Verwandten des Verletzten oder ihn ſelbſt zu ſühnen? Ohne Zweifel ſetzte ſeiner Anwendung das 1620 erſchienene Landrecht, deſſen Bearbeiter, Levin Buch, ein Kenner und Verehrer des Römiſchen Rechts war, ein Ziel. Und doch könnte man behaupten, daß ſchon früher das Wergeld außer Gebrauch gekommen ſei, denn nur aus den erſten Regierungsjahren Herzog Albrechts finden ſich Verſchreibungen, die es noch erwähnen; zuletzt hat weder er, noch ſeine Nachfolger es als eine legale Rechtsinſtitution den Freien noch beſonders verliehen. Man ſcheint alſo von ſelbſt von der Verwerflichkeit der Tilgung einer Blutſchuld durch Geld durchdrungen geweſen zu ſeyn; dennoch war man zu ſchwach oder andere Urſachen machten es unmöglich, die uralte Gewohnheit, das frühere poſitive Recht mit einem Male aufzuheben; ſelbſt den Redactoren des neuen Landrechts von 1620 gelang es nicht, es gänzlich zu verbannen: es wurde noch als Abfindung mit den Verwandten in dem Falle ſtatuirt, wenn der Todſchläger mit Relegation belegt wurde, nicht wenn er mit Leibesſtrafe ſein Verbrechen büßte *).

Mit der Einführung von Leibesſtrafen bei Verbrechen gegen das Leben war zwar dem Wergelde das Todesurtheil geſchrieben, aber es fehlten die Vollſtrecker deſſelben; die öffentliche Gewalt vermochte nicht, das, was Jahrhunderte als rechtlich und vernünftig ſanctionirt hatten, durch ein Decret zu vernichten. Die Familien waren noch zu eifrig bedacht, ihre natürlichen und wohlverbrieften Rechte zu wahren, als daß ſie, zumal die, in deren Lage der Gewinn einer ſolchen Summe, wie das Wergeld, ein bedeutender war, ihre Autorität aufgegeben hätten. Bedenkt man noch, wie oft in der rauf- und fehdeluſtigen Vorzeit Todſchläge, die nach alter Sitte jedesmal eine Geldquelle für die Hinterbliebenen waren, vorkamen **), endlich, daß nach der Abolition des

*) S. Preuß. Landrecht VI. p. 155. und Ausg. von 1685. Art. V. §. 17.

**) Es iſt nicht zu viel behauptet, daß während des 16. und 17. Jahrh. es wenig Familien des Preuß. Adels gab, aus denen nicht eine Perſon einen Todſchag, entweder an ihres Gleichen oder an einem Bauern, einem Knechte u. ſ. w begangen hatte.

Wergeldes der Thäter, wenn gleich er vergleichsweiſe ſich — eben durch die Abſchaffung des Wergeldes — zu einer viel höheren Summe verſtehen mußte, als ſie ſonſt das Wergeld auszumachen pflegte, die größte Luſt zeigte, die Sache auf dieſem Wege zu beſeitigen, ſo haben wir Motive genug für die Fortdauer des Wergeldes.

Daher kommt es, daß wir nach der Zeit, als Humanität und Geſetz den Stab über das Wergeld gebrochen hatten, es in der Praxis noch lange im Gebrauch ſehen. Eine große Anzahl von Schriftſtücken im hieſigen geh. Archiv beweiſt das. Aus dem 16. Jahrhundert hat ſich die größte Anzahl von Fällen erhalten; nicht minder aus dem erſten Drittel des ſiebzehnten; dann kommt es ſchon ſeltener zur Anwendung und nach d. J 1650 unter Churfürſt Friedrich Wilhelms kräftiger Regierung ſcheint das Wergeld in ſeiner alten Bedeutung ganz verſchwunden zu ſeyn. Je älter die Zeit, eine deſto geringere Wirkſamkeit und Macht der Obrigkeit nehmen wir wahr. Das alte Prinzip der Friedloſigkeit des Thäters genießt noch volle Anerkennung. Der Todſchläger entflieht jedesmal nach der That, mehr vor der Rache der Verwandten des Erſchlagenen, als vor dem Arm der Gerechtigkeit *). Dann wendet er oder ſeine „Freundſchaft" ſich ſupplicirend an den Landesherrn mit der Bitte um ſicheres Geleit, da er ſich mit der Sippſchaft des Getödteten vertragen wolle, und ſie auch zur Annahme der Abfindung bereit ſei. Der Ertheilung des Geleits ſteht dann nichts im Wege; es erfolgt die Erlegung des Wergeldes und nie oder nur in ganz beſondern

*) Selbſt wenn er zum Duell provozirt, im gerechten Zweikampfe „als ein ehrliebender von Adel" ſeinen Gegner erlegt hatte oder ſich im Falle der Nothwehr befand. So floh z. B. Chriſtoph v. Knobelsdorff, ein Preuß. Edelmann aus dem Barthiſchen, der 1587 einen jungen v. Bochſen in Gegenwart mehrerer Zeugen im Duell erſtochen, bis zu ſeinen Vettern nach der Lauſitz vor der Rache der Bochſenſchen Familie. Ja, ſelbſt wenn, wie es die Vorzeit leider mit häufigen Beiſpielen beweiſt, der Gutsherr ſeinen Bauern, ſeinen Knecht im Jähzorn entleibt, ſehen wir ihn trotz ſeines bevorrechteten Standes umherirren als einen Geächteten, den jeder wieder zu erſchlagen berechtigt war, oder im Verſteck bei ſeinen Freunden, nicht etwa um ſich der Strafe der Obrigkeit zu entziehn, denn dieſe macht er ſofort mit ſeinem Aufenthalt, um ſicheres Geleit bittend, bekannt.

Fällen findet ſich noch eine Beſtrafung Seitens des Staats. Der Todſchlag iſt hier noch reine Familienſache*). Die Nothwehr freilich mit ihrem dunkeln Begriff**) war das Palladium, zu dem der Thäter meiſtens ſeine Zuflucht nahm und Strafloſigkeit zu erwirken ſuchte; denn der Mord in unſerm Sinne, die vorſätzliche und mit Ueberlegung vollführte Tödtung hatte eben ſo gut, wie jetzt die Todesſtrafe zur Folge***). Eine Veränderung der Procedur bei Todſchlägen ſehen wir aber zu Ende des 16ten und zu Anfange des 17. Jahrhunderts darin, daß nun ſchon häufiger der Staat den Familien das Richteramt entreißt und ſich ſeiner Pflicht bewußt iſt, ein ſo großes Verbrechen ſelbſt zu beahnden. Daher finden wir nun, daß die Anzeige von vorgefallenen Tödtungen vom Amtshauptmann ausgeht, um das weitere Verfahren gegen den Thäter durch den Fiscal oder das betr. Gericht zu veranlaſſen. Dieſes Schwanken, dieſer Kampf aber zwiſchen dem poſitiven Recht und der Gewohnheit hat hauptſächlich in keiner andern Thatſache ſeinen Grund, als in der Schwäche der Regierung Preuſſens. Denn man erwäge die innere und äußere Lage Preuſſens. Der Landesherr, ein Vaſall Polens, ſah in ſeinem Staate nicht einmal den höchſten Gerichtshof; der erſte Stand in ſeinem Lande, ein ſo zahlreicher, angeſehener Adel, wie in keinem andern, eingedenk der milden Herrſchaft des Ordens, glaubte in jeder politiſchen Handlung ſeines Fürſten einen Schritt gethan, ſeine Freiheiten zu verkümmern. Eine maaßloſe Oppoſition war die Folge †) und welche Unterſtützung konnte der Herzog erwarten, wenn die höchſten Räthe des Landes, die erſten Beamten der Kreiſe alle jenen Familien angehörten, die gegen die Souverainität des Für-

*) Daher auch noch immer die „ganze Freundſchaft" des Entleibten um Rache ruft.

**) cfr. C. C. C. Art. 139—141. Malblanc Geſch. der peinl. Halsgerichts-Ord. K. Carl V. p. 43.

***) So wurden zu Anfange des 17. Jahrh. zwei Brüder v. Bolhmar, geborene Braunſchweiger, die zwei Bauern auf der Landſtraße bei Tapiau erſchlagen hatten, hingerichtet und eine Abfindung durch Geld mit den Verwandten nicht zugelaſſen.

†) Und doch iſt wieder die hingebendſte Treue, die der Adel Preuſſens ſeinen Landesherrn in der Noth bewieſen, das ſchönſte Blatt in ſeinem Ehrenkranze. Er hat wahrhaft das Haus Hohenzollern auf ſeinen Schultern zum Throne getragen! Sit sine labe fides!

ſten conſpirirten? Hatten ſie nicht auch zugleich dem Polenkönige Treue geſchworen? Mußte da nicht das Unglücksjahr 1454 dem Herzoge ſtets als ein warnendes Geſpenſt erſcheinen? Daher ſuchte der preuſſiſche Adel ſich mit aller Macht der Einführung neuer Rechtsinſtitute zu widerſetzen. Warum ſollte es nicht nun auch ſo bleiben, wie der Orden es Jahrhunderte lang gehalten, daß die Schuld, die der Edelmann beging, wenn er zufällig ſeinen Unterthanen oder ſonſt einen geringen Mann entleibt, durch Geld geſühnt wurde? Was hätte es für ein Aufſehn erregt, wenn nun der Edelmann mit dem Leibe hätte büßen ſollen, was ſeine Vorfahren ſtets durch Geld gut gemacht? Solche Geſinnungen konnten bei der Macht des Adels in Preuſſen die Verbreitung zeitgemäßer Rechtsinſtitutionen nicht fördern. Die Carolina, welche kein Wergeld geſtattete, fand keinen Eingang in Preuſſen; das Brandenburgiſche Criminalrecht, obſchon für Preuſſen beſtimmt, konnte ſelbſt nicht unter der energiſchen Regierung eines George Friedrich zur Anwendung gelangen. Denn auch hier war neuen Ideen gehuldigt. So war es mit der peinlichen Rechtspflege in Preuſſen ſchlecht beſtellt. Man hatte neben deutſchen Rechtsbüchern, dem Culmiſchen Recht, zwar allgemeinere, meiſt ältere, aber auch zahlreiche particuläre Criminal-Ordnungen in den Willkühren der Städte, in den verſchiedenſten Zeiten und nach den verſchiedenſten Grundſätzen verfaßt. Warum ſollte man in Bezug auf das Wergeld nicht auf die alten, noch geltenden Verſchreibungen, in denen es geſetzlich beſtimmt war, zurückgehen, um ſo mehr, als es doch Herzog Albrecht „der alte löbliche Herr" ſelbſt anerkannt hatte?

So konnte es nur kommen, daß das Landrecht vom J. 1620 erſt nach und nach und zumeiſt durch die ſouveraine Regierung des großen Churfürſten ſich mit ſeinen Prinzipien Geltung verſchaffen konnte. Denn eine nicht gering Anzahl uns erhaltener Actenſtücke aus der Zeit nach 1620 bezeugt es klar, daß das Wergeld nicht blos in der Bedeutung, wie ſie das genannte Geſetzbuch ausſpricht, ſondern nach ſeiner alten Beſchaffenheit als Sühne und Erſatz für den begangenen Todſchlag zur Anwendung gekommen iſt. Wann aber der letzte Fall in der Praxis ſich ereignet, daß man den Todſchlag ſo büßte, möchte ſich wol kaum ermitteln laſſen. Eins der letzten Beiſpiele iſt ſicherlich das aus

dem Jahre 1638 von v. Baczko *) mitgetheilte, das weiterhin noch, wegen anderer Beziehung erwähnt wird. Hier finden wir nicht nur die Geldbuße, ſondern auch noch die Betheiligung der ganzen Familie, das Gelöbniß der Urfehde und endlich giebt uns keine Andeutung zu verſtehen, daß etwa der Thäter außerdem noch von der Obrigkeit zur Verantwortung und Strafe gezogen worden; er war nach begangener That flüchtig geworden und kehrte vermuthlich, nach Abſchluß des Vergleichs zurück, einer weitern Strafe nicht unterworfen.

Nachdem endlich König Friedrich Wilhelm I. **) ſchlechterdings die Strafe des Schwertes für den Todſchlag beſtimmt und das Recht, die Strafe zu mildern oder in eine Geldbuße zu verwandeln lediglich für ein Regale erklärt hatte, konnte von einem Vorkommen des Wergeldes in der altgermaniſchen Bedeutung weiter keine Rede ſeyn. Aber der Name des Wergeldes lebte noch fort. v. Baczko theilt noch ein Urtheil des Königsberger Stadtgerichts vom J. 1754 mit ***), worin auf Wergeld erkannt iſt; aber hier kann nur in der gebrauchten Bezeichnung, nicht in der Sache ſelbſt, etwas Auffälliges gefunden werden, da unſer heutiges Landrecht †) in der Lehre vom Schadenserſatz ganz ähnliche Beſtimmungen hat und es überdies bekannt iſt, daß das Wergeld im deutſchen und ſpeziell im ſächſiſchen Recht bis zu dieſem Jahrhundert ſelbſt unter ſeinem alten Namen als Privatſatisfaction, im Falle der Tod aus Fahrläßigkeit herbeigeführt und auf keine Leibesſtrafe erkannt wurde, beibehalten worden iſt ††).

Wir müſſen aber im letzten Theile dieſes Aufſatzes noch einmal zum alten Wergeld zurückkehren, zur Beantwortung der Frage, ob der Todſchlag in allen Fällen durch Geld allein geſühnt worden iſt. Die Antwort hierauf muß entſchieden verneinend ausfallen. — So wie die chriſtliche Religion, Milde lehrend, ihren Einfluß auf die Verminderung und allmählige Abſchaffung der Blutrache ausübte und dem Wergelde Bahn brach, ſo war die

*) In den Beitr. zur Kunde Preuß. VI. p. 349 flgd.
**) Preuß. Landrecht III. p. 190—199.
***) a. a. O. p. 360.
†) I. 6. §§. 98—110.
††) S. Kind Quaest. forens. II. p. 398.

Digitized by Google

Geiſtlichkeit auf der andern Seite bemüht, das Inſtitut des Wergeldes auch für ſich zu benutzen und ihm gewiſſermaßen eine andere Seite abzugewinnen. Die Sündenlaſt, welche der Thäter durch den Tod des Erſchlagenen auf ſich geladen, ſo lehrte ſie und ſo ſtellten es die religiöſen Ideen des Mittelalters dar, war durch keine noch ſo hohe Geldbuße erleichtert; nur Büßungen und Kaſteiungen, Kreuzzüge und Wallfahrten wären das Mittel, den Sünder mit Gott zu verſöhnen. Etwas ähnliches führt ſchon Wilda aus den ältern Zeiten an *). Dieſe Anſchauungen von der Buße mußten hauptſächlich dann zur Geltung kommen, wenn der Todſchlag an einem Höherſtehenden oder Bemittelten verübt war. Es iſt klar, daß deſſen Verwandten die Entrichtung einer bloßen Geldſumme, obſchon ſie rechtlich beſtimmt war, als Wergeld nicht genügen konnte, wenn ſie erwogen, wie ſehr andere Erſatzmittel der Welt nicht nur ihr Anſehn, ſondern auch den hohen Werth des Erſchlagenen darſtellen mußten. Die religiöſen Ideen überhaupt, die das Mittelalter durchdrangen, hatten keinen geringen Einfluß auf die Behandlung des Todſchlägers. Der Gedanke, daß der Entleibte, wie es öfters vorkam, auf der Stelle, ohne mit den Sacramenten verſehn zu ſeyn, ohne Erleichterung ſeiner Sündenlaſt dahin geſchieden war, ſtellte es als eine nothwendige Pflicht dar, durch Vigilien und Seelenmeſſen das Gedächtniß des Verſtorbenen zu ehren und ſeine Seele noch der beſondern Fürbitte der Heiligen zu empfehlen und es war Sache des Thäters neben dem Wergelde auch die Koſten für jene zu tragen. Wenn es endlich zu den ausgemachten Wahrheiten der Vorzeit gehörte, daß Wallfahrten nach heiligen Oertern und Kreuzzüge gegen die Heiden und Ungläubigen die verdienſtlichſten Werke zur Abbüßung der Sünden waren, ſo wurde nun verlangt, daß der Todſchläger die ſonſt freiwillige Wallfahrt zur nothwendigen machen mußte, um ſeine Sündenſchuld zu tilgen und ſein Gewiſſen zu beruhigen.

Daher kam es, daß die wohlhabenden Verwandten eines Erſchlagenen, für welche die Geldſumme keinen beſondern Werth haben konnte, es vorzogen dem Thäter, wenn es zum außergerichtlichen Vergleich über den Todſchlag kam, die Stiftung einer Vigilie oder einer Seelenmeſſe auflegten, deren Koſten auf das Wergeld ver-

*) a. a. O. p. 367.

rechnet wurden. Oder er mußte ſich zu einer Wallfahrt oder zum Ablaßkauf (den der Geiſtliche zu empfehlen pflegte) verſtehen oder ſich beſondern Pönitenzen unterwerfen. Würden uns mehr Urkunden, welche die Sühne des an einem Vornehmen begangenen Todſchlages zum Gegenſtande haben, aus der Vorzeit erhalten ſeyn, ſo würden wir gewiß nicht ſelten finden, daß hier bald fromme Stiftungen, bald Bußübungen die Stelle des Wergeldes vertreten haben. Mit einem Worte, wir ſehen, daß der Geldpön andern Leiſtungen und Verpflichtungen ſubſtituirt wurden. Schon das Beiſpiel aus dem J. 1638 — alſo aus dem Greiſenalter des Wergeldes — welches v. Baczko mitgetheilt hat, iſt ein Beleg für dieſe Behauptung. Die Abtretung oder, wenn man will, der Verkauf des Kruges zu Belacken für einen begreiflicherweiſe ſehr geringen Kaufſchilling an die v. d. Diehleſchen Erben, als die Wergeldsberechtigten, kann als die Entrichtung eines Wergeldes im wahren Sinne nicht angeſehen werden und iſt nur eine datio in solutum, da der Beſitzer das hohe Wergeld aufzubringen nicht vermochte.

Wie aber der Edelmann den an ſeines Gleichen begangenen Todſchlag büßte, hat uns eine Urkunde aus dem Jahre 1500 *) erhalten, die einen zweiten Beweis für unſere Annahme darbietet, daß der Wohlhabende lieber durch öffentliche Bußen die Größe der an ſeinem Geſchlecht begangenen Sünde darſtellen ließ, wobei die verwendeten Koſten eben die Stelle des Wergeldes vertraten, als daß er die Geldſumme ſelbſt im Stillen einſtrich. Dieſe Urkunde iſt in vielen Beziehungen ſo intereſſant, als daß wir, zumal ſie noch unbekannt iſt, ſie nicht vollſtändig mittheilen ſollten. Die Veranlaſſung zu ihrer Abfaſſung war folgende:

Zwei Preuſſiſche Edelleute, Hans und Asmus Gebrüder Wargel, ſonſt v. Gaudecker genannt **), hatten im J. 1499 ihren

*) Sie ſteht im Regiſtranten H. des geh. Archivs alte Gerichtshändel und Scripturen des hochmeiſterlichen Secretairs Liborius Naker enthaltend.

**) Die Wargel ſind ein uraltes eingeborenes Geſchlecht, deſſen Name mit dem oft unter den Wittingen genannten Wargule übereinſtimmend und zweifelsohne von einem derſelben als ihrem Stammvater hergenommen, auch mit dem Namen des ebenſo aus der urälteſten Zeit ſtammenden Kirchdorfs Wargen (wie auch Wargelitten und Wargenau dieſelben Wurzelwörter enthalten), in deſſen Sprengel ſie auf zahlreichen Beſitzungen wohnten, im Zuſammenhange ſteht.

Standesgenoſſen, den jungen Albrecht Zincken, Sohn Hanſens auf Nadrau geſeßen, gleichfalls eines altpreuſſiſchen Geſchlechts — ob vorſätzlich oder in der Nothwehr, iſt nicht erſichtlich — erſchlagen und vergleichen ſich mit dem Vater Hans Zincken und ſeiner Verwandſchaft über die Entleibung vor dem Hauskomthur zu Königsberg Jordan v. Berckrode. Wir erſtaunen, welche Strafen die Thäter auf ſich nehmen müſſen, um ſo mehr, als beide Theile Preuſſen waren, bei denen ein Todſchlag, wie bekannt, höchſtens mit 60 Mark Wergeldes geſühnt und ſelbſt der wohlbekannten Familie eines angeſehenen preuſſiſchen Edelmanns des v. Lirchen, ſonſt Perbandt genannt, noch im Jahre 1483 nur 30 Mark Wergeld verſchrieben wurden *). Aber das Geſchlecht der Zincken war eins der begütertſten und wohlhabendſten in ganz Samland, weshalb es nicht genügen konnte, den Frevel, den zwei arme Edelleute an dem einzigen Sohn eines Reichen begangen, durch Bezahlung des Wergeldes zu ſühnen, ſondern es wurde lieber ein Weg gewählt, der neben den dennoch den Thätern verurſachten Koſten, ſie öffentlich mehr demüthigen und zugleich der Familie des Erſchlagen nicht nur Troſt und Genugthuung geben, ſondern ſie auch mit dem Nimbus eines beſondern Anſehns umgeben mußte. Deshalb ſollen die Frevler in der ehemaligen Altſtädtiſchen Kirche zu Königsberg eine

Während eine andere Linie ſich die Siegeier oder Segeler nannten und gleichfalls im Wargiſchen angeſeſſen war, hieß die dritte Stammlinie Gaudecker, (vielleicht nach ihrem Ahnherrn dem alten Witing Gaudico oder Gaudicorus (1333) in Greybau (cfr. Voigt Ueb. die Witinge in den Beitr. z. Kunde Preuſſ. V. p. 392.) wahrſcheinlicher nach dem Ort Gaudecken, deren Namen endlich ſeit dem Ende des 16. Jahrh. die ganze ſehr ausgebreitete noch jetzt in Pommern reich begütert blühende Familie annahm.

*) Verſchreibung des HM. Martin Truchſeß über die Höfe Schalmen und Podollen nebſt 6 Hufen zu Garbenicken ꝛc. im C. A. Cremitten d. Königsberg Montags vor Martini 1483 zu Preuß. Recht mit 30 Mark Wergeld für Seicz Heyden und die Kinder des ſeel. Simon Lirche. Da Heyden offenbar ein Deutſcher war (wahrſcheinlich ein Söldner, der die Wittwe Simon Lirche's heirathete, ſo fällt jedes Bedenken bei dem Umſtande, daß ihm als Deutſchen ausdrücklich Wergeld verſchrieben wird, was ſonſt ganz ungewöhnlich iſt, fort, wenn man erwägt, daß 1) ſeine Güter von jeher in dem Beſitze preuſſiſcher Edeln und Perbandtiſche Stammgüter waren; 2) daß ſie zu preuſſiſchem Recht verſchrieben worden; 3) daß die Verſchreibung auch auf ſeine Stiefkinder, alſo geborne Preuſſen, mit gerichtet iſt.

Vigilie und Seelenmeſſe halten laſſen, Kirchen-Buße thun und öffentlich die Vergebung des gebeugten Vaters für ihre Miſſethat anflehen *). Sodann mußten ſie verſprechen, zumal gerade ein neues Jahrhundert begann und deshalb ein Jubeljahr gefeiert wurde, nach Rom zu wallfahrten und dort vom heiligen Vater Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und endlich gar S. Jacobs Heiligthum in Compoſtella zu beſuchen **), wovon ſie aber, wenn ſie Dispenſation erlangen konnten, abſtehen durften. Endlich ſollten ſie zur ewigen Erinnerung ihrer That ein Kreuz mit dem Bildniß des Leidens Jeſu nebſt Mariens und S. Johannis auf dem Kirchhofe zu Wargen (wohin die Thäter eingepfarrt waren, mithin ihr Verbrechen ſtets vergegenwärtigt werden ſollte) ſetzen laſſen und alle Unkoſten tragen.

Wir erſehen aus den obigen Beſtimmungen, wie hart eine ſolche Strafe für die wenig bemittelte Familie der Büßenden war. Beſonders die Wallfahrt war es neben dem zu erlangenden Dispens, welche die größten Koſten beanſpruchte und deshalb ſcheinen beide, um nicht in eine zu große Schuldenlaſt zu verſinken, auch die anfangs von ihnen geforderte Stiftung einer ewigen Meſſe in der S. Marien-Magdalenen-Kirche zu Pobethen abgelehnt zu haben ***).

*) Nach dem Entwurfe des Vergleichs (gleichfalls im angeführten Regiſtranten enthalten) war urſprünglich beſtimmt, daß ſie barfuß und barhäuptig auf das Grab Albrechts Z. gehn, ſich gegen Sonnenaufgang niederknieen und mit ausgereckten Armen und Händen die Vergebungsformel ſprechen ſollten, was aber abgeändert wurde.

**) Dieſer berühmte Wallfahrtsort war von Preuſſen aus nicht wenig beſucht. Notizen in den Regiſtranten der letzten Hochmeiſter beweiſen, wie häufig namentlich Söldneranführer, die ſich in Preuſſen niedergelaſſen oder noch dienten und an deren Händen manches nnſchuldige Blut kleben mochte, ebenſo auch Ordensritter zur Abbüßung ihrer Sünden nach Spanien gezogen ſind. Auch aus Pommern holte ſich z. B. Paul v. Bulgrin für die Ermordung ſeines Bruders von Compoſtella Ablaß.

***) Wie dies im Entwurf des Vergleichs, wo aber wegen ihrer Armuth ſchon der zweifelnde Ausdruck „ob ſie das vermögen" hinzugefügt iſt, beſtimmt war. Die Stiftung einer ſolchen ewigen Meſſe nnd Vigilie war, das Heil der Seele in jenem Leben zu ſichern, ein ſehr geſuchtes Mittel, das namentlich, während die Aermern ſich mit einer Seelenmeſſe oder kleineren Legaten an die **pia corpora** genügen ließen, wegen der bedeutenden Koſten nur die Vornehmen nnd namentlich die wohlhabenden Edelleute zu ihrem Troſt gebrauchten.

Die Urkunde ſelbſt lautet folgendermaaßen:

Vor mir Jordan von Bergrodt Oberſter Burggraff vnd Hußkompthur zcu Konigßbg vnd ander hrn dütſchsord dorczu geruffen Iſt die cwzeitrechtige Zache czwiſſchen dem Erbarn hans Czinken vnd ſeyner Freundtſchafft an eynem vnd hans vnd Aſmus Wargeln gebrudern vnd Irer Freundtſchafft am andern teyll von wegn der mißtat vnd todſlag den die czwen gnan bruder an Albrecht Czincken hans Czincken ſon begangen haben beygelegt vnd entſcheiden wie hirnach folget Ins Irſte ſollen hanns vnd aſmus wargell gbruder vff dießen nehſtkomend Sontag Jubilate In ſanct Marie Magdalene Kirche hinder dem Sloſſe Konigſberg laßen ſingen Eine vigilie vnd den montag dornach zu gewonlicher zeit Ein Zell meſſe Gote zcu lobe heyll vnd troſt albrecht czincken zeln vnd pſonlich aldo gegenwertig ſein So balde die meſſe vß iſt Soln beide bruder Jczlicher In ſunderheit hans czincke In der ſelbign kirche bitten wie czuvorn vor mir vnd den beygeſeſſen hrn vnd beyderteyll freuediſchafft geſcheen iſt In ſulchn wortn. lieber hans Czincke Ich bitte demutiglich wie ich an ewch ewn ſone vnd freuntſchafft freunlich gebrochen vnd ewn Son Albrecht vom leben czum tode bracht habe das mir herczn leyt iſt wollet mir das lawterlich vmb gotes willn vnd vnſn liebn frawn Ern willn vorgebn. Dornach Ins Irſt So ſie ſich mogen ſchicken ſollen beide bruder hans vnd aſman In dießem gnadreichen jare nach dem ſie beide an der tadt ſchuldig ſein die heilige ſtadt Rome Sanct Peter vnd ſanct Paul beſuchen Albrecht Czincke ſeine vnd

Schon Herr Geh.-R. Voigt führt in der Geſch. der Eidechſengeſellſchaft in den Beitr. z. Kunde Preuſſ. V. p. 405. eine ſolche fromme Stiftung des Ritters Nickel Weißkopf auf Theerwiſch v. J. 1426 an, während wir aus ſpäterer Zeit noch mehrere höchſt intereſſante Stiftungen von Vicarieen und ewigen Meſſen aus der letzten Zeit des Deutſchen Ordens haben, z. B. 1474 von Cuntz v. Egloffſtein auf Domnau, Cuntz Pfersfelder auf Puſchkeiten, Hans Weyer auf Wohnsdorf, Sigmund v. Ilow auf Trinckheim und Thomsdorff und Caspar Rauff auf Neuken im ehemaligen Kloſter zur heil. Dreifaltigkeit, dem jetzigen Rittergut Groß-Waldeck, ferner von Botho v Eylenburg nebſt Michael v. Königsegg zum Troſt der Seelen und Abwehr der Peſt in der Kirche zu Lenneburg zwiſchen 1489 und 1497, endlich von dem angeſehenen Preuſſenritter Ambroſius Perbandt auf Cremitten in der daſigen Kirche zwiſchen 1477 und 1489 fundirt, von welchen allen zur Zeit noch nichts bekannt geweſen iſt.

Ire ſunde büſſen Sich von der Reißen czu Sanct Jacob die Ine uffgelegt wart entpunden laßn vnd vffrichtige beweißunge davon brengen vnnd ob ſie entpundiunge nicht mochten erlangen doran nymandt czweiuelt ſoll Ine forder keyne beſwerunge brengen So ſie auch vff der Reißn ſaren ober treten wurden ſall Ine in der buße vnſchedlich ſeyn, wenn dann beide bruder ader eyner von Ine wederumb komen, ſollen ſie vff den kirchhoff czu wargen ſo ſie das am pfarrer erhalden mogen ader ſunſt an eyne beqweme ſtadt mit hans czinken vorwilliug Ein Eichn crewtz ſetczen vnd Ein geſnitzt bilde des leydes vnſs hrn Jheſu vnnſr liebn frawn vnd Sanct Johannes vnder eynem ſchawer doran machn laßnn czu troſte vnd gedechtniſſ Albrecht Czincken zele des Ir got gnedig ſey Es ſollen auch die gnan beidn brüder dem Barbirer vor ſeyne arbeit vnd müh entſcheidn vnd eh dann ſie gen Rome gehen vorgnügen So ſie denn auch von vnſn gnedigſten herrn hoeter gleit emphangen den vorwilligten tag nicht gehalden hanns Czincke mit ſeyner Freundtſchafft vff vnkoſt müh vnnd czerung brocht haben Solln ſie Ime vff nehſtkomenden weinachten drey mrg ger geldt vßrichtn vnd beczaln biemit ſoll dieße zache hingelegt vnd entſcheiden ſein wie das ouch beide teyll alſo czu halden czu geſagt vnd globt haben doch vnſchedlich vnſs gnedigſte hrn hoeles Obirkeit vnd gerichte Wurde abr Ir keyn teyll wedir dieße berichtunge thun oder der zachn In freuell adir arge gedencknn das mit czweyen warhafftign mannen aber vnberuchtigten frawn vbirczeugt wurde ſoll ſeyner buſſe nicht wiſſn vnd von der herſchafft dorum geſtraffet werdn hirbey ſeyn geweßn die Erbarn vnd veſten Broſian perbandt, liborius Naker vnſ's gnedigſten hrn Secretarius peter von moſſin, Gunther von Gröben, Mats Tale, nickell von Sirgieten, Simon baricke am teyll hans Czincken, hans Canewitz, Caſpar hoendorff, Jorge Lirche, Jorge Seidell, Thomas Zacherau, Steffan vnd Greger von der Trencke gebruder an teyll hans vud aſmus wargelln Czu mehren geczugniß hab ich Jordan von Bergrodt meyns ampts Ingeſigell an dießn brieff laßn drucken Geſchenn vnd gegb. am Dinſtage nach mias dni Im xvcl Jar *).

*) Beide Gaudecker kehrten übrigens in ihr Vaterland zurück, verheiratheten ſich und ſetzten ihren Stamm fort. Die Linie des Aſmus erloſch jedoch ſchon

Wenn gleich dieſe Urkunde ſchon an ſich dem Freunde der Vorzeit Preuſſens vieles Intereſſante darbietet, ſo wird ihre Vergleichung mit einer ähnlichen Inhalts für unſern Zweck zugleich ein neuer Beweis der Behauptung, daß in der Entrichtung einer Geldſumme als Wergeld nicht immer die Sühne für den Todſchlag beſtand, ſondern daß Anſehn und Macht des Verletzten in ganz andern Dingen die Buße des Sünders ſuchten.

Dietrich v. Elchleben, ein Thüringiſcher Edelmann, erſchlug im Jahre 1312 oder 1313 zwei Mönche des reichen Ciſtercienſer-Kloſters Volkerode und trieb überdies noch einige Pferde deſſelben weg. Er hätte ſeine That durch Geld ſühnen können, denn ſchon nach ſehr alter Sitte wurde der Tod eines Prieſtees mit dreifachem Wergelde und Verletzungen des Eigenthums der Kirche mit dreifacher Buße vergolten.

Aber die Kirche war weit entfernt davon, ſich mit der Annahme einer Summe Geldes zu begnügen, um ſo mehr, da das Verbrechen gegen Gottgeweihte verübt, ohne Uebernahme einer beſondern Kirchenſtrafe nicht verziehen werden konnte. Dietrich v. Elchleben muß ſich daher, wie die beiden Gaudecker, einer öffentlichen, aber weit härtern Pönitenz unterwerfen. Barfuß ſoll er mit fünf Standesgenoſſen an einem Sonntage die Kirche zu Königſee in Proceſſion umgehen, dann ebenſo mit dreißig Edelleuten, jeder mit brennender Wachskerze zu Erfurt von der Kaufmannskirche bis zum Marienkloſter, endlich mit 20 Männern ſeines Standes die dritte Prozeſſion vom Städtchen Kornre bis zum erwähnten Marienkloſter, er abermals barfuß und jeder mit brennender Kerze unter Nachtragung eines neuen Baldachins, der ſo wie alle Kerzen dem Kloſter Volkerode zufielen, fortſetzen. Zuletzt beſiegelt der Schwur, fortan mit dem Clerus in ewigem Frieden zu leben, ſo wie binnen Jahresfriſt vom päbſtlichen Stuhl ſich Ablaß zu erwirken, neben ſeinem und ſeiner Genoſſen feierlichen Verſprechen, den Ciſtercienſer-Orden und das Kloſter zu Volkerode ſtets zu ehren, den Vertrag.

zu Anfang des 17. Jahrhunderts, während Hans nicht nur der Stammvater der heutigen Herrn v. Gaudecker, ſondern auch von weiblicher Seite einer der Ahnherrn der gegenwärtig blühenden v. Maſſenbachſchen Familie geworden iſt.

Daß übrigens alles dies in Stelle des Wergeldes und der Buße übernommen wurde, iſt durch die Worte der Urkunde: in restaurum et emendam sceleris und: quae omnia et singula fieri debeant in emendam et satisfactionem pro tanto facinore perpetrato außer allem Zweifel.

Wir tragen kein Bedenken, auch dieſes intereſſante Actenſtück, das unſers Wiſſens nur erſt einmal gedruckt worden *) hier vollſtändig mitzutheilen **).

*) In Schannat und Kreyßig Diplom. hist. Sax. Sup. I. fol. 789 h.

**) Iu uomine domini Ameu. Nos Guntherus dei gracia comes iu Keueruberg Hervicus decanus ecclesie Northuseusis, magister Giselherus de Heruesleyben et magister Ernestus decanus ecclesie Erfordeusis et magister Ludewicus Canouicus ecelesie Sancte Marie Erfordeusis predicte officiatus reuerendi Domiui P. archiepiscopi Moguntiui arhitri, Arbitratores laudatores, diffinitores seu amicabiles compositores fratre Gotfrido dicto de Bruuue mouacho monssterij iu Volkolderode ordiuis Cistercleusis et Alherto do Elcheleyhen rectore ecclesie in Marc Remde procuratoribus predicti Domini abbatis et sui couventus mousterii supradieti et Theoderici dc Elcheleybeu fratris eiusdem Alberti electi et commuuiter assumpti super occisioue fratrum Alherti et Alherti couuersorum dicti monasterii Volkolderode et super spoliacioue quoruudam equorum eisdem fratrihus per dictum Theodericum de Elcheleybeu ahlatis et generaliter de omnihus litibus, controuersiis et causis que occasioue predictorum uerti possent inter eosdem dominum abbatem et suum conuentum ac Theodericum de Elcheleyhen prout iu forma compromissi huiusmodi pleuissime coutiuetur auditis et iutellectis meritis maleficii perpetrati habitoque super hys diligeuti tractatu ac deliberacioue maturo pro bouo pacis et coucordie et ex uigore compromissi in uos facti laudamus, arbitramur et diffiniendo prouuuciamus senteucialiter iu hys scriptis Iuprimis quod iu restaurum et emeudam sceleris perpetrati dictus Theodericus de Elcheleyheu ibit processioualiter met sextus uirorum sue condicionis aute Crueem uua die domiuica circueuudo ecclesiam parochialem iu Kuugesse ubi ipsum faciuus perpetratum magis notorium extitit ipse quidem Theodericus discalciatus alijs uero calciatis Item post hec in Erfordia ab ecclesia mercatorum idem Theodericus ibit processioualiter cum trigiuta uiris sue conditiouis siugulis portautihus cereas caudelas pouderis uuius libre ipso uero Theoderico predicto discalciato ut prius et alijs calciatis uuum cereum duarum librarum deferente usque ad monasterium sancte Marie uirginis Erfordeusis predicte, quarum candelarum distri-

Schließlich können wir noch einen für die Geſchichte des Wergeldes bemerkenswerthen Fall nicht unerwähnt laſſen.

bucio ad arbitrium domini abbatis de Volkolderode fieri debet et ibidem faciet idem Theodericus iuramentum, quod in antea nullum clericum seu personam religiosam uelit infestare seu quomodolibet perturbare sed ipsos debita renerencia honorare infra annum a dato presencium absolucionis beneficium per se uel per procuratorem ydoneum a sede apostolica impetrare et nichilominus idem Theodericus una cum suis socijs complicibus predicte emende promittent sollempni stipulacione ordinem Cisterciensem et presertim personas ecclesie Volkolderode predicte quamdiu vixerint debita renerencia honorare et insuper in eodem loco sepedictus Theodericus homo damini abbatis et ecclesie in Volkolderode fiet eidem domino abbati tanquam uasallus fidelitatem omnimodo pollicendo Item adiicimus quod idem Theodericus a uilla Korure usque ad monasterium sancte Marie uirginis in Volkolderode ibit processionaliter una cum alijs iuris uiginti sue condicionis non tam hijs qui jam pridem cum ipso processerant portantes singuli candelas singulas, ut prius, contiuencie unius libre ipso uero Theoderico ut supra discalciato et alijs calciatis unum cereum duarum librarum ferente. Et a loco predicto Korure usque ad monasterium predictum portabunt ijdem sequendo processionem hujusmodi unum feretrum coopertum paldekino nouo ab ipso Theoderico desuper comparato quorum omnium uidelicet paldekini et candelarum distribucio siue retencio in predicti domini abbatis arbitrio permanebit quo pacto iam dicti uigiati uiri coram connentu ibidem promittent stipulacione sollempni ut prius, quod ecclesiam de Volkolderode ac personas illius semper uellnt et debeant promouere; Pro equis autem et rebus alijs fratribus supradictis ablatis dabit idem Theodericus sex marcas puri argenti domino abbati et ecclesie supradictis mediam uidelicet partem in festo beati Martini proximo et reliquam in natiuitate domini tunc sequente de quibus uidelicet sex marcis in supradictis terminis persoluendis idem Theodericus ante assumpcionem beate uirginis sufficienter faciet fideiussoriam caucionem. Hec autem omnia et singula prout diffinita ac pronunciata sunt nolumus et mandamus inuiolabiliter obseruari et ante assumpcionem beate uirginis proximam terminari excepto duntaxat absolucionis beneficio a sede apostolica impetrando, quod tamen infra annum ut permittitur decernimus terminandum sub pena uidelicet sex marcarum puri argenti in compromisso contentarum et alijs penis adiectis in eodem compromisso contentis, que omnia et singula fieri debeant in emendam et satisfactionem pro tanto facinore perpetrato ita, quod in antea uinculum amoris et amicicie inuiolabilis inter ipsos do-

Chriſtoph Donaiski nehmlich, ein junger Edelmann aus dem Amte Preuß. Mark erſtach am Abende des 21. Auguſt 1612 einen andern jungen von Adel Paul Prawda auf dem Markte zu Salfeld. Wiewohl der Thäter ſich im Zuſtande der höchſten Trunkenheit befunden und der Entleibte in ſofern gewiß nicht ohne Schuld war, als er ſich gewaltſam zwiſchen jenen und ſeinen Bruder Sigmund Prawda, die im Rencontre begriffen waren, drängte und Donaiski zu erſchießen drohte, ſo nöthigte dieſen doch die Furcht vor der Rache der zahlreichen Verwandten zur ſchleunigen Flucht. Aber diesmal hatte er noch von einer andern Seite Strafe zu fürchten. Nachdem anfangs die Vergleichsvorſchläge mit der Familie Prawda's zu keinem Reſultat geführt hatten, begab ſich Donaiski ganz außer Landes in niederländiſche Kriegsdienſte. Aber auf die Kunde von dem Verbrechen wies die Regierung das Gericht zu Salfeld zur ſofortigen peinlichen Unterſuchung an, ohne das Erbieten der Mutter des Thäters, ſich mit der Verwandſchaft des Entleibten außergerichtlich zu vergleichen, zu berückſichtigen. Der nunmehr von dem Gerichte eingeleitete peinliche Proceß, deſſen Hauptaktenſtücke uns erhalten ſind *), liefert ein deutliches Bild von der damals gebräuchlichen Criminal-Ordnung. Nachdem auf mehrmalige, unter Androhung der Contumacialfolgen erlaſſene Citation Chriſtoph Donaiski nicht erſchienen war, reichte ſeine Mutter, die verwittwete v. Donaiski geb. v. Stößel, bedacht ihrem Sohne eine friedliche Rückkehr zu ſichern, den endlich unterm 28. April 1614 zu Stande gekommenen Vergleich ein, um die Unterſuchung zu inhibiren. Hier verpflichtete ſie ſich, „des Entleibten halber" 700 Mark als für die in der Hauptſache aufgelaufenen Koſten und Schäden auf einem Brette

minum abbatem et conuentum ex una et Theodericum de Elcheleyben ac suos complices ex parte altera perpetuo debet permanere. Lata est hec sentencia anno Domini M° CCC° tercio decimo XVI Kal. Julij presentibus testibus infra scriptis uidelicet Ottone de Wechmar, Hermanno de Mulueratete, Alberto de Guderisleyben militibus, Domino Henrico plebano in Cranichfelt et domino Johanne rectore ecclesie in Escheleyben, fratre Friderico filio ducis Brunswicencis et fratre Henrico Alboldi sacerdotibus et monachis in Volkolderode et quam pluribus alijs fide dignis.

*) Im geh. Archiv unter den Adelsſachen s. v. Donaiski.

zu entrichten, während Chriſtoph Donaiski, wenn er ſicheres Geleit erlangt, eine öffentliche Kirchenbuße, an dreien Sonntagen hintereinander auf dem Grabe des Erſchlagenen zu Salfeld knieend und ein bloſes Schwert haltend *) jedem der Prawdaſchen Verwandten Abbitte zu thun, auf ſich nehmen, worauf dann die Verzeihung erfolgen ſollte.

Da aber das Gericht die Gültigkeit dieſes Vergleichs von der Confirmation des Churfürſten abhängig machte, dieſer ſie indeß verſagte, ſo nahm der Prozeß ſeinen Fortgang und ſchließlich wurde unterm 10. Februar 1615 „Gott, ſeine Gerechtigkeit und des Churfürſten und der Lande übliche Rechte vor Augen habend" dahin erkannt:

„Jnmaaßen wir den obbenannten Bekl. Chriſtoff Donaißken wegenn ſolcher freventlichenn entleibung und verubten Contumacien in die acht vndt vorfeſtung verkundigenn vnd erklehren, alſo daß er auß dem frieden in den vnfrieden geſetzet vnnd ſein leib vndt lebenn wie eines vogelß in der Lufft jedermann gemein vndt in dieſem hertzogkthumb preußen erlaubt ſei ihn ohne alle Straffe vom Leben zum Todte zu bringen vnndt wegenn deſſenn niemand ſich an Jhme verbrechen möge oder könne. — — —"

Während alſo 23 Jahre ſpäter das Wergeld in dem Vergleiche der v. d. Diehleſchen Erben mit dem Krüger Engelien in voller Kraft erſcheint, iſt hier die altgermaniſche Friedloſigkeit in ſtrengſter Form die Folge des Todſchlags.

Es findet ſich keine Nachricht, ob dieſes ſchon an und für ſich merkwürdige Urtheil vielleicht ſpäter durch Beſtätigung des vorerwähnten Vergleichs außer Kraft geſetzt worden iſt. Wenigſtens kehrte nach Verlauf mehrerer Jahre Donaiski zurück, ohne daß ſich etwas über ſeine fernere Beſtrafung findet. Es ſcheint, als wenn die Uebernahme von Kriegsdienſten ein ſo verdienſtliches Werk geweſen ſey, auch eine Blutſchuld zu tilgen. Denn für dieſe Vermuthung ſpricht auch das Beiſpiel Hanſens Prawda, gleichfalls eines Todſchlägers, der flüchtig mehrere Jahre in Ungarn gegen die Türken gekämpft hatte und darauf die feſte Hoffnung, Gnade zu erhalten, ſetzend, vom Churfürſten ſicheres

*) Jſt dieſe Ceremonie eine gewöhnliche? wie iſt ſie zu erklären?

Geleit erbittet, um durch Erlegung des Wergeldes vollends ſich auszuſöhnen. —

Wir können dieſen Verſuch nicht ſchließen, ohne eines höchſt merkwürdigen Paſſus in einer alten Handfeſte, auf das Wergeld bezüglich, zu erwähnen.

Der Landmeiſter Conrad von Thierberg verſchreibt unterm 6. März 1284 dem Preuſſen Bliwot das Feld zu Windelauken (Wundlacken), das er vom Landmeiſter Ludwig gegen das Feld Arbilaucken eingetauſcht hatte, zu preuſſiſchem Rechte. Nachdem der von dieſem Gute zu leiſtende Dienſt als cum armis solitis beſtimmt iſt, heißt es weiter: Si quis ipsum, quod absit, occiderit, aut membrum mutilaverit, reus huius facti **collum pro collo, aut manum pro manu reddat,** tamen in suorum arbitrio sit positum, si pro istis pecuniam voluerint acceptare*). In der That eine Berechtigung, wie wir ſie in keiner andern Verſchreibung antreffen! Zwei im ſtärkſten Widerſpruch ſtehende Rechtsprincipien gepaart, die Talion mit der Buße! Welch' einen Blick läßt das in die Rechtspflege des Ordens thun, ohne daß wir aufgeklärt werden? In der Willkühr des Verletzten oder ſeiner Freunde ſoll es ſtehen, ob der Thäter mit dem Tode und Verluſt des Gliedes, das er verletzt, büße, oder aber ſich mit dem Wergelde Strafloſigkeit erkaufen könne. Hundert Fragen drängen ſich hier auf. Waren es die Grundſätze der Talion, nach denen der Orden in älteſter Zeit peinliche Fragen entſchied, oder fing man nun an, dem überall in Deutſchland geltenden Bußeſyſtem ſich zuzuwenden? Oder läßt gar die obige Stelle einen Blick in das uralte Recht des Preuſſenvolkes werfen? Hatte bei ihm das Wiedervergeltungsrecht, gewiß das erſte Strafrecht roher Völker, ſeine Anwendung? Wurde dadurch etwa der mächtige Bliwot, Herr einer bedeutenden Beſitzung, noch beſonders geehrt, daß man ihm das Recht ſeiner Väter ließ?

Wir unterlaſſen es, hier noch mehr Fragen oder Vermuthungen aufzuſtellen; vielleicht gelingt es einem gelehrten Rechtsforſcher,

*) Dieſe Verſchreibung ſteht im Priv.-Buch der Aemter Brandenburg, Balga und Pr. Eylau unter den Handfeſten der Freyen. fol. 98.

auch die obigen Beſtimmungen mit den ſonſtigen Rechtsinſtitutionen des Deutſchen Ordens in Einklang zu bringen und ſie nicht weiter als eine auffallende Erſcheinung da ſtehen zu laſſen *).

*) Vielleicht löſt dies Problem die Feder des Herrn Stadtrath Neumann, der in ſeinem neuerlich erſchienenen, eben ſo geiſtreichen als belehrenden Aufſatze über die Talion in der Rechtspflege Preuſſens die Quellen, aus denen ſie hieher gefloſſen, entdeckt zu haben ſcheint. Durch das Vorkommen derſelben in deutſchen Rechtsbüchern aber, oder hin und wieder in der Praxis wird die allgemein geltende Anſicht von dem undeutſchen Urſprunge derſelben niemals widerlegt werden können, wie auch der früher mitgetheilte Fall aus dem Ende des 16. Jahrh. durch kein Wort als der einzige, nunmehr erſt bekannt gewordene, aufgeſtellt iſt.

Digitized by Google

Ueber die neueſten Erweiterungen des Preußiſchen Staatsgebietes ſeit 1816, namentlich durch die Einverleibung der Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Siegmaringen.

Vortrag in der Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg gehalten am Geburtstag Sr. Majeſtät des Königs

den 15. October 1851 *)

von

F. W. Schubert.

M. H. An dem Feſttage, der jährlich in dieſer Stunde unſern Verein zu einer öffentlichen Sitzung verſammelt, an dem gefeierten Tage der Geburt unſers Königs, wird der hiſtoriſche Stoff wohl immer am entſprechendſten aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Statiſtik entlehnt. Verſuchte ich im vorigen Jahre an dieſem Landesfeſte Ihre Aufmerkſamkeit auf einen für unſere Provinz Preußen ſelbſt ſehr wichtigen Gegenſtand zu lenken, auf das Weſen der Grundſteuer und die verſchiedenartige Beurtheilung derſelben nach ihrem provincialen Standpunkte, ſo erlauben Sie mir für heute, Sie in den neuſten Theil des Preußiſchen Staates zu führen und die Verhältniſſe der beiden Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Siegmaringen vor ihrer Verbindung mit der Preußiſchen Krone näher zu erläutern. Es erſcheint für heute eine ſolche Aufgabe um ſo mehr gerechtfertigt, als dieſe Verhältniſſe an ſich wenig bekannt ſind, und doch wahrhaft ein genügendes Intereſſe darbieten, weil dieſe Stammlande des königlichen Hauſes, nach mehr als ſiebenhundertjähriger Entfernung von demſelben, durch ihre gegenwärtige Einverleibung in

*) Der ſpätere Abdruck iſt durch eine längere Abweſenheit des Verfaſſers von Königsberg verzögert.

den Geſammtſtaat die verſchiedenartigſten Beziehungen des ſüdlichen Deutſchlands in vielen Zweigen der phyſiſchen, techniſchen und intellectuellen Cultur den Preußiſchen Staatsangehörigen näher rücken. Eben dieſe gänzliche Einverleibung der Schwäbiſchen Lande in den Preußiſchen Staat giebt dieſem Erwerbe ein weit umfaſſenderes Gewicht, als etwa früherhin die loſere Verbindung des Fürſtenthums Neuenburg und Valendis mit Preußen ſeit 1814, da jenes Fürſtenthum zugleich ein Canton der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in ſtaatsrechtlichem Verhältniſſe weit weniger Berührungspunkte mit den übrigen Theilen des Staates gewährte.

Aber dieſe Verbindung iſt noch ſo neu, der Uebergabeact geſchah erſt vor achtzehn Monaten, die Huldigung der Lande vor noch nicht zwei Monaten, ſo daß unſre officiellen ſtatiſtiſchen Nachrichten noch längere Zeit über dieſe neu gewonnenen Beſitzungen uns fehlen und vielleicht deshalb um ſo erwünſchter dieſe vorläufigen Mittheilungen aufgenommen werden dürften. Bevor ich aber zu der geſchichtlichen Darſtellung des Territorialbeſtandes dieſer Lande übergehe, will ich zuvörderſt ihr Größenverhältniß im Flächeninhalt und in der Bevölkerung zuſammenſtellen, zur Vergleichung einerſeits mit dem Länderbeſtande des Preußiſchen Staates unmittelbar nach dem Wiener Congreſſe und dem zweiten Pariſer Frieden, anderſeits mit den ſeit dieſer Zeit erfolgten Vergrößerungen des Staatsgebiets.

Im Juli 1815 umfaßte der geſammte Preußiſche Staat — indem wir das Fürſtenthum Neuenburg und Valendis mit 13,9 QM. und 51,000 E. (damals) hiebei ſtets aus unſrer Rechnung ausſchließen — einen Flächeninhalt von 4963,6 QM. mit 10,295,000 Einwohner. Der zweite Pariſer Friede vom 20. Novbr. 1815, die ſpäteren Separatverträge mit dem Großherzog von Meklenburg-Strelitz vom 8. Sept. 1816 und 21. Mai 1819, mit dem Grafen von Pappenheim aus d. J. 1816 u. 1817, mit dem Großherzog von Heſſen-Darmſtadt vom 30. Jun. 1816, mit dem Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt von 15. u. 19 Jun. 1816, endlich die Gränz- und Ausgleichungsverträge mit dem Königreich der Niederlande, mit Rußland für das Königreich Polen und mit dem Königreich Sachſen in den Jahren 1816, 1817 u. 1819 gewährten insgeſammt nur eine Vergrößerung des Staatsgebietes um 52,5 QM. mit 116,000 E.,

vorzugsweiſe zur Abrundung der Rheinprovinz im Moſel- und Saargebiete und der Preußiſchen Provinz Sachſen, aber ſie hatten auch außerdem eine Geldentſchädigung von Preußiſcher Seite von mehr als 2,500,000 Thlr. erfordert. Der Flächeninhalt des Staates war nunmehr auf $5014,^{6}$ QM. angewachſen, auf welchem im J. 1817 10,536,000 M. lebten.

Es folgten nun ſiebzehn Jahre bis 1834, in welchen keine weſentliche Veränderung des Länderbeſtandes weder durch neue Erwerbungen, noch durch gegenſeitigen Austauſch an den Staatsgrenzen zu bemerken iſt; inzwiſchen hatte ſich die Bevölkerung vorzugsweiſe durch Propagation, weit weniger durch Einwanderung, bis auf 13,510,000 K. vergrößert. Demungeachtet fand man inzwiſchen auch den Flächeninhalt des Staates nach den genaueren officiellen Berechnungen auf $5062,^{5}$ QM. angegeben, alſo um $47,^{9}$ QM. größer als im J. 1817. Aber dieſe anſcheinende Vergrößerung des Staatsgebietes verdankte man ausſchließlich dem friedlichen Geſchäfte der ſorgfältigeren topographiſchen Aufnahmen, welche namentlich in den aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen gebildeten Regierungsbezirken am Rhein und in Sachſen, zumal da bei den noch dazugekommenen Tauſchverträgen die Vorarbeiten an topographiſcher Genauigkeit zu wenig dargeboten hatten, allein einen Mehrertrag von $36,^{3}$ QM. lieferten. Von dem Reſte kam das Meiſte auf unſere Provinz Preußen mit $9,^{3}$ QM.

Erſt im J. 1834 wurde eine neue Vergrößerung des Preußiſchen Staatsbezirks durch *Ankauf* erworben, indem nach dem Vertrage vom 31. Mai d. J. der Herzog von Sachſen-Coburg das ihm nach dem Wiener-Congreſſe und der Uebereinkunft mit Preußen vom 9. Sept. 1816 im vormaligen Franzöſiſchen Saar-Departement zugetheilte, mithin von der Preußiſchen Rheinprovinz eingeſchloſſene Fürſtenthum Lichtenberg ($10,^{5}$ QM. groß, damals von 35,250 M. bewohnt), an Preußen abtrat. Die Bedingung war eine reine jährliche Rente von 80,000 Thlr., theils in Anweiſung Preußiſcher Domainen, theils in Baarzahlung zum Ankauf von Grundbeſitzungen, welche als Entſchädigung in Stelle des abgetretenen Fürſtenthums für die Anſprüche des Geſammthauſes Sachſen-Coburg-Gotha aufgenommen werden ſollten. Die Beſitznahme erfolgte von Preußiſcher Seite am 22. Sept. 1834, indem aus dem neu erworbenen Landestheile ein eigener landräthlicher

Kreis — St. Wendel — gebildet wurde. Es war damit eine der drei Enclaven, welche durch die Preußens Vergrößerung und angemeſſener Abrundung auf dem Wiener Congreſſe überall entgegentretende Oeſterreichiſche Politik in die Rheinprovinz hineingezwängt war, dem naturgemäßen Verbande wiedergewonnen: aber die anderen beiden, das Oldenburgiſche Fürſtenthum Birkenfeld, die Heſſen-Homburgiſche Herrſchaft Meiſenheim ſind noch bis jetzt in dieſer iſolirten Stellung verblieben. Der Gewinn gab an Land zwar nur $^{2}/_{10}$ Procent Zuwachs für das Staatsgebiet und nicht viel über $^{1}/_{4}$ Procent für die Geſammtbevölkerung, doch die mannigfachen Beziehungen des allgemeinen Staats- und National-Intereſſes ließen dieſen Gewinn mit Recht viel höher anſchlagen, wenn auch der Verkäufer dabei für ſeinen Standpunkt ſicher einen ſehr vortheilhaften Vertrag abſchloß. Der Geſammtflächeninhalt des Preuß. Staats beſtand nunmehr aus 5073 QM. mit einer Bevölkerung von 13,545,000 S. am Schluſſe des J. 1834.

Und wiederum waren faſt ſiebzehn Jahre wieder abgelaufen, bevor eine abermalige Vergrößerung unſeres Staatsgebietes eingetreten iſt, da der Tauſchvertrag zwiſchen Preußen und Hannover vom 25. Novbr. 1837 in Betreff der von ihnen bis dahin gemeinſchaftlich beſeſſenen 6 Mengedörfern keine ſtatiſtiſch bedeutſame Gränzerweiterung gewährte. Eben ſo wenig iſt der Vertrag Preußens mit dem Fürſten von Lippe-Detmold vom 17. Mai 1850 über die Abtretung der mitlandesherrlichen Rechte über die Stadt Lippſtadt an die Krone Preußen höher zu rechnen, weil er nur eine financielle Ausgleichung betrifft, und das Gebiet von Lippſtadt ſchon ſeit 1815 dem Preußiſchen Staate vollſtändig einverleibt iſt. Aber die neue Erwerbung der Schwäbiſchen alten Stammlande im April 1850 gewährt in ihrem gegenwärtigen Umfange einen Zuwachs von $21,^{3}$ QM. mit 68,850 K. Bevölkerung, wovon auf Hechingen $5,^{5}$ QM. mit 21,1506 und auf Siegmaringen $15,^{8}$ QM. mit 47,700 S. kommen. Der Geſammtflächeninhalt des Preußiſchen Staates iſt dadurch, da er inzwiſchen durch die genauere topographiſche Aufnahme der übrigen Provinzen ſeit 1834 außerdem eine Vergrößerung von $9,^{9}$ QM. erfahren hat, alſo am Schluſſe des J. 1849 nach den officiellen ſtatiſtiſchen Tabellen auf $5082,^{87}$ QM. berechnet war, bis auf $5104,^{3}$ QM. gewachſen: mithin bildet die neue Vergrößerung etwas über $^{4}/_{10}$ Proc.

des früheren Länderbeſtandes, oder etwas über das Doppelte der Vergrößerung im J. 1834. Die Geſammtbevölkerung des Staates betrug nach der letzten allgemeinen Volkszählung am Schluſſe des J. 1849 = 16,331,187 S., ſie iſt durch dieſen neuen Erwerb im J. 1850 bis auf 16,400,000 S. geſtiegen, d. i. etwas über $^4/_{10}$ oder genauer $^{17}/_{40}$ Proc. der vorhandenen Bevölkerung. Die durchſchnittliche Bevölkerung bietet demnach jetzt für den ganzen Staat 3213 S. auf eine □Meile, und iſt eben ſo ſtark, wenn man beide Fürſtenthümer für ſich allein betrachtet, nämlich 3218 Seelen auf eine □Meile.

Die Bedingungen des am 7. Dec. 1849 geſchloſſenen und am 12. März 1850 ratificirten Vertrags zwiſchen Preußen und den beiden Fürſtenthümern *) beſtimmen, daß die beiden regierenden Fürſtenhäuſer Hohenzollern alle Souverainetäts- und Regierungsrechte über ihre beide Fürſtenthümer für ſich und ihre Erben an den König von Preußen abtreten, wofür als Entſchädigung für den Fürſten von Hohenzollern-Hechingen eine jährliche Rente von 10,000 Thlr. aber nur auf Lebenszeit, und nach deſſen Ableben eine jährliche Rente von 5000 Thlr. an ſeinen nächſten Erben, falls dieſer Fürſt nach Eingehung einer ſtandesmäßigen Ehe noch ſucceſſionsfähige Nachkommen gewinnen ſollte, als Entſchädigung für den Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen eine jährliche Rente von 25,000 Thlr. gezahlt werden ſoll, welche auf das jedesmalige Haupt dieſes fürſtlichen Hauſes übergeht. Die in beiden Fürſtenthümern gelegenen fürſtlichen Güter und Liegenſchaften nebſt den dazu gehörigen Forſten, Bergwerken, Fabriken, nutzbaren Gebäuden, Zehnten, Renten und Gefällen bleiben als ein Fürſtlich Hohenzollernſches Stamm- und Fidei-Commiß-Vermögen anerkannt und mit den daraus fließenden Einkünften im Beſitze der beiden fürſtlichen Häuſer: eben ſo ihr Allodial-Vermögen und ſonſtiges Privateigenthum. Ueber jenes iſt faſt gleichzeitig zwiſchen den beiden Fürſten von H.-Hechingen und H.-Sigmaringen ein Haus- und Familien-Vertrag am 3. Febr. 1850 abgeſchloſſen worden, nach welchem mit dem 1 Mai a c. das geſammte H.-Hechingenſche Haus- und Fidei-Commiß-Vermögen

*) Abgedruckt in der Preuß. Geſetzſammlung 1850, Nr. 21 und im Preuß. Staatsanzeiger Apr. 1850. Nr. 108.

an den Fürſten Anton von Hohz.-Sigmaringen und deſſen Erben übergeht *).

Indeß ſind es hier keinesweges die Bedingungen, welche als Maaßſtab zur Beurtheilung der gegenſeitigen Beziehungen des Vertrags zu erwägen ſind, es gilt vielmehr hier die Erlangung anerkannter Erbanſprüche. Es tritt hier nur der Anfall der durch Erbverbrüderungs-Verträge wiederholt vorausbeſtimmten Vereinigung dieſer Länder früher ein, als es nach dem natürlichen Laufe der Dinge geſchehen wäre, ähnlich wie vor ſechszig Jahren unſerm königlichen Hauſe der Anfall der Hohenzollern Fränkiſchen Lande, der Markgrafſchaften Anſpach und Baireuth, durch Verhandlung vor dem Ausſterben des markgräflichen Stammes verfrüht wurde. Allerdings war damals die Ausſicht auf den Erbanfall noch viel näher als in dem vorliegenden Falle. Es iſt aber über dieſe Anſprüche bereits ſeit Jahrhunderten zwiſchen Brandenburg-Hohenzollern und der Schwäbiſchen Linie verhandelt worden, und ihre jetzige Erfüllung verknüpft nicht nur die alten Stammlande des königlichen Hauſes mit dem Geſammtſtaate zum engſten Verein, ſondern ſie berührt auch nach verſchiedener Richtung weſentliche allgemeine Staatsintereſſen, deren Umfang und Bedeutung ſich vielleicht jetzt noch nicht vollſtändig überſehen laſſen. Doch zur Vermittlung einiger Kenntniß darüber und zur näheren Erläuterung des Sachverhältniſſes erlaube ich mir eine hiſtoriſche Ueberſicht der allgemeinen Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Zweigen des Hauſes Hohenzollern voranzuſchicken.

Das gräfliche Haus Zollern erſcheint geſchichtlich ſicher zuerſt in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts in dem Berglande, wo die rauhe Alp von den öſtlichen Abhängen des Schwarzwaldes ſich ſondert, und in der Richtung von Weſten nach Oſten hin durch Schwaben läuft, wo der Neckar eine weite Strecke lang in ähnlichen Krümmungen wie die Donau parallel zu einander auf eine Entfernung von ſechs Meilen ſich durchſchlängeln und viele Bergbäche und Flüßlein in ſich aufnehmen. Alle Sagen aus früherer Zeit, über die gemeinſchaftliche Abſtammung der Hohenzollern mit dem Hauſe Habsburg, mit den Italieniſchen Ge-

*) Abgedruckt in dem Preuß. Staatsanzeiger 1850, Mai, Nr. 137. Die Uebergabe iſt am 10. Mai 1851 vollzogen worden.

ſchlechtern der Colonna's und Colalto's, über den Zuſammenhang mit Karl dem Großen, oder noch ein Paar Jahrhunderte früher mit den Merovingern, ſind eben ſo müßige Spielereien geldgieriger, leichtfertiger und unwiſſender Hofgenealogen, wie ihre noch unverſchämteren Schwindeleien zu den Römiſchen Kaiſern, zu den Fürſten im Trojaniſchen Kriege und zu Hercules hinauf. Aber es ſind erſt Erfindungen aus der zweiten Hälfte des funfzehnten und aus dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, größtentheils für die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch ohnmächtigen Zweiges des Hauſes Hohenzollern in Schwaben hervorgerufen, als auch er ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte nach der fürſtlichen Würde ſtrebte, und dieſe ſtatt durch Thaten durch dickleibige, prunkhafte Beweisführung ſeiner Verwandtſchaft mit den erſten Fürſtenhäuſern zu erreichen vermeinte. Bei dem Fränkiſchen und Brandenburgiſchen Hauſe haben dieſe Verfälſchungen und Fabeleien niemals rechten Anklang gefunden, vielmehr iſt von hier aus ſchon in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, und namentlich ſeit der Regierung des großen Kurfürſten die erſte hiſtoriſch beglaubigte Grundlage für die Geſchichte des Hauſes angeſtrebt, wiewohl dadurch auch nur für die Burggrafen von Nürnberg und die Kurfürſten und Markgrafen von Brandenburg eine geſchichtlich ſichere Reihe von Namen und in ihrem verwandſchaftlichen Zuſammenhange aufgeſtellt werden konnte. Und in der That was bedarf das Haus Hohenzollern-Brandenburg des unlauteren erdichteten Schmuckes aus alter Zeit, da es ſeit vierhundert und funfzig Jahren ſo viele perſönliche Größen aus ſich hat hervorgehen ſehen, wie kein anderes Europäiſches Fürſtenhaus in einem gleichen Zeitraum! Das weiß die beglaubigte Geſchichte und iſt über allen Zweifel erhoben!

Alſo auch Graf Thaſſilo und die mit anſcheinend größerem gelehrten Apparat ausgeſtattete Ableitung der Hohenzollern von Petrus Columna, der als Anhänger des Kaiſer Heinrichs IV. verfolgt aus Italien nach dem Schwäbiſchen Gebirgslande geflohen ſein, und hier die Burg Zolra, verdollmetſcht nach ſeinem Italieniſchen Hauptſchloſſe Zagorolla begründet haben ſoll, verſchwinden eben ſo aus der documentirten Geſchichte, wie die umgekehrte Dichtung, daß ein Schwäbiſcher Graf Zollern auf ſeiner Flucht nach Italien einen Stammſitz Zagarolla erbaut haben ſoll, welcher

dem Andenken an die Deutſche Burg Zolra ſeinen Namen verdankt habe. Daß aber gegenwärtig für dieſe älteſte Geſchichte des Hauſes Hohenzollern mit größerem Ernſte und unbefangener Kritik geforſcht werde, verdanken wir dem lebhaften Wunſche und der großartigen Unterſtützung Sr. Majeſtät des jetzt regierenden Königs, auf deſſen Veranlaſſung Freih. Rudolf v. Stillfried in den betreffenden Archiven gründlicher nachſuchen und in Verbindung mit Dr. Maercker die Herausgabe der „Hohenzollernſchen Forſchungen" unternehmen konnte. Wer eine ausführlichere Widerlegung jener angeführten Sagen zu durchmuſtern wünſcht, den verweiſe ich auf die Einleitung im erſten Theile des genannten Werkes, welcher indeß ſchon drei Jahre vor der gegenwärtigen Vereinigung der Fürſtenthümer mit dem Preußiſchen Staate erſchienen iſt. Schon damals war die Uebertragung der älteſten intereſſanteſten Documente (147 an der Zahl) in das zu Berlin begründete Hohenzollernſche Hausarchiv veranlaßt worden *), das außerdem durch Stillfrieds Vermittelung noch andere beachtenswerthe Urkunden für die Geſchichte der Zollern aus andern Schwäbiſchen Archiven erhalten hat **).

In der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts finden wir alſo die erſten beiden geſchichtlich ſicheren (Grafen) von Zolorin oder Zolre im J. 1061 ***), Namens Wezel und Burkard. Mit dem erſten gleichnamig, vielleicht ſein Nachkomme, treffen wir Graf Wetzel von Zolre in den J. zwiſchen 1125 u. 1141 als Grafen von Haigerloch an der Eyach, einem Nebenfluſſe des Neckar, 2 Meilen nördlich von der Burg Hohenzollern, noch heute ein Beſtandtheil des Fürſtenthums Sigmaringen. Seine Linie erliſcht aber ſchon mit ſeinen Söhnen Adelbert und Wezel dem jüngern in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrh.; er wird zuletzt 1150 genannt. Ob mit jenem Burchard in naher Verwandtſchaft der darauf in Urkunden genannte Friedrich Graf v. Zolre geſtanden, läßt ſich bis jetzt nicht nachweiſen; den letztgenannten ſehen wir als erſten Kloſtervoigt von Alpirsbach um d. J. 1095 und noch in den erſten Jahren des zwölften Jahrhunderts ange-

*) Stillfried a. a. O. I. 41.
**) Vgl. Stillfried a. a. O. S. 50, 59.
***) Bertholdi Annal. in Perz Monum. VII. S. 272.

führt. Unter ſeinen Söhnen befindet ſich Graf Friedrich v. Zolre als zweiter Kloſtervoigt von Alpirsbach zwiſchen 1125 und 1142 und Graf Burchard zwiſchen 1125 und 1150. Zwanzig Jahre ſpäter treffen wir auf einen Grafen Burchhard von Zollern in der Grafſchaft Hohenberg, der ſein Sohn nach dem Altersverhältniſſe ſein könnte, zwiſchen 1179—1193, und welcher der Stifter der Hohenbergiſchen Linie Zollern wird, die 1387 erliſcht. Aber wir vermögen eben ſo wenig einen ſicheren Nachweis über die Verwandtſchaft dieſer beiden, als über den Zuſammenhang der gleichzeitig genannten Grafen Berthold und Friedrich Grafen Zollern mit den früher angeführten zu liefern; jener kömmt zwiſchen 1160 u. 1188 in den Urkunden vor, dieſer zwiſchen 1171 und 1200, und zwar 1192 zuerſt als Burggraf von Nürnberg *). Von dieſem Zeitpunkte ab, mithin vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts können wir die fernere Geſchichte des Hauſes Hohenzollern in der Gegenwart genealogiſch als vollkommen ſicher geſtellt betrachten, indem für das entſcheidende nachfolgende verwandtſchaftliche Verhältniß des Burggrafen Friedrich I. die Beweisführung in den oben angeführten Zollernſchen Forſchungen als genügend anzuerkennen iſt. Dieſer Friedrich I. Burggraf von Nürnberg beſaß 2 Söhne, von denen der ältere Conrad I. Graf von Zollern und Burggraf v. Nürnberg um das J. 1230 ſtarb **) und keine bekannte Nachkommenſchaft hinterließ. Der jüngere Friedrich II. († 1218) hatte zwei Söhne, von denen der ältere Friedrich zwiſchen 1218 und 1251 der Begründer des Schwäbiſchen Hauſes iſt, der jüngere Conrad II. zwiſchen 1230 und 1260 ***), der Gemahl der Gräfin Clementia von Habsburg durch ſeinen älteſten Sohn Burggraf Friedrich III. 1260, † 1297, der Stifter des burggräflich Nürnbergſchen, und ſomit des kurfürſtlichen und königlichen Hauſes Hohenzollern wird. Der weitere Fortgang dieſes Hauſes bleibt in dieſem Vortrage nach der geſtellten Aufgabe unberührt.

Mit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geht die Geſchichte der Fränkiſchen und Schwäbiſchen Zollern völlig

*) Vgl. Stillfried a. a. O. S. 108–10.
**) Vgl. Stillfried S. 117.
***) Stillfried 117—18.

auseinander. Während jene von Jahrzehend zu Jahrzehend mächtiger werden, ihr Anſehen durch engere Verbindung mit den größten Fürſtenhäuſern ſteigt, und durch umſichtige Benutzung ihrer Geldkräfte ihr Länderbeſtand faſt jährlich an Umfang gewinnt, bis die Erlangung der Kurmark Brandenburg im J. 1415 ihnen eine der Hauptſtimmen im Deutſchen Reiche anweiſt, verlor das Schwäbiſche Haus ſehr raſch ſein Anſehn und ſeinen Einfluß im ſüdlichen Deutſchland, theils durch eigene Schuld, durch Zerſplitterung der Beſitzungen vermittelſt vielfacher Theilungen unter die nachgebornen Söhne, durch häufigen Verkauf von Ländereien, durch zu reichliche Dotirung geiſtlicher Stiftungen, durch Familien-Fehden, theils durch die anderweitige Geſtaltung Schwabens nach der Auflöſung des Herzogthums mit den dahingeſchiedenen Hohenſtaufen, durch die raſche Erhebung der kriegeriſchen und ſiegreichen Grafen von Würtemberg, durch die Entwickelung des Schwäbiſchen Bundes und Vermehrung der Reichsſtädte.

Schon der obengenannte Stifter des Schwäbiſchen Hauſes Friedrich († 1251) und ſein gleichnamiger Sohn Friedrich 1251, reſign. 1288 zu Gunſten ſeiner Söhne, † 1289, ſchwächten ſehr ihren Länderbeſitz zu Gunſten der Geiſtlichkeit, namentlich der letztere durch die Ausſtattung des Kloſters Stetten und durch die langwierige Fehde mit den ſtammverwandten Grafen v. Hohenberg (1267—86). Ihre Hauptbeſitzungen waren bereits auf die näheren Umgebungen von Hechingen beſchränkt, doch dehnten ſie ſich noch nördlich bis gegen Tübingen und ſüdlich über das heutige Würtembergiſche Oberamt Bahlingen bis nach Mühlheim an der Donau hin *). Eine Erbtheilung unter den beiden Söhnen jenes Friedrichs im J. 1288, beide wieder deſſelben Namens, nur daß der jüngere durch den Beinamen von Merkenburg unterſchieden wird, begründete neben dem Stamme auf der Burg Zollern die jüngere Schalksburger Linie, welche mit dem ſüdlichen Theile der Beſitzungen, mit Bahlingen und Mühlheim ausgeſtattet wurde. Die ältere Linie zerfiel abermals in zwei Zweige durch die Enkel des Stifters im J. 1344 in die ſchwarzgräfliche Linie und in die Strasburger Linie, welche ihren Namen von Strasburg oder Strasberg an der Schmich, einem Nebenfluß der Donau er-

*) Stillfried a. a. O. S. 130.

hielt (noch gegenwärtig ein Beſtandtheil des Fürſtenthums Sigmaringen). Der Schwarzgräfliche Zweig erloſch mit Graf Friedrich am 12. Jan. 1412, aber ſein Nachlaß gab neuen Zwiſt zwiſchen den beiden Enkeln des Stifters der Strasburger Linie, Graf Friedrich d. Oettinger und Graf Eitelfriedrich I., die bereits ſeit 1402 über die Theilung des väterlichen Erbes in mehrjährigem Bruderkriege mit einander gelegen hatten. Dazu kam der Krieg mit dem Städtebund, nichts half der Verſuch der Verſöhnung durch Kurfürſt Friedrich I. von Brandenburg (1418 als erſte Wiederanknüpfung verwandtſchaftlicher Verhältniſſe); die Stammburg Zollern wurde dabei am 8. Mai 1423 zerſtört, und Graf Eitelfriedrich I. flüchtete ſich 1424 in die Fränkiſchen Markgrafſchaften. Aber im J. 1426 kehrte er nach ſeinen Stammlanden zurück, verdrängte ſeinen älteren Bruder und hielt ihn zu Mömpelgard gefangen, aus welcher Haft derſelbe erſt 1440, kurz vor ſeiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande befreit wurde (er † in Paläſtina). Unterdeſſen hatte der letzte Graf der Schalksburger Linie, ein Urenkel des Stifters Graf Friedrich, genannt Müli, die Herrſchaft Mühlheim 1391 an den Freiherrn v. Enzberg veräußert, und daſſelbe that er mit der übrigen Grafſchaft (Bahlingen) im J. 1403, die er unwiderruflich an den Graf Eberhard von Würtemberg für 28,000 Rheiniſche Goldguld. verkaufte *): er ſtarb kinderlos 1408. Damit war der Reſt der Schwäbiſchen Beſitzungen des Hauſes Hohenzollern auf einen einzigen Zweig, den letzten Sproß der Strasburger Linie, Graf Eitelfriedrich gekommen, — welcher indeß in ſeiner häufigen Bedrängniß, um Schutz bei einem mächtigeren Nachbar zu haben, und bei geringer Ausſicht auf Nachkommenſchaft, am 12. Mai 1429 einen Erbvertrag mit dem Grafen von Würtemberg zu Gröningen abſchloß **), kraft deſſen Würtemberg beim Ausſterben dieſes Hauſes in allen Zollernſchen Beſitzungen folgen ſollte. Aber dazu kam es nicht, Eitelfriedrich II. gewann noch in ſpäter Ehe mehrere Söhne, und der älteſte Graf Jodocus Nicolaus (1439 † 1488) iſt als der Wiederherſteller des Beſitzſtandes der Schwäbiſchen Hohenzollern zu betrachten. Unter ihm wurde die Verbindung

*) Stillfried a. a. O. S. 159 und 163.
**) Stillfried a. a. O. S. 238.

mit den Fränkiſchen Markgrafen noch angelegentlicher aufgenommen, namentlich mit Albrecht Achilles, welcher bei der Begründung des Wiederaufbaus der zerſtörten Burg Zollern (21. Mai 1454) als ſchützender Verwandter erſchien, und drei Jahre ſpäter den Vertrag zu Onolzbach (14. Jul. 1457) zwiſchen ſeinem Schwager, dem Grafen Ulrich von Würtemberg und dem Grafen von Hohenzollern vermittelte, nach welchem der letztere gegen die Zahlung von 6000 Fl. in Zeit von drei Jahren von dem Erbverbündniſſe ſich löſen durfte *). Dadurch wurde wahrſcheinlich mittelbar die erſte Veranlaſſung gegeben, daß nach dem Tode des Grafen Jodocus Nicolaus von ſeinen drei Söhnen, unter denen der älteſte Graf Eitelfriedrich II. (1488 † 1512) mit Magdalena, einer Nichte des Kurfürſten Albrecht Achilles vermählt war, ein Vergleich zu gegenſeitiger Beerbung geſchloſſen wurde. Nach demſelben wurden für den Fall, daß alle drei ohne Leibeserben verſterben ſollten, die Markgrafen von Brandenburg zu Erben aller ihrer Habe und Güter berufen **).

Graf Eitelfriedrich II. trat in nähere Verbindung mit Kaiſer Maximilian I., er wurde am kaiſerlichen Hofe Mitglied des geheimen Raths und Groshofmeiſter: bei dem erſten Reichskammergerichte zu Speyer wurde er 1495 Reichskammerrichter, er erhielt vom Kaiſer 1507 das Reichs-Erbkämmerer-Amt als Reichslehn, wie das kurfürſtliche Haus Zollern das Reichs-Erzkammer-Amt ſchon ſeit einem Jahrhunderte beſaß. Die durch frühere Heirath an dieſen Zweig gekommene Herrſchaft Räzuns in Graubünden vertauſchte er an Maximilian, als Herr der Vorder-Oeſtreichiſchen Lande, gegen die benachbarte Herrſchaft Haigerloch, die ſchon früher im Beſitze ſeines Hauſes geweſen war. Seine Verbindung mit dem Hauſe Habsburg blieb gleichfalls eine Erbſchaft für ſeinen Stamm, ſo lange das letztere im Mannsſtamme herrſchte und gleichzeitig die kaiſerliche Würde beſaß. Sein Sohn Graf Eitelfriedrich III. ſtand als Feldherr im Dienſte Kaiſer Carls V. bis an ſeinen Tod † 15. Jan. 1525: deſſen Sohn Graf Carl erlangte vom Kaiſer 1535 das Anfallsrecht auf die Grafſchaften Sigmaringen und Vöhringen bei dem bald zu erwartenden Aus-

*) Stillfried a. a. O. S. 255.

**) Zuerſt bei Stillfried, S. 256. nachgewieſen.

ſterben der Grafen von Werdenberg. Aber nach deſſen Tode 1576 wurde leider der wieder geſammelte Länderbeſtand durch Erbtheilung von neuem in drei Linien vertheilt, wofür Graf Carl ein Jahr vorher (1575) eine Erbeinigungsacte feſtgeſtellt hatte. Nach derſelben ſollte zwar die fernere Veräußerung von Zollernſchen Beſitzungen verhütet werden, der geſammte Beſitzſtand die Eigenſchaft eines Fidei-Commiſſes für das ganze Haus erhalten und die Succeſſionsordnung der beiden jüngern Linien zuerſt unter einander erfolgen, um ein Gleichgewicht in dem Werthe der Beſitzungen herzuſtellen. Der älteſte Sohn Graf Eitelfriedrich IV. (1576 † 1604) erhielt demnach die älteſten Stammlande Hechingen und iſt der Stammvater des noch jetzt vorhandenen Fürſtenhauſes Hohenzollern Hechingen. Der zweite Sohn Graf Carl II., 1576 † 1606, wurde mit der Grafſchaft Sigmaringen und Vöhringen ausgeſtattet, und iſt der Stammvater des jetzigen Fürſtenhauſes Hohenzollern-Sigmaringen. Endlich der dritte Graf Chriſtoph 1576 † 1601 erhielt die Grafſchaft Haigerloch; indeß dieſe Linie erloſch bereits im J. 1634, worauf Haigerloch mit den Beſitzungen des Hauſes Sigmaringen vereinigt wurde.

In dem Hauſe Hohenzollern-Hechingen erhielt bereits der Sohn des Grafen Eitelfriedrich IV., Johann Georg (1604 † 1624) vom Kaiſer Ferdinand II. am 28. März 1623 die Würde eines Reichsfürſten nach dem Rechte der Erſtgeburt, jedoch nur für das jedesmalige Haupt des Hauſes. Dieſelbe fürſtliche Erhöhung wurde auch auf das Haupt der Linie Hohenzollern-Sigmaringen vermittelſt deſſelben Reichspatents übertragen, auf Johannes (1606 † 1638), den Sohn des Grafen Carl II. Die allodiale Stammgrafſchaft Hohenzollern wurde zu einer gefürſteten Grafſchaft erhoben. Johann Georg's Sohn, Fürſt Eitelfriedrich I. von Hechingen (1624 † 1661) wurde am 30. Jun. 1653 auf der Reichsverſammlung mit Sitz und Stimme in den Reichsfürſtenrath auf der weltlichen Bank aufgenommen, da nur eine Stimme auf dem Reichstage den Fürſten Hohenzollern zuſtand. Auf dem Schwäbiſchen Kreistage erhielt jeder der beiden Fürſten auf der Fürſtenbank eine Stimme. Da Fürſt Eitelfriedrich I. nur eine Tochter hinterließ, ſo folgte ihm ſein Bruder Philipp Friedrich Chriſtoph 1661 † 1671, und auf dieſen ſein Sohn Friedrich Wilhelm 1671 † 1735. Für den letztgenannten Fürſten, welcher

bei dem kaiſerlichen Heere zu den höchſten Würden emporſtieg, ertheilte der Kaiſer Leopold I. im J. 1691 das Recht, die fürſtliche Würde auf ſeine geſammte männliche und weibliche Nachkommenſchaft übertragen zu dürfen, wiewohl bis zu Anfang des laufenden Jahrhunderts für die nachgebornen Söhne und Töchter kein Gebrauch davon gemacht iſt. Aber es wurde auch unter dieſem Fürſten wieder eine größere Annäherung mit den Kurfürſten von Brandenburg und den Markgrafen in den Fränkiſchen Landen zu Stande gebracht. Die confeſſionellen Verhältniſſe, da die beiden Schwäbiſchen Fürſtenhäuſer der Römiſch-katholiſchen Kirche treu geblieben waren, hatten im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts wohl unbezweifelt eine neue Trennung der beiden verwandten Häuſer bewirkt. Unter dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm ſehen wir zuerſt wieder den Verkehr eingeleitet, und es beginnen Verhandlungen zwiſchen Kurbrandenburg, den beiden markgräflichen Linien in Franken und den beiden Fürſtenhäuſern Hohenzollern über eine neue Erbeinigung, die jedoch erſt unter dem folgenden Kurfürſten Friedrich III. im J. 1695 zu Stande kam, und von demſelben als König im J. 1707 erneuert wurde. Zufolge dieſer Erbeinigung ſollte im Fall des Ausſterbens der beiden Schwäbiſchen Häuſer im Mannsſtamme die Nachfolge in ihren ſämmtlichen Beſitzungen auf das Kurhaus Brandenburg übergehen, im umgekehrten Falle wurde bei der ſpäteren Erneuerung den Schwäbiſchen Häuſern der Anfall der Fränkiſchen Grafſchaft Limpurg zugeſichert, weil der übrige Beſitzſtand des Preußiſchen Staates dann theils auf die nächſten weiblichen Erben fallen mußte, theils durch andere Erbverträge für andere Fürſtenhäuſer beſtimmt war. Außerdem wurde den Fürſten Hohenzollern der Titel und das Wappen des Burggrafthums Nürnberg zugeſtanden und ferner noch feſtgeſetzt, daß die männlichen Mitglieder des Hauſes Hohenzollern ſich nicht unter dem Grafenſtand vermählen dürfen, und daß der König von Preußen ſtets als das Stammhaupt des geſammten Hauſes angeſehen werden ſoll. In dieſer Zeit 1704 fand auch eine Vermählung der Brandenb. Prinzeſſin Eleonore Magdalena, Tochter des Markgraf Chriſtian Ernſt von Baireuth, mit dem Bruder des Fürſten Friedrich Wilhelm, dem Grafen Hermann Ludwig v. Zollern ſtatt.

In Hechingen erloſch die directe Nachkommenſchaft des Für-

ſten Friedrich Wilhelm bereits mit ſeinem Sohne Friedrich Ludwig (Dec. 1735 † 1750); denn auf dieſen folgte Fürſt Joſeph Wilhelm (1750 † 9. Apr. 1798), der älteſte Sohn jenes ſo eben genannten Vaterbruders Herrmann Ludwig, welcher gleich ihm in den höchſten Militärämtern bei dem kaiſerlichen Heere geſtanden hatte, und zuletzt zum Generalfeldmarſchall des Römiſchen Reichs ernannt worden war. Da keiner der eigenen Söhne ihn überlebte, ſo folgte abermals Fürſt Herrmann (9. Apr. 1798 † 2. Nov. 1810) als Vaterbrudersſohn. Dieſer iſt der letzte des Hauſes in der Reihe der Fürſten des Deutſch-Römiſchen Reichs; er erwarb ſich das ehrenwerthe Verdienſt, durch Aufhebung der Leibeigenſchaft nnd Beſchränkung der ſo oft von den Unterthanen angefochtenen und überaus harten Frohndienſte ein geprieſenes Andenken in Schwaben zu hinterlaſſen. Er erhielt auf dem letzten Reichstage zu Regensburg durch den Reichs-Deputations-Haupt-Receß vom J. 1803 als Entſchädigung für verlorene Domainen und Feudalrechte in den Niederlanden die Herrſchaft Hirſchlatt und das ſäculariſirte Kloſter Stetten. Sein Beſitzſtand war damals gegen 4 □M., ſeine geſammten Einkünfte wurden auf 40,000 bis 50,000 Thlr. geſchätzt, wovon indeß mehr als die Hälfte aus den Forſten und den Domainen und Privatbeſitzungen der Fürſten bezogen wurde; aber eben ſo hoch und auch in gleichem Umfange des Territorialbeſtandes ſtanden damals nur die geſammten Einkünfte und Beſitzungen des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen.

In dem letzgenannten Fürſtenthume war auf Fürſt Johann Fürſt Mainrad I. (1638 † 1681), und auf dieſen deſſen älteſter Sohn Maximilian I. (1681 † 1689) gefolgt, der inzwiſchen an ſeinen jüngern Bruder Franz Anton (1681 † 1702) wieder durch Erbtheilung die Grafſchaft Haigerloch als eine abgeſonderte Beſitzung hatte abtreten müſſen. Dieſe fiel jedoch 1767 an Sigmaringen zurück, als dieſe Nebenlinie mit dem Enkel ihres Begründers erloſch. Maximilian's Sohn, Fürſt Mainrad II., regierte von 1689 bis 1715, deſſen Sohn Joſeph Friedrich von 1715 bis 1769. Ihm folgte wieder in gerader Nachkommenſchaft Fürſt Carl Friedrich von 1769 bis 26. Dec. 1785, und auf dieſen Fürſt Anton Aloys von 1785 bis 17. Oct. 1831, welcher in dieſem Fürſtenhauſe die Reihe der Fürſten des Deutſch-Römiſchen

Reichs ſchloß, durch den Regensburger Reichsdeputationsreceß im J. 1803 für ſeine Verluſte an Domainen und Feudalrechten die Herrſchaft Glatt und die Klöſter Inzikhofen, Kloſterbeuern und Holzheim als Entſchädigung erwarb, auch noch zum Schluß des reichsſtändiſchen Lebens auf der weltlichen Fürſtenbank einen eignen Sitz und Stimme erhielt.

Beide Fürſtenhäuſer Hohenzollern traten ſofort nach der Auflöſung des Deutſchen Reichsverbandes in den Rheinbund unter Napoleons Protectorat als ſouveraine Fürſten: ſie wurden als ſolche von dem Könige von Preußen und dem Kaiſer von Oeſterreich im J. 1807 anerkannt, indem der erſtere zugleich als Oberhaupt des Hauſes ſämmtliche Nachgeborene beider Hohenzollernſchen Linien zur Führung des fürſtlichen Titels ermächtigte, Kaiſer Franz I. namentlich die Seitenverwandten der beiden regierenden Fürſten in den Oeſterreichiſchen Fürſtenſtand erhob. Es wurde dies inzwiſchen nur als ein nachträglicher Act der Genehmigung und des beiderſeitigen Beitritts von Seiten der Fürſten Hohenzollern betrachtet, da Fürſt Herrmann bereits im Gebrauch ſeines ſouverainen Rechtes durch eine eigne Acte vom 8. Aug. 1806 nicht nur alle ſeine Nachkommen, ſondern auch alle Agnaten ſeines Hauſes zur Annahme des fürſtlichen Titels für berechtigt erklärt hatte.

Für den Beſitzſtand des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen war die Verbindung mit dem Rheinbunde und der Franzöſiſchen Kaiſerdynaſtie ſehr vortheilhaft, denn da der Sohn des regierenden Fürſten, Carl Anton Friedrich Mainrad, der ſpäter ſelbſt die Regierung vom 17. Oct. 1831 bis zu ſeiner Reſignation am 27. Aug. 1848 führte, ſich mit Antoinette Fürſtin Murat, einer Bruderstochter des Königs Joachim Murat von Neapel vermählte (5. Febr. 1808), die überdies von Napoleon ſelbſt zur Prinzeſſin erhoben war, ſo konnte eine Territorialvergrößerung dem Verwandten des mächtigen Protectors nicht verſagt werden. Auf dieſe Weiſe gelangte Sigmaringen in dieſer Zeit zum Beſitz der Herrſchaften Aſchberg und Hohenfels, früher zur Comthurei des Deutſchen Ordens Alſchhauſen gehörend, ferner der Klöſter Habsthal und Kloſterwald: auch über einige Beſitzungen der Fürſten von Thurn und Taxis und Fürſtenberg erlangte Sigmaringen das Oberhoheitsrecht.

Der faſt gegen Hechingen um das Dreifache vergrößerte Länderbeſtand Sigmaringen's blieb dieſem Fürſtenthume nach der Auflöſung des Rheinbundes erhalten, da beide Fürſtenhäuſer mit unverkürztem Beſitzſtande in die große Allianz der Verbündeten Mächte nach der Schlacht bei Leipzig (Nov. 1813) aufgenommen wurden, und demgemäß an den günſtigen Folgen der Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes ihren rechtmäßigen Antheil erlangten. Fürſt Anton Aloys von Hz.-Sigmaringen errichtete im J. 1821 ein neues Familien-Statut, welches zeitgemäß die Erbeinigung von 1575 wieder erneuern ſollte. Die Genehmigung des Königs von Preußen als Oberhaupt des Hauſes und ſämmtlicher fürſtlicher Agnaten wurde eingeholt. Die Untheilbarkeit des Stammbeſitzthums wurde für die Zukunft nochmals auf das beſtimmteſte ausgeſprochen, die Errichtung eines beſtändigen unangreifbaren Reſervefonds für immer angeordnet und das Rechtsverhältniß der Succeſſion im Stamme und in der Regierung genauer als 1575 beſtimmt. Die Häupter beider Häuſer wurden im J. 1815 Mitglieder des Deutſchen Bundes, erhielten im Plenum der Bundesverſammlung je eine Stimme, und in dem engeren Rath von 17 Stimmen einen Antheil an der Führung der Curiat-Stimme der ſechszehnten Stelle (nämlich $\frac{2}{9}$ auf 9 Theilhaber mit den beiden Fürſtenhäuſern Reuß, Lippe-Detmold und Schaumburg, Waldeck, Heſſen-Homburg und Liechtenſtein). Nach der Bundesmatrikel des J. 1817 hat Hohenzollern-Hechingen 145 Mann und Hohenzollern-Sigmaringen 356 Mann zum Bundesheer zu ſtellen. In den Deutſchen Zollverein wurden beide Staaten im J. 1834 zugleich mit dem Königreich Würtemberg aufgenommen, als dies ſich mit Baden und Baiern demſelben anſchloß. In Hohenz.-Hechingen iſt auf Fürſt Herrmann ſein Sohn Friedrich Herrmann Otto von 1810 bis 1838 (†) gefolgt, und auf dieſen deſſen einziger Sohn Friedrich Wilhelm Conſtantin der letzte regierende Fürſt, und jetzt der einzige männliche Zweig dieſes Hauſes, welcher am 16. Febr. 1801 geboren, ſeit dem 1. Sept. 1847 Wittwer von Eugenie, der Tochter des Fürſten v. Leuchtenberg (des Stiefſohns von Napoleon), ſeine Regierung am 8. Apr. 1850 an Preußen übergeben hat. In dem Fürſtenthume Hohenzollern-Sigmaringen hatte der oben angeführte Fürſt Carl Anton Friedrich am 27. Aug. 1848, in Folge der dort ausgebrochenen Unruhen,

Digitized by Google

ſeine Regierung an ſeinen älteſten Sohn Carl Anton*), geb. 7. Sept. 1811, abgetreten, welcher am 5. Apr. 1850 in Folge des Vertrags vom 7. Dec. 1849 den Preußiſchen Commiſſarien ſein Fürſtenthum übergeben ließ. Er hat bereits vier Söhne zwiſchen 16 und 8 Jahren, aber keine Brüder und Vettern.

Das Fürſtenthum Hechingen beſitzt auf ſeinen 5,³ □M. eine Stadt mit mehr als 3000 E., 1 Marktflecken, 12 Pfarrdörfer, darunter mehrere, welche über 1000 E. zählen, 12 andere Dörfer und 3 Schlöſſer mit ihren Umgebungen. Das Terrain iſt durchweg gebirgig und gehört nach ſeinem Umfang in das Gebiet der rauhen oder Schwäbiſch-Alp; die höchſten Berge ſind der 2620′ hohe Zollern mit der Stammburg des geſammten Fürſtenhauſes Hohenzollern und der Kornbühl von 2730 Fuß. Der Boden iſt im allgemeinen fruchtbar, und wo er nicht als Pflugland benutzt werden kann, mit Wald bedeckt. Der Ackerbau iſt in den Thälern und an den Abhängen der Berge recht ergiebig, und deckt nicht nur vollſtändig den Bedarf des Landes, ſondern gewährt auch in den mehr als mittelmäßigen Erndten durch die Getreideausfuhr den Hauptertrag des innern Verkehrs. Die Viehzucht in Rindvieh, Schaafen und Schweinen entſpricht nur den Bedürfniſſen der Bewohner. Die Producte der Forſtzucht reichen über den Landesbedarf, und verſtatten einen verhältnißmäßig lebhaften Verkehr in Holzwaaren. Die Producte des Bergbaus beſchränken ſich vorzugsweiſe nur auf Steinbrüche zu Baumaterialien. Die techniſche Cultur hebt ſich wenig über die nothdürftigſten Erzeugniſſe: die Bereitung von wollenen Waaren und baumwollenem Garn und Gewebe bietet wenig für den Verkehr außerhalb des Fürſtenthums. — Die Diöceſan-Aufſicht führt über das Land der Biſchof von Coſtnitz: als einzig nennenswerthe Unterrichtsanſtalt beſteht ein Gymnaſium zu Hechingen. Die Einkünfte des Staates wurden 1849 auf 90,000 Thlr., die Staatsſchuld auf 200,000 Thlr. angegeben.

Das Fürſtenthum Sigmaringen beſitzt auf ſeinen 15,⁸ □M. 4 Städte zwiſchen 1000 und 2000 S., 7 Marktflecken, 30 Pfarrdörfer, 48 andere Dörfer mit Inbegriff der Schlöſſer und Weiler.

*) Er lebt gegenwärtig in Düſſeldorf und führt als General-Lieutenant das Commando der 14. Diviſion.

Es iſt in 8 Oberämter getheilt, wovon 5 mit ¾ des Flächeninhalts die unmittelbaren Länder umfaſſen, die übrigen 3 nur aus mittelbaren oder Hoheitslanden mit ¼ des Flächeninhalts gebildet ſind, darunter die Standesherrſchaften des Fürſten von Fürſtenberg (Trochtelfingen, Jungnau, Thiergarten) und des Fürſten von Thurn und Taxis (Oſtrach und Strasberg). Die Bodenbeſchaffenheit iſt im Allgemeinen der des Fürſtenthums Hechingen ähnlich, nur im nördlichen Theile noch undankbarer: die Gegenden an der Donau gehören dagegen zu den fruchtbarſten. Der Ackerbau und die Forſtzucht ſind in den letzten Jahrzehnden namentlich durch die lebhafte Theilnahme des fürſtlichen Hauſes für die Hebung ſtark fortgeſchritten. Doch gewähren die Getreideerndten hier in der Regel nicht mehr als den Bedarf des Landes, und erfordern nicht ſelten noch eine Zufuhr von auswärts: es tritt inzwiſchen für dieſes Fürſtenthum noch ein ziemlich ſtarker Flachsbau hinzu, der auch für den Verkehr außerhalb der Gränze einen lebhaften Abſatz bewirkt. Der Holzhandel iſt in dieſem Fürſtenthum verhältnißmäßig noch beträchtlicher als in Hechingen. Zu den Mineralproducten treten Eiſenbau (mit mehreren Hochöfen und Hammerwerken), Glasbereitung und Pottaſcheſiedereien hinzu, die auch in gewöhnlichen Artikeln dieſer Fabrikationszweige einen entſprechenden Abſatz über die Gränzen des Landes haben; dagegen ſteht es mit den übrigen Zweigen der techniſchen Cultur, ſelbſt für die gewöhnlicheren Waaren in Wolle und Baumwolle nur ſehr nothdürftig. — Die Viehzucht leiſtet für Rindvieh, Schaafe und Ziegen das Erforderliche, iſt aber für Pferde und Schweine noch ſehr zu verſtärken. — Die Diöceſanaufſicht wird auch über dieſes Fürſtenthum von dem Biſchofe von Coſtnitz ausgeübt; die Schulen ſind — außer einem gering ausgeſtatteten Progymnaſium — nicht über die gewöhnlichen Elementarkenntniſſe gehoben, und hängen ausſchließlich von dem Geiſtlichen ab. Die Einkünfte des Staates, ſowohl der Landes- als der Hofkammerkaſſe, weil aus der letzteren auch die Verwaltungskoſten für die Rechtspflege und andere Behörden beſtritten wurden, berechnete man im J. 1849 auf 185,000 Thlr., die Staatsſchuld nach Abzug der Activforderungen der Landescaſſe auf 60,000 Thlr.

Die Bevölkerung, deren Zahlenverhältniſſe wir bereits zu Anfang dieſes Vortrags angegeben, gehört ausſchließlich dem

Schwäbiſchen Volksſtamme an, da (außer 200 Juden) bei dem Mangel größerer Städte auch durch Einwanderung bis jetzt keine bemerkbare Stammverſchiedenheit in irgend einer Ortſchaft ſich nachweiſen läßt. Die Eigenthümlichkeit der Sitten iſt, wie im umherliegenden gebirgigen ſüdlichen Deutſchland, durch Klima und Local ſehr bedingt, die bürgerliche Entwickelung entbehrt auf einem ſo beſchränkten und eingeſchloſſenen Gebiete wie natürlich jeder Selbſtändigkeit, und iſt bei ſeiner Geſtaltung von den größeren zunächſt benachbarten Ländern und deren Zuſtänden in entſprechender Abhängigkeit geblieben.

Wenn dieſe gedrängte Ueberſicht, m. H., Ihnen einige Aufſchlüſſe über die früheren Verhältniſſe der neu für Preußen und das Königliche Haus gewonnenen Staatsangehörigen gewährt hat, ſo liegt in der Zuſammenſtellung für jeden Kundigen die Würdigung der zukünftigen Bedeutſamkeit, welche aus dieſer innigen Vereinigung ſo entfernt liegender Länder mit dem Preußiſchen Staate für die beſonderen Staatsintereſſen ſich ergeben dürfte. Wir wünſchen aber vor allen, daß in den neuen Schwäbiſchen Genoſſen des Preußiſchen Staats das Erkenntniß lebendig werde, wie der Regierungswechſel keine hemmende Einwirkung auf ihre nationale Entwickelung mit ſich bringen werde, wohl aber die Erfahrung aus langer Zeit zur Seite habe, wie die in ihren Intereſſen und Culturzuſtänden verſchiedenſten Landſchaften doch bald unter der Regierung des Preußiſchen Königshauſes dem Geſammtſtaate ſich ſo eng und aufrichtig angeſchloſſen haben, um jede frühere politiſche Unterſcheidung zwiſchen einander verſchwinden zu laſſen. Und wenn wir an dieſem Tage überall im weiten Gebiete des Preußiſchen Staates den aufrichtigſten Wunſch für das Wohl und das Heil unſres Königs und ſeines erhabenen Hauſes laut vernehmen, ſo mag bald auch in gleicher Weiſe an den Ufern der Donau und des Neckars, die jetzt im Schwäbiſchen Preußen auch unſere Ströme geworden ſind, derſelbe Ruf ertönen des einſtimmigen „Heil unſerm Könige!“

Geſchichte des Magiſtrats der Neuſtadt Braunsberg.

Von der älteſten Zeit bis zur preußiſchen Beſitznahme im J. 1772.

Vom Director Dr. Lilienthal in Röſſel.

I. Die Kuhr.

Die Neuſtadt Braunsberg, welche in ihren erſten Anfängen vielleicht ſchon 1324 da war, iſt im Jahre 1338 oder 1348 vom Biſchof Hermann de Praga gegründet worden. Der Biſchof Heinrich Sorenbohm vereinigte 1394 mit Einſtimmung des Domcapitels und beider Gemeinden die Alt- und Neuſtadt und vernichtete das der Neuſtadt von Hermann verliehene Privilegium. Allein ſchon 1398 wurden beide Städte mit ihrem Willen wieder getrennt und Heinrich gab der Neuſtadt ein neues dem erſten ähnliches Privilegium. Den Inhalt des erſten Privilegiums kennen wir nicht; das zweite aber, gegeben Seeburg d. 1. Sept. 1398, iſt in mehreren Abſchriften vorhanden. Das in dieſer Urkunde der Stadt in Bezug auf ihre Beſitzungen verliehene lübiſche Recht wird gewiß auch für die Gerichtsbarkeit gegolten haben; wenigſtens iſt kein Nachweis vorhanden, daß ſie ſpäter das lübiſche Recht beſonders erhalten habe, während man doch in allen gerichtlichen und policeilichen Verordnungen und Entſcheidungen nach demſelben verfuhr und ſich unangefochten darauf berief.

Doch nicht in dem ganzen Umfange, wie die Altſtadt, genoſſen die Neuſtädter dieſes Recht. Das ſehen wir zunächſt in der Beſchränknng der Rathswahl; denn nach den Worten des Privilegiums ſollten ſie nur mit Conſens des Biſchofs oder ſeines Advocaten, d. i. des auf dem Schloſſe wohnenden Hauptmanns, ihre Rathsmitglieder ernennen. Da durch die beiden Einäſcherungen der Neuſtadt 1455 und 1598 alle Urkunden und Acten verloren gegangen ſind und die Rathsprotocolle erſt mit dem Jahre

1643 beginnen, ſo läßt ſich über die erſten drei Jahrhunderte nichts weiter ſagen, als was in den Acten der Altſtadt ſich vorfindet. Das aber beſteht in ein paar ganz unbedeutenden Notizen, worin Bürgermeiſter, Rathmanne und Gemeinde der Neuſtadt erwähnt werden. Als im Jahre 1662 die Hälfte der Herren an der Peſt geſtorben war, ſtellten die übrigen vier, weil ſie zu wenig Stimmen hätten, die Wahl dem Biſchofe anheim. Dieſer ernannte zwei von ihnen zu Bürgermeiſtern und geſtattete ihnen die weitere Ergänzung. In den folgenden Jahren ließen ſie die Wahl der neuen Herren durch den Schloßhauptmann beſtätigen. 1674 verſäumten ſie die Einholung dieſer Beſtätigung. Deshalb erinnert ſie der Biſchof 1675, daß ſie ſo wenig wie die andern Städte, mit Ausnahme der Altſtadt Braunsberg, freie Wahl hätten; ſie müßten ſich vorher den Conſens einholen. Der Rath beruft ſich zwar auf alte Gewohnheit und die biſchöfliche Entſcheidung von 1662, wonach der Biſchof nur die Bürgermeiſter gewählt, die Wahl der fehlenden Herren aber dem Rathe überlaſſen hatte; allein wenn auch früher die durch das Privilegium gebotene Beſchränkung im Laufe der Zeit vielleicht nur in Bezug auf die Bürgermeiſter geblieben war, ſo hatten ſie doch zwiſchen 1662 und 1674 die Beſtätigung für die andern Mitglieder eingeholt. Sie erlangten deſſen ungeachtet von jetzt ab für mehrere Jahre ganz freie Wahl ohne Conſens und Beſtätigung. 1691 will der Biſchof die Wahl ohne Conſens anfangs nicht erlauben, giebt aber doch nach; allein ſeit 1694 findet das Nachſuchen um Conſens zur Wahl beim Biſchofe und ſeit 1748 beim Schloßhauptmann immer Statt; dagegen fällt die Beſtätigung der Gewählten ganz fort. Jeden anderweitigen Eingriff in die Wahlfreiheit wußten ſie, ſo oft es verſucht wurde, mit Vorſicht abzuwehren. Als der Biſchof 1729 ſie auffordert, Candidaten zu ernennen, und aus dieſen ſelbſt wählen will „secundum morem aliarum civitatum", wird er durch das Vorlegen des Privilegiums beſchwichtigt. Als er 1731 einen Bürger aus beſonderer Gunſt zum Rathsherrn ernannte, nahmen ſie ihn nicht an; doch wählten ſie ihn ordnungsmäßig in der nächſten Kuhr. 1748 wird ihnen einer vom Biſchofe empfohlen. Sie verweigern ſeine Aufnahme, weil er zu jung ſei und noch keine bürgerlichen Pflichten getragen habe, allein ſie laſſen, um dem Landesherrn willfahren

zu können, die Stelle ein Jahr offen. Dem Landvogt dagegen, welcher 1757 verlangte, daß ſie ihm die Kuhr jedesmal zuvor anzeigen ſollten, antworteten ſie, das würde, wie nie, auch jetzt nicht geſchehen.

Die in der Altſtadt befolgte Vorſchrift des lübiſchen Rechts, keinen Handwerker ins Mittel zu nehmen, konnte hier deßhalb nicht befolgt werden, weil die Neuſtadt, durch die erwähnte zweimalige Feuersbrunſt, durch Peſt und kriegeriſche Invaſionen vom anfänglichen Wohlſtande zurückgebracht, in der Nähe der zum Handel beſſer gelegenen, durch ihre Privilegien mehr begünſtigten und weniger vom Unglücke heimgeſuchten Altſtadt ſich in der Art nie mehr erholte, daß die erforderliche Zahl befähigter Kaufleute und Mälzenbräuer vorhanden war. Das wird wohl der Grund ſein, warum wir im 17. Jahrhundert ſtets Handwerker im Rathe finden. Auch hatten ſie ſeit dem 18. Jahrhundert aus Mangel an tauglichen Perſonen den Notarius zuweilen zur Rathswürde erhoben, ohne ihm ſein Lehen zu nehmen, bis der Biſchof 1745 es ihnen verbot; allein 1772 geſchah es doch wieder. Daß nicht nahe Verwandte zu gleicher Zeit im Rathe geſeſſen, dürfte auch wohl nicht immer beachtet ſein, weil der Biſchof es 1691 ausdrücklich unterſagt; wie denn auch nachweislich einmal Schwiegervater und Schwiegerſohn ſich im Rathe befinden; doch wählten ſie nicht beide zugleich zu Gerichtsherren.

Von dem nach dem Privilegium dem Rathe zuſtehenden Rechte der Entlaſſung mit Genehmigung des Biſchofs oder des Schloßhauptmanns hat derſelbe nie Gebrauch gemacht; ſondern die beiden vorkommenden Fälle gehen unmittelbar vom Biſchof aus. 1731 entbindet der Biſchof den einen Bürgermeiſter wegen Altersſchwäche ſeines Amtes, doch mit Vorbehalt aller ihm gebührenden Ehren und Vorrechte. 1748 aber wird ein Rathsherr, der den Bürgermeiſter ſchwer beleidigt hatte und ſich nicht fügen wollte, durch den Adminiſtrator auf zwei Jahre vom Sitz im Rathe und in der Kirche ſuspendirt, und 1750 die Suspenſion vom Biſchofe ſelbſt wieder aufgehoben.

Einer ſpätern Mittheilung zufolge waren urſprünglich zwölf „Rathsverwandte" geweſen; vom 17. Jahrhundert ab bleibt die Zahl acht als geſetzlich beachtet. Wann und wodurch dieſe Verringerung veranlaßt worden, wird nicht geſagt; vielleicht hängt ſie

mit der von vier und zwanzig auf ſechszehn verminderten Zahl der altſtädtiſchen Rathsherren zuſammen, da ſie in demſelben Verhältniß ſteht, und die Neuſtadt ſich in allen Einrichtungen in der Regel der Altſtadt anſchloß. Zuweilen ließen ſie eine und die andere Stelle unbeſetzt, wenn entweder die Geſchäfte es erlaubten oder die geringe Zahl der Bürger, wie in und nach den Peſtjahren 1709, 1710 und 1711, die Ergänzung unmöglich machte. Mitunter iſt auch die Untauglichkeit der vorhandenen Gemeindeglieder der Grund der Nichtbeſetzung *); oder ſie wollen einer unangenehmen Berührung mit dem Landesherrn ausweichen.

Die Namen und der Rang der acht Rathsherren waren folgende:

Der **präſidirende Bürgermeiſter** (Präſes, worthabender Bürgermeiſter), latein. Praesidens, Proconsul.

Der **Vice-Bürgermeiſter** (College), latein. Vicegerens.

Die **beiden Kämmerer**, der echte oder Oberkämmerer und der jüngſte oder Unterkämmerer.

Der **Richter**.

Die **beiden Beiſitzer** (Gerichtsherren, Aſſeſſoren).

Der **Wettherr**.

Die **Kuhr** (die Wahl neuer Mitglieder) wurde am Tage vor Petri Stuhlfeier gehalten. Die Verſetzung der Aemter, d. i. die Vertheilung der Geſchäfte für das kommende Jahr, geſchah nicht, wie in der Altſtadt, immer nach der Wahl, ſondern zuweilen ſchon Tags zuvor. 1748 verordnete der Biſchof Grabowski, daß ſie die Wahl der Candidaten zu einer Bürgermeiſterſtelle immer am Mittwoch nach dem dritten Sonntage in der Faſt vornehmen ſollten, und ſetzte ihnen dieſe Abänderung als Clauſel in das Privilegium. Als ſie 1752 von dieſer Beſtimmung abwichen, gab er ihnen auf die ihm eigne, wie bekannt derbe Art einen Verweis. Sie hätten, ſchreibt er, da bei ihnen das Küchenlatein ziemlich wohlfeil wäre, die betreffende Stelle des Privilegiums wohl verſtehen können. Weil man aber von Leuten nicht mehr verlangen könne, als ſie verſtänden, ſo möchten ſie die lateiniſchen Worte ſich verdeutſchen, auf eine Tafel malen laſſen und zum ewigen

*) 1750 iſt ausdrücklich bemerkt, daß nur wenige Bürger ſchreiben konnten.

Andenken in die Rathsſtube aufhängen. — Die Ernennung eines neuen Mitgliedes außer dieſer Zeit wird ſelbſt dann nicht vorgenommen, wenn unmittelbar nach der Kuhr einer der Herren ſtarb.

Der Rath ergänzte ſich aus den die Gemeinde bildenden acht Bürgern, und zwar in der Art, daß die beiden Bürgermeiſter zu einer der offenen Stelle drei Candidaten bezeichneten, und der Rath durch mündliches Abſtimmen Einen wählte. War eine zweite Stelle zu beſetzen, ſo wurde für dieſe zu den zwei durchgefallenen ein dritter Candidat von den Bürgermeiſtern bezeichnet. Seit 1732 ungefähr ernannte der Rath durch mündliches Abſtimmen die Candidaten und wählte nach ſchriftlicher Stimmenmehrheit unter dieſen. Die Wahlzettel wurden vernichtet, wiewohl einige Herren 1758 ihre Aufbewahrung wünſchten. 1772 wurde ohne Nebencandidaten einer aus der Gemeinde gewählt. — Nach der Wahl erfolgte unmittelbar die Vereidigung der neuen Herren. — Bei der Kuhr wurden auch die Candidaten zu einer vacirenden Bürgermeiſterſtelle ernannt, und zwar durch ſchriftliches Abſtimmen, wobei der etwa vorhandene Bürgermeiſter vier, und jeder der andern Herren zwei Stimmen hatte, drei Candidaten, die ſich dann perſönlich dem Biſchofe vorſtellten; bei welcher Gelegenheit er einen von ihnen auswählte. Als der Biſchof 1747 nur Einen Candidaten vorgeſtellt haben wollte, ſo nahmen ſie dieſes als Neuheit nicht an.

Die Vertheilung der Geſchäfte für das folgende Jahr begann mit allgemeiner Abdankung. Darauf entfernten ſich alle mit Ausnahme der beiden Bürgermeiſter und des Notars. Die beiden Bürgermieſter wechſelten ihre Stellen. Darauf ernannten dieſe beiden den Oberkämmerer des vorigen Jahres zum Wettherrn; und, nachdem ſie denſelben hereingerufen hatten, vertheilten dieſe drei die Aemter unter die übrigen, und zwar im 17. Jahrhundert ſo, daß ſie jeden für das folgende Amt in der früher genannten Reihenfolge beſtimmten. Es wurde alſo der Unterkämmerer zum Oberkämmerer ernannt u. ſ. w. Wenn dann den zurückgerufenen Herren dieſes eröffnet war, übergaben ſie ſich gegenſeitig Siegel, Lade, Schlüſſel u. dgl. Um 1772 blieb der Oberkämmerer im Seſſionszimmer. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts fehlt der Unterkämmerer und an ſeiner Stelle findet ſich der

Feldherr, der Wachtherr, der Caſſator oder ein anderer Beamter. Auch gab man damals vernünſtigerweiſe das regelmäßige Aufſteigen durch die verſchiedenen Geſchäftszweige auf. Da aber nun jene drei Herren jedem ein neues Amt zugewieſen, ſo war damit vielleicht mehr geſchadet als geholfen. 1748 endlich ſetzten ſie gegen den Willen des Präſes eine Veränderung durch, indem ſie alle im Seſſionszimmer blieben und durch gemeinſchaftliches Votiren die Geſchäfte vertheilten. Zwar kam dieſe Wahlregel bald in Vergeſſenheit; allein 1753 wurde ſie in der Art wieder aufgenommen, daß für jedes Amt zwei durch Abſtimmen ernannt, und wenn dieſelben abgetreten waren, über Einen von neuem votirt wurde. Zuerſt ernannten ſie auf dieſe Weiſe den Richter, dann den Kämmerer, den Wettherrn u.ſ.w. Eine ſehr große Unvorſichtigkeit begingen ſie aber bei der Verſetzung der Aemter dadurch, daß ſie dann, wenn durch den Tod eine oder die andere Stelle erledigt war, den neugewählten Herren zum jüngſten Beiſitzer, und wenn zwei einberufen wurden, den zweiten zum älteſten Beiſitzer oder zum Wettherrn, ſelten zum Feldherrn ernannten oder zu einem andern minder wichtigen Geſchäfte beriefen. — Die Thätigkeit des Präſes war in geringerer Ausdehnung als die des präſidirenden Bürgermeiſters in der Altſtadt in Anſpruch genommen. Daher hatte er zuweilen noch das Acciſeregiſter oder die Stadtkaſſe unter ſich; öfter jedoch der ſonſt wenig beſchäftigte zweite Bürgermeiſter. Dem weniger belaſteten zweiten Kämmerer wurde, bevor die Stelle ganz einging, bei Vacanzen mitten im Jahre gewöhnlich das ſchwierige und zeitraubende Wettamt übertragen; ſonſt ſcheint er gewöhnlich das Pfannenregiſter geführt zu haben. Was aber unbedingt zu tadeln iſt, kam hier wie in der Altſtadt vor, daß nämlich die Beiſitzer des Gerichtes Nebenämter erhielten. Einer der Herren war Kirchenproviſor, behielt aber, wie es ſcheint, ſein Amt lebenslang. Das Patronatsrecht über die neuſtädtiſche Kirche hatte der Rath durch die Unruhen des 16. und 17. Jahrhunderts und da durch den Brand alle Documente verloren gegangen waren, eingebüßt. Der Aufſicht über die Nachtwache hatten die Herren ſich bis 1729 abwechſelnd unterzogen; von da ab wurde das Amt Einem für das ganze Jahr übergeben. Bis zum Jahre 1768 hatten einige Herren die Beaufſichtigung der Löſchapparate und feuergefährlichen Sachen in den Häuſern gehabt;

damals wurde dieſes Amt den beiden Aſſeſſoren der Wette und einem der jungen Bürger übertragen. Auch zu andern Aemtern wurden Mitglieder der Gemeinde zur Aushilfe gekohren. Zwei von ihnen waren Beiſitzer beim Wettgerichte, andere halfen beim Schoßſammeln, andere waren Brunnenherren, einer Kirchen- und Spittelväter, Rücken-, Lohn- und Pfandherren. Am Schluſſe der Kuhr wurde zuweilen, wiewohl es immer, und zwar vor der Mahlzeit, geſchehen ſollte, der zweite Theil der Willkühr, welcher die Vorſchriften für den Rath enthielt, vorgeleſen, namentlich bei Ernennung neuer Mitglieder.

Vor der Kuhr oder am Kuhrtage wurden alle Rechnungen vom Rathe durchgeſehen *), und vor der Kuhrmahlzeit im Notariate aufgelegt, wo ſich zwei Deputirte der Gemeinde von ihrer Richtigkeit überzeugen konnten, was zuweilen wenigſtens auch geſchieht. Wiewohl alle Rechnungen in jener Zeit ſehr einfach geführt ſind, indem auf der einen Seite nach Datumsfolge die Einnahmen, auf der andern die Ausgaben angegeben werden, ſo erforderte doch die Durchſicht der Belege und die Menge der Regiſter mehr Zeit, als daß am Tage der Kuhr die erforderliche Genauigkeit darauf verwandt werden konnte; weßhalb der Rath 1761 beſchließt, dieſe Reviſion um Oſtern vorzunehmen. Da außerdem bei der Kuhr in der Regel die Kirchen- und Hospitalrechnungen revidirt wurden, ſo lud man auch den Erzprieſter ein, um dieſelben von ihm in Augenſchein nehmen zu laſſen. Endlich erſchienen am Tage der Kuhr oder Tags darauf die Lehnsleute und Aelterleute der Gewerke. Jene legten entweder ihre Stellen nieder, wurden auch wohl nach Umſtänden entlaſſen, aber gewöhnlich für das künftige Jahr angenommen, dieſe, wenn ſie neu waren, vereidigt, und alle an ihre Pflichten ſpeciell erinnert.

II. Die Rechtspflege.

Gleichwie bei der Wahl ſeiner Mitglieder war der Rath der Neuſtadt auch in der Ausübung der Gerichtsbarkeit durch den Biſchof beſchränkt und mehr als der Rath der Altſtadt von ihm

*) Leider unterblieb es, wie in der Altſtadt, ſo auch hier zuweilen, und der Notarius wußte ſich einmal zehn Jahre der Rechnungslegung zu entziehen.

mittelbar oder unmittelbar durchaus abhängig. Die Beſchränkung in Criminalſachen ging dahin, daß unter Mitwirkung des Schloßhauptmanns oder eines andern, den der Biſchof zu dieſem Zwecke bevollmächtigen würde, ſolche Fälle entſchieden werden ſollten; ſo daß ſie der Landvogt wegen der zu weiten Entfernung nicht dazuziehen dürften. In der erſten Zeit war einer ſpätern Mittheilung zufolge aus drei dem Biſchofe vorgeſchlagenen Candidaten Einer zum Advocaten in Criminalſachen ernannt werden; allein dieſe Begünſtigung muß ſchon im 16. Jahrhundert, vielleicht bei Gelegenheit der durch die Conſtitutionen Sigismund's 1526 auch anderswo eingetretenen Beſchränkung, verloren gegangen ſein. Später ging die Appellation in Criminalfällen an den Schloßhauptmann, der auch jedes derartige Urtheil beſtätigen mußte. Die weitere Berufung auf den Biſchof kommt nur Einmal vor, wird aber nicht als ordnungswidrig anerkannt. Zuweilen geht der Rath bei Beleidigungen, die gegen das ganze Collegium oder unter den Mitgliedern deſſelben vorfielen, unmittelbar an den Biſchof. Es war daher wohl Unkenntniß dieſer Verhältniſſe, als der Biſchof ihnen 1757 im Aerger, und ohne auf ihre Vorſtellungen zu hören, ſchrieb, daß Thätlichkeiten vom neuſtädtiſchen Gericht an den Landvogt gelangt wären, wie in Biſchofsburg und andern kleinen Städten.

In allen Civilſachen fand die Appellation wie in der Altſtadt, und wahrſcheinlich durch dieſelben früher angegebenen Gründe veranlaßt, an den Biſchof Statt. Wird auch Einmal, 1662, die Appellation an den Hauptmann zugegeben, ſo erklärt ſich dieſes aus der damaligen Schwäche des Rathes, der übrigens doch die Bemerkung zufügt, es ſei forum incompetens. Der Biſchof berief die Parteien nach eingegangener ſchriftlicher Appellation nach Heilsberg, und zwar ſeit 1733 an Einem Tage alle vorhandenen, am zweiten oder ſechſten eines jeden Monats nach dem Neu- oder Vollmonde. Zuweilen ernannte er zur Stellvertretung eine Commiſſion, aus dem Schloßhauptmann, einem der Bürgermeiſter der Altſtadt und einem Domherrn von Frauenburg oder Guttſtadt beſtehend; auch übertrug er das Commiſſorium wohl dem Schloßhauptmann allein. In der Zeit, als das Vertrauen zum Rathe geſunken war, wurde die ſtädtiſche Behörde nicht ſelten umgangen, und die Bürger traten mit ihren Streitſachen unmittelbar vor den

Schloßhauptmann. Deßhalb läßt der Biſchof 1664 durch den Landvogt bekannt machen, daß das Laufen aufs Schloß in civilibus verboten ſei. Sie möchten ihre Obrigkeit ehren und ſich nicht zu Bauern machen, bei der Pön von drei Mrk. oder acht Tagen Thurmſtrafe; und der Hauptmann ſoll dergleichen nicht annehmen. Auch anderswo müſſen um dieſe Zeit ähnliche Eingriffe von Seiten der Burggrafen vorgekommen ſein; denn die Deputirten der Städte tragen auf dem Landtage von 1679 darauf an, daß die Form bei den Proceſſen nicht vernachläßigt und die andern Inſtanzen nicht umgangen werden möchten; daß die Burggrafen ſich nicht einmiſchen, und daß auch die Pfarrer, außer in Criminalfällen, die Flüchtlinge nicht in Schutz nehmen ſollten. — Endlich finden wir im Jahr 1724 eine eigenthümliche Neuerung. Der Biſchof ernannte damals einen der Herren zum advocatus fiscalis, der in allen Verhandlungen darauf zu ſehen hätte, daß nichts zum Schaden des biſchöflichen Tiſches entſchieden werde.

Colliſionen mit fremden Gerichten kommen hier nur in Bezug auf die Altſtadt vor. Der altſtädtiſche Rath ſchlug zwar 1671 einen Vergleich in der Weiſe vor, daß jedesmal dasjenige der beiden Gerichte die Sache abſtrafen ſollte, auf deſſen Territorium das Vergehen begangen worden, gleichviel wohin der Delinquent gehöre; und nur wenn derſelbe ein Fremder wäre, ſollte er, außer wenn er in flagranti beſchlagen würde, dem Forum des Beleidigten folgen. Allein der neuſtädtiſche Rath ließ ſich darauf nicht ein. Daher kamen in dieſer Hinſicht oft Inconſequenzen vor. Als ein Altſtädter einen Neuſtädter, der ihn auf dem neuſtädtiſchen Markte beſchimpft hatte, beim altſtädtiſchen Gerichte belangte, trug der Richter zwar Bedenken, die auf fremdem Grund und Boden vorgefallene Sache abzuurtheilen, allein, nachdem er die Entſcheidung des Rathes eingeholt hatte, ſprach er Recht. Dagegen bat der altſtädtiſche Rath den neuſtädtiſchen, einen Neuſtädter, welcher im altſtädtiſchen Walde Holz geſtohlen hatte, zu beſtrafen. Gewöhnlich aber gelangten dergleichen Fälle vor den Biſchof, welcher dann die Sache dem Landvogt überwies. Bei Rechtsfällen, welche die beiden Städte ſelbſt betrafen, mußte natürlich der Biſchof entſcheiden; wozu in der Regel eine Commiſſion aus einigen Domherren ernannt wurde. — Fälle gegen das

ſechste Gebot waren bis 1760 von der geiſtlichen Behörde gerichtet; damals wurden ſie dem Stadtgerichte überwieſen.

Wie in der Altſtadt, ſo hatte auch hier der Rath, wiewohl nach lübiſchem Rechte der einzige Richter, einen beſondern Ausſchuß, beſtehend aus dem Richter und den beiden Aſſeſſoren, einen Theil der Rechtspflege überwieſen. Aus der älteſten Zeit iſt, wie erwähnt, keine Notiz vorhanden. Seit dem 17. Jahrhundert aber gehörte alles, was criminal war, vor dieſes Stadtgericht und in folgender Inſtanz vor den Schloßhauptmann. Die Aelterleute mußten bei ihrer Vereidigung in der Kuhr unter anderem auch geloben, was von Criminalfällen bei ihren Zuſammenkünften vorfalle, dem Gerichte nicht zu verſchweigen. 1645 wurde ein Aeltermann, der eine Schlägerei nicht angegeben hatte, drei Tage in den Gehorſam geſteckt. Selbſt was an Schmähungen, Blut und Blau im Hauſe vorfiel, ſollte jeder nach der Willkühr dem Gerichte anzeigen; und Barbiere, die zu Verwundeten gerufen wurden, waren verpflichtet, ſolches vor das Stadtgericht zu bringen. Daß aber der Rath dergleichen Rechtsfälle zuweilen ſelbſt entſcheidet, läßt ſich daraus erkären, daß das Gericht nur als integrirender Theil des ganzen Rathes anzuſehen iſt. Das ſchiedsrichterliche Verfahren des Richters, welches auch in der Neuſtadt zuläſſig war, ſcheint ſelten in Anwendung gekommen zu ſein.

In allen Civilſachen galt als erſte und ſchiedsrichterliche Inſtanz der präſidirende Bürgermeiſter, von dem die Appellation an den Rath gelangte. Die meiſten Fälle wurden aber unmittelbar vor den Rath gebracht. Die letzte Inſtanz war, wie oben erwähnt, der Biſchof. — Vor den Rath als höchſten Vormund gehörten die Erbſchaftsangelegenheiten. Daher lud er von Zeit zu Zeit die Vormünder und Curatoren der Pupillen aufs Rathhaus, unterſuchte ihre Rechnungen und zog ſie zur Rechenſchaft über die Vorſorge für ihre Pflegebefohlenen. Jeder Tauſch-, Kauf-, Schenkungs- und Schichtcontract mußte in das Rathsprotocoll verzeichnet werden. Die Contrahenten traten vor den Rath, und nachdem ſie ihre Sache vorgetragen hatten, erfolgte ſogleich die „Dankung" für das Empfangene; und dieſes wurde mit wenigen Worten vermerkt. Einige Jahre hindurch war dazu ſo wie bei der Confirmation der Teſtamente nur der präſidirende Bürgermeiſter oder höchſtens noch die Genehmigung des Vicepräſes erforderlich,

bis 1731 der Rath, dem daraus manche Unannehmlichkeiten erwachſen waren, die Reviſion ſelbſt übernahm; wozu auch der Biſchof 1753, weil es wahrſcheinlich wieder unterblieben war, ernſt ermahnte. Die Genehmigung des Rathes oder des Präſes war nämlich nach lübiſchem Rechte zur Giltigkeit ſolcher Contracte erforderlich. Dem Gerichte aber überließ der Rath genauere örtliche Unterſuchungen, Zeugenverhöre, Teſtamentsaufnahmen und die Feſtſtellung ehelicher Geburt, bei welcher letzten, wie in der Altſtadt, zwei Bürger „auf ihr Gewiſſen durch einen körperlichen Eide mit entblößten Häuptern, ſtabenden Fußes, ausgereckten Arme und ausgeſtreckten Fingern" die Abzeugung leiſten mußten. Die Ausſtellung unter ſeinem Siegel gehörte dem Rathe.

Ein beſonderes Forum bildete das Wettgericht, beſtehend aus einem Rathsmitgliede als Wettherrn und zwei Gemeindemitgliedern als Beiſitzern. Ihre Gerichtsbarkeit war ſo ausgedehnt wie in der Altſtadt, und auch hier ging die Appellation zunächſt an den Rath, dann an den Biſchof. Seit alter Zeit verſammelte ſich die Wette zweimal im Jahre, nämlich am Tage vor Weihnachten und vor Oſtern. Sie unterſuchte dann in den Fleiſchbänken das Fleiſch und die Wagſchalen. Die Gewichte mußten die Fleiſcher in die Seſſion bringen, wo ſie rectificirt und die Fleiſchpreiſe feſtgeſetzt wurden. Die Stadtdiener holten Brod aus den Brodbänken; und auch dieſes wurde nach dem Preiſe des Getreides, des Holzes und des Arbeitslohnes tarirt. Die Strafen wegen derartiger Vergehen fielen theilweiſe den Armen im Hospitale zu. Urſprünglich hatte der Rath in Verbindung mit der Gemeinde die Beſtimmung der Preiſe; in der ſpätern Zeit kamen dieſe Sachen nur ausnahmsweiſe und namentlich bei Beſchwerden gegen das Wettgericht vor den Rath. So geſtattete dieſer den Bäckern 1684 einen Gewinn von 25 gr. auf den Scheffel. 1733 wurden bei dem durch die Abnahme des Holzes veranlaßten höhern Preiſe deſſelben 5 gr. zugelegt, ſo daß der Roggen, welcher 60 gr. koſtete, für 3 Gld. verbacken wurde. Nach einer noch vorhandenen Taxtafel iſt das Gewicht jeder Art von Brod für eine Reihe von Getreidepreiſen angegeben; es mußte z. B., wenn der Schfl. Roggen 20 gr. koſtete, ein Groſchenbrod 3 Pfd. 9½ Schott (= 153½ Schott) wiegen. Für die Fleiſcher ſetzte der Rath ſpäter feſt, daß ſie das Fleiſch jeden Sonn-

abend und auf Verlangen der Wettherren auch öfter zum Abſchäzzen bringen ſollten.

In allen richterlichen Entſcheidungen gilt als einzige Norm das lübiſche Recht, welches, weil es in den Händen der Bürger war und des geringen Umfanges wegen leicht überſehen werden konnte, von den Parteien ſelbſt zuweilen nach Titeln und Artikeln citirt wird. Wo dieſes Recht Zweifel zurückließ, wurde das ſächſiſche, nie aber das culmiſche zur Ergänzung herbeigezogen. Daß manche altübliche Gewohnheit auch hier Rechtskraft erlangte, ſieht man aus einzelnen Entſcheidungen. Uebrigens mußte Mangel an aller Vorbildung bei vielen und der Umſtand, daß oft der neugewählte Herr ſogleich als Beiſitzer eintrat, nothwendig manchen Mißgriff zur Folge haben.

Die Neuſtädter genoſſen daher bei dem Landesherrn in dieſer Beziehung wenig Vertrauen; ſo daß manche Uebereilung gerade dadurch ſich erklären läßt. 1755 hatten ſie hinſichts der Giltigkeit eines Teſtaments, weil das lübiſche Recht ſich in dieſem Falle nicht klar und deutlich genug ausſprach, nach der in der Neuſtadt, wie auch anderswo, altüblichen Gewohnheit entſchieden. Der Biſchof, welcher (wohl mit Unrecht) die hergebrachte Praxis nicht beachten wollte, ſtieß, das lübiſche Recht nach ſeinem Sinne deutend, ihr Urtheil in der Appellation um. Dabei aber ſpricht er ſogar vom neuſtädtiſchen Hornvieh, welches nicht wiſſe, quid juris, von einem Richter und zwei elenden Aſſeſſoren, die vom lübiſchen und von andern Rechten ſo viel verſtänden, als die Kuh vom neuen Thore. — Diesmal antwortete ihm der Rath mit Ernſt und Würde: „Sie wären nicht Rechtsgelehrte, ſondern richteten die Sache nach der Vernunft, mit welcher Gott alle Menſchen begabt hätte, nach Billigkeit und Gewohnheit.“ Sie wieſen ihm nach, daß das Teſtament durchaus rechtmäßig geweſen, und baten ihn, den Rath, als eine von Höchſtdemſelben verordnete Obrigkeit anzuſehen, damit nicht Reſpect und Gehorſam gegen ſie ſich verlöre. Wenn ſie es aber ſelbſt mit der Form des Rechtes mitunter nicht ſehr genau nahmen, ſo widerfuhr ihnen ähnliches bei Appellationen von Seiten des Biſchofs. 1694 werden alle Creditoren gegen lübiſches Recht auf ein Jahr zurückgewieſen, und zwar „in honorem Cels. Principis.“ 1734 bittet ein Gläubiger, man möge ſeine Schuldner zu augenblicklicher Zah-

lung anhalten; und das Erkenntniß lautet, daß, wiewohl der contractmäßig feſtgeſetzte Termin noch nicht verſtrichen ſei, die Zahlung alſo auch nicht aus Schuldigkeit erfolgen dürfe, der Schuldner dennoch aus chriſtlicher Erforderung, weil der Gläubiger es brauche, zahlen müſſe. B. R. W. 1750 hatte ein Gläubiger ſich eigenmächtig in den Beſitz eines Stückes zur Deckung ſeiner Forderung geſetzt. Als er fand, daß dieſes ſeiner Schuldforderung nicht ganz entſprach, und erfuhr, daß mehr und genug zu ſeiner gänzlichen Befriedigung übrig geblieben ſei, meldete er ſich vor Gericht. Man ließ ihm das genommene Gut und wies ihn mit der weitern Forderung ab. Dagegen ſtößt der Biſchof 1729 ihr rechtlich begründetes Urtheil in Betreff des jus protomiseos und der Terminsverſäumung um, indem er unhaltbare Rechtsgründe anführen und dieſe durch den Zuſatz unterſtützen läßt: „aliisque de causis animum suae Celsitudinis promoventibus.“ — Etwas ähnliches geſchieht 1750 in Beziehung auf die Giltigkeit eines Zeugen. Im Jahre 1674 nahm ein Advocat, der ſich vor Kurzem in der Neuſtadt niedergelaſſen hatte, auf Grund dieſer Beſchäftigung das Bürgerrecht; er kommt aber nur einmal bei einer richterlichen Verhandlung vor. Bei Proceſſen mit der Altſtadt oder andern Städten ſuchten ſie gewöhnlich bei auswärtigen Rechtsgelehrten Rath und Hilfe, ſo in Landsberg, Bartenſtein und Elbing.

III. Die ſtädtiſche Verwaltung.

In den übrigen Verwaltungszweigen war der neuſtädtiſche Rath auf ähnliche Art wie der altſtädtiſche durch den unter dem Namen „die Gemeinde“ begriffene Bürgerausſchuß beſchränkt. Eine Stelle in den Rathsprotocollen erwähnt, daß ehedem ſechszehn der älteſten Bürger die Bürgerſchaft vertreten hätten, ohne Zeit und Urſache der ſpätern Verringerung anzugeben. Es iſt wohl möglich, daß mit dem Sinken des Wohlſtandes und der Bevölkerung auch das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer größeren Vertretung ſich verloren. Es kann aber auch die Verringerung mit den Conſtitutionen Sigismund's zuſammenhängen, zumal da das allgemeine Zuſammentreten der Bürger bei Verluſt der Privilegien verboten war und nur bei allgemeiner Gefahr

ſechzehn ſich verſammeln ſollten. Die geſetzliche Zahl der die Gemeinde bildenden Bürger iſt von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, alſo ſo weit die Acten zurückgehen, acht. — Der Rath wählte die Mitglieder durch mündliches Abſtimmen auf Lebenszeit. Jeder Bürger aber war durch ſeinen Bürgereid gehalten, der Einberufung Folge zu leiſten. Von ſeinem Rechte, die Ungehorſamen und Widerſetzlichen zu beſtrafen oder auszuſtoßen, machte der Rath ſelten Gebrauch. — Ihre Gerechtſame mochten ſich urſprünglich wohl nur auf die berathende Meinung beſchränkt haben; allein einem Rathe gegenüber, deſſen Mitglieder in geiſtiger Hinſicht wie in äußeren Verhältniſſen ſelten und wenig über den Gliedern der Gemeinde ſtanden, gelang es ihnen eher als in der Altſtadt, eine entſcheidendere Stimme in den ſtädtiſchen Angelegenheiten zu erhalten. Wir finden ſie berathend und mitbeſtimmend bei der Feſtſtellung der Bierpreiſe, des Tagelohns, der Ausſchreibung von Contributionen, der Veränderung des Schoßregiſters, bei policeilichen Anordnungen, welche ſammt den unmittelbar ins bürgerliche Leben ſchlagenden Rechtspuncten, die in den erſten Tagen des Mai den verſammelten Bürgern vorgeleſene Willkühr enthielt, ſelbſt bei der Gehaltsbeſtimmung von Lehnsleuten. Sie machten Vorſchläge für den Landtag und gaben den Deputirten die Vollmacht. Endlich hatten ſie ſchon 1644 das Recht zur Reviſion der Rechnungen durch zwei Deputirte. Wie in der Altſtadt traten die acht Mann nach gepflogener Berathung vor den Rath, doch nur die Aelteſten, wahrſcheinlich zwei, ſprachen. 1753 wurde die Abänderung getroffen, daß nur zwei Deputirte die Anſicht der Gemeinde vor den Rath bringen, die übrigen aber in der Gemeindeſtube zurückbleiben ſollten. Im allgemeinen herrſchte unter den Bürgern der Neuſtadt geringe Ehrfurcht vor dem Rathe, die dadurch nicht wenig geſchwächt wurde, daß ſie bei unbedeutenden Klagen oft Schutz vor dem Schloßhauptmann oder Biſchofe fanden. Zu einer allgemeinen Beſchwerde vor dem Landesherrn kam es aber deshalb wohl nicht, weil der Rath den Widerſtand nicht leiſtete, den die Bürger in der Altſtadt fanden, ſondern auf die Forderungen der Gemeinde leichter einging. Ja als 1722 der Biſchof, durch vielſeitige Klagen der Gemeinde anderer Städte gegen ihre Magiſträte veranlaßt, eine beſondere Commiſſion ernannte, welche die Beſchwerden an Ort und Stelle überall unter-

ſuchen und ſchlichten ſollte, fand ſich in der Neuſtadt nichts, was zur Aufnahme ſich geeignet hätte. —

Einige Reibung mit den Landesbehörden veranlaßte zuweilen die Preisbeſtimmung des Biers u. dgl. Die Städte nämlich ſahen dies als ein Recht an, welches den Räthen jeder einzelnen Stadt zukäme; weßhalb ſie es wiederholentlich auf den Landtagen zu behaupten ſuchten, ſeit man von hier aus die allgemeinen Beſtimmungen erließ. So oft daher der Landvogt den Preis des Biers feſtſetzen wollte, wurde ihm unter Berufung auf altes Recht unter Hinweiſung auf das hier eingeführte größere Maaß opponirt. Auch in Hinſicht des Tagelohns richteten ſie ſich nicht immer nach der Landesordnung, ſondern gewöhnlich nach der Altſtadt. 1698 ſuchte der Landvogt die Beaufſichtigung der Maße und Gewichte durch Vermittelung des Adminiſtrators an ſich zu bringen; allein die Städte ſtützten ſich auf ihr altes Recht und erlangten wenigſtens ſo viel, daß zwar eine Commiſſion aus vier Rathsherren die Maße und Gewichte im Bisthum im allgemeinen unterſuchen, allein die monatliche Reviſion den Räthen verbleiben ſollte. —

Die Seſſionen fanden auch in der Neuſtadt nicht an beſtimmten Tagen Statt, ſondern je nach Bedürfniß ließ ſie der präſidirende Bürgermeiſter „verbotten". Mehr als ſechs Sitzungen ſind monatlich nicht, um 1750 ungefähr vierzig im ganzen Jahre. Wer zu ſpät kam, wurde mit einer Geldſtrafe belegt, die z. B. 1662 5 gr. betrug. Die Gemeindeglieder, welche zu ſpät kamen, zahlten die Hälfte. — 1750 verlangte der Landvogt, daß der Rath auf ſein Geheiß zur Seſſion kommen ſolle, und bedrohte ſie mit Beſchränkung der Wahl; allein ſie gaben ihm in dieſer ganz neuen Forderung kein Gehör.

Zu den Rechten des Rathes gehörte ferner die Annahme neuer Bürger. Bis zum Jahre 1734 geſchah es faſt regelmäßig nach Vorleſung der Willkühr. Damals beſchloß der Rath, es am Tage der Kuhr zu thun. Die Bedingungen waren gleich denen in der Altſtadt. Die kriegeriſchen Jahre des 17. Jahrhunderts aber hatten zur Folge gehabt, daß man es mit den Nachweiſen nicht immer ſtreng genug nahm; daher wurde 1723 der Beſchluß gefaßt, ohne Geburtsbrief und Loskauf keine ferner anzunehmen. Sie mochten dazu namentlich durch Befehle veranlaßt

ſein, die in dieſer Hinſicht von Seiten der Landesbehörde zuweilen ergingen. 1721 z. B. befahl ihnen der Biſchof einem, der zwar den Beweis ehelicher Geburt nicht beiſchaffen konnte, aber ſich ordentlich geführt hatte, das Bürgerrecht zu geben, und ſie gehorchten. Im künftigen Jahre gebot ihnen der Adminiſtrator bei 100 Gld. Strafe, einen, der ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen war, gegen die Beſtimmungen des lübiſchen Rechtes zum Bürger anzunehmen, weil er verſprochen hatte, bald in die Stadt zu ziehen. — Schotten erhielten auch in der Neuſtadt kein Bürgerrecht. — Einem, der nicht von ehelicher Geburt war, verweigerten ſie nicht allein die Aufnahme, ſondern er mußte ſogar für ſeine rechtmäßigen Kinder, damit ſie ſpäter zum Bürgerrecht gelangen könnten, jährlich 2 Gld. zahlen. Den Müller aus der kleinen Mühle wieſen ſie auf Grund des lübiſchen Rechtes ab, weil er zu entfernt von der Stadt wohne. Dagegen geſtatteten ſie dem entfernter wohnenden Schulmeiſter in Schalmey die Aufnahme, weil er liegende Gründe in der Stadt hatte. Einem „Saigmächer" erlauben ſie, wiewohl er nicht Bürger und Meiſter war, ſein Handwerk gegen eine jährliche Abgabe von 2 Thlr. an die Kämmerei zu treiben. Das Nachhalten des Bürgerrechts bei ſolchen, die aus der Stadt waren, kam ſelten vor; doch geſtatten ſie es wohl unter der Bedingung, daß zu „gebührender Urkund" jährlich 36 gr. erledigt wurden. — Genommen wird das Bürgerrecht bei offener Widerſetzlichkeit und trotzigem Ungehorſam; und erhält ein in der Art Beſtrafter es wieder, dann muß er von neuem ſchwören, die Gebühr erlegen wie ein Bürgerſohn und unter Aufſicht zweier Friedbürger bleiben. — Der Unterſchied zwiſchen Groß- und Kleinbürger kommt zum erſten Mal 1725 vor und iſt wahrſcheinlich der früher mitgetheilten Einrichtung in der Altſtadt nachgebildet. —

In Betreff der Koſten für das Bürgerrecht finden ſich folgende Angaben. Die Bürgerſöhne, welche nicht ſchwören, ſondern den Bürgereid nur anhören durften, gaben außer einem kleinen Geldquantum dem Rathe einen Stof Wein; andern koſtete es 20 Mrk. bis 100 Gld., diejenigen aber, welche brauen wollten und ein mit dem Braurecht verſehenes Haus beſaßen, zahlten außerdem einige Mrk. für die Pfanne. — Als um das Jahr 1748 die, welche weder Kaufleute noch Handwerker waren,

und nur vom Ackerbau lebten, die ſogenannten Pelzbürger, ſich vermehrten, beſchloß der Rath, daß dieſe, „weil ſie der Stadt wenig Nutzen brächten,“ 50 Gld. fürs Bürgerrecht zahlen ſollten. In demſelben Jahre beſtimmte der Rath, daß diejenigen Handwerker, welche Braurecht haben wollten, 20 Gld. für das Bürgerrecht und 33 Gld. 10 gr. für das Braurecht zahlen müßten, ohne Braurecht nur 16 Gld. 20 gr.; die Großbürger aber, alſo diejenigen, welche Erlaubniß zum Handeltreiben verlangten, hätten 66 Gld. 20 gr., und wenn ſie auch brauen wollten, noch die gewöhnliche Gebühr zu zahlen. Wollten Pelzbürger brauen, ſo ſollten ſie im Ganzen 66 Gld. 20 gr. geben. Wollte ein Handwerker das Handwerk legen und Großbürger werden, ſo mußte er das Uebrige nachzahlen.

IV. Die Entſchädigungen der Beamten.

Von einem Gehalte iſt auch beim neuſtädtiſchen Rathe nicht die Rede. Die Herren hatten für die Mühwaltung aus ein und dem andern Verwaltungszweige kleine Gebühren und die Benutzung einiger Morgen Landes. — Zunächſt fiel ihnen ein Theil des Meiſtergeldes zu, welches jeder junge Meiſter dem Gewerke zu entrichten hatte. Von den in den Gewerken fallenden Strafen erhielten ſie ein Drittel, das zweite Drittel bekam der Biſchof und das dritte das Gewerk. 1692 z. B. mußte jeder Schuhmacher, der nicht eine Meiſtertochter heirathete, 15 Thlr. geben. Von den Strafgeldern des Wettamtes erhielt einen Theil der Wettherr, den zweiten das Hoſpital und den dritten der Rath. Die Gerichtsſtrafen mochten urſprünglich wohl, wie in der Altſtadt, in der älteſten Zeit vertheilt ſein; wenigſtens wird an einer Stelle vermerkt, es ſei der dritte Theil an den neuen Kämmerer abgeliefert worden. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an erhielt das eine Drittel der Biſchof, der davon die Hälfte dem Schloßhauptmann überließ, das zweite der Rath und das dritte der Richter. Der dem Biſchofe zufallende Theil wurde an den Schloßhauptmann abgeführt, die Einhändigung an den Landvogt aber verweigert, weil die Stadt geſetzlich in keiner Abhängigkeit von ihm ſtehend, jede, auch die kleinſte indirecte Anerkennung derſelben zu vermeiden ſuchte. Die Gerichtsſtrafen betrugen durchſchnittlich

für jeden 20 und einige Gld. die aus dem Wettamt und den Gewerken einkommenden nur einige Groſchen. Von allen durch den Rath verhängten Strafen bekam die Hälfte der Biſchof, die andere Hälfte die Stadt oder (denn es iſt nicht klar ausgeſprochen) der Rath. Endlich ging noch einiges für außerordentliche Seſſionen ein. — Der Präſes war außerdem frei vom Hirtenlohn und hatte einen Antheil am Bürgergelde. Zu den Ergötzlichkeiten gehörte die am Kuhrtage auf Rechnung der Stadt gehaltene Mahlzeit, wozu eine Tonne Bier verabreicht wurde, und eine zweite, welche die Lohnherren am S. Catharinatage ausrichteten. — Früher hatten ſie auch einiges Holz aus dem Hegewalde gehabt. Dieſer mit vielen Beuten beſetzte Wald wurde 1668 mit Willen der Gemeinde und mit Conſens des biſchöflichen Schaffners ausgerodet. Bekanntlich führt das Stück Land noch heute jenen Namen. — Außerdem waren ſechszehn ſogenannte Herrenmorgen, welche unter die Mitglieder vertheilt wurden. Auch in den übrigen Städten Ermlands, bemerkt der Notarius, wäre dergleichen Herrenland. Die beiden Bürgermeiſter und der eine Kämmerer hatten noch ein Stück Wieſe, unter dem Namen Winkel. — Von den 20½ Kirchenmorgen benutzte der Präſes 2½, jeder der übrigen 7 Herren 2 und die Kirchenväter 4 gegen einen feſten Zins von 20 gr. — Bei Verloſung der Morgen im Petershagen waren ſie in ſofern bevorzugt, als ſie die der Stadt zunächſt liegenden erhielten. Als eine in den Kriegsunruhen verloren gegangene Recompens beklagt der Rath wiederholentlich die Benutzung des früher erwähnten Schildes. Ihre Bemühungen bei der Obrigkeit, dieſe Wieſe wiederzuerlangen, konnte deßhalb nicht fruchten, weil die erforderlichen Nachweiſe durch den Stadtbrand vernichtet waren. — Von den Gemeindegliedern oder andern Bürgern hatten diejenigen, welche Aemter trugen oder im Dienſte der Stadt beſchäftigt waren, ſelten eine Entſchädigung. Die Quartierherren erhielten jährlich 15 Gld. Den „Rückenherren" verweigerte die Gemeinde jede Recompens; nur durften die acht Gemeindeglieder nicht wie die übrigen Bürger perſönlich auf die Wache ziehen.

V. Die Lehnsleute.

Ueber die bei der Kuhr erſcheinenden Lehnsleuten der Neuſtadt findet ſich wenig mehr als die Namen vermerkt.

Es ſind folgende:

1) Der Notarius, deſſen Dienſt dem des altſtädtiſchen ziemlich entſprach, durfte ſeit 1740 nicht mehr den übrigen Lehnsleuten gleich bei der Kuhr abtreten, ſo daß Klagen über ihn in ſeiner Gegenwart vorgebracht werden mußten. Einmal in der ganzen Zeit kommt eine Abſetzung vor. Ueber ſein Einkommen iſt nichts genügendes verzeichnet. Er hatte aber gewiß einen Antheil an Gerichtsgebühren u. dgl.; außerdem freie Wohnung und ein Viertel Land, d. h. vier Morgen, und ein paar kleine Wieſenſtücke. Für Copialien erhielt er 5 Gld.

2. Der Schulmeiſter.

3. „Der Seigerſteller," mit dem Schulmeiſter oft ein und dieſelbe Perſon. 1673 erhielt derſelbe 15 Mrk. ſtatt der frühern 12 Mrk.

4. Der Einſpänner (cursor, ministerialis) ſeit 1731. Dieſer hatte unter anderm die Aufſicht über den Anger und Bleichplan. 1749 wurde beſtimmt, daß er täglich um 6 Uhr zum Kämmerer gehen, deſſen Aufträge in Empfang nehmen und die Arbeiter der Stadt viſitiren ſollte. Täglich mußte er auch beim Präſes erſcheinen und zuweilen beim Notar. Jeden Sonntag aber ſollte er um acht Uhr ſich beim Präſes einfinden, und wenn derſelbe in die Rathsſtühle gehe, ihm folgen, den Kirchenſtuhl öffnen und wieder nach Hauſe begleiten.

Während der Unruhen des 17. Jahrhunderts hatten ſie das Präſentationsrecht des neuſtädtiſchen Glöckners, welches Biſchof Rudnicki 1614 der Stadt zugeſprochen, eingebüßt; und es war einige Zeit an den Erzprieſter übergegangen. Später z. B. 1739 wurde der Glöckner wieder vom Rathe präſentirt; allein bei der Kuhr erſchien er nie.

5. Die beiden Stadtdiener (lictores), von denen nur vermerkt iſt, daß ſie freie Wohnung hatten. Seit 1750 trugen ſie Uniform, nämlich blaue Röcke mit weißen Knöpfen und rothen Aufſchlägen und Kragen und einen Hut mit weißem Bande.

6. Der Scharfrichter (wenn man nicht wie um 1746 den altſtädtiſchen benutzte) erhielt 2 Gld. aus der Kämmerei und aus jedem Hauſe quartaliter einen Dreipelcher.

Carl Bieſter.

Eine der größeſten geiſtigen Zierden unſeres Lycei Hosiani, unſerer Stadt, iſt dahingegangen, vielleicht die größeſte, die hier jemals lebte; am 13. April früh um 4 Uhr ſtarb der Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät Dr. Carl Bieſter im 65ſten Lebensjahre. Seine Jugend gehörte einer Zeit des Aufſchwunges an, in welcher wahre Humanität und echte Geiſtesbildung nicht durch kleinliche egoiſtiſche fanatiſche Partei- und Selbſtzwecke verdunkelt und unterdrückt war, in welcher man es für würdiger hielt, mehr innern Fond zu beſitzen, als zur Schau zu tragen. Weitgreifende wiſſenſchaftliche Bildung, Menſchenliebe, Zartſinnigkeit wetteiferten in ihm um den Sieg; eine ſeltene Beſcheidenheit verhüllte ſo vieles Gute, Schöne und Edle in ſeiner Seele, in ſeinem Charakter, daß man an ihm ſtets neue liebenswürdige Seiten, neues Wiſſen entdeckte, je länger man ſeine ganze Perſönlichkeit kannte; er gehörte zu den wenigen Menſchen, bei denen das ſinkende Leben nicht tiefere Schatten, ſondern helleres Licht brachte. Der Verluſt eines ſolchen Mannes iſt wohl unerſetzlich, und gerecht der Schmerz derer, die ihm nahe zu ſtehen die Freude hatten. Schade für die Welt, daß ſolche Tugenden, ſolche Vorzüge des Herzens und des Geiſtes, wie Bieſter ſie in Fülle beſaß, nicht vererben — ſie wurden unter tiefer Wehmuth der zahlreichen Freunde und Verehrer, die ſeine Hülle auf dem letzten Gange geleiteten, in die Grube geſenkt!

Am 1. Oktober 1788 wurde Carl Bieſter zu Berlin geboren. Sein Vater, damals eine der erſten literariſchen Autoritäten, Oberbibliothekar und geheimer Archivar, als Schriftſteller vielgenannt, ſah in ſeinem Hauſe ſtets die hervorragendſten wiſſenſchaftlichen Größen verſammelt, die begreiflich auf das Gemüth und den Geiſt des Sohnes vielfach anregend wirkten. In dieſer wiſſenſchaftlichen Athmosphäre wuchs er auf, die große Bibliothek war ein ihm täglich zugängiger Raum; Männer, die zu den grö-

beſten Gelehrten Berlins gezählt wurden, ſah er täglich und kam mit ihnen in Berührung als mit Freunden ſeines Vates, ſpäter zum Theil als mit ſeinen Lehrern. Viele ausgezeichnete Männer ließen ſich zu dem Knaben herab und förderten ihn direkt oder indirekt in ſeinen Studien. So Buttmann, der unſern Bieſter als Sekundaner zu den Correkturen bei den vielen Ausgaben ſeiner Grammatik gebrauchte und ihn aufforderte, zu der Syntax ihm Beiſpiele aus allem Geleſenen zu excerpiren und gelegentlich auch ein von ihm gefundenes Beiſpiel (um ihn zu ſpornen und zu belohnen) in einer neuen Ausgabe anwandte. Auf ähnliche Weiſe Spalding, Heindorff, die auch im Gymnaſium ſeine Lehrer waren und von denen der letztere oft mit einem oder zwei Altersgenoſſen Stücke des Plato u. ſ. w. las. Wenn ihm bei jenen Männern Fülle der Belehrung und zugleich Erweckung des wiſſenſchaftlichen Nachdenkens zu Theil wurde; ſo war letzteres vielleicht noch in größerem Maaße der Fall durch den trefflichen Ferd. Delbrück, der ihn noch in ſpäteren Jahren mit freundſchaftlichem Wohlwollen beehrte. Eine große Menge biographiſcher Notizen, Charakteriſtiken und Anekdoten über jene Männer hatte das treue Gedächtniß ihm aus jener Zeit bewahrt, leider nur das Gedächtniß, denn für die Oeffentlichkeit oder die Nachwelt hat er nichts aufgezeichnet. Carl Bieſter beſuchte das Gymnaſium zum grauen Kloſter und bezog, 17 Jahre alt, die Univerſität Göttingen. Nachdem er vier Jahre theils dort ſtudirt, theils in Halle den ausgezeichnetſten Philologen ſeiner Zeit, Friedrich Auguſt Wolff gehört hatte, verſuchte er 1809 mit mehreren Jünglingen zu dem Schillſchen Frei-Corps zu ſtoßen, das, zwar erfolglos, aber doch in edler Vaterlandsliebe und Aufopferung gegen Napoleon kämpfte. Schill's Unternehmen ſcheiterte bekanntlich; viele Zuzügler zu ſeinen Fahnen, auch Bieſter, wurden von den Franzoſen aufgehoben und gefangen gehalten. Der Haſt in Magdeburg entlaſſen, wendete er ſich nach Halle, um dort ſeine Studien unter der Leitung von Chriſtian Gottfried Schütz, dem berühmten, mit dem alten Bieſter perſönlich befreundeten Philologen, privatim fortzuſetzen, da die Univerſität bekanntlich nach der Schlacht bei Jena durch Napoleon aufgehoben und nach dem Tilſiter Frieden erſt 1811 durch die weſtphäliſche Regierung wieder hergeſtellt wurde. Ein beſtimmtes Fachſtudium

hatte er niemals gewählt, wiewohl er ſich mit Vorliebe und Talent auf philologiſche Forſchungen richtete. Der juriſtiſchen Fakultät war er allerdings inſcribirt; indeſſen riß ihn ſchon in Göttingen Heeren unwiderſtehlich zum Studium der Geſchichte fort. Von Halle begab er ſich nach Berlin, wo jedoch die eben geſtiftete junge Univerſität unter franzöſiſcher Herrſchaft kein rechtes Leben gewinnen konnte. Er hegte den ſtillen Wunſch, bei der königlichen Bibliothek angeſtellt zu werden, jedoch ſcheiterte er an des Vaters ſtrengem Rechtsgefühl. Dieſer wollte ſeinen Sohn nicht zu dem Gehülfen-Poſten vorſchlagen, ſondern bevorwortete das Geſuch eines jungen Mannes, der ein Jahr älter war und, mit bedeutendem Vermögen verſehn, ſchon einige Monate unentgeltlich bei der Anſtalt fleißig gearbeitet hatte. Er wendete ſich daher auf Wunſch ſeines Vaters, mit Empfehlungen Humboldt's an den preußiſchen Geſandten v. Bernsdorff verſehen, nach Wien. Hier kam er mit Friedrich v. Schlegel, Joſeph v. Hammer, ſpäterhin mit Theodor Körner in vielfachen Verkehr, ſetzte ſeine Studien nach Neigung und Zufall fort, hatte aber mitunter mancherlei pecuniaire Verlegenheiten zu erdulden, die ihm zum Theil wohl beſtimmt haben mochten, eine Stelle als literariſchen Hausgenoſſen und Privatſekretair bei einem reichen polniſchen Magnaten anzunehmen. Er lebte hier in angenehmer Abwechſelung, im Sommer auf den gräflichen Gütern in Ungarn und Galizien, im Winter in Wien; eben hier trat er zur katholiſchen Kirche über. Da erſchien am 17. März 1813 der Aufruf Königs Friedrich Wilhelm III. „an mein Volk" und ohne Zögern eilte er mit Theodor Körner nach Schleſien, trat in das eben ſich organiſirende v. Lützowſche Jägercorps ein, und zwar in die Compagnie, die von dem alten Jahn im Dorfe Rogau am Fuße des Zopten geſtiftet ward. Er machte die wunderbaren Streifzüge dieſes Heldencorps im Rücken der Franzoſen, wie ſpäterhin an der Elbe bis zu deſſen Auflöſung 1814 mit, trat dann in das Ingenieur-Corps über und diente als Offizier dieſer Waffe bis 1820. Sein alter Vater war unterdeſſen 1816 geſtorben und hinterließ neben ſeiner Wittwe noch eine Tochter, welche Letztere auch bald dem Vater in's Jenſeits folgte. Von dem Ertrage eines kleinen zurückgebliebenen Vermögens lebte die Wittwe anfänglich in Berlin, dann in Dresden, zuletzt in Halle bei dem oben erwähnten

Hofrath und Profeſſor Schütz und hatte den ſehnlichſten Wunſch, ihre letzten Tage (ſie ſtarb in Braunsberg im Jahre 1826) in Gemeinſchaft mit ihrem Sohne zu verleben. Sie forderte ihn auf, eine Civilanſtellung zu ſuchen, die es ihm ermöglichte, jenen Zweck zu realiſiren; in jener Zeit war Bieſter in Coblenz bei dem Bau der Veſte Ehrenbreitenſtein beſchäftigt. Er hatte, wiewohl vielfältig durchbildet, in den Zwiſchenfällen der franzöſiſchen Kriege kein Examen für irgend ein Fach abgelegt und hegte in ſeiner Beſcheidenheit Zweifel über ſeine Anſtellungsfähigkeit. Indeſſen hatte man in Berlin höhern Orts ſeine Talente für das Lehrfach wohl gewürdigt und auf des Geh. Rath Schmedding Veranlaſſung wurde er ohne weitere Formalien an das Braunsberger Gymnaſium als Oberlehrer geſchickt, wo er anfänglich unter Schmülling's, ſpäter unter Gerlach's Direktorat bis zum Jahre 1844 auf ſeiner Stelle ſo Ausgezeichnetes leiſtete, ſich mit ſolchem Eifer und Erfolg auf philologiſche, mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien legte, daß er von ſeinen Collegen wie von den Schülern allen hochgeachtet und geliebt, unerreicht daſtand. Nach dem Tode des Direktor Gerlach trug ihm das Miniſterium das Direktorat des Gymnaſii an, welches er ein Jahr lang interimiſtiſch verwaltet hatte. In ſeiner Beſcheidenheit lehnte er dieſe Auszeichnung ab und erhielt die Profeſſur für alte Sprachen am Königl. Lyceo Hosiano, nachdem er auf Grund ſeiner philologiſchen Abhandlungen in den Schulprogrammen von der Königsberger Univerſität das Diplom als Doctor der Philoſophie erhalten hatte. Auch dieſer Anſtalt großer Schmuck und Stolz war er bis zu ſeinem Tode; er wäre wahrlich auch an einer größeren Lehranſtalt nicht minder hochgeſtellt von Collegen und Commilitonen geweſen. — Sein Leben, deſſen kürzeſte Skizze hier nur angeführt werden konnte, iſt in vielfacher Beziehung ſo reich an Erfahrungen, ſo durchweg intereſſant, daß eine ausführlichere Arbeit darüber ſpäterhin der Oeffentlichkeit übergeben werden ſoll, wenn genügendes Material vorhanden. Es iſt ja die Biographie hervorragender edler Männer, wie ein Portrait, das einſtige Troſteswort, welches die Freunde für ihren Verluſt finden. An das Wort wie an den Pinſelſtrich knüpfen Herz und Gedanke das entſchwundene Leben ſo gerne wieder an. Hier in Braunsberg,

wie in der Bruſt fernweit zerſtreuter Schüler wird die Erinnerung an ihn niemals erlöſchen. Sanft ruhe ſeine Aſche!

Jacobſon.

Preußiſche Anekdoten
dem Andenken der Nachkommen
gewidmet von

G. C. Piſanski.

(Aus dem Lateiniſchen.)

(Fortſetzung.)

Der vorherſagende Traum.

Drei Jünglinge in Königsberg, die ſich dem Handelsſtande widmeten, waren zur Winterzeit an einem Sonntage zur Erholung auf ein Dorf hinausgeritten, das etwa eine Meile von der Stadt entfernt iſt und Neudorf genannt wird. Da ſie am ſpäten Abend heimkehrten, fanden ſie das Friedländer Thor ſchon geſchloſſen und einer von ihnen ſtieg vom Pferde ab, das er unterdeß an den Zügeln ſeinen Gefährten zum Halten übergab. Er ſucht den Offizier auf und bittet ihn, er möge die Thorflügel öffnen laſſen. Dieſer willigt ein und befiehlt dem Wache ſtehenden Soldaten die Ankommenden einzulaſſen. Das Pferd aber, da es des bewaffneten Soldaten anſichtig wird, erſchrickt und mit losgeriſſnem Zügel nimmt es Reißaus und läuft feldeinwärts, wo die Windmühlen erbaut ſind und darauf nach dem mit Eis bedeckten Pregel. Mit eiligen Schritten folgt ihm der Reiter, der es nirgend halten ſieht. Das Pferd wendet darauf den Lauf gegen die Stadt und eilt gegen die Wieſe, welche mit dem Bauholz der Kneiphöfer beſetzt iſt. Hier kommt der Reiter ſeinen Spuren ganz nahe, aber indem er nicht gar weit von der Schützerei entfernt iſt, fällt er unvorſichtig in ein Loch, das von den Fiſchern in den Pregel

gehauen iſt. Die Genoſſen hatten unterdeß bereits die Brücke, welche die hohe genannt wird, überſchritten und bei ſeinem Jammergeſchrei eilen ſie, ſo ſchnell ſie können, Hülfe zu leiſten, aber ſie bemerken, daß er ſchon unter dem Eiſe untergegangen iſt. Vergeblich wird von ihnen alle Mühe aufgeboten; es iſt ihnen ſelbſt nicht einmal vergönnt, den Todten an die Oberwelt zu ziehn, da er durch die Strömung des Fluſſes weiter nach jenem Orte abgeführt iſt. Es werden diejenigen herbeigerufen, die durch Bootshaken mit angebundenen Tauen die im Pregel verſunkenen Sachen aufzufiſchen pflegen; ſie durchbrechen das Eis an vielen und verſchiedenen Stellen und bringen ſuchend die ganze Nacht zu, aber nirgend finden ſie die Leiche des Verſtorbenen. Da dies geſchieht, begiebt ſich einer von ihnen, mit denen er gemeinſchaftlich hinausgeritten war, Paulſon war ſein Name, bei Tagesanbruch nach Hauſe und von Froſt benommen und zugleich von Bekümmerniß heftig erregt über den plötzlich erfolgten Tod des Gefährten, wirft er ſich auf den Stuhl und ſchlummert ein. Im Traum erſcheint ihm die Geſtalt des abgeſchiedenen Freundes, der vor ihm ſelber ſtehend, ihm anzeigt, wenn nach ſeiner Leiche an der grünen Brücke, an der dritten Reihe der Pfähle geſucht würde, daß ſie ſicher werde aufgefunden werden. Jener aus dem Schlaf erwacht, ſagt ſich zwar, daß wenig Vertrauen auf einen Traum zu geben ſei; nichts deſto weniger, wenn ſich auch die Mühe nicht belohnt mache, hält er dafür, an dem beſtimmten Ort die Leiche aufzuſuchen: daher läßt er ſie daſelbſt vermittels der Bootshaken ausfindig machen. Die Hoffnung trügt nicht. Denn nach dem erſten Verſuch wird der Leib des Todten hervorgezogen und anſtändig beerdigt.

Geiſtliche Heuchelei artet endlich in ungeheure Verbrechen und öffentliche Schande aus.

Johannes Jacob Rumpius, ein Königsberger, Sohn des verſtorbenen Diaconus am Krankenhauſe, beſuchte die altſtädtſche Schule, ein Jüngling von angeborner Schlechtigkeit und eingeweiht in die ſchmählichſten Laſter. Wiederholt erregte er den Zorn ſeiner Lehrer durch die ſchimpflichſten Streiche, durch Muthwillen und durch ſeine eiſerne Stirne, und weder durch Ermahnungen

noch ſtrengere Maaßregeln ließ er ſich beſſern. Im Monat November 1745 widerſprach er nicht nur trotzig dem Prorector Danovius, der ihn ausſchalt, ſondern verſetzte ihm auch mit der Fauſt auf die Bruſt einen ſolchen Schlag, daß jener rücklings hinüberfiel und, ſogleich von einem Nervenkrampf ergriffen, nach wenigen Tagen ſeinen Geiſt verhauchte. Rumpius erlitt für dieſes Verbrechen die wohlverdiente Strafe der Züchtigung und mit dem Makel der Niederträchtigkeit wurde er aus der Schule geworfen, mit der verſchärfenden Mahnung, daß, wenn er nicht ſein Leben durch ernſte Reue beſſere, ihm die Strenge der göttlichen Gerichte bevorſtünde. Er begab ſich nach dem Friedrichs-Collegium, von wo er nachmals zur Akademie entlaſſen, ſich dem theologiſchen Studium widmete. Er ſtellte ſich, als ob er den Sinn zu einer ſegensreichen Richtung gewandt und trug in Sitten und Gebärden und in der ganzen Lebensweiſe das Anſehn großer Frömmigkeit. Er wurde daher zum Unterricht und zur Beaufſichtigung der Jugend im Collegium Fridericianum befördert und es wurden ihm nachmals daſelbſt die am Sonntag Nachmittags zu haltenden Predigten übertragen. Nicht fehlte es ihm an einer geläufigen Zunge und nicht an einer Fülle von Ausdrücken, die ihm zur Erweckung frommen Eifers ſtets zu Gebot ſtanden; weshalb er ſtets vor einer zahlreichen Verſammlung von Zuhörern ſeine Reden hielt. Er hatte auch einige fromme Vorträge ſowohl einzeln als zu einer Sammlung vereinigt drucken laſſen. Zu damaliger Zeit war Inſpector des Collegiums Fridricianums Schiefert, ein Mann von unbeſcholtener Redlichkeit, der, durch Rumpius' erheuchelte Frömmigkeit getäuſcht, ihn mit väterlicher Liebe umfing und nicht zweifelte, daß er ein Chriſt in ganzer Wahrheit ſei, weßhalb er ihn auch dem Director des Collegiums dem Doctor Schultz anempfahl. Dieſer, der die Geiſter mit ſcharfſichtigem Blick erfaßte, pflegte nicht ſogleich jedem Geſichte zu trauen, viemehr fürchtete er, daß dieſer Menſch unter der Larve der Frömmigkeit etwas Ungethümliches nährte. So ließ er ſich von den Bitten Schieferts, ſeines ſonſt edelſten Freundes, nicht beſtimmen, daß er dem Rumpius die Erlaubniß ertheilte, in der altſtädtſchen Kirche Predigten zu halten. Endlich wurde jener im J. 1753 nach Heiligenbeil zur Diaconus-Stelle berufen: weßhalb er vor ſeinem Abgange von Schultz mit dieſen Worten entlaſſen

wurde: „Wenn die Erweiterung des Reiches Gottes ſonder übertünchten Schein und Schimmer dir im Sinn und am Herzen liegt, ſo möge die Gnade des Höchſten deine Beſtrebungen ſegnen. Wenn du aber ein verkappter Heuchler um deinetſelbſt willen nur nach Ehre und Vortheil trachten wirſt, ſo möge es die göttliche Gerechtigkeit fügen, daß deine Verſtellung dich der öffentlichen Schande und der bürgerlichen Beſchimpfung preisſtelle.“ Es begab ſich leider! was Schultz vorhergeſagt hatte, obgleich er ſelbſt vor Erfüllung dieſer Weiſſagung aus dem Reich der Lebenden geſchieden war. Denn wenige Jahre nachher wurde Rumpius, des Ehebruchs mit vielen Frauen und anderer ſchwarzer Verbrechen überführt, als Gefangener nach Königsberg gebracht, in ein Stadtgefängniß geworfen und 1764 von den geiſtlichen Würden entkleidet, für einige Jahre der Feſtung in Memel überwieſen, zur Abbüßung der Schandthaten und des gegebenen Aergerniſſes. Nachdem die Zeit abgelaufen war, wurde er für ewig aus den Grenzen des Königreichs Preußen verbannt und ging nach Curland, wo er von einem Edelmann als Pfarrherr einer Gemeinde vorgeſetzt wurde. Von Neuem ließ er dem lockern Leben die Zügel ſchießen und ſo ſtarb er nicht lange nachher.

Die verwickeltſten Anſchläge eines laſterhaften Menſchen zur Erreichung einer Schandthat.

Es hätte ſich kaum jemand denken können, wie ein Bauerkerl, der von Natur zum Stumpfſinn und zur Roheit geſchaffen zu ſein ſchien, ſo ſein berechnete Schelmereien erfinden und durch ſoviel Schleichwege eine fluchwürdige That in Gang bringen könnte, als es ein gewiſſer Sott im J. 1731 wagte. Er wohnte bei Johannisburg in einem Ort im Walde und unterhielt ſein Leben durch ſeiner Hände Arbeit. Er war von beſchränktem Geiſt und wilden Sitten, was Wunder? daß eben ſo auf ſeiner Stirn als in allen ſeinen Handlungen ſeine Einfalt klar hervorſchien. Schon die erſten Grundſätze der Religion ihm einzuflößen, machte den geiſtlichen Herrn in Johannisburg viel Plage. Da er eine anſehnliche Leibesgeſtalt beſaß, ſo wurde er zum Soldaten ausgehoben und in das Dragoner-Regiment, das unter Katt's Leitung zu Angerburg ſtand, eingeſchrieben. Als man

aber wahrnahm, daß er auf einem Fuß ein wenig hinkte, ſo wurde er bald des Dienſtes enthoben. Nach Hauſe zurückgekommen, ſetzte er Alle in Verwunderung, die nicht ahnten, auf welche Weiſe er gegen alles Erwarten ſeine Entlaſſung vom Militär erlangt hatte, denn jener körperliche Fehl war kaum in die Augen fallend und faſt von niemanden an ihm beobachtet. Einigen, die ihn auskundſchafteten, wie es zugegangen, daß ihm das Glück ſo wohlgewollt, vertraute er im Geheimen, daß er den Regimentsführer Katt durch zugeſtecktes Geld für ſich gewonnen habe; und da ſie weiter fragten, wo er als armſeliger Menſch ſo viel edles Metall hergenommen hätte? ſo raunte er unter dem Verſprechen der Verſchwiegenheit ihnen ins Ohr, daß er unvorlängſt einen Schatz, der im Walde vergraben geweſen, gefunden und daß er daraus einige goldene und ſilberne Münzen von anſehnlicher Größe dem Katt verehrt habe. Nicht fehlte es an ſolchen, welche den Worten Glauben ſchenkten und hernach die Geſchichte weiter verbreiteten. Von Tage zu Tage wuchs nun die Zahl derjenigen, die ſich in ſeine Freundſchaft ſchmeichelten und ſich ihm dienſtbefliſſen zeigten. Endlich iſt das Gerücht von der Sache ſelber zu Katt gedrungen, der verwundert über die Unſinnigkeit oder Boßheit des Menſchen, ihn ſogleich nach Angerburg bringen ließ. Er iſt zur Stelle und wird von Katt befragt, ob er ihn mit Gold und Silber beſtochen habe? Und er entblödet ſich nicht, mit unerſchrockner Miene zu antworten, es verhalte ſich allerdings ſo, und er giebt ſeine Verwunderung zu erkennen, daß Katt es abläugne. Mehrmals werden die Fragen wiederholt und er antwortet immer daſſelbe. Ueber ſo große Kühnheit und Frechheit ſtaunend, läßt Katt, indem er aus andern Reden und Handlungen Sott's genugſam erkannt hatte, daß er nicht in irrem Sinne rede, ſondern alles wohl bedacht vorbringe, den Schurken mit dem Stock tüchtig durchwalken. Durch die Bitterkeit der Schmerzen gebeugt, geſteht er endlich, daß Alles, was er über die Sache ausgeſprengt hätte, aus ſeinem Hirn aufgebracht ſey und bittet daher die Schuld ab. Er erhält Urlaub mit der ernſtlichen Verwarnung, daß, wenn er wieder mit Reden der Art dem Katt einen Schandfleck anzuheften ſich beikommen ließe, er dieſes mit der härteſten Strafe würde büßen müſſen; er wird zum väterlichen Herd entlaſſen. Nichts deſto weniger zögert er nicht, von der rechten Tonart wieder ab-

zuirren. Auf das Heiligſte verſichert er denjenigen, mit denen er freundſchaftlich verkehrte, daß er nur durch die erhaltenen Hiebe die Wahrheit zu verläugnen vermocht worden ſei, daß es ſich doch mit der Sache ganz ſo verhalte, daß von den gefundenen Münzen einige der vorzüglicheren dem Katt übergeben und die übrigen, und zwar die Mehrzahl, an einem abgelegenen Orte von ihm verborgen ſeien. Das wachſende Geſchrei von der Sache drang bis ins benachbarte Polen und machte daſelbſt zuerſt die Juden ſtutzig; weßhalb ſie ſich alle Mühe gaben, den Sott aufzuſuchen und ſich mit ihm über den Handel in geheime Unterredungen einzulaſſen. Liſtiger Weiſe hielt aber der verſchlagene Menſch ſie immer in Spannung, indem er vorgab, daß es nicht räthlich ſei, Alles klar auseinander zu ſetzen. Endlich beſtimmte ihn ein Jude, der ihn gehörig ausgeholt hatte, ſich ſofort in der Sache ſeiner Hülfe zu bedienen, die er ihm dienſtwillig und gefällig im Voraus verſpreche. Er lehrt, welcher offenbare Nachtheil ihm drohe, wenn Sott jene großen Münzen von Gold und Silber, weil ſie unter den Leuten auf dem Lande nicht gangbar wären, den Krämern übergebe, daß wenn die Sache dem Magiſtrat hinterbracht würde, er ſelbſt, da ein gefundener Schatz der Staatskaſſe gehörte, zur Strafe käme, weil er die Sache verhehlt hätte. Im Gegentheil würde, wenn er dieſe ungewöhnlichen Münzen mit anderer vertauſchte, die beim Handel in täglichem Verkehr durch die Hände ginge, keinerlei Verdacht entſtehn. Sott geht in Bedingungen ein; und nun erſt iſt es ohne Mühe zu folgern geſtattet, wie die Anſchläge deſſelben durch die wohlberechnete, mit wunderbarer Kunſt bemäntelte Lüge in gerader Linie zum Ziel gingen. Denn der Jude bezeichnet ihm einen Ort in dem Walde und Sott verſpricht, an dem geſetzten Tage daſelbſt gegenwärtig zu ſein und die größeren Münzen zum Vertauſchen herbeizubringen, und der Jude macht ſich anheiſchig, verſehen mit einer ungeheuern Summe gangbaren Geldes, ſich dahin zu verfügen. An dem feſtgeſetzten Tage ſind beide auf dem Platz. Sott aber verſetzt dem Juden einen Schlag am Halſe und tödtet ihn, indem er hofft, in ſeinem Beutel eine große Maſſe Geld zu finden. Aber in ſeiner Erwartung betrogen, findet er bei ihm nichts mehr als ſechs Groſchen. Die Frau des erſchlagenen Juden zeugte ſpäter ein, daß ihr Mann an jenem Tage nicht mehr Geld gehabt und daß

er, als er ſich von Hauſe entfernt, ſie bedeutet habe, er gehe in den Wald, damit er für den Preis von ſechs Groſchen Theer kaufe, der dort am Orte gekocht werde. Nicht undeutlich erhellt daraus, daß der Jude in gleich ſchändlicher Abſicht, um den Gott zu erſchlagen und ſich ſeiner Münzen zu bemächtigen, den Weg angetreten habe. Nach etlichen Tagen wurde die Leiche gefunden und weil Gott an dem Tage, an dem der Meuchelmord verübt war, ſpät Abends, nicht nur verſtört und unruhig nach Hauſe zurückgekehrt, ſondern auch mit Blutflecken beſpritzt, wie es einige bemerkt, ſo war ſeine Betheiligung an der Erſchlagung des Juden vielen offenbar. Da die Wittwe darauf dringt, ſo wird er ins Gefängniß geſetzt. Aber auf das Hartnäckigſte leugnet er den begangenen Todtſchlag und ſelbſt nach Anwendung der Folter ließ er ſich nicht zu einem Bekenntniß vermögen. Für immer wurde er da aus Preußen verwieſen und ging nach Polen, wo er nicht lange nachher wegen verübter Diebſtähle das Leben am Galgen endigte.

Ein Diener des göttlichen Wortes verließ das Leben, der drei Aemter hatte und zugleich keins.

Am 24. Okt. 1754 ſtarb M. Johann Heinrich Sooſten. Dieſer verwaltete bis dahin die Pfarrerſtelle in Tharau im Brandenburgiſchen Bezirk; aber darauf wurde er zum Erzprieſter in der Stadt Preuſch-Holland ernannt. Dieſes Amt, obgleich er in daſſelbe ſchon eingeführt war, hatte er noch nicht mit der Antritts-Predigt eröffnen können, als er zum Diaconus der kneiphöffſchen Kirche in Königsberg erwählt wurde. Obgleich ſchon der Sonntag, an welchem er in dieſes Amt eingeführt werden ſollte, beſtimmt und der kneiphöfiſchen Gemeinde angezeigt war, ſo erlag er doch vor ihm einer Krankheit. Sterbend war er alſo 1) Pfarrer in Tharau, weil er dieſer Stelle noch nicht entſagt hatte; 2) Erzprieſter in Preuſch-Holland, zu welcher Stelle er in feierlicher Weiſe eingeführt war; 3) Diaconus im Kneiphof, denn dieſe Bedienung ward ihm durch den Beſtallungsbrief förmlich übergeben und von ihm laut ſeiner Antwort angenommen. Aber wiederum bekleidete er von dieſen drei Aemtern in der That keines. Denn 1) war er nicht mehr Pfarrer in Tharau, indem er

ſich hatte anderswohin berufen laſſen; 2) war er nicht Erzprieſter in Preuſch-Holland, weil er von dieſem Ort noch nicht mit heiliger Rede Beſitz genommen und unterdeß einen neuen Ruf angenommen hatte; 3) war er nicht Diaconus im Kneiphof, weil er noch vor vollzogener Einführung dahingeſchieden war.

Die Unbeſonnenheit eines Richters koſtet einem Unſchuldigen das Leben.

Aus dem Hauſe des Pfarrers der Grabowſchen Gemeinde im Angerburgiſchen Kreiſe wurde im J. 1748 eine nicht geringe Summe Geldes durch Diebſtahl entführt. Für verdächtig dieſes Verbrechens galt ein Diener, welcher jedoch ſtandhaft läugnete, es begangen zu haben. Die Sache ward dem Gericht in Angerburg hinterbracht, welches in Fällen, die ſich auf die äußern Angelegenheiten der Kirche beziehn, Recht ſpricht. Ein Richter wird abgeſendet, um am Orte des Verbrechens ſelbſt die Unterſuchung zu führen. Zwar ſtellt er Alles auf, um den Diener zum Bekenntniß der That zu bringen, aber es iſt Zeit und Mühe verloren. Durch Schreckbilder glaubt er daher, würde der ſchlichte und vom Aberglauben beherrſchte Menſch mit leichteſter Mühe zu bewegen ſein. Bei einbrechender Nacht ſperrt er ihn in der Kirche des Dorfes ein, damit er ihm daſelbſt im Schauer der Finſterniß und in der Angſt der Geſpenſterſcheu die Wahrheit entlocke. In der eilften Stunde der Nacht iſt es der beſtellte Richter ſelbſt, der in einem Aufzuge, wie gewöhnlich der Böſe gemalt zu werden pflegt, mit Hörnern, die am Kopf befeſtigt ſind, und mit einer glühenden Kohle zwiſchen den Zähnen, als plötzlich mit Getöſe die Thüren aufgeſchloſſen werden, in die Kirche einbricht und mit ſchaudervollem Gebrüll auf den Diener losfährt, indem er als der Teufel ſelbſt ſich ihm mit der Drohung darſtellt, daß wenn er nicht ſogleich den Diebſtahl bekenne, er ihn vom Boden hinweg, in die Hölle ſchleppen würde. Jener vom übergewaltigen Schreck erſchüttert, fällt ſofort auf die Erde und verhaucht die Seele. Als der Richter ſieht, daß der Würfel anders gefallen iſt, als er geglaubt hatte, ruft er jene herbei, die vor den Thüren der Kirche auf ſeine Rückkunft harrten und befiehlt, den Todten hinauszutragen in der Meinung, daß er nur an einer Betäubung der

Seele leide. Er verſucht Alles, um ihn ins Leben zurückzurufen, doch mit vergeblichem Erfolg. Aber wenige Tage nachher wird der Thäter des begangenen Diebſtahls ergriffen; ſo wird es offenbar, daß ein unſchuldiger, fälſchlich verdächtigter Diener durch den unwürdigſten Tod hinweggerafft ſei. Sorgfältig wurde das abſcheuliche Gerichtsverfahren von denen, die dabei betheiligt waren, verheimlicht und unterdrückt und der beſtellte Richter hatte für die Unbeſonnenheit und den ſchmählich verübten Mord keine Strafe zu erleiden.

Notiz.

Herr Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. Voigt wird in dieſem Sommer Berlin, Wien, Frankfurt a. M. und Nürnberg beſuchen zu archivaliſchen Arbeiten für eine von ihm herauszugebende Geſchichte des deutſchen Ordens in Deutſchland.

Herr Oberlehrer Dr. Töppen in Poſen hat eine preußiſche Hiſtoriographie verfaßt, von der im März bereits 14 Bogen gedruckt waren.

Aus der Chronik für das Jahr 1853.

II.

(Fortſetzung von Bd. III. S. 235—240.)

Witterung. Die Monate Februar, März und April trugen einen winterlichen Charakter. Starke Schneemaſſen wurden, wie in andern Ländern Europa's, auch über die Provinz Preußen ausgeſchüttet, und die Communication an verſchiedenen Orten erſchwert. Erſt am 23. April wurde der Schloßteich in Königsberg ſeine Eisdecke los, und das erſte Dampfboot fuhr am 25. April von Königsberg ab. Der Uebergang über Weichſel und Nogat blieb ſtarken Schwierigkeiten unterworfen. Ueberhaupt erregte der ſich hinziehende Froſt viele Beſorgniſſe wegen der Ueberſchwemmungen, und nicht nur bei der Weichſel, ſondern auch bei der Memel und ihren Nebenflüſſen blieben die nahegelegenen tiefen Flächen lange unter Waſſer. Der Anfang des Monats Mai ſchien eine beſſere Zeit zu bringen und am 2. Mai entwickelte ſich ſtarke Wärme. Sie erzeugte aber am Nachmittage ein heftiges Gewitter in und um Königsberg. Es entlud ſich ein gewaltiger Regen, und dieſer brachte für die folgenden 14 Tage Kälte und weitern Regen. Dadurch wurde die ſchon ſo ſehr verzögerte Beſtellung der Aecker noch ferner aufgehalten. Wenn auch die Winterſaaten nach den eingegangenen Nachrichten noch nicht beſonders gelitten haben, ſo fürchtet man doch für die Sommerbeſtellung und der Mangel an Weide macht ſich um ſo fühlbarer, als der Ertrag des vergangenen Jahres an Heu und Stroh kein beſonderer geweſen.

Geſundheitszuſtand. Die Monate März, April und Mai zeigten keine ſo üblen Folgen für die Geſundheit, als die ihnen vorhergehenden; zwar blieben die herrſchenden Krankheiten, doch forderten ſie nicht mehr ſo viele Opfer. In Königsberg zeigte ſich keine beſondere Sterblichkeit, auch keine auffallenden Abnormitäten.

Nur die Pocken ſind im Monat April etwas ſtärker vorgetreten und haben ſich 9 Todesfälle durch dieſelben ereignet, auch graſſirten der Scharlach und die Maſern unter den Kindern wieder ſtärker, indem im letzten Monate 35 an denſelben ſtarben, während im März nur 28 und im Februar gar nur 8 Todesfälle an denſelben vorkamen. Bei den Erwachſenen fanden die meiſten Todesfälle in Folge von Schwindſucht, Abzehrung, Bruſt- und Unterleibsentzündung, Entkräftung und Schlagfluß ſtatt. Nach den officiellen Beerdigungsliſten ſind in der Zeit vom 1. bis 29. April in Königsberg 293 Perſonen geſtorben und zwar 144 Erwachſene und 149 Kinder; ſonſt pflegt die Zahl der letzteren die der erſteren bedeutend zu überſteigen.

Bei den Haus- und Wirthſchaftsthieren fand keine auffallende Krankheit oder Sterblichkeit ſtatt.

Ereigniſſe. Von ihnen iſt nichts beſonders zu berichten. Zwar hat es an den gewöhnlichen Unglücksfällen an Brand, gewaltſamem Tode u. ſ. w. nicht gefehlt, doch iſt nichts beſonders auffälliges **davon zu vermerken.**

Geſetzgebung. Die fortdauernde Sitzung der Kammer hinderte den Erlaß von neuen Geſetzen, von denen aber mehrere vorbereitet wurden.

Verwaltung. Die am 29. Nov. 1852 eröffneten beiden Kammern waren am 13. Mai c. in dem weißen Saale des Königl. Schloſſes in Berlin verſammelt. Der Miniſter-Präſident, Freiherr v. Manteufel, verabſchiedete ſie im Auftrage Sr. Maj. des Königs durch eine Rede, die mit einem Hoch auf den Landesherrn erwidert wurde.

Zur Kulturgeſchichte. Die 16. Kunſtausſtellung in Königsberg, die mit dem Monat Februar c. beginnen ſollte, konnte erſt am 6. Febr. c. eröffnet werden, weil die Hinderniſſe der Kommunikation, die Ankunft der auszuſtellenden Gegenſtände verzögerten. Sie war eine der zahlreichſten, welche Königsberg geſehen, denn der über ſie ſprechende Katalog enthielt mit dem Nachtrage 572 Nummern. Außerdem wurden auch zum erſten Male die 44 Gemälde ausgeſtellt, welche die Frau Geheime Finanzräthinn Minuth in Berlin nach ihrem Tode und auf Anordnung ihres

früher verſtorbenen Gatten dem Stadtmuſeum in Königsberg vermacht hatte. Die Ausſtellung wurde am 14. März geſchloſſen.

Es iſt bekannt, daß die Zahl der Einwohner des preußiſchen Staates ſich in bedeutendem Maße vermehrt. Das Vorſchreiten hat ſich aber in den jüngſt vergangenen Jahren nicht ſo auffallend mehr gezeigt, weil nicht allein verheerende Seuchen nachtheilig eingewirkt haben, ſondern auch der Hang zur Auswanderung ſeinen Einfluß übte. Wie es ſich von ſelbſt verſteht, zeigen die einzelnen Theile des Staates verſchiedene Reſultate und augenblickliche Konjunkturen äußern dabei ihren Einfluß. So hat der Regierungsbezirk Danzig nach amtlichen Nachrichten im Jahre 1852 wirkliche Rückſchritte gemacht. Es ſind nämlich nach den Bevölkerungsliſten im genannten Jahre geboren 19,835, geſtorben 21,916, mithin mehr geſtorben 2081. Die Urſachen davon ſind in den Verheerungen der Cholera und in den ſonſt herrſchenden Krankheiten zu ſuchen. — Das auffallendſte Beiſpiel von Vermehrung der Einwohnerzahl bietet Berlin dar. Es zählte 1550 etwa 12,000 Einwohner, 1654: nach dem 30jährigen Kriege 6,197, 1740: 90,000, 1780: 140,625, 1800: 172,023, 1816: 196,721, 1840: 330,230, 1852: 463,420 Einwohner.

Ein weit geringeres Vorſchreiten weiſet die zweite Haupt- und Reſidenzſtadt der Monarchie, Königsberg, nach.

Die Zahl der Einwohner betrug in der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa 50,000. Sie ſtieg während der folgenden Jahre aber nicht in gleichem Verhältniſſe. Genaue amtliche Angaben finden ſich erſt ſeit dem laufenden Jahrhunderte. Nach ihnen waren im Jahre 1814 vorhanden: 53,850 E., 1818: 58,623, 1822: 62,240, 1825: 62,749, 1828: 63,355, 1830: 64,407, 1831: 62,375, 1832: 62,300 (in den beiden letzten Jahren Folgen der Cholera), 1833: 62,926, 1834: 63,064, 1837: 64,200, 1840: 65,852, 1843: 67,376, 1846: 70,378, 1849: 70,198 E. Das Jahr 1852 ergab eine Seelenzahl von 75,587.

In der Stadt Danzig befanden ſich am Schluſſe des Jahres 1852: 61,375 Einwohner. Unter ihnen ſind evangeliſche Chriſten 43,957, Katholiken und Diſſidenten 14,410. Mennoniten 458 und Juden 2550.

Eine amtliche Zuſammenſtellung liefert folgende Zahlen-Verhältniſſe über das Schulweſen der Stadt Königsberg im September 1852. Es waren vorhanden 62 Schul-Anſtalten mit 185 Klaſſen und 128 ord. und 203 Hülfslehrern. Darin ſind 4973 Knaben und 3875 Mädchen, in Summa 8848. Unter dieſen 8848 Schülern befinden ſich 4073 Freiſchüler. Charakteriſtiſch iſt die ununterbrochen zunehmende Frequenz, die ſich in den Gymnaſien und höhern Bürgerſchulen findet, dergeſtalt, daß in den 10 letzten Jahren die 3 Gymnaſien um 193, die 2 höhern Bürgerſchulen um 140, beide zuſammen alſo um 333 Schüler zugenommen haben. Die große Zahl der Freiſchüler, bei welcher nur 387 fehlen, um die Hälfte der Schülerzahl überhaupt zu erreichen, erklärt ſich dadurch, daß in den 9 ſtädtiſchen Armenſchulen der Unterricht ganz unentgeldlich ertheilt wird. Sie haben 2509 Zöglinge. Außer dieſen Anſtalten beſtanden zur erwähnten Zeit noch 16 Kleinkinder-Bewahr-Anſtalten mit 24 Lehrerinnen und 1489 Kindern.

Wie die Preußiſche Zeitung mittheilt, waren am Anfang des Jahres 1816 419,8 Meilen vom Staate erbaute Chauſſeen zu unterhalten. Unter den 8 Regierungsbezirken, welche keine vom Staat erbauten Chauſſeen beſaßen, befanden ſich auch die Regierungsbezirke: Königsberg, Gumbinnen und Marienwerder. — Am Anfange des Jahres 1826 beſaß der Regierungsbezirk Königsberg 6 Meilen, Gumbinnen 1 Meile, Danzig 11,5 Meilen, der ganze Staat 767,5 Meilen. — Vom Jahre 1826 bis zum Schluſſe des vorigen Jahres ſind 1063,8 Meilen Staatschauſſeen gebaut worden. Der Regierungsbezirk Königsberg beſaß am 1. Jan. 1838 erſt 35,0 M., am 1. Jan. 1853: 71,6 M. Der Regierungsbezirk Gumbinnen beſaß am 1. Jan. 1838: 18,0 M., am 1. Jan. 1853: 48,6 M., ſo daß in der Provinz Oſtpreußen in den letzten 15 Jahren 67,1 Meilen Staatschauſſeen gebaut ſind. Der Regierungsbezirk Danzig beſaß am 1. Jan. 1838: 33,8 M., am 1. Jan. 1853: 45,5 M. — Der Regierungsbezirk Marienwerder am 1. Jan. 1838: 43,3 M. und am 1. Jan. 1853; 60,6 M., ſo daß in Weſtpreußen in den letzten 15 Jahren 29,3 Meilen Staatschauſſeen gebaut ſind.

Die Zahl der proteſtantiſchen Kirchen in Preußen beträgt 8164, ſo daß eine auf 1223 Seelen kommt, die der katholiſchen Kirchen 5156, ſo daß auf 1167 Seelen eine Kirche kommt. Proteſtantiſche Geiſtliche zählt man 6139 oder 1 : 1627, katholiſche 5603 oder 1 : 1072.

Durch ein königl. Privilegium iſt der Stadt Danzig die Ermächtigung zu Theil geworden, behufs Errichtung einer Gasbeleuchtungs-Anſtalt eine Anleihe von 170,000 Thlr. aufzunehmen. Wie bei Königsberg werden Obligationen ausgegeben werden, die mit 4 pCt. zu verzinſen und zu amortiſiren ſind.

Nach amtlichen Angaben ſind von den zur Einrichtung der Gasbeleuchtungs-Anſtalt in Königsberg ausgeſetzten 200,000 Thlr. bis zum Monat April 1853 ausgegeben worden, 187,400 Thlr. Mit dem Reſte glaubt man die noch nöthigen Ausgaben beſtreiten zu können. Die bis jetzt eingerichteten Gasflammen in Privat-Gebäuden brachten der Stadt eine Einnahme von 2800 Thlr.

Die deutſche Reichsmarine iſt mit dem 1. Mai d. J. als ganz erloſchen zu betrachten. Nachdem die zu ihr gehörigen Schiffe bereits veräußert worden und die Angeſtellten ihre Entlaſſung erhalten hatten, ſind die noch von denſelben vorhandenen, dergeſtalt verabſchiedet worden, daß ſie $\frac{2}{3}$ des ihnen ausgeſetzten Jahrgehalts noch für den 1. Mai 1853 bis dahin 1854 erhalten.

Die Preußiſche Marine beſteht nach einer Ueberſicht die der Oberſt und Chef der Marine-Abtheilung im Kriegsminiſterium, v. Wangenheim der Budget-Komiſſion unterm 7. April übergeben hat, aus 51 Schiffen und Fahrzeugen mit 186 Geſchützen und zwar a) ſegelfertig: 1 Segelfregatte (Geſion) mit 48 Geſchützen, 1 Dampfkorvette (Danzig) mit 12 Geſchützen, 2 Dampfaviſo's (Nix und Salamander) zu je 8 Geſchützen, 1 Segelkorvette (Amazone) mit 12 Geſchützen, 1 Transportſchiff (Merkur) mit 6 Geſchützen, 36 Kanonenſchaluppen mit je 2 Geſchützen, 6 Kanonenjollen mit je 1 Geſchütz. b) in Reparatur 1 Dampfkorvette (Barbaroſſa) mit 10 Geſchützen. c) im Bau, 2 Schoner mit je 3 Geſchützen. Das Perſonal der Marine betrug bis ultimo Dezember 1852 circa 1180 Mann incl. 66 Offiziere. — Gegenwärtig befinden ſich in See die Geſion, die Amazone und der Merkur mit einer Bemannung von 676 Köpfen incl. 27. Offizieren.

Am 19. April feierte der Stadtgerichtsrath Mertens zu Königsberg ſein 50jähriges Dienſtjubiläum. Der Jubilar, der durch ſeine thätige Mitwirkung bei verſchiedenen Vorkommenheiten ſich die Liebe und Achtung ſeiner Mitbürger erworben hatte, erfreute ſich einer glänzenden Theilnahme.

Die über den Schloßteich in Königsberg führende Brücke beſtand am 6. Mai 1853, ſeit 100 Jahren. An demſelben Tage 1753 wurde die erſte Verbindung der beiden Ufer des Teiches dem Publiko eröffnet. Sie war im Anfange nur ein Steg.

Aus den Mittheilungen des ſtatiſtiſchen Büreaus ergiebt ſich, daß etwa zwei Drittel pCt. des männlichen Geſchlechts im Alter von 10—24 Jahren in Preußen eine Schulbildung erlangen, wodurch ſie befähigt werden, eine höhere Stellung, welche Gymnaſial-Bildung vorausſetzt, einzunehmen. Außerdem kann noch ein Drittel pCt. gerechnet werden, welches die oberſte Klaſſe der Bürgerſchule und Progymnaſien erreicht, im Ganzen alſo 1 pCt. mit jener Bildung. Im Jahre 1851—52, über welches die ſtatiſtiſchen Notizen vorliegen, wurden von je 100,000 Einwohner 8 zur Univerſität entlaſſen. Auffallend iſt, daß ſeit längerer Zeit die Provinz Weſtphalen die meiſten Studirenden giebt; dann folgt Schleſien, Rheinland, Brandenburg, Pommern, Preußen Poſen.

Es ſind in dieſem Jahrhunderte in der Provinz Preußen im Ganzen 13 evangeliſche Kirchenſyſteme eingegangen, theils dismembrirt, theils Andern zugeſchlagen: Königsberg 6, Gumbinnen 2, Danzig 3, Marienwerder 2. Von ſelbſtändigen Prediger- und Pfarrſtellen ſind 19 eingegangen, Königsberg 11, Gumbinnen 2, Danzig 5, Marienwerder 1, theils weil ſich die Gemeinden verloren hatten, theils weil die Gemeinden außer Stande waren, ſie länger zu erhalten. Von Diakonaten ſind 23 eingezogen worden. Königsberg 9, Gumbinnen 8, Danzig 6. Dagegen ſind 50 neue Pfarrſyſteme theils definitiv, theils proviſoriſch eingerichtet: K. 14, G. 11, D. 10, M. 15. 13 Pfarr- und Predigerſtellen theils neu fundirt, theils reſtituirt: K. 5, G. 2, D. 2, M. 4, und 22 Diakonate und Hilfspredigerſtellen eingerichtet: K. 7, G. 4, D. 3, M. 8. In Stelle eingegangener 13 Kirchen und Pfarranſtalten ſind alſo 50 neue entſtanden und außerdem ſtatt der eingezogenen 42 Pfarr- resp. Diakonatenſtellen 35 andere Stellen eingerichtet

worden. Aber auch jetzt giebt es noch Strecken von 10—12 Q.M., wo nur eine evangeliſche Kirche mit einem Geiſtlichen vorhanden iſt, und Pfarren, die mehr als 10,000 Seelen in mehr als 100 Ortſchaften zerſtreut zu verſorgen haben, weshalb in der Folgezeit die Eröffnung neuer Kirchſpielseinrichtungen mit Sicherheit erwartet werden darf.

Königsberg, den 20. Mai 1853.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder ſeinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Die Miniatur-Malerin Knorre. Von A. Hagen . . . 385
Beiträge zur Geſchichte des Wergeldes in Preußen Vom Referendarius v. Mülverſtedt 390
Ueber die neueſten Erweiterungen des Preußiſchen Staatsgebietes ſeit 1816, namentlich durch die Einverleibung der Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Siegmaringen. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr Schubert 414
Geſchichte des Magiſtrats der Neuſtadt Braunsberg. Von der älteſten Zeit bis zur preußiſchen Beſitznahme 1772. Vom Director Dr. Lilienthal in Rößel 434
Carl Bieſter. Nekrolog vom Dr. Jacobſon in Braunsberg . 453
Preußiſche Anekdoten von G. C. Piſanski 457
Notiz 465
Aus der Chronik für das Jahr 1853. II. 466

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

914. Geſchichte der Belagerungen Danzigs. Von F. C. G. v. Duisburg. Danzig 1808.
915. Feuersbrunſt 1764 in Königsberg. Predigten. Kgsbg. 1765.
916. Simon Dach und ſeine Freunde als Kirchenliederdichter. Von A. Gebauer. Tübingen 1828.
917. Kunde des Samlandes. Von K. E. Gebauer. Kgsbg. 1844.
918. Lithographia Angerburgica auct. M. G A. Helving. Reg. 1717.
919. Kurländiſche Sammlungen. Goldingen in Kurland. Von E Hennig. Mitau 1809.
920. Hiſtoriſche Beſchreibung der Cathedral-Kirche in Königsberg. Von M. Lilienthal. Kgsbg. 1716.
921. Beiträge zur Geſchichte Danzigs Von G. Löſchin. Danzig 1837.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Preußiſche
Provinzial-Blätter.

Mit Beiträgen

von

K. Bartiſius, G. Döring, v. Frantzius, M. Großjohann, A. Hagen,
J. M. Hamann, A. W. Jordan, C. v. Klinggräff, A. Meckelburg,
A. v. Mülverſtedt, G. H. F. Neſſelmann, F. W. Schubert,
M. Töppen u. A.

Herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Jahrgang 1853.
Juli — Dezember.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Digitized by Google

Der neuen Preußiſchen

Provinzial-Blätter

andere Folge.

Herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV.

Mit Beiträgen

von

K. Bartiſius, G. Döring, v. Frantzius, M. Großjohann, A. Hagen, J. M. Hamann, A. W. Jordan, C. v. Klinggräff, A. Meckelburg, A. v. Mülverſtedt, G. H. F. Neſſelmann, F. W. Schubert, M. Töppen u. A.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski in Königsberg.

Inhalt.

Geſchichte. Seite

Epitome gestorum Prussie, eine der älteſten preußiſchen Chroniken im Original und in der Ueberſetzung. Vom Oberlehrer Dr. **Töppen** 27. 140

Die Nationalitäten im Deutſchen Ritterorden in Preußen. Vom Referendarius v. **Mülverſtedt** 241

Nachtrag zu dem Verzeichniſſe der Märkiſchen Geſchlechter, aus welchen Mitglieder Ritter oder Söldner des Deutſchen Ordens geweſen ſind. Von demſelben 417

Nicolaus Copernicus und die Aufſtellung ſeiner Statue in Thorn am 25. Oct. 1853. (Auszüge aus Schriften von L. Prowe und K. Marquart). Vgl. N P P B. IX. S. 379. 443

Eigenhändiger Bericht des Biſchofs Georg v. Polenz über den Bauern-Aufſtand an Herzog Albrecht Vgl. N P P B. Bd. III. S. 1. 310. Von Dr. **Meckelburg** 378

Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt als Schutzherr der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten franzöſiſchen Colonien. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. **Schubert** . . . 54. 115

Entwurf einer Matrikel des Adels in der Provinz Preußen. Von Dr. **Meckelburg**. (v. Ahlefeld — v. Boswell) 45
(v. Bothmar — Clementen) 457

Immanuel Kant und Georg Hamann 164. 293. 385. 408

F. L. Z. Werner und andere dramatiſche Dichter Carnier, Bergen (Blech). Von **A. Hagen** 67

Geſchichte des Theaters in Preußen. Sechste Abtheilung. Höchſte Blüte des darſtellenden Theaters vor den Freiheitskriegen. Von demſelben 5. 67. 173. 251

Eine Szene aus dem ſiebenjährigen Kriege 1757. Aus der Chronik von Gerdauen. Vom Pfarrer **Großjohann** 456

Seite

Geſchichtliche Nachricht über ein Ungewitter, welches 1695 die Stadt Nordenburg und deren Umgebung heimſuchte. Von A. M. 161

Was ein Schmeckbier koſtete. Ein in Königsberg nach altem Brauch 1597 gehaltener Schmaus. Nach vorgefundener Rechnung. Von A. M. 63

Die Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia und die Pr. Provinzial-Blätter. Vom Reg.-Rath Partiſius 300

Aus der Chronik für das Jahr 1853. III. Vom 21. März bis 20. Aug. 232
1853. IV. — 21. Aug. — 20. Nov. 465

Literatur. Bücher-Anzeigen. Sprache.

Anzeige von:

Förſter (J. H. C.) Geſchichte des deutſchen Privat-Rechts. Bd. I. Abtheilung II. Königsberg 1853 462

Prowe, L., Mittheilungen aus Schwedischen Archiven und Bibliotheken. Berlin, 1853. 4. 158

— Zur Biographie von Nicolaus Copernikus. I. Ueber die Familien Koppernigk und Watzelrode. II Ueber die Zeit der Geburt und des Todes von Nicolaus Copernicus. Thorn, 1853. 4. . 443

Ueber den Namen der Kirche Juditten. Vortrag vom Referendarius v. Mülverſtedt 367

Einige Worte über die litauiſche Sprache und Profeſſor Schleicher. Vom Pfarrer Jordan 432

Entſtehung des Schaltjahrs oder der neunundzwanzigſte Februar. Eine Burleske in alt-elbingſcher Mundart 437

Rechtskunde.

Nachtrag zum Aufſatze: Zur Geſchichte des Wergeldes in Preußen. Vgl. Bd. III. S. 373. 390. Vom Referendarius v. Mülverſtedt . 292

Zweiter Zuſatz. Von demſelben 420

Naturgeſchichte.

Bericht über die Verſammlungen von Freunden der Flora Preußens in Elbing am 3. Juni 1852 und 18. Mai 1853. Von C. v. Klinggräff auf Paleſchken 21

Beiträge zur Käfer-Fauna Preußens. Von Dr. v Frantzius . . 286

Poeſie. Muſik.

Seite

Ein Sonnet von F. L. Z. Werner 65
Gedicht vom Gymnaſial-Director J. M. Hamann. 1812 138
Zwei Volkslieder 151
Heinrich Albert. Im Voraus aus der Schrift: „Zur Geſchichte der Muſik" mitgetheilt vom Muſik-Director Döring 401

Alterthum und Kunſt.

Das Antiquarium der Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia. Drittes Verzeichniß. Vgl. N P P B. Bd. III. S. 326. Bd. VI. S. 408. 305. 357.
Ein Münzfund bei Putzig. (Silbermünzen, ſogenannte Dirhem's, die zwiſchen 898—965 n. Chr. geſchlagen ſind). Vom Prof. Dr. Neſſelmann 423
Arabiſche Münzen, in der Grafſchaft Schlobien entdeckt 396
Beitrag zur Geſchichte der Kirche in Quednau. Nach der aufgefundenen Schrift von Storbeck von 1688. Vom Dr. Meckelburg . 1
Das Begräbniß des Grafen F. B. v. Thurn in Elbing. Berichtigung des Aufſatzes in N P P B. Bd. XI. S. 452 397
Zur Beachtung. Eine Aufforderung von 1822 zu einem Kant-Denkmal 25
Ueber eine Compoſition Lucas Cranachs auf drei Kunſtwerken in Königsberg. Vortrag mit einer die Alterthumsgeſellſchaft betreffenden Einleitung. Von A. Hagen 337

Verbeſſerungen.

Im dritten Bande:

Seite 94 zur erſten Strophe 7 u. 8:

Sonſt blöwſt bien Läwe lang ſo domm,
Wie onſe ohle Decke!

zur zweiten Strophe 1 u. 2:

Dâ hevſt Du tiege Dâhler Göld,
Nu kann die an nuſcht fehle.

Im vierten Bande:

Seite	16	Zeile	4	von unten	ſtatt	ziemlich	lies:	zierlich
„	20	„	6	„ „	„	Toledo."	lies:	Toledo" in Szene geſetzt.
„	75	„	1	„ oben	„	ſtifteten *).	lies:	ſtiftete *).
„	80	„	2	„ unten	„	1810	lies:	1810 vernehmen.
„	82	„	7	„ oben	„	nicht	lies:	er
„	84	„	2	„ „	„	Gegenſtände, wie über	lies:	Gegenſtände, über
„	179	„	1	„ „	„	1806	lies:	1807
„	179	„	5	„ „	„	1806	„	1807
„	179	„	8	„ „	„	1806	„	1807
„	205	„	12	„ „	„	Stadtrath	lies:	Commerzienrath
„	257	„	7	„ unten	„	Glücks	lies:	Glucks
„	258	„	14	„ „	„	Lanzmänninnen	lies:	Landsmänninnen
„	260	„	17	„ „	„	Weigs	lies:	Weigls
„	260	„	4	„ „	„	Revaler, Theater	lies:	Revaler Theater
„	267	„	16	„ oben	„	Sie	lies:	Die
„	273	„	4	„ „	„	Dieſer	lies:	Dieſes
„	311	„	9	„ „	„	Bolhan	lies:	Bothau
„	314	„	10	„ „	„	Bolhan.	„	Bothau.
„	314	letzte Zeile			„	Bolhan	„	Bothau
„	357	„	6	„ oben	„	waren	„	worin

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten

der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft I.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial=Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations=Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen=Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu **Königsberg.**

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Beitrag zur Geſchichte der Kirche in Quednau.

Mitgetheilt von A. Meckelburg.

In den N. Pr. Prov.-Bl. Bd. 3. S. 61. ward eine Aufforderung erlaſſen, ob nicht Jemand über Storbeck's Schrift: Templum Quednaviense reparatum u. ſ. w., welche nur aus einem dürftigen Auszug Ernſt Hennig's bekannt ſei, Auskunft geben könne. Durch einen Zufall iſt es mir gelungen, ein Exemplar dieſer Predigt in der hieſigen Wallenrodtſchen Bibliothek (F. 92.) aufzufinden. Sie führt folgenden weitläufigen Titel:

J. N. J. Templum Quedenaviense reparatum et S. S. Trinitati consecratum. Das iſt: Eine kurtze einfältige Predigt welche nach der, derer im Jahr 1687 den 16. Februarii von dem groſſen entſtandenen Sturmwinde ſehr beſchädigten Kirchen, völligen Verfertigung am erſten H. Pfingſttage den 6. Jun. des 1688 Jahrs gehalten, und deſſelben Bau geiſtlicher Weiſe auf die Gemeine appliciret, und der Heil. Dreyfaltigkeit zu Ehren geweihet iſt. Nebſt beygefügtem Fundament und Grund der reinen Schrifftmäßigen Catechiſmus-Lehre, darauff dieſe Gemeine erbauet wird, wolmeinend fürgetragen von Johanne Storbecio, Ruegenwald. Pom. Pfarrern zu Quedenau in Preußen. Dantzig, bei Joh. Zach. Stolle. 1689. 12.

Die Predigt, mit Einſchluß der Vorrede $2\frac{1}{2}$ Bogen ſtark, enthält außer der allegoriſchen Erklärung aller Theile der Kirche mancherlei hiſtoriſche Notizen über die Kirche und eine kurze Beſchreibung derſelben, welche ich im Nachfolgenden zuſammengeſtellt habe.

In der Nacht vom 15. zum 16. Febr. 1687 ward durch ei-

nen heftigen Sturm, welcher im ganzen Lande großen Schaden anrichtete, ſowohl der Kirchenthurm heruntergeworfen, als auch das Kirchendach, der Giebel, die Pfeiler und Mauern ſehr beſchädigt. Die arme und kleine Gemeinde, welche eben erſt eine neue Widdem gebaut hatte, wandte ſich in ihrer Noth an den Kurfürſten, welcher auch Holz zu dem Thurmbau aus Staatswäldern und eine Collecte in ſämmtlichen Kirchen Königsbergs bewilligte. Außerdem gab Louiſe Charlotte, geb. v. Kospoth, verw. Oberforſtmeiſterin v. Kreytzen und Beſitzerin des adeligen Guts Schreitlakken (nahe bei Quedenau gelegen) eine anſehnliche Beiſteuer, welche durch die in den Kirchen des Amtes Neuhauſen gehaltenen Sammlungen noch vermehrt wurde. Auch von den Durchreiſenden wurde in die aufgehangene Büchſe manche milde Gabe zum Bau eingelegt. Ferner rühmt Storbeck als Wohlthäter den Kirchen-Inſpektor Oberſt-Lieutenant Gottfried v. Nettelhorſt, Hauptmann von Labiau und Neuhauſen; vergißt auch nicht die Beiträge der Kirchſpielskinder lobend zu erwähnen, ſo wie die chriſtliche und billige Handlungsweiſe der Handwerker gebührend hervorzuheben. Andere Wohlthäter, meiſtens Gevattern und Freunde des Pfarrers, ließen die alte Kanzel mit geſchnitzten Bildern und ſchöner Malerei zieren. Johann Döbel *) ſchmückte den oberen Theil des Altars mit Bildern, welche die Dreifaltigkeit darſtellen und verfertigte die Altarflügel. Gottfried Haarhauſen malte Altar und Taufe. Einige Gemeindeglieder haben den Beichtſtuhl machen und malen laſſen, der Ueberreſt ihrer Beiträge aber ward zur Ausſchmückung des kurfürſtlichen Standes verwendet. Die Gemeinde ſchenkte das Poſitiv in die Kirche, welches der aus Quedenau gebürtige Leibchirurgus des Königs von Schweden, Michael Heyne, mit mehren Stimmen verſtärken, und einige in dem Kirchſpiel geborene Kunſt- und Handwerks-Geſellen mit Schnitzwerk und Malerei verſehen ließen. Durch eine Beiſteuer der Gemeinde iſt 1682 auch die große Glocke umgegoſſen worden. Um Pfingſten 1687 ward der große Reparaturbau begonnen und in Jahresfriſt vollendet.

Anfangs hat die Kirche, wie alte Gemeindeglieder von ihren Eltern gehört haben wollen, auf dem Berge geſtanden, wo auch

*) Hagen, Beſchr. d. Domkirche zu Königsberg. S. 232—33.

noch der Platz und einige Wahrzeichen zu ſehen ſind, im Jahre 1507 aber ward die Kirche im Dorfe erbaut und dem Apoſtel Jacobus dem Größern geweiht, deſſen Bild mitten im Altar hinter dem Crucifix zu ſehen iſt. Hennenberger *) berichtet, daß vor der Reformation viele Seefahrer nach dieſer Kirche wallfahrteten. Bis zu jener verhängnißvollen Nacht hatte nur einmal, vor 20 Jahren, der Thurm mit neuen Schindeln gedeckt werden dürfen; im Uebrigen war keine Reparatur nöthig geweſen. Storbeck behauptet, daß ſchon 1524 in derſelben nach lutheriſchem Ritus gepredigt worden und er ſelbſt der zehnte lutheriſche Prediger zu Quednau ſei, während Arnoldt **) ihn als den vierzehnten aufführt. Die Kirche, von Feldſteinen und Ziegeln erbaut, iſt mit einem Sterngewölbe überdeckt. Den hölzernen, ſtark vergoldeten und mit reichlicher Anwendung der roſenrothen Farbe gemalten Altar zieren die Bilder der zwölf Apoſtel; in ſeiner Nähe befindet ſich die Sakriſtei. Ueber dem Taufſtein in der Krone iſt Chriſti Taufe abgebildet. Auf der Thüre des Beichtſtuhls erblickt man Petrus mit den Schlüſſeln, auf den anderen Seiten deſſelben iſt der bußfertige Zöllner (Luc. 18, 13.) und die reuige Sünderin (Luc. 7, 38.) dargeſtellt. Auf der inneren Seite der Rückwand ſehen wir Chriſtus, welcher das verlorene und wiedergefundene Schaaf auf den Achſeln trägt, darüber aber den heiligen Geiſt. Das Deckenfeld zeigt uns Engel mit einem Lorbeerkranze, welche ſich über den geretteten Sünder freuen. Unter der Kanzel ſteht Moſes, mit den Geſetztafeln in der linken und einem Stabe in der rechten Hand; um dieſelbe her die Bilder der vier Evangeliſten und der Apoſtel Petrus und Paulus; über der Thüre und Treppe Chriſtus mit erhobener Rechten. Außerdem iſt die Kanzel mit allerlei Blumen und Laubwerk geſchmückt, beſonders mit ſchönen Roſen. Ueber dem Haupte des Predigers ſchwebt eine Taube. Auf der Kanzel-Krone ſtehen Engel, die Marterwerkzeuge in den Händen haltend; über ihnen der Pelikan, welcher ſeine Bruſt aufritzt, und die von der Schlange getödteten Jungen mit ſeinem Blute beſprengt und lebendig macht. Neben dem Pulte war ein Stundenglas aufgeſtellt. Auf der Thurmſpitze befindet ſich ein

*) Ercierung d. preuſſ. Landtafel S. 388.

**) Nachrichten von allen ſeit der Reformation ꝛc. Predigern S. 47.

vergoldeter Knopf, darüber eine Fahne, welche in ein Kreuz ausläuft. Ueber der Statue des heil. Jacobus auf dem Altare, welchem vor der Reformation die Kirche geweiht war, ſtehen mit großen goldenen Buchſtaben die Worte: Sancte Jacobe ora pro nobis; jetzt aber ſei das Gotteshaus der heil. Dreifaltigkeit gewidmet.

Der Kirchen- und Schulrath Geor. Ernſt Sigism. Hennig *) ſah noch 1793 an der Kirchenthüre einen ſteinernen Weihkeſſel liegen. In der Kirche ſelbſt fand er die oben beſchriebene Statue des Jakobus und über der Taufe einen Theil des uralten Altars aus der Zeit des Pabſtthums, auf welchem er den heil. Chriſtoph mit dem Jeſuskinde auf den Achſeln und Simſon, welcher die Thorflügel auf den Schultern trägt, zu erkennen meinte. An einem Kirchenſtande waren in gothiſcher Schrift die Worte: Jesum habemus socium zu leſen.

*) Vgl. ſeine im Geh. Archiv aufbewahrten handſchriftlichen Sammlungen über die Kirchen und Prediger in Preuſſen.

Geſchichte des Theaters in Preußen.

Sechste Abtheilung.

Höchſte Blüte des darſtellenden Theaters vor den Freiheitskriegen.

Dramatiſcher Dichter Werner. Das Theater in Danzig unter Bachmann, das in Königsberg unter Steinberg *).

„Wer den Gipfel erſtiegen, ſieht vor ſich das Abwärts, in der größten Fülle beugt ſich der Fruchtbaum. Die Poeſie opferte, wie wir geſehn haben, gern von ihren Reizen und zwängte ſich ein, um durch die enge Pforte zur Bühne zu dringen, ſeitdem der Name Nationalbühne eine freudige Begeiſterung weckte. Die Vielen, die berufen waren, verkümmerten aber den Wenigen die Luſt, die auserwählet waren. Eine Spaltung entſtand, wie zur Zeit der ſchleſiſchen Dichterſchulen, als es ein Theater gab, das allein die Darſtellung beabſichtigte, und ein gelehrtes Theater, das beinahe auf die Darſtellung verzichtete. Der Ausſpruch Merciers, daß wenn auch „kein einziger Schauſpieler mehr auf der Welt wäre, ſo würde das Theater doch noch in ſeiner ganzen Schönheit exiſtiren" trägt gerade nur ſoviel der Wahrheit in ſich, als „daß Raphael das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er ohne Hände wäre geboren worden." Die Idee von der Höhe der Kunſt kann ſich an das Weſen der Mimik oder der Malerei anknüpfen ohne Kundgebungen, aber nur durch dieſe kann ſich die Richtigkeit jener bewähren und förderndes Gedeihen bringen. Im erſten

*) Mit der ſiebenten Abtheilung und zwar mit dem Gaſtſpiel L. Devrients in Königsberg im J. 1818 werde ich, wie ich dies in den N. P. P. B. X. 220. bemerkt habe, die Geſchichte des Theaters ſchließen. Für die mir von allen Seiten her zugekommenen Mittheilungen und Zuſendungen herzlich dankend, bitte ich hiedurch alle Schauſpielfreunde, die mir ſolche verſprochen oder zugedacht haben, ſie mir gefälligſt **bald** zugehn zu laſſen. A. H.

Zehnt des 19. Jahrhunderts nehmen wir wahr, was ſpäter immer mehr und mehr ſich bemerkbar macht, daß die einzelnen Größen von der Maſſe übertönt werden. In dem Ruhm Mozarts theilen ſich im Ernſten Pär, Mehul und Cherubini, im Komiſchen Kauer, Heibel und Wenzel Müller. Das rezitirende Schauſpiel gewinnt vor der Betriebſamkeit des beliebteſten Komödienſchreibers nicht die Ruhe, um die höheren Gebilde dem Beſchauer vorzuführen. In Königsberg iſt es eine ſeltene Feier, wie die des Todestages von Schiller, wenn eine ſeiner Tragödien über die Szene geht *); Goethes „Iphigenia“ und „Taſſo“ wird von ihr ausgeſchloſſen. Werner und v. Kleiſt konnten und wollten nicht dem Zuthätigen den Markt verderben. Als der letztere ſeine „Pentheſilea“ geſchrieben, läßt er ſich über die Frage, ob ſie aufgeführt werden dürfte, alſo vernehmen: „ich glaube und wünſche es nicht, ſo lang die Kräfte unſerer Schauſpieler auf nichts geübt werden als Naturen, wie ſie die Kotzebueſchen und Ifflándiſchen ſind, nachzuahmen. Wenn man es recht unterſucht, ſo ſind zuletzt die Frauen(?) an dem ganzen Verfall unſerer Bühne Schuld und ſie ſollten entweder garnicht ins Schauſpiel gehn, oder es müßte eine eigene Bühne für ſie errichtet werden. Ihre Anforderung an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Weſen des Drama's **),“ Shakſpeare verſammelt die Zuſchauer nicht mehr ſo zahlreich als vordem. Als man die dramatiſchen Parodien, die in Paris eine Zeitlang große Anziehungskraft hatten, nachäffte, erſchien in Berlin 1799 „Prinz Hamlet. Ein Marionettenſpiel.“ Als Puppenſpiel wurde es auch in Königsberg gegeben „Hamlet von Liliput“, traveſtirt von Giſecke, die Marionetten waren aber diesmal Kinder. Nur ſelten ſah „Hamlet“ jetzt noch ein Publikum, das ſich durch ihn erhoben fühlte, und unwillig ſagt Schiller:

Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Breter hinweg.

*) Er ſelbſt nennt „Die Braut von Meſſina“ „ein Drama für ein künftiges und mögliches Theater.“

**) Tieck v. Kleiſt's Hinterlaſſene Schriften. S. XV. Von „Käthchen von Heilbronn“ ſchreibt der Dichter S. XXI: „Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung und nur die Abſicht, es für die Bühne paſſend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen mögte.“

Wie bei der ernſten Malerkunſt, nach ihrer Verweltlichung ſich das vielgeſtaltige Genre von der umfaſſenden Geſchichtsmalerei ablöſte, ſo trennten ſich von der Schauſpielkunſt in ſelbſtändiger Form ſowohl die mimiſche Deklamation, es wurden Balladen vorgetragen, die theilweis recitativiſch Action zuließen, als auch die mimiſche Plaſtik, welche die beweglichen Attitüden der Szene fixirte. Der Beifall, der ſolchen Vorſtellungen gezollt wurde, that dem Anſehn der theatraliſchen Abbruch, indem dieſe im Vergleich damit als ein auf Sinnenberauſchung berechnetes, buntes Treiben erſchienen, wogegen das Einfache mehr dem Kenner genügen ſollte.

Wohl ſahen ſich bei Veränderung des Geſchmacks die Schauſpieler von Zeit zu Zeit genöthigt, einen Theil ihrer mühſamen Studien und liebgewordenen Gewöhnungen aufzugeben. Wenn aber auch Entgegengeſetztes der franzöſiſche Cothurn und das engliſche Natürlichkeitsprincip verlangte, wenn die Weißiſche Operette und die Mozartſche Oper andere Forderungen an den Darſteller machten, wenn dieſer ſich dem Dichter fügen mußte, einem Babo, der nachdem er den „Otto von Wittelsbach" geſchrieben, daran dachte, ein Stück zu liefern, das mehr den Verſtand beſchäftige und mehr die Einheit der Zeit beachte, ſo wurden damals doch nicht auf einmal und nicht ganz die alten Ueberlieferungen beſeitigt. In ihnen waren zugleich die auf der Bühne und die im Zuſchauerraum aufgewachſen und ſie verſtanden ſich darum beſſer. Im neunzehnten Jahrhundert, nachdem einem neuerungsſüchtigen Weſen durch die Theaterſchreiber und die Schauſpieler ſelbſt Vorſchub geleiſtet war, wollte man nicht beſtehn laſſen, was die Kunſt an das Conventionelle des vordem zunftgemäßen Verbandes erinnerte. Mit dem Bruch des Alten tritt das Neue nun nicht in einer, ſondern in mehrfacher Geſtalt auf. Widerſprechende Richtungen werden von drei Directionen, die jetzt vornämlich in Rede kommen, vertreten, von der des Theaters in Hamburg, in Weimar und in Berlin. Das Hamburger Theater behauptete ſeine Würde ſo lange, weil Schröder in die Fußtapfen ſeines Stiefvaters tretend, nicht unempfindlich gegen das Neue, daſſelbe aber nur allmählich aufnahm und ihm nur nach einigem Kampf einen umbildenden Einfluß zugeſtand.

Den andern Bühnen gegenüber würden wir die Hamburgiſche, wie ſie vor, unter und eine Zeitlang nach Schröder blühte,

die praktiſche nennen. Auf keine geſicherte Einnahme ſich ſtüzzend hatte ſie an die Möglichkeit ihres Beſtehens zu denken und, ihrer Würde ſich bewußt geworden, nicht an ein augenblickliches, wie wir dies bei den wechſelnden Directoraten anderer Stadttheater ſehn, weshalb ſie es ſich angelegen ſeyn ließ, ihren innern Werth zu wahren. Schröder hielt nicht mit ſeiner Ueberzeugung hinter'm Berge, daß noch kein deutſches Publikum einen Künſtler gebildet habe, und erklärte dadurch als Künſtler ſeine Unabhängigkeit von demſelben. Aber als Director erkannte er ſie an und ein möglichſt allgemeines Gefallen war ſein Streben. Er meinte, daß dasjenige, was ſelbſt nur dem Einzelnen im Dialog unverſtändlich wäre, geändert, daß ein Scherz, der von keinem belacht würde, ungeſagt bleiben ſollte. Er ehrte die Zuſchauer auch in den oberſten Regionen und nannte namentlich die ihm treu ergebene Gallerie ſein geſchwornes Freicorps. Dennoch mogte er nicht „Die Räuber" über die Szene gehen laſſen, weil ſie unnatürlich grauſam wären, die nach ſeinem Dafürhalten mit der „Zauberin Sidonia" von Zſchokke und andern noch unbedeutenderen Stücken, ältere werthvollere Stücke verdrängt hätten, denn er fürchtete, die Verwilderung des Geſchmacks zu begünſtigen. Nur widerſtrebend verſtand er ſich den „Götz" auf die Bühne zu bringen und lange hielt er mit dem „Nathan" zurück. Er wollte, daß niemanden ein Aergerniß gegeben werde. Er belegte mit dem Interdikt die nymphenhafte Erſcheinung der Damen, zu ſtarke ſichtliche Liebesäußerungen in zärtlichen Szenen, das Ausrufen von Gott und Gotteshülfe im Luſtſpiel, ſelbſt wenn es ſo in der Rolle ſtand. Dem Theil des Publikums, dem er in der Art Anziehendes entzog, brachte er durch Entſagung ein Opfer, indem er davon abſtand, Dramen, die ſeine Lieblingsſtücke waren, wie Lenzens „Hofmeiſter", Shakſpear's „Cäſar" ſelten oder gar nicht darſtellen zu laſſen, weil nur ein kleiner Kreis von Gebildeten ihren Werth würde anerkannt haben. Er begnügte ſich damit, einer Zahl von Kennern, zu der auch Schauſpieler wie Brockmann gehörten, den Wielandiſchen Shakſpear, in Ueberſetzungen die alten Tragödiendichter, die Dichtungen von Goethe und Lenz vorzuleſen. Für jedes darſtellbare Werk verſprach er Leſſingen ein Honorar von 100 Dukaten, er lud Schillern nach Hamburg zum Beſuch ein mit Uebernahme der Reiſekoſten — weder der eine

noch der andere Wunſch wurde ihm erfüllt — er ſetzte Preiſe für neue dramatiſche Arbeiten aus. Er war aber der Meinung, daß um der neuen Erſcheinungen willen die alten Stücke nicht vernachläßigt werden dürften. Er lobte Spießens „Maria Stuart" und bedauerte, daß Schiller in der ſeinigen nicht einige dankbare Züge beibehalten hätte. Als er die ſorgſam aufgehobenen Comödienzettel des Ackermann-Schröderſchen Directorats binden ließ, ſo merkte er ſich, welche Stücke durch oft wiederholte Darſtellungen in Preußen und in der Schweiz, in Hamburg und in Lübeck ſich als gut bewährt hätten und wünſchte Destouche's „Verſchwender" in einer zeitgemäßen Bearbeitung wieder in Aufnahme zu bringen*). Schröder war ein ausgezeichneter Tänzer, er componirte Ballete, ſprach gern über die Schönheit des Tanzes, dennoch ließ er die Ballete aufhören, da das Publikum ſie nicht verlangte. Als Fopper leiſtete er Außerordentliches, aber ungeachtet des ihm reich geſpendeten Beifalls hielt er es für angemeſſen, den Heinrich im „Zinngießer" und den Truffaldino im „Diener zweier Herren" Andern zu überlaſſen, um ſich als Marinelli und Jago und ſpäter als Hamlet und Lear zu zeigen. In den letzteren Rollen wurde er beſonders in Berlin und Wien ausgezeichnet. Auch in Weimar erkannte man ſeinen Werth an. Als Director erwarb er ſich nicht geringes Verdienſt. Als ein untrüglicher Empfehlungsbrief galt es, wenn ein Schauſpieler unter ſeiner Leitung geſpielt hatte. Viele Mitglieder der Schuchiſchen Bühne kamen von ihm oder gingen zu ihm, Stegmann und Zimmermann, Carnier und Grüner, Schwartz und das Kühneſche Ehepaar. Er gab keine große Gehalte, nur das der erſten Sängerin überſtieg die Summe von 1000 Thlr., er forderte, daß der vornehmſte Schauſpieler der Uebernahme einer ſtummen Rolle ſich nicht entzöge, er wollte das Alterniren durchſetzen und er erhielt das Hamburgiſche Theater in Anſehn, obwohl die Hofbühnen ganz andere Belohnungen und andere Bedingungen den Spielenden ſetzen konnten. E. Devrient nennt die Vorſtellungen, die er gab, Muſterwerke, weil ſie durch ihre

*) Von Schröder, der wegen ſeiner alterthümelnden Richtung mancherlei Kränkungen erfuhr, ſagt Reinbeck: „Als Zwingherr des guten Geſchmacks verkannte er das Gute der neuen Zeit."

Totalwirkung den richtigen Eindruck zu machen nicht verfehlten. Er hielt ſich vom Pedantismus Ekhofs, noch mehr Iffland's fern. „Er war der genialſte Schauſpieler und zugleich der ſchulmäßigſte" wird bemerkt. Er übte ſich nicht Stellungen und Gebärden ein und hielt darauf auch nicht bei den Mitſpielenden, indem er auf die Macht des begeiſternden Augenblicks vertraute und eine ähnliche Sicherheit bei den andern hervorzurufen wünſchte, ja er beſtimmte als Regiſſeur nicht die Plätze, die während des Spiels von den Einzelnen einzunehmen ſeyen *). Er litt es nicht, daß die Sprechenden ſich gegen das Parterre wendeten und mit ihm liebäugelten, er wollte keine tremulirenden Töne hören und warnte vor Uebertreibung. Er tadelte ſelbſt einen Friedr. Ludw. Schmidt wegen ſeiner in Affekt aufbrauſenden Manier, den er mit richtigem Blick als ſeinen ebenbürtigen Nachfolger erkannte. Er ſchalt auf die Heldenſpieler, die in lächerlichen Grimaſſen es einem Stephanie gleich thäten. Er drang auf Einheit **) und ſchärfte es Allen ein, daß es zur Hervorhebung des Charakters gehöre, ihn von allem Fremdartigen zu entkleiden. Seine Strenge beruhte auf Gerechtigkeit, wenn er das Strafgeld in Prozentſätzen von der Gage abzog, wogegen er die Schauſpieler von aller Verpflichtung losſagte, ſobald ſie nicht am erſten jedes Monats ſich befriedigt ſahen. Sie hingen um ſo inniger an ihm, als er durch Aufbringung eines Penſionsfonds für ſie ſorgte, wenn ſie ihm nicht mehr dienen konnten. Schröders Repertoir entbehrt der neuen Stücke nicht und unter ihnen finden wir einzelne, die ihm keinen pecuniären Vortheil brachten; im J. 1774 gab er 20 neue Schau- und Singſpiele und 1776 Goethe's „Stella". Ohne große Anſchlagzettel und ſchmeichelhafte Prologe fühlten ſich die Zuſchauer zu Schröder's Kunſtinſtitut hingezo-

*) Er gab nur allgemeine Regeln die von den gangbaren oft zum Vortheil abwichen. So ſollten die Untergeordneten nicht hinter dem Vornehmen, ſondern vor ihm im Proſcenium ſtehn, wie dieſes die engliſche Bühne gut hieß. Meyer-Schröder III. 209.

**) „Als Werdy engagirt wurde, mußte er, obgleich er Gehalt bezog, 6 Wochen täglich das Theater beſuchen, ehe er auftrat, denn Schröder drang auf eine Verſtändigung der Bühnenmitglieder unter einander, damit nicht Fremdes im Spiel aufſtöße." Devrient III. 165.

gen und 1787 konnte er, ohne Widerſpruch zu erleiden, es ausſprechen „er habe das beſte Theater in Deutſchland.“

Die ſtehende Bühne die Ackermann und Schröder in einer Handelsſtadt errichteten, jener war der Sohn eines Unteroffiziers, dieſer der eines Cantors, hatte von Haus aus ein ſchlicht bürgerliches Anſehn, die Bühne in Weimar war, wenn nicht von jeher eine Hofbühne, eine ſolche, auf die der Hof einen begünſtigenden Einfluß ausübte. Die Fürſtin, die ihrer Kunſtliebe wegen auch in Italien als Principessa di Sassonia gefeiert wurde, Anna Amalia bereitete alles Schöne und Erhabene vor, das das Ilm-Athen verherrlichte. Sie berief die Truppe Seylers *), die ausgezeichneter Talente ſich zu rühmen hatte und lange in einem hölzernen Schauſpielhauſe Vorſtellungen gab. Auf Veranlaſſung der durchlauchtigen Beſchützerin dichteten für das Theater Muſäus und Wieland, componirten Wolf und Schweizer. In einem neu gebauten ſteinernen Schauſpielhauſe begleitete in gleicher Weiſe ihre Gnade die ebenfalls trefflichen Leiſtungen der Bellomoſchen Geſellſchaft. Der ländliche Aufenthalt in Tiefurt und Ettersburg, am letzten Orte in einem grünen Sommertheater unter freiem Himmel, wurde durch theatraliſche Vergnügungen verſchönert, an denen die Herzogin ſelbſt mitſpielend Theil nahm unter fürſtlichen und hochadlichen Perſonen neben Muſäus, Einſiedel und Goethe. Die Erfindungen des letzten wurden durch einen ſinnreichen Maſchiniſten ſelbſt in ſchwierigen Aufgaben möglich gemacht. Goethe ſpielte die verſchiedenſten Rollen, vorzüglich den Alceſt in den „Mitſchuldigen“, den Oreſt in der in Proſa geſchriebenen „Iphigenia.“ Mit Vogelköpfen, beweglichen Flügeln und Schwänzen wurden Ariſtophanes „Vögel“ in der Goethiſchen Behandlung dargeſtellt. Das Tiefurter handſchriftliche Journal von 1781 belehrt zur Genüge, wie anziehend für den geſchloſſenen Kreis der Spielenden und Schauenden die theatraliſchen Unterhaltungen durch Beziehungen aller Art ſeyn mußten. Die

*) Weiße der ihr 1778 ſeine Operetten widmete, ſagt:

— — wer denkt, wer nennt nicht Dich,
Sobald man unſer (das deutſche) Schauſpiel nennet,
Wer denkt nicht an den Schutz, den Deine Huld ihm gönnet?

Früher 1768 wurde von ihr Koch aus Leipzig nach Weimar eingeladen.

Seele war Goethe. Zur Feier ſeines Geburtstages wurde eine pantomimiſche Vorſtellung gegeben, in der Minerva ihre Gaben unzertheilt ihm zuwendet. Da der Contrakt mit Bellomo 1791 ablief, ſtellte ſich Goethe an die Spitze des Hoftheaters. Bei den Proben ſceniſcher Leitung, die er gegeben, bei ſeiner Gabe, glücklich die Verhältniſſe zu überſchauen, bei ſeinem wachſenden Dichterruhm glaubte er, daß es ihm nicht mißlingen konnte, wenn er die darſtellende Kunſt zum Fortbau echter Poeſie verwende. Nichts ſey, nach Goethe's Ausſpruch, für das Theater verderblicher als der Schlendrian, „nichts hinderte, dieſes auf würdige Weiſe zu behandeln und von Grund aus neu zu beleben" *). Wenn Schröder ſich auf eigne und fremde Erfahrungen ſtützend, vorſichtig in Aufnahme des Neuen, bedenklich in Aufgeben des Alten war, ſo wollte Goethe der Phantaſie ein möglichſt freies Feld auf der Bühne eröffnen und dem Kunſtgetriebe eine freiere Bewegung geben. Nicht nahm er Rückſicht auf die Schauſpieler, nicht auf das große Publikum, ſondern dem Dichter ſollte zum Obherrſchen die volle Berechtigung gewährt werden. Dem Einzelnen ſollten Alle dienen, während ſonſt umgekehrt der Schauplatz die Bühne einſchloß und beengte und der Vorſtellung die Grenzen abſteckte. Andre Theater hießen damals Nationaltheater, was ſo viel als deutſches Theater heißen ſollte, das Weimaraniſche „Hoftheater", vielleicht damit man nicht jenen Namen als Volkstheater überſetzen ſollte. Wenn ſich Goethe fügte, ſo war es, weil dem Herzog die Stücke von Racine und Voltaire gefielen, und er ihm deßhalb „Phädra" und „Mahomed" darbot. Sein Grundſatz war, „man müſſe mit dem Publikum ſich gar nicht abgeben",**) was mindeſtens ſo viel hieß, als die Stimme der Menge unbeachtet zu laſſen. Um den „Götz" ſo zu ſehn, wie er geſchrieben war, ließ er die erſte Hälfte an einem, und die zweite an dem darauf folgenden Abend aufführen, er brachte auf die Szene „Jon" von A. W. Schlegel, „Alarcos" von F. Schlegel, „Wanda" von Werner, den „zerbrochenen Krug" von v. Kleiſt, in der Ueberſetzung von Einſiedel Sophokles' „Antigone" ***), Terenzens

*) Devrient III. 247.
**) Devrient III. 263.
***) Amalie Wolff gab 1809 die Antigone, 1840 in Berlin die Eurydike.

„Brüder“ *) u. ſ. w. In vielen Vorſtellungen bekundete ſich nichts Anderes als eine Liebe zum Experimentiren und man konnte nicht den Unmuth verargen, den die meiſten Schauſpieler und einen Theil der Zuſchauer erfüllte, mogten auch Schröder, Iffland, Kotzebue, Zſchokke und andere Lieblinge der Zeit keineswegs ausgeſchloſſen werden. Goethe erkannte in keinerlei Weiſe die Selbſtändigkeit des ſceniſchen Künſtlers an, er regelte das Spiel dermaßen, daß von einer auf eigner Anſicht beruhenden Auffaſſung nicht die Rede ſeyn konnte, ſelbſt in Unbedeutendem durfte er nicht dem Zuge ſeines Geiſtes folgen. Er verlangte Unterordnung und dieſe auch bei den Spielenden unter einander. In der Eröffnungsrede hieß es, daß Uebereinſtimmung erzielt werden, daß es niemanden darauf ankommen ſolle, dem andern „den Kranz hinweg zu haſchen“ **). Göthe machte nicht viel Umſtände mit dem Perſonal, das nicht an dem in Weimar beſtehenden Klubb ſich betheiligen durfte, was um ſo mehr als Härte angeſehen werden mogte, als einſt die Herzogin der Seylerſchen Geſellſchaft den Zutritt zu den Concerten und den Hofluſtbarkeiten freigeſtellt hatte ***). Wie ein Koſaken-Hetman — ein Beurtheiler der Goetheſchen Theaterbriefe †) drückt ſich ſo aus — beſtimmt er die Strafe der Ungehorſamen und Widerſtrebenden. In einer Schrift, wahrſcheinlich aus der Feder eines gekränkten Schauſpielers „Saat von Goethe geſäet am Tage der Garben zu reifen“ ††) wird behauptet, daß das Theater durch Goethe und Schiller verbildet ſey und das ganze deutſche Schauſpielweſen zu verderben drohe, indem angehende Künſtler die Weimaraner Bühne zu ihrer Trivialſchule machten.

Gegen das Anſehn Goethes konnten die Widerſacher nicht durchdringen. Die Logen waren vom Adel beſetzt, der ſchon aus

*) Die Brüder. Ein Luſtſpiel nach Terenz in 5 Aufzügen. Von Einſiedel. Leipz. 1802. Die Abbildungen der Masken ſind von H. Meyer gezeichnet und C. Müller geſtochen.

**) Devrient III. 241.

***) Brandes II.

†) Dietmar Theaterbriefe und freundſchaftliche Briefe von Jean Paul. Berlin 1835.

††) „Handbuch für Aeſthetiker und junge Schauſpieler.“ Weimar und Leipzig 1808.

Digitized by Google

Beziehungen zum Hofe gegen den Werth der ideellen Richtung keinen Zweifel erheben durfte, im Parterre ſtellten bei außerordentlichen Vorſtellungen ſich die Jenenſer Profeſſoren und Studenten ein. War doch als Anordnung des großen Dichters Alles und Jedes, wenn nicht immer löblich, ſo doch intereſſant, die Decorationen, die nach ſeiner Angabe gemalt waren (drei der Art gingen 1825 beim zweiten Theaterbrande unter) ja ſelbſt die Kreideſtriche, die auf dem Boden als Marken für die Schauſpieler, wo ſie in Gruppen ſtehen ſollten, gezeichnet waren. Goethe wohnte den Darſtellungen auf einem Platz im Parterre bei und, wenn er es nicht verhüten konnte, daß manches Stück ungeachtet befriedigender Proben durchfiel, wie v. Kleiſt's „Zerbrochener Krug", ſo wußte er doch den Sturm, der ſich unter jauchzendem Lachen gegen den „Alarcos" erhob, durch den herrſchenden Ruf: „Man lache nicht!" zu beſchwichtigen. Goethe ertrug keinen Widerſpruch und als Böttiger ſeine Meinung über die Leitung des Weimaraner Theaters veröffentlichen wollte, ſo erklärte er, wenn es geſchehe, ſich vom Theater loszuſagen und er bewirkte, daß eine bereits abgefaßte Schrift ungedruckt blieb. Wenn nach dem Erfolg ein Urtheil gefällt werden ſoll, ſo wird dieſes nicht günſtig ausfallen und die Bühnen-Verwaltung, die den freieſten Aufſchwung ermöglichen wollte, nicht dem Vorwurf entgehn, einer einſeitigen, das Talent verkümmernden Bevormündung. Die bekannte Jagemann (Frau v. Heigendorf), in eine ihrem künſtleriſchen Genius fremde Sphäre verſetzt, erkannte es ſelbſt, daß ſie nicht mehr zu leiſten vermogte, was ſie vordem geleiſtet hatte. Madam Wolff verdankte ihren Ruhm wohl vornämlich der Unterweiſung ihres Vaters Malcolmi, wie wieder ihr 10 Jahre jüngerer Gatte, mit dem ſie zuſammen ſeltene Kunſttriumphe feierte, ſich nach ihr bildete. Nur ſie beiden vermogten die Ideale der Goethe-Schillerſchen Muſe in ſeelenvoller Begeiſterung zu verkörpern. Man bewunderte in Weimar Iffland, der dreimal zu Gaſtſpielen eingeladen wurde, als Franz Moor und Egmont und als „Wallenſtein" das erſte Mal über die Breter ſchreiten ſollte, war es Schiller's Wunſch, daß die Hauptrolle von Schröder dargeſtellt würde. Ungeachtet aller Schule fürchtete man alſo, die angeſtellten Schauſpieler dürften ihre eignen Dichter nicht verſtehn. Wenn auch Immermann ſchrieb, es ſey ihm in Weimar „klar geworden, was ein Theater

ſeyn kann und ſeyn ſoll“ und er müſſe nach den hier geſehenen Vorſtellungen „Vieles für vollkommen dramatiſch und theatraliſch halten, was unſere jetzigen Schauſpieler als nicht darſtellbar verwerfen“ *), ſo wird dieſes Urtheil dadurch zweifelhaft gemacht, daß nach Goethe's Abgange die Aufführung von Stücken, die von anderen Directionen nicht beliebt wurden, auch hier unterblieb, daß nach dem Scheiden des Wolffſchen Ehepaares das dichteriſche Herrſcherthum die eigentliche Macht verlor, bevor es ſich noch vor dem „Hunde des Aubry“ entſetzte und die Zügel aus den Händen warf. Natürlich kann nicht geläugnet werden, daß die Talente auf den Bretern Angeſichts der Dichter-Heroen einen außergewöhnlichen Schwung gewannen.

Goethe nannte einſt zum großen Aerger Gottfr. Schadow's das künſtleriſche Treiben in Berlin proſaiſch. Wie man im Gegenſatz zu der praktiſchen Bühne in Hamburg, die in Weimar poetiſch nennen muß, iſt man verſucht dieſer gegenüber die in Berlin als die proſaiſche zu bezeichnen. Iffland von einem Verehrer als Ekhof's „Zögling, Pflegeſohn“ gerühmt, pflichtete dieſem darin bei, daß die Einführung Shakſpear's einen Rückſchritt bewirke, weil das Große der Charaktere, der Sentenzen ſchon eine Macht ohne Kunſt ausübe. Iffland war der Anſicht, der darſtellende Künſtler könne mehr geben, als es der Dichter am Pulte vermöge. Als Iffland das zweite Mal in Weimar in Schröder's „Stille Waſſer“ als der luſtige abgedankte Lieutenant auftrat, blieb zur größten Befriedigung Böttiger's „in mehreren Stellen faſt kein Wort ſo, wie es vorgeſchrieben ſtand.“ In der Schrift: „Fragmente über Menſchendarſtellung“ handelt Iffland in einem Abſchnitt über den „Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune“, man ſollte glauben: über die berechnete und improviſirte Kunſt. Schon die Erklärung „gefälliger Vortrag unverfälſchter Wahrheit — iſt Laune“ fällt auf, noch mehr, wenn man im Verfolg lieſt, daß er nicht mehr entwickeln wolle, als wie das Erzwungene der Kunſt ſich zum Gefälligen der Naturſprache abſchleifen müſſe. Der Redner müſſe mit dem Gedanken kommen „Ich will unter euch treten“ nicht mit dem „Sehet,

*) Michael Beer's Briefwechſel. Herausgegeben von Ed. Schenk. Leipzig, 1837.

hier oben ſtehe ich.“ Ein Schauſpieler ſagt, in den Ifflandiſchen Rollen gehe man bequem einher, wie in ausgetretenen Schuhen. Er ließ es geſchehen, daß die Bethmann ihre Rollen in Jamben ohne Versabtheilung wie Proſa ſich ſchreiben ließ, um ſie als Proſa vorzutragen, er würde ihr aber Verſtöße gegen die eingelernte Mimik nicht vergeben haben. Als das Dramatiſche galt ihm, durch Detailmalerei der Charaktere das vollkommenſte Zu-Hauſe-ſeyn zu bekunden, die Erzählung durch ein künſtliches Spiel in Handlung umzuſetzen, wobei ihm ſein feuriges Auge, ſeine ſchön geformte Hand gute Dienſte leiſteten und allerdings war es keine kleine Leiſtung, durch das mühſam Kleinliche nicht dem Eindruck des Bildes zu ſchaden. Das Mechaniſche kann es zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen. Das Portebras ließ, während er ſprach, „leiſer oder merkbarer das Aufdämmern des neuen Gedankens, der auszuſprechenden Empfindung den Zuſchauer ſchon in Voraus errathen“ *). Beim Ausſtoßen eines rückſichtsloſen Wortes ſehen wir ihn als Hauptperſon eines Luſtſpiels abgebildet; „das linke Bein hält ſpielend ein Soutien hinter dem rechten Beine.“ Um dieſe Feinheiten recht zu verſtehn und zu genießen, bedurfte es der Aufmerkſamkeit von Seiten der Zuſchauer nicht weniger als der Mitſpielenden, denn wenn dieſe die Stellung nicht paſſend motivirten, ſo konnten leicht dergleichen wohl angebrachte Theaterſpiele an einer falſchen Stelle ſtehn und ſich übel genug ausnehmen. Schriftliche und mündliche Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß das Zuſammenſpiel in den beliebten Familiengemälden keinem Tadel Raum gab und wir erſehn daraus, welche ſtrenge Schule der Meiſter die Mitſpielenden durchmachen ließ, aber auch zugleich, wie wenig Genius und ſelbſtſchöpferiſche Kraft die Mehrzahl beſaß, um ſich wie an Dräten ziehn zu laſſen. Iffland ſchuf ſich eine Umgebung, aus der er bedeutſam hervorleuchtete, und brachte durch den Zauber der Harmonie ſeltene Kunſtgenüſſe zuwege. Als Gaſt auf andern Theatern ſcheint er im Gegentheil dadurch gewirkt zu haben, daß er durch das ſein Gefühlte eines ziemlich nüancirten Spiels ſich von den anderen unterſchied und durch die Iſolirung glänzte. Als Iffland dreimal in Weimar auftrat

*) Böttiger im ſpäter zu nennenden Buch. S. 278.

(denn Goethe wollte, daß ſeine Schauſpieler an ihm wahrnähmen, was ſich durch Studium erzielen laſſe) und das Herzgewinnende ſeines Auftretens „jedem Zuſchauer einen leiſen Hände- und Herzensdruck“ gab, fühlte ſich Böttiger gedrungen, in einem Buch eine „Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels“*) vorzunehmen, in der ohne allen Bezug auf die anderen Künſtler nur von dem einen geſprochen werden ſollte. Merkwürdig iſt es, daß Iffland bei der Sicherheit, mit der er die Kräfte abwog, ſeine eignen überſchätzte, daß er mit einem nicht bedeutenden Sprachorgan, bei ſeinem ſtarken unterſetzten Bau Helden- und ideale Charaktere darſtellte. Sein Unterkinn kam ihm bei einem Luther zu Statten, aber ſonſt gab er nach Lewald's Ausdruck Helden zum Todtlachen, und den Pygmalion in einer Art, daß Schiller äußerte, der Künſtler ſey nicht der exaltirten Stimmung fähig, die das Melodram verlange und er gehabe ſich als Liebhaber abſcheulich **). Für Würde und Erhabenheit gab er convenzionellen Anſtand, für den Zug der Begeiſterung ein lebhaftes Eingehn und Einſehn in Gemüthsäußerungen, für Geiſtesfriſche ein fein beobachtendes Studium. Auf Hofbühnen mußte er vorzugsweiſe gefallen, in Berlin noch mehr durch den Ausdruck aufrichtiger Verehrung für das Königspaar und er durfte ſich erlauben, am Geburtstage der Königin mit einem Blumenſtrauß in der Hand die Bühne zu

*) „in 14 Darſtellungen auf dem Weimaraniſchen Hof-Theater, Leipz. 1796. J. Schulze ſchrieb „Ueber Ifflands Spiel“ Weimar 1810.

**) Böttiger erkennt nur an. Er rühmt ſeinen Egmont und rühmt es, daß er nicht „auf dem Bauche liegend“ ſich zeigte, als den Schlafenden die Viſion in Verzückung verſetzt. Ueberall hebt er Einzelnes aus dem ſtummen Spiel hervor, wenn der Hageſtolz in der idylliſchen Ländlichkeit, während er auf den Geſang der treuherzigen Margareth horcht, Zufriedenheit empfindend das Glas Milch an die Lippen ſetzt, wenn er als deutſcher Hausvater ſich zu einer liebreich ernſten Unterredung mit dem Sohne zögernd anſchickt. Ehe er ſich zu ihm ſetzt „das trauliche Ueberbiegen und Hinhorchen auf die leiſen geheimen Ausathmungen ſeines Sohnes, dieſes sorgloſe Uebereinanderſchlagen der Füße, während der obere Körper auf der Stuhllehne ruht“ u. ſ. w. Der Künſtler theilte dem Berichterſtatter mit, daß Dallners Ohnmachtsſcene das Werk eines großen fortgeſetzten Studiums ſey. Er habe vor einigen Jahren ein langwieriges Fieber gehabt, das endlich mit häufigen Ohnmachten verbunden geweſen ſey. Ein kalter Schauer ſey ihm vom Rückgrade durch den Nackenwirbel bis auf die Kopfſpitze gelaufen, dann habe er ſich bis auf die Naſenſpitze herab geſenkt“ u. ſ. w.

betreten, in edlen Charakteren bisweilen mit dem Schmuck des Adlerordens, der ihm 1810 zu Theil geworden. Wenn auch er Spott und Anfeindung, wie Goethe und Schröder, hinnehmen mußte, ſo behauptete er das Feld durch eine eiſerne Conſequenz. Während der Zeit, da das franzöſiſche Militär fleißig das Theater beſuchte, mußte er freilich eine freiere Bewegung zulaſſen, aber 1807 erklärte er durch ein Umlaufſchreiben an die Bühnenmitglieder, daß das Theater in Verfall gerathen und es nothwendig ſey, dem Verderben ernſtlich zu begegnen. — Nicht iſt es abzuläugnen, daß es ſich nur durch eine außerordentliche Sicherheit erklären läßt, wenn es Iſſlanden gelang, bei einem Vorgänger wie Fleck, einem Nachfolger wie L. Devrient, ſich in Anſehn zu ſetzen und zu erhalten. Thatſache iſt es aber, daß als Devrient, die Stich-Crelinger, das Wolffſche Ehepaar neben einander auf dem Berliner Theater erſchienen, der Iſſlandiſche Schulcatechismus nicht mehr galt und allein Lemm als der Hauptdarſteller in den Raupachſchen Kaiſerdramen (durch die andere Bühnen nicht leicht heimgeſucht wurden) an ihn erinnerte. Die engherzig gezogenen Grenzen wurden nur noch in ſo weit geachtet, als man ſie einem rohen Naturalismus entgegenzuſtellen pflegte. Im Ganzen wurde die Schauſpielkunſt durch Iſſland's Schraubſyſtem mehr niedergedrückt als emporgehoben und ihre Entfaltung gehindert. Durch die „Koſtüme auf dem K. National-Theater", welche zum Theil nach Zeichnungen von Dähling und H. Stürmer ſeit 1805 erſchienen, wurde der eitle Formalismus noch höher getrieben. Wie dankbar wäre es anzuerkennen geweſen, wenn Iſſland in treuen Abbildungen *), oder wo Gemälde fehlten, in Geſchichtserzählungen nach ſichern Quellen, das Coſtüm der darzuſtellenden hiſtoriſchen Perſonen oder Coſtüme der Zeit dem denkenden Regiſſeur und Schauſpieler dargeboten hätte, um Motive für die verſchiedenen

*) Der Graf v. Brühl, der 1814 nach Iſſlands Tode die Theater-Intendantur führte, und neue blendendere Trachten zeichnen ließ, verſichert die beſten Quellen aufgeſucht zu haben und wir wiſſen, daß er ſich nicht damit begnügte, in „Wallenſtein" den ſchwediſchen Hauptmann ſo auftreten zu laſſen, wie Iſſland es vorgezeichnet, ſondern ſich nach Stockholm mit einer Anfrage wandte. Er that wohl zuviel, wo jener zu wenig that. Brühl wollte, daß auch bei den Schauſpielerinnen in Tragödien die Mode keinen Einfluß zeigte. Anſichten der Zeit ſcheinen aber auf der Bühne eine Berechtigung zu fordern.

Kleidungen zu entnehmen, anſtatt bei mangelhafter antiquariſcher Bildung*) ein koſtbares Farbengepränge als Norm zu liefern und der Welt darzuthun, wie er durch emporragende Federn ſein Höhenmaaß zu ſteigern, wie er durch das Halstuch dem nach unten ſich verbreiternden Kopf eine entſprechende Baſis zu geben ſuchte, wie er dieſe Rolle mit einer gepuderten, jene mit einer braunen Perücke ſpielte. Durch das Nachahmen blendender Trachten auf den Provinzial-Theatern wurde unſtatthafter Luxus genährt, die Harmonie verwirrt und die Sache in keinem Theile der Wahrheit näher gebracht.

Tieck, der ſchon bei Iffland's Leben ſeine Stimme gegen ihn erhob, ſagt: „Für die Bühnendarſtellung gründete Schröders univerſelles Talent eine echte deutſche Schule, die keine andere ſeyn konnte, als die alte engliſche. Schröder gab uns ein wirkliches deutſches Theater. Zu der Vollendung eines deutſchen Schauſpielers zu gelangen, iſt unendlich ſchwerer, als ein großer franzöſiſcher Tragödienſpieler zu werden. Mit Iffland kam zuerſt jene Annäherung an die franzöſiſche Manier wieder" **).

Aus der Verſchiedenheit der drei Männer, Schröder's, Goethe's und Iffland's erklärt ſich die der drei Theater. Alle drei erſtrebten Großes und ließen es an redlichem Eifer nicht fehlen. Schröder wollte im Schauſpielhauſe einen Tempel echter Schauſpielkunſt errichten, Goethe auf der Bühne einen Altar für die Dichter erbauen, Iffland den Platz für eine Kunſtſchule wohl berechneter Eleganz gewinnen, Schröder wollte nur der Erſte unter ſeines Gleichen ſeyn, Goethe unerſchütterlich erhaben über dem beweglichen Element emporragen, Iffland als Schauſpielerheros die Kräfte zügeln und eine Harmonie mit dem eignen Kunſtgebilde erzwingen, Schröder wollte ſchützen, was ſich auf den Bretern als probehaltig erwieſen, Goethe in der Action und Recitation nur den paſſenden Ausdruck für die Poeſie erzielen, Iffland durch ein durchdachtes Spiel dem gelernten Wort die rechte Weihe geben.

*) Man ſehe, welche Vorſtellung er von der Sella curulis hatte in Ifflands „Meine theatraliſche Laufbahn." Leipz. 1798. S. 132.
**) Dramaturgiſche Blätter. Breslau 1826. II. S. 194. 195.

Obgleich Iffland, Schröder und beſonders Goethe befliſſen waren, wirkſame Stücke neuer Dichter auf die Szene zu führen, ſo ſtand obenan nach wie vor Kotzebue. Eines dauernden Beifalls dagegen erfreuten ſich die neuen Operndichter. Es waren aber Ausländer, die nach Mozart's Tode, nachdem ſie von den Deutſchen gelernt hatten, die deutſche Oper beherrſchten. Die entſchiedenen Lieblinge der deutſchen Muſikfreunde wurden Paeſiello, Paer, Cherubini und Mehul. Paeſiello war eine Zeitlang der Muſikdirector der italieniſchen Oper in Petersburg, Paer wirkte in gleicher Eigenſchaft in Dresden. Gewöhnlich war es, daß von Paris aus der Enthuſiasmus ſich fortpflanzte, der die meiſtens mehr anmuthigen als brillanten Tondichtungen begleiteten. Paeſiello folgte einem Ruf nach Paris, Cherubini war daſelbſt als Muſikdirector an der großen Oper und Mehul bei dem Conſervatoire angeſtellt. Sie „begründeten durch neuere Form und gediegene Faktur der großen Enſembleſtücke einen Opernſtyl, der als ein Fortſchritt anerkannt und nachgeahmt worden" *). Paer iſt der Vater der modernen italieniſchen Opernproduction zu nennen, die Neues liefert ohne fortzuſchreiten. Bei Cherubini und Mehul finden wir Bethoven's Harmonietiefe, deſſen Werke im Conſervatoire durch den letzteren das Bürgerrecht gewannen und ſie haben eine Fortbildung der Oper bewirkt und ein allgemeineres Intereſſe für ſie gefördert. Sie lernten, wenn auch nicht auf dem Boden der deutſchen Kunſt lebend, den Werth der dramatiſchen Wahrheit erkennen als Eigenthum der deutſchen Muſik. Mit großem Erfolg wurden zwiſchen den Jahren 1793—1809 Paeſiello's „Schöne Müllerin (Molinara) und „Der Barbier von Sevilla oder die unnütze Vorſicht" (von Großmann überſetzt), Paer's „Camilla", „Sargines" und „Der luſtige Schuſter", Cherubini's „Lodoiska" und „Der Waſſerträger (Lex deux journées), Mehul's „Joſeph in Aegypten", „Je toller je beſſer (une folie)", „Die beiden Blinden von Toledo." Von Wien kam nichts Neues von Bedeutung, wenn auch die burlesken Volks- und Zauberopern als Caſſenſtücke gern ins Repertoir aufgenommen wurden, Heibel's „Tyroler Waſtel", Kauer's „Schweſtern von Prag" und „die neuen Erfindungen" von Wenzel Müller.

*) Cornet S. 32

Unter den Tragödiendichtern ſteht obenan ein Landsmann, deſſen Name bereits als Theater-Recenſent in Königsberg genannt wurde und deſſen großartige dramatiſchen Schöpfungen, ungeachtet ihrer Nimbushülle voll Hyacinthenduft und Karfunkelſchein und ihrer undarſtellbaren Natur, doch von der Art ſind, daß Goethe, Iffland und Schröder auf ſie Rückſicht zu nehmen, für unerläßlich hielten.

(Fortſetzung folgt.)

Bericht

über die Verſammlungen von Freunden der Flora Preußens in Elbing am 3. Juni 1852 und 18. Mai 1853.

Von C. v. Klinggräff.

Mein geehrter Freund, Pfarrer Kähler, welcher in dieſen Blättern über die beiden erſten Verſammlungen von Freunden der Botanik unſerer Provinz berichtete, hat mich aufgefordert, von der diesjährigen Zuſammenkunft Mittheilung zu machen und zugleich, woran ihn ſelbſt verſchiedene Umſtände gehindert haben, über die vorjährige eine Ueberſicht zu geben.

Zuvörderſt alſo über unſere Zuſammenkunft am 3. Juni des vorigen Jahres in Elbing der folgende kurze Ueberblick, ſoweit ich ihn aus dem Gedächtniß zu geben vermag.

Dr. Klinsmann lieferte, wie im Jahre vorher durch ſeine Sammlung von Riedgräſern, ſo jetzt durch ſeine vorgelegte reichhaltige Weiden-Collection aus der Danziger Gegend die Grundlage zu Mittheilungen über dieſes ſchwierige Kapitel. Namentlich erregte es Intereſſe zu erfahren, daß die vermeintliche Salix mollissima aus der Gegend von Danzig nichts anderes als S. rubra Huds. iſt, die beſonders bei Zoppot in der Plantage ziemlich häufig vorkommt. Lehrer Straube und Seydler vertheilten ſeltnere

Pflanzen aus den Umgebungen von Elbing und Heiligenbeil, ſo Letzterer das bei uns erſt an zwei Stellen gefundene Cerastium sylvaticum von einem neuen Standort, Papiermühle Grünwehr zwiſchen Heiligenbeil und Zinten.

Direktor Schmidt zeigte Veronica Buxbaumii Ten., bei Danzig bei Pelonken im Sommer 1851 von ihm aufgefunden, als neuen Bürger unſerer Flora vor. Von mir wurden in gleicher Eigenſchaft vorgelegt: Viola epipsila Ledebour, von meinem Bruder bei Dt. Eylau in ſumpfigem Gebüſch bei Raudnitz 1851 entdeckt; Potentilla procumbens Sibth., von Dr. Klinsmann und mir in demſelben Jahre bei Neuſtadt aufgefunden und Achillea cartilaginea Ledeb.; ſchon lange von mir in den Weichſelniederungen bei Marienwerder bemerkt, aber erſt 1851 von A. Ptarmica unterſchieden.

Ein Schreiben des Oberlehrer Krauſe in Dt. Crone nebſt einigen ſeltneren Pflanzen der dortigen Gegend, wurde von der Verſammlung mit großem Intereſſe aufgenommen, ſowohl wegen der eingeſendeten Pflanzen, z. B. der mit Sicherheit bisher in unſerer Provinz noch gar nicht aufgefundenen Pedicularis sylvatica und der wenigſtens nur ſparſam vorkommenden Epilobium tetragonum und Cephalanthera rubra, als auch wegen der erfreulichen Thatſache, daß nunmehr endlich auch der ſüdweſtliche Theil unſerer Provinz botaniſch erforſcht werde. Denn ſchließt ſich dieſer Theil nach ſeiner geographiſchen Lage und als zum Flußgebiet der Oder gehörig, auch näher an die weſtlicheren Provinzen, ſo muß man ihn doch, ſo lange die Floren nach politiſcher Eintheilung umgrenzt werden, der Flora Preußens, deren Gebiet überhaupt zum größern Theil nur aus Partikeln zweier größerer Flußgebiete beſteht, vindiciren. Noch war in dem Schreiben bemerkt, daß auch Nasturtium officinale, eine bisher für Preußen zweifelhafte und wahrſcheinlich auch nur in deſſen zum Odergebiete gehörenden Theile vorkommende Pflanze, und Centaurea austriaca, welche man ſo weit nach Weſten nicht vermuthen ſollte, bei Dt. Crone vorkämen. Von ihrem Vorhandenſein wurde ich durch ſpäter gefälligſt überſendete Exemplare überzeugt. Nachmittags wurde eine Excurſion nach Reimannsfelde unternommen und dabei von ſeltenen Pflanzen namentlich Luzula albida, bei Reimannsfelde,

wie überhaupt in den Wäldern am hohen Haffufer bei Elbing häufig, geſammelt.

Der bei der Trennung getroffenen Verabredung gemäß, vereinigte ſich die Mehrzahl der bisherigen Theilnehmer nebſt einigen neu hinzu tretenden am 18. Mai in Elbing zu der diesjährigen Verſammlung.

Direktor Schmidt vertheilte ſeine zahlreichen Doubletten aus der Gegend von Danzig, während ſeines bisherigen Aufenthaltes daſelbſt geſammelt, darunter: Arabis hirsuta, Dentaria bulbifera, Alsine viscosa, Spergula marina, Caucalis daucoides, Libanotis montana, Sonchus palustris, Ajuga pyramidalis, Orobanche coerulescens, Veronica Buxbaumii.

Lehrer Seydler gab aus der Gegend von Heiligenbeil unter andern: Cerastium sylvaticum und Potentilla supina, aus der Gegend von Cranz, im vorigen Sommer daſelbſt von ihm geſammelt: Pisum maritimum, Sambucus Ebulus, Cirsium acaule, Tragopogon floccosus.

Lehrer Straube vertheilte aus der Flora von Elbing z. B. Pisum maritimum von Kahlberg, Pleurospermum austriacum, Galium sylvaticum, Crepis virens.

Von mir wurden mitgetheilt aus der Gegend von Marienwerder unter anderen: Erysimum strictum, Bupleurum longifolium, Laserpitium latifolium, Asperula tinctoria, Dipsacus laciniatus, Inula hirta, Dracocephalum Ruyschiana, Cephalanthera rubra, Allium fallax, und aus der Gegend von Löbau, von meinem Bruder geſammelt: Alsine viscosa und Leersia oryzoides. Zwei für unſere Flora neue Arten, nämlich Nasturtium anceps Reichenb. nicht Decand., bei Marienwerder, und Carex pacifica Drej. — nach Fries die wahre C. caespitosa Linn. — bei Löbau von mir aufgefunden und einigen Freunden ſchon mitgetheilt, konnte ich erſt ſpäterhin allgemein mitzutheilen verſprechen.

Pfarrer Kähler bemerkte bei Pr. Holland nur Valerianella Auricula nicht dentata gefunden zu haben und ich konnte nach den von dort erhaltenen Exemplaren, ſoweit die noch nicht vollkommen entwickelten Früchte ein Urtheil erlauben, mich mit dieſer Anſicht nur einverſtanden erklären, wie auch hinzufügen, bei Danzig und Marienwerder bisher ebenfalls nur Valerianella Auri-

cula nicht dentata gefunden und die unzweifelhafte V. dentata Poll. aus der Provinz überhaupt noch nicht geſehn zu haben. Fernere Unterſuchungen über das Vorkommen dieſer beiden Arten in unſerer Flora anzuſtellen wurde beſchloſſen.

Cantor Grabowski aus Marienburg, der unſere Verſammlung zum erſten Male mit ſeiner Gegenwart erfreute, bedauerte, da er erſt am Morgen des Verſammlungstages von der Zuſammenkunft Nachricht erhalten, keine Pflanzen zur Vorlage bereit zu haben, verſprach aber unter andern Viola hirta, am Galgenberge bei Marienburg und V. elatior, im Montauer Walde im Werder häufig, ſpäter mitzutheilen. Derſelbe bemerkte, daß Aconitum variegatum und Isopyrum thalictroides, früher zahlreich im Lindenwalde bei Marienburg, leider mit dieſem zugleich an jenem Standort verſchwunden ſind.

Oberlehrer Krauſe aus Dt. Crone bezeigte der Verſammlung wieder ſeine erfreuliche Theilnahme durch ein Schreiben, worin er bedauerte, durch Umſtände verhindert, an der Zuſammenkunft ſich nicht perſönlich betheiligen zu können und durch abermalige Ueberſendung einiger Pflanzen ſeiner Gegend, worunter wieder Pedicularis sylvatica, ferner Gagea arvensis, Dianthus prolifer, Hypericum humifusum, Gratiola officinalis und Orchis latifolia, ſehr ſchmalblättrig, aber nach den ſonſtigen Charakteren dieſe Art oder Form, nicht O. incarnata.

Am Nachmittage wurde eine Excurſion nach dem Thale am Krauſenberge unternommen, hauptſächlich um die vor einigen Jahren von Straube daſelbſt entdeckte Cardamine hirsuta wieder aufzufinden. Sie wurde vergeblich geſucht, da die Wieſen längs dem Bache ſeitdem von aufgeſchwemmtem Sande verſchüttet ſind, auch durch vollſtändige Abholzung dem Thale aller Schatten entzogen iſt. Von der früher hier üppigen Vegetation ſchattiger Wälder fanden wir noch erhalten Myosotis sylvatica, Daphne Mezereum, Lathraea Squamaria, Carex digitata und den als Art zweifelhaften Ranunculus cassubicus. Alle an dieſem Standorte beobachteten Exemplare deſſelben gehörten zu der Normalform mit blattloſen Scheiden und 1—2 Wurzelblättern. Er war übrigens in voller Blüthe, während der ächte R. auricomus damals noch nirgend ſeine Blumen entfaltet hatte. Petasites albus, früher ebenfalls in dieſem Thale nicht ſelten, wurden nirgend mehr

bemerkt; dagegen fanden ſich noch ſchöne Exemplare von Equiſetum Telmateja.

Am folgenden Tage machten ein Paar von uns noch eine Excurſion nach Grunau und Vogelſang, wo am Windmühlenberge bei Grunau Vicia lathyroides, Saxifraga tridactylites und die Wurzelblätter von Chondrilla juncea, auf Aeckern daſelbſt Veronica opaca nebſt polita, im Thale hinter dem Blaubeerberge Petasites albus, wegen des ungewöhnlich kalten Frühjahrs zum Theil noch blühend, gefunden wurden.

Bei der Trennung wurde der einſtimmige Beſchluß gefaßt, aus verſchiedenen Gründen künftig mit dem Orte der Zuſammenkunft jährlich zu wechſeln, den Tag derſelben aber vorläufig beſtehn zu laſſen und demgemäß **im kommenden Jahre am Mittwoch in der Pfingſtwoche in Braunsberg ſich wieder zu verſammeln.**

Zur Beachtung.

In einer in Danzig erſchienenen Zeitſchrift: Der Aehrenleſer lautet eine Korreſpondenznachricht vom Februar 1822 folgendermaaßen:

Der vor Kurzem hier verſtorbene Königl. Preuß. Regierungsrath Schreiber hat durch ſeinen letzten Willen eine Summe Geldes zu einer ſolennen Gedächtnißfeier Kants beſtimmt. Möchte doch dies ſchöne Beiſpiel eines edlen Privatmannes, die Bürger unſeres Vaterlandes zur Nacheiferung reizen, damit ſich bald ein, den vielen Verdienſten des großen Kant, würdiges Denkmal in der Stadt ſehen ließe, in der er geboren und erzogen wurde, und wo er — ein ſeltenes Beiſpiel — ſein ganzes herrliches Leben durchlebte. Niemand iſt gewiß eines ehrenvollen Andenkens bei der Nachwelt würdiger als Kant, der als Menſch und Bürger,

als großer Denker und großer Gelehrter, als Freund der Tugend und Freund der Wahrheit gleich achtungswerth war. Er kann mit Recht der zweite Schöpfer der Philoſophie genannt werden, und iſt in jedem Falle, nebſt dem unvergeßlichen Herder der höchſte Stolz des preußiſchen Volkes. Um ſo betrübender iſt die Bemerkung, daß noch ſo wenig dafür geſchehen iſt, dem übrigen Europa zu zeigen, wie hoch den unſterblichen Mann ſein Vaterland achtet; — und jedem Fremdlinge muß es wahrlich befremdend vorkommen, wenn er Kants Haus, dieſen heiligen Tempel der Pallas Athene zu einem Kaffeehauſe umgewandelt ſieht. Zwar Kant hat ſich in ſeinen Schriften ein Denkmal „dauernder noch als Erz" geſetzt — aber das hat er gethan, und wir ſcheinen ſo ganz vergeſſen zu haben, daß auch wir ihm eins ſchuldig ſind. Denn durch die ſogenannte Stoa Cantiana, (dieſen verfallenden, an die hieſige Domkirche ſich ſtützenden Säulengang, wo Kant begraben liegt und ſeine Büſte aus Marmor aufgeſtellt iſt,) *) ſoll die Ehrenſchuld doch wohl nicht etwa ſchon abgetragen ſeyn? — Gewiß wäre der gebildete Theil unſers Vaterlandes mit Freuden bereit, ſeine hier verpfändete Ehre einzulöſen, wenn ſich irgend ein geachteter Mann fände, der die Anordnung des Ganzen übernehmen wollte. Möge ein ſolcher ſich bald zeigen! — Und auch Herder hat noch kein Denkmal!!

„Das Volk iſt unwerth ſeiner großen Männer,
„Das ſie vergeſſen kann. Das aber ehrt
„Sich ſelbſt, das ſeine großen Todten ehrt."

*) Kants Haus iſt ſeit vielen Jahren kein Gaſthaus mehr, die Stoa, der Büſte beraubt, hat durch die neue Einzäunung wahrlich nicht gewonnen.

Epitome gestorum Prussie,

eine der älteſten preußiſchen Chroniken, im Original mitgetheilt und ins Deutſche überſetzt

von

Dr. M. Töppen.

Vorbemerkung. Die nachfolgende Chronik findet ſich in einem Folianten der Königl. Bibliothek zu Königsberg (Neues Zeichen N. 1119.) in den Schriftzügen des vierzehnten Jahrhunderts. Der Verfaſſer derſelben war, wie er ſelbſt angiebt, ſeit dem Jahre 1313 Domherr der ſamländiſchen Kirche. Auf dem Deckel des bezeichneten Folianten wird ſie als epitome gestorum Prussie bezeichnet; über dem Text ſelbſt ſteht von jüngerer Hand der Titel: chronicon brevissimum rerum ecclesiasticarum a nato Christo. Sie enthält manche ſehr überraſchende Originalnotizen, und iſt auch ihrer ganzen Compoſition wegen merkwürdig. Einer ausführlicheren Beurtheilung derſelben enthalte ich mich hier, da ich eine ſolche in einem Werke über die preußiſche Hiſtoriographie niedergelegt habe, das ſich gegenwärtig unter der Preſſe befindet. Die Ueberſetzung habe ich auf den Wunſch der Redaction dieſer Blätter hinzugefügt. Die Handſchrift des Originals füllt etwa 22 Folioſeiten (fol. XL—LI), deren jede in 4 Spalten zerlegt iſt. Die Zahlen dieſer Spalten füge ich am Rande bei. Der Kürze wegen bediene ich mich der arabiſchen Ziffern ſtatt der lateiniſchen, und ſchreibe a. d. für anno domini. Auch an die Willkür des Chroniſten im Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben und der Interpunktionszeichen habe ich mich nicht gebunden.

Epitome gestorum Prussie.

30.*) A. d. 1104 incepit ordo hospitalis sancti Johannis temporibus Urbani secundi [1]).

A. d. 1122 incepit ordo templariorum tempore Pascalis secundi [2]), qui postea deletus fuit per Clementem quintum, a. d. 1312 temporibus Henrici septimi.

A. d. 1190 incepit ordo Theutonicus temporibus Celestini tercii et Heynrici sexti.

A. d. 1216 incepit ordo predicatorum temporibus Honorii tercii. Eodem anno minores inceperunt.

31. A. d. 1227 incepit ordo heremitarum qui et Karmelite dicti sunt temporibus Honorii supradicti.

A. d. 1221 beata Elizabet tradita fuit Ludevico lantgravio Thuringie.

A. d. 1227 obiit dictus lantgravius in Sicilia in civitate Otrant temporibus Gregorii noni et Friderici secundi.

A. d. 1235 canonizata fuit Elizabet.

A. d. 1243 Innocencius quartus misit legatum ad partes Prusie nomine Wilhelmum Mutinensem episcopum,

32. qui postea electus in papam vocatus Allexander quartus, cum Swantepolt et fratribus facere concordiam.

A. d. 1231 Thorun edificatur.

A. d. 1232 Culmen edificatur et translata in montes.

A. d. 1233 Merginwerdir construitur.

A. d. 1234 Redin construitur.

A. d. 1237 Elbing construitur.

A. d. 1239 Balga construitur.

A. d. 1247 Crisburg edificatur.

33. A. d. 1252 constructum est castrum Memela.

A. d. 1253 Cruczeburg construitur.

A. d. 1255 Kunigisberc edificatur per regem Boemie Otcarum.

A. d. 1265 Tapiow edificatur.

*) Die frühere Reihe von Geſchichts-Angaben, deren keine mit Preußen in Beziehung ſteht, iſt weggelaſſen. Die Red.

Auszug preußiſcher Geſchichten.

30. 1104. Der Orden vom Hospital des H. Johannes begann in den Zeiten Urban's 2.

1122. Der Orden der Tempelherrn begann in der Zeit Paſchalis' 2., der nachher aufgehoben wurde durch Clemens 5. im Jahre 1312 zu den Zeiten Heinrichs 7.

1190. Der Deutſche Orden begann in den Zeiten Cöleſtins 3. und Heinrichs 6.

1216. Der Predigerorden begann in den Zeiten Honorius' 3. In demſelben Jahre begannen die Minoriten.

31. 1227. Der Orden der Eremiten, welche auch Karmeliter genannt ſind, begann in den Zeiten des vorgenannten Honorius.

1221. Die H. Eliſabeth wurde gegeben dem Landgrafen Ludwig von Thüringen.

1227. Der genannte Landgraf ſtarb in Sicilien in der Stadt Otranto zu den Zeiten Gregors 9. und Friedrichs 2.

1235. Eliſabeth wurde canoniſirt.

1243. Innocenz 4. ſchickte einen Legaten nach Preußen, mit
32. Namen Wilhelm, Biſchof von Modena, welcher nachher
zum Pabſt erwählt den Namen Alexander 4. annahm, Frieden zu ſtiften zwiſchen Swantopolk und den Brüdern.

1231. Thorn wird erbaut.

1232. Culm wird erbaut und nach den Bergen verlegt.

1233. Marienwerder wird gegründet.

1234. Reden wird gegründet.

1237. Elbing wird gegründet.

1239. Balga wird gegründet.

1247. Chriſtburg wird erbaut.

33. 1252. Das Schloß Memel wurde gegründet.

1253. Kreuzburg wird gegründet.

1255. Königsberg wird erbaut durch den König Ottokar von Böhmen.

1265. Tapiau wird erbaut.

[1]) Soll heißen Pascalis II. [2]) Entweder die Jahrzahl wird in 1118, oder der Name des Papſtes in „Calixt II." zu ändern ſein.

A. d. 1266 Braudenburg edificatur.

A. d. 1270 Louchstetin construitur.

A. d. 1277 Resenburg edificatur. Eodem autem [1]) Brunsberg construitur.

A. d. 1279 Merginburg edificatur.

A. d. 1281 Mewa edificatur.

34. A. d. 1289 Rangnithen edificatur.

A. d. 1293 domus Schalowinorum construitur.

A. d. 1312 [2]) Kirsmemela edificatur.

A. d. 1325 Gerdawen edificatur. Eodem anno Bartinburg. Item eodem anno Bischofeswerdir. Item eodem anno Nuenmargt.

A. d. 1326 Lunenburg construitur.

A. d. 1327 Morungen edificatur.

A. d. 1328 fratres de Prusia domum Memelam gubernandam a Lyvoniensibus receperunt.

35. A. d. 1335 Angirburg edificatur. Eodem anno Welov civitas.

A. d. 1336 magister generalis de Aldenburg volens edificare castrum in quadam insula Memele ex illa parte Pisten, et jam erecto uno propugnaculo nomen imponens vocavit Jurgenburc; et tamen propter impotentiam retrocedebat, opere et structura non conpleta.

A. d. 1337 predictus magister et dux Bavarie Heynricus edificavit castrum in quadam insula ex [3]) opposito Welov [4]), vocavit Beyern. Eodem anno Instir-

36. burg construitur.

Primus magister generalis Heynricus Walbote.

Secundus Otto.

Tercius Hermannus Bart.

Quartus Hermannus de Salza. Tempore istius magistri venerunt fratres Prusiam, edificantes Vogilsanc a. d. 1226.

Quintus Cunradus lantgravius Turingie [5]).

[1]) In der Handſchrift ſteht aut. Ob für anno?

[2]) ?

1266. Brandenburg wird erbaut.
1270. Lochſtet wird gegründet.
1277. Rieſenburg wird erbaut. In demſelben Jahre wird Braunsberg errichtet.
1279. Marienburg wird erbaut.
1281. Mewe wird erbaut.
34. 1289. Ragnit wird erbaut.
1293. Das Haus der Schalauer wird gegründet.
1312. Chriſtmemel wird erbaut.
1325. Gerdauen wird erbaut. In demſelben Jahre Wartenburg. Ferner in demſelben Jahre Biſchofswerder. Ferner in demſelben Jahre Neumarkt.
1326. Lunenburg wird gegründet.
1327. Morungen wird erbaut.
1328. Die Brüder von Preußen übernahmen die Verwaltung des Hauſes Memel von denen in Livland.
35. 1335. Angerburg wird erbaut. In demſelben Jahre die Stadt Wehlau.
1336. Der Hochmeiſter von Altenburg wollte ein Schloß auf einer Inſel der Memel gegenüber Piſten erbauen und nannte es, nachdem er eine Wehr bereits errichtet hatte, Georgenburg. Dennoch zog er ſich, weil ſeine Macht nicht ausreichte, zurück, ohne das Werk und den Bau zu vollenden.
1337. Der genannte Meiſter und Herzog Heinrich von Baiern erbauten ein Schloß auf einer Inſel gegenüber Welun und
36. nannten es Baiern. In demſelben Jahre wird Inſterburg gegründet.

Der 1ſte Hochmeiſter Heinrich Walpot.
2. Otto.
3. Hermann Bart.
4. Hermann von Salza. In der Zeit dieſes Hochmeiſters kamen die Brüder nach Preußen, und bauten Vogelſang 1226.
5. Konrad Landgraf von Thüringen.

[3]) In der Handſchrift leſe ich re.
[4]) Soll wohl heißen Welun.
[5]) Turingie ſteht in der Handſchrift zweimal.

Sextus Poppe electus fuit a. d. 1253.
Septimus Anno electus fuit a. d. 1264.
Octavus Hartmannus de Helderunge electus fuit a. d. 1273.
37. Nonus Burchardus de Swanden.
Decimus Cunradus de Wuchtewange.
Undecimus Gotfridus de Hoenloch electus fuit a. d. 1290 [1]).
Duodecimus Siffridus de Wuehtewange electus fuit a. d. 1302.
Tercius decimus Karulus de Treveri electus fuit a. d. 1312.
Quartus decimus Wernherus de Orsele electus fuit a. d. 1325.
Quintus decimus Luderus de Brunswig electus fuit a. d. 1331.
38. Sextus decimus Theodericus de Aldenburg electus fuit a. d. 1335.
Decimus septimus Lutolf Kunig electus fuit a. d. 1343.
Decimus octavus Henricus Tusemer electus fuit a. d. 1345.
Decimus nonus Winricus de Knipporode electus fuit a. d. 1352.
Primus magister terre Prusie Hermannus Balke.
Secundus Poppe de Ostirna.
Tercius Henricus de Wida.
39. Quartus Gerhardus de Hirczberg.
Quintus Hartmannus de Grunbach.
Sextus Helmericus.
Septimus Ludwicus de Baldinsheym.
Octavus Theodericus de Gatirslebe.
Nonus Cunradus de Tirberg.
Decimus Cunradus de Vuchtewangé.
Undecimus Manegoldus.
Duodecimus Cunradus juvenis de Tirberc.
Tercius decimus Meyneke de Queruevord.
Quartus decimus Ludewicus de Schippen.
Quintus decimus Helwicus de Goltbach.

6. Poppo, wurde gewählt 1253.
7. Anno, wurde gewählt 1264.
8. Hartmann von Heldrungen, wurde gewählt 1273.
37. 9. Burchard von Schwanden.
10. Konrad von Feuchtwangen.
11. Gottfried von Hohenlohe, wurde gewählt 1290.
12. Siegfried von Feuchtwangen, wurde gewählt 1302.
13. Karl von Trier, wurde gewählt 1312.
14. Werner von Orſeln, wurde gewählt 1325.
15. Luther von Braunſchweig, wurde gewählt 1331.
38. 16. Dietrich von Altenburg, wurde gewählt 1335.
17. Ludolph König, wurde gewählt 1343.
18. Heinrich Tuſmer, wurde gewählt 1345.
19. Winrich von Kniprode, wurde gewählt 1352.

Erſter Landmeiſter von Preußen Hermann Balke.
2. Poppo von Oſterna.
3. Heinrich von Wida.
39. 4. Gerhard von Hirzberg.
5. Hartmann von Grumbach.
6. Helmerich.
7. Ludwig von Baldersheim.
8. Dietrich von Gatersleben.
9. Konrad von Thierberg.
10. Konrad von Feuchtwangen.
11. Mangold.
12. Konrad der jüngere von Thierberg.
13. Mainhard von Querfurt.
14. Ludwig von Schippen.
15. Helwig von Goldbach.

¹) ?

40. Sextus decimus Cunradus Sak.
Decimus septimus Heynricus de Ploczic.
A. d. 1251 fuit conflictus in Natangia, ubi multi fratres et christiani fuerunt occisi.
41. A. d. 1254 rex Bohemie Ottackerus expugnavit terram Sambie.
A. d. 1255 [1]) marchio Brandenburgensis venit Prusiam.
A. d. 1260 fuit conflictus in Curonia circa flumen Durben, ubi 150 fratres cum ceteris corruerunt.
A. d. 1261 fuit conflictus in Pocarwen, ubi occisi sunt fratres et peregrini multi.
A. d. 1262 conflictus fuit in Slonien [2]). Eodem anno
42. comes Juliacensis et marchio venerunt Prusiam et in Sambia habuerunt conflictum, ubi corruerunt tria milia Sambitarum.
A. d. 1263 circumvallatum fuit Cruczeburg. Eodem anno occisus est magister Elmericus cum 40 fratribus.
A. d. 1277 Litwini congregato exercitu vastaverunt terram Culmensem incendiis et rapinis et cremaverunt Clement.
A. d. 1260 Accaron fuit expugnata et totaliter a Sarracenis deleta.
A. d. 1309 Sambia devastatur.
43. A. d. 1311 a rege Litwinorum Witene Sambia et Natangia devastatur bis et in secunda vastacione feria quarta post festum palmarum fratres cum eis congressi sunt in campo Lopelauken, tria milia Litwinorum occiderunt; capitaneus de Ploczc. Eodem anno in concilio Vienensi deletus est ordo templariorum.
A. d. 1314 fuit expedicio versus Kriwicz.
A. d. 1320 occisus est frater Henricus summus marschalcus de Plozc.
A. d. 1322 comes Juliacensis et dux Bernhardus de Swidenicz venerunt Prusiam.
44. A. d. 1323 fuit frigidissima yemps et intensissima [3])

[1]) ? [2]) Es ſteht deutlich Slonien nicht Slomen.

40. 16. Konrad Sack.

17. Heinrich von Plock.

1251 war ein Treffen in Natangen, wo viele Brüder und Chriſten getödtet wurden.

41. 1254. König Ottokar von Böhmen eroberte Samland.

1255. Der Markgraf von Brandenburg kam nach Preußen.

1260 war ein Treffen in Kurland am Fluſſe Durben, wo 150 Brüder ſammt anderen fielen.

1261 war ein Treffen bei Pokarwen, wo viele Brüder und Pilger getödtet wurden.

1262 war ein Treffen in Slonien. In demſelben Jahre ka-
42. men der Graf von Jülich und der von Mark nach Preu-ßen, und lieferten in Samland ein Treffen, wo 3000 Sambiten fielen.

1263 wurde Kreuzburg belagert. In demſelben Jahre wurde Meiſter Helmerich mit 40 Brüdern getödtet.

1277. Die Litthauer verſammelten ein Heer, verheerten das Culmerland mit Brand und Raub und äſcherten Clement ein.

1290. Akkon wurde von den Saracenen erobert und gänzlich zerſtört.

1309. Samland wird verwüſtet.

43. 1311. Samland und Natangen werden zweimal von Witen, dem Könige der Litthauer verheert; bei der zweiten Verheerung am Mittwoch nach Palmſonntag griffen die Brüder ſie auf dem Felde Woplauken an, und tödteten ihrer 3000 Mann; Führer war der von Plock. In demſelben Jahre wurde auf dem Concil zu Vienne der Orden der Tempelherren aufgehoben.

1314 war ein Zug gegen Krivitz.

1320. Bruder Heinrich von Plock, der Obermarſchall, wurde getödtet.

1322. Der Graf von Jülich und der Herzog Bernhard von Schweidnitz kamen nach Preußen.

44. 1323 war ein ſehr kalter und ſtrenger Winter und es ſchneite lange. In demſelben Jahre zu Pfingſten wurde ein Spiel

[2]) In der Handſchrift ſteht frigus yemns et intensis.

Digitized by Google

et continuata in nive. Eodem anno fuit ludus de beata Katherina penthe. Et in assumptione beate virginis maxima intemperies. Item in exaltacione sancte crucis pagani devastabant civitatem Dobrin cum villis, et occiderunt circa octo milia hominum, 7 sacerdotes, 40 scolares, 2 monachos.

Eodem [1] a. d. 1324 erant in terra comes de Spanheim et plures de Reno et dominus de Resenberg de Bo-
45. hemia, per yemem non fuit expedicio, sed Bohemi explorabant aliquam partem Litwinorum terre. Item eodem anno 8 Kal. Maji fuit soltitium ab ortu solis supra usque ad terciam. Eodem anno fuit electus frater Wernerus in generalem magistrum post penth. Hoc anno incepit contencio pape et imperatoris vel regis Ludevici.

A. d. 1333 [2] suburbium in Memela combustum est a Litwinis.

46. A. d. 1336 [3] rex Cracovie assumptis Litwinis Marchiam devastavit.

A. d. 1329 rex Johannes Bohemie cum magistro generali vastavit terram Sameiten expugnando castrum Medewage, qui se subdiderunt regi et fratribus, baptm receperunt, qui postmom apostotati sunt. Eodem tempore rex Cracovie contra promissum, quod fecerat regi et fratribus vastavit terram Culmensem.

A. d. 1330 circa festum Michahelis rex Cracovie adjutus fortitudine Theutonicorum Ungariorum Polono-
47. rum Litwinorum magno exercitu terram Culmensem potenter intravit ipsam devastans incendiis et rapinis. Eodem anno magister Wernherus de Orsele occisus est in Marienburg.

A. d. 1331 occisi sunt centum fratres et centum vasalli a Polonis in Coiaviam [4], fratribus tamen gracia dei

[1] Dieſes eodem bezieht ſich offenbar auf die noch ſpäter folgende Notiz aus dem Jahre 1323, die nur an die unrechte Stelle gerathen iſt.

[2] Die Zahl iſt offenbar falſch; es muß heißen MCCCXXIII ſtatt MCCCXXXIII.

von der H. Katharina aufgeführt. Um Himmelfahrt Mariä gab es ſchreckliches Unwetter. Um den Tag der Kreuzerhöhung verheerten die Heiden die Stadt Dobrin mit ihren Dörfern und tödteten an 8000 Menſchen, 7 Prieſter, 40 Scholaren, 2 Mönche.

1324. Der Graf von Spanheim und mehrere vom Rheine und der Herr von Reſenberg aus Böhmen waren im Lande.
45. Im Winter kam es zu keiner Reiſe, aber die Böhmen erforſchten einen Theil des Landes der Litthauer. Ferner, in demſelben Jahre den 24. April war Solſtitium (Sonnenfinſterniß?) von Aufgang der Sonne bis über die Tertie hinaus. In demſelben Jahre wurde Bruder Werner zum Hochmeiſter erwählt nach Pfingſten. In dieſem Jahre begann der Streit des Pabſtes und des Kaiſers oder Königs Ludwig.

1323. Das Hackelwerk zu Memel wurde von den Litthauern verbrannt.

46. 1326. Der König von Krakau, mit den Litthauern verbunden, verheerte die Mark.

1329. König Johann von Böhmen verheerte mit dem Hochmeiſter das Land Samaiten und eroberten das Schloß Medewage. Die Beſiegten unterwarfen ſich dem Könige und den Brüdern, nahmen die Taufe an, fielen aber nachher wieder ab. In derſelben Zeit verheerte der König von Krakau gegen das Verſprechen, das er dem König und den Brüdern gegeben hatte, das Culmerland.

1330. Um Michaelis fiel der König von Krakau, unterſtützt von einer Menge von Deutſchen, Ungarn, Polen, Litthauern,
47. mit großer Macht in das Culmerland ein und verheerte es mit Brand und Raub. In demſelben Jahre wurde Meiſter Werner von Orſeln in Marienburg ermordet.

1331. 100 Brüder und 100 Lehnleute wurden von den Polen in Cujavien getödtet, doch behaupteten die Brüder durch

3) Statt dieſer Zahl ſollte MCCCXXVI ſtehen.

4) Statt Coiavia, verſchrieben.

et adjutorio victoriam obtinentibus multis Polonis occisis.

A. d. 1336 expugnatum fuit castrum Pillenen in Litto-
48. via per magistrum generalem Theodoricum de Aldenburg in die Mathie.

A. d. 1338 occisi sunt prope Ragnithen in campo Galelauken mille et ducenti Litwini a fratribus in vigilia assumptionis beate Marie temporibus fratris Henrici Tusemer summi marschalki, qui fuit capitaneus in dicto bello.

A. d. 1237 fuit magna expedicio in Littovia in die Mauricii.

A. d. 1260 dimicatum est apud Durben in die beate
49. Margarete virginis. Sequente yeme fuit conflictus contra Litwinos in Leneworten in die sancti Blasii.

A. d. 1263 devastatur Maritima et Perona a Litwinis in die purificationis, et in octava predicti festi dimicatum est contra eos aput Dunemunde.

A. d. 1264 conflagrata est tota civitas Rigensis in die apostolorum Petri et Pauli.

A. d. 1265 constructum est castrum in Mittovia.

50. A. d. 1270 dimicatum est contra Litwinos in glacie apud Osiliam in die beati [1]) Juliane.

A. d. 1279 dimicatum est in Littovia, ubi occubuit magister Ernestus et dominus Ebirhardus capitaneus Revaliensis et alii quam plures christiani 3 nonas Marcii.

A. d. 1287 occisus est magister Willekinus cum multis fratribus in crastino annunciacionis dominice.

A. d. 1297 orta est seditio inter fratres et cives Rigenses; paulo post hoc est biduo ante Marie Magdalene
51. maxima pars hora noctis combusta est.

A. d. 1298 rex Littowie devastavit Karthus et fines ejus; revertentes [2]) vero oppugnatus est juxta flumen Treidera in octava penthecost., que fuit Kal. Junii,

[1]) So ſtatt beate.

Gottes Gnade und Hülfe den Sieg, und auch von den Polen kamen viele um.

1336. Das Schloß Pillenen in Litthauen wurde durch den
48. Hochmeiſter Dietrich von Altenburg am Tage Mathiä erobert.

1338. Bei Ragnit auf dem Felde Galelauken wurden 1200 Litthauer von den Brüdern am Tage vor der Himmelfahrt Mariä getödtet, zu den Zeiten Bruder Heinrich Tusmers, des oberſten Marſchalls, welcher der Anführer in dieſem Kampfe war.

1237. Große Kriegsreiſe in Litthauen am Tage Mauritii.

1260. Kampf bei Durben am Tage der heiligen Jungfrau
49. Margarethe. Im folgenden Winter Treffen gegen die Litthauer bei Lenewarden am Tage des H. Blaſius.

1263. Der Küſtenſtrich und Pernau werden am Tage Mariä Reinigung von den Litthauern verheert, und am achten Tage darauf wurde gegen dieſelben bei Dünamünde gekämpft.

1264. Die ganze Stadt Riga brannte nieder am Tage der Apoſtel Petrus und Paulus.

1265. Das Schloß Mitau wird gegründet.

50. 1270. Bei Oeſel auf dem Eiſe wurde gegen die Litthauer gekämpft am Tage der H. Juliane.

1279. Man kämpfte in Litthauen, wo Meiſter Ernſt fiel und Herr Eberhard, der Hauptmann von Reval, und andere Chriſten in großer Zahl, den 5. März.

1287. Meiſter Willekin mit vielen Brüdern wurde getödtet am Tage nach der Verkündigung des Herrn.

1297 brach Zwieſpalt aus zwiſchen den Brüdern und den Bürgern von Riga; kurz darauf, nämlich zwei Tage vor Mariä Magdalenä brannte der größte Theil der Stadt zur
51. Nachtzeit nieder.

1298. Der König von Litthauen verheerte Karthus und das umliegende Gebiet; auf dem Rückzuge wurde er angegriffen am 8ten Tage nach Pfingſten, welcher der 1. Juni

[3] Offenbar ſtatt reverteus.

ubi magister Bruno et multi de suis corruerunt. Eodem anno Rigenses obsiderunt Novum molendinum, ubi submissi et occisi fuerunt a fratribus in die apostolorum Petri et Pauli, succurrentibus iis fratribus de Prusia.

52. A. d. 1305 fratres domus Theut. adepti sunt Dunemunde in die beati Jacobi. Eodem anno in vigilia beati Mathie apostoli occisi sunt in ecclesia Rigensi prepositus Rigensis et dominus Henricus de Lubec cum ipsorum familia. Eodem anno dimicatum est contra Litwinos aput Dubena, ubi occisus est frater Johannes de Schonenhagen conmendator Ascradis in die beati Gregorii pape, fratribus victoriam obtinentibus. Eodem anno venit Rigam de Romana curia
53. frater Fridericus archiepiscopus Rigensis.

A. d. 1307 dimicatum est contra Litwinos ante Rigam in die Processi et Martimiani [1]).

A. d. 1315 tanta fames in Lyvonia et Estonia orta est, quod matres filiis vescebantur.

A. d. 1319 dominus Johanes papa XXII confirmavit fratribus domus Theut. castrum Dunemunde.

54. A. d. 1321 edificatum est castrum Mesoten in Semigallia circa festum pasche.

A. d. 1322 Litwini dyocesim Tarbatensem invadentes circa dominicam reminiscere plus quam tria milia hominum occiderunt et in captivitatem abduxerunt.

A. d. 1323 Rutheni de Pleskow Litwanos in auxilium evocantes terram regis Dacie intraverunt et circa quinque milia hominum trucidaverunt 3 nonas Fe-
55. bruarii. Eodem anno magister et fratres Pleskoviam obsederunt et impugnaverunt machinis et aliis bellicis instrumentis. Eodem anno cives Rigenses quasdam literas sub nomine regis Litwinorum ad civitates maritimas et ad alia loca miserunt publicantes, quod rex dictus vellet suscipere fidem katholicam et baptismum mencientes.

[1]) Statt Martiniani.

war; hier fiel Meiſter Bruno und viele der Seinen. In demſelben Jahr belagerten die Rigaer Neuermühlen, wo ſie überwunden (?) und niedergemacht wurden von den Brüdern am Tage der Apoſtel Petrus und Paulus; den letztern waren die Brüder aus Preußen zu Hülfe gekommen.

52. 1305. Die Brüder des deutſchen Hauſes erlangten Dünamünde am Tage des H. Jacobus. In demſelben Jahre am Tage vor Mathiä Apoſtoli wurden in der Kirche zu Riga der Probſt von Riga und Herr Heinrich von Lübeck mit ihrem Geſinde erſchlagen. In demſelben Jahre wurde bei Dubena gegen die Litthauer gekämpft, wo Bruder Johann von Schönhagen, Komthur zu Aſchraden, fiel, am Tage des H. Gregorius des Pabſtes; doch behielten die Brüder den Sieg. In demſelben Jahre kam nach
53. Riga vom römiſchen Hofe Bruder Friedrich, der rigaiſche Erzbiſchof.

1307 wurde gegen die Litthauer vor Riga gekämpft am Tage des Proceſſus und Martinianus.

1315. So große Hungersnoth entſtand in Livland und Eſthland, daß Mütter ihre Kinder verzehrten.

1319. Herr Johann 22, der Pabſt, beſtätigte den Brüdern des Deutſchen Hauſes das Schloß Dünamünde.

54. 1321. Das Schloß Meſothen in Semgallen wurde um Oſtern erbaut.

1322. Die Litthauer überfielen die Diöceſe von Dorpat um den Sontag reminiscere, und tödteten oder führten in die Gefangenſchaft über 3000 Menſchen.

1323. Die Ruſſen von Pleskow riefen die Litthauer zu Hülfe, fielen in das Land des däniſchen Königs ein und metzelten gegen 5000 Menſchen nieder, den 3. Februar. In dem-
55. ſelben Jahre belagerten der Meiſter und die Brüder Pleskow und griffen es mit Ribalden und andrem Kriegsgeräth an. In demſelben Jahre ſchickten die Bürger von Riga unter dem Namen des Königs der Litthauer Briefe an die Seeſtädte und an andere Orte, anzeigend, daß der genannte König den katholiſchen Glauben und die Taufe annehmen wolle — Lügen.

A. d. 1328 in octava apostolorum Petri et Pauli cives
Rigenses opido Dunemunde occulte noctis tempore
56. concremato et quibusdam viris et mulieribus et in-
fantibus interfectis, bellum et discordiam cum fratri-
bus iterum inceperunt.

A. d. 1329 populus Romanus cum assensu domini Lo-
dewici de Bavaria in regem Romanorum electi, ac
quorundam principum Lombardie grave cisma in odium
domini Johanis pape XXII in ecclesia suscitantes,
elegerunt Rome novum papam, nomen imponentes
sibi Nycolaum quintum, cum prius Petrus vocaretur,
57. de ordine minorum. Eodem anno combusta est tota
civitas Tarbatensis cum multis bonis et hominibus
profesto Dominici confessoris. Eodem anno Litwini
per cives Rigenses evocati districtum in Karthus gra-
viter in circuitu vastaverunt.

A. d. 1330 magnus exercitus Litwinorum et Rutheno-
rum Curoniam circa dominicam reminiscere intravit,
58. ipsam devastans graviter et depopulans, et magnis abdu-
ctis spoliis ad propria est reversus. Eodem anno in pro-
festo beati Benedicti composicio cum civibus Rigen-
sibus facta est, dictis civibus per longam obsidionis
angustiam afflictis se gracie magistri et fratrum con-
mittentibus cum civitate et bonis et privilegiis, quas [1])
habebant. Eodem anno quarta feria ante festum
beatorum Viti et Modesti positus est primus lapis in
59. fundamento castri ad sanctum spiritum in Riga, quem
posuit et locavit frater Ebirhardus de Munheim, ip-
sius castri fundator, tunc temporis magister Lyvonie.

A. d. 1331. post festum epyphanie fuit frigus adeo ve-
hemens intensum, quod multi homines in Lyvonia
et Estonia et Curonia perierunt. Eodem anno ma-
gister Lyvonie cum exercitu terram Littowie, que
Sameiten vocatur, intravit; post quam [2]) rapinas et

[1]) Verschrieben statt que

[2]) Das den Zusammenhang störende quam sieht wie ein Zusatz eines ungelehrten Abschreibers aus. Man streiche es, oder lese quos post.

1328. Am 8. Tage nach dem Feſte der Apoſtel Petrus und Pau-
lus ſteckten die Bürger von Riga die Stadt Dünamünde
56. heimlich bei Nachtzeit in Brand, tödteten einige Männer,
Frauen und Kinder und begannen ſo von Neuem Krieg
und Feindſchaft mit den Brüdern.

1329. Das römiſche Volk veranlaßte mit Beiſtimmung des
Herrn Ludwig von Baiern, erwählten römiſchen Königs,
und einiger Fürſten in der Lombardei eine verderbliche Spal-
tung in der Kirche aus Haß gegen Johann 22, den Herrn
Pabſt, und erwählten zu Rom einen neuen Pabſt aus dem
Orden der Minoriten, dem ſie den Namen Nicolaus 4
57. gaben, während er früher Petrus hieß. In demſelben
Jahre verbrannte die ganze Stadt Dorpat mit vielen Gü-
tern und Menſchen am Vorfeſte des H. Dominicus des Be-
kenners. In demſelben Jahre verheerten die Litthauer, von
den Rigaiſchen Bürgern gerufen, den Bezirk von Karthus
weit und breit.

1330. Ein großes Heer der Litthauer und Ruſſen fiel um
58. den Sontag reminiscere in Kurland ein, verheerte und ver-
wüſtete es ſchwer, und kehrte mit großer Beute nach der
Heimath zurück. In demſelben Jahre an dem Vorfeſte
des H. Benedictus wurde mit den Bürgern von Riga ein
Vertrag geſchloſſen; durch die lange Noth der Belagerung
bedrängt, ergaben ſich die genannten Bürger der Gnade
des Meiſters und der Brüder mit der Stadt und ihren
Gütern und Privilegien. In demſelben Jahre am Mitt-
woch vor dem Feſte der H. H. Vitus und Modeſtus wurde
59. der erſte Grundſtein des Schloſſes zum heiligen Geiſt in
Riga gelegt; es legte und richtete ihn Bruder Eberhard
von Monheim, der Gründer dieſes Schloſſes, damals Mei-
ſter in Livland.

1331. Nach dem Feſte der Erſcheinung war die Kälte ſo
ſtreng und heftig, daß viele Menſchen in Livland, Eſthland
und Kurland umkamen. In demſelben Jahre fiel der Mei-
ſter von Livland mit einem Heere in das Land Litthauens,
welches Samaiten genannt wird; als ſie geraubt und ge-

60. incendia illata ad propria cum spoliis revertentes Litwini occurrentes subito invaserunt; sed christiani se ad resistenciam viriliter opponentes de hostibus citra quingentos occiderunt in octava beati Laurencii martiris.

---

60. brannt hatten und nun in die Heimath zurückkehrten, griffen die ihnen begegnenden Litthauer ſie plötzlich an; aber die Chriſten ſtellten ſich männlich zur Wehr und tödteten von den Feinden gegen 500 in der Octave des heiligen Märtyrers Laurentius.

(Fortſetzung folgt.)

Entwurf
einer
Matrikel des Adels in der Provinz Preuſſen.

Nach archivaliſchen und andern Quellen zuſammengeſtellt

von

F. A. Meckelburg,
int. Geh. Archiv-Regiſtrator.

Vorbemerkung. Bei jeder Familie ſind die Güter, welche ſie irgend einmal beſeſſen hat, in alphabetiſcher Reihenfolge angegeben, ſo weit dieſes nach den vorhandenen Quellen möglich war, da ich glaubte, daß für viele Leſer gerade dieſe Angabe von beſonderem Intereſſe ſein würde. Außerdem habe ich das Stammland jeder Familie, wenn es ermittelt werden konnte, beigefügt und durch ein davor geſetztes Kreuz die in Preuſſen ausgeſtorbenen Geſchlechter bezeichnet. Die Namen derjenigen Familien, von welchen in einer beſonderen Abtheilung des Geheimen Archivs (Adelsarchiv) Literalien aus der Zeit von 1525 bis etwa 1700 geſammelt worden, ſind mit gothiſcher Schrift gedruckt. Ueber ſehr viele ſonſt in dem Verzeichniß aufgeführte Familien finden ſich Nachrichten in dem großen Vorrath von Akten-Faſcikeln des Geheimen Archivs zerſtreut vor.

A.

1) † v. Ahlefeld, Holſteiner, auf Beiſchwitz.
2) † v. Ahrensdorff, Meklenburger.
3) † **v. der Albe**, Rheinländer, auf Condehnen, Gubehnen, Kelmkeim, Kinwangen, Langanken, Polwitten, Rauſchken, Rippen, Kl. Strengel und Wodungkeim. (Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. IX. S. 92).
4) v. Albedyhl (Freiherren), Kurländer, auf Carnitten.
5) † v. Alden, Preuſſen (?).
6) † **v. Alexwangen**, Preuſſen auf Alexwangen, Hansdorf, Obrotten und Paſſelau.

7) † v. der Alle, im Ortelsburgiſchen.
8) † v. Allen, Preuſſen, auf Weiſſelrodt.
9) v. Alten, Braunſchweiger, auf Paglau bei Schöneck.
10) † v. Altenbockum, Kurländer, auf Glaubitten, Kinwangen, Powayen und Schmirdtkeim.
11) † v. Ammerthal, Voegte, Schwaben, auch Leuneburg.
12) † v. Ampach, Kurländer, auf Baugskorallen und Tarpupoehnen.
13) † v. Amſtel (oder Ambſtel, Ambſter), Niederländer, auf Gablauken, Nagurren und Polleiken. (Vergl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. IX. S. 92).
† v. Anglitten, vgl. v. Rabau.
14) † v. Anhalt, Sachſen, auf Trempau.
15) v. Ankum, Weſtphalen.
16) † v. Annony, auf Lengeinen.
17) † v. Appenburg, Pommern, auf Orſchen.
18) † v. Arciechewski, Polen, auf Eſchenordt, Kuſſmen, Ogrodtken, Pohibels, Schlußen und Stettenbruch.
19) † v. Arenswald, Meißner, auf Bregden, Drachenſtein, Gablauken, Galbuhnen, Poſewangen, Schmirdtkeim und Wackern. (Vergl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. IX. S. 92).
20) Arnauld de la Perriere, Franzoſen.
21) v. Arnim, Märker, auf Kopperoshagen, Lichteinen, Rahmgeiſt und Thymau.
22) v. Arnim (Grafen), Märker, auf Heinrichsdorf und Tolksdorf.
23) † v. Arnſtedt, Sachſen, auf Borcken und Schimpken.
24) † v. Arrott.
25) v. Aſcheberg, Weſtphalen, im Elbingſchen.
26) † v. Aſchenbach, Franken, auf Gilgenau.
27) † v. Aſchersleben, Märker, auf Alkehnen und Sickenhöfen.
28) v. Auer, Preuſſen, auf Alkehnen, Bilshöfen, Bonſelack, Cathrinhöfen, Corgaiten, Damerau, Fredau, Freudenthal, Fuchsberg, Gafſken, Gallgarben, Goldſchmiede, Irgelack, Jeſau, Kirpehnen, Koſchlau, Linkau, Lükkefürſt, Mollehnen, Nopkeim, Pellen, Platten, Polennen, Regitten, Sacherau, Thierenberg und Wilkühnen. (Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. 9. S. 303—311 u. 381—396).

29) † v. Auerochs, Thüringer, auf Scharlack.
30) v. Auerswald, Meißner, auf Bauditten, Brauſen, Domkau, Faulen, Keimkallen, Plauth, Traupel, Trommenau und Weſſlinen.
31) † v. Auffeß, Franken.
32) † v. Aulack, Schleſier, auf Bandels, Bartelsdorf, Broſtkerſten, Kinwangen, Langendorf, Loyden, Milgen, Remitten, Roſinsko, Stablack, Tappelkein und Warglitten. (Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. IX. S. 92).
33) † v. Auſtenitz, auf Germen.
34) † v. Auſtke, Preuſſen, auf Stunckheim und Windkeim.
35) v. Avemann, Sachſen, auf Weſſlinen.
36) v. Aweyden, Preuſſen, auf Aliſchken, Aweyden, Bartelsdorf, Gergehnen, Graudtzen, Jukallen, Loyden, Nehmen, Pollwitten, Spandotten und Wilcken.
37) † v. Axt, Schleſier, im Preuſſiſch-Märkiſchen.

B.

38) † v. Babski, Polen, auf Babken.
39) v. Baczko, Ungarn, auf Borcken, Perguſen, Stablack und Wolka.
40) v. Babinski, Polen, auf Maraunen, Pataunen, Sonnenberg, Wallen und Weſſalowo.
41) † v. Bäckmann, auf Hermenhagen.
42) † v. Bähr, auf Barſchnicken, Buendtken, Gergehnen, Kl. Lehden und Regitten.
43) † v. Bär, Urſinus, auf Blokinnen.
44) v. Bär, auf Gr. Ramſau.
45) † v. Bagienski, Polen, auf Kl. Przellenk und Wolka.
46) v. Bagniewski, Polen, auf Wartzewitz.
47) † v. Bahr, auf Borſchlauken und Powunden.
48) † v. Bakker, Livländer, auf Betzkendorf, Gottſchalksdorf, Klötzen und Thymau.
49) † v. Balinski, Polen, auf Jegel und Tolkwitz.
50) † v. Balitzki, Polen, im Soldauſchen und Neidenburgiſchen.
51) † v. der Baltz, Preuſſen, auf Althoff-Morungen, Baltz, Gablauken, Gehlfeldt, Leip, Lodeinen, Schmigwalde, Warglitten und Ziegenberg.

52) v. Bançels, Franzoſen, auf Fredenau, Lepienen, Pomehlen, Salluſchen, Wittichwalde und Wolka.

53) † v. Bancken, auf Werder im Deutſch-Eylauſchen.

54) † v. Bandemer, Pommern, auf Demmin, Kallethen und Wittichwalde.

55) v. Baranowski, Polen, im Lyckſchen.

56) v. Barczikowski, Polen, auf Gortzitzen.

57) v. Bardeleben, Märker, auf Bauten, Graſſnitz, Rodems, Paulsdorf, Perwiſſau, Rieſenwalde, Rinau, Wilkau und Wilkenitten.

58) v. Bardzki, Polen, auf Parlin im Schwetziſchen.

59) v. Bareire, Franzoſen, auf Gr. Gröben.

60) † v. Barfuſs (Grafen), Märker, auf Quittainen.

61) v. Barneckow (Freiherren), Pommern, auf Hohenwalde und Jäckniſs.

62) † v. Bartelsdorf, Schleſier, auf Kamionken, Malſchöwen, Pauleinen, Schönforſt und Wachsmuth. (Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. IX. S. 92).

63) † v. Barthold.

64) † v. Bartikofski, Polen, auf Kl. Lentzke.

65) † v. Bartſch, Preuſſen, auf Achthuben, Arnſtein, Demuth und Lichtfelde.

66) † v. Bartuſchewski, Polen, im Neidenburgiſchen.

67) † v. Baſeler, auf Oſtiſchken.

68) † v. Bałkowski, Polen, auf Kl. Bandtken.

69) v. Batocki, Tortilowitz, Polen, auf Bledau, Rathshoff und Thierenberg.

70) † v. Baudiſſin, Lauſitzer, auf Belſchwitz und Gollombken.

71) † v. Baumgarten, Pfälzer, auf Krumteich, Sproden und Gr. Wolfsdorf.

72) † v. Baydowitz.

73) † v. Bayerski, Polen, auf Storlus.

74) † v. Bayſen, Preuſſen, auf Bandels, Baſien, Cabienen, Fredau, Lobowitz, Pr. Modien, Rehberg, Scharffenberg, Stangenberg, Thiergarten und Weterkeim. (N. Pr. Pr. Bl 2te Folge. Bd. 3. S. 97—105).

75) † Becheſer, Franzoſen, auf Rahmgeiſt.

76) † v. Będlewski, Polen, auf Rogath.

77) v. Behr, Kurländer, auf Gurra, Peterwitz und Traupel.
78) † v. Behren, auf Gablauken, Schönwieſe, Sirmlauken und Tappelkeim.
79) † v. Behrenreiter, (oder v. Prziemski), Polen, auf Ponargen, Skolmen und Solleinen.
80) † v. Beierſee, Preuſſen, auf Beierſee.
81) † v. Beler, Franken.
82) † v. Belleveau, Franzoſen, auf Korblack, Pohibel, Sehmen, Pr. Wilten und Woplack.
83) † v. Pellicum, Weſtphalen, auf Medenau und Richthofen.
84) † v. Belling, Pommern, auf Bauten, Münſterberg, Paulsdorf und Seubersdorf.
85) v. Below, (oder v. Belau), Pommern, auf Aſtrawiſchken, Blumenau, Holſtein, Kalgen, Loyden, Lugowen, Neu-Münſterberg, Pilwen, Rutzau und Wycechowo.
86) † v. Beneckendorff, Märker, auf Grunefeld und Wesdehlen.
87) Beneckendorff v. Hindenburg, auf Grunefeld, Keimkallen, Neudeck, Perſcheln, Prentzlau, Spickorra und Wesdehlen.
88) † v. Benglewski, Polen, auf Choyno (in Weſtprß.), Kl. Rhein und Ublick.
89) † v. Bennighofen, Weſtphalen, auf Stencken.
90) v. Bentkowski, Polen, auf Poledno.
91) v. Bequignolles, Franzoſen, auf Brauſen, Seubersdorf, Sieslack und Worlack.
92) † v. Berbisdorff, Meißner, auf Heinrichau, Kipitten, Kloſchenen und Perſchlauken.
93) † v. Berchthold (Grafen), Oeſterreicher, auf Gr. Krebs und Mundmannsdorf.
94) v. Bercken, Kurländer, auf Warglitten.
95) † v. Berentſen.
96) † v. Berfelde, Märker, auf Rödersdorf.
97) v. Berg, Märker, auf Barücken, Borcken, Bredienen, Choſtzewen, Kirſteinsdorf, Amt Neuhoff, Perſcheln, Plinkeim, Rablack und Regitten.
98) † v. Berge und Herrndorff, Schleſier, auf Klimken, Koſchlau, Laggarben, Rheinswein, Sporgeln, Pr. Wilten und Wopen.

Digitized by Google

99) † v. Bergen, auf Gehlweiden, Harnowen, Marczinowen, Mikoſchen, Schedelisken, Ublick, Weſſalowen und Wilditten.
100) v. Bergen, Märker, auf Bialla.
101) † v. Berger, Schleſier, auf Cremlack und Gr. Roſinsko.
102) v. Bergfeldt, Holſteiner, auf Kinkam, Laggarben, Powarſchen und Schellenberg.
103) v. Beringe, auf Cielenta.
104) † v. Berner, Meklenburger, auf Kl. Gotteswalde.
105) † v. Berrenhauer, auf Commuſin, Dietrichsdorf und Napiewoda.
106) † v. Berſchulden, Preuſſen, auf Weiſchnuren.
107) † v. Berſewitz (Freiherren), Ungarn, auf Leiſtenau.
108) † v. Berwald, Sachſen, auf Damerau, Krafftshagen, Schwaraunen und Spittehnen.
109) † v. Beſeleden, Preuſſen, auf Beisleiden.
110) † v. Beſſer.
111) v. Beſſer, Franken, auf Draulitten, Georgswalde, Peterswitz, Powunden und Tippeln.
112) † v. Betſch (oder Petſch, Petſchen), Schleſier, auf Baiden, Biothen, Döringen und Silskeim.
113) † v. Beyer, auf Kudwinnen.
114) † v. Beyersdorff, Sachſen, im Angerburgſchen.
115) † v. Bialachowski, auf Crixen, Neudeck und Schillingsdorf.
116) † v. Bialloſſor, Litthauer, auf Juckſtein.
117) † v. Bialoblocki, Polen, auf Babalice, Chelmonie, Czerlin, Mielewo, Kl. Nappern und im Kulmiſchen.
118) † v. Bicki, Polen, auf Kynthenau.
119) † v. Bieberſtein, Polen, auf Pierkunowen.
120) † v. Bieberſtein-Blonski, Polen, im Ortelsburgiſchen.
121) † v. Bieberſtein, Marſchall, Polen, auf Ballau und Moythienen.
122) † v. Bieberſtein, Marſchall, Thüringer, auf Eichen und Gnie.
123) † v. Bieberſtein-Orſechowski (Freiherren), Polen, auf Leiſtenau.
124) † v. Bieberſtein-Pilchowski, Polen, auf Bauthen, Czatzkowen, Kemlack, Klötzen, Kl. Tromnau, Wartzel und Zigahnen.

125) v. Bieberſtein-Rogalla, Polen, auf Baitkowen, Baranowen, Bothau, Gelland, Grodziſken, Kopicken, Leegen, Pohibels, Roſoggen, Schedeliſken, Schmerberg, Wiersbau und Zawadden.

126) v. Bieberſtein-Zawadzki, Polen, auf Jakubowo und Radzyniewo.

127) † v. Biedermann, Franken, auf Gudnicken.

128) † v. Bieniewski, Polen, auf Wenſoewen.

129) † v. Bielinski, Polen, auf Bojacken, Faulen, Fredenau, Gilgenau, Gollembken, Ketzwalde, Kremersdorf, Oſtrowitt und Wittigwalde.

130) † v. Bieſenrodt, Braunſchweiger, auf Gabditten und Wilkenitten.

131) v. Billerbeck, Pommern, auf Barſchnicken, Bilshöfen, Quanditten, Rogalowsken, Sziedlauken und Trenck.

132) † v. Birckenwalde, im Oſterrodiſchen.

133) v. Birckhahn, Meklenburger, auf Anglitten, Borcken, Camionken, Dietrichsdorf, Döhlau, Domkau, Erben, Gaynen, Geyerswalde, Glanden, Grodziſken, Grottken, Kirſchbaum, Kirſteinsdorf, Koſchlau, Lichteinen, Maratken, Raſſen, Perg, Pierwoyen, Rakowen, Raſchong, Ribben, Roſoggen, Sackerau und Wackern.

134) † v. Birckhahn (Barone), auf Jzbitz, Gr. Kempe, Mosgowien, Oſtrometzko, Reptowo, Gr. u. Kl. Strzyzawo.

135) † v. Birckholtz, Märker, auf Pachutken.

136) † v. Biron, Kurländer, auf Babentz, Fürſtenwalde und Wickbold.

137) † v. Bland, im Preuſſ. Markiſchen.

138) † v. Blanchen, Meißner, im Fiſchhauſenſchen.

139) † v. Blanckenſee, Märker, auf Barücken.

140) † v. Blanckſchein, auf Jendrienen und Gr. Maraunen.

141) † v. Bloch, auf Baltz, Heinrichau, Lichteinen, Münſterberg und Kl. Reden.

142) † v. Blomberg, Kurländer, im Memelſchen.

143) † v. Blonski, Polen, auf Borcken, Oſtranken und Schimpken.

144) v. Blumberg, auf Kittnowo, Lopatken und Renſen.

145) † v. Blumenau, Rheinländer, im Ermländiſchen.

146) † v. Blumenthal (Grafen), Märker, auf Baumgarten, Jeſau, Karſchau, Gr. Klingbeck und Warnehnen.
147) v. Blumenthal, Pommern, in Weſtpreuſſen.
148) v. Plumſtein, auf Borcken, Schimpken und Wolka.
149) † v. Bobrowski, Polen, auf Neudorff, Preuſſen und Schupplin.
150) † v. Bochſen, auf Bavien, Colmen, Dörings, Galbuhnen, Gudnicken, Rahmgeiſt und Seeligenfeld.
v. Bock, ſ. v. Pokrzimnicki.
151) † v. Bodeck, Rheinländer, auf Falkenau, Gotteswalde, Hansdorf, Hirſchfeld, Marwitz und Wieſe. (Vgl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. 9. S. 92.)
152) † v. der Böckh, Franken, auf Benkheim.
153) † v. Böhmenhöfen, auf Böhmenhöfen.
154) † v. Böhn, Pommern, auf Carmitten.
155) † v. Bölzig, Sachſen, auf Dommelkeim.
156) † v. Bömmeln, auf Bommels und Tauerlauken.
157) † v. Börſtell, Anhalter, auf Brasnicken.
158) † v. Bogdanski, Polen, auf Balden, Gründen, Occalitz, Sonnenburg, Waldpuſch und Waplitz.
159) † v. Bogurski, Polen, auf Babken, Thymau und Wawroniec.
160) du Bois, Franzoſen, auf Gr. Falkenau, Lukoczin und Roſenwalde.
161) † v. Bojanowski, Polen, auf Sagſau und Waldau im Rieſenburgſchen.
162) † v. Bokelberg, auf Miſchen.
163) v. Bolewski, Polen, auf Klotke.
164) v. Bolſchwing, Kurländer, auf Barſchnicken, Carmitten, Cortmedien, Dohten, Heinrichau, Laukitten, Pannwitz, Peterwitz, Schreitlack, Siltzkeim und Taukitten.
165) † v. Bombeck, Preuſſen (?), auf Bandtken, Böhmenhöfen, Döhlau, Golembken, Poln. u. Dt. Gröben, Lichteinen, Lopitken, Marienfelde, Quittainen, Schönforſt, Thymau, Weskenitten und Wilmsdorf. (Vgl. N. Pr. Pr. Blätter Bd. 9. S. 93).
166) † v. Bondeli, (Freiherren), Schweizer, auf Kautern, Linkau und Tilſewiſchken.

167) † v. **Bonin**, Pommern, auf Bagnowen, Karpau, Pültz und Tolksdorf.

168) † v. **Bons**, Savoyer, auf Pellen.

† v. **Borchersdorff**, ſ. v. **Mericke**.

169) v. **Borck**, Pommern, auf Babzins, Bachmanns, Carbenicken, Gehlfeldt, Gottſchalksdorf, Graßnitz, Korſchellen, Kukehnen, Kupgallen, Laſerkeim, Nauten, Perkuiken, Quittainen, Rambten, Raudnitz, Thierbach, Wachsmuth, Wicken, Zehnhuben und Ziegenberg. (Vergl. N. Pr. Pr. Blätter Bd. 9. S. 93).

170) v. **Borck** (**Grafen**), Pommern, auf Tolksdorff.

171) v. **Borewitz**, **Cureva**, Polen, auf Barücken, Gedau, Georglack, Linkau und Pollennen.

172) † v. **Boriſchau**.

173) † v. **Borkowski**, Polen, auf Galinden, Gorczeniczka, Kenkzyno (od. Kantrczyno, Kentrczyno) und Lyniek.

v. **Borkowski**, ſ. v. **Langheim**.

174) v. **Born**, Pommern, auf Pagelkau.

175) † v. **Bornenthin** (oder **Bornthin**), Pommern, auf Haſelberg, Korkehnen, Kornitten, Oblitten, Poſtehnen und Taukitten.

176) † v. **Bornſtedt**, Pommern und Sachſen.

177) v. **Borowski**, Polen, auf Bauten, Bogatſchen, Borowo, Bütau, Dorpuſch, Doſſnitten, Glombowen, Graßnitz, Kl. Jauer, Kalthoff, Koſſniowen, Kuhnkendorff, Lipnicki, Napole, Neudeck, Pfaffendorf, Plutowo und Waldau.

178) † v. **Borucki**, Polen, auf Prenzlau.

179) † v. **Boſe**, Sachſen, auf Krauſendorff.

180) v. **Boswell**, auf Laugallen.

(Fortſetzung folgt.)

Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt als Schützer der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten Franzöſiſchen Colonien.

Vortrag am 11. Jan. 1853 gehalten

von

F. W. Schubert.

Die Aufgaben der Vorträge *), welche meine Collegen und ich für dieſen geehrten Kreis gewählt haben, ſind wie natürlich unſeren Berufsfächern entlehnt, und bilden daher unter einander eine entſprechende Abwechſelung. Wenn mir, dem Hiſtoriker, der Zufall die Nachfolge auf den Naturforſcher anweiſt, ſo muß ich mir im Voraus die Schranke ziehen, daß ich nicht ein prächtiges großartiges Gemälde der unermeßlichen Natur in den verſchiedenartigſten, und doch gegenſeitig nahe verwandten Beziehungen und Verbindungen ihrer einzelnen Reiche vor Ihren Augen zu enthüllen vermag, ſondern daß ich durch Zeit und Raum auf einen ſehr engen Geſichtskreis zurückgewieſen werde, wenn ich deutlich und wahrheitsgetreu meine Aufgabe zu löſen mich bemühen will. Die Naturwiſſenſchaft hat mit der Geſchichte zwar das gemein, daß ſie von bekannten und heimiſchen Zuſtänden ausgehend, die durch Raum und Zeit mehr entfernten, weniger bekannten, aus den Quellenſchriften ſorgfältig ausgewählten und erforſchten Thatſachen zu einem Geſammtbilde aufſtellt; aber darin weichen die Ergebniſſe beider Wiſſenſchaften von einander entſchieden ab, daß jene, immer höher aufſteigend von dem Speciellen zu dem Generellen, ſtets gleich ſichere Vergleichungspunkte der Anſchauung darbietet, die

*) Im Laufe des letzten Winters wurden im Kneiphöfiſchen Junkerhofe zum Beſten des Königsberger Zweigvereins des Evangeliſchen Guſtav-Adolf-Vereins fünf Vorträge gehalten.

Geſchichte dagegen, zu einem ähnlichen Verfahren geleitet, von ihren ſichern und feſt begründeten Bahnen auf glänzend lockende, aber durchaus trügeriſche Irrwege geführt wird. Für die Naturwiſſenſchaften wird durch das Generaliſiren friſche Kraft und gedeihliches Leben neu gewonnen, für die Geſchichte wird durch den gleichen Verſuch ihr Lebenskeim der inneren Wahrheit erſtickt. Wie wohlgefällig in der Gegenwart auch ſolche Geſammtanſichten des hiſtoriſchen Wiſſens aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der neueren Zeit ſich auch empfehlen, ſich als unſre ſtete Geſellſchafter anſchmeicheln mögen, weil ſie leicht und mühelos zu gewinnen ſind; der gewiſſenhafte Freund der Geſchichte kann ſie nur als eitle leere Trugbilder anerkennen, die das täuſchende Farbenſpiel von hiſtoriſchen Namen und Zahlen an ſich tragen, aber nur ſchlechte Dichtung und gar keine Wahrheit gewähren. Der Geſchichtsforſcher muß ſelbſtbewußt Verzicht leiſten, ſein Wiſſen in ein vollſtändig abgerundetes Syſtem einſchließen zu können, auch am Ende ſeiner Laufbahn hat er weder ihren Anfangs- noch ihren Zielpunkt gefunden, er iſt nur ein gutes Stück ſicheren Weges auf derſelben fortgegangen; aber er iſt zufrieden, denn auch ſein Stückwerkwiſſen bleibt recht intereſſant und lehrreich.

Wenn ich in den vorhergehenden Bemerkungen von meiner Wiſſenſchaft zugleich die Gränzen ihrer Wirkſamkeit, alſo auch ihrer Macht angedeutet habe, ſo will ich v. A. Sie keinesweges damit aufhalten, die überaus günſtigen Kehrſeiten dieſer Wiſſenſchaft in ihrem vortheilhaften Lichte darzuſtellen. Sie ſind Ihnen Allen zu bekannt, weil dieſe Wiſſenſchaft glücklich genug iſt, an jeden Menſchen heranzutreten und für ſich einen Theil ſeiner geiſtigen Kraft als Beſitz zu fordern, und will man ihren erſten Anforderungen nicht gleich willfahren, ruhig die Gelegenheit abzuwarten, bis jeder Menſch von ſelbſt kömmt, bei der Geſchichte eine augenblickliche Hülfe für die Bereicherung ſeines Wiſſens aufzuſuchen! Und ſie verſteht mit gerechtem Stolze in ebenbürtiger Verwandtſchaft, ſich als das vermittelnde Verbindungsglied für alle Wiſſenſchaften in ihrem gemeinſamen Verkehr zu behaupten.

In dieſem bedeutſamen Rechte verſchmäht ſie auch heute nicht, den evangeliſchen Guſtav-Adolfs-Verein mit der Aufgabe des für dieſe Stunde beſtimmten Vortrags in nähere Verbindung zu ſetzen. Das würdige Ziel dieſes Vereins iſt nicht durch bloßen Zufall mit

dem Namen des großen Schweden-Königs verknüpft. Guſtav Adolf trat als der erſte gemeinſame Schützer der Religionsfreiheit im mittleren Europa auf, unter deſſen ſiegreichem Panier die erſten vereinten Kräfte verſchiedener Volksſtämme nach gemeinſchaftlichem Plane für den dauernden Beſtand der evangeliſchen Kirche in dieſem Theile Europa's wirkten; er war ein reiner, uneigennütziger und unerſchütterlicher Vorkämpfer für das erhabene Kleinod der Religionsfreiheit! Von ihm ging unmittelbar die Erfüllung dieſer hohen und edlen Pflicht auf ſeinen großen Neffen über, auf unſern Friedrich Wilhelm den großen Kurfürſten. Und dieſer hat ſie gleichfalls ununterbrochen in ſeiner ganzen Regierung auf eine großartige Weiſe erfüllt gegen Oeſtreich, gegen Polen, gegen Frankreich und England; er hat dem von ihm zuerſt als Europäiſche Macht begründeten Preußiſchen Staate dieſe Pflicht als ein gewichtvolles Vermächtniß zu treuer Bewahrung und ſteter Ausführung hinterlaſſen. Wie der große Kurfürſt aber dafür im Einzelnen gehandelt, welches lautere Beiſpiel er hierin ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkommen gewährt, dies in den Hauptmomenten darzuſtellen, geſtatten Sie mir in dieſer Stunde.

Als Guſtav Adolf vor ſeinem Abgange aus Schweden, am 19. Mai 1630 die Reichsſtände zu Stockholm um ſich verſammelte, und ihnen ſein einziges Kind aus ſeiner Ehe mit der Brandenburgiſchen Princeſſin Maria Eleonore, der Schweſter des Kurfürſten Georg Wilhelm, die noch nicht ſechsjährige Prinzeſſin Chriſtina empfahl, ſprach er mit tief bewegendem Gefühle*): „es mag wohl Mancher ſich einbilden, daß wir dieſen Krieg ohne gegebene Urſache uns aufbürden, aber ich nehme Gott den Allerhöchſten zum Zeugen, vor deſſen Angeſicht ich hier ſitze, daß ich ſolches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegsluſt vorgenommen, ſondern dazu auffallend ſeit mehreren Jahren veranlaßt bin, am meiſten darum, daß unſere unterdrückten Religionsgenoſſen von dem päpſtlichen Joche befreit werden mögen, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können.“ Und gab die damalige Lage Deutſchlands ernſte Beſorgniſſe für das Fortbeſtehen der Evangeliſchen Kirche? — Seit dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts war ein unverkennbarer Stillſtand in der weiteren Ausbrei-

*) Geijer, Geſch. Schwedens Bd. III. S. 165.

tung der Reformation auf Deutſchem Boden eingetreten. Bald darauf gelang es den äußerſten Anſtrengungen der Römiſchen Curie, gleichzeitig mit den ſorgfältigſt berechneten und ausgeführten Plänen der Jeſuiten, die Reaction zu Gunſten ihrer Kirche mit erfolgreicher Energie zu beleben. Schon war im ſüdöſtlichen Deutſchland viel Terrain für den Katholicismus wieder gewonnen; ſchon hatten der damals zahlreiche proteſtantiſche Adel und die Städte in der Steiermark und Oeſtreich hart genug erfahren, welche quälende Verfolgungs-Mittel Kaiſer Matthias und Erzherzog Ferdinand ſich erlaubten, noch ehe der politiſche Aufſtand in Böhmen ausgebrochen war. Die erſten Jahre des dreißigjährigen Krieges entwickelten aber nach der Niederlage der Proteſtanten in der Schlacht am weiſſen Berge (8. Nov. 1620) das düſterſte Bild von maſſenhaften Hinrichtungen, ewigem Kerker, Güter-Confiscation und Landesverbannung. Nur Auswanderung oder die Rückkehr zur katholiſchen Kirche gewährte Rettung, und Hunderttauſende von Evangeliſchen in Böhmen, Mähren und Oberſchleſien*) ſuchten durch kirchlichen Abfall ihr Leben oder ihr Eigenthum zu retten. Wenn in Niederſchleſien theilweiſe günſtigere Bedingungen den Evangeliſchen eingeräumt wurden, ſo verdankten ſie es nur ihrer geographiſchen Lage und der dortigen Unſicherheit der Kaiſerlichen Herrſchaft.

Aber die Ohnmacht der Deutſchen Evangeliſchen Fürſten, ihr Zwieſpalt und ihre gegenſeitige Eiferſucht auf Ländererwerb, die eigennützige Politik der Niederländiſchen Staaten und die Gleichgültigkeit der Engliſchen Regierung unter Jacob I. und Carl I. für die Angelegenheiten des Continents begünſtigten ſehr ſtark die Pläne zur weiteren Vernichtung der Evangeliſchen Kirche im Deutſchen Reiche. Und wenn die Thatkraft der Kaiſerlichen Regierung ſelbſt unter Ferdinand II. erſchlaffte, die Regſamkeit der Jeſuiten trieb weiter vorwärts, wo der Sieg nicht einmal beſonders erſchwert wurde. Bei der Beurtheilung dieſer Zeit bleibe man eingedenk, daß die Oeſtreichiſche Regierung, welche erſt ſechzig Jahre ſpäter, durch die Unterwerfung von ganz Ungarn und Siebenbürgen, unter Kaiſer Leopold I., Millionen von Lutheranern, Reformirten, Socinianern und Griechiſchen Katholiken als

*) Stenzel Geſch. Preuſſ. I. S. 463–71.

Unterthanen erhielt, damals die Römiſch-Katholiſche Kirche ſtreng als die allein herrſchende Kirche im Deutſchen Reiche befeſtigen wollte. Wie dies ausgeführt werden ſollte und konnte, zeigten die Unterdrückung der evangeliſchen Kurwürde Pfalz und ihr Erſatz durch die katholiſche Kur Baiern, die blutige Ausführung des Reſtitutionsedicts in Süd- und Mittel-Deutſchland, das ſchonungsloſe Verfahren der Feldherren Tilly und Wallenſtein, die Vertreibung der Herzoge von Meklenburg aus ihrem Lande, die Verleihung dieſer Oſtſeeländer an Wallenſtein, dem zu ſeiner weiteren Vergrößerung noch der Erwerb von Pommern in Ausſicht geſtellt war. Und dabei auf der anderen Seite die Demüthigung des Königs Chriſtian IV. von Dänemark nach ſelbſtverſchuldeten Niederlagen, der Friede von Lübeck, die Beſchwichtigung des Kurfürſten von Sachſen durch die Lauſitz, die verzweifelnde Ergebung des Brandenburgiſchen Kurfürſten Georg Wilhelm in ſein Schickſal, die troſtloſe Entmuthigung der übrigen Evangeliſchen Fürſten und größeren Städte, denen die zweideutigen Verſprechungen Frankreichs nur Ausſichten und keine wirkliche Hülfe verhießen.

In dieſer den nahen Untergang der Religionsfreiheit in Deutſchland ſchreckhaft drohenden Lage brachte Guſtav Adolfs kühner Muth und ſeine wahrhaft fromme Zuverſicht auf die gerechte Sache ſeines Unternehmens die alleinige Rettung, trotz aller Hinderniſſe von Seiten des eiferſüchtigen Dänenkönigs Chriſtian, trotz der zuerſt feindſeligen Abwehr des Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen, der ſich doch als das Haupt der evangeliſchen Kirche in Deutſchland angeſehen wiſſen wollte, trotz der zurückweiſenden Gleichgültigkeit ſeines Schwagers des Kurfürſten Georg Wilhelm, und der allgemeinen Verzagtheit der eben ſo hülfsbedürftigen wie muthloſen kleineren Deutſchen Staaten. Daß Deutſchland nicht noch viele Tauſende für das treue Feſthalten an ihrer Religion als blutige Opfer dem Henkerbeile überliefette, oder als bettelnde Auswanderer vom vaterländiſchen Boden trieb, daß Deutſchland nicht in die allgemeine geiſtige Erſchlaffung verſank, nicht einem abgeſtumpften Sinnenkitzel unterlag, der nur an einem gemächlichen Wohlleben ſeine Freude empfindet, wie Böhmen, Mähren und Oeſterreich, welche Länder aus dieſen ſtarren Zuſtänden erſt nach mehr als einem Jahrhunderte unter Maria Thereſia aufgerüttelt wurden, daß in Deutſchland für die höhere geiſtige Entwickelung,

wie ſie uns das achtzehnte Jahrhundert dargeboten, ein urbarer Boden vorbereitet werden konnte, — das verdanken wir zum großen Theil den durchgreifenden Anſtrengungen des edlen Schwedenkönigs. Man wende mir nicht dagegen die ſcheinbar neuen Ergebniſſe einer ſogenannten höheren hiſtoriſchen Forſchung ein: ſie ſprechen nur von Guſtav Adolf's politiſchen Abſichten, wie ſie aus der ſpäteren egoiſtiſchen Politik ſeines Reichskanzlers Axel Oxenſtierna entlehnt werden, nur von ſeiner Vergrößerungsluſt und Ländergier, ja ſie übertreiben ſich bis zu der frechen Anklage, daß durch ihn der ſchöne und heilſame Plan für eine faſt vollendete Einheit Deutſchlands unwiederbringlich verloren gegangen ſei. Wahrlich nur ein geblendetes Urtheil kann ſo die Zuſtände Deutſchlands vor Guſtav Adolfs Ankunft anſchauen! Wie troſtlos müßte aber der Gedanke an Deutſche Einheit ſein, wenn er den Deutſchen zugleich das Grab für ein freies geiſtiges Leben als eine geſicherte Ruheſtätte darbieten ſoll!

Doch wir haben Guſtav Adolfs Auftreten auf Deutſchem Boden, ſeine erſten mit großen eignen Opfern errungene Erfolge, die durch ihn neu angeknüpfte und kraftvoll zur Selbſtvertheidigung angeregte Verbindung des nördlichen und mittleren Deutſchlands ſtreng zu ſondern, von den Plänen der ſpäteren Schwediſchen Politik, wie ſie in den darauf folgenden zwanzig Jahren bis zu dem widerwärtigen Receß im J. 1653 die Deutſchen Landſchaften bedrückt, verkürzt und ausgeſogen hat. Wir dürfen aber auch nicht vergeſſen, wie ſelbſt Deutſche Fürſten und Staatsmänner die meiſte Schuld davon tragen, wie ihre unpatriotiſche Rivalität den fremden Gewalthabern ſelbſt in die Hände arbeitete, und wie die eigene Habſucht, um einen gemeinſchaftlichen Vortheil nur auf Koſten Deutſchlands zu fördern, ſpäterhin auch die Schweden zu gleichmäßigen Forderungen reizte oder faſt berechtigte. Wir gehen aber hier nicht weiter in dieſe Verhältniſſe ein, wir wollten nur die perſönliche Stellung Guſtav Adolfs zu Deutſchland näher bezeichnen, bevor wir uns zu ſeinem nicht minder großen Neffen wenden, und in deſſen Handlungen klar erkennen, wie er als ein geiſtiger Nachfolger Guſtav Adolfs für ſeinen Staat gewaltet und ſeinen Glaubensgenoſſen überall Schutz entgegen gebracht hat.

Kurfürſt Friedrich Wilhelm war erſt zwanzig Jahre alt, als

er hier in Königsberg am 1. Decbr. 1640 durch den Tod ſeines Vaters zur Regierung eines in allen ſeinen Theilen erſchöpften Staates berufen wurde. In der Schule des Unglücks erzogen, mit den ausgezeichnetſten geiſtigen Talenten begabt, frühzeitig durch gediegene wiſſenſchaftliche Bildung zur Auffaſſung alles Edlen und Guten empfänglich gemacht, hatte er ſeit ſeinem funfzehnten Jahre mit angeſtrengtem Eifer den allgemeinen Studien auf der Univerſität zu Leyden ſich hingegeben *). Darauf lebte er mehrere Monate im Feldlager des großen Oraniers, des Niederländiſchen Statthalters Friedrich Heinrich, der als Feldherr und Staatsmann wohl noch höher als ſein Vater Wilhelm der Schweigſame und ſein Bruder Moritz zu ſtellen iſt. Unter den Augen großer Meiſter in der Kriegskunſt und im vertrauten Umgange mit den erſten Staatsmännern ſeiner Zeit, — wie Holland damals für Krieg und Politik als Muſterſchule galt —, ſammelte der Kurprinz ſeine erſten Erfahrungen für den künftigen Feldherrn und für eine beſonnene und umſichtige Regelung aller Zweige der Staatsverwaltung. Seine Selbſtändigkeit gegen die Schlingen einer künſtlich angelegten Verführung trieben ihn einſt zur ſchnellen Abreiſe aus der Holländiſchen Reſidenz Haag in das Kriegslager nach Breda: aber ſie erwarb ihm auch den wärmſten Empfang von Seiten des ſittlich hohen Prinzen Friedrich Heinrich, der ihm zum herzlichſten Gruß die Worte zurief: „Vetter, eure Flucht beweiſt mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte; wer ſchon ſo früh ſich ſelbſt zu überwinden weiß, dem wird das Große ſtets gelingen.“ Nach ſeiner Rückkehr in die Mark Brandenburg wurde der Kurfürſtliche Hof durch den Gang der Kriegsereigniſſe bei der zweideutigen Stellung des Principalminiſters Graf von Schwarzenberg gegen die Kaiſerliche Regierung veranlaßt, nach dem Herzogthum Preußen zu gehen. Die Mark Brandenburg war durch die letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges völlig verwüſtet, Preußen fand man nicht minder ſeit dem Schwediſch-Polniſchen Kriege erſchöpft; die Cleveſchen Lande am Rhein erlagen unter den übertriebenen Forderungen der Holländiſchen

*) Vgl. mein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Oſt- und Weſtpreußen. III. S. 40 u. flg. im Berliner Kalender auf d. J. 1836.

Beſatzungen. Aus der Mark lief im Sommer 1640 die Klage des Berliner Stadtraths an den Kurprinzen ein: „Freund und Feind hätten das Land zur Wüſte gemacht: alle Geſchäfte und Nahrung hörten auf, Städte und Dörfer ſtänden verödet; auf viele Meilen weit fände man weder Menſchen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegsſteuern mit Gewalt beigetrieben. Viele Dörfer lägen in Aſche, die Beamten, Kirchen- und Schullehrer könnten nicht beſoldet werden: viele hätten ſich beeilt durch Waſſer, Strang und Meſſer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Uebrigen wären im Begriffe mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlaſſen und in das bitterſte Elend zu gehen."

Um die ganze Schwierigkeit der Lage des jungen Kurfürſten zu überſehen, und danach den Werth ſeiner energiſch herbeigeführten Abhilfe zu würdigen, muß man die damalige Zuſammenſetzung der Preußiſch-Brandenburgiſchen Länder ſich lebhaft vergegenwärtigen. Ihr Flächeninhalt betrug zwar ſchon 1450 QM., mithin etwas über ein Viertel des heutigen, aber doch nur 270 QM. mehr als der gegenwärtige Inhalt der einzigen Provinz Preußen umfaßt. Die damalige Bevölkerung kann nach den unter ſeiner Regierung zuerſt angefangenen Volkszählungen auf noch nicht eine volle Million Einwohner geſchätzt werden, alſo nicht einmal ein Siebenzehntheil der gegenwärtigen Bevölkerung. Aber in welcher Trennung lagen dieſe Länder von einander; von Königsberg aus in der Richtung auf Berlin begann ſchon 7 Meilen weſtwärts die Polniſche Gränze, und auf dieſer Verbindungsſtraße zwiſchen den beiden Hauptſtädten mußte man gegen funfzig Meilen Polniſches Gebiet berühren, ehe die erſte Märkiſche Gränzſtadt Woldenberg erreicht wurde. Das Oberland der Provinz Preußen war durch das keilförmig eingetriebene Ermland, öſtlich von der Hauptmaſſe des Landes geſondert und von den übrigen Seiten durch Polniſches Gebiet rings umſchloſſen. Pommern, Poſen und Schleſien waren damals für uns noch fremde Territorien; ſelbſt von der Mark Brandenburg in ihrem gegenwärtigen Umfange fehlten uns noch die heutiges ſüdlich von Treuenbriezen und auf dem linken Oderufer ſüdlich von Frankfurt gelegenen 9 Kreiſe, mit Ausnahme der Herrſchaften Cottbus-Peiz. Von der Provinz Sachſen beſaßen wir

damals nur die Altmark auf dem linken Elbufer, von Weſtphalen nur die Grafſchaft Mark und die Hälfte von Ravensberg, von der Rheinprovinz ausſchließlich die Clevesſchen Lande; jenſeits der Weſer und des Rheins überhaupt nur 105 □Meilen. Ein geordnetes Heer hatte der Kurfürſt noch nicht, in der Mark Brandenburg waren die wenigen Regimenter dem Kaiſer durch einen beſonderen Eid verpflichtet, in Preußen erklärten die Stände, die jährlichen Koſten für zwölf Compagnien nicht dauernd aufbringen zu können.

Der gänzlich erſchöpfte Zuſtand des Landes machte ſich dem jungen Kurfürſten gleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung am fühlbarſten durch einen vollſtändigen Geldmangel, ſo daß aus den geleerten Caſſen nicht ſoviel hergegeben werden konnte, um das Leichenbegängniß des verſtorbenen Kurfürſten ehrenvoll zu beſtreiten, zu welchem Behufe eine beſondere Steuer von den Ständen bewilligt werden mußte. Und doch wie entſchieden fühlen wir gleich bei den erſten ſchweren Schritten dieſes Fürſten, daß ſeine edelmüthige Fürſorge für Erhaltung freier Religionsübung für alle ſeine Unterthanen überall durchdringt, und landesherrlichen Schutz dem gefährdeten koſtbaren Rechte verleiht. Durch den Tod des Miniſters Graf Schwarzenberg (Mrz. 1641) war das peinlich enge Verhältniß zum kaiſerlichen Hofe gelöſt, und wurde nie mehr in dieſer Weiſe erneuert. Bei den Verhandlungen mit Polen über die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen, welche die letzte perſönliche Beugung unſres Fürſtenhauſes vor der Krone Polen ſein ſollte — die acht Jahr ſpäter wiederholte erfolgte nur noch durch Geſandte 1649 — faßte der Kurfürſt die Bedeutſamkeit dieſer feierlichen Handlung für das Schickſal des ganzen Landes Preußen ſehr ernſt auf. Daher entſtand ſeine lange Weigerung, auf die zu ſtark das fürſtliche Anſehen beſchränkenden Lehnsbedingungen ſeiner Vorfahren einzugehen. Auch erreichte er bei König Wladislaus IV. eine größere Nachgiebigkeit und eine günſtigere Stellung zu den Ständen des Landes; ſchon damals ließ er deutlich erkennen, daß er gerade in Preußen, als dem von dem großen Kampfſchauplatze entfernteſten Theile ſeines Staates, den feſteſten Stützpunkt für ſeine Politik ſich begründen wollte. Mit klarer Entſchiedenheit gab er nach, daß die einzige katholiſche Kirche des Landes in Königsberg auf Staatskoſten wiederhergeſtellt und in

derſelben der Gottesdienſt niemals geſtört werden ſollte, daß überdies jedem Bewohner Preußens völlig freie Ausübung des Römiſch-katholiſchen Glaubens in eigenen Capellen einzuräumen wäre *). (Fortſetzung folgt).

Was ein Schmeckbier koſtete.

Mitgetheilt von A. M.

Bemerkung. Da mehre Poſten falſch berechnet ſind, ſo habe ich bei dieſen das Richtige in Klammern daneben geſetzt. Ebenſo hat ſich der Aufſteller der Rechnung in der Hauptſumme verrechnet; er giebt ſie nämlich auf 860 Mark 48 Sch. an, während die von ihm ausgeworfenen Ausgabepoſten zuſammen nur 766 Mrk. 52 Sch. betragen. In der That koſtete aber der ganze Schmeckbier-Schmaus 867 Mrk. 5 Sch. oder nach heutigem Gelde (denn 1 Mark war um dieſe Zeit etwa = 10 Sgr.) 289 Thlr. 10 Pf.

Anno 1597 den 5. Mai auf Ascensionis Domini iſt alhier auffem Fürſtl. Hauſe Königsberg, altem Brauch nach Schmeckbier gehalten und auffgangen:

	Mark.	Schilling.
5 Ochſen, gewogen 1733 Pfd. à 3 Sch.	86	36 (39)
34 Kälber à 3 Mrk	102	—
70 Schinken à 45 Sch.	52	30
50 Schultern à 36 Sch.	30	—
1 Tonne Butter	36	—
2 Schock friſche Hechte, à Schock 10 Mrk	20	—
2 Schock 6 Hühner à 3 Gr.	18	54
1 Schock 55 Stück Kapaunen à Schock 15 Mrk.	28	45
Latus	374	45 (48)

*) Schon Verbot vom 30. Mai 1641, die katholiſchen Geiſtlichen zu beſchimpfen, Grube corp. C. Prut. I. 148.

	Mark.	Schilling.
Transport	374	45 (48)
10 Schock Eier à 36 Sch.	5 (6)	—
½ Faß Lüneburger Klein-Salz	2	—
½ Faß Biereſſig	4	—
40 Pfd. Hauſen-Blaſen à 9 Sch.	6	—
12 Pfd. Confect à 36 Sch.	7	12
Oblaten zu Marzipan	—	18
1 Pfd. Saffran	13	30
3¼ Pfd. Pfeffer à 1 Mrk.	3	15
3 Pfd. Ingwer à 45 Sch.	2	15
10 Pfd. Zucker à 24 Sch.	4	—
6 Pfd. Corinthen à 9 Sch.	—	54
5 Pfd. Mandeln à 15 Sch.	1	25 (15)
4 Tafeln Pfefferkuchen à 9 Sch.	—	36
3 Stein Pflaumen à 95 Sch.	5 (4)	15 (45)
252 Stof Rheinwein à 27 Sch.	113	34 (24)
25 Faß Märzbier à 9 Mrk.	125 (225)	—
17 Schock Trinkgläſer à 1 Mrk.	17	—
24 Pfeiffen-Kannen à 12 Sch.	4	48
2 Pfd. Wachs zu Stablichten à 15 Sch. . .	—	30
23 Scheffel Roggenbrod à 1½ Mrk. . . .	34	30
3½ Scheffel Weizenbrod à 1 Mrk. 54 Sch.	6	39
1 Scheffel Weizenmehl zu Gebäcknuß . .	3	—
5 Stof Milch	—	10
5 Stof Baumöl à 45 Sch.	3	45
Für Salat	5	—
Für eine halbe Tonne Gurken	3	30
Für rothe Rüben	1	45
66 Schock Krebſe à 9 Sch.	9	54
Für allerlei Gartengewächſe	3	22
Für Hähne, aufs Schmeckbier gebraucht .	4	—
Summa	766 (867)	52 (6)

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ¼ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Beitrag zur Geſchichte der Kirche in Quednau Mitgetheilt von Dr. Meckelburg 1

Geſchichte des Theaters in Preußen. Von A. Hagen . . 5

Bericht über die Verſammlungen von Freunden der Flora Preußens in Elbing am 3. Juni 1853 und 18. Mai 1853. Von v. Klinggräff auf Paleſchken bei Marienwerder . 21

Zur Beachtung 25

Epitome gestorum Prussie, eine der älteſten preußiſchen Chroniken, im Original mitgetheilt und überſetzt vom Oberlehrer Dr. Töppen in Poſen 27

Entwurf einer Matrikel des Adels in der Provinz Preußen. Nach archivaliſchen und anderen Quellen zuſammengeſtellt. Von Dr. Meckelburg 45

Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt als Schutzherr der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten franzöſiſchen Colonien. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert . 54

Was ein Schmeckbier koſtete. Mitgetheilt von A. M. . . 63

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

922. Inscriptiones helveticae auct. Joh. G. Orelli. Turici 1844.
923. Nachrichten aus den Feldzügen 1813 und 1814. Von Rheſa. Berlin 1814.
924. Nachrichten über die Gründung des Tribunals in Königsberg. Von M. E. Simſon. Kgsbg. 1814.
925. C. Täge's Lebensgeſchichte bearbeitet von A. S. Gerber. Kgbg. 1804.
926. Sabinus. Von M. Töppen. Kgsbg. 1844.
927. Schickſale während ſeiner Staatsgefangenſchaft unter den Ruſſen 1759—1763. Von J. L. Wagner. Berlin 1789.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von
Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft 2.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Daltowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Herr Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Ein Sonnet von Werner.

In einer in Königsberg 1808 und 1809 erſchienenen „Morgen-Zeitung, deren Herausgeber ein Lehrer an der franzöſiſchen Töchterſchule Namens Weygoldt war, wird mit Recht auf ein Sonnet von Werner aufmerkſam gemacht. Daſſelbe iſt in des Dichters „Poetiſche Werke“ Bd. I. S. 142. aufgenommen und eine Wiederholung wäre daher nicht am Ort, wenn nicht zwei entſtellende Druckfehler und die Veränderung eines Verſes ſie rechtfertigte.

In der „Morgen-Zeitung“ 1805. S. 318. ſteht:

„In der Einſiedler-Zeitung Nr. 19. befindet ſich ein Sonnet, das ich für eines der gelungenſten Stücke halte, welches die deutſche Poeſie in dieſer Form aufzuweiſen hat. Zur Verſtändlichkeit des Gedichtes füge ich Folgendes bei. In einer Niſche eines Warthurmes des, durch die Franzoſen 1684 zerſtörten, Heidelberger Schloſſes ſteht die Statue eines der ältern Pfalzgrafen; eine Epheuranke hat ſich feſt um dieſelbe geſchlungen und ſie ganz umgeben.

Sonnet.

Der ſteinerne Bräutigam und ſein Liebchen *).

Die Epheuſtaude.

Ich muß den Todten an mein Leben binden,
Umſchlingen ihn, wie wir uns einſt umſchlangen,
Und Leben ſaugend wieder an ihm hangen,
Und wieder er in mir ſein Leben finden.

*) In den „Poetiſchen Werken“: Im Heidelberger Schloſſe. November 1807.

Der Thurm.

Nicht kann er meinen Feſſeln ſich entwinden,
Und nicht dem Schooß, aus dem er aufgegangen,
Den Steingebornen muß der Stein umfangen,
Und Leben muß im ſtarren Tode ſchwinden.

Der Pfalzgraf.

Feſt angeſchmiedet hier im engen Raume,
Erblick' ich nichts, doch fühl ich Morgenwehen,
Und wie es mich umſchlingt mit Liebesbeben *).

Der Engel.

Gelobt ſei Gott im Thal und auf den Höhen,
Der der Geſtalt ſich offenbart im Traume,
Und eint, was ihm entquoll, das Doppelleben.

F. L. Z. Werner.

*) „Und wie es ſaugt an mir mit Liebesbeben."

Geſchichte des Theaters in Preußen.

(Fortſetzung.)

Werner und andere dramatiſche Dichter.

Friedr. Ludw. Zachar. Werner gehört nach der Meinung der heutigen Literaturfreunde zu den verſchollenen Größen. Man lieſt ihn nicht mehr und weiß nur, daß er einſt viel von ſich reden machte, daß er Schickſalsſtücke ſchrieb, die nun noch weniger als die Müllnerſchen von Seiten der Bühne Beachtung finden, daß er in nebelhafte Myſtik verſchwebte und zugleich ſich in grobe Sinnlichkeit vergrub, daß er ſich an eine dramatiſche Apotheoſe Luthers wagte und in Rom zum Katholizismus übertrat, daß er ein wüſtes Leben führte, um endlich zur alten Betſchweſter avancirt, im Redemptoriſten-Kaſel auf der Kanzel gegen Irreligioſität und Sittenloſigkeit zu eifern.

Werner ſagt, er wiſſe „daß kein deutſcher Schriftſteller bei ſeinen Lebzeiten, jeder nach ſeinem Tode volle Gerechtigkeit findet.“ Und wer mit gebührender Aufmerkſamkeit ihn betrachtet, der mögte ſich gleichfalls überzeugt halten, daß ein ſpäteres gerechtes Urtheil ihm eine Stelle unter Deutſchlands großen Dichtern einräumen muß und daß Szenen ſeiner Tragödien nie vergeſſen werden können, wie in den „Söhnen des Thals“, die zwiſchen Molay und Franz von Poitou, in der „Weihe der Kraft“, die zwiſchen Luther dem Vater und dem Sohn, in „Attila“, die zwiſchen Attila und Aetius, in denen die Poeſie voll Klarheit des Geiſtes, voll Tiefe der Empfindung zur lebenswahren Wirklichkeit ſich geſtaltet, von unwiderſtehlich eindringlicher Kraft, von plaſtiſcher Gediegenheit uns Charaktere in der gründlichſten Durchbildung vorführt. Wenn aber Einheit und Abgeſchloſſenheit von keinem Kunſtwerk mehr verlangt wird, als von der dramatiſchen Dichtung, ſo können Werners Tragödien ganz und gar nicht als muſterfähig gelten, da eine in ihnen wirkende Doppelnatur, eine ungeheuerliche Ueberſchwänglichkeit mit dem Maaßvollen hiſtoriſcher Schilderungen im

Digitized by Google

ſchreienden Widerſpruch die Theile von einander reißt. Dialog und die Eintheilung in Auftritte und Aufzüge bilden noch kein Drama und Werner erkennt es, daß er gemeinhin nur in lebenden Bildern poetiſche Anſchauungen giebt ohne Entwicklung und Fortführung, weshalb er den erſten Theil der „Söhne des Thal's" „eine dramatiſche Idylle, eine freilich ſehr unförmliche Abart der Idyllen-Gattung" nennt. Wenn in ſeiner aus glühender Begeiſterung hervorquellenden Sprache nur zuviel Schimmer und Schein das Heilige umfließt, ſo iſt doch Scheinheiligkeit von dem Dichter fern, der durch den Abſcheu vor dem Lüſternen und Frivolen in ſeinen Gemälden darthut, wie er als Prieſter der Kunſt über dem Sinnenrauſch erhaben ſtehe, in den eine blinde Leidenſchaft ihn ſtürzte. Wie ſehr unterſcheidet er ſich darin von ſeinen mit dem Katholizismus ſchön thuenden Zeitgenoſſen? Werner war nichts weniger als Heuchler *) und wie er überall in fanatiſchem Eifer gegen das Unrecht zu weit ging, ſo übertrieb er in bußfertiger Beurtheilung ſeiner Selbſt. Nicht wagt er Selbſtbekenntniſſe zu ſchreiben, um nicht, wie er ſich in ſeinem Teſtamente ausdrückt, durch Aufdeckung einer Peſtgrube den Unverdorbenen zu ſchaden, und erregt dadurch den Argwohn wohl von Schlimmerem, als die Eröffnung ergeben haben würde. Seine ſinnliche Begierde — nur ſie hatte er zu beklagen — verlockte ihn niemals, die Würde einer höhern Weiblichkeit untergraben, das Band eines Eheverlöbniſſes löſen zu wollen. Aus den vornehmen nicht immer taktfeſten Zirkeln, in denen er die Damen durch ſeine idealiſtiſch gottſeligen Erörterungen feſſelte, durch Humoresken ergötzte, ſtieg er nur mit zu wenig Scheu in die verrufenen Winkel herab, wo er das Gewiſſen derer nicht zu kränken fürchtete, denen er ſeine Geſundheit opferte. Nicht konnte er es je über ſich gewinnen, die Sünde durch poetiſchen Zauber zu verklären. Die Kunſt iſt ihm ein lichter unentweihter Tempel und in ihn flüchtet er ſich aus dem Qualm der Welt und erhebt ſich an den Idealen, die ſeine Phantaſie ſchafft. Wie der geheimnißvolle geharniſchte Geiſt in den erſten Akten des

*) Wie Viele, ſo hielt ihn auch Paſſow dafür wegen ſeines ungleichen Weſens. „Es hing von jedem ab, dies lieſt man in den von Wachler herausgegebenen Briefen Paſſow's, ob er ihn frivol bis zur tiefſten Gemeinheit oder andächtig bis zur moderuſten Sublimation haben wollte."

„Hamlet“ agitirt, ohne es zu einer Handlung kommen zu laſſen, ſo ſieht er leider! das Echt-Poetiſche in dem Wahn einer Geiſternähe, durch die er den Leſer epiſodenweis in eine fremdartige Sphäre verſetzt; es iſt Religion, aber eine, die an uns als ein äußerliches Scheinbild vorüberſtreift, ohne in unſerem Inneren eine verwandte Stimme zu finden. Werner war eben ſo gut Proteſtant als Katholik, eben ſo gut Heide als Chriſt. Er feierte das Lutherthum, das er ſpäter haßte, ſo daß er nach ſeinem Ausdruck „tauſendmahl eher zum Judenthum oder zu den Braminen am Ganges, aber nie zu der ſchalſten, ſeichteſten, widerſprechendſten, nichtigſten Nichtigkeit des Proteſtantismus übergehn könnte“, er feierte das Lutherthum, weil er es in einer Periode als das Mittel erkannte, durch das die Welt die Einheit und Allgemeinheit wiederzugewinnen vermöge, die der Stiftung eines echten Gottesreiches auf Erden, für das er ſchwärmte, vorausgehn müßte, in einer andern pries er aus demſelben Zweck das Papſtthum, das ihm neben dem Criticismus, Benennung für Proteſtantismus einſt nicht weniger verächtlich erſchien; in einem Traumgeſicht ſah er beide als

. . zwei gewaltig große Fratzenköpfe,
Eins in der Mönchenkutt mit einer Krone,
Das andere mit einer Narrenkappe,

über beide ſollte ſich nach ſeiner damaligen Stimmung glorreich die Maurerei erheben. Deſſen ungeachtet kann er dem Proteſtantismus nicht den Beinamen ehrwürdig verſagen und zugleich ſpricht er von einem geläuterten Katholizismus. Aber etwas anderes verſteht er, wie wir hören werden, unter dem „letzten Evangelium“ unter dem „alten Kreuz.“ Ueber das Chriſtenthum hinaus winkte ihm noch ein Höheres. Jenes ſey nur die Pforte zum verlornen Paradies, deſſen Wiedererringung ſchon diesſeits zu erwarten ſtehe. Und zwar dann, wenn die rechte aus dem Menſchen geborne Liebe die Erde beherrſche. Gervinus ſagt, Werner habe die Poeſie gegen die Religion preisgegeben, die Poeſie der Religion geopfert. Werner würde in dem Ausſpruch in allen Zeiten ſeines dichteriſchen Strebens das größte Lob erkannt haben, der ſich in ſeinem Denken immer treu blieb. Dieſelben Stralen waren es, die auf dem dunkeln Grund das vielfarbige Gebilde erzeugten.

Glaube, Kunſt und Reinheit oder: Religion, Poeſie und Verehrung weiblicher Größe verſchmelzen bei ihm zu einem Begriff.

Durch dieſe drei: Kunſt, Glauben, Reinheit zeiget
Sich das Myſterium dreiein'ger Liebe.

Jede höhere geiſtige Richtung beſteht nach ihm in dem Hinſtreben zu einem Zuſtand irdiſcher Heiligkeit, um welchen die Menſchheit durch Verbildung, Irrthum und Schwachheit ſich gebracht ſieht. Der Reinigungs-Prozeß erfolgt durch Feuer und durch Blut:

Non sacramentum sine sanguine.

Eine elegiſche Sehnſucht nach einem leidenſchaftsloſen Urzuſtande der Menſchheit, das Ringen und Kämpfen danach auf verſchiedenen Wegen iſt der Grundton ſeiner dramatiſchen Schöpfungen. Es iſt eine Lyrik, die nicht beſtimmte ideale Geſtalten charakteriſirt, ſondern die im Allgemeinen zu einer ſchwärmeriſchen Veredlung und Vollendung ringt. Zu dem goldenen Kindheitsalter, das in ſeiner Reinheit und Einfachheit überall daſſelbe war, wo man Iſis und Oſiris anbetete oder wo „Opferlieder durch Romovens Haine ziehn." Damals war Geſang der fromme Naturlaut und Geſang die unmittelbare Eingebung der Gottheit. Darum umweht die Helden bei Werner im entſcheidenden Moment die Friſche einer dunklen fernen Erinnerung an jene ſeelenvolle Zeit und die Geiſternähe offenbart ſich ſchon ihrem irdiſchen Auge. Ihr Ende verläuft ſich meiſt in die hieroglyphiſche Einfaſſung des Drama's. Noch bevor ſie aufhören, ſehen wir, daß ſie die irdiſche Natur abgeſtreift haben.

Andere Dichter finden meiſt zufällig den Stoff zu ihren Schöpfungen, bei Werner iſt das Thema ein gleichſam von Anbeginn gegebenes und meiſt nur äußere Anläſſe beſtimmen ihn, ſich in verſchiedener Weiſe darüber auszuſprechen. Es drängt ihn, dem Bilde, das ihm in unklaren Umriſſen vorſchwebt, eine beſtimmtere Form zu geben, und er greift bald zu dieſer, bald zu jener Materie. Eine innere Nothwendigkeit ſyſtematiſchen Schaffens folgt ihm in allen Lagen des Lebens von ſeiner Heimat her.

Werner's *) Vater war Profeſſor der Geſchichte und Be-

*) Aus des Dichters Feder kam „Kurze Biographie von F. L. Z. Werner".

redtſamkeit. Er ſchrieb lateiniſche Gedichte und unter ihnen wurde eines: die Jahreszeiten, mit denen Thomſons verglichen *). Seine Mutter war die Nichte des Profeſſors der Poeſie Valentin Pietſch **) und ſie ſelbſt wird von ihm, den ſie mit ängſtlicher Zärtlichkeit erzog, Dichterin genannt. Zur Seite des elterlichen Hauſes lag das Schauſpielhaus und der Zutritt war dem Knaben leicht, da dem Vater die Theatercenſur oblag und bei dem täglichen Verkehr mit dem Theater die kindliche Neugier ohne Mühe Befriedigung finden konnte. Dem Hauſe eines Oheims, das er oft beſuchte, ſtand gegenüber die katholiſche Kirche und der kleine Werner verſäumte nicht den Frohnleichnamstag, um ein Zuſchauer der auf dem Kirchhof ſtattfindenden Prozeſſion zu ſeyn, er betrat die Kirche, wenn an den Feiertagen der Hochaltar nach Hinwegnahme des Bildes ein Figuren-Theater darſtellte, auf dem das Chriſtkind in der Krippe und der verblichene Heiland geſchaut wurde. Schon damals mogten ihm Kunſt und Religion als „Synonyma" erſchienen ſeyn, die er ſpäter nicht mit einem Namen benennen zu können bedauerte.

Er war 14 Jahre alt, als der Vater ſtarb. Sein Lehrer wurde ein Feldprediger Rohr aus Thorn ***). Als Student widmete er ihm 21 Jahre alt die „Erſtlings-Produkte" ſeiner Muſe, ein Bändchen „Gedichte" im J. 1789, um Freudenthränen „für eine Rettung" dem Wohlthäter darzubringen, dem er, wenn ihm „jemals das Glück wieder lächeln ſollte, auch dieſes Lächeln" verdankte. Die Gedichte ſind noch von der krankhaften Färbung frei, die der ſüßlächelnde Myſticismus auf die ſchmerz-

die als ein Abdruck aus dem Feiderſchen Gelehrten-Lexicon, Landshut 1822 erſchien. (Hitzigs) Lebens-Abriß F. L. Z. Werners. Berlin 1823. Mehreres ſeine Jugend Betreffendes aus mündlichen Ueberlieferungen.

*) Lauſon's „Das durch Feuer geprüfte Königsberg" in der „Sammlung einiger Predigten" auf den Brand von 1764 nebſt drei Gedichten. S. 345.

**) Deſſen Sohn Zacharias Pietſch in Elbing ſein Pathe geweſen ſeyn wird.

***) Derſelbe begann eine Charfreitagspredigt mit den Verſen:

Ausgelitten haſt du, ausgerungen
Armer Jüngling deinen Lebensſtreit
Und vergeben die Beleidigungen — —

Dies mußte dem gebildeten Theil der Zuhörer um ſo mehr auffallen, als ein bekanntes Gedicht auf Werther alſo anhub.

lichen Züge haucht. Als eine Einleitung zu ihm dürfte die Ungläubigkeit anzuſehn ſeyn, die ſich vielfach in ihnen bekundet. Am Grabe des Vaters vermag er nicht im Glauben an Unſterblichkeit Troſt zu finden:

Hoffnung winket, Zweifel widerſtreben,
Ich vergehe, Vater! rette mich.

In einer poetiſchen Allegorie vermählt ſich der Verſtand mit der Tugend, der Glaube mit dem Vorurtheil. Aus der Verbindung entſpringen zwei Töchter:

Philoſophie und holde Menſchenliebe.
Doch Dame Vorurtheil, der Hölle finſtres Kind,
Erſchien, gefiel und ach! verband ſich mit dem Glauben,
Da ward der Kinder viel ans Licht der Welt gebracht
Und alle ſchief und häßlich wie die Nacht —
Der Aberglaube und die Frömmelei.

Ein Gedicht ohne Ueberſchrift iſt an ſeine Couſine gerichtet, die mit ihm in Rohr denſelben Lehrer gehabt hatte. Im Hauſe neben der katholiſchen Kirche geboren und erzogen, theilte ſie als Kind ſeine Theilnahme an den kirchlichen Schauſtellungen und war ihm behülflich, kleine Puppen in Prieſtergewänder zu hüllen und einen für dieſe erbauten Altar zu bekleiden. Er ergießt ſich in zärtliche Empfindungen für ſie, die ihm bis zu ſeinem letzten Lebenshauch heilig blieben. Er ſieht wie bei der Einſegnung an dem Altare:

Engel dich mit Stralen ſchmücken
Und dir knieud Weihrauch ſtreun.
Laut erſcholl Geſang der Sphären,
Schaaren voll von Jubelchören
Weihten mich zum Engel ein.

Auf einem Privatball bereitete ſie ihm ein irdiſches Paradies:

Bruſt an Bruſt von Dir umſchlungen,
Schmeckt' ich von Gefühl durchdrungen
Ganz die Wolluſt, Menſch zu ſeyn —
Ach umſonſt für mich geboren,
Biſt Du ewig mir verloren,
Dennoch bin ich ewig Dein.

In anderen Gedichten huldigte er jugendlichen Schauſpielerinnen, denn es war damals, als er mit der Bühne eine ſo große Vertrautheit gewann, daß er nachmals äußerte, als Student mit ihr genauer bekannt geweſen zu ſeyn, als mancher Schauſpieler. Dieſes erwogen, glaubt man errathen zu können, was es mit jener Rettung für ein Bewenden hatte und warum er von jener Jungfrau, in der er in aufrichtigſter Liebe ſeine „Weſenhälfte" verehrte, ſich durch den ſtrengen Spruch ihrer Eltern losgeriſſen ſah. Eine heilige Erinnerung konnte ihm nicht genommen werden an ſie, die er in den Anmerkungen zu einem Gedichte von 1814 mit ihrer erhabenen Großmutter vergleicht.

In der Glorie überirdiſcher Weiblichkeit erſchien ihm ſtets ſeine Mutter. Er nennt ſie „eine reine heilige Kunſtſeele und Märtyrin", ein anderes Mal „eine erhabene und (für einen Nekrolog von ihm) zu hohe Dichterin, welche zugleich die Schmerzerprüfteſte, alſo vollendetſte der mir perſönlich bekannten Meiſterinnen der wahren Liebe war." Hippel ſchrieb ihrer geiſtigen Stärke einen Adlerblick zu. Sie verfiel vor ihrem Tode in Wahnſinn, nach der Meinung der Verwandten, aus Gram über das leichtfertige Leben ihres Sohnes *). Ihre ſtrenge Züchtigkeit zeigte ſie noch im Zuſtande der Unzurechnungsfähigkeit im Betragen gegen den Wundarzt, der ſich nicht ihrem Bette nähern ſollte. Die Sorgfalt, mit der ſie in geſunden Tagen den Sohn behütet haben wollte, war von der Art, daß dieſer ſelbſt bei aufrichtiger Erwiderung ihrer Liebe ſie zu betrügen ſich genöthigt ſah. So durfte er, ehe er Student war, nie eine Nacht auf dem Lande zubringen und als er von einem Commilitonen die Aufforderung erhielt, die

*) In einem ſeiner Gedichte wird von Thränen geſprochen, die er ihr ausgepreßt. In einem Sonnet: „Frühlingsnachtmahl" empfindet er, wie die Dulderin ihm verſöhnend naht. .

Der Mutter mir verſöhnter Geiſt.

Durch ihren Tod verdunkelte ſich ihm das Leben für ewig.

— dem der Liebe Roſen,
Und alle Freudenroſen
Beim erſten Schaukeltoſen
Am Muttergrab entflohn.

Nach Hoffmann bildete ſich die geiſteskranke Mutter ein, als Jungfrau Maria im Sohne den Heiland geboren zu haben. (!)

Ferien auf einem einige Meilen fernen Landgute zu verleben, wurde er von der Mutter feierlichſt dem Schutze des ernſten Freundes *) übergeben. Hier fühlte er ſich zum erſten Mal frei und ſprach dies in poetiſchen Ergüſſen aus. Die Freiheit ſchlug zum Kummer der Mutter und Großmutter in Zügelloſigkeit um und die letztere, die wegen ſeines ſittenloſen Wandels ihn aufgab, ſetzte ihn bei der Erbverſchreibung auf das Pflichttheil.

Um die Geiſtesrichtung Werner's kennen zu lernen, der als Jüngling wie als Mann dachte, iſt nicht die Titelvignette jener Gedichtſammlung zu überſehn. Sie zeigt uns die Trauer im Wittwenſchleier neben der Todtenurne auf der Pappelinſel in Ermonville.

Einen Jacques Rouſſeau der Welt — —
Duldung, Natur und Gefühl weinten entfeſſelt ihm nach.

Die Begeiſterung für den Verfaſſer des „Emil" mogte um ſo lebendiger in Werner erwachen, als ein Portrait deſſelben aus Genf in Hamann's Beſitz kam, mit dem dieſer „manche Viertelſtunde liebäugelte." Werner betete Rouſſeau an und wollte, das Jahr ſollte mit ſeinem Todestag d. 2. Juli beginnen. Es erſchien ihm, als er ſich in der Heiligen Linde befand, als bedeutungsvoll, daß Rouſſeau's Sterbetag mit Mariä Heimſuchung, mit dem Tag, da die Himmelsgnade die Erde begrüßte, zuſammenfiel und er flehte:

Laß unſern Staub im Mutterſchooß verkläret
Zu deiner Gnade herrlicher Bewährung
Ein Blütenpaar an deiner Linde prangen.

In einem älteren Gedichte ſagt er:

Ein echter reiner Menſch entrollt das große
Zertretne Buch des Rechts dem ſtillen Forſcherblick
Und ſinkt dann ſchuldlos in der Mutter Arm zurück.

Auf der Univerſität beſuchte er die Vorträge des ihm wohlgeſinnten Kant, dem er bei veränderter Glaubensrichtung in ſei-

*) Des 1819 verſtorbenen Superintendenten Beſthorn.

nen ſpäteren Gedichten kein ehrendes Andenken ſtifteten *). Einen bedeutenderen Einfluß als die öffentlichen Lehrer des Rechtsſtudiums, dem er ſich widmete, hatte auf ihn ein reichsgräflicher Doctor. Leopold Graf v. Lehndorff, ein Freund der Muſen und Verfaſſer eines Schauſpiels **). Um ſo lieber ſchenkte dieſer dem talentvollen Jüngling ſeine Freundſchaft, welcher dichtete und gefühlvoll auf dem Clavier phantaſirte. Lehndorff vertheidigte in der Aula, in Ausſicht, einen Platz am Reichskammergericht in Wetzlar einzunehmen, ſeine Abhandlung De matrimonio inaequali ohne Reſpondenten und erregte dadurch nicht geringeres Aufſehn, als durch die freien Anſichten, die er in ſeiner gelehrten Schrift entwickelte, indem er den Beweis führte, daß wenn ein Reichsgraf mit einer Dame niedern Adels ſich vermählte, er ſich durchaus nichts vergäbe. Lehndorff höchſt liebenswürdig und leutſelig, zeigte, wenn er auch gern fürſtlichen Glanz um ſich verbreitete, in der Wahl ſeiner jüngeren Freunde, wie er über allen Unterſchied der Stände erhaben war. Zu dem geiſtreich befähigten Kreiſe, der alle Sonntage dem Grafen ſeine Aufwartung machte, gehörte auch Werner. Man wollte, daß der König von Lehndorffs Programm Kenntniß nehme und veranſtaltete in koſtbarer Ausſtattung eine deutſche ***) und eine franzöſiſche Ueberſetzung, die letztere lieferte Werner 1792 Traité des mésalliances. Auf dem Titelblatt ſah man die Themis, die über altes, nicht zu begründendes Herkommen eingeſchlafen war. In einer Anzeige der Ueberſetzung wird er ein hoch fliegender und rüſtiger Dichter genannt. — Der Geiſt der Weltverbeſſerung zur Erhebung der Menſchheit durch Ausrottung veralteter Vorurtheile und durch Vernichtung eigenſinniger Standesunterſchiede erregte damals die Gemüther und konnte Wernern nicht unberührt laſſen. Denn ſchon damals wie nachher beſeligte ihn der Glaube an ein allgemeines

*) „Leuchtend Verworfene“ ſind ihm Friedrich II. und Kant, weil ſie durch ihre hervorragende Größe, durch Beiſpiel und Lehre der Einheit Deutſchlands geſchadet.

**) Daſſelbe: „Ubdolini“ in 5 Aufzügen, iſt gedruckt. Der Held, der ſich als ein Opfer unglücklicher Liebe betrachtet, glaubt ſeine Ehre nur durch ſeinen Tod retten zu können, verſetzt ſich aber eine ungefährliche Wunde.

***) Von v. Feigenhauer.

Streben zur Verwirklichung einer Idee, durch die der Himmel auf die Erde herabgezogen werden ſollte. Werner trat in den Freimaurerorden.

Seit 1793 war er Kammerſekretair und ſeit 1799 lebte er als ſolcher in Warſchau und arbeitete hier ſeit 1800 an den „Söhnen des Thal's“, einem dramatiſchen Hymnus auf die Maurerei.

Der erſte Theil der „Söhne des Thals“ wurde 1801 beendigt. Wie dies ſonſt nur durch Schilderungen in epiſchen Gedichten oder Romanen möglich iſt, leben wir uns ein in die Hausordnung der Templer, die ungeachtet des Pomps, der über das Ganze verbreitet iſt, uns im Einzelnen die äußerſte Einfachheit darthut. Als wenn Werner ſich an die Darſtellungsweiſe in den Beſchreibungen der Iliade erinnert hätte, in denen nach Leſſings Erklärung es der Dichter verſtand: „das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutes zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen“, ſo wird der Leſer in Kirche und Kapitelſaal, in Kloſtergarten und Gefängniß eingeführt, er ſieht gleichſam Alles nach einander im natürlichen Zuſammenhang entſtehn, weil das Gegebene nicht als ein Fertiges erſcheint, ſondern die praktiſche Anwendung der Ordensregeln uns über die ſtarre Darlegung der Statuten erhebt. Wir nehmen es in anziehenden Beiſpielen wahr, wie die weltliche Eitelkeit beſchämt, die Ruhmbegierde gedämpft und der Ungehorſam beſtraft wird. Wir lernen bewährte Meiſter und ſchwankende Recipienden kennen in individueller Beſtimmtheit. Der Ordensſtaat auf der Inſel erſcheint uns als ein großes Kloſter und er wird in trefflich anſchaulicher Weiſe uns geſchildert mit dem vorleuchtenden Beruf und den bitter getäuſchten Erwartungen, durchwürzt mit der Troubadur-Poeſie und vergiftet durch die Proſa der Gemeinheit, voll bedeutungsvoller Ahnung im heiligen Geheimdienſt und voll eitler Luſt und Werkheiligkeit. Bei den Beſten der Templer entgeht uns nicht der Widerſpruch zwiſchen dem Schwert des Heldenthums und dem Ordenskleid der Entſagung. Nicht ſind ſie ſo abgeſchnitten von der Welt, daß ſie ſich nicht wider Willen an der Erinnerung der Jugenderlebniſſe erlabten. Wenn dieſe plaſtiſch durchgebildeten Theile des Gedichtes (in denen leider! didaktiſche Längen von der Mühſamkeit der dazu

gemachten Studien zeugen) nicht den Namen einer Tragödie beanſpruchen können, um ſo weniger, als nach ſeiner eignen Abſicht niemand als Hauptperſon vorwiegend auftreten ſollte, ſo verfließt das myſtiſche Zwiſchenſpiel vollends zu einem Schemen ohne dramatiſche Haltung. Hier kann er ſeine Subjectivität nicht zur objectiven Anſchaulichkeit erheben, es bei allem Aufwand von Bildern nicht zum Eindruck des Wahren bringen. Er ſelbſt aber erkannte darin das Göttliche aus höherer Eingebung Hervorgegangene, wie wir aus den Aeußerungen ſeiner gewöhnlich in einer Art von Paroxismus hingeworfenen Briefen erſehn. Von einer ſolchen Szene ſagt er in einem Brief an Hitzig: „Wie ich zu der Stelle gekommen bin, weiß ich nicht, ich ſelbſt habe nichts dazu gethan. Es iſt möglich, daß ich dieſer Stelle wegen geboren bin.“

Das Verſtändniß ſeiner theoſophiſchen Ideen, wenn ſie auch in allen Stücken in geringer Modificirung ſich wiederholen, iſt um ſo ſchwieriger, als ſein Verleger Sander ſich hierin proſaiſche Veränderungen erlaubt hatte, ſo daß das Blut des Verfaſſers, wie er ſich ausdrückt *), darob erſtarrte. Werner ſpricht ſich häufig, wenn auch nie klar dahin aus, daß auf die Religion, die im Opfertod ihr erhabenſtes Symbol verehrt, eine folgen müſſe, die die Gottheit ohne Mittler anzuſchauen vermag und das Leben in ſeiner Reinheit anerkennt, eine Religion, die zum Urquell das menſchliche Geſchlecht zurückführt und in einem erhabenen Naturdienſt die vollendetſte Form erringt. Hippels Ausſpruch: „Das Kreuz iſt des Sterns Fundament“ verſtand Werner offenbar anders als er es zum Motto wählte. Ueber dem Kreuz wird ſich nach ihm der Stern erheben. In der Mutter der Maccabäer nennt er „des Kreuzes Stern.“ In verſchiedenen Tragödien ſtößt man auf Verſe, wie

Als Leben ſtarb, da ward das Kreuz geboren,
Vernichtet wird es einſt, wenn wieder Leben
Aus der Natur zu allen Weſen ſpricht.

*) Zeitſchrift: „Geſellſchafter.“ Berlin 1836. S. 73.

Es waren:

> Horus Wiſchnu, Eros Thor und Chriſtus, die
> Dem ſtaubbedeckten Geiſte Flügel liehn,
> Um ſich zu ſeinem Urquell aufzuſchwingen.
> Verkläret wird die Tugend an dem Grabe,
> Es ſtraft die Nemeſis und durch die Gährung
> Sieht man des Friedens ſchönen Stern entglühn.

Das Kreuz, das die kleine Welt in Kirchen einzuſchließen ſtrebt, wächſt rieſenhaft empor und fährt „flammend auf zum Himmel.“ Nur das verkohlte Ende bleibt drinnen, der obere Theil „glänzend wie die Sonne“ deckt die niedrigen Dächer ab.

> Da ſchallet ein gewalt'ger Laut von oben:
> „Genug der eitlen frechen Narrentheiding!“
> Dann ſchwebte ſtralend aus dem offnen Himmel
> Das große, wahre, alte Kreuz herunter.
> Und eine große Kirche ward der Weltball
> Auf einem ewig grünen Grabesraſen
> Und auf der Kirche ſtand das große Kreuz;
> Die Kirche wird ein Sakrament des Fleiſches,
> Das Meer ein Sakrament des heilgen Blutes.
> Und alle Weſen ſangen den Choral:
> Das Leben ſoll den grauſen Tod bezwingen,
> Der Staub hinauf zu ſeinem Urquell bringen.
> Mag auch des Kreuzes Zeichen untergehn,
> Doch ſiegend muß ſein Urbild auferſtehn.

Aus der Jungfrau Maria wird die Iſis, ſie hält endlich den Herrn wieder

> in den Mutterarmen —
> Das iſt das letzte Evangelium.
>
> Du Menſchengott
> Sey die Natur,
> Natur hält Schwur,
> Natur iſt treu,
> Natur iſt frei.

Als Freimaurer hatte er an dem künftigen Urheiligthum mitzubauen. Denn die Arbeit des Thals iſt

Was die Natur
Aus Trieb bewirkt, durch Willen darzuſtellen,

auf daß die Zeit näher geführt werde, da

— ſchon von Anbeginn ein enges Band
die Beſſern einte. —

Des Friedens ſchöner Stern leuchtet ungetrübt erſt nach Kampf und blutigem Opfer. Es iſt eine Nothwendigkeit, daß der Ordensmeiſter ſchuldlos auf dem Holzſtoß ſein Leben beſchließt, wie hundert Jahre nachher Huß. Des Thal's echter Sohn darf dem nicht wehren wollen, er muß:

den Meiſter ehren und ihn ſterben laſſen,

denn:

Auch das iſt Form, der Stoff bleibt unverloren.

Im „Attila" heißt es: Cocles, Curtius, Cato ſtarben,

Warum? Für den Gedanken, den ſie lebten,
Sie lebten wirklich, darum ſtarben ſie.

Im „Attila" bedeutet der Papſt Honorien in Bezug auf den Hunnenkönig:

Lebt er durch dich, ſo muß er für dich ſterben.

Der Papſt ſagt in demſelben Stück:

Das Blutvergießen iſt nicht ſtets ein Unheil.
Das Blutverderben iſt's — vergoſſen Blut
Befruchtet, das verdorbene verzehrt.

Eine andere Stelle lautet:

— Aus dem Blut entſprießt der Gnadenhain,
Drum bleib' es Krieg, bis Friede kömmt auf Erden.

Nach vorausgegangenem reinem Opfer, wie es in der „Mutter der Maccabäer" heißt, wird das ewige Weſen:

Den Heiden Seinen großen Namen künden,
Es wird vom Aufgang bis zum Niedergang
Vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten
An reiner Mutterliebe ſich entzünden,
Reinen die Welt von Sünden.

Das verlorne Paradies wird wieder gewonnen, wenn zwei

Weſenhälften auf Erden ſich in heiliger keuſcher Liebe verbinden *), wie Geiſt und Geſtalt oder Geiſt und Herz, wie Kraft und Reinheit (für dieſe ſteht auch Maaß, Zartheit), wie Glut und Flamme, wie Brot und Wein des Abendmahls. Als Mann und Frau, als Mann und Männin müſſen eins werden das ſchaffende und das erhaltende Princip, jenes iſt das glänzende, dieſes das dauernde.

Der Geiſt allein, das Herz allein ſind todt,
Sie leben jedes nur in ihm Verwandten
In Glutumarmung ſterbend, in der Liebe.

Das Heldenthum, heißt es in „Attila",

iſt Kraft und Maaß wie Mann und Weib.

Cotta's Weib als Verklärte ſchwebt über Luther:

Weil ich als Weib die Reinheit nicht verloren,
Ward ich der Kraft zum Engel auserkohren.

Auf die Frage, was das Nachtmahl sub utraque ſey,

Das Nachtmahl unter beiderlei Geſtalt,
Das iſt wie Mann und Weib, wie Glut und Flamme.

Wenn die Verbindung zweier Weſenhälften zu Stande kömmt ſo ruht der Weltgeiſt ſichtlich auf Erden. Die Rede iſt dann Wiederhall der Gottesſprache, jeder iſt dann ein echter Spielmann, jeder ein Prieſter auf ſeine Weiſe und wir ſind dann nicht in der Kirche, ſondern die Kirche iſt in uns **). Das Ringen verklärt ſich zum hehren Anſchaun in Frieden und Wonneſeligkeit, Vergangenheit und Zukunft verkümmern nicht den Genuß der Gegenwart. Ein aus höheren Sphären Herabgeſandter ſingt in den „Söhnen des Thal's".

Das Wird und Ward
Durchſchweig' ich, umarm' ich in Gegenwart.

Der Drang nach dem Urheiligen der Menſchheit webt eine

*) Das Schönherrſche, in der Ebel-Dieſtelſchen Unterſuchungsſache beſprochene, Glaubensſyſtem ſoll auf ähnlichen Annahmen beruhn.

**) Zur Entſtehung einer echt religiöſen Sekte mitzuwirken, damit Solches erzielt würde, erſchien ihm als höchſte Aufgabe des Lebens. Darüber ließ er ſich in Briefen aus 1803 und 1810. v. Eichendorff „Ueber die ethiſche Bedeutung der neuen romantiſchen Poeſie in Deutſchland." S. 126. 138.

überirdiſche Verklärung um die Helden der Wernerſchen Tragödien. Sie treten in ihrer geheimen Ideenmacht dermaaßen von Zeit zu Zeit aus ihrer Perſönlichkeit heraus, daß dieſe ganz als dem Ueberſinnlichen und Erhabenen aufgeopfert erſcheint. Sie verkehren mit einem oft geſpenſtigen Geiſterreich, deſſen Boten als epiſche Maſchinen unmittelbar in die Handlung eingreifen, oft wieder als zwei Weſenhälften, ſo in den „Söhnen des Thal's" Eudo und Aſtralis. Eudo prophezeiht dem Ordensmeiſter in einem Liede ſein Ende und ruft ihm zu:

> Sey Mann, wenn Flammen dich umwallen,
> Du biſt die Kraft, die Sterne ſchaffen kann.
> Die Glut verzehrt das Kreuz, die ew'gen Harfen hallen.

und Molay:

> Ich Staub — die Kraft, die Sterne ſchaffen kann,
> Die Glut, das Kreuz verzehrend? *)

Eudo unter verſchiedenen Namen erſcheint in den meiſten Stücken und daß er derſelbe mit Adalbert im „Kreuz an der Oſtſee" ſey, lehren uns die Worte:

> Ich kehr' ins Thal zu meiner Klauſe.

In Hoffmann's Romanen, der acht Jahre jünger in dem nämlichen Hauſe erzogen wurde, dringen in das Stillleben häuslicher Einförmigkeit dämoniſche Gewalten und ſtören durch Koboldskichern die Ruhe aus ihrer Sicherheit, bei Werner umgekehrt iſt das Treiben der Menſchen Streit und blutige Fehde, aber das Reich des Ueberſinnlichen eröffnet ſich über den feindlichen Parteien, um ihnen die Palme des Sieges und den Kranz des Friedens darzubringen. Wenn der Geiſt des h. Adalbert ein ſchauerlicher Greis genannt wird, ſo beſteht das Schauerliche nur in dem Unbegreiflichen, Unausſprechbaren, das der Italiener unter Terribile verſteht.

Werner ſagt von ſeinem Spielmann:

> er will nun einmal nicht enträthſelt ſeyn.

*) „Die Glut das Kreuz verzehrend und die Harfen?!" ſo wird geleſen und eine Sanderſche Verbeſſerung nicht verkannt. Harfe iſt bei Werner die heilige Kunſt.

und da er abſichtlich ſich in Dunkel hüllt, wenn er das ſeinem Dafürhalten nach Bedeutſame ausſpricht, ſo fragt es ſich, ob bei aller Mühe, den rechten Sinn zu erfaſſen, derſelbe gefunden iſt. Soviel aber dürfte keinem Zweifel unterlegen ſeyn, daß eben ſo wenig als Werner eigentliche Tragödien ſchreiben wollte, (wenn man *Calderon's* Stücke dramatiſirte Balladen nennen kann, um wie viel mehr iſt das Epiſche in den ſeinigen erſichtlich), nicht den Tadel verdient, daß er wie ein ſchwankendes Rohr ſich von jedem Winde habe hin- und hertreiben laſſen. *Werner* hätte aber auch nicht auf *die* böſe werden müſſen, die dem Gerücht, das mancherlei Dinge über ihn verbreitete, Glauben ſchenkten *). Was ihm als höchſte Klarheit erſchien, mußte Anderen als unbeſtimmtes Helldunkel erſcheinen. Alles konnte ſeyn und nicht ſeyn, aber feſt blieb, daß ihm die Kunſt Religion war und die Religion Kunſt. „Ich kann, ſchreibt er, ſo wahr Gott lebt! ſchwören, daß ich die Kunſt bloß aus dem höheren Geſichtspunkt, in ſo fern ſie uns Ahnungen der Gottheit giebt, betrachte." Der erhabene Gegenſatz, der ſich ihm in edlen Weiblichkeiten, wie in ſeiner Mutter und nachmals in der Königin Louiſe, den „Schmerz geprüften Frauen," zeigte gegen ſeine grobe Sinnlichkeit, die „Demuthsſtärke", die er verehrte, ſeiner Schwäche gegenüber weckte vielleicht in ihm die Anſicht, daß durch eine wilde Gährung hindurch es möglich ſey, im Feuer der Läuterung zu jenen hinzubringen, die zu Genien der Menſchheit geboren in prieſterlicher Hoheit und veſtaliſcher Reinheit erſcheinen:

Der Seraph Reinheit,
Er hat ſich zum Symbol das Weib erkohren.

an einer andern Stelle:

Iſt das Weib nicht Prieſter?
Das Opfer reinigt ſie, ſie muß es zünden.

*) Er, der ſonſt in öffentlichen Erklärungen ſtets ſich milde vernehmen ließ, ſchrieb 1819 im Tone der Entrüſtung: „Man log, als ich vor acht Jahren in Rom war, ich ſey Einſiedler auf dem Veſuv oder Aetna, man log, als ich vor drei Jahren in Polen war, ich ſey zu Frankfurt a. M. wieder Proteſtant geworden, man log, ich ſey zu Wien Kloſtermönch geworden." Nach einer Angabe gehörte er zum Illuminaten-Orden.

Der Katharina von Bora übergiebt die Jungfrau Maria eine Lampe.

Die Lampe, ſie iſt dein,
Sie hüten ſollſt du, einſtens glüht ſie immer.

Als Werner in Rom den Tod der Königin vernahm, ließ er Klaggeſänge *) nach Deutſchland herüberhallen, er feierte ſie als eine Heilige, die Troſt auf König, Königsſohn und Volk herabflehe und ſchließt mit den Worten:

Mächtig iſt Märtrerblut!

Für den Leſer erſcheint in den Trauerſpielen die myſtiſche Einfaſſung als ein Barock-Rahmen, aus dem das Bild ohne alle Gefahr herausgenommen werden kann. Es verliert durchaus nicht, wenn man die Zuthat beſeitigt, die durch bengaliſchen Feuerſchein mit dem Schatten alle Rundung aufhebt und die Farbe der Geſundheit in ein falbes Blaß verwandelt. Was als Kern angeſehn ſeyn will, iſt ungenießbare Schale. Der Nimbusſchimmer läßt keine Färbung zu. Ueber dem Herumtaſten auf dem Farbenclavier in den bunteſten mannichfaltigſten Versmaaßen verlieren wir alle Melodie und Harmonie. Nur Leere empfinden wir und keineswegs den Zauber der Poeſie bei den blauen Boten, himmelblau gekleideten Jünglingen und den Pilgern in azurfarbenem Gewand. Man theilt nicht des Dichters Empfindung, wenn er ein Morgenlied in den „Söhnen des Thal's" mit dem freiern Aufathmen an einem ſchönen Morgen vergleicht, man räumt es ihm nicht ein, wenn er in Worten Symphonien niederzuſchreiben ſich vermißt und lächelt über die Parentheſen in Perlſchrift, in denen er den Spielenden Noten giebt, die in wunderlichen Anforderungen an die Schauſpieler und Maſchiniſten das Seltſamſte überbieten und bei den Zuſchauern ein gar gläubiges Auge vorausſetzen**).

In Warſchau, wo Werner in ſeinen Amts-Collegen und Ordensgenoſſen, in Mnioch und Hitzig Freunde gewann, an die er ſich mit der größten Innigkeit anſchloß, entſtand der erſte Theil

*) „Klagen um ſeine Königin Louiſe von Preußen." Rom 1810.

**) In 13 klein gedruckten Zeilen erfährt man, daß ein Brot, das Eudo an den Mund bringt, ſich auflöſt und zerfließt, ſo daß es tropfenweiſe auf ſein Gewand fällt und auf demſelben einige Flecken reinigt u. ſ. w. u. ſ. w.

der „Söhne des Thal's". Auf Spaziergängen nach der Camaldu-lenſer-Abtei Bilany wurden über dichteriſche Gegenſtände, wie über Tod und Unſterblichkeit, eifrige Geſpräche geführt. Nicht unpaſſend erachtete er es damals, ein Lied auf Mariens Himmelfahrt zu dichten, in der er der h. Jungfrau den Schönheitsapfel zuerkennt.

Gebenedeiet ſeyſt du Dulderin
Du reines Weib in dieſer Welt voll Trug.
Der Afterwelt geprieſ'ne Phantaſeien
Verhüllen ſcheu vor deinem Blicke ſich,
Was ſind Cytherens wolluſtvolle Reihen,
Was iſt Minervens Weisheit gegen dich?

Der zweite Theil der „Söhne des Thal's" *), der „als dramatiſches Ganzes ungleich mehr befriedigen" ſollte, blieb weit hinter dem erſten zurück. In dieſem portraitirte er in Robert ſeinen Freund Hitzig.

„Die Söhne des Thal's" ſind, wie die Mehrzahl ſeiner Stücke ſelten oder gar nicht dargeſtellt. Jene kamen 1807 in Berlin auf die Bühne. Der Dichter ſchrieb Ifflanden Einzelnes im Coſtüm zur Beachtung vor **). In Königsberg wurde 1813 in einem muſikaliſch dramatiſchen Declamatorium im neuen Schauſpielhauſe eine Szene, der „Söhne des Thal's" gegeben, in welcher Anſchütz den Molay und Pauly den Robert ſpielte. Schröder damals, als er jahrelang nur einen unmittelbaren Einfluß auf das Hamburger Theater äußerte, ſprach ſeinen Unwillen gegen die Direktoren aus: „Die Söhne des Thal's bleiben unbenutzt, dagegen geben ſie elende Erzeugniſſe" ***).

Nachdem Werner von einer gemeinen Schönheit, mit der er ſich in Frankfurt a. d. O. zum Entſetzen ſeiner Angehörigen hatte

*) Sie erſchienen zuerſt in Berlin 1803 und 1804 und zwar unter den beſonderen Namen „Die Templer auf Cypern" und „Die Kreuzesbrüder."

**) Er wollte, daß „Hugo (Unzelmann) einen längeren Bart als die übrigen" trage, wogegen Iffland ihm zu bedenken gab: „ob dies bei Abreißung des Mantels nicht Mißſtand erregen könnte." Dorow Krieg, Literatur und Theater. Leipz. 1845. S. 247.

***) Meyer Schröder II, I. 211.

trauen laſſen, getrennt war (welche darauf in Littauen ihr Glück als Schauſpielerin verſuchte), erreichte er in Warſchau die Scheidung von ſeiner zweiten Frau, die er ohne Neigung auf den Wunſch der Seinigen geheirathet hatte, um einen dritten Ehebund einzugehn. Bei der Firmelung ſah er eine arme, mit reicher Anmuth geſchmückte Jungfrau, die kein Wort deutſch verſtand, gewann ihre Zuneigung und gab ihr durch einen gewiſſenhaften Unterricht einen ſolchen Grad feiner Bildung, daß ſie nachmals in den höhern Zirkeln in Königsberg und Berlin ſich mit Liebenswürdigkeit und Gratie bewegen konnte. Wie er ſich einſt zu ſeiner während deſſen vermählten Couſine mächtig hingezogen fühlte, ſo zu ihr. Bei der Innigkeit gegenſeitiger Liebe hätte ſie, die er als einen namenloſen Schatz heimführte, ſein wahres Glück gründen können, wenn ſie die Kraft beſeſſen, ihm für immer angehören zu wollen und einem Frühergrauten, wie er ſich nannte, ihre blühende Jugend zu opfern. Er verließ zwei Frauen, ſie entfernte ſich von ihm. „Es ſey, ſchreibt Werner, von dem jungen Weibe mit Recht nicht mehr zu fordern, daß ſie mit ihm glücklich ſeyn ſollte. Ich bin wohl kein böſer Menſch, aber ein Schwächling in vieler Rückſicht, ängſtlich, launenhaft, geizig, unreinlich — ſie iſt unſchuldig.“ Sie war eine von den höhern Weiblichkeiten, auf denen ſein Auge ſtets mit Verehrung ruhte, bis es brach. Nachdem Werner fünf Jahre in Warſchau im Amt geſtanden, nach dem Tode der Mutter im Beſitz eines größeren Vermögens gekommen, erhielt er auf Verwendung des Profeſſors v. Baczko und des Kriegsraths Scheffner eine Anſtellung*) beim Miniſter v. Schrötter und reiſte 1805 nach Berlin, begleitet von dem Lieblingswunſch als dramatiſcher Dichter von der Bühne her anerkannt zu werden*). Was in Königsberg ihm der Graf v. Lehndorf geweſen, war in Ber-

*) „Wie herrlich, ſchrieb Werner, wenn ich aus Warſchau, wo in literariſcher Hinſicht nichts zu machen iſt, nach Berlin verſetzt würde, den proſaiſchen Iffland gewinnen, ihn für meinen Zweck gewinnen könnte und dann ein großes Sujet zur Aus- und Aufführung brächte, wodurch denn auf die Maſſe des Publikums zu wirken ſeyn müßte. Berlin giebt für das ganze nördliche Deutſchland den Ton an; welch einen weiten Spielraum hätte ich da gewonnen!“ Dorow a. a. O. Seite 207. Nach Berlin verſetzt, wurde aus dem Kriegs- und Domainen-Kammer-Sekretär ein geheimer Sekretär des neuoſtpreußiſchen Departements.

lin der Prinz Louis Ferdinand, der um ſich Muſiker, Künſtler und Dichter verſammelte. Zu den Sonderbarkeiten, berichtet G. Schadow, gehörte das Erſcheinen des Dichters Werner. Im Schrötterſchen Hauſe traf er mit Uhden und Hirt zuſammen und hier mogte ihm wohl die Ueberzeugung aufgehn, daß der verſtorbene Wackenroder als Erklärer der Werke bildender Kunſt „ein religiöſer Coloß" wäre.

Iffland wurde auf ihn aufmerkſam gemacht, bewilligte ihm ein anſtändiges Honorar für das Trauerſpiel: „Das Kreuz an der Oſtſee", obwohl er es nicht für die Darſtellung als geeignet erachtete *). Der erſte Theil heißt „Die Brautnacht." Auf einer Weichſelinſel feiern die Brautnacht, aber in heiliger Minne, der Fürſt Warmio und ſeine Verlobte Malgona. Er iſt Chriſt und Ritter geworden, eine Monſtranz bringt ſeine irdiſche Empfindung zum Schweigen und bei ihr vereinen ſich Myrten, Dornen und Palmen zu einem Begriff. Adalbert, der längſt die Märtyrerkrone errungen, erſcheint, um ihren Bund einzuſegnen, und wirkt dadurch mit an dem ewigen Gottesreich.

Ihre Seelen ſind gewonnen,
Marter zu krönen,
Nahet in Pracht, die Brautnacht zu ſöhnen,
Ewige Minne.

Die Liebenden finden, dies können wir annehmen, im Tode ihre rechte Verklärung, wenn man im erſten Theil auch nur erfährt, daß ſie als Gefangene von den Heiden weggeſchleppt werden. Werner arbeitete am zweiten Theile noch 1817 und die Bruchſtücke, die er „einigen der edelſten Deutſchen," wie er ſchreibt, vorlas, wurden für ſein Gelungenſtes anerkannt. Wahrſcheinlich wich die ſo ſpät vorgenommene Ausführung von der urſprünglichen Anlage bedeutend ab. Wie im erſten Theil ein entſagungsſtarkes Chriſtenthum als das Höchſte gilt, ſo ſollte der zweite Theil wohl lehren, daß es nur eine nothwendige Durchgangsperiode geweſen, damit der ganzen Bevölkerung an der Oſtſee, nachdem die Liebenden für ihre Tugend mit dem Tode gebüßt,

*) Die Muſik dazu ſetzte Hoffmann.

das volle Leben im wiedergewonnenen Paradieſe lächle. Als Malgona im Liebesgeſpräche vom Paradieſe ſpricht, heißt es in Bezug auf die Erſchaffung der Eva:

Und des Herren ſanfte Stimme
Lehrte ſie, den Mann vernehmen —
Und ſo ward das Weib der Mittler
Ihres Schöpfers und des ſeinen
Und die Glut, von ihm entglommen,
Nährt ſie treu als Prieſterin.

In den Schlußverſen, die der h. Adalbert an die Zuſchauer richtet, glaubt man den Dichter ſchon als den ſpäteren Geiſtlichen zu vernehmen.

Erwäget, was ihr heut geſchaut.
Die Ohnmacht ſpotte nicht der Frommen,
Kunſt iſt dem Glauben angetraut,
Ein jeder geh' in ſich zu Hauſe
Und bet' um Kraft und reinen Sinn.

Man hätte glauben ſollen, daß Werner in Deutſchland ſich inniger als irgend jemand war, an die romantiſchen Dichter anſchließen würde, da Jacob Böhme fleißig von ihm geleſen wurde und A. W. Schlegel 1803 mit dem erſten Bande ſeines „Spaniſchen Theaters" auftrat, deſſen erſtes Stück Calderon's „Andacht zum Kreuze" iſt. Werner findet in Fr. Schlegel's „Europa" leere Gasconnaden und nennt in einem Brief den Bund der romantiſchen Dichter eine Clique. Schlegel iſt ihm „halb Halbgott, halb Unmenſch, Goethe dagegen ein Gott", welchen letzteren er ſpäter als Obermeiſter ehrt, in deſſen Sinn zu arbeiten er als Gewiſſensſache erkennt. Aber auch Schiller wirkt auf ſeine dichteriſche Bildung ein.

Bei einem Beſuch, den in Berlin Iffland von Schiller empfing, kam das Geſpräch auf Werner's Dichtungen und dieſer wünſchte, deſſen neueſtes Stück im Manuſcript einzuſehn. Gern wurde ihm gewillfahrt. Schiller klagte darauf, daß durch die Dienſtgefälligkeit ihm eine ſchlafloſe Nacht bereitet wäre, denn es wäre ihm nicht möglich geweſen, die Lectüre des Trauerſpiels abzubrechen, bis er zu Ende geleſen. Zugleich äußerte er, daß der

Dichter, um die rechte Haltung zu gewinnen, ein eigentliches Religionsdrama ſchreiben müſſe, wozu er wahren Beruf habe. Dies war für den Schauſpiel-Director Veranlaſſung, ein ſolches förmlich zu beſtellen. Der fügſame Werner dachte nach und fand wohl darin, daß der Proteſtantismus gegen das Papſtthum ſich erhebe, um Glaubenseinheit über den ganzen Erdball zu verbreiten, das begeiſternde Moment, das ihn „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" zu ſchreiben beſtimmte.

So führte er den Doctor Martin Luther auf die Bühne und ließ ihn mit der Bibel unter dem Arm: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!" ſingen. In dieſer Tragödie vertreten die Weſenhälften zwei hiſtoriſche Perſonen, denen zwei ſeraphiſche Geſtalten als Trabanten beigeſellt ſind. Die Weihe der Kraft ſoll Heiligung der Kraft heißen. Luther iſt die Kraft und Katharina von Bora die Reinheit, die jene verklärt. Sie iſt es, die den Reformator, nachdem er glücklich den Reichstag in Worms, unverſehrt an Seele und Leib, überſtanden hat, vor Verzweiflung rettet.

Der Gegenſatz zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus iſt keineswegs ſo ſchneidend, als andere Dichter ihn im Religionsdrama geſchildert haben würden. Nicht ohne Wehmuth kann er heitere Jugenderinnerungen zertreten ſehn. Es heißt, der neu gepflanzte Baum wird mit ſeiner weit um ſich greifenden Wurzel

den Maulwurf
Aus ſeinem Hügel ſcheuchen, doch erſticken
Wird ſie das Veilchen und das Immergrün.

Der neue Morgen verlöſcht die Sterne —

Die Sterne ſind im Frieden heimgegangen,
Die Nacht des Kinderglaubens iſt entflohn,
Der Morgentraum der Kunſt mit ſüßem Bangen
Eilt er zur Braut am goldnen Liebesthron.
Erkenntniß tödtet und belebt ſie wieder.
Wenn Glaube neu erweckt die ew'gen Lieder.

Als fanatiſcher Eifer die Altäre ihres Schmucks beraubt, ſagt er:

Dieſe ſchönen Bilder,
Sie malten uns die ſchöne alte Zeit.

Wiewohl die Begründung der Kirche Hauptthema ſeyn ſoll, ſo ſchwärmt die dichteriſche Phantaſie auch hier von einem Naturdienſt, einem Prieſterdienſt, den jeder an ſich ſelbſt vollziehn ſoll.

In der „Weihe der Kraft“ iſt wahrhaft groß die Entſchiedenheit des Glaubenshelden dargeſtellt, ſeine Begeiſterung:

Ich ſelber bin jetzt ein lebend'ger Pſalm,
Denn in mir jauchzet Gottes Herrlichkeit!

aber nicht minder ergreifend ſeine Schwäche, wenn er in verhängnißvollen Momenten an ſeiner Sache irre wird.

Der Staub, er mögt' ein Stral ſeyn, kann er's aber?

Er verbrennt die Bulle, was ſein Beſchützer der Kurfürſt von Sachſen mit tiefem Schmerz erfährt. Zur Strafe der verſpotteten Autorität wächſt ihm die Bewegung, die er angeregt, ſelbſt über den Kopf; als Ritter Georg in Waffen gehüllt, wird er zaghaft den Bilderſtürmen gegenüber, wie einſt ſein Buſenfreund Alexius, ſo ſinkt als Leiche — diesmal von des Schwertes Blitz erſchlagen — ſein Genoſſe Theobald neben ihm hin. Er ſeufzet:

In Wüſten will ich's abzubüßen ſtreben,
Daß ich es wagte, Gottes Held zu ſehn.

Der Menſchheit wird er durch ein Weib erhalten, ihm zum Segen gereichte

Die heilige Minne
In Katharinens jungfräulichem Herzen,
Daß Luthers Kraft durch ſie das Heil gewinne.

Gegen den feſt gekneteten Thon des Mannes nimmt ſich die ätheriſche Verflüchtigung Katharinens (der perſonifizirten Reinheit) wunderbar aus. Katharina ſieht ihn beim Brande der Bulle und ungeachtet des Kloſtergelübdes erkennt ſie in ihm ihr vorbeſtimmtes Urbild *).

*) Zu bedauern iſt es, daß Werner in der Zeichnung Luthers, bei dem das Derbe genug des Komiſchen einſchließt, fremdartige Züge anbrachte, daß er durch das Uebertriebene bald in feurig erregter, bald in ſentimentaler Stimmung muthwillig Mißlaute im feierlichen Choral herbeiführte. Beim unerwarteten Beſuch der Eltern iſt Luther übervoll der Freude und könnte

den Teufel ſelber küſſen.

Als in Worms ſeine innigſt beſorgten Gönner und Anhänger im Glockengeläute „Grabgeläute“ zu hören glauben:

So ſind Theobald, Luthers Famulus, und Thereſe, Katharinens Pflegetochter, Kinder

zu buftig für die Weltgeſchichte,

die mit Katharina die Dreieinigkeit von Kunſt, Glauben und Reinheit darſtellen. Wie man im „Kreuz an der Oſtſee" an die „Söhne des Thal's" erinnert wird, ſo auch hier. Thereſe ſteigt ſieben Stufen herab, um auf einem Hyacinthenbeet zu verhauchen, und mit ſieben Lichten iſt ihr Katafalk umgeben.

Nicht der Geſchichte fühlt ſich der Dichter zu folgen berufen:

Dem Innern muß ich dienen,
Was im Gemüth gelebt, iſt da geweſen.

Merkwürdig iſt es, daß die „Weihe der Kraft" in Regensburg und München aufgeführt wurde, da ihre Darſtellung in Berlin, zuerſt am 6. Juni 1806 *), ſelbſt bei freiſinnigen Männern den größten Anſtoß gab. Das Conſiſtorium und in ihm Männer, wie Hanſtein und Ribbeck, erhoben dagegen ihre Stimme und ſprachen gegen den König ihr Bedenken aus. Derſelbe ließ ſich das Manuſcript vorlegen und fand keinen Grund, die Beſtimmung der Theater-Direction aufzuheben. Im Schauſpielhauſe wurde die Vorſtellung durch unruhige Auftritte im Parterre unterbrochen, ſo daß es faſt zum Einſchreiten des Militärs gekommen wäre. Eine Zahl Gensd'armerie-Offiziere meinte die Karrikatur des Heiligen durch eine Burleske erwidern zu müſſen und veranſtaltete eine maskirte Schlittenfahrt im Sommer, in der unter andern Charakteren des Trauerſpiels Käthe hinten auf dem Schlitten ſtand, den ihr Martin kutſchirte **). Als dem Ausbruch des Unwillens und Muthwillens gegen die Wernerſche Dichtung geſteuert

Schon holen ſie dich ab zur Reichsverſammlung,
Von da zum Scheiterhaufen.

phantaſirt er während ſeitenlanger Reden „ununterbrochen auf der Flöte."

Als er die Rede auf dem Reichstage mit den Worten geſchloſſen:

Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Amen!

greift er arglos und gemüthlich zur Kanne Eimbecker Bier, das ihm ein Fürſt zur Erquickung darreichen läßt.

*) Die Muſik von Bierey wurde ſehr gerühmt.

**) Sonntagsblatt, Stettin 1808. S. 191.

wurde, ging ſie mehrmals in Szene. Drei Jahre nach Ifflands Tode, der den Luther zu ſeinen Glanzrollen zählte, ſollte die „Weihe der Kraft" 1817 gegeben werden. Tumult im Zuſchauerraum und Arretirungen bildeten ein ſo bedeutſames Zwiſchenſpiel, daß ſie ſeitdem von der Bühne verſchwand. Anders als die Theaterbeſucher fand Werner als Katholik ſein Gewiſſen beſchwert, weil er den größten Ketzer zu verherrlichen ſich erlaubt hatte. Unter ſeinen Gedichten iſt ein Sonnet 1814 an Ifflands Geiſt gerichtet, niedergeſchrieben: „am Abend des Tages, wo der Verfaſſer *) hörte, daß an die ſo genannte Weihe der Kraft der verſtorbene Iffland zum letzten Mal in ſeinem Leben ſeine ſchönen Kräfte verſchwendet hatte" **).

Nachdem in Königsberg längſt „Martin Luther" von Klingemann 1806 aufgeführt war, wurde 1813 „die Weihe der Kraft" vollſtändig in Szene geſetzt mit der Muſik des Kapellmeiſter Weber. Anſchütz gab die Hauptrolle, Blum den Ritter v. Wildeneck, Mad. Lanz die Katharina, Dem. Toskani den Theobald, Dem. Wachs die Thereſe. Die Zuſchauer wurden übermüdet, da die Vorſtellung bis 12 Uhr währte und Statiſten und Sänger, die nicht zu ſprechen verſtanden, bei der großen Zahl der Auftretenden Schauſpieler ſpielen ſollten ***). Im J. 1816 beſchränkte man ſich auf die Darſtellung einiger Szenen, diesmal war Fedderſen Luther.

Eine durchaus irrige Meinung iſt es, wenn man durch den Titel: „Die Weihe der Unkraft" verleitet, dieſes in Nibelungen-Verſen abgefaßte Gedicht für einen Widerruf der Tragödie erklärt, dasſelbe erſchien 1814 als eine Dankadreſſe an die deutſche Heldenjugend, der es durch die in Demuth gewonnene Einheit gelungen ſey, Deutſchlands Größe zu befeſtigen.

*) Er verdachte es einſt Scheffnern, daß dieſer ihn nur Verfaſſer und nicht Dichter nannte.

**) Am 5. Dez. 1813.

***) Ein ſolider Schauſpieler Krieger, ſo erzählte man, wurde von ſeiner ſtrengen Hausfrau nicht ins Haus gelaſſen, weil ſie der Unordnung nichts nachſehn wollte, obgleich er betheuerte nur ſeiner Berufspflicht genügt zu haben. — Es konnte nur durch die Noth entſchuldigt werden, daß die Katharina von einer Dame, die guter Hoffnung war, dargeſtellt wurde.

Ihr habt, was ſchnöd uns trennte, die Schranken nun gefällt,
Oeſtreicher, Preuße, Baier, Schwab ſind in ein Heer geſtellt,
So trenne Meinung auch nicht mehr den deutſchen Kraftverein,
Das gab den Vätern Stärke, nur das kann unſre ſeyn.

Nur, weil ſich Werner nie verläugnen kann, wird, da er alles Unheil von der Reformation und dem Voltairismus ableitet, auch der „Weihe der Kraft" gedacht. Daneben ſpottet er auch auf Eulalia, bei der er an die einſt von ihm begünſtigte Bethmann denkt. Unter Unkraft wollte er wohl nicht Theater und Lutherthum, ſondern Napoleons Uebermuth verſtanden wiſſen. Hier gilt er ihm als ein Zerſplitterer der Kräfte, den er früher aus einem ganz anderen Geſichtspunkt betrachtet hatte.

Werner's Lieblings-Idee, die Allgemeinheit zu einem Bunde verſinnlicht zu ſehn, ſtimmte ihn günſtig für Napoleons Rieſenplane. Das „Ein Hirt und eine Heerde", ſo träumte er, ſollte durch den Welteroberer mit in das Bereich des Möglichen treten. Er verherrlichte ihn, kann man ſagen, im „Attila." Doch galt er ihm nur als Mittel zum Zweck, wozu ihn ſich Gott gewählt, als derjenige, der durch Ströme von Blut den Boden zu bereiten habe zur Entwicklung einer ewig grünen Saat. In den „Söhnen des Thal's" heißt es:

Tadle nicht den Weltgeiſt,
Wenn er zu ſeinem Richtſchwert einen Arm,
Wie er ihn braucht, ſich ſchuf.

Fridr. v. Schlegel machte in ſeinen Vorleſungen auf eine Stelle im Nibelungenliede aufmerkſam, wo es heißt: „daß man beim Attila ohne Unterſchied theils nach chriſtlicher Ordnung, theils in heidniſcher Sitte gelebt." Werner, der in ſeiner „romantiſchen Tragödie" füglich den Attila hätte Etzel nennen ſollen, ſcheint ihn dem gemäß geformt zu haben. Als Geißel Gottes ſehn wir ihn nur im entſcheidenden Moment des Handelns wild und grauſam, ſonſt zeigt er ſich voll chriſtlicher Humanität. Er zertritt, weil er zertreten muß; nicht anders, als der Erzbiſchof im zweiten Theil der „Söhne des Thal's" hat er die Miſſion, ein Rächeramt zum Frommen der Menſchheit und zur Ehre Gottes auszuführen. Werner erklärt, daß die dunklen Farben nur des Lich-

tes Schalen ſeyen und daß durch das Glas der Liebe geſehn das Dunkle ſchwinde. Attila ſagt:

Es iſt ein ſchweres Amt doch Richter ſeyn.

und er verfügt einen ſanften Tod für eine gefallene Jungfrau, einen gewaltſamen für einen meineidigen Jüngling in liebendem Sinne:

Das Mädchen tödtet ſanft; was ſoll ſie leben,
Wenn ihres Lebens Blüte, Unſchuld, wich?
Das Weib iſt ſtark,
Die Reinheit zu beſchützen! Sie iſt ſchuldig.

Den Jüngling, einen früheren Freund, umarmt er tief bewegt zum letzten Mal und mahnt dann die Diener:

Jetzt nehmt und laßt von Pferden ihn zerreißen.

In Rom triumphirte das Unrecht. Honoria, der Kaiserin Tochter, ſah um ihr väterliches Erbtheil ſich betrogen, da erſcheint Attila für ſie, die er nie geſehn — das Feldgeſchrei iſt: „Für Honorien!“ — und er errettet Rom.

Das alte Rom ſinkt ſeiner Schuld zum Raube,
Ein neues wird hernieder ſchweben,

gleichſam als ein neues Jeruſalem auf Erden. Honoria ſchwärmt für ihn:

Ich ſah ihn nie und ward ihm nie verbunden,
Den Alle haſſen, muß allein ich lieben.

Honoria und der Biſchof Leo der Große, „der Greis aus Roma“ ſind hier obgleich lebend die Verklärten, die die vom Licht getragenen Partien in der Handlung übernehmen. Attila muß als Sieger untergehn,

Er will ein Gott ſeyn, darum muß er untergehn.

Seine Freundin Hildegunde, eine Heidin trotz der Bemühung Leo's, tödtet den Hunnenkönig aus Eiferſucht gegen Honorien. Dem Sterbenden erſcheint Honoria (etwa die perſonifizirte Kirche) und bereitet ihm eine Verklärung zum Licht. Sie zieht uns wenig an, um ſo mehr Aetius, der dem Attila gegenüberſteht als Repräſentant des alten Römerruhms, aber leider! nicht die grandioſe Stellung behauptet, wie es ſich nach einigen herrlichen Dialogen erwarten läßt.

Sonſt ſteht das Trauerſpiel „Attila" noch hinter dem „Kreuz an der Oſtſee" zurück.

Als Hoffmann in Bamberg war, wurde „Attila" in einem Privathauſe aufgeführt.

Für ſein ſchwächſtes Stück gilt indeß die „Wanda, Königin der Sarmaten."

Werner glaubte, daß das Impoſante ſeiner dramatiſchen Gemälde beträchtlich durch das Herüberziehn des Zauberprunks der Opern geſteigert würde, daß das Glanzvolle der Myſterienpoeſie, wenn es in dem Aeußerlichen, die Sinne Berauſchenden ein Spiegelbild fände, deſto gewaltiger auf die Zuhörer einwirken müſſe. Dies nimmt man beſonders bei der „Wanda" wahr, die in ſoweit allen Wernerſchen Stücken vorzuziehn iſt, als das Phantaſtiſche das Trauerſpiel in allen Theilen gleichmäßig durchdringt und hier durch Einheit wirkt, indeß es anderweitig epiſodiſch eingeflochten, eine wunderliches Beiwerk darſtellt. Auch hier tritt ein Spielmann als Barde auf, der aber nicht Seher iſt, ſondern ein väterlicher Vertrauter des Helden. Nur als eine koſtbare Decoration haben wir die im Nimbusſchimmer erſcheinende Libuſſa anzuſehn, die der Compoſition ohne Noth aufgezwägt iſt. Werner war 1807 zum erſten Mal in Wien geweſen und hatte auf dem Wege ſich längere Zeit in Prag aufgehalten und dort glückliche Tage verlebt. Bei dem herrlichen Moldauufer mogte ſich Werner an das Weichſelufer bei Krakau erinnern, an dem Wanda's Reich gelegen haben ſollte, und er erfand ein lockeres Band zwiſchen ihr und der durch Mährchenzauber verklärten Königin. Die höchſte Liebe heißt auch hier, die irdiſche Liebe dem Tode opfern und ſterbend das Verlangen in eine reine Beſeligung verſenken.

> Es erblühn
> Liebesmyrten, wo die Sterne glühn.

Wanda hat geſchworen, unvermählt zu bleiben, ſie ſieht den Rügenfürſten Rüdiger, ſie liebt ihn, erſticht ihn auf ſeinen Wunſch und ſtürzt ſich in die Weichſel, aus der eine Lilie vom Palmenzweige umſchlungen emporſteigt. Auch hier wird und zwar bei dem Namen Klarheit und bei dem der Natur an den erträumten, von Unſchuld und Liebe gekrönten Urzuſtand erinnert. Auch hier

vermißt man nicht das Himmelblau, denn im Garten in Rüdigers Grab werden geſtreut:

Hyacinthen himmelblau!
Duftet Ihm auf ſtiller Au!

Goethe lächelte über Werner und ſeine bunten Hervorbringungen, namentlich formaiiſirte er ſich über den Titel: „Weihe der Kraft." Die perſönliche Bekanntſchaft übertraf auf der einen Seite die Erwartung und hob auf der andern das Vorurtheil auf.

In Jena ſah Werner im Dez. 1807 „den univerſellſten und klarſten Mann ſeiner Zeit, den Mann, deſſen Gleichen niemand, der ihn ſah, je wieder ſehen wird, den großen, ja einzigen Goethe." Der Eindruck war von beiden Seiten mächtig, denn Goethe ſchreibt an Riemer 14. Dez. 1807: „Meinen hieſigen Aufenthalt macht mir Werner ſehr intereſſant. Es iſt ein ſehr genialiſcher Mann, der einem Neigung abgewinnt, wodurch man in ſeine Productionen, die uns andern erſt einigermaaßen widerſtehn, nach und nach eingeleitet wird." Und in einem andern Brief vom ſelben Tage: „es iſt mir hier ſehr wunderbar ergangen, beſonders hat die Gegenwart des Thalſohnes eine ganz eigene Epoche gemacht" *).

Goethe führt ihn nach Weimar und es wurden die Präliminarien zu einer mit Liebe, Sorgfalt und Pracht zu veranſtaltenden Aufführung der „Wanda" getroffen. Sie fand am 30. Jan. 1808 ſtatt. St. Schütze berichtet: „Werner betete vor der Aufführung und ließ ſich nach ihr von hübſchen Mädchen mit Blumen bekränzen" **). Nur aus Rückſicht für Goethe wurde das Mißfallen unterdrückt, das die Schauſtellung der „Wenda", wie man die Darſtellung nennen könnte, erregte.

Um bei der nächſten Arbeit Werner's die üppigen Auswüchſe ſeines Genies nicht aufkommen zu laſſen, ſchrieb Goethe ihm den Stoff, drei Perſonen und einen Akt vor. Den Namen zu geben, war ihm freigegeben und er wählte „den vier und zwanzigſten Februar," an welchem Tage ſeine Mutter und ſein Freund Mnioch

*) Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 82.
**) Weimars Album 1840. S. 201.

in Warſchau geſtorben waren. Löſchin ſagt in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte Danzigs," daß von einem Häuschen am Olivaerthor die Sage gehe, es habe den Namen Jeruſalem von einem Gaſtwirth erhalten, „der die bei ihm Einkehrenden ermordete und ſo auch ſeinen eignen Sohn, den er nicht erkannte" *) und daß daher der Stoff zu dem kleinen Schickſalsſtück genommen ſey. Wir finden ihn indeß in Abraham v. St. Clara's: „Gemiſch Gemaſch unter dem Abſchnitt: Obolus Diabolus und Aergernuß eine harte Nuß." Schon 30 Jahre vorher hatte ihn Philipp Moritz unter dem Namen „Blunt oder der Gaſt" bearbeitet und als Fragment in die „Litteratur- und Theaterzeitung" **) einrücken laſſen. Unter Goethe's Auſpizien entſtand das neue Stück 1809, zu dem der Prolog 1814 geſchrieben iſt. Die hehre Geiſterwelt, die Mächte des Schickſals erſcheinen hier nicht in perſonifizirter Geſtalt. Die Dichtung hat den innigſten Zuſammenhang, wenn auch das Grauſenhafte die Moral erſchreckt und das einzig Tröſtliche in den Worten liegt, die der Alte, der zum Blutgerüſt eilt, ausruft:

Ein vier und zwanzigſter Februar,
Ein Tag iſt's, Gottes Gnad' iſt ewig.

Das Stück bei einer ſelbſt nicht genügenden Darſtellung von außerordentlicher Wirkung wurde zuerſt in Weimar und in Berlin 1816 gegeben und dann ſo lange, als die Erfindungen eines Müllner, der einen „neun und zwanzigſten Februar" ſchrieb, eines Grillparzer, eines Houwald die Bühne beherrſchten, diejenigen Stücke, in denen im Hausrath ein verhängnißvolles Stillleben — bei Werner ein Nagel und ein Meſſer — immer reichhaltiger aufgeſtellt wurde, als: eine Schlaguhr, welche auf Eilfe zeigt, eine Harfe, welche einen leiſen verhallenden Ton geben ſoll, eine herabhangende Schnur. In allen Städten ward das Schauerſtück, als Werner's vollendetſte Schöpfung, ein über das andere Mal geſehn. In Danzig kam es 1816, in Königsberg 1817 zur Aufführung. In beiden Orten ſpielte Ludewig den Kunz Kuruth. In Paris machte das Stück in der wörtlichen Ueberſetzung des Paul Lacroix 1850 auf dem Odeontheater große Senſation.

*) Heft III S. 64.
**) Nr. XXV. Berlin den 17. Juni 1780.

Für Deutſchland iſt die Zeit vorüber und Gutzkow's „Dreizehnter November" iſt ſo gut wie unbekannt geblieben.

Werner, vom Fürſten Primas von Dalberg *) mit einer Penſion und einer goldenen Schreibfeder begnadigt, vom Großherzog von Heſſen=Darmſtadt mit dem Hofrathstitel beehrt, begab ſich nach Genf und auf dem Landſitz der Baronin von Stael wurde er bekannt und befreundet mit Oehlenſchläger und den beiden Schlegel. Der erſte las das Schauſpiel „Axel und Walburg" vor, in dem Werner auf des Verfaſſers Wunſch an der Sprache veränderte und das Undeutſche beſeitigte, A. W. Schlegel Calderons „ſtandhaften Prinzen" und Friedr. Schlegel gab Nachweiſe über die Geſchichte der h. Cunegunde, die Werner als Heldin einer Tragödie zu ſchildern gedachte. Frau v. Stael, die ihr Urtheil über ihn der Welt nicht verſchwiegen hat, gab ihm den Rath nach Italien und Rom zu gehn **). Jene Heilige bahnte ihm wohl mit den Weg und daneben die Liebe zu den Werken der bildenden Kunſt. Von Ludwig Schnorr heißt es: „das Verhältniß, in dem er zu Werner ſtand, gab ſeinem Talent einen ſtarken Anſtoß zu poetiſcher Richtung", denn in Wien ſah er den Maler, ehe dieſer nach Italien ging, viel um ſich und er ward ihm das, was Fr. Schlegel für ſeinen Stiefſohn Veit, Tieck für die Brüder Olivier geweſen. Wernern zog es in Rom in die römiſche Kirche. Der Profeſſor der Theologie Pietro Oſtini, in deſſen Hand die Maler Overbeck, Platner, Veit ihr proteſtantiſches Glaubensbekenntniß abgeſchworen hatten, ward auch der Beichtvater Werner's und in neurer Zeit Hurter's. Am 19. April 1811 kehrte Werner nach ſeinem Ausdruck „zum allein wahren allgemeinen Väterglauben" zurück und glaubte ſo, wonach er ſtets gerungen, ein Mitglied einer beſeligenden Allgemeinheit zu werden.

*) Die Dalbergs! Sie ſind überall
Wo Recht und Wahrheit gilt.
der Großherzog von Sachſen=Weimar gewährte ſpäter ihm die von Dalberg ertheilte Penſion.

**) Werner ſagt, daß „das Herz dieſes hochadlichen weiblichen Weſens wenigſtens ſo groß war als ihr Geiſt."

Als Werner 1815 die „Cunegunde“ herausgab, zu der ſchon 1813 in einem Taſchenbuch Bilder von Riepenhauſen erſchienen, fühlte er ſich gedrungen, dem Dankgefühl gegen das deutſche Kaiſerhaus, der begeiſternden Freude über die Siegesthaten des vereinten Deutſchlands einen lauten Ausdruck zu geben. In der Tragödie tritt der erſte Graf von Habsburg auf, es wird von einem Kloſterheiligen Romuald viel gehandelt, als dem Schützling der Kaiſer Otto's III. und Heinrich's II. Cunegunde, des letzteren Gemahlin, entwickelt, wie viele heilige Frauen eine prophetiſche Gabe und ſtrömt in begeiſterten Reden aus:

Der Himmel ſchließt ſich auf! Hell ſtehſt du vor mir da
Germanias Gloria,
Hohenſtauffens, Habsburgs, Zollerns und Heſſens Stamm.
Der leuchtend Verworfene ſpaltet' ach meines Volkes Pracht.
Du willſt ſie retten glorreich Weib, wie nie mein Auge ſah,
Maria Thereſia.
Hallelujah, betend lenk' ich die Leipziger Schlacht,
Rom, der Norden und Deutſchland eins, wie Gott es gedacht,
Pius der Märtyrer hat's, Preußens Luiſe vollbracht
Durch Gott.

Wie die „Wanda“ gehört die „Cunegunde“ der Compoſition nach zu den vollendetſten Stücken Werner's, dem poetiſchen Gehalte nach zu den geringeren. Es iſt kein kernhafter Charakter, der entſchieden aus der neblichen Umkleidung hervorſcheint. Die Verſe, wenn auch hie und da von bezaubernd melodiſchem Fluß, ſtolpern meiſt wie über die Meiſterſänger-Tabulatur. Werner wollte der Tragödie wohl auch auswendig ein deutſches Weſen geben. Ein Vorzug iſt darein zu ſetzen, daß ein myſtiſcher Jüngling, eine zarte, edle Fridolins-Natur, anzieht, während uns ſonſt die geiſtesverwandten Weſen kalt laſſen. Sein Name iſt Floreſtan.

Anzog mich Madonnens göttliche Spur,
Als Knabe ſchon floh ich in den Felſenwald
Zum frommen Klausner, Herrn Romuald,
Wo in ſtillen einſamen Klauſen
Seine grauen Jünger hauſen,
Zu üben des heiligen Willens Gewalt

Bei des Bergquells anbetendem Brauſen!
Dort dient' ich beim Opfer einfältig und ſchlecht;
Da kam mir die herrliche Kunde
Vom Kaiſer Heinrich, dem Gottesknecht,
Und von der Perle vom Frauengeſchlecht,
Van der züchtigen Frau Cunegunde:
Da ward mir's zu eng in der einſamen Zell,
Er ſprach mir nichts mehr der kryſtallene Quell;
Gewaltſam trieb mich's von hinnen!
Verlaſſend den Meßdienſt der Wald-Capell,
Flog ich her, um als ehrbarer Edelgeſell,
Hier durch demüthig treuliches Minnen
Bei der Königinnen Zier Ritterdienſt mir zu gewinnen.

Als Floreſtan zum erſten Mal ihre Stimme vernimmt, erinnert er ſich, den himmliſchen Ton ſchon einmal gehört zu haben — am Todesbette ſeiner Mutter. Und mütterliche Liebe zollt ihm die Kaiſerin, die mit geiſtigem Auge ihn, ihren künftigen Erretter, längſt geſehn.

Es ſäuſelt mir: dein Sohn, dein Floreſtan.

Er iſt todt für den Vater, den Markgrafen Harduin, um für die keuſche Mutter zu leben. Jener macht einen eitlen Anſpruch auf „Wälſchlands Krone" und zwingt den Kaiſer zu einem Kriegeszug, aber die Kaiſerin eilt in Pilgerkleidern voran, bringt in Harduins Gemächer und zugleich in ſein Herz und beſtimmt ihn, von ſeinem verrätheriſchen Plan abzuſtehn. Statt des vermeintlich todten Sohnes ſetzt er ſie zur Erbin Italiens ein, Cunegunde muß aber ſchwören, ſelbſt in der Beichte nicht auszuſagen, daß er ſich von einem Weibe habe überwinden laſſen. Cunegunde wird auf der Reiſe ergriffen und, da ſie ſich nicht über den Zweck ihrer Fahrt ausſprechen kann, einer geheimen Schuld — nämlich des Ehebruchs — angeklagt, ſie, die den Kaiſer Bruder nennt, mit dem ſie in einer keuſchen Verbindung gelebt. Im Gottesgericht ſoll der Zweikampf entſcheiden. Floreſtan erſcheint, ſiegt, verblutet aber an empfangenen Wunden. Cunegunde trennt ſich in Liebe vom Kaiſer und begiebt ſich in ein Kloſter.

Goethe empfahl „den Schutzgeiſt" von Kotzebue, der nur eine matte Copie iſt, den Seinigen zum Leſen. Man weiß nicht,

ob er der „Cunegunde“ Beachtung gewährte. Die Tragödie wurde 1815 in Danzig und 1816 in Königsberg mit der Muſik von Friedrich gegeben, Dem. Mollard ſpielte die Cunegunde, Ludewig den Kaiſer Heinrich II. und Carlsberg den Floreſtan. Bei der erſten Aufführung in Königsberg fehlte unter den Zuſchauern nicht Werner's alter Freund und uneigennütziger Sachwalter, der Juſtiz-Director Engelſchmidt.

Werner ward 1814 ins Seminar in Aſchaffenburg aufgenommen — hier ſaß der vielerfahrne Mann demüthig mit den jugendlichen Zöglingen auf den Schulbänken — und auf ſeinen dringenden Wunſch zum Prieſter geweiht. Am 19. Juli las er die erſte Meſſe.

Sein letztes Trauerſpiel iſt „die Mutter der Maccabäer“, die er in Wien 1816 dichtete, aber mit einem Prolog erſt 1819 herausgab. In ihm ſpricht er ſeinen hohen Begriff von Mutterliebe und ſeine unbegrenzte Verehrung für ſeine verewigte Mutter aus. Obwohl er bei ſeinen Studien und geiſtlichen Obliegenheiten zu poetiſchen Arbeiten ſich „im Jahr nur wenige Stunden abſtehlen“ konnte, (in Rom ließ er zu Andachtsübungen während der Charwoche ſich viele Tage einſchließen) ſo fühlte er doch das Bedürfniß, der Liebe ſeiner hart geprüften Mutter ein Denkmal zu ſetzen in der „Mutter der Maccabäer“, die als „Niobe“, „verſteinerndes Meduſenhaupt“, „Weib von Erz“ ihre geliebten Söhne, treu dem Glauben, hochherzig fallen ſieht. Das Schöne in dem dramatiſirten Epos beſteht in der Schilderung der Mutter, die mit aufopfernder Zärtlichkeit an den Kindern hängt und als „das Weib von Erz“ ſich von gediegener Würde zeigt, wenn das Härteſte getragen werden ſoll, auf daß durch ein großes Opfer alle Völker, Zeiten

an reiner Mutterliebe ſich entzünden.

Hier heißt es:

Der Glut und Treu der Mutterliebe,
Es gleichet ihr an Stärke nichts auf Erden,
Im Himmel nichts als der, der ihn gegründet.
Was ſonſten Liebe heißt, kann Haß auch werden

Und durch den glühendſten der Himmelstriebe
Wird Höll' auch oft in unſrer Bruſt entzündet.
Doch ewig treu verbündet
Bleibt Mutterliebe.

Abſichtlich iſt die Sprache ſo gehalten, daß man immer die Juden vergißt und nur Chriſten zu ſprechen hört. Der Erlöſer wird genannt und eine Himmelserſcheinung mit einem in Blut getauchten Kreuz beſchrieben.

Werner trat 1821 in den Redemptoriſten-Orden. Die Zeitungsnachricht, daß er ſpäter demſelben wieder untreu geworden, iſt unrichtig, da er ſich im Teſtament noch als einen ſolchen bekennt. Was ſeine Kanzelberedtſamkeit anlangt, ſo bemerkte Goethe, daß er dem Abraham a Sancta Clara vergeblich verſucht habe nachzueifern. Das kann ſeine Richtigkeit haben, da ſeine Predigten beim Vortrage ſich beſſer ausgenommen haben mögen, als wenn man ſie lieſt, gewiß iſt es aber, daß die Anſchuldigung von Seiten Fr. Förſter's, Werner habe ſich erlaubt, in zweideutiger Verfänglichkeit über die Verderben bringende Zunge zu ſprechen, nur auf einer Uebertragung von jenem Pater beruht*). Er ſoll eine große Energie redend entwickelt haben, ſelbſt da er ſchon ſiech und todesmatt war.

Sein Teſtament darf nicht unerwähnt bleiben, an dem er noch am Tage vor ſeinem Hinſcheiden eine Veränderung vornehmen ließ. Seine Kupferſtiche empfing ſein Arzt, das Oelgemälde der Mutter, die Schattenriſſe von Vater, Mutter und Couſine

*) Ungünſtig über ſeine Predigten äußerte ſich 1815 der ehemalige Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, K. v. Noſtiz in deſſen „Leben und Briefwechſel." 1848. S. 176: „Er tobt wie ein Narr, ſpricht populär wie ein Fiacker und freut ſich, einen Ort gefunden zu haben, wo ihm niemand widerſprechen darf. Ein Aergerniß der katholiſchen Geiſtlichkeit wird er durch den Erzbiſchof und Fürſten Metternich aufrecht erhalten, mag es aber ſonſt wohl wie ein Schwärmer ganz redlich meinen. Lebt übrigens auch ſtill und ohne Aergerniß wie ein guter Pfaffe. Eine unglückliche Liebe hat den Werner zum Narren gemacht."

Außer den Predigten iſt nichts Religiöſes von Werner im Druck erſchienen als eine Vorrede zu Silbert's Ueberſetzung „Des gottſeligen Thomas von Kempen vier Bücher von der Nachfolge Chriſti." Wien 1823.

ſollten ihm in den Sarg gelegt werden. Seine Haupterbin war ſeine dritte Frau, die Staatsräthin Kund. Seiner Couſine vermachte er ein Brillantkreuz und das Gedicht, das er zur Geneſungsfeier ſeiner Mutter verfaßt hatte. Seine goldene Schreibfeder, „das Hauptwerkzeug ſeiner Verirrungen, ſeiner Sünden und ſeiner Reue“ überwies er der Schatzkammer der Kirche zu Mariazell.

Sanft entſchlief er am 17. Januar 1823 mit einem vom Papſt geweihten Kreuz auf der Bruſt im 55ſten Jahre ſeines Lebens *).

*) Werner nannte ſich großherzoglich-heſſiſch-darmſtädtiſcher Hofrath, Ehrendomherr zu Kamieniec (welchen Titel er dem Grafen Cholonietwski verdankte), vergaß aber auch nicht ſich als Mitglied der k. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg zu bezeichnen. Mit inniger Liebe hing er an ſeiner Vaterſtadt. Ihr haben wir das Bild zu verdanken, das er von dem Stifter der königsbergſchen Univerſität in der „Weihe der Kraft“ entwirft. In den Gedichten erinnert er ſich wiederholt an eine Inſchrift eines Hauſes, die er in ſeiner Jugend geleſen. Einzelne Idiotismen lehren, wo er geboren wurde, wie ähnen, glupen, ſpreiten.

Ein Freund von ihm war Meyer in Danzig, der zuſammen mit ihm in Königsberg zwiſchen 1786—1792 lebte, und 1818 von ihm einen langen Brief aus Wien empfing, mit der Aufforderung, ſich der katholiſchen Kirche zuzuwenden. Meyer ſpricht ihn vom Vorwurf der Heuchelei, von dem des Wankelmuths durchaus frei, der ſchon als Jüngling ſich „offenbar zum Katholizismus hinneigte.“ Meyer, der ein Sonnet Wernern zuſandte, worin die Verſe:

Des Dichter's Seele lebet im Gedichte,
Das tröſte ihn den Neuigen, den Armen,
Wohl Labung find' er bei des Thales Söhnen.

widmete ihm nach dem Tode den Nachruf:

Armer Dulder, der den Weg zum Ziele
Nicht auf neu gebahnter Straße fand,
Der dem Herzen folgend, dem Gefühle,
Liebend ſich der alten zugewandt.

Frommer Sänger, deſſen Harfentönen
Nur dem Heil'gen, nur dem Ernſt erklang;
Der uns führte zu des Thales Söhnen,
Uns vom Kreuze an der Oſtſee ſang.

Ernſter Forſcher, der das Ziel errungen,
Armer Dulder mit dem heitern Blick,

Auf ſeinem Grabſtein in Enzersdorf bei Wien, wo er ſeinem Wunſch gemäß beerdigt wurde, befindet ſich eine zerbrochene Leier und der Spruch: Remittuntur ei peccata multa, quoniam dilexit multum.

Werner's Büſte iſt von Rauch gebildet.

Zu den Dramatikern, die Wernern folgten, gehörte der Schauſpieler Franz Xaver Carnier, deſſen Leben und Wirken ſpäter erörtert werden ſoll. Durch ein weitſchichtiges Trauerſpiel ſanctionirte er die erwähnte Getrenntheit zwiſchen dramatiſcher Darſtellung und dramatiſcher Lectüre, weßhalb wir zu ſondern haben, was er als angeſtellter Theaterdichter, und was er, einen höhern poetiſchen Standpunkt in Anſpruch nehmend, aus freier Neigung ſchrieb.

Seine „Kreuzfahrer“ erſchienen anonym *). Weß Geiſtes Kind ſeine Muſe ſey, erräth der Leſer ſchon, wenn er nur die Titel des Trauerſpiels anſieht. „Die Kreuzfahrer“ zerfallen in zwei Theile, von denen der erſte: „Die Pilgerin zum heiligen „Grabe“, der andere: „Die Vereinten am heiligen Grabe“ überſchrieben iſt. Nach dem, was wir aus der Vorrede erfahren, ſind wir, da das Stück in Königsberg entſtand, ſchon von vornherein anzunehmen berechtigt, daß der Verfaſſer Werner's Freund und Schüler geweſen. Carnier, wie er ſelbſt eingeſteht, ſchwelgte in den mannichfachen Schönheiten der „Söhne des Thals“ und Werner war es, „der jenen frommen Trieb, den das Drängen und Treiben der Welt niedergedrückt hatte, wieder weckte, den Trieb, das Heilige zu achten, im Schooß der heiligen Liebe die Leiden zu vergeſſen.“ Das mittelalterlich Myſtiſche reiht das Wunderbare an das Wunderliche und Alles, was uns in dem Schauſpiel aufſtößt, wird in

Frommer Sänger, von der Palm' umſchlungen!
Jugendfreund, ich theile froh dein Glück.

Aus der in Danzig erſchienenen Zeitſchrift: „Der Aehrenleſer.“ 7. Febr. 1823 und 10. Febr. 1824.

*) Die Kreuzfahrer. Ein dramatiſches Gedicht. Königsberg 1806. Zwei Theile.

**) In Enslin — Engelmann's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften iſt Carniers' Trauerſpiel unter Werner's Werken aufgeführt.

der Vorrede durch Beiſpiele mittelalterlicher Kunſt entſchuldigt; wir können keine Perſon als Hauptperſon bezeichnen — aber auch in Lionardo da Vinci's Abendmahl iſt es ſo, die Dichtung krankt an Regelloſigkeit — aber beim Münſterthurm in Strasburg leitete den Baumeiſter nicht das Geſetz, ſondern Herz und Geiſt. Nirgend verräth ſich die Arbeit eines Schauſpielers. Er wollte nichts weniger als mit Kotzebue's „Kreuzfahrern" in Wettſtreit treten und ein Bühnenſtück fertigen. — Es iſt ein formloſes Gebilde, das ſich in zwei ſtarken Bänden durch je ſechs lange Aufzüge abſpinnt mit ſo vielen Figuren, daß in jedem Theil die Perſonen zwei enggedruckte Seiten einnehmen. Daß Originalität nicht ein Vorzug der „Kreuzfahrer" iſt, erhellt ſchon aus der Szene, die in der Verkürzung hier ſtehn möge. Wie hier die bedeutſame Stimme des Troubadours neben dem Kranken, ertönt ſie auch neben dem Sterbenden und ebenſo neben dem abtrünnig gewordenen Sohn, als er bereut und verwundet ſein Herzblut vergießt.

Das Theater das Innere von Joscelins Zelt. Auf einem Tiſchchen Arznei, eine Sanduhr, ein Gebetbuch.

Heftiger Sturm, von Donner und Blitz begleitet, wüthet draußen.

Joscelin, Fürſt von Edeſſa.

Lies mir den Pſalm!

Hieronymus, des Fürſten Arzt.

„So wie der Hirſch
Nach einer friſchen Quelle,
So ſchreit meine Seele
Herr zu Dir.
Es dürſtet meine Seel
Nach Gott, nach dem lebend'gen Gott."

Joscelin.

Wie vielmal iſt das Glas ſchon abgelaufen?

Hieronymus.

Seit dem wir Ave beteten, bald ſechsmal.

Joscelin.

Noch alſo Mitternacht und keine Ruhe.

Hieronymus.

Wie wär' in dieſem Sturme Ruhe möglich!
Hab' ich doch ſolchen Aufruhr der Natur
Noch nicht erlebt.

Joscelin.

Mein Bruder, ach was iſt
Der Sturm von Außen gegen jenen, der
Im Innerſten mir ſo vernichtend wüthet!

Hieronymus.

Die noch nicht ganz zugeheilten Wunden,
Die Ihr beim Sturme von Aleppo —

Joscelin.

Trag'
Ich ſie für meinen Heiland nicht? Sie ſollten
Mich ſchmerzen?

Hieronymus.

Der Trank, den ich Euch gab, muß ſeine Wirkung
Bald zeigen, Ruh' Euch wiederkehren.

Joscelin.

Ruhe?
Im Grabe.

Hieronymus.

Gott verhüte! Lange noch
Müßt Ihr den Euern leben.

Joscelin.

Lange noch?
Hab' achtzig Jahre nun vorüber. Und den Meinen?
Den Meinen? Hab' ich welche? Wer gehört
Mir an, da mich der einz'ge Sohn verläßt,
Mich und des Heilands Sache? O mein Sohn.

Hieronymus.

Nicht ſelbſt Euch kränken! Aergert Dich Dein Auge,
So reiß' es aus! Verſtoßt den Undankbaren!

Joscelin.

Du reicher, kinderloſer Mann!
Der Krankheit Quelle, die den Körper quält,

Die magſt Du wohl erforſchen.
Doch — wäre der Natur erhab'nes Buch
Dir aufgethan,
Und führſt Du in der Berge tiefſten Schacht,
Wo nicht des Donners Sturm Dein Ohr erreichet,
Und holteſt Du Dir aus der höchſten Luft
Den Himmelsthau, eh' er zur Erde fällt,
Und ſenkteſt Du Dich in des Meeres Wellen
Und holteſt aus der Tiefe ſeine Kräutlein,
Die nimmer noch des Menſchen Aug' geſehn —
Der Seele Wunde kannſt Du doch nicht heilen.
Den böſen Krebs, der an dem Herzen nagt.
Du kannſt es nicht —
Der Seele Schmerzen lindern — ach mein Harfner —
Er konnte es — auch ihn verlor ich, ihn,
Der oft, mein David, mit dem ſanften Ton
Mir an die matte, kranke Seele ſprach.
Wo iſt er, wo der Wunderbare hin? — Es rauſcht
Der Wind herein. Gott und ihr Heil'gen ſteht
Mir bei.

Der Troubadour.

(bleibt in der Entfernung und ſpielt und ſingt).

Joscelin.

Du biſt mein alter Sänger nicht! Und doch
Mich dünkt — er iſt es. Rede! — Wüßt' ich
Nicht unter Todten ihn — er — ja er wär' es.

Der Troubadour.

Aus der Krankheit die Geneſung,
Leben nur aus der Verweſung,
Sieh des großen Räthſels Löſung.
Ew'ge Wahrheit aus dem Irren,
Helle Klarheit dem Verwirren,
Freiheit aus der Feſſel Klirren.

Joscelin.

Gott! Wunderbar ergreift mich's. Ich verſtehe
Den Pfad der Nacht. Der Menſch muß ſterben, um
Zu leben. Hab' ich Dich verſtanden? — Du,

Kamſt Du zurück zur Erde, mir zum Segen?
Verließeſt Du der Seligen Behauſung,
Um mir des Abſchieds Stunde zu erleichtern?

Der Troubadour.

Erdenſchwere zu entrinnen,
Lichtes Leichte zu gewinnen,
Seele ſchwinge dich von hinnen!

Joscelin.

Laß deinen Diener Herr in Frieden fahren. —
O du, den meine Seele kennet, liebet,
Iſt Dir vergönnt, die Räthſel zu enthüllen
Der Ewigkeit — darfſt Du die eine Frage
Befriedigen? Wird unſres Heilands Fahne
Noch einmal ſiegen heute? Rede, rede!

Der Troubadour.

Der Heiden Muth Dein Tod,
Der Chriſten Sieg Dein Tod,
Ich bei Dir in dem Tod.

(er verſchwindet.)

(die verloſchene Lampe entzündet ſich wieder.)

Wie Carnier Wernern nachahmte, ſo fehlte es in unſerer Provinz nicht an dramatiſchen Schriftſtellern, die Schillers Fußtapfen verfolgten. Ein ſolcher iſt Abrah. Friedr. Blech in Danzig, der unter dem Namen Adolph Bergen zwei Trauerſpiele „Heinrich der Vierte, König von Frankreich“ und Conradin von Schwaben“*) drucken ließ. Geboren 1762 ſtarb er 1830. Er war in ſeiner Vaterſtadt Prediger an der St. Marienkirche und als Profeſſor der Geſchichte Dippoldts Nachfolger. Außer einem Handbuch der Geſchichte für den Schulgebrauch verfaßte er die „Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs von 1807 bis 1814“ ein Buch, das ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ein blei-

*) Beide erſchienen in Königsberg, das erſte 1802 und 1817 (wenn die Titelblätter nicht täuſchen), das zweite 1803. Ein „Conrad von Schwaben“ von Werthes wurde in Danzig 1803 ohne Beifall gegeben. Ob Bergen und Werthes derſelbe geweſen ſeyn mag?

bendes Andenken ſichert. Auch ſeinen poetiſchen Leiſtungen wurde Anerkennung zu Theil und man rühmte ihn unter Danzigs Dichtern als den, „in deſſen Gedichten Geiſt, Gefühl und eine ſchöne dichteriſche Sprache herrſcht und der auch der tagtäglichſten Gelegenheit eine Seite abzugewinnen weiß, wodurch ſein Gedicht auf dieſelbe intereſſant wird" *). Nachdem er kleinere Schauſpiele geſchrieben hatte, die dem Publikum nicht zur Kenntnißnahme gebracht wurden, ließ er „Heinrich den Vierten" ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, erſcheinen. Iffland brachte daſſelbe zur Aufführung mit einer Ouvertüre von Weber und einer neuen Decoration am 17. Febr. 1806. Der Verfaſſer war um ſo freudiger überraſcht, als Iffland die vor Jahren an ihn gerichtete Bitte nicht berückſichtigen zu wollen ſchien. Er gab die Rolle der Sülly und ließ ſich in der dazu gewählten Tracht in den „Koſtümen" abbilden. — An Schiller erinnern die häufigen Monologe und einzelne Charaktere; ſo mögte Sülly ein anderer Marquis Poſa ſeyn.

Sülly.

Auch ſelbſt der Freund, weil Euer Majeſtät
Es mir erlauben, mit dem Ehrennamen
Mich ſelbſt zu lohnen — darf nicht überläſtig
Zur Unzeit ſeyn. Sie ſchreiben Sire!

Heinrich.

Ja.
Und was ich ſchrieb — Sie ſollen es erfahren,
Sie müſſen's. Hab' ich noch wo in der Welt
Ein Heiligthum, wohin ich mein Geheimniß
Und die Geſchichte meiner ſtillen Kämpfe
So ſicher legen könnte, als die Bruſt,
Aus der das Herz mir ſo entgegen ſchlägt?
Er umarmt ihn.
O Philipp, kannſt Du Dir mit allen Kronen
Solch einen Schatz erkaufen, ſolchen Freund?
Sie kommen, wie ich ſeh' nicht leer.

*) Gemälde von Danzig, eine nothwendige Beilage der Skizze von Danzig. Berlin und Leipz. 1809. S. 125.

Sülly.

Tabellen
Vom gegenwärt'gen Zuſtand der Finanzen.
Nicht eine Thräne fiel auf dieſen Schatz,
Es habe ſie denn Trotz dem Aug' erpreſſet:
Nur gute Wirthſchaft.

Heinrich.

Ja ſo kenn ich Dich,
Den alten Hauswirth. Schon als Jüngling zogſt
Du dadurch meinen Blick auf Dich; ich wollte
Es von Dir lernen — hab' es nie erlernt.

Sülly.

— — Nun kann Ihr Wunſch,
Daß alle Sonntag ſeine Henn' im Topfe
Der Bauer habe, in Erfüllung gehn.

Heinrich, das empfangene Papier überſehend.
Der neue Plan, die öffentlichen Gelder
Mit minderm Druck zu heben. So genau
Berechnet, Alles in der Ordnung. — Guter Gott,
Was haſt Du mir in dieſem Mann gegeben!

Sülly.

Durch dieſen Plan gewinnen Alle —
Und wenn ſie ringsumher in ehrnen Feſſeln
Europa liegen ſehn, nur hier die Menſcheit
Geehrt vom erſten Menſchen auf dem Throne,
So ſegnen ſie ihr Schickſal, ſegnen kindlich
Den Schutzgeiſt, der den Fittig über ſie
Von Segen träufelnd ſpannt.

Heinrich.

Haben Sie
Da noch etwas?

Sülly.

Ja Sire, Jammerthränen
Von der Loire. Hundert Väter ſind
Mit Weib und Kindern an den Bettelſtab
Gerathen, elend! Hier erflehen ſie — —

Heinrich.

Die Jagd ſey abbeſtellt. Wer braucht's zu wiſſen,
Warum? Der König will es. Iſt's genug?
So ſtreichen Sie nur auch den Schmuck. Die Thränen
Der armen Menſchen laß die Perlen ſeyn,
Womit vorerſt ſich die Marquiſe ſchmücke;
Will ſie den armen Heinrich ſo nicht, ſo —
Hier kann ich noch ein Wort vertraulich ſprechen;
Kann ich das irgend anders? O ich bin
Doch recht unglücklich! — Iſt bei meiner Frau
Für mich Geſellſchaft, Luſt? Wo nur ein Funken
Gefälligkeit? Wo jener ſanfte Ton,
Der in dem Weibe reizt?

Sülly.

Der König ſpreche
Im Ton des Herrn mit jedermann, die Königin — —

Heinrich.

Freund führe mich vor Spaniens Kanonen,
Nur nicht zum Kampf mit einer Weiberzunge.
— — Helfen Sie
Dies Bündniß trennen.

Sülly

Trennen? Wieder trennen?
Und die verſproch'ne Krönung?

Heinrich.

Gehet vor ſich.
Mein Weib muß, wenn nicht ſchön, doch anmuthsvoll
Und edel ſeyn und ihr an Geiſt nicht fehlen —
Und ach! an Sanftmuth nicht, dem ſchönſten Reiz
Im Weibe, der ſelbſt Löwenherzen bändigt.
Nun hören Sie, wie — wenn ich Eine wüßte.

Sülly.

Zur Königin doch Eine.

Heinrich.

Die Marquiſe,
Marquiſe von Verneuil.

Süll y.

Nun. gut.

Heinrich.

Sie finden

Doch Schönheit, Sanftmuth, Geiſt?

Süll y.

Allein wir ſprechen,

Mich dünkt, von einer künft'gen Königin.

Heinrich.

Nun ja.

In dem geopferten Heinrich erkennen die treuen Anhänger ein Vorbild königlicher Größe:

— Laßt uns ſtille weinen und die Rache
Dem Höhern überlaſſen! O ich fürchte,
Wenn ſie einſt ausbricht, wird mein liebes Frankreich
Darunter bluten. — Und es ſtürzet
Zuletzt der Thron! Im ſchrecklichſten Ruin
Begräbt er Schuld'ge und Unſchuldige!
Sie fluchen in dem Taumel eines Freiſtaats —
Sie fluchen allen Königen! Doch Dir,
Nicht Dir mein Heinrich! nicht den Königen,
Die Deinem Bilde gleichen!

Durch das Trauerſpiel wird die Verehrung nicht gerechtfertigt. Da Süll y ſich gegen ein Ehebündniß mit einer nicht Ebenbürtigen erklärt, mit Henriette von Entraigues, Marquiſe von Verneuil, die nicht anders denn als Königin ihm angehören will, ſo verwandelt ſich die Freundſchaft nicht nur in Kälte, ſondern in Mißtraun und Argliſt. Heinrich weidet ſich an den Verläumbungen, die Süllys Feinde und Neider erfinden, und er giebt ihnen willig Gehör zu ſeinem Sturz. Es erfüllt ſich, was Heinrich von ſich ſagte:

Wenn einſt
Dies Herz nicht mehr von Edelmuth entglimmt,
Der Wahrheit Abſchied giebt und feige ſich
Dem Schmeichler in die Schlangenarme wirft,
Dann hab' ich meinen Süll y ganz verworfen.

Er, der den Creaturen der Königin Maria von Medicis, den Italienern und Spaniern entſchieden begegnete — er antwortet dem Geſandten von Spanien, als dieſer Frankreich rühmt als

Ein ſchönes Land und werth des reichen Segens
Von oben her; nur fürcht' ich, iſt der Dank
Dafür ſo heiß nicht, wie in goldnen Tempeln
Er auf in unſrem Spanien ſteigt; zwei kleine
Kapellen ſah ich nur bei aller Pracht
Fontainebleaus und konnte des Gedankens
Mich nicht erwehren, daß die Gottheit hier
Mit engen Wohnungen ſich gnügen muß.

Heinrich.

Ja ſehen Sie, da liegt der Unterſchied.
In Eurem Spanien kann Gott in Tempeln
Von Stein nur wohnen; hier wohnt er im Herzen.
Und fiel's ihm ein, in Eure Herzen auch
Sich einzuſchleichen, würd' er wahrlich auch
In Stein nur wohnen.

Heinrich muß, da er ſich den Feinden preisgegeben, die Klage ausſtoßen:

Die ganze Welt iſt falſch!
Ach blute Heinrich, blute armer Staat.
O Henriette! um ein Königsreich,
Um meinen Freund verarmt, komm' ich zu Dir.

Es iſt zu ſpät, daß Heinrich der Liebe entſagt und die Angebetete ihrem früheren Liebhaber übergiebt, daß er Süllys Freundſchaft wieder gewinnt, denn Varada, der Königin Beichtvater, inſtruirt den Jeſuitenſchüler Ravaillac, es ſey

Des Königs Bruſt Dein einz'ger Sühnaltar.
Mit ſeinem Blute büße Deine Schuld —
So ſpricht die Kirche Dich im Namen Gottes
Von allen Sünden los, ja — ſie erhebet
Dich zu den Heiligen.

Das weitſchichtige Trauerſpiel entbehrt der Gedrungenheit in der Sprache und der Abrundung in der Compoſition, um bei dem Mangel origineller Charaktere Eindruck zu machen.

Der „Konradin", iſt noch ſchwächer und das Urtheil im „Freimüthigen", daß in ihm außer dem Metrum nichts Poetiſches ſey, rechtfertigt ſich beinahe. Wenn wir auch erfahren, wie Konradin ein gefangenes Mädchen dem Bräutigam zurückgiebt, wie er ſeine Geliebte aus Edelmuth an den Freund abtritt, wie er, ungeachtet ihm der Herzog Friedrich von Oeſterreich durch Unbeſonnenheit den Untergang bereitet, mit aufopfernder Zärtlichkeit an ihm feſthielt, ſo vermag dies Alles, wie es erzählt iſt, kein Intereſſe für ihn einzuflößen. Am wenigſten erſcheint er als ein Held und in ſeinem Munde nimmt es ſich als eitle Prahlerei aus, wenn er als Gefangener gegen Karl von Anjou erklärt:

Verdienet euch ein ander Königreich,
— — hier bin ich
Auf meinem Grund und Boden.

oder

Als König von Neapel leb' oder ſterbe ich.

Bari ſagt:

Kläglich iſt die Sache,
Die, zu gewinnen, nöthig hat, Gewiſſen
Erſt zu beſtechen.

Kläglich und unwürdig iſt das Mittel, das Konradin und Friedrich zu ihrer Rettung wählen, indem der eine Liebe der Tochter des Königs Manfred heuchelt und der andere die ſündhafte Zuneigung der Königin Beatrix zu erwidern vorgiebt.

Die Enthauptung iſt erfolgt. Da kommt die Nachricht, daß Karls Sohn von den aufrühreriſchen Palermitanern in einem Seegefecht gefangen ſey. Es

drohen die Rebellen
Ihn hinzurichten, wenn nicht auf der Stelle
Zum Löſegeld ihr Konradin befreit
Und ihnen ausgeliefert wird.

Konradins Mutter nähert ſich dem gekrönten Mörder, um ſich die Leiche zu erbitten

Wo iſt mein Sohn?

worauf Karl vor ihr niederfällt

Ach gib mir meinen Sohn.

Dies iſt der Schluß des Trauerſpiels, das in der Szene, in

der Konradin vor ſeiner Hinrichtung ſeiner Lieben in der fernen Heimath gedenkt, ihnen Grüße ſendet und Liebespfänder beſtimmt, an ein Werk Schillers erinnert. Der Handſchuh, den nach der Sage der Fürſt vom Blutgerüſt niederwarf, gehört mit zu der Verlaſſenſchaft; in einem ſpäter anzuführenden Trauerſpiel „Konradin" vermacht ihn auch der Held vor ſeinem Todesgange, aber mit welcher poetiſchen Kraft durchdringt hier der Dichter das geſchichtliche Moment!

Ein vaterländiſches Intereſſe nährte „Stanislaus Lesczynski oder die Belagerung von Danzig" ein fünfaktiges Stück, das vom Verfaſſer ein hiſtoriſches Gemälde genannt und das am Oſterfeſt 1805 und im J. 1811 in Danzig aufgeführt wurde. Damals ſpielte die Hauptrolle der Director Bachmann in ſtattlicher ſeidener Nationaltracht. Das Auftreten der bunten Polen, den einfach gekleideten ehrenfeſten Schweden gegenüber, das der würdigen Rathsherrn und der bewaffneten Bürger der Städte gewährte ein lebensvolles Bild, daß durch die Erſcheinung der h. Dorothea, als einer Prophetin aus längſt verwichenen, grauen Zeiten, ein romantiſcher Zauber umwehte. Eine ergreifende Szene könnte den Schluß, als der König am Altare knieend für das Heil Danzigs flehte und der Feldmarſchall Münnich eintrat, um die Gnade der Kaiſerin zu verkündigen. Stanislaus Lesczynski iſt nicht gedruckt, dagegen 1823 ein dramatiſches Gedicht „Der Fall von Jeruſalem" aus dem Engliſchen von Milman übertragen, das aber nur für den Leſer berechnet iſt *).

(Fortſetzung folgt.)

*) Eine günſtige Anzeige von Achenwall in Elbing) im „Aehrenleſer" 22. Juli 1823.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt als Schützer der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten Franzöſiſchen Colonien.

Vortrag am 11. Jan. 1853 gehalten

von

F. W. Schubert.

(Fortſetzung.)

Dem verunglimpfenden Gezänk und der maaßloſen Verfolgung der Reformirten durch die Lutheraner, welche in Berlin wie in Königsberg in höchſter Erbitterung auf der Kanzel wie im bürgerlichen Leben ihre Gegner bekämpften, und häufig genug die Glaubensanſichten der ſeit Johann Sigismund reformirten Kurfürſten verdächtigten*) und beſchimpften, trat Friedrich Wilhelm mit kraftvoller Entſchloſſenheit entgegen, als gütige Mahnungen fruchtlos blieben. Er wollte keine Religionsmengerei, wie er dieſen Ausdruck ſelbſt gebrauchte**); er wünſchte aber Vermittelung und Ausgleichung zwiſchen den beiden Confeſſionen, deren Anhänger er ſo gern Evangeliſche Religionsverwandte genannt ſah. In ſolcher Abſicht veranſtaltete er ſelbſt bereits in ſeinem erſten Regierungsjahre in Königsberg ein Religionsgeſpräch zwiſchen ſeinem reformirten Hofprediger Joh. Bergius und Behm, dem erſten Theologen der dortigen Univerſität. Zu einem noch ausgedehnteren Zwecke der Ausſöhnung mit Einſchluß der katholiſchen Kirche trat er der Aufforderung des Polniſchen Königs Wladislaw bei, im Auguſt 1644 ein allgemeines Religionsgeſpräch zu Thorn mit lutheriſchen und reformirten Theologen zu beſchicken. Beide Verſuche ſchlugen fehl, jener wahrte die größere dem Gegenſtande angemeſſene Würde, dieſer führte zu noch härterer Erbitterung und erzeugte mittelbar ſpäter neue vieljährige theologiſche Streitigkeiten unter den Evangeliſchen des Herzogthums Preußen.

*) Verordnung vom 22. Mrz. 1641, bei **Mylius Corp. Const. Brandb.** I. p. 359.

**) Vgl. S. Hirſch Erinnerungen an d. großen Kurf. Berl. 1852. S. 23

Aber die Stärke der religiöſen Ueberzeugung unſeres Kurfürſten wurde bald auf bedenklichere Proben geſtellt. In der bedrängten Stellung zwiſchen Schweden und dem Kaiſer gab ſein politiſcher Blick den Ausſchlag zur Neutralität zwiſchen beiden, indem er gleichzeitig mit angeſtrengter Kraft die Bildung einer eignen ſchützenden Heeresmacht verſuchte. In dieſem Sinne ſchloß er den Neutralitätsvertrag mit Schweden am 24. Juli 1641, und bald war ſein Land bei den gegenſeitigen Feinden ein geachteter Staat, der mit ſchonender Rückſicht behandelt werden muſſte, und deſſen Unterthanen nach wenigen Jahren die glücklichen Folgen des kraftvoll durchgeführten Entſchluſſes des Kurfürſten in der Erholung aus ihrer ſtarren Ohnmacht und kraftloſer Erſchöpfung erkannten. Schon im folgenden Jahre vermittelte Friedrich Wilhelm einen vortheilhaften Vergleich zwiſchen den Schwediſchen Ständen und der Wittwe Guſtav Adolfs, ſeines Vaters Schweſter, die für die letzten Jahre ihres Lebens unſer benachbartes Inſterburg zu ihrem Aufenthalte wählte. Faſt zu gleicher Zeit wurde vom Schwediſchen Reichsrathe von neuem der Plan aufgenommen, Chriſtina, die Erbin der Schwediſchen Krone, mit dem jungen Kurfürſten von Brandenburg zu vermählen. Denn bereits Guſtav Adolf hatte nach einem Berichte des Kanzlers Oxenſtjerna vom 5. Febr. 1633 *) dieſe Heirath gewünſcht, „weil durch dieſelbe Pommern bei dem Abſterben ſeines letzten Herzogs unbeſtritten mit beiden Staaten verbunden werden, und dadurch ein Staat in Europa gebildet würde, der kaum ſeines Gleichen fände, und der auch wem immer die Spitze zu bieten vermöchte.“ Und dieſer Staat würde in der That faſt alle Oſtſeeländer umfaßt haben, Schweden, Finnland, Eſthland, Liefland und das kaum dann noch für Polen zu behauptende königliche Preuſſen. Allerdings hatte der König als eine ſelbſtverſtändliche Bedingung gefordert, daß der damalige Kurprinz in der ſtreng lutheriſchen Confeſſion erzogen, an Schwediſche Sprache und Sitte gewöhnt werden und in Schweden fortan ſein Leben führen ſollte. Dies war das mächtige Hinderniß, und zum Glücke für unſer Vaterland und für die durch Schwedens concentrirte Herrſchaft in Norddeutſchland ſicher beeinträchtigte Deutſche Nationalität kam dieſe Verbindung nicht zu Stande. Die im J. 1642

*) Geijer Geſch. Schwed. III. S. 252.

darüber angeknüpften Verhandlungen mit dem Kanzler Oxenſtjerna haben ſich faſt drei Jahre hingezogen. Die Königin Chriſtina, von Vielen als die intereſſanteſte Frau des ſiebzehnten Jahrhunderts gerühmt, war ſechs Jahre jünger als Kurfürſt Friedrich Wilhelm; ſie übernahm an ihrem achtzehnten Geburtstage 8. Dec. 1644 ſelbſtändig die Regierung. Nach der Schilderung ihrer Zeitgenoſſen *) waren ihre Fortſchritte in der von ihrem Vater gewünſchten gelehrten Bildung bewundernswerth. Mit achtzehn Jahren las ſie den Thucydides und Polybius Griechiſch, ſchrieb und ſprach Latein, Deutſch und Franzöſiſch. Im Rath und in den Verwaltungsgeſchäften zeigte ſie vielen Scharfſinn, und ihre Perſönlichkeit hatte großen Einfluß auf ihre Umgebung, obgleich ſie ihre äuſſere Würde eher zu vernachläſſigen als geltend zu machen ſchien. Der Franzöſiſche Geſandte am Schwediſchen Hofe Chanut, der an ihrem Hofe längere Zeit lebte, hat in ſeinen Memoiren über dieſe Miſſion **) eine ausführliche Charakteriſtik dieſer Königin geliefert, welche dieſelbe ſpäter ſelbſt in ihrem eigenen Exemplar mit kurzen Randgloſſen verſehen und größtentheils als richtig anerkannt hat. In dieſer Schilderung leſen wir unter Andern: „Sieht man ſie zum erſten Male, ſo erweckt ſie nicht jene Bewunderung wie bei wiederholter Betrachtung. Ein Portrait iſt nicht hinreichend eine Vorſtellung von ihrem Ausſehen zu geben; ihr Angeſicht verändert ſich in Folge ihrer Gemüthsbewegungen ſo ſehr, daß man ſie kaum von einem Augenblick zum andern wiedererkennt: allein meiſtens erſcheint ſie gedankenvoll, und welche Veränderung auch in ihr vorgeht, ſo behält ſie doch ſtets Klarheit und Anmuth. Mißbilligt ſie das, was geſagt wird, ſo umhüllt ſich für einen Moment ihr Blick wie mit einer Wolke, die Furcht einflößt. Ihre Stimme iſt gewöhnlich mild wie die eines Mädchens, doch kann ſie ihr eine Stärke geben, die über ihr Geſchlecht iſt. Sie ſpricht wie ein ſtoiſcher Philoſoph von der Tugend, man muß ſie von dem Werthe reden hören, der auf menſchliche Hoheit zu ſetzen iſt, wobei es eine Freude iſt, ſie die Krone unter ihre Füße legen zu ſehen, wie ſie dann die Tugend für das einzige Gut

*) Geijer Geſch. Schwed. III. S. 360 flg.

**) Linage de Vauciennes, Memoires de ce qui s'est passé en Suède 1645—55, Paris, 1675. I. S. 240 fl. vgl. Geijer a. a. O.

hält, an welchem alle Menſchen ſich halten ſollen, ohne auf ihren Stand ſtolz zu ſein: — aber während eines ſolchen Bekenntniſſes vergißt ſie nicht lange, daß ſie Königin iſt. — In ritterlichen Uebungen iſt ſie unermüdlich; ich habe ſie gegen zehn Stunden zu Pferde jagen ſehen. Kein Jäger in Schweden trift ſicherer ſeinen Haſen im Lauf, kein Reiter tummelt beſſer ſein Pferd, und doch macht ſie kein Aufhebens davon. Ihre Tafel iſt höchſt einfach und ohne alle Leckereien. Mit ihren Hofdamen ſpricht ſie ſelten: wenn dieſe bei öffentlicher Audienz ſich einfinden, verläßt ſie dieſelben nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen und wendet ſich zu den Männern. Sie ſcherzt gern: es wäre vielleicht beſſer, daß ſie dem entſagte (Chriſtina bemerkt dazu: er hat Recht, Witze haben mir viele Feinde verſchafft). Um ihre Toilette kümmert ſie ſich wenig, in einer Viertelſtunde iſt ſie gekleidet, und mit Ausnahme großer Feierlichkeiten machen ein Kamm und ein Stück Band ihren ganzen Kopfputz aus. Ohne Zweifel übertreibt ſie dieſe Vernachläſſigung ihrer Perſon. Sie geizt mit ihrer Zeit und ſchläft nur 5 Stunden. Allein nichts hat für ſie größeren Werth, als die brennende Liebe für Tugend und Ehre; nicht durch Eroberungen, ſondern durch eigenes außerordentliches Verdienſt ſoll ihr Name leuchten. Ihren Ruhm will ſie ſich ſelbſt, nicht der Tapferkeit ihrer Unterthanen verdanken.“ — Und nach zehnjähriger Regierung entſagte doch dieſe Tugendheldin am 6 Jan. 1654 der Schwediſchen Krone zu Gunſten ihres Vetters Carl Guſtav, trat ſechs Monate ſpäter zur katholiſchen Kirche über, bewarb ſich darauf nach 14 Jahren (1668) als letzte Waſa wieder um die erledigte Polniſche Krone, und beſchloß ihr Leben noch nach manchen Abentheuern in Rom, gerade ein Jahr nach dem Tode des großen Kurfürſten (1689). Noch in den kurzen Aufſätzen aus den letzten Jahren ihres Lebens zeigt ſie eine feurige und ungezähmte Seele, die in Allem nach den Extremen geſtrebt, zuletzt ſich aber ihrem Looſe unterwirft. Der geachtetſte Schwediſche Geſchichtsſchreiber Geijer *), fällt über ſie das gerechte Schluß-Urtheil: „Ihre Verachtung weiblicher Tugenden hat ſich an ihrem Rufe gerächt; doch war ſie beſſer als ihr Ruf.“

Sicher war aber Königin Chriſtina keine Gemahlin für das

*) Geſch. Schwed. III. S. 428.

große reine Herz des Kurfürſten Friedrich Wilhelm, und mit richtiger Erkenntniß urtheilte zuletzt der Schwediſche Kanzler Orenſtierna, daß der junge Kurfürſt ein zu ſelbſtändiger Mann wäre, um mit einer Fürſtin von ſo eigenwilliger Art, wie Chriſtina war, in dauernder Verbindung leben zu können. Die leidenſchaftliche Heftigkeit der Lutheraner in Schweden, die Forderung des ſteten Aufenthaltes des Kurfürſten in dieſem Hauptreiche und der Verzichtleiſtung auf die Brandenburgiſchen Erbrechte auf Pommern, welches bei kinderloſer Ehe des Kurfürſten mit der Krone Schweden für immer vereinigt bleiben ſollte, kamen hierin mit der Abneigung der Königin Chriſtina gegen jede Ehe zuſammen, um auf beiden Seiten den Abbruch der Verhandlungen darüber zu rechtfertigen.

Ein Jahr darauf traf der Kurfürſt die glückliche Wahl der Oraniſchen Princeſſin Louiſe Henriette; er vermählte ſich mit dieſer Tochter jenes großen Niederländiſchen Statthaltes Heinrich Friedrich, einer Urenkelin des in den Franzöſiſchen Religionskriegen hoch gefeierten Admirals Coligny. Das eheliche Band wurde am 26. Nov. 1646 geſchloſſen; die Kurfürſtin Louiſe war faſt acht Jahre jünger als ihr Gemahl, ſie iſt durch ihren dritten Sohn König Friedrich I. — die beiden älteren Söhne ſtarben in der Jugend — die Stammutter unſres Königshauſes geworden. Bei gleich tiefer religiöſer Geſinnung war ſie, wie Friedrich Wilhelm von den würdigſten Grundſätzen echt chriſtlicher Duldſamkeit durchdrungen; gerne verweilte ſie bei religiöſen Gegenſtänden in ihrer Unterhaltung, häufig bildeten dieſe den ernſten Hauptinhalt ihrer ſchönen Briefe, aber die edelgeſinnte Fürſtin verwarf jede Theologie, die die eigene Verantwortlichkeit aufheben will *), „ſowohl die der Jeſuiten, welche die Sünde bequem nach dem freien Willen des Menſchen zurechtſchneidet, als die entgegengeſetzte, welche Gott zum Urheber der angebornen Sünde machen möchte.“ Nichts konnte ſie mehr erzürnen, als wenn ſie vernahm, daß dieſe verderblichen Lehren in ihrer Nähe im Geſpräch auch der Chriſtlich-Geſinnten am Hofe zu einem Spiel des Scharfſinns gemacht wurden. Dieſen Geiſt frommer Demuth athmen ihre religiöſen Lieder, von denen vier Chriſtoph Runge in dem Berliner Geſang-

*) S. Hirſch Erinnerungen, S. 33 u. flg.

buche 1653 zuerſt bekannt gemacht hat, zwei als jetzt noch oft geſungene Kirchenlieder auch in unſeren Geſangbüchern ſich bis zur heutigen Stunde erhalten haben: „Jeſus meine Zuverſicht und mein Heiland iſt im Leben“ *) und „Ich will von meiner Miſſethat zum Herrn mich bekehren.“ In dieſem Sinne ordnete Kurfürſtin Louiſe den engeren Haushalt des Kurfürſten, und ihr Familienleben wirkte bald als ein herrliches Muſterbeiſpiel auf die häuslichen Sitten der Mark Brandenburg, im ſtarren Gegenſatz der verwilderten Zeiten des endlich geſchloſſenen dreißigjährigen Kriegs. Aber nicht nur in der friedlichen Ruhe des Berliner Schloſſes, oder des durch ſie in Bötzow neu erbauten Oranienburger Schloſſes, auch in Krieg und Gefahr blieb ſie die unzertrennliche Gefährtin ihres Gemahls. So ſehen wir ſie im zweiten Schwediſch-Polniſchen Kriege den Kurfürſten nach Preußen begleiten, wir finden ſie zur Zeit des Tataren-Einfalls in den ſüdlichen Theil unſrer Provinz (Oct. u. Nov. 1656) im Schloſſe zu Königsberg; auf kurze Zeit durch die Peſt von dort vertrieben, kehrte ſie zurück, um hier die Geburt des dereinſtigen erſten Königs von Preußen abzuwarten (1. Juli 1657). Wir treffen ſie zwei Jahre ſpäter im Jütländiſchen Lager des Kurfürſten, wo ſie der Einnahme von Fridericia beiwohnte, nicht lange darauf zum zweiten Male auf einer beſchwerlichen Reiſe nach Preuſſen im Herbſte 1662. Ohne ſich in die Regierungsangelegenheiten jemals auf eignen Antrieb zu miſchen, beobachtete ſie treu und genau den Fortgang derſelben, um für jeden Fall, wenn der Kurfürſt ſein Geſpräch auf Geſchäfte richten wollte, ihm zur Hand zu ſein und nicht unvorbereitet eine Meinung abzugeben. Nicht zu herrſchen, aber überall zu helfen war ihr Ziel, für Arme und Hülfloſe zu ſorgen eine dringende Aufforderung ihres Herzens, und dafür zeugt noch heute das Oranienburger Waiſenhaus als ein bleibendes Denkmal. Ihren praktiſchen Sinn und ihre reichen Erfahrungen aus dem induſtriöſen Holland bethätigte die Kurfürſtin durch den erſten vaterländiſchen Anbau der Kartoffeln im Garten des Oranienburger Schloſſes, durch die eifrige Anregung zu Niederlaſſungen Holländiſcher und

*) Die falſche Unterſchrift Dr. Caſp. Ziegler im Königsberger Geſangbuche iſt nach Langbecker, Bunſen und Hirſch zweifellos durch die richtige der Kurfürſtin Louiſe zu erſetzen.

Weſtphäliſcher Bauern, durch deren Unterſtützung zur Verbeſſerung des Wieſenbaus und der Viehzucht, durch die Muſterwirthſchaften auf ihren Meiereien bei Berlin, durch die Anlage einer Holländiſchen Papiermühle in der Nähe des heutigen Invalidenhauſes von Berlin. Ihr koſtbares Geſchmeide lieferte ſie in die Schatzkammer, immer aber war ſie mit Bauten, Verbeſſerungen, Güterkäufen beſchäftigt, namentlich auch in Preußen, wo viele Kammergüter faſt ganz verſchleudert oder in geringe Pfandſchaft verſetzt worden, und jetzt wieder durch ihre Geldmittel eingelöſt wurden: doch niemals handelte ſie für ſich allein, ſelbſt alle Verfügungen in ihrem Teſtamente waren ausdrücklich von der Zuſtimmung des Kurfürſten abhängig gemacht. Als ſorgfältige Mutter wachte ſie über die Pflege und Erziehung ihrer Kinder in ſtets aufmerkſamer Berückſichtigung der natürlichen Gemüths- und Geiſtes-Anlagen derſelben, und fand bei dieſem Liebeswerk in dem Oberpräſidenten Otto von Schwerin den treuſten Rathgeber, wie wir dies aus ihrem gemeinſchaftlichen Briefwechſel *) in wahrhaft anziehender Weiſe erkennen. Nach einundzwanzigjähriger überaus glücklicher Ehe löſte der Tod der Kurfürſtin (8. Jun. 1667) das im gegenſeitigen Vertrauen geſchlungene und immer ſtärker befeſtigte Band, und wir verſtehen den natürlichen Ausdruck des gerechten Schmerzes zu würdigen, wenn wir vernehmen, wie ſpäter noch oft der Kurfürſt, dem die gewohnte Zuſprache der geiſtvollen Herzensgenoſſin fehlte, vor ihrem Bilde ſtehend ausrief: „o Louiſe, wie vermiſſe ich Deinen Rath."

Es iſt hier nicht meine Aufgabe die politiſche Erhebung Preußens unter dem großen Kurfürſten **) näher nachzuweiſen, nur daran muß ich erinnern, daß es ſeinem feſten Willen und ſeiner beharrlichen Ausdauer gelang, auf dem dreijährigen Weſtphäliſchen Friedens-Congreſſe die nach ihrer gewichtvollen Bedeutſamkeit für ſeinen Staat erkannte Seeküſte Pommerns wenigſtens zur Hälfte der Schwediſchen Hartnäckigkeit abzuringen. Durch Hinterpommern wurde Preuſſen den übrigen Brandenburgiſchen

*) Abgedruckt in Orlich's Friedr. Wilh. d. gr. Kurf. Berl. 1836 u. deſſ. Geſch. d. Preuß. Staates. Bd. III.

**) Vgl. meine Abhandlung: Preußens erſt. polit. Auftreten unter d groß. Kurf. Königsberg 1823.

Staaten um die Hälfte näher gerückt, aber außerdem gab der Erwerb des Herzogthums Magdeburg, der Fürſtenthümer Halberſtadt und Minden und der Grafſchaft Hohenſtein dem raſch erhöhten Staate nicht nur ein Drittel mehr des früheren Flächeninhalts (525 □M.), und theilweiſe ſehr fruchtbare Landſchaften, ſondern auch die erſte Grundlage zur Sammlung des Territorialbeſitzes zwiſchen der Elbe und Weſer, und damit die Möglichkeit einer gegenſeitigen Unterſtützung aller Theile des auseinander geriſſenen Kurfürſtlichen Beſitzthums. Nun erſt konnte in einer kräftigen Seele der Gedanke erwachſen, aus dieſen Ländermaſſen einen einheitlichen Staat zu bilden, der zu einer Europäiſchen Mittelmacht aufwüchſe und im nördlichen Deutſchland unbedingt die erſte Stelle einnähme.

Doch noch ein beſonderes Verdienſt hat Friedrich Wilhelm auf dem Weſtphäliſchen Friedens-Congreß um ſeine Glaubensgenoſſen ſich erworben. Ihm iſt der Dank zu zollen, daß die Reformirten nicht nach dem Sächſiſchen Vorſchlage blos als geduldet, ſondern als vollkommen gleichberechtigte Augsburgiſche Confeſſionsverwandte erklärt wurden. Er bekannte ſich mit Herz und Mund zu der unveränderten 1530 vom Kaiſer und Reich übergebenen Confeſſion. „Wolle man ſeinen Glaubensgenoſſen, erklärte er im verſammelten Geheimen Rath, das Recht und die Ehre dieſer Bekenntnißgemeinſchaft abſtreiten, ſo wolle er ſeine Hand von dem Evangeliſchen Weſen in Deutſchland ganz abziehen.“ Dieſe Entſchiedenheit beſtimmte auch Schweden, ſich mit ihm für dieſe Forderung zu verbinden und dadurch wurde ſie im Friedensvertrage anerkannt. Eben ſo kräftig verwandte er ſich für die zukünftige Lage der evangeliſchen Glaubensgenoſſen in den Oeſtreichſchen Landen und der kleineren katholiſchen Staaten Deutſchlands, vor allen für die Evangeliſchen in Schleſien und den Herzogthümern Jülich und Berg*).

Eine neue Probe für die Stärke ſeiner religiöſen Ueberzeugung gewährte die Erledigung des Polniſchen Thrones nach dem Tode des Königs Wladislaw IV. (10. Mai 1648). Des Kurfürſten liebenswürdige Perſönlichkeit, ſeine großartige Handlungsweiſe hatte ihm einen ſtarken Anhang unter den Polniſchen Großen gewonnen,

*) Orlich Geſch. Prß's unter Krf. Fr. W. Bd. I. S. 106—8.

von denen Mehrere in ihn drangen, ſich ſelbſt um die Polniſche Krone zu bewerben und ſein eigner Oberlehnsherr für Preußen zu werden. Da aber mit der Beſteigung des Polniſchen Throns unweigerlich auch der Uebertritt zur Römiſch-katholiſchen Kirche verknüpft war, ſo war der Kurfürſt bei ſeiner treuen Anhänglichkeit für den Lehrbegriff der Reformirten bald mit ſich einig, jede Ausſicht auf das Königreich Polen von ſich zu weiſen, wobei ihm wohl auch gleichzeitig die Gefahren für ſeine deutſchen Erbſtaaten als ein natürliches Ergebniß aus der vorübergehenden Vereinignng mit Polen nicht verborgen blieben. Aber ſeinen Einfluß in Polen gebrauchte er bei der neuen Königswahl, um dem Cardinal Johann Caſimir, dem älteren Bruder des verſtorbenen Königs das Uebergewicht über den jüngeren Bruder Carl Ferdinand zu verſchaffen, und bei dieſer Gelegenheit für ſich und ſeine Nachfolger das Recht zu erwerben, nicht mehr perſönlich die Lehnshuldigung der Krone Polen leiſten zu dürfen. Acht Jahre darauf war ſchon der Zeitpunkt herangerückt, um vollſtändig das läſtige Joch der Lehnspflicht abzuſchütteln und in die Reihe der ſouveränen Staaten überzugehen. Der mächtigſte Hebel dazu war bereits im Beſitze des Kurfürſten, ein zweckmäßig gebildetes Heer, das in zehn Jahren (1645 — 56) von zehntauſend auf zwanzigtauſend Mann vermehrt worden, und in dem geordneten zwar ſparſam verwalteten aber durch mehre neue Steuern bedeutſam erhöhten Staatshaushalt eine ausreichende Hülfsquelle fand. Schon damals kann es nach dem Verhältniß der Bevölkerung als das ſtärkſte Heer in Europa gelten, und zwanzig Jahre ſpäter erſchien es doch noch um 10,000 M. vergrößert. Die Gelegenheit zur nachdrücklichen Benutzung dieſer für die damaligen Zuſtände außerordentlichen Kriegsmacht gewährte der zweite Schwediſch-Polniſche Krieg, welchen Chriſtina's Thronentſagung zwiſchen dem Hauſe Waſa auf dem Polniſchen Throne und dem neuen Schwedenkönige Carl X. Guſtav hervorrief. Mit dem letzteren vereinigte ſich der große Kurfürſt, um bald darauf gemeinſchaftlich auf den Feldern bei Warſchau drei Tage lang (18—20. Juli 1656) eine der größten Schlachten des Jahrhunderts durchzukämpfen, und doch zuletzt durch den Angriff der Preußiſchen Reiterei unter der perſönlichen Führung des Kurfürſten die Entſcheidung im Kampfe herbeiführen, wie denn auch der König von Schweden der Preu-

ßiſchen Hilfe die Zuerkennung der Ehre des Tages nicht verſagte. Aber den eigentlichen Siegespreis gewährte erſt der Vertrag zu Labiau (12. Nov. 1656), in welchem Carl X. als zeitiger Gewalthaber in Polen den Kurfürſten von der Lehnspflicht losſprach und ihm die Souverainität über Preußen und Ermland zugleich ertheilte, auch eine weitere Theilung des weſtlichen Polens zu Gunſten Friedrich Wilhelms in Ausſicht ſtellte. Das Uebergewicht der Schwediſchen Krone an der Oſtſee reizte inzwiſchen die Holländiſche Seemacht und Dänemark zum gemeinſamen Angriff auf Schweden, während Kaiſer Ferdinand III. gleichzeitig die Ruſſen zur Bedrohung der Schwediſchen Oſtſeeländer und den entmuthigten König Johann Caſimir zur Wiedererneuerung des Kampfes beſtimmte. Doch Kurfürſt Friedrich Wilhelm hatte für ſeine wohlberechnete Stellung und die günſtigen Erfolge ſeiner gut gerüſteten und eingeübten Kriegsmacht bereits eine ſo gewichtvolle Autorität ſich angeeignet, daß König Johann Caſimir den zweifelhaften Zuſtänden des Kriegsglücks die friedliche Einigung mit dem Kurfürſten vorzog, ihm in dem Wehlaner Vertrag (19. Sept. 1657) gleichfalls die Souverainität des Herzogthums Preußen einräumte, und bald darauf in dem Brandenburger Vertrage die Herrſchaften Lauenburg und Bütow und den Pfandbeſitz von Elbing und Draheim zuwies.

Als nothwendige Folge dieſer Verträge ergaben ſich die Bündniſſe des großen Kurfürſten mit Dänemark und dem Kaiſer Leopold I., und zwei Jahre darauf mußte bereits in dem Europäiſchen Frieden zu Oliva (3. Mai 1660) die Anerkennung und Garantirung der Souverainität Preußens von allen an dieſen Friedensverhandlungen theilnehmenden Staaaten Europa's, darunter von Frankreich und den Seemächten, anerkannt werden. Preußen war auf ſolche Weiſe durch die perſönliche Größe ſeines kraftvollen Fürſten, im Verein mit deſſen Deutſchen Erblanden raſch zu einer Europäiſchen Macht des zweiten Ranges erhoben. Was der große Kurfürſt ſeit dieſem Zeitpunkte als Vorkämpfer Deutſchlands gegen die Uebergriffe Ludwig's XIV. geleiſtet, welche Hülfe er den Niederländern zur Vertheidigung ihres Continental-Gebiets gebracht, welche Lorbeeren er über eine der damaligen erſten Kriegsmächte Europa's, über die Schweden auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin, in Vorpommern und in dem ruhmwürdigen Winter-

feldzuge in Preußen bis tief in Liefland hinein errungen, ſind bekannte Thatſachen. Wenn ſie nicht den vollen Ertrag in neuem Ländererwerb gewährten, ſo trug die Eiferſucht des kaiſerlichen Hofes und die enge Verbindung Frankreichs mit Schweden allein die Schuld daran. Aber Deutſchland und die diplomatiſche Sprache des Auslandes feierten den kraftvollen Sieger allgemein als den großen Kurfürſten, „Grand-Electeur.“ Preußen erlangte im Norden Europa's jetzt gleiches Anſehen mit Dänemark, es trat in Deutſchland entſchieden über Sachſen, das ſo lange mit Brandenburg rivaliſirt hatte und wohl häufig auch im Vorrange geweſen war; der Preußiſch Brandenburgiſche Staat ward im Deutſchen Reiche ohne allen Widerſpruch der erſte Staat nach dem Kaiſer. Die politiſche Verbindung mit unſerm Kurfürſten, dem raſch entſchloſſenen und energiſch ausharrenden Helfer, wurde jetzt in allen Verwickelungen des mittleren Europa von den entgegen geſetzteſten Seiten aufgeſucht *). Selbſt der übermächtige Ludwig XIV., als er noch auf dem Culminationspunkte ſeiner Höhe ſtand, bemühte ſich um ein engeres Bündniß mit dem großen Kurfürſten. Für Polen wurde zum zweiten Male, als König Johann Caſimir dem Throne entſagte (1668), von vielen Polniſchen Senatoren, die gerade dem abgegangenen Könige feindlich gegenüber geſtanden hatten, der Kurfürſt wieder in die Reihe der Bewerber um die Polniſche Krone geſtellt. Jetzt aber erwiederte er ſchon mit mehr Rückſicht auf ſeine eigene vergrößerte politiſche Macht: „er halte das einmal für unmöglich **), indem es eine Staatsurſache wäre, ſolche zwei Mächte als die Polniſche und meine nicht zuſammenkommen zu laſſen; ſodann aber, meine Religion, in der ich meiner Seeligkeit verſichert bin, um eine Krone zu verlaſſen, ſolches werde ich in Ewigkeit nicht thun.“ In ähnlicher Weiſe urtheilt er über die dritte Erneuerung der Wünſche Polniſcher Großen, als König Michael Wisnowiecki geſtorben war ***): aber jedesmal benutzte

*) Pufendorf de reb. Fr. Guil. V, X, XI, an vielen Stellen; vgl. Orlich a. a. O. Bd. II, S. 38—62 u. flg.

**) Ranke, Neun Bücher Preuß. Geſch. Bd. I. S. 76. Schon 1660 hatte man in Polen auf die Wahl eines Nachfolgers gedacht und auch damals vom Kurfürſten eine abſchlägige Antwort erhalten. Pufendorf de reb. Fr. G. IX. §. 14.

***) Vgl. mein hiſtor. ſtat Gem. III. S. 85.

der Kurfürſt die Gelegenheit, um die ihm geneigten Anhänger in Polen zur Erleichterung der Lage der dortigen Diſſidenten zu bewegen.

Die Anerkennung ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit und ſicher begründeten Machtvergrößerung brachte fortan der große Kurfürſt auch als Schützer der Religionsfreiheit überall zur Geltung. Zuvörderſt in ſeinem eigenen Staate, den er, wenn ihm auch die Vermittelung in den Lehrbegriffen der Theologen nicht geglückt war, doch als eine ſichere Schutzſtätte für das friedliche Nebeneinanderwohnen ſeiner Unterthanen verſchiedener Confeſſionen geachtet ſehen wollte. Dies war ſein ernſtes Verlangen in allen Landtagsabſchieden; noch beſtimmter gebot er im Mandat vom 2. Jan. 1662 in Bezug auf die Läſterungen von der Kanzel herab: „daß bei ſeinem Willen Allen die Freiheit des Gewiſſens und des Gottesdienſtes zu gönnen, das Verdammen und Verketzern der Reformirten aufhören ſolle, denn es würde mehr geeifert gegen die diſſentirenden Evangeliſchen Mitchriſten, als gegen öffentliche Verbrecher, Trunkenbolde, Wucherer und andere Sünder, gleich als wenn ſie ihre und ihrer Zuhörer Seeligkeit nicht wirken und befördern könnten, es ſei dann, daß ſie andere reformirte Chriſten zugleich verdammten *). Daraus könne nichts Anderes, wenn man die reformirte Lehre ſo beſchreiben höre, als großer Haß und Bitterkeit wider ihre Nebenchriſten folgen, für die Chriſtus eben ſowohl als für ſie geſtorben wäre, und es würde ein Anlaß gegeben, diejenigen zu neiden und zu verfolgen, die ſie zu lieben ſchuldig wären. Das unſelige Verdammen und Verketzern, die höhniſche Verſtellung oder Verkehrung der Lehren ſollte nicht ferner geduldet werden, man ſolle ſich alſo bezeigen, daß man neben der Wahrheit auch den Frieden ſuche und die brüderliche Liebe unter den Chriſten eher erwecke als dämpfe.“ Eine geſchärfte Erneuerung dieſer Verordnung erfolgte in dem Edicte vom 16. Sept. 1664 **), in welchem der Kurfürſt als den höchſten Zweck ſeiner Regierung darſtellte, daß neben dem profanen und Landfrieden unter den in etlichen Punkten diſſentirenden Evangeliſchen Unterthanen dennoch ein chriſtlicher Kirchenfrieden geſtiftet, und die brüderliche Liebe und

*) Mylius Corp. C. M. I. S. 375.

**) Mylius a. a. O. S. 380.

Eintracht oder wenigſtens eine wechſelſeitige Duldung und Verträglichkeit gepflanzt. Das bisherige unchriſtliche Richten, Verketzern und Verdammen aber allerſeits aufgehoben und gänzlich eingeſtellt werden möge." Dieſe Verordnungen wurden durch neue Reſcripte in den J. 1665—68 und 1681 erläutert und beſtätigt. In allen dieſen Erlaſſen erſcheint Friedrich Wilhelm als der vermittelnde Landesherr über den kirchlichen Partheien, ohne je ſeiner eigenen Confeſſion einen vorherrſchenden Einfluß zu geſtatten, ſelbſt auf die Gefahr hin, von Reformirten und Lutheranern gleichmäßig wegen ſeiner Duldſamkeit getadelt zu werden *).

Sehr viele Diſſidenten hatten, als ſie durch die aus Polen unter den Königen Johann Caſimir und Michael wachſenden Allgewalt der Jeſuiten von dort vertrieben worden, ihre Zuflucht nach Preuſſen genommen; hier fanden ſie eine Schutzſtätte für ein unangetaſtetes Leben nach ihrer Ueberzeugung. Davon waren anfänglich auch nicht die Socinianer ausgenommen, die von ihren Gegnern fälſchlich mit dem alten Secten-Namen Arianer belegt und als ſolche verfolgt wurden. Nach ihrem achtjährigen ruhigen Aufenthalte (1658—66) in dem ſüdlichen Theile unſrer Provinz, mußte der Kurfürſt dem Andringen der Landſtände und Geiſtlichkeit nachgeben und ihnen die Räumung des Landes anbefehlen. Aber ſein duldſamer Sinn vergönnte doch vielen Familien noch einen längeren Aufenthalt und ermahnte die Stände zur Milde und Nachſicht gegen die verfolgten Unglücklichen: und als neue Bitten derſelben um dauernden Schutz bei ihm einliefen, ſchrieb er eigenhändig an den gleichgeſinnten Oberpräſidenten von Schwerin „ich befinde, daß es Unrecht ſei, daß man den Leuten, wenn ſie ſich ſtill verhalten, das nicht gönnen will. Man ſoll ſuchen, ſie mit Glimpf zu Recht zu bringen und nicht auf ſolche Art, Ihr wollet Eure Gedanken hierüber zu wiſſen thun" **). Bei dem er-

*) Pufendorf, a. a. O. IX. §. 71. Der Marſchall von Schomberg erhielt bei der Uebertragung der Statthalterſchaft Preuſſens (1687) die Mahnung, vorzüglich über die Erhaltung der Eintracht zwiſchen den Lutheranern und Reformirten zu wachen.

**) Vgl. mein hiſt. ſtatiſt. Gem. III. 71—72. Das ganze Schreiben iſt abgedruckt bei Orlich, Frdr. Wilh. im Anhang. S. 11: und gröſʒ. Geſch. Bd. II. S. 478—79.

neuerten Andringen der Preußiſchen Regierung und kirchlichen Behörden gegen die weitere Ausbreitung der Socinianer einzuſchreiten, erforderte er unter dem 9. Apr. 1678 genaueren Bericht, und ſchloß in dieſer Angelegenheit mit dem Reſcripte vom 5. Januar 1683 *): „ob nun gleich in den Reichsconſtitutionen und dem Landtags-Receſſe von 1653 dergleichen Religionen nicht zu dulden ſind, ſo ſind wir doch geneigt und bringt es auch der Verſtand erwähnter Reichs-Conſtitutionen und Receſſe mit ſich, daß einzelne Familien und mehrentheils Exulanten, ſo lange ſie ſich ſtille und friedlich verhalten, und ihre Irrthümer Andern bei zu bringen oder ſie zu überreden nicht unternehmen, in Unſern Landen gnädigſt zu dulden ſind." Wenn dieſe ſeltenen Beiſpiele der Toleranz aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte — in Deutſchen Landen ſogar die einzigen — des großen Kurfürſten Sinn für eine würdige Behandluug der Angehörigen verſchiedener chriſtlicher Confeſſionen deutlich genug bekunden, ſo darf auch nicht verſchwiegen werden, daß dieſer Fürſt zuerſt den Juden, nach ihrer harten Vertreibung aus der Mark Brandenburg unter Kurfürſt Johann George, längeren Aufenthalt für ihren Handel, dann Anſäſſigkeit und Schutzprivilegien gewährte, allerdings nur noch für eine beſchränkte Anzahl von Familien und Jahren (20), aber mit der ſicheren Ausſicht auf Verlängerung derſelben **). Das Schutzprivilegium vom 21. Mai 1671 befahl indeß den Magiſtraten in den einzelnen Städten an, „den neu aufgenommenen Juden den Aufenthalt *wohl* zu verſtatten und ſie gleich den andern Kurfürſtlichen Unterthanen und Bürgern zu behandeln." Die erſten Juden zogen in die Mark Brandenburg aus Oeſtreich ein, indem Kaiſer Leopold I. eine allgemeine Vertreibung derſelben aus ſeinen Erblanden 1670 angeordnet hatte. Als ſpäter der Schützer fehlte, wurde gleich im erſten Jahre der folgenden Regierung das Loos der Juden in der Mark wieder härter.

Wie im Inlande das fürſtliche Anſehen und alle ihm zuſtehende Mittel der oberſten Gewalt zum ſchirmenden Schutz gegen jede Unterdrückung aus religiöſen Gründen dienen ſollten, ſo

*) Mylius Corp. Const. March. I. S. 402—3.

**) (König) Annalen der Juden in den Preußiſchen Staaten. Berlin 1790. S. 92—104. Vgl. Orlich a. a. O. II. 479—81.

ſetzte er dem Auslande gegenüber ſeinen Stolz auf die erlangte Machtſtellung als einer der erſten evangeliſchen Staaten. Bei der Thronbeſteigung des katholiſchen Königs Jacob II. in England (5. Febr. 1685) und der bedrohlichen Gefahr für die Anglikaniſche Kirche, mußte der Brandenburgiſche Geſandte Spanheim den Engliſchen Großen geſprächsweiſe mittheilen *), da der Kurfürſt das oberſte Haupt der Reformirten in Europa geworden, er auch nach ſeinem ganzen Vermögen für die Erhaltung ihrer Kirche einſtehen würde. Bei dem Kaiſer Leopold I. trat er zu wiederholten Malen für die Glaubensgenoſſen in Ungarn ein. In der Pfalz, als die katholiſche Linie Neuburg die Kurlande erlangt hatte, nahm er ſich auf das entſchiedenſte der dort angeſiedelten und wegen ihres Glaubens bedrückten Wallonen an, welche vor einem Jahrhunderte aus Belgien vor Alba's Wuth ſich dorthin geflüchtet hatten; er bot ihnen, wenn ſie es vorzögen, einen vortheilhaften Aufenthalt in ſeinen Landen an. Als auf Antrieb der Franzöſiſchen Regierung und mit ihren unter Catinat zugeſandten Hülfstruppen 1686 Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen den Vertilgungskrieg gegen die Waldenſer unternahm, gegen dieſe einfachen und getreuen Vorläufer der Reformation in den Thälern von Piemont, wohin ſie ſeit dem zwölften Jahrhunderte ſich vor den blutigen Verfolgungen aus dem ſüdlichen Frankreich geflüchtet, aber ſchon mehrmals, zuletzt 1655, mit thieriſcher Brutalität gepeinigt worden; als dieſe Wehrloſen theils familienweiſe niedergehauen (3000), theils einzeln unmenſchlichen Qualen ausgeſetzt wurden, da trieb ſie der allgemeine Ruf von der großherzigen Toleranz unſres Kurfürſten, der ſich ihres Unglücks ſchon vor 30 Jahren ſo warm angenommen hatte, bei ihm um Schutz nachzuſuchen. Nicht die einfache Hinrichtung, nicht die bloße Vertreibung am Bettelſtabe aus dem Vaterlande war das Schickſal der unglücklichen und gottesfürchtigen Thalbewohner, die zuerſt durch Flucht ſich gerettet, dann durch Ueberliſtung nach einem Vertrage ſich ergeben hatten. Geſpießt, halb zerſchmettert, wehrlos eingegraben und den Thieren zum Fraß überlaſſen, mußten viele Opfer Tage lang unausſtehliche Marter erleiden, ehe das Glück des Todes ſie erreichte. Vor ſolche ſchandbare Miſſethat ſchützte einen Theil der Uebriggebliebe-

*) Pufendorf, a. a. O. XIX.

nen der Edelmuth des großen Kurfürſten. Mit Nachdruck und ſtrengem Ernſt forderte er Schonung vom Herzog (1686); und gleichzeitig rief er die evangeliſchen Cantone der Schweiz, die holländiſchen Generalſtaaten und viele evangeliſche Fürſten und Städte um gemeinſchaftlichen Beiſtand an. Den Generalſtaaten ſchrieb er: „welche ſchwere Rechenſchaft würden dermaleinſt die evangeliſchen Mächte zu leiſten haben, wenn ſie dieſe heiligen Reſte einer aus grauen Zeiten, ſogar in der dickſten Finſterniß des Papſtthums allemal rein und unverdunkelt gebliebenen Kirche Gottes in Verzweiflung und Elend untergehen, wenn ſie nicht vielmehr dieſelben mit aller möglichen Sorgfalt aufſammeln und beizubehalten bemüht ſein ſollten“ *). Der Kurfürſt erklärte ſich ſofort bereit (Jan. 1686), alle Uebriggebliebenen in ſeinem Staate aufzunehmen; er wies ihnen die Geldmittel an zur Beſtreitung der Ueberſiedlungskoſten und ſandte ihnen dafür einen Bevollmächtigten entgegen. In Stendal ſollte ihre Colonie ſein, viele Familien (840 Köpfe) kamen, aber die Auswanderung wurde ihnen nicht leicht gemacht; durch lange Verzögerung ihrer Reiſe gehindert, konnten ſie ihrem Wohlthäter nicht mehr ihren perſönlichen Dank bringen; kurz vor ihrer Ankunft in der Mark war ſein Tod erfolgt: ſie ſiedelten ſich darauf in Stendal, Burg und Spandau an.

Aber das denkwürdigſte Monument für ſeine großmüthige und lang nachwirkende Beſchirmung ſeiner Glaubensgenoſſen hat der große Kurfürſt ſich in der Aufnahme und Anſiedlung der reformirten Franzoſen geſetzt. Durch die Vermählung mit ſeiner erſten Gemahlin Louiſe war nach dem Tode ihres Vaters und ihres Bruders, der Holländiſchen Statthalter Heinrich Friedrich († 1647) und Wilheim II. († 1650) von Oranien, die Miterbſchaft auf das im ſüdlichen Frankreich an der Rhone gelegene Fürſtenthum Orange an das Kurhaus Brandenburg gekommen. König Ludwig XIV. ergriff inzwiſchen als Oberlehnsherr ſelbſt Beſitz von dem Fürſtenthum Orange, und ließ bald den vielen dort wohnenden Reformirten die Schwere ſeiner kirchlichen Verfolgungsſucht fühlen. Der große Kurfürſt trat zuerſt als Miterbe

*) Dieterici Waldenſer, S. 128; 157. und die daſelbſt im Anhange abgedruckten Original-Documente.

mit lebhafter Verwendung bei dem Franzöſiſchen Hofe auf*), um den Beſchwerden ſeiner Orangiſchen Glaubensgenoſſen Abhilfe zu verſchaffen (1666), aber auch gleichzeitig für die Aufrechterhaltung der Privilegien der übrigen Reformirten im ſüdlichen und mittleren Frankreich einzutreten. Ludwig entgegnete mit kalter Zurückweiſung (Sept. 1666): „Verläumder breiten aus, als gehe ich damit um, die beſtätigten Rechte und Geſetze nicht zu halten. Ich trage vielmehr Sorge, daß die Huguenotten mit meinen übrigen Unterthanen gleich behandelt werden, und bin hiezu, gleichwie zur Erhaltung ihrer Rechte, durch mein königliches Wort verpflichtet" **). Aber die Bedrückungen der Franzöſiſchen Regierung wurden demungeachtet jährlich härter. Die Reformirten wurden von Zünften und Gewerken ausgeſchloſſen, ſie durften nicht Aerzte und Apotheker werden, ſie wurden aus allen öffentlichen Aemtern, ſelbſt aus den mit ſchwerem Gelde erkauften, entfernt ***), Kinder aus gemiſchten Ehen wurden als uneheliche betrachtet und dieſe ſämmtlich in der katholiſchen Kirche erzogen. Die Auswanderung wurde ihnen unterſagt, ſchon ſiebenjährige Kinder wurden zur Wahl gezwungen, ob ſie bei ihren reformirten Eltern bleiben wollten, und wenn ſie dieſe zu verlaſſen geneigt gemacht wurden, erzog man ſie auf Koſten ihrer Eltern in der katholiſchen Kirche. Der königliche Beichtvater la Chaise fanatiſirte den König für den Plan alle ſeine Unterthanen zu der einzig wahren Kirche Gottes zu bekehren, und der Miniſter Louvois verſicherte als gewandter und fügſamer Hofmann, „daß Alles ohne Blutvergießen abgehen ſollte, und wenn die Väter auch Heuchler bleiben, ſo würden ihre Kinder wenigſtens Katholiken ſein." Vorſichtige Franzoſen, namentlich aus dem Fürſtenthume Orange, verſuchten zuerſt unbemerkt durch Auswanderung ſich zu flüchten, ſie fanden bereitwillige Aufnahme am kurfürſtlichen Hofe und vielfache Anſtellung in Hofämtern und Kriegsdienſt. Eine eigene Franzöſiſche Colonie ſiedelte ſich zu Alt-Landsberg an, in dem Beſitzthume des Oberpräſidenten von Schwerin. Im J. 1672 ertheilte der große Kurfürſt die

*) Pufendorf a. a. O. XVIII. §. 107.

**) v. Raumer's Geſch. Europa's, Bd. VI. S. 191.

***) Bekanntlich war die Paulette oder der Aemter-Handel unter Ludwig XIV. ſchon ſtark ausgedehnt.

Erlaubniß zur Anlegung der erſten Franzöſiſchen Kirche in Berlin. Zehn Jahre ſpäter waren jedoch die Drangſale der Reformirten in Frankreich ſchon bis auf das Unerträgliche geſtiegen. Der Statthalter der Niederlande Wilhelm III. von Oranien, deſſen Gemahlin Maria Stuart damals bei dem Mangel an männlichen Erben im Hauſe Stuart ſchon die nächſten Ausſichten auf den Engliſchen Thron hatte, wollte einen allgemeinen evangeliſchen Bund gegen Frankreich ſchließen. Er ſandte den reformirten Prediger Gaultier Jan. 1685 aus Montpellier als Unterhändler an den großen Kurfürſten: „Der Kurfürſt ſollte an der Spitze dieſes Unternehmens ſtehen, der Statthalter Wilhelm III. wollte unter ſeiner Leitung wirken und Schweden dafür zu gewinnen ſuchen. Aber man müßte eilen, um ſtarke Mittel zuſammenzubringen, die Verfolgungen der Evangeliſchen in allen Ländern zu hintertreiben, wo die Ränke der Jeſuiten die vertragswidrigen Handlungen der Regierungen beſtimmten“ *). Der Kurfürſt ging mit großer Wärme auf dieſen Plan ein, der in demſelben Augenblicke um ſo größere Bedeutſamkeit erhielt, als der Tod des Königs Carl II. den entſchieden katholiſchen König Jacob II. auf den Engliſchen Thron führte (5. Febr. 1685), und dadurch die allgemeine Sache der Evangeliſchen ſelbſt in England den bedenklichſten Gefahren ausgeſetzt ſchien. Schon damals wurde der Plan einer Landung Wilhelm's III. in England entworfen, und der Kurfürſt erklärte ſich auch hierüber ſehr günſtig durch ſeinen Geſandten im Haag, indem er mit allen ſeinen Kräften ſich für die gemeinſamen Angelegenheiten der Evangeliſchen hingeben wollte. Ludwig XIV. durch ſeinen Geſandten im Haag von dieſen Verhandlungen unterrichtet, bot alles bei den Generalſtaaten und dem Kurfürſten auf, um dieſen evangeliſchen Bund ſcheitern zu laſſen. Gleichzeitig aber hielt er ſeine Pläne gegen die Reformirten ſo weit vorbereitet, daß er den letzten Schritt wagte und am 18. Oct. 1685 das Edict von Nantes aufhob. Es heißt in demſelben: „das Geſetz von Nantes erſcheint unnöthig und wird aufgehoben, um jedes Andenken an frühere Unruhen und um das Unheil einer falſchen Religion ganz auszurotten. Demgemäß hört jeder

*) Erman et Reclam Memoires des Refugiés Franc. vol. I. p. 358 – 364.

reformirte Gottesdienſt in Frankreich auf, und eben ſo wenig ſollen Verſammlungen zu religiöſen Zwecken in Bürgerhäuſern ſtatt finden. Die Schulen werden geſchloſſen, die Kinder gleich denen der Katholiken erzogen und Auswanderungen bei Strafe der Galeere und Güter-Confiscation unterſagt. Angeber der Auswandernden erhalten die Hälfte dieſer Güter. Geiſtliche, welche ſich ſogleich bekehren, beziehen ein Jahrgeld um ein Drittel ſtärker, als ihre bisherigen Einnahmen: alle nicht bekehrte Geiſtliche verlaſſen dagegen in vierzehn Tagen das Reich." Wie dieſer wortbrüchige Befehl ausgeführt worden, will ich kaum andeuten, es liegt auſſerhalb der Gränzen meines heutigen Vortrags. Ich ſchweige von den gräuelhaften Dragonaden, wie zu je hundert Dragoner in die Häuſer der einzelnen reformirten Familien eingelegt wurden, und dort ſo lange hauſten, bis die auf empörende Weiſe mißhandelten Familienglieder zum römiſch-katholiſchen Gelübde ſich bekannten. Ich ſchildere nicht den Jammer, den Zorn, nicht die Begeiſterung der unmenſchlich gepeinigten treuen Franzoſen. Den Muhamedanern öffnete der diplomatiſch humane König Ludwig XIV. in Marſeille den Gottesdienſt *), ſeinen redlichen Bürgern raubte er die freie Religionsübung, deren Aufrechthaltung er feierlich beſchworen hatte!

Und doch gelang es nach und nach über 100,000 Franzoſen, darunter 12,600 Officiere und Soldaten und 9000 Matroſen, mit Aufopferung ihres Eigenthums, oft ihrer theuerſten Verwandten, dem undankbaren Vaterlande ihr unfreies Leben zu entziehen, und in reiner Ueberzeugung ihres Glaubens fernerhin ihre Kräfte worttreuen Fürſten und chriſtlicher geſinnten Völkern zu widmen. Die Schweiz, Holland, England boten neben den Staaten des Kurfürſten ſichere Zufluchtsörter an.

Und welche Aufnahme fanden dieſe aus Religionstreue vertriebenen Franzöſiſchen Flüchtlinge in unſerm Vaterlande? Schon drei Wochen (9. Nov. 1685) nach der Bekanntmachung jenes Jeſuiten-Erlaßes in Paris lud der große Kurfürſt, von wahrem Seelenſchmerz ergriffen, durch ein Manifeſt alle verfolgte flüchtige

*) **Recueil d' edits d. L. XIV. vol. II. 998. 1002;** vgl. **Raumer a. a. O. VI. 204.**

) **Raumer a. a. O. VI. 204.

Evangeliſche aus Frankreich freudig ein, in ſeinen Staaten den dauernden Lebensaufenthalt ſich zu wählen. Er überließ ihnen frei ihren Wohnort ſich auszuſuchen, verhieß ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern nebſt dem dazu erforderlichen Baumaterial, gleiche Rechte und Freiheiten mit allen ſeinen Unterthanen, Geld und andere Unterſtützungen zur Anlage von Fabriken und Manufacturen, den Adlichen gleiche Rechte und Ehrenvorzüge mit ſeinem Landesadel, Allen eine geſicherte freie Religionsübung, die Beſoldung ihrer Geiſtlichen und ein eigenes Conſiſtorium, eigene Kirchen, Schulen und einen Gerichtshof *). Seinen Geſandten und Geſchäftsführern im Haag, Hamburg, Frankfurt a. M. ertheilte er den Auftrag, die Flüchtlinge zu unterſtützen, alle Deutſche Fürſten forderte er auf, ihnen den freien Durchzug nach ſeinen Landen zu geſtatten. — Und was er verſprochen, hat er reichlich erfüllt und ihre Unterſtützung dringend ſeinem Nachfolger empfohlen.

König Ludwig XIV. fand ſich durch die Aufnahme ſeiner Unterthanen und durch den Gebrauch des Wortes Verfolgung im kurfürſtlichen Manifeſte verletzt, indem er mit ſcheinbarer Unbefangenheit hinzufügte, „wie auch er ſich niemals in die Angelegenheiten der katholiſchen Unterthanen des Kurfürſten gemiſcht habe.“ Aber mit fürſtlicher Würde entgegnete ernſt Friedrich Wilhelm: „Was ſolle man dann noch Verfolgungen nennen **), wenn das nicht? Die Proteſtanten wären durch Einlagerungen der Truppen in ihre Häuſer, durch Gefangenſchaft, Galeeren, Ermordungen zum Abfall von ihrer Confeſſion gezwungen, den Eltern habe man ihre Kinder geraubt, die Gräber geſchändet, die Proteſtanten als Ketzer beſchimpft, denen man nicht Treue und Glauben halten dürfe, ſie alſo ſchlechter als Türken und Heiden behandelt, mit denen man Verträge zu halten doch verpflichtet ſei. Ueberdies habe er nur diejenigen Proteſtanten aufgefordert, welche Frankreich bereits verlaſſen hätten. Dies könne dem Könige ſo gleichgültig ſein, wie früher dem Kaiſer, deſſen wegen Religion vertriebene Unterthanen er oftmals bei ſich aufgenommen, ohne daß der Kaiſer ſich darüber beklagt, der vielmehr ruhig dieſe aus-

*) **Erman et Reclam** a. a. O. I. 128—41. Hiſtoriſche Nachricht von d. Stiftung d. Franzöſ. Colon. Berl. 785, S. 78—86.

) **Pufendorf a. a. O. XIX. §. 16.

wandern laſſe. Wenn der König ſeinen Religionseifer rühme, ſo möge er ihm auch den ſeinigen nicht verargen, welcher durch den Jammer ſeiner Glaubensgenoſſen aufgeregt worden iſt. Er verfolge nicht die Katholiken *), und der König möge nur ſeine proteſtantiſchen Unterthanen ſo behandeln, wie er ſeine katholiſchen, dann würden ſie ſehr zufrieden ſein. Er habe es ſich ſtets beſonders angelegen ſein laſſen, Katholiken und Evangeliſche gleichmäßig zu ſchützen, allen ſeinen Unterthanen Gewiſſensfreiheit zu gönnen, und die Katholiken auch zu den Innungen und ſtädtiſchen, ſelbſt zu höheren Aemtern zuzulaſſen."

Ueber zwanzigtauſend Franzoſen **) zogen in den beiden nächſten Jahren in die Staaten Friedrich Wilhelm's ein; zu Anfang des Jan. 1686 erſchienen die erſten in Potsdam und wurden mit der innigſten Theilnahme von dem Kurfürſten empfangen ***). Als er ſich die einzelnen Thatſachen ihrer grauſamen Verfolgung erzählen ließ, von den Mitteln hörte, welche die unglücklichen Vertriebenen angewandt, um der Wachſamkeit der an den Franzöſichen Gränzen aufgeſtellten Aufſeher und Soldaten zu entgehen, konnte er ſich der Thränen nicht erwehren. Ernſt von Grumbkow wurde zum General-Intendanten aller Angelegenheiten der Franzöſiſchen Refugiés eingeſetzt. Der Kurfürſt ſelbſt bot alle Thätigkeit ſeines Geiſtes auf, um ihren Wohlſtand ſicher zu ſtellen, er bemühte ſich ſelbſt bis in das geringſte Detail für ihre verſchiedenartigen Bedürfniſſe zu ſorgen und jedem einen entſprechenden Beruf für ſeine Fähigkeiten und Arbeitskraft anzuweiſen. Alle Triebfedern der Regierung wurden in Bewegung geſetzt, um die wohlwollenden Abſichten des Staatsoberhaupts zu unterſtützen und zum beſten Erfolg auszuführen.

Eine bedeutende Anzahl ſchon geübter Officiere und Soldaten wurde dem Heere einverleibt; ſie bildete außer drei beſonderen Compagnien der kurfürſtlichen Garde faſt den vollſtändigen Beſtand von fünf Regimentern †). Viele talentvolle Männer wur-

*) Noch am 21. Oct. 1685 und im Juni 1686 waren zwei Reſcripte erlaſſen, nach welchen jede Störung des katholiſchen Gottesdienſtes ausdrücklich verboten wurde. Mylius a. a. O.

**) Erman et Reclam. Mem. II. p. 35.

***) Orlich Geſch. d. P. St. II. S. 540.

†) Erman et Reclam Mem. II. p. 37.

den ſogleich in Hof- und Staatsämtern angeſtellt, dreißig Prediger erlangten bereits in den erſten Jahren den geeigneten Wirkungskreis für ihren Beruf. In den Städten wurden durch die Refugiés mit reichlicher Geldunterſtützung theils als Anlehn, theils als Geſchenk, Wollen-, Seiden-, Band-, Strumpf-, Glas-, Leder-, Gold- u. Silber-Manufacturen angelegt, gegen drei und vierzig verſchiedene Gewerbzweige werden aufgezählt, welche durch dieſe Einwanderer in Preuſſen neu eingeführt oder weſentlich verbeſſert worden *). Faſt täglich konnten im Lande bis dahin nicht gekannte oder nicht ſo vollkommen gezogene Produkte, oder neue Fabrikate dem Kurfürſten als Proben der von ihm geſchützten Franzöſiſchen Induſtrie vorgelegt werden. Die ſtärkſten Colonien wurden in Magdeburg, Halle, Prenzlau, Schwedt, Brandenburg, Burg, Frankfurt an der Oder, Königsberg in Preußen, Lippſtadt, Cleve, Weſel und vor allen in Berlin begründet. Um die letztere und ihren allſeitigen Einfluß auf die Hauptſtadt in ihrem richtigen Umfange zu begreifen, verſetze man ſich von dem heutigen Standpunkt einer faſt halben Million Einwohner unſerer Reſidenzſtadt auf den beſcheidenen Umkreis einer Landſtadt von 20,000 Bewohnern. Damals hatte Berlin noch nicht die Hälfte der Bevölkerung Königsbergs im ſiebzehnten Jahrhunderte, und zu dieſen zwanzigtauſend Bewohnern kamen in Berlin allein über 6000 lebhaft induſtriöſe und gewerblich mehr geſchicktere Franzoſen. Auf dem platten Lande erhielten ſie theils wüſte Ländereien und Bauſtellen nebſt Baumaterialien zum Geſchenk, theils urbare Ländereien zur Pacht mit Herleihung des nöthigen Inventars. Die wichtigſten Colonien dieſer Art entſtanden in den Brandenburgiſchen Aemtern Grambzow, Chorin, Zechlin, Ruppin, Mühlenbeck, in Buchholz bei Berlin u. ſ. w. Auch dieſe erhoben ſich bald zum blühendſten Zuſtande, und namentlich verdankt der Garten- und Gemüſebau dieſen Coloniſten eine allgemeinere ſorgfältige Pflege. Zehn Jahre war allen Refugiés gleich anfänglich Freiheit von allen Abgaben, ſelbſt der Erlaß von Pachtgeldern eingeräumt, ſpäterhin wurde dieſe Bevorzugung noch auf fünf Jahre verlängert. Als neue An-

*) Erman et Reclam Mem. III. IV. V. u. VI. liefern die detaillirten Nachrichten über die einzelnen Anlagen nach den verſchiedenen Manufacturen und Gewerben.

kömmlinge aus Frankreich eine größere Geldunterſtützung in Anſpruch nahmen, und die dazu ausgeſetzten Geldmittel bereits erſchöpft waren, trug der edle Kurfürſt dem General-Intendanten auf, eher ſein Silbergeſchirr zu verkaufen, als die unglücklichen Leute ohne Hülfe zu laſſen *). Aber die fürſtlichen Wohlthaten trugen mit wenigen Ausnahmen ihre gedeihliche Frucht, die Darlehne floſſen zur beſtimmten Zeit in die kurfürſtlichen Caſſen zurück. Der Armen und Hülfloſen war nicht minder gedacht, ſie fanden vornehmlich in der Kurfürſtin Dorothea, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms, ihre Beſchützerin, ſie begründete das Französiſche Haus (Hoſpital) in Berlin, und die Flüchtlinge bemühten ſich, wohleingedenk ihrer früher hülfloſen Lage, durch regen Aſſociationsgeiſt ſtets muſterhaft für ſich und zur Nacheiferung ihrer Mitbewohner den regſten Wohlthätigkeitsſinn zu bewahren.

Und was den geiſtigen und ſittlich religiöſen Einfluß anbelangt, den manche Rigoriſten mit Unrecht und voller Unkenntniß der vorhandenen Zuſtände bitter getadelt haben, ſo fehlt heute die Zeit, um auch nur in gedrängter Darſtellung die unverkennbaren Vortheile deſſelben auf die Geſammtbildung unſeres Vaterlandes wahrheitsgetreu zu bezeichnen. Wir zählen hier nicht nach den hervorragenden Männern — wiewohl es auch an denen nicht gefehlt — wir weiſen vielmehr hin auf den Segen einer ſorgfältigeren Erziehung, auf das geſteigerte Bedürfniß einer geiſtig belebten Unterhaltung und eines reineren Geſchmacks, auf das anregende Beiſpiel eines gediegenen ſittlichen Familienlebens. Die Aufnahme dieſer Franzöſiſchen Emigranten war ein großartiges Werk, das in echt chriſtlicher Bruderliebe unternommen und durchgeführt, auch die ſegensreichſten Folgen als den gebührenden Dank für die Nachkommen zurückgelaſſen hat: es war ein ſchöner Schlußſtein für die faſt funfzigjährige Regierung des wahrhaft erſten Begründers des Preußiſchen Staates. Machtlos, erſchöpft und zerſtückelt hatte er die vereinzelten Länder übernommen, zu einem kräftigen Staatskörper vereint, faſt um die doppelte Volkszahl vergrößert, im Inneren geordnet, vom Ausland geehrt, übergab der große Kurfürſt die Preußiſche Macht ſeinem Nachfolger. Aber wie er im ganzen Leben als Schützer der Religionsfreiheit gewal-

*) Erman et Reclam Mem. vol. V. p. 336.

tet, ſo begleiteten ihn auch auf ſeinem Sterbenslager die Gedanken an das künftige Geſchick der Proteſtanten in England, an das erſehnte Gelingen des immer gewagten Unternehmens Wilhelms III. auf England, dem er ſeine volle Unterſtützung zugeſagt hatte: Amſterdam und London gab er als ſeine letzte Parole, eine kraftvolle Aufrechthaltung der evangeliſchen Kirche war ſeine letzte dringendſte Empfehlung an ſeinen Nachfolger. So endete der große Kurfürſt, über den ſein großer Urenkel König Friedrich II., kein ſchonender Geſchichtſchreiber ſeines Hauſes, das gewichtvolle Schlußurtheil fällt: „immer gleich groß in allem, was er unternahm“*).

Gedicht

vom

Gymnaſial-Director Hamann.

Der Frühling 1813.

Und iſt des Himmels Rache denn erſchienen?
Steckt er dem Frevel das gemeßne Ziel,
Wodurch der Erdball ſollte dienen
Verruchter Hand ein loſes Spiel?

*) Memoires pour servir à l'hist. de Brandenb. I. p. 69.

Die Rache kommt; Europa's Götze zittert
Der Welten Jahrbuch iſt das Weltgericht.
Schach Nadir's Throne ſind zerſplittert,
Des Hunnen Grabſtatt kennſt du nicht.

Ein deutſches Volk am baltiſchen Geſtade
Hochherzig zieht's das jüngſt entweihte Schwert;
Und ſchau! es wimmeln alle Pfade
Von Streitluſt für Altar und Herd.

Verweſungsluft aus todter Freiheit Grüften
Durchmodert nicht des jungen Frühlings Grün,
Wo über Schmachbefreite Triften
Entmenſchter Menſchheit Rächer ziehn.

J. M. H... nn.

Epitome gestorum Prussie,

eine der älteſten preußiſchen Chroniken, im Original mitgetheilt und ins Deutſche überſetzt

von

Dr. M. Töppen.

(Fortſetzung.)

Item a. d. 1322 dominica circumdederunt exierunt de Kunigisberg ad expeditionem cum multitudine armatorum circa 20 milia hominum, nam tot nobiles non sunt visi in terra multo tempore, duces de Polonia Ber. et Polko, comes de Gulk et de diversis
61. terrarum provinciis comites et barones; hoc anno fratres posuerunt in desolationem terram Litwanorum quoad tres provincias videlicet Arogel Resyente [1]) Wayken, et castrum Pisten expugnabant ad consensum suum ita quod fratribus obsides presentabant; et sic adjutorio dei reversi sunt tercia feria post invocavit. Eodem anno feria sexta proxima ante festum Michahelis fuit bellum inter principes et regem [2]) Ro-
62. manorum electos et obtinuit victoriam princeps Lodewicus Bavarie contra illum de Austria.

Item a. d. 1325 fuit fusa magna campana. Eodem anno fuit ludus in foro Kunigisberg penthec.

A. d. 1326 Litwini ex parte Lotkonis in Marchia multum populum occiderunt et plures captivos deduxerunt, et hec post purificacionem beate virginis circa 8 dies.

63. A. d. 1327 fratres habuerunt expediciones graves contra Polonos et regem Lotkon, ubi fuit occisus Huk honestus commendator de Thorn et advocatus Sambiensis.

A. d. 1328 fuit crematum castrum Kirsmemela circa penth. magister Wernerus.

Digitized by Google

Auszug preußiſcher Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Ferner 1322. Am Sontag circumdederunt zogen aus Königsberg mit einer Menge Bewaffneter — an 20,000 Menſchen, denn ſo viel Edelleute waren nicht geſehen in dem Lande ſeit langer Zeit — die Herzöge von Polen, Ber.
61. und Bolko, der Graf von Jülich und aus den verſchiedenſten Gegenden Grafen und Herrn; in dieſem Jahre brachten die Brüder das Land der Litthauer zur Verödung, nämlich in drei Provinzen, Erogel, Ruſchigena, Wayken; und ſie eroberten das Schloß Piſten durch Capitulation, ſo daß man den Brüdern Geiſeln ſtellte; und ſo kehrten ſie mit Gottes Hülfe zurück am Dienſtage nach invocavit.

62. In demſelben Jahre am nächſten Freitage vor Michael war ein Kampf unter den Fürſten und erwählten römiſchen Königen, und Fürſt Ludwig von Baiern erhielt den Sieg über den von Oeſtreich.

Ferner 1325 wurde die große Glocke gegoſſen. In demſelben Jahre gab es zu Pfingſten ein Spiel auf dem Markte zu Königsberg.

1326. Die Litthauer, auf Seiten Lotko's, tödteten in der Mark viel Volks und führten zahlreiche Gefangene mit ſich; dies geſchah nach Mariä Reinigung etwa acht Tage.

63. 1327. Die Brüder hatten ſchwere Kriegsreiſen gegen die Polen und den König Lotko; dabei wurde getödtet Hugo der ehrwürdige Komthur von Thorn und der Vogt von Samland.

1328. Das Schloß Chriſtmemel wurde verbrannt um Pfingſten Meiſter Werner.

[1]) Der zweite Namen iſt undeutlich geſchrieben; er kann auch **Resyetite** oder **Resyetice** geleſen werden; gemeint iſt Dusburgs **Ruschigena**.

[2]) **reges?**

A. d. 1329 rex Bohemie Johanes filius Henrici imperatoris in instanti anno vel in circumcisione domini venit Thorn; deinde processit et venit in Kunnigis-
64. berg, de qua exivit 13 kal. Februarii et transiens fines Litwanorum quatuor castra cremavit et quintum expugnavit, donec se traderent gracie sue et baptismum receperunt. Item 9 kal. Marcii recessit de Kunigisberg, expugnavit Dobrin et plures partes terre Polonie (sibi subjugavit in compromisso fratrum. Item eclipsis facta est a. d. 1330 17 kal. Augusti. Item circa illud tempus fuerunt multa fortiter facta in Polonia per fratres et etiam Poloni cum Ungaris et ceteris potenter jacuerunt in terra Culmensi bene tribus septimanis et hi. q. conventus contra fuit in terra. Hoc anno occisus fuit magister Wernherus generalis ordinis in vigilia Elyzabet per fratrem ordinis, et electus dux de Brunswik post penth.

A. d. 1332 fratres expugnabant Poloniam et post hoc occisi sunt fratres circa 150) [1]).

A. d. 1310 2 kal. Februarii fuit eclipsis solis ante horam vespertinam et cessavit in primo pulsu.

Item a. d. 1311 fuit bellum Prusie in septimana pas-
65. sionis domini circa Bardenburg perierunt in ore gladii circa tria milia Litwanorum et redempti fuerunt christiani circa mille et ducentos, ubi dominus pugnavit cum quingentis viris, quorum fuerunt 84 fratres, quorum nullus periit. Hoc tempore Fr. marchio Misnensis juravit rege [2]) Bohemie Johani pacem federis et manum adjutricem, qui Fr. anno sequenti vel
A. d. 1312 fuit captus. Et illo anno fuit generale conci-
66. lium celebratum Avinionis a papa Clemente, quod concilium fuit iniciatum in die Remigii et terminabatur in octava penthec.

[1]) Was hier in Parentheſe ſteht, iſt in der Handſchrift am Rande ſehr undeutlich mit Curſivbuchſtaben nachgetragen. Die Stelle bene tribus bis in terra iſt ganz unſicher.

1329. **König Johann von Böhmen, der Sohn des Kaiſers**
Heinrich, kam mit Anbruch des Jahres oder am Tage der
Beſchneidung des Herrn nach Thorn; von da zog er wei-
ter und kam nach Königsberg; von da brach er am 20. Ja-
nuar auf, durchzog das Gebiet der Litthauer, verbrannte
vier Schlöſſer, und belagerte das fünfte, bis die Beſatzung
ſich ihm auf Gnade ergab und die Taufe annahm. Fer-
64. ner, am 21. Februar kehrte er von Königsberg zurück, er-
oberte Dobrin und verſchiedene Striche des Landes Polen
(unterwarf er ſich im Einverſtändniß mit den Brüdern.
Ferner, am 16. Juli 1330 erfolgte eine Sonnenfinſterniß.
Ferner, um jene Zeit wurden von den Brüdern viele tap-
fere Thaten in Polen ausgeführt, und auch die Polen mit
den Ungarn und anderen lagen mächtig im Culmerlande
an drei Wochen lang .... In dieſem Jahre wurde Wer-
ner der Hochmeiſter des Ordens am Tage vor St. Eliſa-
beth durch einen Bruder des Ordens ermordet, und es
wurde erwählt der Herzog von Braunſchweig nach
Pfingſten.
1332. Die Brüder eroberten Polen; darnach wurden an 150
Brüder erſchlagen.)
1310. Den 31. Januar war Sonnenfinſterniß vor der Veſ-
perſtunde, und ſie hörte auf bei dem erſten Glockenſchlage.
Ferner 1311. In der Woche des Leidens des Herrn war
65. ein Kampf bei Wartenburg; es ſtarben durch die Schärfe
des Schwertes an 3000 Litthauer und es wurden befreit
an 1200 Chriſten; daſelbſt kämpfte der Herr mit 500 Män-
nern, darunter 84 Brüdern, von welchen keiner umkam.
Zu dieſer Zeit ſchwur der Markgraf Fr. von Meiſſen dem
Könige Johann von Böhmen Bundesfrieden und Hülf-
leiſtung. Dieſer Friedrich wurde im folgenden Jahre oder
1312 gefangen. Und in dieſem Jahre wurde von Pabſt
66. **Clemens ein Generalconcil zu Avignon gehalten; es be-**
gann am Tage des Remigius und endete acht Tage nach
Pfingſten.

2) Verſchrieben ſtatt regi.

A. d. 1313 edificata fuerat nova domus contra Litwi-
nos a magistro Karulo in die palmarum ad montem
venerant et quasimodogeniti recederant [1]), que no-
minatur Christi Memela. Anno eodem in die Lucie
fui receptus in canonicum terre Sambiensis. Item
eodem anno Henricus imperator mortuus est per in-
toxicationem, quod sic factum est. Quidam de or-
67. dine predicatorum ipsum communicavit et vino tra-
dito post communionem etc.
Item 1314 a. 7 ydus Aprilis Clemens papa [2]). Eodem
anno fratres habebant expedicionem in fines Ruthe-
norum Criwicz, et amiserant multos equos ad sarci-
nam et expensas deductas et multi homines fame
perierunt, et fratres famem sustinuerunt. Item hoc
anno post pal. castrum quoddam Bison fuerat cre-
matum Litwanorum, et Litwanis fuerant multa
68. dampna illata a Tartaris. Item in nativitate beate
virginis exiverunt in expeditionem et cremabant cu-
jusdam castri antemurale Jungeten. Eodem anno
7 Cal. Octobris hoc est in die kleophe Litwani cum
tota sua potestate circumvallabant castrum Christime-
mele, erigentes machinas tres, et multos secum ha-
bentes sagittarios Ruthenorum. Tandem fratres cum
parvo exercitu contra eos habebant navale bellum,
69. et exiverunt postea Kunigisberg 4 ydus Octobris
cum magno exercitu, sed antequam ibi venirent 5
ydus recesserunt firgiten [3]) cremantes plus quam 40
corpora interfectorum et dimiserant stare duas ma-
chinas. Tunc exercitus fratrum processit ante ca-
strum Wilhun. Ibi invenerunt reedificatum subur-
bium, quod prius cremabant. Hoc iterum valida manu
cum multis casis cremabant, et multa pecora acce-
perunt, Litwanos aliquos occiderunt, alios captos de-
70. duxerunt, et in reversione suburbium, quod fratres
in adventu Litwanorum Christimemela cremabant,

[1]) recederant iſt deutlich zu leſen.
[2]) Fehlt hier etwa mortuus est?

1313 wurde vom Meiſter Karl gegen die Litthauer ein neues
Haus erbaut; man kam am Palmſonntage nach dem Berge
und kehrte zu Quasimodogeniti zurück; es erhielt den
Namen Chriſtmemel. In demſelben Jahre am Tage Luciä
wurde ich zum Domherrn der ſamländiſchen Kirche erwählt.
Ferner, in demſelben Jahre ſtarb Kaiſer Heinrich durch
Vergiftung, was ſo zuging: Einer aus dem Predigerorden
67. ertheilte ihm die Communion, reichte ihm nach der Com-
munion den Wein ꝛc.

Ferner 1314. Den 7. April Pabſt Clemens. In demſelben
Jahre hatten die Brüder eine Kriegsreiſe gegen Krivitz im
Gebiete der Ruſſen, und verloren viele Pferde außer dem
Gepäcke und den mitgenommenen Vorräthen, und viele
Menſchen kamen durch Hunger um; die Brüder überſtan-
den denſelben. Ferner wurde in dieſem Jahre nach Pal-
marum ein gewiſſes Schloß der Litthauer, Biſen, verbrannt,
und den Litthauern wurde großer Schaden von den Tar-
68. taren zugefügt. Ferner am Tage der Geburt Mariä mach-
ten ſie ſich auf zur Kriegsreiſe und verbrannten das Hackel-
werk eines gewiſſen Schloſſes, Junigede. In demſelben
Jahre den 25. September, das iſt am Tage Cleophä, um-
lagerten die Litthauer mit ihrer ganzen Macht das Schloß
Chriſtmemel, indem ſie drei Ribalden errichteten; ſie hatten
aber viele ruſſiſche Bogenſchützen bei ſich. Einmal hatten
die Brüder mit einer geringen Macht ein Treffen zu Waſ-
ſer mit ihnen; nachher zogen ſie den 12. October mit ei-
69. nem großen Heere aus Königsberg; ehe ſie aber den
13. Octbr. dorthin kamen, wichen die Feinde, nachdem ſie
mehr als 40 Leichname verbrannt hatten, und ließen zwei
Ribalden ſtehen. Da zog das Heer der Brüder vor das
Schloß Welun. Sie fanden daſelbſt das Hackelwerk wie-
der hergeſtellt, welches ſie früher verbrannt hatten. Dies
verbrannten ſie abermals ſammt vielen Hütten mit gewal-
tiger Hand, nahmen viel Vieh, tödteten einige Litthauer,
70. führten andere gefangen mit ſich und ſtellten auf dem Rück-
zuge das Hackelwerk, welches die Brüder bei der Ankunft

[3]) ſirgiten iſt nicht ganz deutlich. fugientes?

reficiebant, et domum expensis sufficienter muniebant.

Item a. 1316 creatus fuit Johanes XXII in papam die Donati. Eodem anno fuerunt multe tempestates et inundancia aquarum tam in estate quam in yeme sive autumpno.

Item a. 1317 fratres habebant bonas expediciones et fuerunt in Sambia multi nobiles de Reno, comes
71. de Monte, comes de Nuenar, comes de Limburg, et ceteri nobiles fuerunt de Bohemia duo nobiles quorum unus dicebatur Plisk, qui valde viriliter occidit Litwanum, cum quo proprio motu iniit duellum. Eodem anno fuit fames per 7 climata terre. Item in isto anno edificabatur ecclesia kathedralis [1]) in Kunigisberg. Item eodem anno magister Karulus recessit de Prusia et a. 1318 tempore quadragesime vocavit marsalcum et preceptores plures Erfordie. Anno
72. eodem fuit citatus ad curiam. Hoc anno fuerunt deleti Begehardi, Begine et Limitate minores et predicatores et 7 decretales presentatus ad publicandum. Item eodem anno circa festum beati Nycolai intravit terram magister Jacobus de rota nuncius pape, qui inaudito modo exegit pecuniam ab ecclesiis et plures fidem faciendo de ecccīs et q. omnes [2]) parochias kathedralium ecclesiarum inpetiit.

A. d. 1320 in die dominica post festum beati Jacobi occisi fuerant a Litwanis marsalcus cum 22 fratribus et citra 200 viros et plures fuerunt vulnerati.

73. Item a. d. 1321 fuit eclipsis solis in die beatorum martirum Johannis et Pauli hora tercia. Item eodem anno fuit capitulum generale in Franken, ubi dominus Johannes prepositus ecclesie Sambiensis obtinuit, quod bona ecclesie a fratribus reddita fuerant, anno videlicet 1322, regente ecclesiam domino epi-

1) Die Handſchrift hat ecca̅ kathet'.

der Litthauer zu Chriſtmemel verbrannt hatten, wieder her, und verſorgten das Haus hinlänglich mit Vorräthen.

Ferner 1316. Am Tage Donati wurde Johannes 22 zum Pabſte erwählt. In demſelben Jahre gab es viele Stürme und Waſſersnoth, ſo im Sommer als im Winter oder Herbſt.

Ferner 1317. Die Brüder hatten gute Kriegsreiſen, und es waren in Samland viele edle Herren vom Rhein, der
71. Graf von Berg, der Graf von Nyenaar, der Graf von Limburg, und andere; aus Böhmen waren zwei Edelleute, von denen einer Pliſk genannt wurde, der mit großer Tapferkeit einen Litthauer überwand, mit dem er aus eigener Neigung einen Zweikampf begonnen hatte. In demſelben Jahre war Hungersnoth in 7 Zonen der Erde. Ferner wurde in dieſem Jahre die Domkirche zu Königsberg erbaut. Ferner ging in demſelben Jahre Meiſter Karl aus Preußen ab, und berief

1318 um Quadrageſimä den Marſchall und mehrere Komthure nach Erfurt. In demſelben Jahre wurde er vor
72. die (römiſche) Curie geladen. In dieſem Jahre wurden aufgehoben die Begebarden, die Beginen und Limitaten der Minoriten und Predigermönche und das 7. Buch der Decretalen zur Veröffentlichung übergeben. Ferner in demſelben Jahre um Nicolai kam in das Land der päbſtliche Nuncius Jacobus de Rota, welcher von den Kirchen auf unerhörte Weiſe Geld beitrieb — — — alle Parochien der Kathedralkirchen bedrängte.

1320. Am Sonntag nach Jacobi wurde von den Litthauern erſchlagen der Marſchal mit 22 Brüdern und gegen 200 Mann, und mehrere wurden verwundet.

73. Ferner 1321. Am Tage der heiligen Märtyrer Johannes und Paulus um die dritte Stunde war eine Sonnenfinſterniß. Ferner in demſelben Jahre war Generalkapitel in Franken, wo Herr Johann, der Probſt der ſamländiſchen Kirche, erlangte, daß die Güter der Kirche von den Brüdern zurück-

[2]) Die ganze Stelle von plures bis .q. iſt unſicher.

scopo Johanne dicto Clare, qui venit de curia anno supra 1320 post pasca.

A. d. 1326 devastaverunt castrum Litwanorum cum multis milibus hominum. Post hoc eodem anno in die cor-
74. poris Christi fratres inceperunt edificare castrum in terra eorum, ubi confusum fuit negocium.

A. d. 1243 quarto instantis indictione prima pontificatus domini Innocencii pape anno primo dominus Gwilhelmus legatus ejusdem domini pape limitavit quatuor dyoceses, unam in terra Culmensi et tres in Prusia.

Item sub a. d. 1252 creatus confirmatus et consecratus fuit dominus frater Henricus de Stritberch in episcopum ecclesie Sambiensis.

75. Item a. d. 1258 4 ydus Marcii fratres Anselmus Warmiensis et H. de ordine predicatorum Culmensis ecclesiarum episcopi, electi arbitri inter H. Sambiensem episcopum et fratres de Prusia, pronunciaverunt, quod fratres secundum ordinacionem sedis apostolice terram Sambie, que tunc inhabitabatur, dividere deberent cum predicto episcopo infra mensem, et cetera omnia prout instrumento super hoc con-
76. fecto plenius continetur. Item sub a. d. 1258 mense Marcii fratres ad nutum dictorum arbitrorum diviserunt terram Sambiensem in tres partes, et dominus H. episcopus Sambiensis elegit illam partem, que Quedenov nuncupatur. Item a. 1258 5 ydus Marcii predicti domini episcopi arbitri concordaverunt ipsum dominum H. Sambiensem cum fratribus super divisione castri et tocius montis castrensis et super debitis ducentarum marcarum et aliis multis causis, que in hoc instumento sunt [1] conscripte.

77. Item a. d. 1257 18 kal. Maji frater Gerhardus de Hirczberc scribit in suo instrumento, quod concordaverit cum predicto H. episcopo Sambiense ex parte fratrum de castro Kunigsberg et reliquis areis per

[1]) sunt ſteht zweimal.

gegeben wurden, nämlich im Jahre 1322, als der Herr Biſchof Johann, genannt Clare, die Kirche regierte, welcher von der Kurie kam im Jahre zuvor 1320 nach Oſtern.

1336 vernichtete man ein Schloß der Litthauer mit vielen
74. tauſend Menſchen. Darnach in demſelben Jahre am Frohnleichnamstage fingen die Brüder in dem Lande derſelben ein Schloß zu bauen an, doch wurde das Unternehmen geſtört.

1243. Am 4. Juli (?) in der erſten Indiction, im erſten Jahre des Pontificats des Herrn Pabſtes Innocenz gränzte Herr Wilhelm, der Legat deſſelben Herrn Pabſtes die vier Diöceſen ab, eine im Culmerlande und drei in Preußen.

Ferner im J. 1252 wurde der Bruder Herr Heinrich von Stritberg zum Biſchof der ſamländiſchen Kirche erwählt, beſtätigt und geweiht.

75. Ferner 1258. Am 12. März thaten Bruder Amſeln, der Ermländiſche und H., Bruder des Predigerordens, der Culmiſche Biſchof, zu Schiedsrichtern erwählt zwiſchen Heinrich, dem Samländiſchen Biſchof, und den Brüdern von Preußen, den Ausſpruch, daß die Brüder gemäß der Anordnung des apoſtoliſchen Stuhles Samland, ſo weit es damals bewohnt wurde, mit dem vorgenannten Biſchofe innerhalb eines Monats theilen ſollten, und was ſonſt alles in dem darüber ausgefertigten Inſtrumente der Länge nach enthalten iſt. Ferner im Jahre 1258 im Monat
76. März theilten die Brüder nach der Weiſung der genannten Schiedsrichter Samland in drei Theile, und Herr Heinrich, der Samländiſche Biſchof erwählte den Theil, welcher Quednau genannt wird. Ferner 1258 den 11. März vertrugen die genannten Herrn Schiedsrichter den Herrn H. von Samland mit den Brüdern wegen der Theilung des Schloſſes und des ganzen Schloßberges und wegen der Schuld von 200 Mark und wegen vieler anderer Streitpunkte, die in dieſem Inſtrument verzeichnet ſind.

77. Ferner 1257. Den 14. April ſchreibt Bruder Gerhard von Hirzberg in ſeinem Inſtrument, daß er ſich mit dem vorgenannten H., dem Biſchofe von Samland im Namen der Brüder geeinigt habe, wegen des Schloſſes Königs-

ipsum divisis cum aliqua parte terre circumdantis, que se usque ad duo dimidia miliaria [1]) extendunt, et alia, que in eodem instrumento plenius sunt conscripta. Item dictus frater Gerhardus scribit in quodam instrumento, quod sub a. d. 1257 18 kal. Maji concordaverit cum supradicto H. Sambiensi super molendinum ante castrum Kunigisberg, et quod idem dominus episcopus dederit fratribus dicti castri allodium in fundo ecclesie sue Quene vel Dernen ita quod ipse episcopus similiter in dicto fundo sibi et suis successoribus posset allodium instaurare etc. que in ipso instrumento sunt conscripte [2]).

Item frater Gerhardus scribit in alio instrumento, quod sub a. d. 1258 a finali funiculo pristine divisionis acceptaverit 80 funiculos versus descensum Prigore, qui extendentur a Prigora versus terram Sambie ad dimidium miliare. E contrario domino episcopo predicto assignavit 50 funiculos versus ascensum Prigore, qui similiter se extendent a Prigora versus terram Sambie usque ad dimidium miliare.

Item dictus dominus H. episcopus Sambiensis protesta-
78. tur in suo instrumento, quod sub a. d. 1264 mense Julii contulerit fratribus partem, que ipsum nomine ecclesie sue in Wiclandesort contingebat, et quod fratres tantundem spacium et tres mansos pro sua ecclesia edificanda promiserunt.

Item sub a. d. 1292 7 ydus Augusti dominus Christianus successit domino Henrico sepedicto et jam defuncto in episcopum Sambiensem.

Item idem dominus Christianus elegit prelatos duos et quatuor canonicos in ecclesiam suam Sambiensem, et promisit eis totam polkam Quedenow sub a. d. 1294 7 ydus Aprilis. Item a predicto domino Christiano non invenio plures literas in ecclesia nostra.

1) Hinter miliaria ſteht se noch einmal.
2) Statt conscripta.

berg und der übrigen von ihm getheilten Gründe ſammt einem Striche des umliegenden Landes, welcher ſich zwei halbe Meilen weit erſtreckt, und was ſonſt in demſelben Inſtrument der Länge nach enthalten iſt. Ferner ſchreibt der genannte Bruder Gerhard in einem Inſtrumente, daß er ſich am 14. April 1257 mit dem vorgenannten H. von Samland geeinigt habe über eine Mühle vor dem Schloſſe Königsberg, und daß derſelbe Herr Biſchof den Brüdern des genannten Schloſſes ein Allodium auf dem Grunde ſeiner Kirche Quednau oder Derne gegeben habe mit dem Beding, daß der Biſchof ebenſo für ſich und ſeine Nachfolger auf dem genannten Grunde ein Allodium errichten dürfe ꝛc., wie es in dem Inſtrument ſelbſt verzeichnet iſt.

Ferner ſchreibt Bruder Gerhard in einem andern Inſtrument, daß er im Jahre 1258 von dem letzten Seile der früheren Theilung an 80 Seile den Pregel abwärts erhalten habe, die ſich vom Pregel ab in Samland hinein eine halbe Meile erſtrecken. Dagegen wies er dem vorgenannten Herrn Biſchof 50 Seile den Pregel aufwärts an, die ſich ebenſo vom Pregel ab in Samland hinein eine halbe Meile erſtrecken.

Ferner bezeugt der vorgenannte Herr H., Biſchof von Sam-
78. land, in ſeinem Inſtrumente, daß er im J. 1264 im Monat Juli den Brüdern einen Landſtrich übergeben habe, welcher ihm zu Witlandsort im Namen ſeiner Kirche zukomme, und daß die Brüder eine ebenſo große Fläche und drei Hufen zur Erbauung ſeiner Kirche verſprochen hätten.

Ferner im Jahre 1292 den 7. Auguſt folgte Herr Chriſtian dem oftgenannten Herrn Heinrich nach ſeinem Tode in dem **Biſthum Samland.**

Ferner, derſelbe Herr Chriſtian erwählte zwei Prälaten und vier Domherrn für ſeine Samländiſche Kirche, und verſprach ihnen das ganze Territorium Quednau im J. 1294, den 7. April.

Ferner, von dem genannten Herrn Chriſtian finde ich keine Urkunden weiter in unſerer Kirche.

Frater Conradus de Vuchtewangen profitetur in suo instrumento, se mortuo domino ecclesiam Sambiensem incorporasse ordini et canonicis aliqua statuta fecisse, et hoc sub a. d. 1296 tercio kal. Maji.

Item dominus Syfridus successit domino Christiano, et idem dominus Syfridus sub a. d. 1302 misit canonicos in corporalem possessionem cathedralis ecclesie in Kunigisberg, et assignavit eis integram polkam de Quedenow, et hoc sub a. d. 1292 [1]) 3 ydus Januarii. Item eodem anno 8 die Aprilis dominus Ysarnus archiepiscopus confirmavit facta dicti domini Syfridi.

Item frater Meynhardus in suo instrumento profitetur, se sub a. d. 1297 8 kal. Aprilis cum domino Syfrido et suo preposito The. et aliis suis canonicis fecisse
79. permutationem silve Wogrim pro spacio, in quo sita est domus domini Szconewic, et pro silvis adjacentibus Wisserat et Royge, cum tamen ecclesia domum Vyschusen diu ante tempora domini Syfridi pacifice edificaverat et possedit. In eodem instrumento receperunt fratres dimidium molendinum ipso episcopo volente vel nolente.

Item frater Ludewicus de Schip profitetur in suo instrumento, se cum domino Th. preposito et toto capitulo sub a. d. 1300 in octava epyphanie domini permutasse Raxiten et Awauken pro Wyskayne et Suriene, cum tamen et ille et iste fuerint ecclesie ab antiquo.

Item frater Conradus Saccus profitetur, se in suo instrumento et cedula sub a. d. 1303 4 ydus Januarii conmutationem fecisse allodii pro curiis et spacio inter plancas.

[1]) MCCXCII iſt offenbar verſchrieben.

Digitized by Google

Bruder Konrad von Feuchtwangen bekennt in ſeinem Inſtrumente, daß er nach dem Tode des Herrn (?) die Samländiſche Kirche dem Orden einverleibt und den Domherrn gewiſſe Statuten gegeben habe, und zwar im J. 1296, den 29. April.

Ferner Herr Siegfried folgte dem Herrn Chriſtian und derſelbe Herr Siegfried ſetzte im J. 1302 die Domherrn in den körperlichen Beſitz der Kathedralkirche zu Königsberg, und wies ihnen das ganze Territorium von Quednau an, und zwar im J. 1302 den 11. Januar. Ferner in demſelben Jahre am 8. April beſtätigte der Herr Erzbiſchof Iſarn die Anordnungen des genannten Herrn Siegfried.

Ferner Bruder Mainhard bekennt in ſeinem Inſtrumente, daß er im J. 1297 den 25. März mit Herrn Siegfried und ſeinem Probſte Th. und ſeinen übrigen Domherrn einen
79. Tauſch gemacht, und ihnen für den Wald Wogrim den Raum, wo des Herrn Haus Schönewyk gelegen iſt, ſammt den angrenzenden Wäldern Wiſſerat und Royge gegeben habe, während doch die Kirche das Haus Fiſchauſen lange vor den Zeiten des Herrn Siegfried unangefochten erbaut hatte und beſaß. In demſelben Inſtrumente erhielten die Brüder die halbe Mühle, der Biſchof mochte wollen oder nicht.

Ferner, Bruder Ludwig von Schippen bekennt in ſeinem Inſtrumente, daß er von dem Herrn Probſt Th. und dem ganzen Capitel im J. 1300 in der Octave der Erſcheinung des Herrn Rachſitten und Awauken gegen Wiſchenen und Schorſchenen eingetauſcht habe, während doch ſowohl jene als auch dieſe Dörfer ſeit alter Zeit der Kirche gehörten.

Ferner Bruder Konrad bekennt, daß er in ſeinem Inſtrument und Zettel im J. 1303, den 10. Januar die Vertauſchung eines Allodiums gegen gewiſſe Höfe und einen Raum zwiſchen den Planken eingegangen ſei.

Volkslieder.

II.

Seitenſtück zu Nr. 7. in Bd. III. H. 2. der P. B. a. F.

Junker:

Hör' doch, Gretchen, nur zwei Worte,
Stille meine Neubegier.
Biſt du nicht aus dieſem Orte?
Wohnet nicht dein Vater hier?
Nein! dein Blick macht mir bekannt,
Du verſtellſt nur deinen Stand.
Schönes Kind! Was eileſt du?
Hör' nur ein Wort! hör' nur ein Wort!

Grete:

Gah he man doch ſiene Strate,
Brüd'*) he mie man nich to veel;
Suſt koam öck na hus to ſpade
On krieg met dem Beſſenſteel.
En dat Derp, da hör' öck hen.
Sitt he denn nich, wer öck ben?
Ne, dat es man nuſcht!
Ne, ne, öck mott na Hus, na Hus, Adieu!

Junker:

Biſt du gleich vom Bauernſtande,
Ei, ſo muß ich doch geſtehn,
Daß ich in dem ganzen Lande
Deines Gleichen nicht geſehn.
Gieb mir ferneren Beſcheid:
Iſt des Vaters Haus noch weit?
Schönes Kind, hör' nur ein Wort!
Schönes Kind, hör' nur ein Wort!

*) Brüden (provinziell) unnütz ſchwatzen, zum Beſten halten; im Scherz die Unwahrheit ſagen; auch wohl mit der Bedeutung von verſchwärzen, hudeln.

Grete.

O he wöll man Kortwiel driewe,
Siene Poſſen kenn' öck ſchon.
Deck war doch vor em woll bliebe,
He ös ja ön Jünkers Sohn.
He ös doch to glatt ver mie
Ok veel rieker as öck ſie.
Ne, dat es man nuſcht, Ne, Ne!
Deck mott na Hus, Adieu, na Hus, Adieu!

Junker.

Glaube mir, du ſelten Schöne,
Daß dein Strahl mich feſſeln kann,
Denn meiſt alle Junkers-Söhne,
Sehen nichts als Schönheit an.
Deiner Wangen goldnen Flor
Zieh' ich tauſend Fräuleins vor.
Schönes Kind, hör' nur ein Wort,
Schönes Kind, hör' nur ein Wort!

Grete.

Wenn dat onſe Hans ſull ſehne,
O he wurd' noch hiede doll; —
Seech' et vollens onſe Olle,
Schlug he mie den Puckel voll. —
J vörn Krankert *)! Watt ſull denn dat?
Junker, ſchäm he ſich doch watt!
Ne, dat es man nuſcht, ne, ne!
Deck mott fort na Hus, Adieu, na Hus, Adieu!

Junker.

Nur ein Küßchen laß dir reichen,
Sage ob's nicht beſſer iſt,
Als wenn einer deines Gleichen
Dir das rothe Mündchen küſſt.

*) Krankert, auch Kramber, Provinzialism iſt ein Fluchwort, wodurch man ſeinem Nächſten etwas Böſes wünſcht. Der gemeine Mann meint den Teufel damit. — In Weſtphalen ſagt man Kramberend, Krambecker. — Eigentlich müßte man Gramber ſchreiben, weil **Grambas**, **Grambus**, der Diener des heiligen Nicolaus, der die Kinder böſer Art ergreift und züchtigt, das Stammwort iſt.

Nur noch eins, damit du weißt
Was recht zärtlich küſſen heißt.
Schönes Kind, hör' nur ein Wort!
Schönes Kind, hör nur ein Wort!

Grete.

Jeder blieb bie ſienes Gliekeu,
So 'ne Därn es em to ſchlecht.
He kann jo na Fräuleins kieken
On ver mie es Hans ſchon recht.
On en dem Vögelrock to gahne,
Det ſoll mie woll dall anſtahne.
Ne, dat es man nuſcht, ne, ne,
Deck mott fort na Hus, Adieu, na Hus,

II.

De Pächter ut dem Schrotenhoff
He was ſtets fien, he was ſtets groff,
He ſopp, he ſchlog, he ſchempt nich ſchlecht
Un em was nuſcht in ſinem Recht.

He leit ſich längs da Owebank,
Sien Fru ducht, he wär dodes krank;
De deckt em do, ſe kokt em Thee
Dat ſul man good thon, dachte ſe.

Da klagt ſe von ee thiere Tiet,
Da wär de Diefel ok nich wiet,
Beſope ſteeg he ut dem Schlop
Beweers he ſiene Heldenthat.

De ſull man ener enen Löwe ſehne!
He brak dem Tiſch woll Gnick ou Beene
He nam en Stock, ganz lang ou dick
Ou ſchlog dem Wief woll op't Genick.

Se ſprok ganz heftig en Gefohr
O weh mien G'nick, o weh mien Hoar!
Du beſt ja 'n Kerdel wie e Boar
Es denn keen Menſch tom Redde da?

Da keem en oller gode Mann
De ſüſt den Freede ſchlute kann.
He ſät: Wat Diefel ſchlaiſt do ſo
Op diene Fru, wie op dat Stroh.

He ſät: wat Diewel deiſt denn nu?
Du biſt je 'n Satan op diene Fru!
Nu gah' ju beede höbſch to Bett.
Der Spaß et ut — Es dat nich nett?

Literatur.

Mittheilungen aus Schwediſchen Archiven und Bibliotheken. Bericht an Sr. Excellenz den Herrn Miniſter der geiſtlichen u. ſ. w. Angelegenheiten Herrn v. Raumer. Von Dr. L. Prowe. Mit 2 lithogr. Blättern. Berlin, Decker. 1853. 4. 9 Bog

Der Verfaſſer, welcher ſeit längerer Zeit mit einer Biographie unſeres großen Landsmannes Nic. Copernicus ſich beſchäftigt, unternahm, nachdem er in Frauenburg und im Geh. Archiv zu Königsberg eifrigſt Materialien zu ſeinem Werke geſammelt hatte, mit Unterſtützung des Staates im Sommer vorigen Jahres eine Reiſe nach Schweden, um die dortigen Bibliotheken und Archive für ſeinen Zweck zu durchforſchen. In obiger Schrift theilt er die Reſultate ſeiner Forſchungen mit. Im erſten Theil erhalten wir das über Copernicus Aufgefundene; der zweite handelt von der handſchriftlichen Fortſetzung des Chemnitzſchen Geſchichtswerkes über den dreißigjährigen Krieg; der dritte und vierte berichten über die Preuſſen und Deutſchland betreffenden Dokumente im Reichsarchiv und dem damit vereinigten des Axel Oxenſtierna; der fünfte beſpricht die auf der Königl. Bibliothek zu Stockholm, der ſechste die zu Skokloſter, der ſiebente die in der Bibliothek zu Upſala, der achte die in der Bibliothek zu Linköping aufbewahrten Handſchriften, welche ſich auf die Geſchichte Preuſſens oder Deutſchlands beziehen. Der letzte Theil enthält Notizen über die Bibliotheken zu Strengnäs, Weſteras und Lund. Freilich iſt die Ausbeute keine bedeutende geweſen, wie der Verf. in dem Vorworte ſelbſt ſagt, aber in anderer Hinſicht fühlen wir uns ihm zu großem Danke verpflichtet (worin hoffentlich allenthalben auch die Kenner einſtimmen werden), indem durch ſeine höchſt ſorgfältige und umfaſſende Forſchung endlich feſtgeſtellt worden, was an

Archivalien die Schweden aus unſerer Provinz während der Kriege mit Polen und aus Deutſchland im dreißigjährigen Kriege entführt haben. Das Herzogthum Preuſſen iſt, wie die vorliegende Schrift evident nachweiſt, von dergleichen Plünderungen völlig verſchont geblieben. Denn die S. 22—24 erwähnten Original-Briefe des Herzogs Albrecht und ſeines Sohnes konnten nur in Frauenburg gefunden werden, während das Geh. Archiv in ſeinen alten Regiſtranten die Concepte derſelben noch jetzt beſitzt. Die in der Königl. Bibliothek zu Stockholm aufbewahrte Chronik des Deutſchen Ordens (S. 43), die Hochmeiſter-Chronik in Upſala (S. 48 fgg.), der Codex der Ordens-Statuten zu Linköping (S. 56 fgg.), die in Skokloſter befindliche niederdeutſche Ordens-Chronik (S. 45.) ſind die für unſere Provinz wichtigſten Manuſcripte in Schwedens Bibliotheken, ſtammen aber wohl eher aus Deutſchland als aus Preuſſen, und können auch durch Kauf erworben ſein, wie dies in Betreff der zuletzt genannten Handſchrift feſtſteht (S. 45. Anmerk.). Die Verhandlungen der Preuſſiſchen Landtage (S. 39 u. 43) ſind von geringem Werthe, da das Geh. Archiv die Originale und viele Bibliotheken mehrfache Abſchriften beſitzen. Deſto mehr aber hat das Bisthum Ermland von dieſer Unſitte, Archive und Bibliotheken als Kriegsbeute wegzuführen, leiden müſſen, wenn man auch gar nicht in Anſchlag bringt, was höchſt wahrſcheinlich durch Feuer und Plünderung für immer vernichtet worden iſt. Der Verf. hat nicht nur alles das, was er von Copernicus Hand aufgefunden, nämlich zwei Briefe und eine Beſchwerdeſchrift im Namen des Frauenburger Domkapitels abgefaßt, ſondern auch die wichtigeren Briefe der Biſchöfe vollſtändig und diplomatiſch treu mitgetheilt, von den andern Schriftſtücken aber eine genügende Inhaltsangabe ſammt Jahr und Tag der Ausſtellung beizufügen nicht unterlaſſen. Der Briefwechſel der Biſchöfe Hoſius, Joh. Dantiſcus, Tidem. Gieſe und Mart. Cromer müſſen größtentheils entführt ſein, weil der Verfaſſer faſt in allen Bibliotheken und Archiven ganze Sammlungen von dieſen Briefen vorfand. Wir erfahren von dem Verf., mit welchen und wie vielen Männern dieſe kirchlichen Würdenträger im brieflichen Verkehr ſtanden. Von beſonderer Wichtigkeit iſt der S 53. abgedruckte Brief Melanchthons an Dantiſcus, welcher im Corpus

Reformatorum fehlt, und die ſpeciellen Details über die Verbindung zwiſchen Melanchthon und Gieſe ſamt einem vollſtändig mitgetheilten Briefe des Letzteren an Erſteren vom Jahr 1536 (S. 59 fgg.). Außerdem iſt es dem Verf. gelungen, in einem Manuſcipt der Gymnaſial-Bibliothek zu Linköping (S. 61) die bisher unbekannte Urkunde über den Friedensſchluß zwiſchen dem Könige von Polen und dem Biſchofe von Ermland v. 5. Mai 1464 aufzufinden. Welchen Werth die in Schweden vorhandenen Manuſcripte über Deutſche Geſchichte haben, wollen wir hier nicht erörtern, da es dem Ref. allein darauf ankam, das auf Preuſſen Bezügliche herauszuheben und zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen, zugleich aber die Freunde der Geſchichte unſerer Provinz auf dieſe ihrer Beachtung in hohem Grade werthe Erſcheinung aufmerkſam zu machen. Auf den zwei lithographirten Blättern endlich finden wir nicht nur mehrere Facſimile's von Copernicus lateiniſcher und griechiſcher Handſchrift, ſondern auch die Namensunterſchriften von Melanchthon, Guſtav Adolph und Axel Oxenſtierna.

A. M.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

	Seite
Ein Sonnet von Werner	65
Geſchichte des Theaters in Preußen. Von A. Hagen. Werner und andere dramatiſche Dichter	67
Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt als Schutzherr der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten franzöſiſchen Colonien. Vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert	115
Gedicht vom Gymnaſial-Director J M. Hamann	138
Epitome gestorum Prussie, eine der älteſten preußiſchen Chroniken, im Original mitgetheilt und überſetzt vom Oberlehrer Dr. Töppen in Poſen	140
Volkslieder	154
Literatur	158

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

928. Kosmopolitiſche Wanderungen durch Preußen, Liefland u. ſ. w. Germanien 1800.

929 Geſchichte der Erbhuldigungen der preuß. brandenburg. Regierung. Von Wabzeck und Wippel Berlin 1798.

930. Wanderungen durch Littauen und Samland. Von F. Zſchokke. Leipzig 1845.

931. Münzgeſchichte der Stadt Elbing. Von F. A. Voßberg. Berlin 1844.

932. Münzgeſchichte der Stadt Thorn. Von F. A. Voßberg. Berlin 1845.

933. Der Urſprung der Vorurtheile in einer philoſophiſch-moraliſchen Abhandlung. Von M Joh. Gottfr. Möller. Kgsbg. 1768. 4.

934. Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den erſten Gründen der Naturwiſſenſchaft. Von Imm. Kant. Kgsbg. 1758. 4.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von
Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft 3.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Univerſitäts-Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Gleichzeitige Nachricht über ein Ungewitter, welches 1695 die Stadt Nordenburg und deren Umgegend heimſuchte.

Mitgetheilt von A. M.

Als die Preuſſiſche Regierung erfahren hatte, der Oberſt-Lieutenant Wolf Chriſtoph v. Schlieben auf Dombrowken habe mehren Perſonen erzählt, daß bei dem gewaltigen Sturm und Hagel, welcher den 18. Mai Nordenburg und die Umgegend heimgeſucht, eine unbekannte Vogelart herabgefallen ſei und er ſelbſt ein lebendiges Exemplar beſitze, forderte ſie denſelben auf, es nach Königsberg zu ſchicken. Der Oberſt-Lieutenant erwiderte hierauf, daß der ihm von dem Verwalter ſeines bei Nordenburg gelegenen Vorwerks Raudiſchken zugeſchickte Vogel bereits am 28. Mai geſtorben und er den Rath von Nordenburg ohne Erfolg aufgefordert habe, ihm ein zweites Exemplar zukommen zu laſſen. Auch habe er von glaubwürdigen Perſonen erfahren, daß einige Leute die gefangenen Vögel gegeſſen hätten. Zu ſeiner Rechtfertigung legte er ſeiner Antwort das Schreiben des Nordenburgiſchen Rathes bei, aus welchem wir folgende nähere Nachrichten über dieſes Naturereigniß erfahren.

Am 18. Mai Vormittags hatte man bei ziemlicher Kälte bis 1 Uhr einen recht klaren Himmel. Zwiſchen 1 und 2 Uhr ſtieg aus dem Abend eine ganz ſchwarze und aus Mitternacht eine helle feuerrothe Wolke auf, welche ungefähr nach Verlauf einer guten halben Stunde zuſammenfließen, worauf ein ſtarkes Sauſen und Brüllen in der Luft entſtand, fürchterliche Blitze durchzuckten den Himmel und entſetzliche Donnerſchläge erſchreckten eine ſtarke

Stunde die Menſchen. Die auf des Pfarrers Geheiß geläutete Glocke verſammelte raſch die Bewohner in der Kirche, um Gott in inbrünſtigem Gebet um Abwendung des Strafgerichts anzuflehen. Während deſſen geſchah „ein grauſames Brüllen und Rahren in der Luft“ und unter Donnerſchlägen und Blitzen fiel ein ſo ſtarker Hagel, daß alle Scheiben der Kirchenfenſter zertrümmert wurden. Die Hagelſtücke, an Größe den Wallnüſſen, viele ſelbſt den Hühnereiern nicht nachſtehend, ſchlugen auf Chöre und Bänke; der Regen drang in ſo großer Menge durch das Kirchendach, daß es „auf dem Altare, den Chören und allenthalben gleich einem Strome geſchwommen.“ Die in der Kirche verſammelte Menge wollte flüchten, aber der entſetzliche Hagel trieb ſie wieder in das Gotteshaus zurück. In der ganzen Stadt iſt nicht ein Fenſter, ja nicht eine Scheibe ganz geblieben, ſo daß noch jetzt (den 25. Juni) viele Fenſter mit Baumrinde und Brettern verſchlagen ſind. Die Giebel ſind wie mit tauſend Kugeln zerſchoſſen, und in die Dielen hat der Hagel ſo tiefe Löcher eingeſchlagen, daß man den Finger hineinlegen kann. Alle Bäume in den Gärten ſind wie mit dem Beile abgehauen, das Gemüſe und die übrigen Gartenpflanzen bis zwei Zoll tief in die Erde geſchlagen. Das Winterfeld ſieht wie abgemäht aus und die Erndte wird nicht den zehnten Theil der Ausſaat erreichen. Der Hagel lag an vielen Stellen eine halbe Elle hoch und hatte mancherlei Formen. Einige Stücke waren kantig, einige „platt und auf der andern Seite mit vielen Spitzen, einiger hat gleichſam wie Flügel gehabt, unterſchiedene platt, rund, einen Achtzehner groß und auf zwei Finger dick, in der Mitte ein rundes Loch und gleichſam gewunden, einiger iſt roth wie mit Blut beſprengt geweſen.“ An vielen Orten der Stadt blieben die Schloſſen bis in den dritten, auch vierten Tag unzerſchmolzen liegen. Endlich zogen die Wetterwolken nach Oſten und der Himmel wurde wieder klar. Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr kehrte das Gewitter aus Mitternacht und Morgen zurück mit ſtarkem Wetterleuchten und harten Donnerſchlägen, verzog ſich aber gegen 9¼ Uhr. Nach dieſem Naturereigniß fand man in und nahe bei der Stadt mehre hier völlig unbekannte Vögel theils auf den Feldern ganz ermattet, theils in den Flüſſen einige todt, einige lebendig. Letztere ſtarben aber ſchon

nach wenigen Tagen. Sie glichen an Geſtalt großen Enten oder Gänſen, hatten dicke Köpfe, ſpitze ſchwarze, $^1/_4$ Elle lange Schnäbel, einen langen Hals, graue ſchöne Federn, welche unter dem Bauche ſilberfarbig waren; ihre Füße waren kurz und „hinten obenwerts" angewachſen; ſie konnten nicht gehen, auch wegen ihrer ganz kurzen kleinen Flügel nicht fliegen, ſchwammen aber ſehr behende und zwar mehr unter als auf dem Waſſer.

Bock erwähnt in ſeiner „Preuſſiſchen Naturgeſchichte" Bd. 1. S. 742. auch dieſes Ungewitters und ſagt, daß eine Beſchreibung deſſelben erſchienen ſei, welche zu Geſicht zu bekommen mir nicht gelungen iſt. Er ſetzt es auf den 18. März, welcher Tag nach den mir vorliegenden Papieren jedenfalls in den 18. Mai umgeändert werden muß.

Immanuel Kant und Johann Georg Hamann.

Hamann, ſechs Jahre jünger als Kant, ſtarb ſechszehn Jahre früher. Seit Kants Tode ſind vier und dreißig Jahre vorüber und Hamann iſt ſeit vierzig Jahren todt. Und wie verſchieden iſt der Erfolg ihres Wirkens geweſen! Welch ein Leben war es, das Kant genoſſen hat! Mühe und Arbeit, ſo hoch es gekommen, aber auch voll von köſtlicher Erndte, von herrlichen Lohnes. Wie lange war dieſer große Mann Magiſter! Wie ärmlich war ſeine Lage bei ſeinen Studien! Aber welche Triumphe genoß er ſpäter mit ſo großer Beſcheidenheit! Wie ſah er ſeine Lehren wirken und übergehen in den Geiſt des Deutſchen Volkes!

Anders lenkte die Vorſehung das Leben Hamann's. Nach jener Reiſe, wo er in London zur Selbſterkenntniß, zur Einkehr in ſich gelangte, ſehen wir ihn Jahre lang als Copiſten und Canzeliſten mühſam ſein Brod erwerben, — für ſeinen großen Geiſt wahrlich! eine unwürdige Beſchäftigung — und endlich den wenig einträglicheren Poſten eines Packhofverwalters erhalten, welchem er, von edeln Menſchen unterſtützt, faſt bis an ſein Ende vorſtand. So verborgen und in ſo niedriger Geſtalt, wie ſein Stand und Leben, war auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Seine Schriften wurden von Wenigen ſeiner Zeitgenoſſen verſtanden und geachtet, von den meiſten verworfen und als Werke eines abſtruſen Schwärmers *) vernachläßigt. Sie wurden Maculatur, aber ſchon er ſelbſt tröſtete ſich mit den Worten **): „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geſchmack an den Kräften einer beſſern Nachwelt.“ Eine Weiſſagung, mit welcher nur eine andere von Goethe verglichen werden kann, der in einem Briefe aus Italien, nachdem er von dem

*) Goethe aus meinem Leben. Th. III. S. 159—168.
**) Hamann's Werke herausgegeben von Fr. Roth. II. 114.

Werke Giovanni Battiſta Vico's geſprochen, hinzufügt: „Es iſt gar ſchön, wenn ein Volk ſolch einen Aeltervater hat. Den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Codex werden." Und wahrlich! während Kants Wirkſamkeit faſt abgeſchloſſen hinter uns liegt, urtheilt die jetzige Zeit anders über den Magus im Norden, der als einer der größten, tiefſinnigſten Denker des vorigen Jahrhunderts nun geehrt wird.

Und dieſe Männer, an Wirkſamkeit und Originalität ſo verſchieden, ſind Freunde geweſen, haben ſich ihre Ideen mitgetheilt und veredelt in ſich aufgenommen? Allerdings. Wir finden, ehe ſich der Lichtſtrahl des Geiſtes von unſerer Vaterſtadt im vorigen Jahrhunderte verbreitete, um das Jahr 1755 *) hier ſchon einen literariſchen, ſich ſelbſt bildenden Cirkel, welchem die Welt manche koſtbare Gedankenperle zu verdanken hat. In ihm befanden ſich namentlich Hamann, Hippel, Kanter und mehrere gebildete, angeſehene Perſonen. Auch Kant war in dieſe Geſellſchaft eingeführt, und dieſes iſt wohl der erſte Berührungspunkt Kants und Hamanns. Sie fühlten ſich als ſehr bevorzugte Geiſter gegenſeitig von einander angezogen und ſtanden, ſo lange ſie lebten, in freundſchaftlichem Verkehre, wenn ſich auch bald Punkte zwiſchen ihnen vorfanden, wobei ſie ſich wie zwei gleichnamige feindliche Pole abſtießen. Dem menſchlichen Wiſſen, der Wahrheit frommt eine ſolche Verſchiedenheit der Meinungen im höchſten Grade, denn gerade dadurch wird die Streitfrage mannigfach abgewogen, von verſchiedenen Seiten beleuchtet und ſo werden ihre Fehler am eheſten eingeſehen. Und mit welcher Lebendigkeit, mit welchem Geiſte mögen zwiſchen ihnen ſolche Streitfragen in jener Geſellſchaft entwickelt ſein, da es von ihnen heißt **), ſie wären beide in ihrem ganzen Leben nie unwahr geweſen ***), ſie hätten die größte Wahrheitsliebe †) und Zuverläßigkeit ſtets von andern verlangt und ſeien allen Menſchen mit Sanftmuth entgegengekommen. Hamann ſchreibt über Kant an Jacobi (S. 203.): „Alle meine Ver-

*) Fragmente aus Kants Leben. S. 89.

**) Sibylliniſche Blätter rc. von Kramer. S. 6. Fragmente S. 98.

***) Urania. Taſchenbuch für 1812. S. 237—66.

†) Hs. W. III. S. 180.

bindlichkeiten, die ich ihm ſchuldig bin und, daß Michael *) ſeine Collegia die Erlaubniß hat zu hören, ſoll mich nicht abhalten, ſo zu ſchreiben als ich denke; und ich beſorge von mir keinen Neid, noch Eiferſucht auf ſeinen Ruhm. Ich habe ſchon manchen harten Strauß mit ihm und bisweilen offenbar Unrecht gehabt, er iſt darum immer mein Freund geblieben, und Sie werden ihn auch nicht zu ihrem Feinde machen, wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben, die Sie ihr ſchuldig ſind und angelobt haben" und kurz vorher **): „der Wortwechſel ſoll ſo heftig geworden ſein, daß Kant" — der für Moſes Mendelsſohn ſehr eingenommen und für ihn ſtritt — „voller Unmuths weggegangen und ſich beinahe gegen den Bancodirector Ruffmann ungezogen und grob aufgeführt, worüber ſich Hippel ſelbſt wunderte, und eben damit nicht ſonderlich zufrieden war. Kant iſt ein Mann von eben ſo großen Talenten, als guten und edeln Geſinnungen ***), der ſich von Vorurtheilen ſehr begeiſtern läßt, aber ſich nicht ſchämt, ſelbige zu widerrufen, abzulegen und zu verleugnen. Man muß ihm nur dazu Zeit laſſen, ſelbſt in ſich zu gehen. Er plaudert lieber, als er hört. In puncto ſeines Syſtems und dadurch erworbenen Ruhms iſt er gegenwärtig ein wenig kitzlicher und eingenommener, wie Sie ſelbſt leicht erachten können. Das iſt nicht ganz ſeine, ſondern vornehmlich des lieben Publici Schuld. Man kann es ihm alſo nicht verargen."

Hamanns und Kants Unterredungen wurden nie mit Heftigkeit geführt, was man von den Briefen des erſtern an den letzten nicht ſagen kann. Jener trug hierin die Farben etwas ſtark auf und glaubte um ſo weniger etwas zurückhalten zu müſſen, da er in freundſchaftlichem Verkehre mit ſeinem Correſpondenten ſtand und von Freundſchaft einen ſehr idealen Begriff hatte. Er dehnte die Worte Cicero's: Interdum etiam objurgationes in amicitiis vigent maxime †) wohl etwas zu ſehr aus, dennoch iſt es wahr, daß in ſeiner Bruſt ſtets eine heilige Freundſchaft zu jeder Aufopferung bereit, auch gegen den Freund blieb, welchem er die

*) Nachmaliger Gymnaſial-Director Johann Michael Hamann.
**) S. 202.
***) S. 138. — H. S. VII. 245.
†) de officiis I. 18.

Wahrheit in einem Gewande geſagt, worin die Welt ſie in der Regel nur einem ihr gleichgültigen oder verhaßten Menſchen vorträgt.

„Obgleich", wie Goethe ſagt *), „Hamann in Lebens- und Freundſchaftsverhältniſſen höchſt klar geweſen zu ſein und die Bezüge der Menſchen unter einander und auf ihn ſehr richtig gefühlt zu haben ſcheint", ſo herrſchte doch über faſt allen ſeinen Verhältniſſen eine Wolke, welche, wenn ſie ſich auch nie durch den jähen Blitzſtrahl entlud und den rollenden Donner ertönen ließ, doch oft ſeinen Himmel und den Horizont der Andern trübte. So war es mit dem Verhältniſſe zwiſchen ihm und ſeinem Freunde Berens, welches ihn auch mit ſeinem Lindner und Kant in Spannung brachte.

Nachdem Hamann in ſeinen Hofmeiſterſtellen in manche Mißverhältniſſe ſich verwickelt hatte, gerieth er in Streit mit Berens aus Riga, deſſen Bekanntſchaft er in Königsberg gewonnen hatte. Er ſelbſt ſagt in ſeinen Briefen **): „Der die Herzen kennt und prüft und zu brauchen weiß, hat ſeine weiſen Abſichten gehabt, uns beide durch einander in Verſuchung zu führen." Und in der That ſind die Verwickelungen mit dieſem Freunde das Durchgreifendſte in Hamanns Schickſal ***). Er lebte nehmlich eine Zeit lang im Berensſchen Hauſe, wo er wie ein Bruder angeſehen wurde, aber, wie er ſagt, ſich der Freude in der Geſellſchaft der edelſten, munterſten und gutherzigſten Menſchen beides Geſchlechts doch nicht überlaſſen konnte. Dieſen Zuſtand ſeiner innern Unruhe beſchreibt er als ein Gedrücktſein, das gegenüber der wohlwollendſten Freundſchaft, die er auch empfand und anerkannte, nicht zu einem Wohlwollen gegen die Freunde und damit nicht zur Offenheit und Freimüthigkeit des Verhältniſſes gelangte. Mit Recht nennt Hegel Hamann hierin mit dem franzöſiſchen Ausdrucke un homme mal élevé. Bald ſollte dieſes Uebel ſeiner Gemüthsart in einer Prüfung auf ſchlimme Weiſe zum Ausſchlag kommen.

Nachdem Hamann in Königsberg ſeine Mutter zu Grabe

*) Aus meinem Leben. III. 159 - 68.

**) I. 182.

***) Hegels Werke. XVII. 50.

geleitet hatte, ging er eine engere Verbindung mit den Brüdern Berens ein, wurde in ihre Dienſte und Geſchäfte aufgenommen und ſollte auf ihre Koſten eine Reiſe thun, um ſich aufzumuntern und mit mehr Anſehn und Geſchick in ihr Haus zurückzukehren. So trat er am erſten October 1756 mit Geld und Vollmacht verſehen, die Reiſe nach London an, wo er nach einigem Aufenthalte in Berlin, Lübeck und Amſterdam erſt den vierzehnten April 1757 ankam, ſich aus Aerger über ſeine ſchwache Weltkenntniß Zerſtreuungen hingab, in der fremden Stadt ohne einen rathenden Freund und haltungslos an Charakter, und endlich aus Noth ſich ſehr einſchränken mußte. Thöricht hatte er allen Zuſammenhang mit ſeinen Freunden in Riga und ſeinem Vater aufgegeben, ſo daß ihn nur das Studium der Bibel, zu welcher er ſich um Hülfe gewendet, vor Verzweiflung bewahrte. Auch gegen ſeine Schuldenlaſt — er war ſeinen Freunden dreihundert Pfund Sterling ſchuldig geworden — ſtärkte ihn das heilige Buch und brachte ihn zu einiger Beruhigung. In dieſer Zeit verfertigte er ſeinen Lebenslauf mit Wahrheitsliebe und Selbſterkenntniß, welchen er, nachmals nach Riga zurückgekehrt, ſeinem Freunde Berens mittheilte, als er um eine Schweſter deſſelben angehalten hatte und wegen ſeines übeln Betragens in England, ſo wie wegen Fortſetzung eines unthätigen Lebens zurückgewieſen war. Berens las den Lebenslauf, in dem in Unverholenheit ein Uebriges geleiſtet ſein mochte, mit Ekel *), ſo daß er und ſein Bruder Hamannen zu ſeiner Beſſerung in ein Loch ſtecken laſſen wollten **), wo nicht Sonne noch Mond ſcheine.

Kant und der Rector Johann Gotthelf Lindner, als gemeinſchaftliche Freunde beider Theile waren bemüht, das Mißverhältniß auszugleichen. Hier liegt der Keim zu der erſten Schrift Hamann's, zu den Sokratiſchen Denkwürdigkeiten. Die Briefe Hamanns an Kant ſind neben Einigem das Lebendigſte, Offenſte und Verſtändlichſte, was aus ſeiner Feder gefloſſen. Erregt von genialer Energie ſetzte er ein halbes Jahr dieſen Kampf zwiſchen Leidenſchaftlichkeit und frommer Beruhigung fort und entwickelt hier ſeinen Styl und ſeine Darſtellungsweiſe. Die beiden vermittelnden Freunde

*) H's. Schriften I. S. 362.
**) ib. 355.

fordern von ihm, er ſolle ein brauchbares und arbeitſames Leben anfangen und nicht ſo auf ſeine Frömmigkeit, welche ſie übrigens achten, anmaßend pochen. Er dagegen weiſet ihre Anforderungen zurück und verlangt von ihnen Selbſterkenntniß, Buße und Bekehrung, indem er ſeine Meinung vom religiöſen Standpunkte aus verſicht, worin er über weltliche Pflichten und Verhältniſſe erhaben zu ſein behauptet. Zunächſt kommen die Freunde Lindner und Kant über ihr Vermittlergeſchäft ſelbſt ſehr übel weg. An dieſen ſchreibt Hamann *): „Ich muß beinahe über die Wahl eines Philoſophen zu dem Endzwecke, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen. Ich ſehe die beſte Demonſtration, wie ein vernünftig Mädchen einen Liebesbrief, und eine baumgartenſche Erklärung wie eine witzige Fleurette an.“ Am meiſten charakteriſtiſch drückt er aber ſeine Stellung in dieſem Kampfe durch die Worte aus, daß Kant, indem er mit hereingezogen worden **), der Gefahr ausgeſetzt worden ſei, „einem Menſchen zu nahe zu kommen, dem die Krankheit ſeiner Leidenſchaft eine Stärke zu denken und zu empfinden gebe, die ein Geſunder nicht beſitze ***).“ Dieſes iſt ein Zug, der für die ganze Eigenthümlichkeit Hamanns treffend iſt. Mit ſolch beſonderer großartiger Leidenſchaftlichkeit ſind die Briefe an Kant geſchrieben! Wie es ſcheint, hatte Kant auf die Warnung Hamanns geachtet und nicht mehr auf den erſten Brief deſſelben geantwortet, oder Hamann hatte vernommen, daß Kant ſeinen Stolz unerträglich gefunden habe, genug, Hamann fordert über dieſen ſeinen Stolz und Kants Stillſchweigen ihn mit weitläuftiger Heftigkeit heraus, indem er entgegnet und fragt, ob Kant ſich zu Hamanns Stolz erheben wolle, oder Hamann ſich zu Kants Eitelkeit herablaſſen ſolle †). Uebrigens lebe er bei ſeinem alten Vater, welcher ihm Alles reichlich gebe, was ihm zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöre ††). Was ſeine Geldſchuld gegen das Berensſche Haus betrifft, ſo thut er ſie zunächſt in dem Briefe an Kant †††) ſo ab, daß, wenn davon viel-

*) I, 440.
**) Hegel XVII. 58.
***) I. 429.
†) ib. 508.
††) ib. 444.
†††) ibidem.

leicht die Rede würde, Kant dem Herrn Berens ſagen ſolle, daß er, Hamann, jetzt nichts habe und ſelbſt von ſeines Vaters Gnade leben müſſe; wenn er ſterben ſollte, wolle er dem Herrn Berens ſeinen Leichnam vermachen, den er, wie die Aegypter nach Herodot, dem angenehmen Happelio*) Griechenlands, zum Pfande nehmen könne. Es erledigten ſich ſeine Schulden aber, indem ein Jahr ſpäter, als er wieder an die Brüder Berens ſchrieb, dieſe großmüthig darüber quittirten**).

Die hauptſächlichſte Wendung ſeines Benehmens gegen ſeine Freunde iſt die Umkehrung des Angriffs auf ſie, denn er behauptet, ſie hätten nöthig an ihrer Selbſterkenntniß zu arbeiten, während ihm von Gott der Beruf ſei zugetheilt worden, ihnen, ſeinen Freunden, zur Selbſterkenntniß zu verhelfen; er wiſſe von ſich, wie man den Baum an den Früchten erkenne, daß er ein Prophet ſei, aus dem Schickſale, das er mit allen Zeugen theile, geläſtert, verfolgt und verachtet zu werden. Die größte Stufe des Gottesdienſtes, den Heuchler Gott bringen, ſagt er zu ſeinen Freunden, beſtehe in der Verfolgung wahrer Bekenner. Dieſer angemaßten Stellung gemäß fordert er Kant heraus***), ihn mit eben dem Nachdrucke zurückzuſtoßen und ſich ſeinen Vorurtheilen zu widerſetzen, als er, Hamann, ihn und ſeine Vorurtheile angreiſe; ſonſt werde in ſeinen Augen Kants Liebe zur Wahrheit und Tugend ſo verächtlich als Buhlerkünſte ausſehen. Mitunter gibt er auch den ganzen Hader für eine gemeinſchaftliche Prüfung ihrer Herzen, ſeines mit eingeſchloſſen an, ſpricht aber dennoch die Zuverſicht der eigenen Vollendung in der Buße und der Ueberlegenheit über die Freunde zu ſtark aus, als daß dieſe darin nicht vornehmlich Hamanns Stolz hätten empfinden müſſen. Unter jenen Vorausſetzungen von ſeiner Seite ſieht man wohl, konnte es zu keinem Verſtändniſſe kommen. Der Briefwechſel ward abgebrochen und hörte auch mit den andern Freunden auf. Ha-

*) Happelii relationes curiosae etc. An Jacobi S. 100: „Wie Kant noch Magiſter war, pflegte er oft im Scherz zu erzählen, daß er immer **Happelii relationes curiosas** leſen müſſen vor dem Schlafengehn. Danach kam die Reihe an Baſedows Philalethie u. ſ. w.“

**) III. 17.

***) I. 505.

mann ſah indeſſen aus dieſem Zurückziehen und Schweigen Kants, und bei reiferem Nachdenken wohl ein, daß er ſelbſt einen großen Theil der Schuld trage und nahm daraus die Lehre, künftig nicht in dieſem anmaßenden Tone an Freunde zu ſchreiben. Er änderte ſein Benehmen um und gründete es auf die Gleichheit des Rechts moraliſcher und religiöſer Eigenthümlichkeit, welche die Freiheit der Freunde ungekränkt läßt. Hamanns Briefe an Kant in dieſer Angelegenheit werden immer merkwürdig bleiben wegen des eben ſo geiſtreichen als übermüthigen Tones, in welchem ſie verfaßt ſind und der von Geiſt, wie von fürchterlich verwundender Ironie ſprudelt. Wenn man es fühlt, daß er zu weit gegangen gegen einen Mann, wie Kant, den er faſt wie ein Kind behandelt, den er die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes fühlen laſſen will, ſo kann man ſich doch nicht enthalten, über vieles ſich unendlich zu erfreuen, wie an dem großen Vertrauen auf Gott, an ſeiner Kenntniß der Bibel und der Natur und an andern ſchönen Seiten.

Nächſt der Erläuterung ſeines Verhältniſſes mit Berens enthalten die Briefe an Kant aber auch ſchon Keime der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten, Hamanns erſter Schrift. Er ſtellt nemlich in dem erſten höchſt charakteriſtiſchen und geiſtreichen Briefe *) Berens und Kant gegen ſich in das Verhältniß von Alcibiades zu Sokrates und bittet um die Erlaubniß, als Genius zu reden. Darauf ſagt er, daß es ihm um die Wahrheit ſo wenig zu thun ſei, als Kants Freunden; er glaube, wie Sokrates Alles, was der Andere glaubt, und gehe nur darauf aus, Andere in ihrem Glauben zu ſtören. Im zweiten Briefe an Kant wirft er dieſem vor, es ſei ihm nichts daran gelegen, ihn (Hamann) zu verſtehen oder nicht zu verſtehen.

Die Sokratiſchen Denkwürdigkeiten ſind die Ausführung und ausdrückliche Expoſition der Stellung, die er ſich nehmen will, nemlich ſich als Sokrates zu verhalten, der unwiſſend geweſen und ſeine Unwiſſenheit ausgeſtellt habe, um ſeine Mitbürger anzulocken und ſie zur Selbſterkenntniß und einer Weisheit zu führen, die im Verborgenen liege. Man ſieht im Verfolge, daß Hamann mit dem eigenthümlichen Zwecke dieſer Schrift nicht glücklicher geweſen

*) I. 430.

iſt, als mit ſeinen Briefen; auf Kant hat ſie offenbar weiter keine Wirkung gemacht, während von der andern Seite her von Berens, wie es ſcheint, ſie ihm Verachtung und Hohn zugezogen hat. Aber ſie drückt ſowohl den allgemeinen Grundtrieb der ſämmtlichen Schriftſtellerei Hamanns aus, als auch aus ihr die Sätze geſchöpft werden ſind, welche ſpäter eine allgemeine Wirkung hervorgebracht haben. Sie iſt Niemand, dem Kundbaren — dem Publicum — und Zween zugeeignet, welche letztere Berens und Kant ſind, und enthält in der Zueignung *) eine Schilderung dieſer ſeiner Freunde, worin denn Kant für einen ſo allgemeinen Weltweiſen und guten Münzwardein, wie Newton angeſehen wird. Darauf geht er an die Schilderung des Sokrates, worunter er ſich verſteht. Dieſer ſei unwiſſend geblieben troz allem Unterrichte, habe aber dennoch die Andern an Weisheit übertroffen, weil er in der Selbſterkenntniß weiter gekommen wie ſie und wußte, daß er nichts wußte. Mit dieſem Satze wies er die Sophiſten zurück, welchen ſeine Einfälle, die nichts als Auswürfe und Abſonderungen ſeiner Unwiſſenheit, ſo fürchterlich waren, als die Haare am Haupte der Meduſa, dem Nabel der Aegide. Auch die Bibel beſtätige die Worte über die Unwiſſenheit. „Wie aber aus dieſer Unwiſſenheit,“ ſagt er, „dieſem Tode, dieſem Nichts, das Leben und Weſen einer höhern Erkenntniß hervorkeimt, ſo weit reicht die Naſe eines Sophiſten nicht **). Kein Maulwurfshügel, ſondern ein Thurm Libanons muß es ſein, der nach Dameſek gafft.“ Hamann geht in dieſer Schilderung ſo weit, daß er Züge anführt, welche mehr auf ihn ſelbſt, als auf Sokrates paſſen, wie dieſes vorzüglich von den Stellen gilt ***): „Sokrates that leichtgläubig und nahm jede Meinung für wahr an, und ſtellte lieber die Probe der Spötterei und guten Laune, als eine ernſthafte Unterſuchung an; er ſagte Einfälle, weil er keine Dialektik verſtand, ſo daß er, wie alle Idioten, oft ſo zuverſichtlich und entſcheidend ſprach, als wenn er unter allen Nachteulen ſeines Vaterlandes die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm ſäße“ und †):

*) II. 7.
**) II. 38.
***) ib. 40.
†) ib. 48. 49.

„Sokrates antwortete auf die gegen ihn gerichtete Anklage mit einem Ernſte und Muthe, mit einem Stolze und Kaltſinn, daß man ihn eher für einen Befehlshaber ſeiner Richter, als für einen Angeklagten hätte anſehen ſollen. Plato macht die freiwillige Armuth des Sokrates zu einem Zeichen ſeiner göttlichen Sendung; ein größeres iſt ſeine Gemeinſchaft an dem letzten Schickſale der Propheten und Gerechten." (Das iſt, wie wir oben ſagten, geläſtert, verſpottet zu werden.)

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Theaters in Preußen.

(Fortſetzung.)

Unter den muſikaliſchen Talenten in Königsberg iſt als Theater-Kompeniſt Joh. Phil. Schmidt zu nennen, Sohn des Commerzienrath Schmidt in Königsberg 1779 geboren, der ſchon als 16jähriger Jüngling — er befand ſich damals auf der Univerſität — die Geſänge zu v. Baczko's Vorſpiel „Das ländliche Feſt" ſetzte. Zwei Jahre darauf verließ er Königsberg und arbeitete in Berlin als Referendarius und Aſſeſſor bei der Kammer, zuletzt bei der Seehandlung. Darum gab er aber die Kunſt nicht auf, der er viele Jahre ganz allein lebte, und ſein künſtleriſches Wirken blieb, ungeachtet ſeiner Entfernung und der nicht allgemeinen Verbreitung der von ihm componirten Operetten, der Heimat nicht

unbekannt. In Königsberg wurde „Eulenſpiegel, ein dramatiſcher Schwank in 1 Akt in zwangloſen Reimen, mit Muſik von Schmidt" 1807 und in Danzig „der blinde Gärtner oder die blühende Aloe von Kotzebue. Muſik von J. P. Schmidt" 1810 gegeben. Als in Königsberg neben dem kirchlichen Todtenamt, im Theater am 19. Aug. 1810 eine „Trauerfeier für die Königin Louiſe" veranſtaltet wurde, ſo war es die Muſik von Schmidt, die das Opernperſonal ausführte. Die übrigen Singſpiele — ſie werden anmuthig genannt — „das Fiſchermädchen", „Feodora", „der Kiffhäuſer", „Alfred", „die Alpenhütte", eben ſo wenig als ſeine Meſſen, ſind hier nicht gehört. Schmidt's muſikaliſches Wiſſen, das von den erſten Komponiſten anerkannt wurde, war wohl größer als ſein muſikaliſches Schaffen. In Wien fand er eine freundliche Aufnahme bei Haydn, in Dresden erwarb er ſich das Wohlwollen Naumann's. Der Fürſt v. Radzivil, Spontini und C. M. v. Weber gaben viel auf ſein Urtheil. Er ſtand in freundſchaftlichem Vernehmen mit Hoffmann und L. Devrient, mit Rungenhagen und Meyerbeer. Seine Referate über neuere muſikaliſche Leiſtungen in Berlin in der Spenerſchen Zeitung zeichnen ſich durch gediegene Kenntniſſe und haltungsvolle Sprache aus. Schmidt ſtarb am 9. Mai 1853 und hinterließ das Andenken eines „wackern, hochachtbaren Mannes" *).

Der erſte von den mehr ausführenden als erfindenden Muſikern iſt Joh. Friedr. Heinrich Riel, der 1774 in Potsdam geboren, ein Schüler von Faſch in Königsberg lange ſegensreich wirkte. Er erſetzte Benda's Stelle, obgleich dieſer Violiniſt und er Pianiſt war. Mit Liebe und Eifer ſtudirte er mehrere Kompoſitionen der großen Zahl von Sängern ein, die ſich bald um ihn verſammelten. Die Liebe zur ernſten Muſik, die Benda's Oratorien eingeleitet, führte er zu Höherem und das Concert spirituel fand eine immer größere Theilnahme. Dem Muſikdirector Riel verdankte es Königsberg, daß die Oratorien: „das Requiem" von Mozart, „die Schöpfung" von Haydn, „die Jahreszeiten nach Thomſon" von Haydn, „der Tod Jeſu"

*) Ein längerer Aufſatz über ihn in Goßner's „Univerſal-Lexicon der Tonkunſt."

von **Graun**, „das Weltgericht von **Apel**", componirt von **Schneider**, „die ſieben Schläfer" von **Gieſebrecht** und **Löwe** in ausgezeichneter Weiſe gegeben und oft gegeben wurden, „der Tod Jeſu" jährlich am Todtenfeſt *), „die Jahreszeiten" — das erſte Mal 1802 — überaus häufig. Seine Schüler, wenn auch jetzt ſchon alle aus dem Kreis der Sänger geſchieden ſind, gedenken ſeiner mit unverlöſchlicher Verehrung und erzählen ſich Züge von ſeinem oft übergroßen Eifer und zu herber Strenge, in welcher letzteren ihn nur der gleichfalls, beſonders um das Orgelſpiel verdiente Muſikdirektor Wilh. Jenſen **) überbot. Ein Schüler Riels erachtete es als eine fromme Pflicht, noch bei ſeinem Leben ſeinen Dank für Gediegenheit des Unterrichts und der Leitung zu verlautbaren. Bei Gelegenheit einer gelungenen Aufführung der „Jahreszeiten" in Gumbinnen ſagte der Bericht darüber: daß es ſo „ging und gehn mußte; das danken wir, nicht alle, aber doch die meiſten und entſchiedenſten Theilnehmer den fortgeſetzten erfolgreichen Bemühungen des rc. Riel, dieſem ſo achtungswerthen Altmeiſter, der ſeine Leiſtungen als Lenker eines — für Königsberg damals einzigen Singvereins" mit demſelben Werk eröffnete" ***). Den Meiſtern der Harmonie iſt, wie bedauerliche Erfahrungen es zeigen, oft im Leben die Harmonie fremd. **Riel** erfuhr Angriffe von **Dorn** und ſeine Vertheidiger ſpannen eine Zeitungsfehde bis ins Ungeheuerliche fort. Als Componiſt hat ſich **Riel** ſelten gezeigt. Er ſetzte eine Cantate von **Waſianski** zur Feier des hundertſten Geburtstages **Kant's**, den der Kreis ſeiner Schüler und Verehrer feierlich beging. Die anſtrengenden muſikaliſchen Aufführungen beſchleunigten wahrſcheinlich ſeinen Tod. Krank kehrte er von der am Bußtage geleiteten Muſik nach Hauſe und ſtarb am 30. April 1845.

Wie die Schauſpielkunſt, ſo erhielt auch die Muſik, durch die Anweſenheit des Hofs einen neuen Aufſchwung. Die älteren

*) In früheren Jahren in der Schloßkirche.

**) Derſelbe componirte Mehreres von Rheſa, u. a. „Dreihundert Männer an der Zahl."

***) Aus der Feder eines der Ordner in Gumbinnen, des Gymnaſial-Directors O. Hamann in den Prov. Bl. XXII. S. 77.

Muſikfreunde gedenken bei der Oper „Fanchon" ſtets mit Entzücken der Aufführung, als Himmel das Orcheſter dirigirte, Mad. Bethmann die Fanchon und Schwartz den Abbé gab. Im Nov. 1808 gab der Kapellmeiſter Friedr. Heinr. Himmel ein Vokalconcert im Theater, das aus lauter eigenen Kompoſitionen beſtand, bald darauf trug er aus Achtung für den Virtuoſen Lafont, den erſten Violiniſten der Kaiſerin von Frankreich, eine Sonate vor, als dieſer bei ſeiner Durchreiſe nach Petersburg ein Concert gab; die Sonate übertraf alles Uebrige. Mit Unterſtützung Riels und ſeines Singinſtituts gab Himmel in der deutſch-reformirten Kirche ein Oratorium zu wohlthätigem Zweck. Im Winter 1809 veranſtaltete er im Kneiphöfiſchen Junkerhof ſein Abſchiedsconcert, bei dem verſchiedene Opernſänger mitwirkten. Beſondern Eindruck machte das von ihm componirte „Vertrauen auf Gott." Damals verweilte auch in Königsberg der Fürſt von Radzivil. Am Vorabend des Geburtstages der Königin 1808 vereinigten ſich die „Muſikfreunde aus Berlin, um eine muſikaliſche Unterhaltung im kneiphöfiſchen Junkerſaal zu geben" zum Beſten Noth leidender Familien in Berlin. Ungeachtet des ungewöhnlich hohen Eintrittspreiſes war das Haus doch dermaaßen gefüllt, daß die Prinzen und die hohen Perſonen des Hofs durch den Keller geführt werden mußten, um in den Concertſaal zu gelangen. Es wurde eine Romanze vom Fürſten von Radzivil vorgetragen, derſelbe ſpielte zuſammen mit zwei Pianiſten ein Trio. Der vom Geh.-Rath Hofrath Hufeland gegebene Text war von der Frau v. Knoblauch componirt. Zu den Sängern gehörte der nachmalige Hofrath Reiſſert.

Um die vornehmſten unter den fremden und einheimiſchen Sängern zu nennen, ſo iſt zuerſt an die Mara zu erinnern, die 1803 zwei Concerte zu erhöhten Preiſen gab. Eine Sängerin, die eine Höhe und einen Umfang der Stimme hatte, wie man es ſeitdem nie gehört hat, war Madam Cocks, geborne Faulſch, die als Dilettantin auf vielen Concerten mitwirkte. Auf einer Probe ſang ſie einſt, ohne es zu wiſſen, eine Partie eine ganze Octave höher und vollkommen richtig. Ein trefflicher Tenorſänger war der Italiener Cartellieri, der, nachdem er längere Zeit Kammerſänger in Mekelnburg-Strelitz geweſen, 1790 nach Königsberg kam und ſich hier der Zuneigung des Prinzen von Holſtein-

Beck zu erfreuen hatte. In Concerten trug er gern Kompoſitionen ſeines Sohnes Anton vor, der in Danzig geboren war und als Kapellmeiſter in Wien ſtarb.

Der Bau eines Schauſpielhauſes in Danzig, ein ſeit 1793 *) innig gehegter Wunſch, da die Schuchiſche Geſellſchaft mit der Errichtung eines zweiten, eines ſüdpreußiſchen Theaters umging, trat 1801 glücklich ins Werk. Der Kaufmann Jacob Kabrun iſt als der großmüthige Bauherr anzuſehn, nach deſſen Angabe der Stadtbaumeiſter C. S. Held, „ein geſchmackvoller und erfinderiſcher Kopf" **), 1798 den Plan entwarf. Das Gebäude, das auf Actien gebaut wurde und 70,000 Thlr. koſtete, liegt (nachdem die Actien-Zeichnung beendigt war, konnte man ſich in der Wahl des Bauplatzes nicht ſogleich einigen) auf dem Kohlenmarkte und iſt mit ſeiner Schauſeite gegen das Hohe Thor gewendet. Nach dem erſten Entwurf iſt dieſe 90 F. breit mit einer Inſchrift und an einem Riſolit mit einem mächtigen halbkreisförmigen Relief geziert. Das Dach, hier durch eine hohe Attica verborgen, iſt nur an der Längenſeite ſichtbar. Gegenwärtig tragen vier doriſche Säulen, mit drei Thüren dazwiſchen, ein Gibelfronton, dagegen erhebt ſich eine Kuppel mitten über dem Bau. Der Platz erlaubte keine regelmäßige Anlage und das Gebäude mußte mit einer ſo ſchrägen Abſchnitsfläche ſchließen, daß die eine Längenſeite 30 Fuß mehr als die andere mißt. Der Zuſchauerraum mit Parterre, zwei Logenreihen und Galerie, der 1600 Perſonen faßt, hat die auffallende Form eines Kreiſes, von dem ein Viertel der Peripherie als Oeffnung für die Bühnenweite abgeſchnitten iſt ***).

*) Bei Wiedereröffnung der Bühne in Danzig im Mai 1793 (Gothaſcher Theater-Kalender 1794. S. 12.) ließ Grüner im Prolog Mad. Krampe ſagen:

— Thalia fleht ſtatt dieſer Hütte
Eh die Frühlingslüfte wieder wehn
Schon im Geiſt in dieſer Fluren Mitte
Bald ihr reizend **Musa pisang** (!) ſtehn.

**) Gemälde von Danzig. Beilage zu der Skizze von Danzig. Danzig. 1809. S. 113.

***) Von dem Projekt, das vom Baumeiſter 15. Mai 1798 eingereicht wurde „in Abſicht eines mindern Koſten-Aufwandes", iſt mehrfach abgewichen. Vgl. Duisburg Verſuch einer Beſchreibung von Danzig I. S. 272.

Am Geburtstag des Königs 1801 wurde der neue nicht unwürdige Muſentempel *) eingeweiht mit einem Prolog und dem „Vaterhaus“ von Iffland.

Die Weſtpreußiſche deutſche Schauſpielergeſellſchaft, wenn dieſer Name auch ſchon früher gebraucht wurde, trat am 4. Jan. 1802 unter der Leitung von Jean Bachmann als eine ſelbſtändige Truppe zuſammen, getrennt von der Oſtpreußiſchen Schauſpielergeſellſchaft.

Wenn auch nicht die kriegeriſchen Verhältniſſe, die oft dem Beſtehen des Theaters durch erzeugte Muthloſigkeit mehr ſchaden als durch hervorgerufene Veränderungen, Unglück und Noth über Preußen gebracht hätten, ſo würden dennoch die Danziger erfahren haben, daß ein ſtehendes Theater oft daſſelbe als ein leer ſtehendes Theater ſagen will, ſobald damit die Obliegenheit, ein großes Haus zu unterhalten, verbunden iſt. Der Miethspreis von 7000 mußte bald auf 6000 Thlr. herabgeſetzt werden. Außer wenigen Stammhaltern, die vielleicht das Alter mit feſſelte, war ſchon vor 1806 das Perſonal der Bühne in der Art wechſelnd, daß man nicht den Begriff eines geordneten Haushaltes gewinnt. Intereſſe erregten unter den oft auf einander folgenden Gaſtſpielen nur einzelne. Die Sommermonate bereiſte die Geſellſchaft Elbing und andere Städte. Die Geldangelegenheiten wurden immer bedenklicher und verwickelter, bis der Einzug der Franzoſen in Danzig dem Direktor als eine paſſend hervortretende Veranlaſſung erſcheint, ſeine Zahlungsunfähigkeit zu erklären. Das fremde Militär aber war es, daß der Bühne und namentlich der Oper einen Flor verſchaffte, deſſen ſie ſich vorher kaum rühmen konnte. Die Zeit der Angſt und des Schreckens gebot eine fünfwöchentliche Schließung des Theaters, nachdem es mit dazu beigetragen hatte, um die Anſtrengungen der Krieger, die die Stadt gegen die Franzoſen vertheidigt, zu belohnen. Nach einem Gerücht ſollte Napoleon die Kontribution um 5 Mill. Fr. erhöht haben, weil die preußiſche Garniſon durch die Kaufleute unterſtützt wäre **).

*) „Es iſt ein ſchönes Gebäude“ heißt es S. 109 in „Danzig eine Skizze in Briefen“ angeblich in Amſterdam und Hamburg 1808 erſchienen; jener Ausdruck wird in dem „Antwortſchreiben an den Verfaſſer von: Danzig. Frankf. und Leipzig. 1808. S. 37.“ angefochten.

**) Blech Geſchichte der ſiebenjähr. Leiden Danzigs. I. S. 53.

Am 23. April 1806 wurde eine Vorſtellung zum Beſten der Verwundeten gegeben. „Wir danken, heißt es auf dem Comödienzettel, den Schutz unſeres Eigenthums und die Sicherheit unſeres Lebens, der Wachſamkeit und dem Eifer unſrer braven Soldaten.“ In der Nacht vor dem 25. April 1806 fand das heftigſte Bombardement ſtatt. Ein großer Theil der Einwohner ergreift in den nächſten Tagen die Flucht und zu ihnen gehören die beſſern Schauſpieler. Am 27. Mai 1806 zieht der ſiegreiche Feind in Danzig ein und das „befreite Volk“, das nach den alten Geſetzen der freien Reichsſtadt fürder regiert werden ſoll, muß den höchſten Dank „ſeinem Befreier“ ausſprechen. Die Nothwendigkeit gebietet auch eine Umwandlung des Theaters. Die „Theater-Adminiſtration“ welche anfangs nur das Schuldenweſen des Directors ordnen ſollte, übernahm in der Perſon des Juſtiz-Commiſſarius Grodbeck „aus Liebe zur Sache und vielleicht auch aus anderen Rückſichten“ *) die Leitung. Bachmann d. ä. war ſeitdem nur Regiſſeur und ihm ein andrer Schauſpieler Mengershauſen beigeordnet. Grodbeck, der am 5. Febr. 1807 an die Spitze des Theaters getreten, erklärte ſchon am 20. März daſſelbe für aufgelöſt und die Schauſpieler entlaſſen. Der General-Gouverneur Rapp verlangte Schauſpiele und traf ein Mittel, um eine dem Beſtehen des Kunſtinſtituts entſprechende Zuſchauermenge zu gewinnen, indem er jedem Offizier vom monatlichen Solde etwas für eine Anzahl Eintrittskarten abziehn ließ. An den Spieltagen blieb das Petershager Thor bis $9^3/_4$ Uhr offen, damit niemand durch die Feſtungsordnung des Genuſſes beraubt würde.

Bachmann d. ä. erhob ſich aus ſeiner Muthloſigkeit und erhob ſich von neuem zum Haupt der dramatiſchen Künſtler voll des gerührten Dankes gegen den edlen Schutzherrn. Ihm überreichten am Neujahrstage er und ſeine Gemahlin einen Lorbeerkranz und ein Gedicht von Grüner. Zum Mitdirector erwählte er den Baßſänger Beinhöfer und ſandte, da die Franzoſen Opern begehrten, den genannten Grüner nach Deutſchland, um Sänger und Sängerinnen einzuladen.

Obgleich das Gerücht von Epidemie, Peſt und Quarantaine-Anſtalten in Danzig verbreitet war, ſo blieb doch die Sendung

*) Gemälde von Danzig S. 120.

nicht ganz ohne Erfolg. Die Verbannten kehrten gleichzeitig zurück, denen die Danziger eine kleine Unterſtützung gewährt hatten. In einem Schlußprolog hieß es:

Die Folgen dieſer böſen Zeit
Entſchieden über unſre Wandrung,
Das Schickſal übte an uns Allen ſeine Tücke
Und gab uns Allen trübe Augenblicke.

Jetzt gab es mehr Feſttage als früher, ſeitdem auf dem halb deutſchen und halb franzöſiſchen Komödienzettel „Mit Bewilligung des Gouvernements" oder „Mit Erlaubniß des Senats der freien Stadt Danzig" zu leſen und ſtatt des Adlers das Danziger Wappen zu ſehen war. Am 15. Auguſt wird der Geburtstag Napoleons gefeiert (1813 zum letzten Mal) und Wachskerzen erleuchten den Zuſchauerplatz, der Jahrestag des Krönungs-, des Vermählungsfeſtes *), der Namenstag der Kaiſerin erfordern Prologe und gewähltere, mit größerem Aufwand zu gebende Vorſtellungen. Die Theaterkaſſe wird nicht dabei gelitten haben, wenn bei ſolchen Gelegenheiten „Comédie gratis" angekündigt wurde. Als der Gemahlin des Gouverneurs ein fürſtlicher Empfang bereitet ward, verſäumte das Theater nicht, das Feſt mit zu verherrlichen. Mehrere Logen wurden für ſie zu einem reich verzierten Zimmer vereinigt. Da ſie das erſte Mal das Haus betrat „geſchmückt mit Blumengehängen wurde ſie jubelnd empfangen und ein eigner Prolog ihr zu Ehren aufgeführt" **). Am 29. Mai 1807 kam ſogar der Kaiſer ſelbſt nach Danzig. — Obgleich Opern wie „Aline" und „der Waſſerträger" mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurden, in Mad. Schmidt und Dem. Mollard die Kunſt und die Schönheit in Wettſtreit traten, ſo konnte der Director ſich dennoch bei der niederdrückenden Schuldenmaſſe nicht halten. Am 2. Febr. 1809 ſtellen ſich Huray, ein beliebter Schauſpieler, und Mengershauſen an die Spitze des Unternehmens mit Zurückweiſung der vom Vorgänger eingegangenen Verpflichtungen. Es ſollen neue Opern einſtudirt, meh-

*) „L'auguste fête de La Majesté l'Empereur Napoléon le Grand et de Marie Louise."
**) Blech S. 176 177.

rere Fächer neu beſetzt und neue Einrichtungen zum Frommen des Ganzen getroffen werden. Die beiden Directoren können aber in ihren Anſichten ſich nicht vereinigen. Ihr Regiment dauert nicht ein Jahr, worauf die „Direction Bachmann und Beinhöfer“ 1810 ein kurzes Zwiſchenreich bildet, bis die Komödienzettel allein mit dem Namen Hüray unterzeichnet ſind und Ordnung in die wechſelnden Verhältniſſe einkehrt. Zur Charakteriſtik des Theaters in früherer und ſpäterer Zeit dienen folgende aus den Komödienzetteln entnommenen Angaben. Es wurden Stücke gegeben, die auf das Intereſſe der Danziger beſonders berechnet waren, Stein's „Simon Matern, der furchtbare Räuberhauptmann“ (er ging auch einmal über das Königsberger Theater) mit dem Beiſatz: „Danzigs Feind“, „das Radaunenweibchen“, Luſtſpiel mit Geſang, „der Thurm zu Danzig Kyck en de Köck oder Liſt und Liebe“, Luſtſpiel von Ad. Fröhlich. Eigenthümlich iſt, daß, als 1806 Klingemann's Luther dargeſtellt wurde, „Luthers Bildniß in Kupfer geſtochen beim Eingange“ zu haben war. Um die Koſten für den Druck der Komödienzettel dem Publikum zuzuſchieben und es zum Ankauf derſelben zu beſtimmen, wurde die Rückſeite dazu benutzt, um Allerlei zur Belehrung, Unterhaltung und Kenntnißnahme zu bringen. Man giebt Intelligenz-Nachrichten z. B. Wohnungsveränderungen, Rezenſionen und um Einſendung ſelbſt von Rügen („gern hören wir Zurechtweiſungen“) wird gebeten, Theater-Anekdoten u. a. ſtatt „die Vaſallen ſind entflohen“, ſagt ein Schauſpieler in den „Räubern“ „die Faſanen ſind davon geflogen.“ Auf der Vorderſeite des Zettels werden in den Zauberſtücken auffallende Szenen-Veränderungen angezeigt: Der Garten verwandelt ſich in einen Katafalk „Kaspar reitet auf einem bezauberten Eſel durch das Fenſter davon.“ Auf einem Zettel von 1809 die Anzeige: „Niemand darf borgen ohne Unterſchrift der Directoren.“ In eine „gute Pflanzſchule“, in der neben einem Muſiker „ein deutſcher Lehrer, ein Tanz- und ein Fechtmeiſter“ unterrichten, ſollen „Kinder und junge Leute beiderlei Geſchlechts von jeder Herkunft“ aufgenommen werden. Im ſelben Jahr 1809 geben Kinder „Eleven des Theater- und Singinſtituts“ eine Vorſtellung. Die Künſtler, die die Noth wiederholt aus Danzigs Mauern trieb, perſiflirten endlich ſelbſt ihr Jammergeſchick und führten auf: „die

Kunſt auf Reiſen oder Abenteuer einer wandernden Schauſpieler-Truppe. Oper in 2 Aufzügen" *).

Als Hüray alleiniger Director iſt, ſind die Komödienzettel wieder nichts mehr als ſolche. Er verſpricht dahin zu wirken, daß die Danziger Bühne „einen bedeutenden Platz unter den Bühnen Deutſchlands" behaupte und daß ſie auf einen feſt ſtehenden Fuß komme. Deßhalb mußte er, wie er ſagt, „wieder von neuem anfangen." Nachdem er bereits mit gutem Erfolg ein Jahr das Unternehmen geleitet, erhielt er erſt am 9. Febr. 1811 die förmliche Erlaubniß vom Präſidenten und dem Rath. Soviel die beſchränkten mißlichen Verhältniſſe es zuließen, hielt Hüray redlich Wort und das Theater erfreute ſich ſeit 1802 bis zu Genée's Direction, nie einer größeren Ordnung und eines regeren, beſſeren Strebens.

Als die Schuchiſche Geſellſchaft ſich in zwei Geſellſchaften zertheilte, beſtimmten ſich von den ältern Mitgliedern, um die vorzüglicheren zu nennen, außer dem Director Bachmann d. ä. und ſeiner Gattin, (ihre Thätigkeit beſchränkte ſich aber beinahe nur auf die Regie), der Baſſiſt Wilh. Bachmann, Flögel, das Krampſche Ehepaar, Grüner und Mad. Zander in Danzig zu wirken. Unter den zu verzeichnenden neuen Schauſpielern ſind Beinhöfer, Rouſſeau uud Mad. Ritzler im Königsberger Perſonal aufzuführen, da ſie bedeutend längere Zeit ihm angehörten.

Mainzer, deſſen Gattin als Fanchon auftrat, wird als Muſik-Director 1806 gewonnen und Mühle tritt als Correpetitor hinter ihn zurück.

Mengershauſen, in alten Rollen gern geſehn, hatte unter Schmidt's Regie zuſammen mit Deichmann und Krampe in Magdeburg bis 1800 gewirkt **). In dem genannten Jahr trat er in Danzig als Hermann in den „Räubern" auf. Er ſpielte ſpäter zärtliche Väter, den Gouverneuer im „Benjowski" und Fel-

*) Der Verf. von „Danzig" S. 105. ſpricht ſich nicht günſtig über den Geſchmack des Theater-Publikums aus: „Meiſterſtücke eines Leſſing, Leiſewitz, Gotter, Iffland ſprechen nicht an. O Zeitgenoſſen, wie ſoll man euch würdigen, wenn die Sternenkönigin (von Hubert und Kauer), der Alte Ueberall und Nirgends eure Freunde, eure Lieblinge ſind!"

**) Annalen der neuen Nationalſchaubühne in Berlin. 1802. S. 47.

ſeck in „Fridolin" ſpielte er als Gaſt in Hamburg 1808 nicht ohne Glück, wenn man auch an ſeiner unanſehnlichen Geſtalt Anſtoß nahm *). Charakteriſtiſch war ſein Oldenholm (Polonius), den er in Danzig 1810 gab. Im J. 1811 und 1814 gaſtirte er in Königsberg, beſonders in Ritterſtücken, wo er in polternder Weiſe biedere Naturen zur Anſchauung brachte. Mengershauſen, ſagt der Verfaſſer von „Danzig" **), verdirbt keine Rolle, kann aber daher auch in keiner vortrefflich ſeyn." Er ging nach Riga und hier fand er eine Anſtellung.

Ciliax, ausgezeichnet in Tenor- und Sopranpartien iſt in Betreff der Vielſeitigkeit eine der auffallendſten Perſönlichkeiten auf den Bretern. Man ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß der ſpäter zu nennende Weiß (er dürfte mit ihm am erſten zu vergleichen ſeyn) in den Opern den ſerieuſen Liebhaber gab und im Luſtſpiel den Buffone. Jener ſpielte dagegen die erſten Tenorrollen, die Liebhaber auch im Luſt- und Trauerſpiel und daneben Kotzebue's Landjunker. — „Ciliax macht Verliebte und junge Windbeutel und man ſieht ihn gern, denn er ſpielt mit Leichtigkeit und, wo es ſeyn muß, mit Gefühl." — Ciliax hatte 1799 Weimar als gewandter Sänger und Schauſpieler verlaſſen und gab in Danzig den Tamino, nicht weniger den Ottavio, Belmonte und Sextus im „Titus", ferner den Bergy im „Fürſten Blaubart", den Graf Armand im „Waſſerträger, den Murney im „unterbrochenen Opferfeſt" und den Francarville in der „Fanchon." Er iſt der Azor in „Azor und Zemire" von Gretry und Joſeph in „Jacob und ſeinen Söhnen" von Mehul. Er ſingt aber auch den Papageno. Im recitirenden Schauſpiel erſcheint er als Hamlet, Tempelherr, Mortimer, Cäſar in der „Braut von Meſſina" und zugleich als Fridolin, Ruf d. j. in der „Schachmaſchine", Klingsberg und als Junker Hans in Kotzebue's „Intermezzo." Wie im Theater gefällt er im Conzert. Er wird in Danzig viel beſchäftigt bis zum Jahre 1810, wir vermiſſen ihn aber auf den Komödienzetteln von 1808. Wir haben uns den Künſtler als eine Geſtalt von zarter Bildung zu denken, die dieſe aber unter der

*) Iffland's Almanach 1809. S. 136.

**) S. 107, die anderen über andere Schauſpieler anzuführende Urtheile ſtehen auf S. 107 und 108.

Maske vollſtändig zu verläugnen verſtand. Leider ſcheinen beurtheilende Berichte über ihn und ſeine Genoſſen nicht vorhanden zu ſeyn. Seine Gattin ſpielte die erſten Liebhaberinnen.

Frank aus Danzig tritt als Nebenbuhler von Wilh. Bachmann auf, der die erſten Baßpartien ausführte. Er tritt zuerſt als der Maler in „Je toller je beſſer" 1809 auf, verſchwindet dann für längere Zeit vom Komödienzettel, um 1810 als Arur und Maſſau ſich zu zeigen. Nach erfolgter Anſtellung ſingt er den Publius im „Titus", den Saraſtro, den Osmin in „Belmonte und Conſtanze", den Bartolo in „Figaro's Hochzeit", den Thoas in Glucks Iphigenie, den Richard Boll in der „Schweizerfamilie", den Stößel im „Doctor und Apotheker" und den Bucefalo in den „Dorfſängerinnen." Im Jahr 1814 verläßt er ſeine Vaterſtadt und begiebt ſich nach Riga, 1817 ſingt er wieder in Danzig den Osmin und den Jacob in „Jacob und ſeine Söhne."

Krampe und Madam Krampe geb. Neumann ſpielten in Danzig eine Zeit lang neben Kramp und Madam Kramp und bisweilen in ähnlichen Rollen. Jener als Schauſpieler unter Kramp ſtehend, unterſchied ſich von ihm dadurch, daß er Sänger war. Joh. Chriſtian Krampe, 1774 in Schwerin geboren, bewirkte, daß in Schwerin eine Hofbühne errichtet wurde, als ihm aus Preußen und Rußland ein günſtiger Ruf nach Meklenburg folgte und er zur größten Genugthuung der Kunſtfreunde die Leitung des Theaters übernahm. In Danzig ſpielte er mit Glück komiſche Alte. Er war Baſſiſt („ſingt einen Bierbaß, macht den Schneider in den Prager Schweſtern unübertrefflich") und übernahm die Buffopartien, namentlich in den Wenzel-Müllerſchen Zauberſtücken. Er gefiel als Derwiſch im „Nathan", als Sperling in den „deutſchen Kleinſtädtern." Eine glücklichere Zeit verlebte er in Reval, als Kotzebue hier als Vorſtand des Theaters ihm uneingeſchränktes Vertrauen ſchenkte und zum Theil die Verwaltung überließ. Hier bildete ſich ſeine Tochter Friederike zu einer trefflichen Künſtlerin aus und er gewann in bedeutenderen Rollen Feſtigkeit, während ſeine Gattin — in Danzig gab ſie in den „deutſchen Kleinſtädtern" die Baſe Morgenroth — immer weniger die Bühne betrat. Als die Sehnſucht nach ſeiner Heimat ihn beſtimmte, liebe Verhältniſſe abzubrechen, gaſtirte er, wie er früher in Riga mit Glück aufgetreten war, in

Königsberg und Danzig 1816—1817. Im „Waſſerträger“ und „Tyroler Waſtel“ ſpielte er die Titelrollen und ſeine Tochter die Conſtanze und die Lieſel, in „Belmonte und Conſtanze“ er den Osmin und ſie die Conſtanze. In Danzig wirkte er, wie Vieles ſich hier auch verändert hatte, zuſammen mit ſeinen alten Collegen Flögel, Bachmann d. j. und deſſen Gemahlin. Als Hoffchauſpiel-Director in allen Städten Meklenburgs, die er regelmäßig bereiſte, allgemein geehrt, verließ er 1835 das Theater und 1849 die Lebensbühne *).

Mad. Bachmann d. j. erhielt am längſten den guten Klang, den die Namen Bachmann und Schuch hatten, denn ihr Schwager Bachmann, wenn er es ſich auch nicht geſtehn wollte, zehrte nur noch an den Erinnerungen beſſerer Zeiten und ihre Schweſter hatte, wie ſie es ſchmerzlich empfand, ihren Ruhm dahin. Charlotte Schuch wurde nach der Beſtimmung der Mutter in Schleſien erzogen und wohl nicht für das Theater, da dieſe ihre künſtleriſche Anlage nicht erkannt haben mogte. Nach ihrem Tode wird die kindlich jugendliche Charlotte nach Preußen gerufen, vermählt ſich mit Wilhelm Bachmann, der viele Jahre hindurch in Danzig den Leporello, Monoſtates u. ſ. w. ſang, und bildet ſich zu einer Heldenſpielerin aus, die in den Ritterſtücken wie in Hagemann's „Otto dem Schütz“ neben dem Director glänzte. Sie gab die Zauberin Sidonia, die Amalie in den „Räubern,“ die Jungfrau von Orleans „mit ziemlichen Glück“, die Maria Stuart, die Tamira in „Salomo's Urtheil.“ Auch trat ſie mit Beifall in bürgerlichen Schauſpielen und in Luſtſpielen auf; wie als Eulalia und Baronin in der „Beichte.“ Man verwandte ihr Talent zu naiven und ſchalkhaften Rollen. Sie ſpielte noch 1810 die Franziska in der „Minna von Barnhelm“, in welchem Jahre ſie von der Bühne ſich beinahe ganz zurückzog.

Mad. Müller war die Darſtellerin der erſten Liebhaberinnen, wie ihr Mann die erſten Liebhaber gab. Sie that ſich vor 1807 ſchon als Dem. Willmann hervor. Sie ſpielt die Aſaſia in „Benjowski“ und reift zu einer gefährlichen Nebenbuhlerin der Mad. C. Bachmann heran, indem ſie nicht allein die Rolle der Beatrice in der „Braut von Meſſina“ übernimmt, ſon-

*) Sein Nekrolog in Heinrich's Almanach. 1850. S. 82.

dern auch die der Johanna und Maria Stuart. In Luſtſpielen gefällt ſie darum nicht weniger und die männliche Tracht ſpielt ſie in Wolfs „Cäſario“ die Julie. Die Zeit ihres größten Glanzes iſt das Jahr 1814.

Mad. Schmidt und Mad. Ritzler treten mit größerem Beifall in Opern und Singſpielen auf und gehörten beide, die eine ſpäter, die andere früher, beiden Bühnen in Danzig und Königsberg an. Mad. Schwartz, geb. Wolſchowski, die in Danzig die Donna Anna geſungen hatte, war durch zwei Sängerinnen, die ihr folgten *), keineswegs erſetzt. Jetzt kam aber die Oper in größern Flor als je, auf deren Pflege die Theater-Verwaltung um ſo mehr Aufmerkſamkeit verwenden mußte, als das franzöſiſche Militär den bei Weitem überwiegenden Theil der Zuſchauer ausmachte und es ſo wünſchte. — Mathilde Schmidt war aus der Carl Döbbelinſchen Truppe, die in verſchiedenen Städten des preußiſchen Staats und in Altona Vorſtellungen gab, nach Danzig gekommen. Sie trat in Danzig 1808 als Fanchon auf (ihr Gatte ſpielte den Abbé) und fand bei dem fremden Theil des Publikums vielleicht um ſo mehr Beifall, als ihr Spiel „franzöſiſch manirirt“ war. Da ſie in der Oper erhoben wurde — „eine ſolche Stimme, lieſt man, von ſo viel Gehalt und Stärke war der Danziger Bühne bis dahin unbekannt“, ſo gab ſie es bald auf in Dramen aufzutreten, wie als Emma in den „Kreuzfahrern.“ Als Conſtanze im „Waſſerträger“ 1809 wurde ihr ein enthuſiaſtiſch rauſchender Empfang zu Theil **), aber auch als Vitellia und Camilla wurde ſie laut geprieſen. Mad. Schmidt, eine kleine Geſtalt von feiner gefälliger Bildung, im Beſitz einer ſo genannten Kopfſtimme, wußte dieſe in der Art geltend zu machen, daß ſie bisweilen ſogar durch eine Art Bravourgeſang zu täuſchen verſtand, ſobald ſie ſich nicht neben einer Sängerin, wie Mad. Moſevius, in Königsberg hören ließ. Hier beginnt ſie 1810 mit Fanchon und Marie im „Fürſt Blaubart“ und ſtimmt ſich herab zu einer Geſpielin der Myrrha und zur Blonda. Sie

*) Mainzer und Bellheim.

**) „Madame Schmidt dans le role de la Comtesse n'a rien laissé à desirer aux spectateurs — toujours enchantés de la voir paraitre sur la scene.

verſucht ſich wieder im recitirenden Schauſpiel, um die Stelle der abgehenden Dem. Sehring einzunehmen. Da es ihr in männlicher Tracht mit der Liſette in Wolf's „Cäſario", als Cintio in Zſchokke's „Zauberin Sidonie" gelingt, ſo giebt ſie in Opern neben Sargines, Joſeph und Sextus, den Ritter Bergy im „Fürſt Blaubart." Während der Direction der Hendel-Schütz, die die Oper zurückzudrängen ſich bemühte, während der Kotzebue's war ihre Stellung mißlich. Nach dem Zurücktritt derſelben ſpielte ſie wieder die Fanchon, auch wohl die Donna Anna, die Maria Stuart und die Deodata in Kotzebue's Schauſpiel gl. N. Sie wurde auf der Szene ſeitdem mehr gelitten als geliebt. Glücklicher wirkte ſie in Conzerten, deren mehrere ſie mit ihrem Gatten veranſtaltete. Hier ſang ſie in Glucks „Iphigenia" die Diana. Das Schmidtſche Ehepaar verließ Königsberg 1815 und begab ſich nach Leipzig und ſpäter nach Kaſſel.

Dem. Toscani (Toskani) iſt in Königsberg die glücklichſte Nachfolgerin der Dem. Sehring. Der Name Toscani kommt auf den Theatern ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts häufig vor. Ein Toscani leitete eine Truppe, die in Thorn Vorſtellungen gab. Zwei Schweſtern Toscani, von denen die ältere beſonders als Sängerin wirkte, gehen 1801 von Danzig nach Thorn, woher ſie wahrſcheinlich gekommen waren. Antoinette Toscani die jüngere, muß damals noch Kind geweſen ſeyn, da ſie im jugendlichen Alter erſt 1810 in Danzig als beachtungswerthe Künſtlerin auftritt. Sie ſpielt die Margarethe in den „Hageſtolzen", die Louiſe in „Kabale und Liebe", die Beatrice und die Minna von Barnhelm neben Mad. Bachmann d. j., der Darſtellerin der Franciska. Dem. Toscani tritt auch in Singſpielen auf. Zwiſchen 1811—1813 iſt ſie die beliebteſte Erſcheinung auf dem Theater in Königsberg und glänzt faſt Abend für Abend in der zauberhaften Lampen-Glorie. Die liebliche Geſtalt, die geſchmackvolle Tracht, der innige Ausdruck des Gefühls bereiteten ſich eine freudige Aufnahme, wie es ſchien, ohne alle Anſtrengung, als wenn das Spiel dem liebenswürdigen Kinde nur eben ein Spiel wäre. In naiv unſchuldigen Rollen erreichte ſie leicht das Höchſte als Luitgarde im „Fridolin", als Agnes Sorel, als Eliſe im „Wald bei Hermannſtadt", als Suſette in Kotzebue's „Roſen des Herrn von Malherbes" und vornämlich als Iſouard's

„Aſchenbrödel“, eine Oper, die durch ſie Kaſſenſtück wurde, denn bezaubernd war es hier die Bezauberte mit dem Tambourin ſingend und tanzend zu ſehn unter den Goldſtrömungen des Greimelſchen Feuerwerks, ein Genuß, auf den namentlich das Sonntagspublikum nicht verzichten zu können meinte. Aber ihr folgte auch einſtimmiger Beifall, wenn ſie die Ophelia, die Emilia Galotti, die Eboli und die Amalie in den „Räubern“ gab *). Als Recha ſpielte ſie neben Schwartz, der den Nathan darſtellte; als Fedrowna in der „Beſtürmung von Smolensk“ neben Blum, der ſich als Koſaken-Hetmann auszeichnete. Mit Blum, dem ſie für kurze Zeit Hand und Herz weihte, verließ ſie Königsberg 1813 **).

Unter den vielen Gaſtſpielen verdienen Erwähnung die Baſſiſten Sehring und Hübſch, jener kam aus Königsberg, dieſer aus Petersburg, der der Vater des zwiſchen 1834—1841 wirkenden Directors Anton Hübſch in Königsberg war. Der als dramatiſcher Schriftſteller bekannte Arreſto tritt in eigenen und fremden Stücken auf und zeigt ſich in der „Theater-Unternehmung“ als Schauſpieler in einer Reihe der verſchiedenartigſten Charaktere. Er ſo wie auch der vielſeitige Großmann debütirten auch in Königsberg. 1806 tritt eine ruſſiſche Truppe franzöſiſcher Schauſpieler auf. Ballete geben der berliniſche Balletmeiſter Duquesney und ſpäter der Prof. Ledoux ***).

*) Weniger mag ihr wohl die Donna Anna gelungen ſeyn, an die ſie ſich auch einmal wagte.

**) Die tragiſche Schauſpielerin Mad. Thomas aus Berlin, die während des Gaſtſpiels 1852 in Thorn ſtarb, war ihre Tochter.

***) Außerdem waren Theatermitglieder für längere oder kürzere Zeit folgende. Ein älterer Schmidt, der 1807 abging, und Appel ſangen den Saraſtro, Ritzter, ein Violin-Virtuoſe 1810 den Comthur. Schumacher aus Berlin, Muſiker und Sänger, gab 1808 den Gonſalvo (Ottavio) und den Sextus. Veltheim und Frau aus Breslau, er erſter Liebhaber, ſie Sängerin, mißfielen in Königsberg, als ſie hier 1808 gaſtirten. Von ihm heißt es umgekehrt wie vom Direktor Bachmann: „man ſieht die Kunſt, aber nicht die Natur.“ Schmeling (ein Verwandter der Mara?) und Frau, ein Sängerpaar, ging 1805 ab. Ed. Bachmann, der eine Dem. Schmeling heirathete, Neffe des Direktors, Tenorſänger. Brede ſang den André in der „Fanchon.“ Dem. Woiouba gab die Pamina und ging 1805 nach Bamberg. Mad. Chodowiecki,

Die ſteigende Liebe zur Muſik gab den Concerten einen gedeihlichen Aufſchwung. C. A. Reichel, von ihm wurde als erſter Verſuch „die Hochzeitsfeier“ 1800 dargeſtellt, gab ſolche gewöhnlich alle Dienſtage; in einem, welches J. Jawurek zum Beſten des Waiſenhauſes veranſtaltete, wirkte unter den Dilettanten ein franzöſiſcher Meiſter auf der Violine mit, nämlich Dürand, der Adjutant des General-Gouverneur Rapp. Die vornehmſten muſikaliſchen Unterhaltungen fanden unter der Leitung von Friedrich, dem nachmaligen Theater-Muſikdirektor, und Ehrlich im Saal der Humanitas-Reſſource auf dem Langenmarkt ſtatt. Hier wurden 1803 zum erſten Mal Haydn's „Jahreszeiten“ aufgeführt. In dieſen Concerten ſangen Sänger vom Theater und es wurde hier Ciliax ſchmelzende Tenorſtimme und der Mad. Ritzler anziehender Vortrag von polniſchen Liedern bewundert. Unter den durchreiſenden Muſikern dürften die Gebrüder Pixis namhaft zu machen ſeyn.

In Elbing gab die Schuchiſche, ſpäter die Bachmannſche Geſellſchaft (nachdem 1795, 1797 und 1798 der Genuß des Theaters ſchmerzlich vermißt war) von J. 1799 ab bis 1804 regelmäßig im Juni und Juli eine Reihe von Vorſtellungen. Man ſah hier Schwartz, Dem. Wolſchowski d. ä., ſeine nachmalige Gattin, Rooſe, Weisſchuh u. ſ. w. und ſpäter das Krampſche Ehepaar, Flögel, Mengershauſen, Ciliax, Beinhöfer u. ſ. w. Wie übel es auch mit der Beihülfe von Muſikern, mit

geb. Zutſchel, Wittwe des Kupferſtechers, kam 1807 aus Berlin und trat in Sing- und Schauſpielen auf. Als Gaſt in Königsberg fand ſie keinen Beifall. Blo und Frau, er komiſche Alte, ſie Heldinnen, kam aus Lübeck nach Danzig. Deny und Frau 1806 in Königsberg, 1809 in Danzig angeſtellt. Böhlendorff und Tochter. Dem. Mollard d. ä., Rietz und Kitebach. Wieland ſpielt den Karl Moor. Gutkäs aus Berlin, gab 1808 Liebhaberrollen, gaſtirte in Königsberg ohne Glück. Heinrici ſtellt Alte dar, Hiller, Steinbeck, Selke, ein Danziger und Döbler Bediente. Weininger iſt Balletmeiſter.

Von Gaßmann, der eine Zeitlang in Danzig angeſtellt war, Rouſſeau, dem Director Hüray und ſeinen beiden Söhnen, Ludewig, Anſchütz, Dem. Mollard d. j., Dem. Zeis, der nachmaligen Mad. Möſer und Laddey im Folgenden i

dem zu benutzenden Lokal beſtellt ſeyn mogte, ſo ſchloß man nicht die Darſtellung von Opern aus. „Die Zauberflöte“ wurde ſchon 1794 oder 1796 gegeben, Wranitzki's „Oberon“ im letzten Jahre. Die Einnahme mag wie früher*) auch jetzt nicht bedeutend geweſen ſeyn, wenn auch 1804 anſtatt zwei, diesmal drei Monate geſpielt wurde. 1805 und 1807 iſt kein Theater und im J. 1806 werden im Juli nur einige Szenen aus Schau- und Singſpielen dargeſtellt von dem Baſſiſten Sehring und den beiden Schweſtern Beſſel, die nach ihrem Abgange vom Theater in Königsberg auf der Reiſe in Elbing auftraten. Zur Bühne wurde das Exercierhaus eingerichtet.

Noch weniger regelmäßig waren die Vorſtellungen, die in Marienwerder und andern Städten von der Bachmannſchen Geſellſchaft veranſtaltet wurden.

In Königsberg erſtand an dem Orte, an dem Schröder's Stiefvater das erſte Schauſpielhaus erbaut hatte, ein neues, ungefähr von gleicher Größe. Ohne den Anſpruch, für ein Prachtgebäude gelten zu wollen, würde es in ſeiner Prunkloſigkeit ſich dennoch geſchmackvoll ausgenommen haben, wenn der Bauherr dem Entwurf des Baumeiſters gefolgt wäre**). Dieſer war Friedrich Gilly, der zu den genialſten Künſtlern ſeiner Zeit zählte und während ſeines kurzen Lebens, denn 29 Jahre alt, ſank er 1800 in die Grube, und nach ſeinem Tode gerechte Anerkennung fand, denn Schinkel und v. Klenze verläugneten es nicht, daß er ihr Lehrer und Vorbild geweſen. Friedrich Gilly verbreitete zuerſt den Ruhm Marienburgs als eines unvergleichlichen Kunſtwerks und veranlaßte die Frickſchen Kupferſtiche. Wenn dieſe Blätter es nicht verhindern konnten, daß der Prachtbau der Zerſtörung preisgegeben wurde, was Wunder, daß an einen künſtleriſchen Entwurf ein Privatmann ſich nicht gebunden ſah, dem

*) Die geringe Abgabe von 1 Thlr. für jede Vorſtellung an die Armenkaſſe erſchien im Sommer 1788 den Schauſpielern als läſtig, die ſich dagegen, aber vergeblich beſchwerten, da ſie nach einem Edikt von 1701 gezahlt werden mußte.

**) Das von demſelben angegebene Theater in Stettin iſt weniger zu rühmen.

es nur auf die größte Wohlfeilheit und die größte Möglichkeit ſicher zu ziehenden Intereſſen ankam.

Gilly ordnete das Theater in folgender Weiſe an. Daſſelbe mit einem hohen Walmdach verſehen, 55 F. breit und 108 F. lang, hat an zwei Seiten Eingänge. An der Rückſeite iſt in der Mitte ein kleiner Vorbau. Das vortretende Mauerwerk, das an den Ecken der Längenſeite als Eckpfeiler erſcheint, dehnt ſich an der Vorderſeite an jeder Seite zu einer unverhältnißmäßigen Breite aus, ſo daß die Façade ein kaſtellartiges Anſehn erhält, um ſo mehr, da es bis auf das Geſimſe und eine halbkreisrunde Niſche aller Zierde entbehrt. Der nur wenig tiefer liegende Zwiſchenbau betrug kaum mehr als ein Drittel der ganzen Breite. Hier ſieht man drei Thüren. Ueber den beiden Pfeilern zwiſchen ihnen zeigen ſich im zweiten Stockwerk zwei doriſche Säulen, die ein Gebälk tragen und darüber in der Breite des mittleren Intercolumniums iſt ein halbkreisförmiges Fenſter für das dritte Stockwerk angebracht. Auch die drei Intercolumnien ſind Fenſter. Die drei Thüren führen durch den Flur zu dem Raum mit der Kaſſe, zu den Treppen, die in den vordern Ecken liegen und für Logen und Gallerie beſtimmt ſind, zu neben einander laufenden Gängen, von denen der eine ins Parterre, der andere zum anderen Ausgang führt. An der Längenſeite finden wir eine ähnliche Mauervorlage wie an der Façade, hier aber in der Mitte zwiſchen den Eckpfeilern. Dieſe nimmt ſich beſſer aus, da ſich in ihr das Seitenportal befindet. Von den Fenſtern der drei Stockwerke, die mittlere Reihe ſind die größeren, ſind die nach der Bühnenhälfte blind. Was den Zuſchauerplatz und die Bühne trifft, ſo iſt zu bemerken, daß es dort nur Parterre, eine Logenreihe und die Gallerie giebt, daß die Logen, wie es vor und auch lange Zeit nach Gilly gewöhnlich war, nicht Kammern bilden, ſondern daß ſie nur durch eine Bruſtlehne getrennt ſind. Die Baluſtrade, um bequemer ſitzen zu können, ſteigt nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg empor. Der Souffleurkaſten iſt als die Bedachung eines Cippus anzuſehn, vor dem der Opern-Dirigent ſtehn ſollte. Der Zuſchauerplatz, der aus Parterre, einer Reihe Logen und Galerie beſteht, noch einmal ſo tief als breit, hat eine elliptiſche Form. Das Theater hat fünf Couliſſen-Paare auf jeder Seite, die in gewöhnlicher Weiſe durch eine Walze unter dem Podium bewegt werden.

Der Kaufmann Georg Bruinviſch, der zuletzt Beſitzer und Vermiether des abgebrannten Theaters geweſen war, hatte dem Ober-Hofbau-Inſpector Gilly 1799 für die gelieferten Zeichnungen das verlangte Honorar von 20 Frd'or. entrichtet und glaubte in dem Projekt annehmen und verwerfen, verändern und vereinfachen zu dürfen, was ihm beliebte. Er ſetzte ſich die Aufgabe, die möglichſt größte Zahl von Zuſchauern im Gebäude unterzubringen. Aus der flachen Decke wurde eine Wölbung, um ſo ohne die Mauern zu erhöhen, eine zweite Logenreihe einſchalten zu können und zwar von gänzlich abgetrennten Kammern. Vier Fenſterreihen an der Längenſeite zeugten durch die verſchiedene Größe von den verſchiedenen Räumlichkeiten der vier Stockwerke. Der Zuſchauerplatz wurde in der Tiefe vergrößert, ſo daß das Theater um ein Couliſſen-Paar ſich gekürzt ſah. Wie im Innern Anſtrich die Malerei verſetzte *), ſo war auch im Aeußern Alles, was mehr die Schönheit als die Nützlichkeit heiſchte, beſeitigt. An der Facade wurden aus den drei großen viereckigen Fenſtern, die durch zwei doriſche Säulen getrennt waren, ein kleines Fenſter mit zwei winzigen „ſchlecht gemodelten" Säulen zur Seite, welche letzteren ſpäter auch als überflüſſig verſchwanden. Statt der Inſchrift, die wir auf Gilly's Vorderanſicht ſehn National-Schauspielhaus erbaut im Jahr MDCCLXXXXIX. ließ der Erbauer in eine über den drei Thüren eingelaſſene Tafel die Virgilianiſchen Worte eingraben Amant alterna Camoenae **).

Der Oberbaurath Daniel Gilly, der Vater, der auf einer Inſpectionsreiſe begriffen, von der Krieges- und Domainen-Kammer in Königsberg veranlaßt wurde, die „Dachzulage" des bereits in den Mauern ſtehenden Schauſpielhauſes zu prüfen, war entrüſtet über die von Bruinviſch getroffenen Abweichungen von dem Plan, dies um ſo mehr, als er daran erinnern konnte, wie ſein Sohn „ausdrücklich geſchrieben, daß, wenn er noch Abänderungen verlangen ſollte, er für etwa noch nöthige Zeichnungen, Belehrungen und deßhalb zu führenden Briefwechſel nichts weiter fordere." Es iſt der Plan des Sohnes, ſchreibt D. Gilly, der-

*) Nach Janſons Tode war in Königsberg längere Zeit kein Decorationsmaler.

**) Buc. Ecl. III. 59.

geſtalt verhunzt, daß er auf die Ehre, der Baumeiſter des hieſigen Schauſpielhauſes zu ſeyn, Verzicht thun und ſich genöthigt ſehn wird, ſolches in irgend einem öffentlichen Blatt bekannt zu machen." Er weiſt nun das Unſchickliche des Einzelnen nach. Die runde ſtatt der geraden Decke, wie ſie in Berlin im Opernhauſe und Nationaltheater geſehen werde, die wider die Symmetrie verſtoßenden Logen-Brüſtungen, die abgeſchmackten Säulchen an der Facade, das hölzerne Geſimſe ſtatt des gemauerten bringen einen widrigen Eindruck hervor. Der Referent dringt bei Bruinviſchens nicht zu überzeugendem Beſſerwiſſen nur darauf, daß das in anderen Stand geſetzt werde, was als feuergefährlich oder der ſtatiſchen Sicherheit nicht entſprechend befunden, und gibt ſich der Hoffnung hin, daß wenn im Laufe der Zeit ein Mann von mehr Geſchmack ſich in den Beſitz des Hauſes ſetzt, dieſer mit nicht großen Koſten weſentliche Verbeſſerungen vornehmen werde.

Die Häßlichkeit des Gebäudes, als daſſelbe 1800 von den Gerüſten befreit war, drängte ſich allgemein auf und daſſelbe ward nicht weniger als die Inſchrift beſpöttelt. Der Profeſſor Mangelsdorff, von Bruinviſch angegangen, ihm eine paſſende Inſchrift anzugeben, ſchlug ihm folgende vor: „Dies iſt ein Schauſpielhaus und keine Caſerne." Als der Bauherr die lateiniſche vorzog, ſo ließ jener in Verſen ſeinen Witz aus*).

*) Was ward nicht ſchon im Stall geboren?
Der Bauherr, für den Zeitgeſchmack nicht kalt,
Gab ihm trotz mancher Baubeſchwerde
Mit Abſicht die Caſern-Geſtalt,
Damit, was einſt auf dem Culiſſen-Herde
Gezeugt, ſich in die Welt verirrt,
Wenn's auch kein Bonaparte wird,
Ein Menſchling wie Herr B— werde.

— —

Amant alterna Camoenae!
Heißt das auf deutſch? Es freun ſich die Camönen
Des Häßlichen ſo gut als wie des Schönen?
Was tadelt denn an dieſem Bau die Stadt,
Weil bei ihm ward das Schöne ganz vergeſſen —
Die Redlichkeit des Bauherrn hat
Dafür das Häßliche ihm doppelt zugemeſſen.

Die vielfach witzig und unwitzig bekrittelten drei lateiniſchen Worte können auch heißen: die Camönen lieben den Wechſelgeſang. Wenn dem lebenden Theater, das ſich glorreich über das ſteinerne erhob, ein Vorwurf zu machen war, ſo war es der, daß für Abwechslung weniger als bisher geſorgt war. Die Oper wurde beſonders begünſtigt. Das Ballet *) hörte auf, die Schauſpiel-Poſſe wurde durch das komiſche Singſpiel verdrängt; das Luſt- und Trauerſpiel wurde dagegen mit eindringlicher Wahrheit gegeben, wie nicht früher und ſpäter. Die Einheit der Darſtellung hielt ſchon die Spielenden ab, ſich einem bunten Allerlei hinzugeben, wenn auch ihre Kräfte zu mehr ausreichend waren, namentlich zur Löſung noch größerer Aufgaben, ſowohl in der Tragödie als in der Oper.

In Hiller war ein Muſikdirector gewonnen, dem es an Eifer und Kenntniſſen keiner zuvorthat. Im Verein mit dem Violoncelliſten Streber erhielt das Orcheſter eine muſterhafte Vollendung; durch Anſtellung viel verſprechender Talente war Hiller in Stand geſetzt Sänger und Sängerinnen zu bilden, die den Mozart begriffen und den Compoſitionen eines Cherubini, Mehül größeren Reiz verliehen **). So unſcheinbar ſich der kleine rührige Mann „im gelben Flausmantel" ausnahm, ſo erkannte man auf den erſten Blick, daß Liebe zur Sache der Lebensnerv war, der ihn in beſtändiger Bewegung erhielt.

Friedrich Adam Hiller war in Leipzig geboren und der Sohn des Componiſten der „Jagd", „Liebe auf dem Lande" u. ſ. w. Bis zum J. 1799 war er Muſikdirector in Altona. In Königsberg, wohin er mit ſeiner in Fülle blühenden Gattin, einer mittelmäßigen Schauſpielerin, kam, wurde ſeine Genialität und

*) Wenn auf dem Theater getanzt wurde, ſo von durchreiſenden Künſtlern oder auf den Maskeraden, zu denen Steinberg und der Gaſtwirth Rüdiger einluden.

**) „Unſer Orcheſter iſt ſeit einigen Jahren mit Recht vorzüglich zu nennen, indem Hiller mit rühmlichem Beſtreben es ſo viel als möglich zu heben trachtet. Er macht mehrere Proben hinter einander, giebt den Schauſpielerinnen ſelbſt Unterricht und hält unter den Muſikern ſtrenge Ordnung. Von den Mitgliedern des Orcheſters zeichnen ſich vorzüglich Thieme als Violiniſt, Lindenberg als Fagottiſt und Grün als Flötiſt vor allen übrigen aus." Aus der Zeitſchrift „Ruthenia. St. Petersburg und Mietau 1807. III. S. 327.

ſein gründliches Wiſſen nach ſeinen erſten Leiſtungen im Theater ſogleich allgemein anerkannt. Durch ſeine Vorleſungen, die er über den Generalbaß, über Muſik überhaupt hielt, wurden Künſtler und Muſikkenner durchaus befriedigt. Die muſikaliſchen Unterhaltungen dagegen, die wöchentlich im altſtädtiſchen Gemeindegarten von ihm geleitet wurden, waren mehr für das Gros der Dilettanten beſtimmt Hier fand ein gar zu ungebundener Ton ſtatt (in den Nebenſtuben des Muſik-Saales wurde geraucht und Karten geſpielt) als daß die Kunſt hier hätte wahre Nahrung finden ſollen. Hiller im Theater die Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt, hier ordnete er, probirte, lehrte alte und junge Künſtler mit unnachſichtigem Ernſt, mahnte und ſchalt, fand außerhalb deſſelben Geſchmack an der Bendaſchen Lebensweiſe. Zuletzt an Liqueur nur zu ſehr gewöhnt, hatte er bei ſeinem unſichern Gange das Unglück ſich auf der Straße den Fuß zu brechen, er gelobte nicht mehr zu trinken und hielt ſtrenge Wort, wodurch er jetzt aber ſeinem Körper nicht wohl that. — Obgleich ſeine Kompoſitionen gerühmt wurden, ſo konnte doch keines ſeiner Singſpiele einen Beifall erringen, wie die von Stegmann und Benda; 1804 wurde „das Schmuckkäſtchen. Operette in 1 Akt", 1809 „die drei Sultaninnen" nach Bornſchein, Operette in 1 Akt" gegeben*). Er ſetzte die Muſikſtücke zu Carniers Tragödie „Herkus Monte" und die Kantate zu Schillers Todtenfeſt. Hiller ſtarb im Winter 1812 und weckte durch ſein Dahinſcheiden die tiefſte Trauer bei allen Muſikfreunden, vornämlich bei den Künſtlern. Es war an ſeinem Begräbnißtage eine außerordentliche Kälte, dennoch ließen ſich diejenigen, die unter ihm und durch ihn mit Ehren gewirkt hatten, ſich nicht die Pflicht der Liebe kürzen und hielten ihm in der tragheimſchen Kirche und auf dem tragheimſchen Kirchhof eine grandioſe Todtenfeier. An ſeinem Grabe erſcholl die Cantate, die der Verblichene für Schiller componirt hatte.

*) Außerdem komponirte er eine dritte Operette „Adelſtan und Röschen" 1796, „das Nixenreich", 1802, Zwiſchenſpiel zum .Donauweibchen „Groß iſt der Herr", Hymne 1810, „Hymne an die Tonkunſt", Quartett für verſchiedene Inſtrumente, Sonate für das Piano.

Die Direction konnte bis zu Preußens Unglücksjahr ein Perſonal von 80 Perſonen, 40 Schauſpielern und Sängern, 30 Orcheſter-Mitgliedern anſtändig unterhalten. Wenn wir die Reihe der Schauſpieler betrachten, ſo fällt es auf, daß, während die Künſtler dieſer Art bis dahin faſt Eine Familie bildeten, indem der Schauſpieler eine Schauſpielerin heirathete, von Schauſpielern abſtammte und Schauſpieler zu Kindern hatte, unter Steinbergs Direction viele der vornehmſten nicht durch Beſtimmung der Eltern, ſondern aus eigner Wahl die Bühne betreten hatten, aber das langjährige Wirken neben einander verband ſie zu einer Familie, zu einem innigen Hausſtande. Ed. Devrient bemerkt*), es habe Schröder den größten Werth auf das Zuſammenſpiel mit ſeinen Familiengliedern gelegt. „Und gewiß wird die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Darſtellung nur unter Perſonen zu finden ſeyn, die ſich ganz in einander eingelebt haben, bei denen eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Gebärden, ja des Tonfalls in der Sprache habituell geworden iſt, die ohne Anſtrengung ſich durch Blick und Miene, durch die leiſeſten Winke verſtehen, ja ſich gegenſeitig zu errathen und in Gedanken und Empfindungen zu begegnen gewohnt ſind.“ Dies bewährte ſich in den damals in Königsberg gegebenen Vorſtellungen. Es fällt uns ferner auf, daß, wenn früher einzelne Schauſpieler wiſſenſchaftliche Bildung beſaßen, ſich in dichteriſchen Arbeiten verſuchten, jetzt das Theater beinahe von Leuten zuſammengeſetzt war, die eines nicht gewöhnlichen Maaßes von Kenntniſſen ſich rühmen konnten und an Poeſie und Gelehrſamkeit ein inniges Intereſſe nahmen **), die nicht das Italieniſche lernten, weil dies die Sänger brauchten, ſondern die das Spaniſche, das Lateiniſche und Griechiſche eifrigſt trieben. Sie gaben Sprachunterricht und hielten wiſſenſchaftliche Vorträge. Zwei von ihnen wurden Doctoren. Aber die Lorbern, die ſie ſich auf dem theatraliſchen Felde brachen, waren mehr als

*) Schauſpielkunſt III. S. 164.

**) Bücher, die oft nichts Theatraliſches enthalten, mit den beigeſchriebenen Namen der Schauſpieler kommen noch oft in den antiquariſchen Handlungen vor. Auf die von Ferd. v. Schrötter und Max von Schenkendorf 1807 herausgegebene Zeitſchrift „Veſta“ hatten neben Jeſter, Pörſchke, Scheffner, Roſenheyn, die Schauſpieler Büttner, Carnier, Fleiſcher, Sehring, Ströbel und Weiß ſubſcribirt.

Alles ihr Stolz. Die Leiſtungen auf der Bühne waren ſo vorzüglich, daß ſie Iffland's Aufmerkſamkeit erregten, denn als Schröder den Verluſt von zwei abgehenden Künſtlern bedauert, ſchreibt er 1810: „Nach Iffland's Angabe habe ich Heil aus Königsberg zu erwarten" *).

Anton Schwartz (Schwarz) gehörte zu der nicht kleinen Zahl von Ausländern, denen es wohlthat, ganz Königsberger zu ſeyn. Mit blutendem Herzen riß er ſich von dem Orte los, den er nothgedrungen verließ, er war ein durchaus ernſter Mann, der nur wenig ſprach, am wenigſten über ſich und nur, wenn er auf der Bühne ſeine Perſönlichkeit vergaß, zeigte er im Feuer künſtleriſcher Begeiſterung, wer er war, ſowohl denen, die neben ihm wirkten und mehr ſeinen Beifall zu erzielen trachteten, als den des Publikums, als denen, die durch ſein Spiel vorzugsweiſe ins Theater gezogen, unſchlüſſig waren, ob ſie ihn mehr als Schauſpieler oder Dirigent, mehr als Sänger oder Declamator, mehr in tragiſchen oder komiſchen Rollen bewundern ſollten. Sein eigentlicher Name war Peregrinus Dux und als ſolcher wurde er vom Oberforſtmeiſter Jeſter in die Loge aufgenommen, der ungeachtet der erhobenen Einwendungen der Ordensgenoſſen, ehrenwerthe Künſtler gern dem Bunde zuführte. Schwartz ſoll der Sohn eines Grafen geweſen und zu Nikolsburg in Mähren 1766 geboren ſeyn. Nach einer Erzählung reiſte er, ehe er die Bühne betrat, als Flötiſt umher und in Königsberg ließ er ſich noch 1797 in einem Konzert auf der Flöte hören, indem er eine Compoſition von Hofmeiſter vortrug. Im J. 1788 betrat er zuerſt die Bühne in München **) und 1791 ſpielte er in Hamburg den Anton in den „Jägern" ***), dem Schauſpiele, in welchem er nachmals als der Oberförſter Unübertreffliches zeigte. Die Schröderſche Schule ſcheint den Umfang ſeiner Talente frühe zur Geltung gebracht zu haben, denn als er 1792 als Mitglied der Schuchiſchen Bühne auf den Danziger Komödienzetteln genannt wird, bewährt er ſich neben vorzüglichen Künſtlern ſchon in den

*) Meyer-Schröder II. II. S. 275.
**) Iffland Almanach fürs Theater. 1811. S. 263.
***) Meyer-Schröder II. I. S. 96.

mannichfachſten Rollen als Graf Klingsberg im „Ring“, Ritter Adelungen in „Klara von Hoheneichen“ von Spieß, Baſt in Dittesdorff's „Liebe im Narrenhauſe.“ Da er ſich 1797 mit der Sängerin A. Wolſchowski vermählt, erhebt ſich durch das reich begabte Künſtlerpaar die heroiſche Oper zur Bedeutſamkeit. Er übernimmt in Paeſiellos „Axur“ die Titelrolle und ſingt in den Mozartſchen Opern den Don Juan und Saraſtro. Erſt ſeit dieſer Zeit aber entwickelt ſich aus unabläßig fortgeſetzten Studien des Künſtlers Größe, der die verſchiedenſten Aufgaben mit ſtaunenswerther Sicherheit löſte und ebenſo wie die eigene Rolle die Geſammtvorſtellung als ein Ganzes zu geſtalten, die Kraft beſaß. Sein Organ war nicht wohlklingend, wie das von Ekhof geſchildert wird, aber wie dieſer hatte er es in ſeiner Gewalt, ſchon nach den erſten Worten unwiderſtehlich hinzureißen. Ekhof wußte in die Alexandriner-Rhetorik Seele zu zaubern und auch Schwartz zeigte oft, daß er den undankbaren Stoff durch belebende Wahrheit des Ausdrucks zu vergeiſtigen vermogte. In der Weißenthurn „Beſtürmung von Smolensk“ rührte er durch ſein erſtes Auftreten dermaaßen, daß es Zuſchauer gab, die um nicht einer unangenehmen Erſchütterung ſich hinzugeben, durch ein erquältes Lachen dem Sinnentruge begegnen wollten und es doch nicht konnten *). Er verſchmähte es, durch außerordentliche Mittel Effekte hervorzubringen, vielmehr waren es die einfachſten, durch die er wirkte, durch das Eindringende eines klaren Verſtändniſſes, durch das Beſtimmte der Charakterzeichnung und durch das ſtets glückliche Eingreifen in das Spiel der Mitbeſchäftigten. Im Feuer der Rede war nichts von der Kunſt zu merken, wohl berechnete Pauſen anzubringen, durch ein Zurückhalten des Hörers Erwartung zu ſpannen. Es war allein ein Rythmus, der der Sprache — ſie galt ihm als das Vorwiegende der Schauſpielkunſt — eine wohlthuende Gebundenheit gab, obwohl ſie durchaus frei ſich zu ergehn ſchien. Ein einnehmendes Aeußeres, wenn auch markirt ſich mehr zum Ernſt als Scherz neigend, eine mittlere Geſtalt von edlem Wuchs, eine Beweglichkeit, die nie Gemeſſenheit ganz verläugnete, wurde durch ein Coſtüm gehoben, welches von übertriebener Pracht und antiquariſcher Studirtheit ferne Schicklichkeit,

*) Man erinnere ſich hiebei, was Engel in ſeiner Mimik I. S. 51. ſagt.

Uebereinſtimmung und Kleidſamkeit verband. Er gab die Hauptrollen in Trauerſpielen von Shakſpear, Leſſing, Goethe und Schiller den Lear, Macbeth, Hamlet, Odoardo, Nathan, Tellheim, Carlos in „Clavigo“, Karl Moor, Verrina, Leiceſter, Wallenſtein, Tell, eben ſo Theſeus (auch Teramen), Regulus, Eſſex und Zaar Peter.

Der Recenſent B., der 1808 für eine Zeitſchrift in Königsberg höchlich beachtungswerthe Theaterberichte ſchrieb*), ſagt bei

*) Weder damals, da er ſchrieb, als jetzt iſt es möglich, ſeinen Namen zu ermitteln. Vergeblich forderte ihn Carnier auf, aus der Anonymität hervorzutreten, da man ihn für den Verf. der Beurtheilungen hielte, „welche nach dem Urtheil kompetenter Richter einen ſeltenen Grad von Beleſenheit und dramaturgiſcher Einſicht“ zeugten. Mad. Bethmann während ihres Gaſtſpiels wurde durch manche Bemerkung des Unbekannten unangenehm berührt, da bedeutete er ſie, daß er keine ihr neue Anſicht aufgeſtellt, ſondern ihr dieſelbe ſchon in Berlin entwickelt habe, und daß ſie am erſten im Stande ſey, den Schleier aufzudecken. Er hatte neben der Bethmann einen Fleck und Iffland geſehn und nicht allein die Schauſpieler in Berlin waren ihm bekannt, ſondern auch die Seiler, Witthöft, Starke, nicht weniger Großmann, Brockmann, Schröder. Auch in Paris hatte er die Theater beſucht und von den Leiſtungen der erſten Größen eine friſche Erinnerung ſich bewahrt. Obgleich er alſo nicht ohne Anſprüche Steinbergs Theater beſuchte, ſo fand er, wenn er mehr gerecht als mild den fremden Maaßſtab an die Vorſtellungen anlegte, ſich gedrungen, die Bewunderung, die er der ausländiſchen Kunſt gezollt, auch der einheimiſchen in einzelnen Erſcheinungen zu widmen, ja in dieſer oder jener Szene Schwartz über die gefeiertſten Künſtler zu ſetzen. Was er über das Spiel ſagt, iſt nicht weniger anerkennungswerth als was er im Allgemeinen über die dramatiſche Kunſt und über die dramatiſchen Dichter zur Betrachtung hinſtellt. Er iſt nicht allein vertraut mit den deutſchen dramaturgiſchen Schriften — immer und immer beruft er ſich auf Leſſings Dramaturgie — ſondern auch mit der franzöſiſchen und engliſchen Das Feld der dramatiſchen Dichtkunſt in älterer und neuerer Zeit iſt ihm gleich zugänglich und literär-hiſtoriſche Einzelheiten führt er häufig an, ohne damit prunken zu wollen. Mit gleicher Einſicht urtheilt er über das recitirende Schauſpiel und die Oper. Auf die Gefahr, daß er als ein Laudator temporis acti werde getadelt werden, räth er der Direction, damit ſie nicht von der Fülle des fruchtbarſten Luſtſpieldichters erdrückt werde, auf einige gute Stücke von Gotter, Bock, Brandes, Brömel, Engel, Sprickmann, Schröder u. ſ. w. Rückſicht zu nehmen. Bei Gelegenheit eines dramatiſirten Romans von Lafontaine verläugnet er nicht, daß dieſer (viele dachten damals ſo) zu ſeinen Lieblingsſchriftſtellern gehöre, aber dem Götzen des Tages, Kotzebue, kann er wenig Geſchmack abgewinnen. Von den Kreuzfahrern ſpricht er die Vermuthung aus „erſt wurden die Decorationen gemalt, zu dieſen Decorationen ein Stück geſchrieben“ und Kotzebue theile nach-

Beurtheilung der „Phädra", als **Schwartz** 1809 neben der Mad. **Bethmann** ſpielte „Racine nannte ſein Stück: Phädra und Hippolyt, nach der heutigen Vorſtellung mögte ich es: Phädra und Teramen nennen. Wenn man hie und da etwas weniges von Annäherung eines bürgerlichen Trauerſpiels gewahrte, ſo vertilgte dieſe kleine Unannehmlichkeit auf der anderen Seite wieder dieſe Wärme, dieſe Herzlichkeit, dieſer innige, Seelen ergreifende Vortrag. Die Erzählung im fünften Aufzuge, dieſer Probſtein der franzöſiſchen Declamation war meiſterhaft. Zwei Wege ſind es, auf welchen die Darſteller ſich zu verirren pflegen, entweder ſie handeln, ſtatt zu erzählen, ſie leben die Begebenheiten noch einmal (auf dieſem befand ſich Lafond, welcher in Paris das Entzücken der Zuſchauer in dieſer Rolle war, er malte alle die verſchiedenen Stellen dieſer Erzählung, daß mir angſt und bange ward, ſo göttlich die Pariſer ſein Spiel auch fanden) oder ſie verſehen es darin, eine Erzählung, wie die Nachricht eines gleichgültigen Ereigniſſes herzuſagen. Der Erzähler muß ſeinen Vortrag ergriffen haben, aber nicht von ihm ergriffen ſeyn, er muß die Theilnahme der Hörenden erwecken, aber nicht ihn gewaltſam dazu reißen. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht! ich wiederhole eine Stelle Leſſings, da ſie, wie auf dieſen Künſtler erfunden, paßt" *).

Wenn B. an **Schwartzen's** Tellheim auch tadelte, daß er in Bezug auf Minna's verwundernde Frage: „iſt das der kalte Tellheim?" im Betragen während der erſten und der letzten Akte einen zu grellen Contraſt gezeigt habe, ſo kann er doch nicht das Geſtändniß unterdrücken: „Böckh war der erſte und letzte Tellheim, den ich dieſe Rolle vollendet geben ſah, ſeit ihm habe ich wohl bei Einzelnen einzelne Züge geſehn, nie aber den ganzen

mals mit, daß Iffland bei ihm das Stück beſtellt habe, um prächtige Decorationen zur Schau zu ſtellen. Die romantiſche Schule ſteht ihm fern und er erklärt Collins „Regulus", den man in Berlin ein Schulexercitium genannt, für vorzüglicher als „Ion" und „Alarcos". B's Recenſionen ſind es werth, daß man die Namen der Schauſpieler, die er anzugeben vermeidet, (er ſtand mit keinem der hieſigen in irgend einer Beziehung) aus den Komödienzetteln ergänze.

*) Wehgoldt's Morgenzeitung. Königsberg 1809. S. 153. In dieſem Jahrgange ſind auch die andern anzuführenden Urtheile enthalten.

Tellheim, wie er Leſſings Phantaſie entſprang. Wenn ich nun ehrlich und offenherzig geſtehe, daß nächſt ihm der hieſige Tellheim ſich am meiſten der Vollendung nährte, ſo ſag' ich die Wahrheit."

Schwartzen's Leiceſter findet B. über allen Vergleich erhaben und der Bethmann glänzende Darſtellung der Maria konnte ſein Verdienſt nicht verdunkeln. Er habe, ſagt er, „die Rolle noch nie, ſelbſt einen der erſten Künſtler Deutſchlands, ſo entſprechend geben ſehen, als von dem hieſigen Darſteller. Dieſes Schwanken und nicht ſchwanken wollen, dieſe eigne Meinung von einig ſeyn mit ſich ſelbſt und doch dabei dieſes laut ſprechende mit ſich uneinig ſeyn ward mir noch nie ſo wahr und beſonnen gegeben. Es iſt eine ſo ſeltene als lobenswerthe Eigenſchaft dieſes Künſtlers, nie zuviel thun zu wollen und dennoch nie zu wenig zu thun. Ohne, wie es oft geſchieht, ſeine Kraft auf den entſcheidenden Moment zu ſparen, wußte er ſie ſo zu vertheilen, daß der Monolog nach Mariens Abgang von der mächtigſten Wirkung war und verdiente die uneingeſchränkteſte Anerkennung ſeines Verdienſtes."

Wenn an Goethe's Karlos von B. „ſein reiner, gebildeter Vortrag, ſein Beleben der Worte des Dichters" gerühmt wird, ſo ſeine Darſtellung des Oberförſters Warberger „als ein vollendetes Bild", die ihn in der Rolle über Fleck und Brockmann erhebt. „Fehlen dem Darſteller auch des verſtorbenen Fleck feuriges Auge, ſeine tiefe, in die Seele dringende Kraft des Tones, ſo ließ er ſich doch nie ſelbſt gehen, wie ich dieſes bei Fleck einige Male zu bemerken Urſache hatte. Eignet auch Brockmann's größere Mannichfaltigkeit in den Bewegungen mehr zur Darſtellung der Rolle, ſo vervielfältigte er dieſe Bewegungen nicht ſo oft bis ins Malende, wie jener, ſo ſtrebte er nicht danach, Alles, auch das Geringfügigſte zu verſinnlichen." Mag B. in ſeinen Schilderungen, ohne es zu wollen, geſchmeichelt haben, ſo urtheilte man doch in Königsberg überall und in verſchiedenen Perioden gleich günſtig über ihn *), ſo lautet doch der Bericht über ſeine Leiſtungen in Hamburg ſo ehrenvoll, daß es auffällt, wie er

*) „Wer ſäh' ihn und bewundert nicht" heißt es in einem Gedichte, das ihm in der Morgen-Zeitung nach der Darſtellung des Grafen von Savern 27. Nov. 1808, gewidmet wurde.

in Büchern über Schauſpielkunſt übergangen werden konnte *). Zu Kotzebue's Zeit erklärte man, den „Nathan“ nicht ſehn zu wollen, weil man Schwartz in der Rolle bewundert hatte. In Ausprägung des Edlen bewährte er ſich vornämlich als Meiſter, weshalb er den Franz Moor, den er Anfangs ſpielte, mit dem Karl Moor vertauſchte. Vortretende Charaktere von kerniger Biederkeit gab er mit einer urſprünglichen Friſche, wie den Warberger, ſo den Paul Werner, den Juden Schewa, den Kaufmann Herb im „Amerikaner“, Hauptmann Klinker im „Epigramm“, Ruf d. ä. in der „Schachmaſchine“, nicht weniger trefflich den Müßling im Picard-Herklotsſchen Luſtſpiel „wie er immer vorwärts will und nicht vom Flecke kommt“, gern wurde er geſehn, wo es auf Entfaltung eines feinen Anſtands ankam, als Abbé de l'Epee von Kotzebue als Baron in der „Beichte“, als Hofrath im Singſpiel „das Geheimniß.“ Als Baßſänger, obgleich ſeine Stimmmittel nicht bedeutend waren, zeigte er ſich als Fürſt Blaubart, Axur, Ubaldo in der „Camilla“, Figaro in Paeſiello's Oper, auch trefflich als Faßbinder, als Lux im „Dorfbarbier“, als Grimm in „je toller je beſſer“, als Brandel in Pär's „luſtigem Schuſter“. Durch ſeine Entfernung von Königsberg verlor er manche Rolle, mit deren neuer Beſetzung dem Publikum nicht immer gedient ſeyn konnte. So trat er den Don Juan an Deichmann, Buffopartien, in denen ſeine Mäßigung nicht wohl angebracht ſeyn mogte, an Moſevius, den Baron in der „Beichte“ an Kühne ab. Da Schwartz in ein höheres Alter gerückt war, ſo übernahm er den Alba, König Philipp, um nicht jüngern Talenten im Wege zu ſtehn. Wenn ſeine Leiſtungen vorzugsweiſe das Verdienſt hatten, in ſich abgeſchloſſen zu ſeyn, ſo war doch ſeine Anſicht von der Kunſt keine für weitere Ausbildung abgeſchloſſene, wie man dies ſonſt bei ältern Schauſpielern wahrnimmt. So fand er ſich in die ſpaniſche Form der Tragödien eines Müllner und Grillparzer und ſprach eben ſo effectvoll die trochäiſchen, wie die jambiſchen Verſe. Man weiß es gemeinhin denen nicht Dank, die in ihrer Perſon das Ideal eines Schauſpielers anſchaulich machen wollen und möglichſt alle Rollen ſpielen zu können vermeinen, weil bei dem Streben nach Mannichfaltigkeit

*) wie bei E. Devrient und im Allgemeinen Theater-Lexicon.

zu leicht das Spiel zur Fratze wird. Schwartz hat ſich dadurch keinen Vorwurf zugezogen. Er erſtrebte aber noch mehr, indem er in ſich den lebendigen Beruf fühlte, zugleich Schauſpieler, Regiſſeur und Director zu ſeyn. Nicht gebrach es ihm dazu an Geſchick, Wiſſen und auch nicht an Zeit, indem er gewöhnlich nur im Schauſpielhauſe ſich unter ſeinen Collegen ſehen ließ und nicht mit ihnen Geſellſchaften, Vergnügungsörter und Gaſthäuſer beſuchte. So groß die Anerkennung war, die er in Königsberg fand, ſo reichte ſie doch nicht ſo weit, daß man ihm nach dem Erbau des neuen Schauſpielhauſes die Direction anvertrauen wollte, ohne ihm Bedingungen zu ſtellen, die ihm nicht viel mehr als den Namen eines Directors ließen. So kam es, daß dem goldenen Zeitalter des Königsberger Theaters unmittelbar das eiſerne folgte. Jenes hatte Schwartz herbeigeführt, dieſes würde er, wenn nicht Kabale ihm entgegengewirkt, abgewendet haben. Er ſpielte keine Intriguanten=Rolle und ſo erfreuten ſich ſeine wiederholten Verſuche, die Kunſt zu retten, nicht der rechten Unterſtützung und Mißmuth, ſeine uneigennützigen Abſichten verkannt zu ſehn, verhüllte endlich die Sonne ſeines Künſtlerabends.

Schwartzen zog es viermal nach Hamburg zurück und daſelbſt, wo er zuerſt mit Erfolg aufgetreten, beſchloß er ſeine künſtleriſche Laufbahn. Schon nach einem Jahre kam er, 1800, nach Königsberg wieder, wahrſcheinlich, da er die Kunde vernommen, daß zwei Bühnen in Preußen errichtet werden ſollten. „Herr Schwartz mit ſeiner Frau, heißt es in der Anzeige*), ſind zum wahren Vortheil der hieſigen Bühne zurückgekehrt, nie hatten wir ſchönere Ausſichten für unſere Bühne." Durch die Errichtung der zwei ſtehenden Theater war aber das Schuchiſche Privilegium nicht außer Kraft getreten. Steinberg nennt ſich ſeit dem 30. Mai 1802 Schauſpieldirector in Königsberg. Schwartz begiebt ſich nach einer Beneſiz=Vorſtellung für ſich und ſeine Gattin nach Breslau, aber auch hier ſoll er nur als Schauſpieler wirken und der Regiſſeur Scholz fühlt ſich veranlaßt 1803 das Gerücht als unbegründet zurückzuweiſen: „Herrn Schwartz ſey für ein Jahr die Aſſiſtenz bei der Regie übertragen." Nach einem Mo-

*) Jahrbücher der pr. Monarchie. Berlin 1801. III. 53. Vgl. Meyer-Schröder II. II. 106.

nat iſt Schwartz wieder in Königsberg und glänzt als Wallenſtein, da zuerſt „die Piccolomini“ und „Wallenſteins Tod“ in Szene gehn. Er ſpielte drei Jahre hindurch und, nachdem er kurz vorher den Lear und den Nathan gegeben, trennt er ſich von Königsberg und zugleich von ſeiner Gattin. Auf dem Nationaltheater in Berlin tritt er 1806 wie 1810 als Gaſt auf, er giebt mit Beifall den Wallenſtein und zum Theil ſolche Rollen, in denen Iffland Triumphe feierte. Er erhält darauf eine Anſtellung in Breslau*) und ſpäter in Stuttgart, wo er die Regie übernimmt. Unterdeſſen war in Königsberg das große Schauſpielhaus erbaut. Daſſelbe, das Allen durch ſeine Maſſenhaftigkeit imponirte und von ihnen als ein achtes Wunder geprieſen wurde, fand an Schwartz einen ſtrengen, und wie es die Folge lehrte, gerechten Richter, wenn er bemerkte, daß es in Größe allzuviel, in Zweckmäßigkeit allzuwenig biete. Am 8. Mai 1808 tritt er in Königsberg als K. Würtembergſcher Hofſchauſpieler in den „Jägern“ auf, darauf in Stücken von Shakſpear, Leſſing, Goethe, Collin, Kratter. „Er gab, heißt es in einer Zeitung **), den Oberförſter und wurde wie ein alter Freund empfangen und ſchaffte uns durch die herzliche Darſtellung dieſer Rolle herzliches Vergnügen. Als Peter im „Mädchen von Marienburg“ zeigte er, daß er an Kraft und Lebendigkeit gewonnen hatte. Den Lear hatte er noch niemals in Königsberg gegeben“ u. ſ. w. Schwartz wünſchte das Amt des Regiſſeurs am Würtembergſchen Hoftheater aufzugeben und Stuttgart mit Königsberg zu vertauſchen. Doch er ſtellt die freilich ungeheuer erſcheinende Bedingung, im kleinen Hauſe ſpielen zu dürfen. — Was ihm nicht freiwillig geſtattet wird, muß ihm im Drange der Umſtände gewährt werden. Das neue Gebäude, vor zwei Monaten nur eingeweiht, brennt am 1. Juli nieder. Nach 16 Tagen be

*) Wenn der Name Schwarz auch kein ungewöhnlicher iſt, ſo iſt doch ungeachtet mancher befremdenden Angabe Folgendes im Verzeichniß der Mitglieder des Theaters in Breslau, auf ihn zu beziehn: „C. W. J. Schwarz geb. 1768, debütirte 1789, ſpielt im Schauſpiel den Oberförſter in den Jägern, Abbé de l'Epée, Tell, Wallenſtein.“ Ifflands Almanach für Theater. 1807, S. 306. Als 1808 in Breslau zuerſt „die Braut von Meſſina“ gegeben wurde, war ein Schwarz einer der Chorführer.

**) Sonntagsblatt. Stettin 1808.

ginnen die Vorſtellungen in ehemaliger Weiſe und der Name Schwartz ſteht in der Reihe oder an der Spitze der angeſtellten Schauſpieler *). Er iſt des Directors Steinberg Haus- und Tiſchgenoſſe und nur im Spiel, wie es oft der Fall war, thut er zärtlich gegen Mad. Schwarz. Bald iſt er Mitdirector und ſeit dem 1. Nov. ſind die Komödienzettel allein mit ſeinem Namen unterzeichnet. Ein Theater von demſelben Umfang, in denſelben Verhältniſſen als das abgebrannte, ſtieg aus der Aſche empor. Am 9. Dez. 1809 wurde es eröffnet. Schwartz konnte ſich mit den Uebelſtänden deſſelben nicht verſöhnen. Der Baurath Müller, der in dem Panoram-Theater ſich einen koloſſalen Kuckkaſten angelegt hatte, und der Stadtrath Prin, der als Actionär den Leuten gern durch die Zeitung darthat, daß er ein Wort mit darein zu ſprechen habe, erklärten ſich entſchieden gegen ihn. Nothwendigkeit zwang ihn ſo, Königsberg zu verlaſſen, das er als ſeine „zweite Vaterſtadt" betrachtete, in der er für die Kunſt und für das Publikum in der Freude des Berufes kein Opfer ſcheuend „lebte und wirkte", wie keiner vor und nach ihm, von einem Unternehmen zu ſcheiden, das er „mit Liebe für die Kunſt begann, mit Eifer und Thätigkeit führte und mit inniger Betrübniß" aufgab. Er hatte die Genugthuung, daß man bald ſchmerzlich erkannte, wie es beſſere Einſicht geweſen, was man damals für ſchnöden Eigenſinn gehalten. Die wahren Theaterfreunde blieben die ſeinigen und theilten die Empfindungen ſeiner Collegen, die in der Form von Stammbuchsverſen ein öffentliches Anerkenntniß ſeines Verdienſtes und ihrer Hochachtung der Oeffentlichkeit zu

*) In der Rede, die Schwartz bei Eröffnung der Vorſtellungen nach dem Brande des neuen Schauſpielhauſes ſprach, ſagt er: der Künſtler flüchtet aus den Trümmern „in ſein altes Aſyl und hofft, Ihr werdet nachſichtsvoll annehmen, was er Euch in dieſem kleinen anſpruchsloſen Tempel bieten kann. Zum zweiten Male nach demſelben Unglück, ruft mich das Vertrauen an die Spitze meiner Brüder Hier war es ja, wo ich die Roſenzeit meiner Künſtlerlaufbahn lebte; hier iſt es, wo ich Freunde, wo ich Brüder fand — hier zu leben unter Freunden, bin ich gern zurückgekehrt — hier wünſch' ich zu enden in Ihrem Dienſt — ein langes Leben wünſch' ich mir, damit ein jeder Tag es Ihnen möge bewähren, wie theuer, wie ſtärkend mir Ihr Zutrauen iſt." Morgen-Zeitung 1808. S. 234. In Schwartz's Eröffnung „An das Publikum 18. Juni 1809" heißt es: „Seit 18 Jahren hier, glaube ich nicht mich als einen Fremden betrachten zu müſſen, ich habe mein zweites Vaterland hier gefunden."

übergeben ſich veranlaßt fühlten *). Schwartz ging nach Hamburg, wo er unter Schröder's Leitung, und wie früherhin in Königsberg, mit dem Ehepaar Kühne zuſammenſpielte. Die Segnungen, die er über den ihm treu ergebenen Künſtlerverein in Königsberg verbreitet hatte, verwandelten ſich in Flüche. Ungeachtet tüchtiger Kräfte, die er noch zählte, kaun dem gänzlichen

*) Die, deren Namen hier verzeichnet ſtehen,
Sie wünſchen Dir zum Werdetage Glück.
Sie wünſchen dieſen Tag noch oft zurück,
Mög' er noch lange Dich an ihrer Spitze ſehen!

Dieſe Zeilen ſtehen vornean in einem Büchelchen, das 1810 erſchien und das durch die Quer-Octav-Form, ſo wie durch den Titel: „Denkmal der Liebe und Achtung" ſich als Stammbuch zu erkennen giebt. „Die Eingangsverſe und das Datum „21. April" — Schwartzens Geburtstag — lehren, für wen das Denkmal beſtimmt war, deſſen Name in der ſonſt vollſtändigen Reihe der Bühnenmitglieder vermißt wird. Nicht er iſt unter „A. Schwarz" bei den Verſen zu denken:

— — Es reift das Gute, das Große nur langſam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte

ſondern Mad. Schwarz. In alphabetiſcher Folge iſt Seite für Seite mit einem Namen und mit einem meiſt glücklich gewählten Motto gezeichnet in Bezug auf Schwartzens rühmlich geführte Leitung und den Undank, den er ſtatt des Lohns erworben; überall verräth ſich die Abſicht, ihm Troſt und Muth einzuſprechen und innige Freundſchaftstreue zu verſichern. Gewöhnlich iſt es Schiller, von dem die Worte geborgt ſind. So lieſt man:

Ein großes Beiſpiel wirkt Nacheiferung.

Es liebt die Welt, das Stralende zu ſchwärzen.

Alles opfert' ich hin.
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.

Es iſt mein Loos in Deine Hand gegeben.

Von J. G. Jacobi ſind dagegen die Reime:

Wir fanden ihn, den hohen Geiſt,
Der ſchafft und ordnet, blühen heißt.

Der alte Ströbel ſagte bedenklichen Sinnes mit Goethe:

Mein Freund die goldne Zeit iſt — ach! vorbei.

Und Fleiſcher der Helleniſt konnte nicht umhin unter lauter deutſche Sprüche καλὸς κ'ἀγαθὸς zu ſetzen.

Verfall und dem Aufhören der Liebe für das Theater nicht vorgebeugt werden. Keine Direktion vermag ſich zu erhalten. Da erſcheint im Aug. 1813 wieder Schwartz in Königsberg und erwirbt ſich als Philipp im „Don Karlos“ als Nathan neue und alte Lorbeern. Der Komödienzettel zeigt bald den Gaſt wieder als Mitglied des Theaters und man erwartet, ihn nächſtens auch als Direktor wirken zu ſehn. Aber wie groß auch die Noth iſt, diejenigen, die gewöhnlich von gutem Geſchmack ſprechen, weil ſie keinen haben, gehen nicht in Schwartzen's Wünſche ein, um nicht dem neuen Schauſpielhauſe eine Ehrenkränkung anzuthun. Gedemüthigt muß er wieder abtreten, um wieder „eine Zierde des Hamburgiſchen Theaters“ zu werden. Man berichtete dort von ihm: „Ausgezeichnet ſteht Schwartz in älteren Rollen auf einer hohen Stufe der tragiſchen Kunſt; ſtets beſonnen in Rede und Handlung faßt er ſeinen Dichter immer im innerſten Gemüth auf und gewährt nicht allein durch ſeine eigne Leiſtungen erfreulichen Genuß, er wirkt auch auf das Spiel der Anderen, welche ſeine Ruhe — die höchſt nothwendige Eigenſchaft des Künſtlers — an ihn feſſelt. Ueberaus trefflich iſt ſein Moſes, Don Valeros, Borotin.“

Nach Schröder's Tode ward F. L. Schmidt Haupt des Hamburgiſchen Theaters, der 1817 Schwartzen's Talent anerkennend ihm einen Antheil an der Direction übergab und ein Drittel des Reingewinnſtes beſtimmte. Im J. 1828 zog ſich Schwartz von der Bühne zurück und, mit der Welt zerfallen, beſchloß er in Kummer und unzugänglicher Zurückgezogenheit ſein Leben. Sein Sohn, dem er in Königsberg einen Hofmeiſter gehalten, widmete ſich nachmals wohl wider ſeinen Wunſch dem Theater und ſpielte auch hieſelbſt 1822, (er gab den Don Juan und ſeine Frau den kleinen Matroſen; Rollen, in denen ſein Vater und ſeine Mutter ſich ausgezeichnet), erhob ſich aber nicht über die Mittelmäßigkeit.

Kühne, deſſen eigentlicher Name Joh. Reinhold v. Lenz iſt, nimmt die zweite Stelle der Künſtler Königsbergs in Anſpruch *). Er war in Riga 1778 geboren, der Enkel eines Ge-

*) Sein Leben von Heinr. Meyer in Wolff's Almanach 1846. S. 139.

neral-Superintendenten und der Neffe des Dichters Lenz. Er kam als Knabe nach Königsberg und beſuchte hier das altſtädtiſche Gymnaſium. Als er nach ſeinem Geburtsort zurückkehrte, ward er Militär. Bald rief ihn aber die Liebe zur dramatiſchen Kunſt auf die Bühne und ſein edler Anſtand, ſein chevalereskes Weſen eignete ihn vorzüglich für die Rolle, in der er 23 Jahr alt zuerſt in Petersburg auftrat, für den Ferdinand in „Kabale und Liebe." Und bis zum Abgang von der Bühne glänzte er beſonders, wenn er „ſein feines, in den höhern Geſellſchaftskreiſen gebildetes Benehmen, ſeine körperliche Gewandtheit und eine heroiſch ſchöne Geſtalt" zeigen konnte. Er wird als ein junger feuriger Mann geſchildert, als er in Königsberg wirkte, dem er als Bühnen-Mitglied zwiſchen 1804—1811 angehört. Er tritt zuerſt als Stephanof in „Benjowski" auf, gefällt, wird angeſtellt und nach der Verabſchiedung eines gewiſſen Rouſſeau, nach der Abreiſe Schwartzen's 1806, werden die Hauptrollen in Luſt- und Schauſpielen, beſonders in Tragödien, von ihm gegeben und er ſteigt zum Liebling der Theaterfreunde empor. Er vermählt ſich mit Dem. Caſſini und ſeitdem ſieht man ihn beſonders gern neben dieſem Inbegriff des Liebreizes ſpielen, ſie iſt Turandot und er Kalaf, ſie die Agnes Bernauerin und er Albrecht, ſie die Baronin in der „Beichte" und er der Baron. Kühne ſtellt den Guido im „Julius von Tarent", den Guelpho in den „Zwillingen", den Otto von Wittelsbach, Macbeth (Schwartz: Macduff), Laertes (Schwartz: Hamlet), Fiesco, Mortimer (ſpäter Büttner), Don Ceſar, Clavigo (auch Beaumarchais), Baron Wiburg in „Stille Waſſer ſind tief", Major Buſch im „Räuſchchen." Als Bethmann aus Berlin neben ſeiner gefeierten Gattin eine Reihe von Tragödien vorführte, zeigte es ſich, da jener Rollen von Kühne und Büttner übernahm, wie wenig es der fremde Künſtler vermogte, das Verdienſt der unſrigen zu ſchmälern. Der Rezenſent B. vergleicht ihn in einzelnen Rollen mit Mattauſch und Czechtitzki, denen Kühne den Preis ſtreitig macht. Im J. 1808 verlor ihn Königsberg für immer mit ſeiner vielleicht noch ausgezeichneteren Frau, da er von ſeinem Verſprechen, nach einer vierteljährigen Kunſtreiſe zurückzukehren, durch ein Schreiben von Steinberg entbunden wurde, denn Schwartz hatte die von jenem nicht zu allgemeiner Zufriedenheit geführte Regie wieder

übernommen. Nach einer Reihe von Gaſtrollen in Berlin faßt das Künſtlerpaar in Hamburg feſten Sitz und wie in Königsberg glänzt es hier. Als es nach zwei Jahren eine Anſtellung in Breslau annimmt, wurde ihm Folgendes nachgerühmt: „Kühne entſchied den Beifall mancher Rolle durch ſeine bloße Perſönlichkeit. Ein denkender Künſtler, der Künſtelei abhold, berechtigte zu Erwartungen der Zukunft, deren Erfüllung mit jedem Tage ſichtbarer ward, belehrte ſich ſelbſt und beſaß eben ſo viel Empfänglichkeit als Urtheil für fremde Belehrung *). Kühne, vier Jahre Regiſſeur in Breslau, kehrte zur Freude Schröder's und Hamburgs nach einem Gaſtſpiel in Leipzig 1814 dorthin zurück und blieb hier, bis er ſich vom Bühnenleben trennte 1839. Es wird dem Scheidenden zum Ruhm „Würde, Einſicht, Erziehung, vielſeitige Bildung" beigelegt. „Hugo, Yngurd und vorzüglich Macbeth geben ihm den Platz unter den erſten Schauſpielern Deutſchlands." Nach „des unvergeßlichen Schwartz" Abgang gab er den Oberförſter Warberger und er führte auch zuletzt mit Glück komiſche Rollen aus, wie den Rummelpuff. Während der Zeit beſuchte er mehrmals Königsberg auf Beſuchsreiſen nach ſeiner Vaterſtadt Riga, wo er zuerſt 1819, darauf 1820, 1822 und 1823 Gaſtrollen mit großem Erfolge gab. Bedenkliches Augenleiden beſtimmte ihn, wiewohl er ſich jugendlich friſch erhalten hatte, den Kreis, in dem er ruhmvolle Anerkennung genoſſen, zu verlaſſen, um in ſeiner Heimat ſein Leben zu beſchließen. An einer theatraliſchen Abſchiedsfeier, an einem Lorbeerkranz, den Kühne aus Cornets Hand empfing, fehlte es nicht.

Lenz-Kühne hat auch Schau- und Luſtſpiele, meiſt aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen überſetzt, herausgegeben, von denen manche auf verſchiedenen Bühnen dargeſtellt ſind. Die ſchriftſtellernden Schauſpieler theilen das oft mit den ſchriftſtellernden Damen, daß ſie erſt dann, wenn ſie ſich nicht mehr anders zeigen können, auf dem literariſchen Markt auftreten. Kühne war beinahe 50 Jahre alt, als er ſich als Dichter verſuchte.

Heinrich Büttner (Bütner), der eine Reihe von Jahren hindurch als erſter Liebhaber in Luſt- und Trauerſpielen bedeutſam zur Haltung des Ganzen in den Vorſtellungen mitwirkte,

*) Meyer Schröder II. 1. S. 284.

bachte ernſter als Alle über ſeine Kunſt nach und durch einen mit mühſamen Fleiß erworbenen Takt erſetzte er, was ſeine Mitſpieler durch die Begeiſterung des Augenblicks errangen. Er mogte eine Rolle noch ſo oft ſpielen, ſo ſah man an den Abenden, an denen er nicht auf der Bühne ſtand, zur beſtimmten Stunde die Laden ſeiner Fenſter ſich ſchließen, damit er ungeſtört ſeine mimiſchen und deklamatoriſchen Uebungen fortſetzte. Zu tadeln war es, daß er bei ängſtlicher Beachtung des Schicklichen ſelbſt während des Spiels ſeinen Unmuth nicht bekämpfen konnte, wenn ihm Widerwärtiges aufſtieß. Als ein Stück ausgepfiffen wurde, wendete er ſich gegen das Publikum, um es zur Ruhe zu verweiſen, er konnte ſich eines höhniſchen Lächelns nicht erwehren, als dieſes ſich lebhafter als für ihn, der ſeine Blütenzeit hinter ſich hatte, für Karſchin intereſſirte und er hielt die kleinen Rollen nicht des Memorirens für werth, die Kotzebue ihm zutheilte. — Ein ſprechendes Antlitz, eine angenehme Geſtalt, ein biegſames Organ wußte er in wohl überlegtem Spiel zur Geltung zu bringen, wenn auch das Studirte ſeiner Bewegungen beim erſten Auftreten etwas Kaltes hatten.

Heinr. Aug. Büttner war in Berlin 1782 geboren und wurde 19 Jahre alt Schauſpieler und zwar in Breslau. Im Anfange ſeines Wirkens 1802 und 1803 in Königsberg ſpielte er ſehr verſchiedene Rollen: den Franz Moor, den Appiani und den Crispin in den „Schweſtern von Prag"*), bis er ſeinen Beruf erkannte zur Darſtellung der jugendlichen Helden, die Schiller als Ideale vorführt: Mortimer, Max, Arnold von Melchthal. Er ſpielte den Don Manuel, den Julius von Tarent, den Columbus von Klingemann, den Caſſio im „Othello." Von ſeinem Publius im „Regulus" ſagt der Rezenſent B.: „Reges Leben, echte Größe, römiſcher Geiſt ſprach aus allen ſeinen Mienen, allen ſeinen Bewegungen. Sein treffliches Organ, welches er in Viertheile und Achttheile zu ſondern vermag, leiſtete ihm bedeutende Hülfe. Sein Publius war eine Kunſtleiſtung im höhern, im höchſten Sinne des Wortes." Unendlich gewann die Vorſtellung des „Fiesco", als er den Muley Haſſan gab, eine Rolle, die früher

*) Die letzte groteſk-komiſche Rolle, die Büttner übernahm, aber traurig genug ausführte, war der Zeitungsſchreiber in Kotzebue's „Eſels Schatten."

von einem Intriguantenſpieler in gewöhnlicher Weiſe abgehandelt wurde. Mit der Mäßigung des feinen Anſtands gab er den Anton in den „Jägern", den Eduard im „Epigramm", den Lieutenant Stein in den „Klingsbergen" u. ſ. w. Im J. 1810 trat er auf den Theatern in Berlin, Dresden und Hamburg als Mortimer, Franz Moor, Ferdinand in „Kabale und Liebe" mit Beifall auf. Als ihm der Liebhaber nicht mehr wohl anſtand, gefiel er ſich in Rollen von markirter Ausprägung. Hier iſt Marinelli zu nennen und Seſoſtris in Klingemann's „Moſes." Der Verfaſſer ſagt, er habe bei Schilderung des Charakters an Napoleon gedacht. Demnach konnte ihn wohl keiner beſſer geben als Büttner, der im „Flußgott Nimen und noch Jemand" als letzterer Außerordentliches leiſtete. Einen Jubel rief er 1813 durch die Wahrheit der Charakteriſirung hervor, denn eine täuſchende Aehnlichkeit verband ſich mit meiſterhaftem Spiel. Als er durch eine lange Rede, er mußte ſie in wenigen Stunden aus Kotzebue's noch naſſer Handſchrift lernen, als „der große Schauſpieler Noch Jemand" ſich empfahl, weil er nach der Einnahme von Paris „entſchloſſen ſey ſich nunmehr in Ruhe zu ſetzen", wurde ihm noch die ſchwierige Aufgabe geſtellt, ſich nach erfolgtem Vorruf würdevoll zu benehmen und er löſte ſie überaus glücklich. Ernſt und beſtimmt wie Schwartz hing Büttner mit derſelben Liebe an Königsberg und wirkte hier in Ehren beinahe ununterbrochen eilf Jahre hindurch. Wie zu Kühne's Zeit konnte er als Tragödienſpieler ſich zeigen, als Anſchütz 1811 Mitglied des Theaters in Königsberg wurde, er ſpielte in Klingemann's „Gegenkäiſern" den Ludwig und jener den Friedrich, er den Max und jener den Wallenſtein, er den Karlos und jener den Poſa. Wenn Kühne einen lebendigeren Eindruck zurückließ als Büttner, ſo auch Anſchütz. 1813, als es ihm beſchieden war, wieder mit Schwartz eine kurze Zeit zuſammen zu ſpielen, ſeinem aufrichtig verehrten Freunde, legte er als Heldenſpieler die letzten rühmlichen Proben ab. Nur die Gefahr des gänzlichen Zuſammenſturzes konnte Büttnern vermögen, im Oct. 1813 Königsberg zu verlaſſen. Er ſchied mit allen, die außerhalb auf eine Anſtellung zu rechnen hatten. Als Kotzebue eine Bühne des erſten Ranges herſtellen wollte, kam Büttner von Riga, wohin er ſich gewandt, zugleich mit dem Ehepaar Feddersſen, um an dem neueren Unternehmen

ſich zu betheiligen. Kotzebue, der Anfangs von perſönlicher Zuneigung ſprach, wollte ihm bald nichts weniger als wohl, er gab ihm die unbedeutendſten Rollen, um ſich in den Beurtheilungen darüber zu beſchweren, daß er nicht mit Liebe ſpielte, er machte ihm zum Vorwurf in den Text ſeiner Stücke Unpaſſendes einzuſchwärzen, Büttner wies aber nach, daß die Worte in der Rolle ſtünden und ebenſo in dem gedruckten Buch und klagte: „man wolle ihn moraliſch mit Füßen treten." Kotzebue gab das Reich auf und überließ es einem anarchiſchen Zuſtande. Büttner blieb mit als einer der letzten älteren Mitglieder und ging im Mai 1816 ab. Er lebte nur noch kurze Zeit und an verſchiedenen Orten und ſoll im Meklenburgiſchen nicht natürlichen Todes geſtorben, ſondern ertrunken ſeyn.

Büttner beſaß wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und gab im Engliſchen Unterricht. Auch er verſuchte ſich in dichteriſchen Arbeiten, aber ohne Glück. Er ſprach vorzüglich Verſe, namentlich beim Vortrag von Balladen, er beſaß ausreichende metriſche Kenntniſſe, er urtheilte richtig über den Werth der Dramen, darum konnte er aber weder Verſe machen, noch ein Trauerſpiel ſchreiben. Seine Beiträge in den Tagesblättern, die in Königsberg von Studenten, wie Weygoldt und Symanski herausgegeben wurden, ſind keineswegs löblich und ein Trauerſpiel, das er zur Aufführung brachte, verſetzte in ſeiner erſchütternden Entſcheidung die Verſammelten in die heiterſte Laune. Daſſelbe hieß „der Bund des Todes" (ſchon im erſten Akt ſtarben zwei Ritter) und das Wort, das zwei Freunde, die ſich gegenſeitig erſtachen, ausſtießen: „Stich tiefer!" gelangte zu einer ſprichwörtlichen Berühmtheit, ſo daß der Verfaſſer es für gerathen hielt, den Tag ſeines Benefiz zur eignen Verſpottung ſeines ſchriftſtelleriſchen Schickſals zu wählen, indem er auf „Künſtlers Erdenwallen" eine Farce: „der Bund des Todes in 20 Minuten" folgen ließ, bei dem die Namen der drei Spielenden, der Dem. Steinberg, Büttners und Fleiſchers in griechiſcher Ueberſetzung auf dem Zettel erſchienen.

Carl Ludw. Blum*) hatte einnehmende Züge, eine hohe Geſtalt, in der ſich ein lebensfrohes Element auf den erſten Blick kundgab. Er konnte nicht Sch ausſprechen, was ſonſt ſtörend

*) Nekrolog von Adami in Wolffs Almanach. 1845. S. 112.

genug, im muſikaliſchen Vortrag ihm zu Statten kommen mogte. Das Linkiſche in ſeinen Bewegungen, das er lange nicht zu beſeitigen vermogte, legte er ab, als er es auf der Szene als „Landjunker in der Reſidenz" von Kotzebue es recht zeigen ſollte. Seitdem war ſein Spiel frei und ungezwungen und nicht weniger als Sänger ward er in Schauſpielen gern geſehn, in denen er in militäriſcher Tracht ſchon durch ſeine Größe imponirte und in denen das Geradeaus ſeinem Weſen entſprach.

Er wurde in Berlin 1786 geboren und widmete ſich frühe der Kunſt, wenn nicht der Mimik, ſo der Malerei und der Muſik. Da ſein Vater ſtarb, ſo wählte er, was er auf dem Thalia-Theater als Vergnügen betrachtet, zum Beruf und trat in eine Truppe, die in Erlangen ſpielte. Als vom Anſpachſchen Theater kommend, tritt er 1804 zuerſt in Königsberg als Ruf d. j. in der „Schachmaſchine" auf. Er gab den Hermann in den „Räubern", den Bertrand in der „Fanchon", den Gouverneur im „Don Juan". Steinberg ſah ein, daß bei der Zahl beliebterer Schauſpieler niemand ſeinetwegen das Theater beſuchte, und nahm daher nur ſelten ſeine Kraft in Anſpruch, meiſt nur in Stücken, die ein großes Perſonal erforderten. Blum nützte ihm dadurch, daß er Decorationen malte, die Chöre einübte und im Chor ſang. Beſonders intereſſirte ſich für ihn der Muſik-Direktor Hiller, unter deſſen Leitung er die theoretiſche Muſik erlernte und mit größtem Eifer ſich ihr ſowohl als dem Executiren widmete. Er lernte die Guitarre, das damalige Lieblingsinſtrument, und war bald der erſte Guitarrenſpieler in Königsberg. Als der Hof ſich hier befand, gab er der Prinzeſſin Wilhelm Guitarre-Unterricht. Sein langes, Anſtoß gebendes Haar fiel, da man ihm einbildete, daß die Prinzeſſin zu ſeiner Verfeinerung ihm einen Friſeur geſchickt habe, er regelte mehr ſein Leben und ließ ſich weniger gehn in einer ihm eigenthümlichen Zerſtreutheit und einer unſtät wüſten Weiſe wie bisher. Sein Talent ſchlug durch, als er durch ſeinen Junker Hans von Birken mit Matz, den Lanz ſpielte, 1808 Alle höchlich ergötzte und überraſchte, ſo daß Wiederholungen des Luſtſpiels oft auf einander folgten; als Stepanof in Kotzebue's „Benjowski", als Koſaken-Hetmann in der Weißenthurn „Befreiung von Smolensk" zeichnete er ſich darauf nicht minder aus und ſchwang ſich zu einem Liebling des Publikums auf, das ſeit-

dem Kühnen weniger vermißte. Mit Virtuoſität gab er den „Magiſter Lämmermeier“ in Voß' „Künſtlers Erdenwallen“ (man ſagte, er ſpiele ſich ſelbſt vorzüglich) und zur vollen Genüge ſein komiſche Rollen. Neben heiter anſprechenden Charakteren ſtellte er ſolche dar, die Wildheit und Bösartigkeit bezeichnen, er ſpielte den Karl Moor und auch den Franz Moor *), den Ceſar in der „Braut von Meſſina“, den Leiceſter, den Giannettino, den Edmund und den Jago, den Dobroslav in der Weißenthurm „Wald bei Hermannſtadt“. Gediegenes leiſtete er aber als Opernſänger und erſetzte Sehring d. j. und Schwartz als Don Juan, Osmin, Figaro in „Figaro's Hochzeit“, Mafferu, Axur, Osmin, Fürſt Blaubart, Floreſtan in „Richard Löwenherz“, Ubaldo in der „Camilla“. Ungeachtet des häufigen Auftretens gewann er Zeit zu dichteriſchen und muſikaliſchen Compoſitionen. 1809 wurde von ihm ein Singſpiel als Intermezzo „die drei Guitarrenſpieler“ aufgeführt, das in mehrfacher Veränderung **) verſchiedene Male über die Bühne ging und in dem ſich Weiß, Moſevius und er als Guitarre-Virtuoſen hören ließen. Auch Theater-Decorationen malte er noch und als eine Merkwürdigkeit prangt in den Annalen des Theaters ein Singſpiel „Karl II. oder die Flucht nach Frankreich“, das 1812 aufgeführt wurde, weil Blum dasſelbe gedichtet und componirt, die Decoration dazu gemalt hatte und die Hauptrolle ſpielte und ſang. Wie man es Schwartzen und Weißen zu danken hatte, daß Werke der tragiſchen Muſe zur Kenntniß des Publikums kamen, die nur einen kleinen Theil erbauen konnten, ſo war es Blum, der claſſiſche Opernmuſiken nach Königsberg verpflanzte, ſo ſetzte er 1813 zwei Akte von Glucks „Iphigenia“ in Szene. Wie Kühne in Schau- und Trauerſpielen mit ſeiner Frau ſtets zuſammen zu ſpielen pflegte, ſo Blum mit Dem. Toscani, die ſeine Gattin wurde. Als Gaſtſpieler 1810 glückte es ihm in Danzig und in Berlin nicht beſonders. Er benachrichtigte davon ſeine Freunde in Königsberg mit tröſtlichem Humor. Unvorhergeſehene mißliche Umſtände und ſeine mangelhafte Ausſprache trugen wohl vornämlich die Schuld. Er mogte daher, als er 1813 nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehrte, nicht

*) An einem Abend ſpielten den Karl und Franz ſpäter in Königsberg Jerrmann ſowie Kunſt. **) Als „Der Seemann auf feſtem Lande“ 1810 gegeben.

die Bühne betreten, um ſo weniger, als er mit ſeinem Bruder Heinrich hätte concurriren müſſen, der viele ſeiner Rollen in Opern und Schauſpielen meiſterhaft gab. Blum komponirte und dichtete und wurde der deutſche Scribe genannt. Seine Stücke, großentheils freie Ueberſetzungen, wurden überall, aber vorzüglich in Berlin, mit größtem Erfolg gegeben, denn er hatte es von Raupach gelernt, die Hauptrollen beſtimmten Perſönlichkeiten anzupaſſen, die „Capricioſa", die „Mirandolina" der Charlotte v. Hagn, „Bär und Baſſa", „ein Stündchen vor dem Potsdammer Thor" Gernen; „die Schwärmerei nach der Mode" bezeichnete er als ein zeitgemäßes Stück durch den Namen des Pietiſten Reckum. Auf allen Theatern erfreuten ſich einer günſtigen Aufnahme „der Ball zu Ellerbrun", „Erziehungs-Reſultate". Ohne die Malerei aufzugeben, war es das muſikaliſche Intereſſe, das ihn beſonders anzog und das ihn nach Italien und Frankreich führte, ihn zwei Jahre in Paris feſſelte, fünf in Wien, wo er in nähere Beziehung zu Salieri trat, für deſſen Schülerin Milder-Hauptmann er den „Gruß an die Schweiz" componirte. Früher hatte er „Claudine von Villa Bella" geſetzt, die 1810 in Königsberg und in Berlin zur Aufführung kam. Ihm gelang es, was Reichardt verſucht hatte, das Vaudeville in Deutſchland einzubürgern, vornämlich durch den „Schiffskapitain", von dem Blum in Berlin die 82ſte, ſo wie vom „Bär und Baſſa" die 100ſte Vorſtellung erlebte. 1800 ward Blum k. Hofcomponiſt, ſpäter Director des königſtädtſchen Theaters und vier Jahre Regiſſeur der k. Oper. Er vergaß Königsberg nicht, das er 1822 beſuchte und hier muſikaliſche Vorſtellungen leitete, das er mit dem anſehnlichen Ertrag eines Concerts bedachte zum Beſten der durch eine Ueberſchwemmung Beſchädigten. Gegen das Ende ſeines Lebens war er beinahe erblindet. Eines Abends ſagte er ſeiner Wirthin, daß er in der Nacht ſterben würde, er ereiferte ſich, als dieſe mit Lächeln ihm widerſprach, und ſtarb in derſelben Nacht 1844.

Weiß wurde wegen ſeines Genies und ſeiner Bildung gleich hoch geſchätzt, nur durch beides war es ihm möglich, ein bedeutendes Stottern und eine ſchwere Zunge zu überwinden, ſo daß der Fehler auf der Bühne entweder ganz verſchwand oder wenig ſtörte. Als Sänger und Schauſpieler waren Schwartz und

Weiß in Vielſeitigkeit und Originalität einander gleich und, da ihr Streben nirgend in einem Punkt zuſammenſtieß, ſo ergänzten ſie ſich in merkwürdiger Weiſe. Jener ſang die erſten Baß-, Weiß die erſten Tenorpartien, jener vergegenwärtigte deutſche Biederkeit, dieſer franzöſiſche Politeſſe und beide trafen nur darin überein, daß eine große Zahl von Rollen nicht beſſer geſpielt werden konnten, als von ihnen.

Weiß, er hieß F. Greis, wurde 1777 in Straßburg geboren und trat 22 Jahr alt in einer Oper auf. Hier ließ er ſich 1802 als Belmont hören und verdunkelte ſeinen Vorgänger Zeibig dermaaßen, daß dieſer bald nicht mehr geſehn wurde, während Mad. Weiß nicht neben den Kunſtgenoſſinnen beſtehn konnte *). Der Rezenſent B., der von einer ſeiner Glanzrollen ſagt: „Titus wurde vortrefflich gegeben. Er ſang mit vieler Kunſt und Präziſion; Sprache, Aktion, Haltung entſprachen dem Gegenſtande: Würde, Kraft und die harmoniſche Einheit, die den Römer charakteriſiren, war die Eigenſchaft dieſes Titus" bemerkt vom Ritter Vergy im „Fürſt Blaubart" folgendes: „der Künſtler, den man in Partien, welche Zartheit des Geſanges und der Darſtellung fordern, lieb gewinnen muß, gab in dieſem innigen Charakter einen neuen Beweis, wie ganz er für Rollen dieſer Art geſchaffen zu ſeyn ſchien, wenn er nicht in höchſt komiſchen Darſtellungen Proben einer wahrhaft künſtleriſchen Verläugnung ſeiner Individualität ablegte. Nimmer ſollte man glauben, daß es eine und dieſelbe Perſon ſey, wenn man ihn zwei auf einander folgende Tage, heute im Vergy und morgen im Adam ſähe." Er ſpielte den Tamino, Murney **), den König Richard, den Armand im „Waſſerträger" ***) und wenn ſeine auffallenden Geſichtszüge, ſein gewöhnlicher Wuchs auch nicht zu einem Ideal taug-

*) Wiewohl vermählt, machte er Glück bei den Damen, namentlich bei denjenigen, die die Kunſt mit ihm verband. Mad. Schwartz und Mad. Hiller erfreuten ſich als feindliche Nebenbuhlerinnen ſeiner Gunſt.

**) Dieſe Rolle gab Weiß 1799 ſchon in Salzburg. Theater-Kalender 1800. S. 289.

***) In der letzten Rolle war ihm im erſten Geſpräch das „unbequem" nicht mundgerecht und, obwohl es niemand ihm verargt haben würde, wenn er es mit einem anderen Wort vertauſcht hätte, ſo capricionirte er ſich darauf, es hervorzuquälen, zum Vergnügen ſeiner auf den Moment harrenden Freunde.

ten, ſo merkte man doch nichts von den frappanten Portraits, die er als Don Ranudo lieferte, der mit wohlgemeſſener Grandezza das Brot der Bauern verſchlingt, als Riccaut, der „in queckſilbrigter Beweglichkeit“ radbrecht, als Kalb in „Kabale und Liebe“, der in höfiſcher Bornirtheit ſich brüſtet, als Rath Brand im „Räuſchchen“, der in närriſcher Liebenswürdigkeit herumſcharwenzelt, als Adam im „Dorfbarbier“, der in keckem Humor „Herr Lux!“ ruft, um ſeinen Herrn zu haranguiren. Wer Weiß in ſolchen Rollen ſah, dem iſt er unvergeßlich und bei Erwähnung des Namens ſieht man den eifrigen Adam mit Delicateſſe an dem am Nagel befeſtigten Riemen ſeine Scheermeſſer ſchleifen, man vergegenwärtigt ſich die Szene, als Brändchen, der den Schönheitsapfel zu gleichen Theilen zwei Begünſtigten zierlichſt ſpendet *). — „Das Burgverließ“, „das Vehmgericht“ und allerlei Ritterſtücke waren damals wohl bekannt, Weiß fand aber in ihnen nichts von jener Romantik, die ihr ſchimmerndes Helldunkel von Dresden aus verbreitete und die mit ſeinen ernſten, der ſpaniſchen Literatur gewidmeten Studien zuſammenſtimmte, denn durch die katholiſche Schönthuerei der Romantiker ward eine Befreundung mit dem Spaniſchen herbeigeführt. In der Zeitſchrift „Veſta“ rühren die Proben einer neuen Ueberſetzung des Don Quixote von Weiß her, in welchen er ſich im Verſtändniß über ſeine Vorgänger erhebt, denen er in beigefügten Anmerkungen Ungehöriges und Irrthümliches nachweiſt **). Weiß veranlaßte wohl 1813 die Aufführung

*) „Wilhelmine (Mad. Kühne). Sieg oder Tod! Für wen erklären Sie ſich? Hier ſind zwei junge allerliebſte Mädchen. Brand. Wie fein die Kriegsliſt erſonnen iſt! Ja wenn's Brändchen nicht wäre. Hier meine Schönen! Sehen Sie dies allerliebſte Aepfelchen! Brändchen, ein zweiter Paris, ertheilt ihn der Schönſten. Wilhelmine Den Apfel! Sophie (Dem. Beſſel d. j.). O, ich lege mich aufs Bitten. Brand. Brändchen wird ſich herauswickeln, ſorgt für Brändchen nicht. (Den Apfel zerſchneidend). So meine Damen zieht ſich das ſchlaue Brändchen aus der Affaire.“ — Wenn auch weniger bedeutend, ſo doch höchſt ergötzlich war ſein Schnaps in den „beiden Billets“, ſein Chevalier Chemiſe in den „Schweſtern von Prag.“

**) Einleitungsweiſe ſagt er: „Bertuch wollte ein Buch zum Todtlachen überſetzen und eine Ergötzlichkeit für die Verdauungsſtunde liefern. Sein Don Quixote iſt ein gewöhnlicher Narr, alle von Cervantes ſo meiſterhaft gezeichneten und trefflich gehaltenen Charaktere ſind unter ſeinen Händen flach und verunſtaltet worden. Tieck hat das große Verdienſt, zuerſt die Bahn gebrochen zu

von Werner's „Weihe der Kraft“ ohne Beſeitigung der myſteriöſen Szenen, die ſpaniſch genug klingen.

Als Komponiſt zeigte ſich Weiß durch das Liederſpiel: „der Bernſteinfiſcher“, welches „voll angenehmer Melodien“ 1810, und durch eine Fortſetzung des Dorfbarbiers: „Adam auf der Wanderſchaft“ (der Text von Carnier), welche 1808 dargeſtellt wurde.

Ohne die Luſt oder die Fähigkeit zu beſitzen, die zerrütteten Theater-Verhältniſſe zu regeln, ließ er ſich dennoch überreden, nach dem Directorat der Hendel-Schütz als der größte Liebling des Publikums, zuſammen mit dem pedantiſch ordentlichen Fleiſcher, am 1. Jan. 1812 verſuchsweiſe das wankende Kunſtinſtitut leitend zu ſtützen. Fleiſcher muß im Nov. zurücktreten und mit ihm verſchwindet alle Möglichkeit der Rettung. Vermögende Freunde einzelner Theater-Mitglieder, der Dr. Eichmann und der Mäkler Caſtell ſind von Zeit zu Zeit großmüthige Mäcene des Directors. Er verſuchte es, die Schauluſt zu erregen, ſey es, wodurch es ſey. In einer geſchmackloſen Burleske von Kotzebue ſpielt er die Cleopatra neben Blum „8—9 Jahre alt“ neben Beinhöfer, der „ein junges hübſches Kammermädchen“ darſtellt und in einer noch abſcheulicheren Burleske „Noch Jemand in ſeiner Reſidenz“ verurtheilt er Büttnern zu ſpielen.

Es ſtand zu befürchten, daß auch Weißens künſtleriſche Leiſtungen in Verruf kommen würden und er nahm den *Zeitpunkt* wahr, mit Ehren abzutreten, im Vertrauen auf ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung und ernſte Lernbegierde. Vielleicht durch den genannten Eichmann darauf geführt, der auch erſt in ſpäteren Jahren das mediziniſche Studium ergriffen, beſchloß er, daß Studenten-Examen zu machen und mediziniſche Vorleſungen zu hören

haben. Er umfaßte den Geiſt des Werkes in der Totalität, aber leider gab er ihn im Einzelnen nicht wieder. Er ſcheint vorzüglich bei den erſten Bänden des Spaniſchen noch nicht mächtig genug geweſen zu ſeyn, daher die häufigen Unrichtigkeiten. Statt auf Tieck's eingeſchlagenem Wege fortzugehn und ſeine Fehler glücklich zu vermeiden, führte Soltau die Leſer ſeiner Ueberſetzung um ein halbes Jahrhundert zurück. Ohne die leiſeſte Ahnung vom Geiſte des Originals giebt er bloß den materiellen Sinn der Worte.“ Weiß hätte vom Buchhändler Nicolovius erfahren können, daß Soltau's Ueberſetzung ſich in ſeinen Händen befand, bevor die von Tieck erſchienen war.

zur Erringung der Doctorwürde. Nicht war er im Stande, ſo-gleich das Theater zu verlaſſen, und während er noch als Dorf-barbier glänzte*), miſchte er ſich als Aesculaps demüthiger Jün-ger in die Zahl der Studirenden. Er hatte die Kraft, das ernſt Beſchloſſene ernſt durchzuführen. Er ward als Arzt beſtätigt und am Rhein als Regimentsarzt angeſtellt.

Greis, wie er nun genannt wurde, ſollte kein Greis wer-den, nicht einmal ein höheres Alter erreichen. Nach einer über-ſtandenen langen Krankheit konnte er ſich nicht mehr erholen. Er mußte die Stelle als Regimentsarzt aufgeben und zog nach Ber-lin. Hier ſtarb er, dem ſeine zweite Gattin, die verwittwete Hil-ler und ein Königsberger, der Schauſpieler Loyal, die treuſte Pflege widmeten, während eines mühſeligen Krankenlagers.

Emter mit der unverwüſtlichen, ſchönen Tenorſtimme konnte nicht (dem techniſchen Ausdruck nach) für einen Spieltenor gelten, wenn ſich dies auch aus einer langjährigen Uebung, aus Rollen wie Ottavio und Rocca, die er gab, gefolgert werden dürfte. Die kleine, unbehülfliche Geſtalt wollte ſich nicht zu nothdürftiger Beweglichkeit, die unangenehme Sprache ſich nicht zu leidlicher Declamation verſtehn, denn die glockenreine Stimme bewegte und tönte zum Herzen und trug den Ausdruck in ſich. Wenn in „Ri-chard Löwenherz" dieſen Weiß und Emter den Blondel ſang, ſo herrſchte in der rührend ergreifenden Erkennungsſzene eine Ruhe und geſpannte Aufmerkſamkeit in allen Theilen des Theaters, daß der leiſeſte Ton in der Bruſt jedes Zuhörers wiedertönte. Em-ter hatte im „Don Juan" den Ottavio noch unter dem frühern Namen Gonſalvo geſungen, die Rolle gab er bei ſeinem erſten Auf-treten und behielt ſie beinahe bis zum Ende ſeiner Künſtlerlauf-bahn, obgleich Weiß für ihn eintreten konnte, den Rocco im „un-

*) Mit Glück praktiſirte er als ſolcher einſt auch am offenen Grabe. In früherer Zeit war es nicht ungewöhnlich, daß die Sänger der Bühne bei feier-lichen Beſtattungen gewonnen wurden, einen Grabgeſang anzuſtimmen. Zu dem Ende hatten ſie ſich an einem Tage im Winter auf dem Kirchhof verſammelt und harrten bei entſetzlicher Kälte lange vergeblich auf den Leichenzug. Die Damen erklärten, daß ſie keinen Ton hervorzubringen im Stande ſeyn würden. Da rief Weiß im Jargon des Dorfbarbiers: „Se bringen's Cadaver!" und brachte eine wohlthätige Erregung zuwege, ſo daß die Sängerinnen ihm nicht genug danken konnten, ihnen wieder zur Stimme verholfen zu haben.

terbrochenen Opferfeſt" erhielt er 1815 von der Direction zurück, da ſie erfuhr, daß ſie durch Einſtellung gewandterer Künſtler, den Muſikfreunden nicht genügte. — Emter, 1773 in Berlin geboren, war wie Streber beim Militär geweſen, von dem er als Bombardeur abging. Mit einem gewiſſen Fleiſchmann gab er 1801 in Königsberg ein Concert und trat 1802 zuerſt in der Oper auf; ſeitdem half er ohne Studium den Beifall mancher Compoſition mit erringen, zuletzt ſang er viel im Chor. 1815 verließ er die Bühne und da er ſchon vorher, ohne auf ſeine Stimme Rückſicht zu nehmen, das Bier liebte, wurde er Gaſtwirth in Königsberg. Im J. 1820 iſt er wieder bei Hüray angeſtellt und ſingt „kleine Partien in der Oper." Er ſtarb in Littauen.

Carnier, der ſchon unter den dramatiſchen Schriftſtellern aufgeführt iſt, ſchrieb nach einem Goetheſchen Ausdruck für das unſichtbare Theater, nämlich nicht für die Darſtellung Berechnetes, aber auch ſolches, was nur zur öffentlichen Declamation und nicht zum Leſen geeignet iſt, nämlich Feſtſpiele und Prologe. Carnier war das, was Grüner geweſen, mit dem er kurze Zeit in Hamburg zuſammen geſpielt hatte und mit dem er auch im Rollenfach übereinſtimmte. Er ſchrieb in Königsberg auf Veranlaſſung ſeiner Freunde Ströbel, Steinberg, Dorn u. ſ. w. ſein Leben und nannte es „eine romantiſche Erzählung"*), denn der Schreiber war „mit dem Glück zerfallen, er hatte Trübes in Liebesverhältniſſen erfahren, Wunderbares im bunten Lauf der Ereigniſſe erlebt, das erſte Buch das er geleſen, war Cochems Heiligen-Legenden, er war klöſterlich erzogen, von einem Exjeſuiten unterrichtet und er reiht ſich gern den Schriftſtellern an, die das mittelalterlich Wundergläubige zum Grund ihrer Poeſien wählen. Neben den Ritterkämpfen am heiligen Grabe zogen ihn auch die in Preußen an und er dichtete ein Drama „Herkus Monte", das mit Muſik von Hiller 1810 aufgeführt wurde. Eine treffliche Ballade von ihm „Hans Polenz" iſt zur weiteren Kenntniß gebracht**). Carnier ward der Freund Werner's, den er ſeinen Lehrer nennt und mit dem er es mitfühlte, daß Glaube, Liebe

*) Meine Pilgerfahrt durch's Weltgetümmel Breslau 1802. Dem erſten Bändchen iſt kein zweites gefolgt.

**) Sie war zuerſt in einem Jahrbuch „Hertha" gedruckt.

und Kunſt eines ſeyen („er ſchwelgte in den mannichfachen Schönheiten der Söhne des Thals“), v. **Schenkendorf's**, von dem er ein Gedicht ins Lateiniſche als Gedicht übertrug und dadurch der beabſichtigten Täuſchung Vorſchub gab *), jener habe ein lateiniſches Original nur bearbeitet. Als Schauſpieler fand er bei ſeinem erſten Auftreten in Danzig keinen, und ſpäter ungeachtet aller Anſtrengung keinen ungetheilten Beifall. Er beſaß durchaus nichts Anſprechendes in Geſichtszügen, Geſtalt und Sprache und ſein ſcharf geſchnittenes Profil eignete ſich nur zur Darſtellung von komiſchen und zurückſtoßenden Charakteren.

Xaver Franz Carnier war der Sohn eines Seiden-Fabrikanten in Mainz und wurde 1766 geboren. Er kam als Knabe nach Frankenthal, dann nach Heidelberg. Sein Vater wurde wegen einer Majeſtätsbeleidigung, ſein Onkel wegen eines Caſſendefekts beſtraft. Obwohl er an Heidelberg ſtets mit großer Liebe hing, ſo entſchloß er ſich doch einer wandernden Schauſpielertruppe anzuſchließen, um in der Welt umherzuziehn. Dem Kurfürſten C. T. A. M. Freih. v. Dalberg widmete er ſein größeres dramatiſches Gedicht, da er dem Hauſe Dalberg manche Wohlthat verdankte und in ſeinem hohen Bruder den Wiederherſteller des deutſchen Theaters verehrte; die Bühne in Manheim hatte einen tiefen Eindruck in ihm zurückgelaſſen. Mit der Bernerſchen Truppe wanderte er von Ort zu Ort, er ward ausgepfiffen und aus dem Glanz der Lampenwelt in den Souffleurkaſten verwieſen, voll Reue trennte er ſich von der Schauſpielkunſt, um bald darauf mit deſto größerer Leidenſchaft ihr zu leben, in Wien gewann er Brockmann's Vertrauen und dieſer vermittelte ſeine Anſtellung am Hamburger Theater, wo er zwiſchen 1787 und 1789 ſpielte. Seit dem J. 1797 iſt er Mitglied der Schuchiſchen Geſellſchaft, um Rooſe zu erſetzen, er giebt den Schwätzer im Goldoniſchen Luſtſpiel und den Karl Moor. In Kotzebue's Poſſe „die Unglücklichen“ ſchiebt er einen neuen Charakter ein, einen Philoſophen Emanuel. (Iſt Kant ſchon bei ſeinem Leben auf die Bühne gebracht?) In deſſelben Verfaſſers Satire auf die

*) Gebet bei der Gefangenſchaft des Papſtes erſchien 1810 in einer Wochenſchrift in Königsberg als Ueberſetzung einer alten Kirchenhymne mit dem Text von Carnier.“ Schenkendorf's Gedichte. 1815. S. 3.

romantiſche Dichterſchule: „der hyperboreiſche Eſel" muß er die Hauptrolle — ſie iſt „wörterlich aus den bekannten und berühmten Schriften der Herrn Gebrüder Schlegel gezogen" — übernehmen. Es war gewiß ein Mißgriff, wenn er den Karl Moor, den Paul Werner gab, da ihm Franz Moor, Marinelli, Laſarra in der „Johanna von Montfaucon", beſſer gelangen, ebenſo tragiſche und komiſche Zerrbilder wie in Kotzebue's „Roth ohne Sorgen und Sorgen ohne Roth", den Magiſter Schnudrian, in den „beiden Billets", Schnaps und im Singſpiel dem „Faßbinder", obgleich er nichts von Muſik verſtand, der Trunkenbold Sepp in den „deutſchen Kleinſtädtern", der Poet Sperling. Ein Zu-Hauſe-ſeyn auf der Bühne wird ihm zugeſtanden, das Verdienſtliche mancher Rolle, doch gab er keine ſo ausgezeichnet, daß nicht der eine oder der andre Kollege ihn hätte übertreffen können. Wenn nicht als Schauſpieler, ſo konnte er auch in Directorial-Angelegenheiten ſeinem vertrauungsvollen Gönner Steinberg nicht das leiſten, was Schwartz gekonnt. Er nützte ihm, der auf ſeine künſtleriſche Einſicht wohl zu viel gab, vorzüglich durch ſeine Feder, indem er als Theater-Dichter Prologe lieferte und in Zeitſchriften irrige Anſichten, die ſich über das Theater in Königsberg verbreiteten, berichtigte und die Verhältniſſe ſo günſtig wie möglich für Steinberg darzuſtellen ſuchte. Carnier's dramatiſche Gelegenheitsgedichte ſind ſehr gewöhnlicher Natur und das ihm gezollte Lob, daß er darin „weit über unſerm Herklots" ſtehe, iſt wohl unverdient ſchmeichelhaft.

So lange wurde nur durch einen Prolog der Geburtstag des Königs gefeiert, jetzt, da Louiſe auf Preußens Thron beſeligte, auch der der Königin. Carnier — ſein Ideal, für das er als Jüngling andachtsvoll geglüht, ſo ſagt er in der Lebensbeſchreibung, „wiederholte die Natur nur einmal noch in Louiſen, der Königin von Preußen" — verfaßte zwei idylliſch gehaltene Vorſpiele, die am 10. März 1801 und 1802 dargeſtellt und mit einer Widmung an die Gefeierte gedruckt wurden*). Eine Verlobung, dies iſt der Inhalt der erſten allegoriſchen (?) Szene, wird von einer guten Mutter (Mad. Irmiſch) zwiſchen Glücklichen an einem

*) „Wohlwollen und die Jahresfeier der Verlobung, zwei Vorſpiele" u. ſ. w.

Tage des Glückes geſchloſſen, nämlich am Werdetag der Königin. Jene ſagt:

Der beſten Fürſtin Ehe ſey das Muſter!
— — Sey deinem Gatten, was
Louiſe Friedrich Wilhelm iſt.

Die Jahresfeier der Verlobung wird noch erhöht durch die Verſöhnung mit einem entfremdeten Vater.

Louiſe wurde
Nicht Königin, weil ſie geboren war,
Der Weiber Königin zu ſeyn. Sie wurde
Weil Sie der Weiber erſtes war, allein
Des erſten Mannes Weib.
— — Die Mutterzärtlichkeit
Wohnt auf dem Thron und breitet ſchön ſich aus,
Treu, unerſchüttert, feſt.
O daß in Preußens Kön'gen, Königinnen
Die ſpätſte Nachwelt wiederholet einſt
Louiſen Friedrich Wilhelm ſähe!

Mit einem Prolog von ihm: „die Erſtlingsgabe" ward das neue Schauſpielhaus am 29. April 1808 eingeweiht. Der Repräſentant des Trauerſpiels (Kühne) freut ſich des prächtigen Baues und will von ihm allein Beſitz nehmen. Als Gegner treten auf der Repräſentant des Luſtſpiels (Carnier) und die Operette (Dem. Sehring). Das Vergnügen (Mad. Kühne) ſoll den Streit entſcheiden. Die Anrede an daſſelbe: „Du biſt die Seele unſrer Spiele" machte einen um ſo günſtigeren Eindruck, als die Darſtellerin des Vergnügens der entſchiedene Liebling des Publikums war. Sie errichtet zwiſchen den Streitenden einen innigen Bund der Freundſchaft. — „Die Weihe" iſt der Name des Prologs *) zur Eröffnung des neueſten Schauſpielhauſes 9. Dez. 1809, das hymnenartig abgefaßt, mit einer muſikaliſchen Compoſition verſehn, vor den Augen der Zuſchauer unter Donnerſchlä-

*) Er iſt 1809 gedruckt erſchienen, von dem Verfaſſer Carnier und dem Tonſetzer Dorn, dem Erbauer Müller und dem Führer des Schauſpiels Schwartz gewidmet.

gen aus Trümmern den Tempel emporſteigen läßt und es bekundet ſich die Kraft, die

> aus Großem Größ'res ſchafft,
> Aus Trümmern wird der Tempel ſich erheben
> Und aus Verweſung ein erneutes Leben.
> Es war Nacht, es wird Licht!

Wie viel Carnier auch an ſeinen Freunden in Königsberg beſaß, beſonders an Friedrich Dorn, der Kunſt und biedern Sinn gleich hoch ſchätzte, ſo war jener doch mit ſeinem Aufenthalt nicht zufrieden, ſeitdem ihm an einem Abende, als er nach ſonſt üblicher Art die Vorſtellung des folgenden Tages anzeigte, ein Pereat gebracht wurde. Im Intereſſe Steinberg's, nicht lange vor deſſen Tode, reiſte er im Nov. 1810 mit einer Zahl von Schauſpielern Fedderſen, Mad. Schwarz u. ſ. w. nach Elbing, um hier eine Reihe von Vorſtellungen zu leiten; in der öffentlichen Anzeige beruft er ſich auf den Beifall, der ihm für ſein Spiel vor 10 Jahren zu Theil geworden. Als Carnier auf ſeinen Kunſtzügen den Tod ſeines Chefs erfuhr, ſo ſah er ſich ohne Halt und kehrte nicht mehr zurück. — Er war zweimal vermählt mit Schauſpielerinnen, die beide nicht bedeutend waren. Der Name der letztern kömmt noch 1818 auf den Comödienzetteln vor.

Lanz ſtammte aus einer Schauſpieler-Familie und erzog Schauſpieler-in der eignen. Er war in Rollen, die eine liebenswürdig ungeſchniegelte Natur, naive Treuherzigkeit und ſorgloſe Einfalt darſtellten, zu Schwartzens Zeit unerreichbar als Sänger und Schauſpieler. Ihm gelang es, ſein lispelndes Organ mit den Naſenlauten in der Art zu beherrſchen, daß er in ſpäteren Jahren die Intriguanten genügend gab und in Folge einer nicht gewöhnlichen Begabung und ſeiner Beobachtung nicht ohne Glück Rollen übernehmen konnte, die ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner kleinen ſchwächlichen Geſtalt ganz fern lagen.

In Hamburg ſpielte ein Ehepaar Lanz um 1770, in Berlin war ein Lanz Balletmeiſter, als daſelbſt Wilhelm Lanz 1782 geboren wurde, deſſen Vater Inſpektor der kön. Schauſpielhäuſer und deſſen Mutter Tänzerin war *). Er ſpielte Kinderrollen

*) In einer Einladung zu Lanzens Jubiläum durch die Hartungſche Zei-

unter Iffland's Direction. Von der Breslauer Bühne kam er 1802 nach Königsberg und verbreitete hier durch Darſtellung von Dümmlingen und Naturburſchen allgemeinſtes Vergnügen. Er ſpielte den Plumper in Jünger-Gentlioe's „Er mengt ſich in Alles“, als Antrittsrolle, den Sperling in den „deutſchen Kleinſtädtern“, den Juſt; ſeine Kraft verkennend oder zur Aushülfe ſich anbietend, gab er Anfangs den „Herrmann“ in den „Räubern“ und im Arur die Titelrolle, aber das Publikum fand erſt Geſchmack an ſeinen Leiſtungen, da er als Heinrich in Treitſchke-Holbergs „Zinngießer“ und als Crispin in den „Schweſtern von Prag“ auftrat. Die letzte Operette, 14 Mal geht ſie im erſten Jahr über die Breter, wurde durch ihn eines der erſten Kaſſenſtücke und ſo wenig, als ſein Vorgänger Zeibig, konnten ihm Büttner, Weiß, Pauly u. a. den Preis als jovialer Schneidergeſelle ſtreitig machen. Diejenigen, die vor der erſten Aufführung einen Proteſt erhoben und es dahin gebracht hatten, daß das im Aug. 1802 als zum erſten Mal angezeigte Singſpiel nicht gegeben werden konnte, nämlich die vom Schneidergewerk, waren es, die verſöhnt und höchlich ergötzt durch Lanzens harmlos gemüthliches Spiel ihm den lauteſten Beifall zuklatſchten **). Als Heinrich wurde er nicht von Moſevius und als Hurlebuſch in Kotzebue's „Wirrwar“ nicht von Angely übertroffen, gegen deſſen Spiel der Verfaſſer ſelbſt, obwohl ſein größter Beſchützer, ſich tadelnd erklärte. Als Groteskſpieler füllte Lanz das neue Schauſpielhaus, ſeit 1810 als Rochus Pumpernickel durch das köſtliche Original, das er in dem muſikaliſchen

tung ſind frappante Angaben enthalten, die auf ſeinen Mittheilungen beruhen werden, aber dennoch nicht ganz verläßlich zu ſeyn ſcheinen. So ſoll Lanz mit Fleck in Danzig oder Königsberg zuſammengeſpielt haben, Fleck iſt aber weder dort noch hier geweſen. Hier heißt es: „Seine Mutter, eine berühmte Tänzerin (nicht Agathe geb. Ominger?) gebar ihn während eines Tanzes in dem Berliner Schauſpielhauſe am Abend des 4. Nov. 1782.“ Alſo iſt die Nachricht in Bertram's Litt. u. Th. Zeit. 1778. S. 578: Am 25. Apr. 1778 „wurde Medeas jüngſter Sohn durch den kleinen Lanz, ein Kind von 4 Jahren, beſetzt, welcher mit dieſer Rolle ſeine theatraliſche Laufbahn eröffnete“, nicht auf ihn zu beziehn?

**) In Hamburg wurden „die Schweſtern von Prag“ ausgepocht. Nach der Wiederholung wurde die Schneiderinnung klagbar und der Magiſtrat unterſagte 1800 die weitere Ausführung. Rhode S. 278.

Quodlibet zur Schau ſtellte. — Lanz vermählte ſich mit Joſephine Wolſchowski und wurde der Schwager von Schwartz. Die Partei, die dem großen Schauſpielhauſe zu Liebe ſich gegen Schwartz erklärte, feindete auch die Wolſchowskiſche Familie an und ſo wurde Lanzens Stelle in Königsberg unſicher. Er muß in unpaſſenden Rollen ſich zeigen und wird von der Hendel-Schütz verabſchiedet. Im Jan. 1812 tritt er als Gaſt auf und bald wieder in die Reihe der alten Kollegen. Unter Kotzebue's Direction ſieht er ſich durch Angely verdrängt. Er giebt die Kunſt auf und verſucht ſein Glück als Gaſtwirth. Gegen Ende des Jahres 1815 iſt er wieder auf der Bühne und giebt den Heinrich und den Crispin, allein er ſenkt den Jocusſtab und zeigt dem Publikum, daß ihm auch der Ernſt nicht fremde iſt. Wie Schröder, nachdem er früher den Truffaldino in dem „Diener zweier Herrn" geſpielt, ſpäter als Marinelli erſcheint, ſo geht auch er von den komiſchen zu den Intriguanten-Rollen über und verſchafft ſich als Wurm volle Anerkennung, er ſpielt den Robert im „Fridolin", den Caſtellan im „Majorat." Er wird aber wieder für entbehrlich gehalten. Im Jan. 1816 giebt er Gaſtrollen hieſelbſt. Seit Aug. 1817 iſt er Mitglied des Theaters in Danzig unter Hüray's Leitung und wirkt hier in den Gaſtvorſtellungen Ludwig Devrient's mit, zugleich mit ſeiner Gattin und älteſten Tochter. Mit Hüray kommt Lanz 1819 nach Königsberg zurück (jetzt ſpielt er einmal den Franz Moor) und harrt hier unter häufig wechſelnden Verhältniſſen, nachdem der Senior Ströbel das letzte Mal die Breterwelt betreten hatte, als der „Allergetreuſte" mühſame Jahre aus. Er zeigt ſich nun in jeder Maske als Kant, Napoleon, Voltaire, Haydn u. ſ. w., bald als Komiker, bald als Tragiker und muß bisweilen noch die Rollen ſpielen, die ihm nur in jugendlicherem Alter gelingen konnten. In manchem Stück übertraf er ſich jetzt noch ſelbſt und entwickelte eine Kraft, die dem älteren Theaterbeſucher noch das Bild früherer, gediegener Darſtellungen zurückrief, ſo die Hauptrolle in den „Lichtenſteinern", einer gern geſehenen, von Bahrdt 1834 herausgegebenen Tragödie. Aber wieviel er auch zu leiden hat, die Zeit der Entbehrung und des Elends drückt ihn erſt, als er, vom Director Hübſch entlaſſen, nicht mehr länger dienen und ſelbſt den Herrn machen will. Mit einer Geſellſchaft von 16—18 Perſonen

reiſte er in den kleinen Städten des öſtlichen Preußens umher. Er ſelbſt gab komiſche Alte und Intriguanten brav, ihm zur Seite ſtanden zwei Schwiegerſöhne, die weniger als die vier Töchter leiſteten, die von kleiner Soubrettengeſtalt einander zum Verwechſeln ähnlich ſahen. In Neufahrwaſſer ſpielte er 1838 in einer Scheune. — Das Ländliche gefällt aber dem Veteranen in anderer Weiſe beſſer und er lebt jetzt nicht weit von Königsberg bei ſeinem Sohn, einem Oekonomen, und freut ſich der Ruhe. Nur noch zweimal ſeitdem, 1850 und 1851 rief es ihn auf die ſonſt heimiſchen Breter, um den Tag zu feiern, da er vor 50 Jahren bei der Bühne angeſtellt war und um ſeiner gaſtirenden Tochter einen Liebesdienſt zu erweiſen.

Lanz, der leicht von mehr Erfahrungen und Erlebniſſen weiß als Schauſpieler, die oft Geſchichte einer Reiſe durch die Welt neben ihren künſtleriſchen Abenteuern vortragen können, hat ſich bei den Kunſtfreunden ein dankbares Andenken geſtiftet. Er iſt Allen werth, die ihm in bühniſchen oder geſelligen Verhältniſſen nahe ſtanden, der gern mit dem Frohen froh war und mit dem Trauernden herzliches Mitleid empfand*). Wenn er auch manchmal ſich im Memoriren eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließ, manchmal das Publikum um Verzeihung zu bitten hatte mit Recht oder Unrecht — er erregte Mißfallen dadurch, daß er als Kant in Schall's „Knopf am Flauſchrock" auftrat, dadurch daß er als der Böſewicht in Caſtelli's Drama: „Die Waiſe aus Genf" eine geliehene Studentenmütze mit dem Albertus-Zeichen trug, dadurch daß er für Hübſch eine erſte Sängerin beſorgte, die nicht ſingen konnte — ſo lieferte ſein Künſtler-Jubiläum am 6. März 1850 den Beweis, daß man ſich gern des alten biedern Künſtlers erinnerte. Er gab zwei Rollen, in denen man ihn in Königsberg noch nicht geſehn hatte, den Kaufmann Buſch und den Lorenz Kindlein in Kotzebue's „armen Poeten". Als letzterer ſtach er vortheilhaft von den Mitſpielenden ab und

*) Im Blutgericht, einem Weinhauſe in Königsberg, verkehrte er in guten Zeiten gern. Als er 1820 mit W. Ludewig den bei Tilſit ſich erhebenden Rombinus beſtiegen, erinnerte er ſich des frohen Kreiſes und in einem launigen Brief mit Beifügung eines Stücks des geſprengten Opferſteins, das eine Madonna darſtellen ſollte, ermahnte er die getreuen Blutbrüder, insbeſondere ſeinen Freund Dibowski, an Wunder zu glauben und ſich zu bekehren.

that noch deutlich dar, daß er Schwartzens Schüler geweſen; in der langen vorzutragenden Lebensgeſchichte gab ſich das Friſche und Gehaltene des Wahren zu erkennen, fern von allem Schleppenden, wogegen man jetzt aus Furcht vor dem Letzteren ein Darüber-Hinhuſchen wahrnimmt, als wenn man nur ins Theater ginge, um die Fabel des Stücks mit nach Hauſe zu nehmen. Zuletzt ſtellte er in Iſouard's „Aſchenbrödel" den Monteſiascone dar, als ſeine Tochter Mad. Agathe Geißler aus Riga die Titelrolle ſpielte *).

Fleiſcher, Schauſpieler und Sänger, hatte wahrſcheinlich das mit Lanz gemein, daß er unter ſeinen ältern Verwandten Schauſpieler zählte. Schröder erzählt, daß er 1800 in Braunſchweig ſeinen 78jährigen Freund Fleiſcher beſucht habe, deſſen verheiratheter Enkel ſich in der Fallerſchen Truppe befand, welche vornämlich in Nürnberg ſpielte **). Unter dem letzteren haben wir unſeren Fleiſcher zu verſtehn. Carnier war der Lateiner im Künſtlerbunde, Fleiſcher der Grieche. Da er es nicht verhehlte, daß er die griechiſchen Claſſiker in der Urſprache leſen konnte, da er jungen Leuten Vorträge über Aeſthetik hielt, da er in den Alten, die er gewöhnlich ſpielte, eine pedantiſche Abgemeſſenheit zeigte, ſo nannte man ihn den Schulmeiſter. In allerlei Theaterſchriften findet man von ihm wenig bedeutende Aufſätze in Proſa und in Verſen, zuerſt im Reichardtſchen Theater-Kalender für 1800. Ein einaktiges Luſtſpiel „Domeſtikenſtreiche" ſchrieb er für Schießler's „Original-Theater". Prag 1829. Mit Carnier wollte er zuſammen eine Zeitſchrift: „der Spiegel" in Königsberg herausgeben.

Karl Friedr. Wilh. Fleiſcher **) zu Braunſchweig 1777 geboren, betrat, nachdem er bereits 5 Jahre ſich der Schauſpielkunſt gewidmet, 1802 zuerſt die Bühne in Königsberg, zugleich mit ſeiner Gattin, deren Namen aber bald vom Komödienzettel

*) Die Erinnerung an ſie iſt unzertrennlich von der an die erſten Vorſtellungen des „Freiſchütz". Nach Dem. Toscani gab die Aſchenbrödel niemand mit ſo großem Beifall und 1851 in noch ſo jugendlicher Lebendigkeit, daß ſie die 27 Jahre hinwegſcherzte, die zwiſchen ihrer erſten Darſtellung und dieſer lagen

**) Meyer-Schröder II. 1 S. 179. 180.

verſchwindet *). Er tritt in Opern auf als Marquis in „Fürſt Blaubart", als Martin in der „Fanchon". In Trauerſpielen erſcheint er ſelten, im „Hamlet" iſt er der Oldenholm (Polonius), in der „Maria Stuart" der Paulet. Selten gab er Hauptrollen, wie den Verrina und den Moſes in Klingemann's Tragödie gl. N., in Luſtſpielen dagegen wird ſeine Kraft häufig verwandt, neben gewöhnlichen Alten giebt er in der „Minna von Barnhelm" den Wirth, im „Räuſchchen" den Doctor Wunderlich. Seine Väter erhalten einen immer mehr und mehr ermüdend ſtereotypiſchen Charakter. Als der Hof 1807 nach Memel ſich begiebt, gehört er mit Ludewig (Nelkenbuſch) und Fedderſen zu der Abzweigung des königsbergſchen Theaters, die dort Vorſtellungen veranſtaltet. Er iſt Dirigent, als ſie 1808 in Libau ihr Glück verſucht. Als die Hendel-Schütz im Dez. 1811 die Direction niederlegt, verwalten ſie proviſoriſch Fleiſcher und Weiß, die ſeit dem Jan. 1812 ſich als Directoren unterzeichnen. Fleiſcher hob ſein Verdienſt in einer anonymen Theater-Recenſion gegen das der Collegen hervor, die mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben, von dem Redacteur eines Flugblattes in deutſche Schrift umgeſetzt wurde. Nicht die Handſchrift, aber der Redacteur wurde an Fleiſcher zum Verräther, der durch ſie „ſein Todesurtheil" geſchrieben hatte und zugleich die Bühne und Königsberg verließ. Er ging nach Riga, hier war er 1814 Regiſſeur des Theaters, darauf nach Petersburg, wo er bis 1818 an der Hofbühne wirkte. Er kehrte nach Riga zurück und, da er gern wiſſenſchaftlichen Unterricht gab, ſo entſchloß ſich der Künſtler Schulmann zu werden. Er ſtarb, geachtet von ſeinen Mitbürgern, als eines der erſten Opfer der Cholera.

Beinhöfer (Beinhöver) ſpielte auch Alte und war, ohne Fleiſcher's Bildung zu beſitzen, bedeutender, ſo daß er in einzelnen Rollen als ausgezeichnet galt. Er ſetzte in Danzig und Königsberg Cherubini's „Waſſerträger" und Heibl's „Tyroler Waſtel" in Szene und, ſo lange er den Michele und den Waſtel gab, erhielten ſie ſich mit als die beliebteſten Opern auf dem Repertoir. Sein Streben, anſtatt mitzuſpielen, das Spiel zu leiten

*) 1809 trägt ſeine Tochter in einem Deklamatorium „das Blümchen Wunderhold" vor.

und als Director ſich zu zeigen, zog ihm wiederholt bittere Erfahrungen zu und für Lohn ſchmählichen Undank. —

Karl Beinhöfer ſoll, wie Wolſchowski, mit dem er aus dem Oſtreichſchen gebürtig war, Kloſtergeiſtlicher geweſen ſeyn. Nachdem er ein Jahr in Altona unter Dr. Albrecht's Direction Regiſſeur geweſen, kam er nach Königsberg 1802. Wenn er Anfangs in heroiſchen Opern und Tragödien auftrat — ſo ſtellte er im „Axur" die Titelrolle dar, in „Wallenſtein" den Buttler, in der „Maria Stuart" den Talbot, im „Lear" den Kent — ſo bewegte er ſich doch nur mit Glück in einer niedrigern Sphäre. Er erwarb ſich verdienten Beifall als Zeckel in Weiße-Hillers „verwandelten Weibern", als Hermann Breme im „Zinngießer", als Faßbinder im Singſpiel gl. N., Hieronymus Knicker, Montefascone, als Papageno, vor allem aber als Waſſerträger und Tyroler Waſtel. Selbſt da ſeine Stimme, die nie vorzüglich war, nur noch über wenige Töne zu gebieten hatte, gefiel er in dieſen Rollen. Aber auch in Luſtſpielen konnte er als Fegeſack, Kaufmann Buſch, Amtmann Zeck, am wenigſten als Runx in Kotzebue's Nachſpiel „die Tochter Pharaonis" erſetzt werden. Als Steinberg 1807 nach Memel zieht, ſollen in ſeiner Abweſenheit die Regie des Schauſpiels Ströbel und die der Oper Beinhöfer übernehmen, letzterer zieht es aber vor, vor des Directors Rückkunft ſich nach Danzig zu überſiedeln, wo er nach beendigtem Gaſtſpiel als Mitdirector neben J. Bachmann tritt. Nicht kann er Rath ſchaffend den mißlichen Verhältniſſen begegnen und kehrt 1808 nach Königsberg zurück, um 1809 wieder in Gemeinſchaft mit J. Bachmann es mit der Direction zu verſuchen. Von Zeit zu Zeit ſpielt er mit der Danziger Truppe im Exerzierhauſe in Elbing. Im Mai 1810 tritt er in Königsberg als Gaſt im „Waſſerträger" auf und giebt eine Reihe ſeiner namhafteſten Rollen. Unter trüben Verhältniſſen erklärt er ſich bereit, das Steuer zu ergreifen, und im Nov. 1813 wirft er ſich zum Direktor auf.

Bei der Verſtimmung der Gemüther, da die Gage nach wie vor ſehr unregelmäßig gezahlt wurde, konnte keine Ordnung aufrecht erhalten und kein Gehorſam erzwungen werden. Kotzebue willens, ein neues Verhältniß der Dinge einzuleiten, hielt es für zweckmäßig, in hämiſchen Zeitungsartikeln alle Mißſtände in den

Vorſtellungen zu rügen und das Publikum gegen den Unternehmer noch mehr zu erbittern. So mußte im April 1814 Weinhöfer abtreten. Er eilte von Königsberg hinfort. Nicht gönnte er ſich die Genugthuung, zu ſehn, wie glänzende Verheißungen oft nur leere Verheißungen ſind. In Riga, wo er eine Anſtellung erhielt, gab er 1817 das Bühnenleben auf. Ein Sohn von ihm ſpielte in Königsberg Kinderrollen..

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Chronik für das Jahr 1853.

II.

(Fortſetzung von Bd. III. S. 446—472.)

Witterung. Sie war in den Monaten Mai bis Auguſt nicht den Hoffnungen entſprechend. Die fortwährende Kälte, welche die Vegetation ſo ſehr zurückgehalten hatte, ſetzte ſich zwar im Mai in Wärme um, dieſe war aber von einer Dürre begleitet, welche die Entwickelung der Saaten hinderte. Theilweiſe ſtellten ſich ungewöhnliche Regengüſſe ein, die von Gewittern begleitet, ebenſo, wie in andern Ländern Europa's, als Wolkenbrüche ſich äußerten. So zerſtörten anhaltende Regengüſſe in den 4 Regierungsbezirken der Provinz an mehreren Orten die Erwartungen einer guten Heuernte, und häufige Hagelſchauer ſchadeten dem Getreide. Der Ertrag vom Kleebau war faſt durchweg geringe, weil hier der Froſt nachtheilig eingewirkt hat. Geringerer Nachtheil ſtellte ſich bei den Winterſaaten heraus, und Roggen und Weizen verhießen eine gute Erndte. Die jetzt faſt beendigte Kornernte giebt im Allgemeinen einen Ertrag, der in quantitativer Hinſicht den vorjährigen übertrifft, in qualitativer ihm aber nachſteht. Die hohen Getreidepreiſe erhalten ſich noch immer, und es ſind von Kaufleuten den Landwirthen mehrfache Anerbietungen gemacht, wonach Kontrakte auf Lieferung von Weizen à 3 Thlr. pr. Scheffel im Oktober c. abgeſchloſſen werden können. Auch die Preiſe von Fleiſch und Butter ſind hoch und ſcheinen noch mehr in die Höhe zu gehen. Wie man befürchtete, trat die Kartoffelkrankheit auch in dieſem Jahre wieder ein. Vor der Mitte Auguſts überfiel ſie in mehreren Theilen der Provinz die ſonſt üppig ſtehenden Kartoffeln ſo ſehr, daß man die ganze Frucht für verloren halten mußte. Namentlich machte ſie ſich in der Umgegend von Königsberg ſehr bemerklich.

Geſundheitszuſtand. Im Allgemeinen war der Geſundheitszuſtand befriedigend, doch zeigte ſich hie und da abſchwächende Krankheiten. Die herrſchenden Fieber ſchrieb man zum Theil der nicht zuſagenden Beköſtigung zu. Wegen der hohen Fleiſchpreiſe beſchränkte ſich die ärmere Volksklaſſe auf den Genuß von Fiſchen, der nachtheilig einwirkte. — Die Cholera zeigte ſich im Monat Auguſt wiederum in einzelnen Fällen; ſo in Danzig, Memel und Graudenz. Bei den Hausthieren fand nichts ungewöhnliches ſtatt, doch litten Pferde hie und da an Influenz, auch am Rotz und Räude. Die Tollwuth bei den Hunden, von welcher ſchon in den Anfangsmonaten dieſes Jahres die Rede war, mehrte ſich bedeutend und rief ernſtliche Maßregeln von Seiten der Polizei-Behörde hervor, wie z. B. in Königsberg im Monat Juli.

Ereigniſſe. Außer der Anweſenheit Sr. Maj. des Königs iſt nichts beſonders zu melden. Ungewöhnliche Regengüſſe, die in mehreren Gegenden der Provinz den Charakter von Wolkenbrüchen annahmen, und nicht allein großen Schaden verurſachten, ſondern auch die Kommunikation hemmten..

Geſetzgebung. Die in verſchiedenen Theilen der Provinz abgehaltenen Aſſiſen boten keine beſonders merkwürdige Fälle dar, gewährten aber die traurige Ueberzeugung, daß die Achtung des fremden Eigenthums noch immer keinen rechten Eingang beim Volke gefunden.

Zur Kulturgeſchichte. In den 34 Regierungsbezirken des preußiſchen Staats, Berlin mit eingerechnet, giebt es 19 katholiſche Schulrathsſtellen, und zwar im Regierungsbezirk Königsberg für 170,713 Katholiken, eine mit einem Gehalt von 1400 Thlr., im Reg. Bez. Gumbinnen, mit 9409 Katholiken, keine. Im Reg. Bez. Danzig mit 181,660 Kath. eine, mit 1000 Thlr. In Reg. Bez. Marienwerder mit 299,467 Kath. eine mit 1000 Thlr. Im Reg. Bez. Poſen mit 600,717 Kath. eine mit 1000 Thlr. Im Reg. Bez. Bromberg mit 251,432 Kath. eine mit 1200 Thlr. Im Reg. Bez. Potsdam mit 11,646, und den Städten Berlin mit 10,737, Frankfurt mit 10,131, Stettin mit 3721, Köslin mit 6805, Stralſund mit 552 Kath. giebt es keine katholiſche Schulrathsſtellen. Im Reg. Bez. Breslau ſind für 464,178 Kath. 2, mit 1000 Thlr. und 1350 Thlr. in Oppeln bei 852,862 Kath

1 mit 1000 Thlr. In dem Reg. Bez. Magdeburg mit 12,210 und Merſeburg mit 4045 Kath. giebt es keine, in Erfurt mit 98,485 Kath. eine mit 400 Thlr., in Münſter mit 379,102 Kath. eine mit 400 Thlr. und ein Reg. Kommiſſ. mit 1000 Thlr. Im Reg. Bez. Minden mit 186,885 Kath. eine mit 1000 Thlr.; Düſſeldorf mit 345,906 Katholiken, eine mit 1200 Thlr., in Trier mit 417,933 Kath. eine mit 900 Thlr., in Aachen mit 395,416 Kath. eine mit 1000 Thlr. Gehalt.

Am 7. Juni wurden in einer außerordentlichen Sitzung des Gemeinderaths zu Königsberg die neuen Statuten des daſelbſt vorhandenen St. Georgenhospitals berathen und angenommen. Bei dieſer Gelegenheit ergaben ſich folgende nähere Umſtände über das Inſtitut. Die erſte Nachricht von dem Hospitale — von dem armen, kranken St. Georgie — iſt anzutreffen in der Fundationsurkunde des Kneiphofs vom Jahre 1327 und mußte die Anſtalt der Landesherrſchaft gehören, wie die, unterm 3. Sept. 1329 von dem damaligen Hochmeiſter Werner von Orſeln ausgeſtellte Verleihungsurkunde für die Anſtalt ergiebt. Die Stiftung war urſprünglich zur Aufnahme Armer und Ausſätziger da, dieſem Zwecke mochte in den erſten Jahrhunderten wohl nachgelebt ſein, obſchon es auch hierüber an beſtimmten Nachrichten fehlt; ſpäter nahm dieſe Stiftung einen andern Charakter an, ſie wurde allmälig das, was ſie jetzt ausſchließlich iſt, eine Leibrenten-Anſtalt. Zu dieſer Umwandlung mag wohl das, im Jahre 1351 gegründete große Hospital den Anlaß gegeben haben, das nur zur Aufnahme unvermögender Perſonen beſtimmt wurde, die ſich aus ihrem Vermögen keine Hospitalpfründe kaufen können. Im 17. Jahrhundert erhielt das St. Georgshospital außer den Privat-Beiträgen und mehreren Legaten, mehrfache Unterſtützung von der Stadtverwaltung und Landesregierung in Geld und Holz. Das Leibrenteninſtitut nahm in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Umfang bedeutend zu, ſo daß im Jahre 1751 ein Vermögen von mehr als 8000 Thlr. vorhanden war, welches ſeit der Zeit ſtets geſtiegen iſt. Durch beſondere Einrichtungen ſind auf dem Hospitalgrund erbaut worden: 1) das Mannsſtift der Altſt. Kaufmanns- und Mälzenbräuerzunft, 6 Stellen; 2) das Straubeſche Stift, 4 Stellen; 3) das Gramatzkiſche Stift, 4 Stellen; 4) das

Winkelmannſche Stift, 4 Stellen; 5) das Rhodiſche Stift, 4 Stellen; 6) das Lindenauſche Stift, 2 Stellen.

In Folge der verſchiedenen Brände in den Jahren 1455, 1520, 1775 und 1811 ſind die Gründe des St. Georgshospitals nicht mehr die alten, ſondern neu entſtanden. Privilegien ſind dem St. Georgshospital nicht beliehn. Die Accise-Zahlung in Betreff der Konſumtibilien iſt ihm ſeit undenklichen Zeiten erlaſſen; ſeit 1725 iſt in Stelle dieſes Beneficii eine baare Vergütung von 20 Thlr. jährlich getreten. Außerdem macht es auf einige Befreiungen Anſpruch, nämlich: die Sportelfreiheit in Prozeſſen und die Stempelfreiheit. Beim Leibrenteninſtitut giebt es verſchiedene Arten des Einkaufs und zwar: 1) bei der ſogenannten Strecke- oder Mangelſtube; 2) beim Hospitale; 3) beim St. Georgenſtift ad 1) zahlt der Leibrentenkäufer im Alter zwiſchen 40—45 Jahren 225 Thlr. bis 200 Thlr. ad. 2) im Alter zwiſchen 45—60 Jahren 333 Thlr. 10 Sgr. bis 266 Thlr. 20 Sgr. und ad 3) im Alter zwiſchen 45—60 Jahren 400—333 Thlr. 10 Sgr. Die Dotation iſt ziemlich gleich, ſie beſteht außer der Streck- und Mangelſtube in einer ſeparaten Wohnung, baaren Revenüen à 1 Thlr. 10 Sgr. monatlich, Butter, Holz und einem Antheil an den Legaten. Die Leibrentenkäufer in der Mangelſtube wohnen beiſammen, erhalten jeder ¼ Achtel Brennholz, das ſie zur Beheizung hergeben und nur das Uebrigbleibende beanſpruchen dürfen. Außerdem haben ſie freie Beleuchtung von Sonntag nach Martini bis zum Palmſonntage. Nach der generellen Kabinetsordre vom 31. Januar 1738, ſollen aus der St. Georgshospitalskaſſe alljährlich die überfließenden entbehrlichen Revenüen zum ſtädtiſchen Armenfonds gezahlt werden. Es kam dieſe Anordnung aber erſt durch's Miniſterial-Reſcript vom 19. Februar 1801 dergeſtalt in Ausführung, daß aus der Kaſſe in jedem Jahre, in dem die Rechnung einen Ueberſchuß nachwies, 800 Thlr. zum ſtädtiſchen Armenfonds fließen. Die Gründung der Hospitalskirche fällt mit der Errichtung des Hospitals in eine Zeit, denn im Jahre 1336 ſtifteten und dotirten hier anweſende fremde Kreuzritter in der Kirche St. Georgie einen Altar, zu Ehren Chriſti, der Jungfrau Maria, und des heiligen Georg.

Die letzte Volkszählung am Ende des vorigen Jahres hat im Regierungsbezirk Marienwerder eine Bevölkerung von 644,674 Seelen ergeben. Darunter befinden ſich 251,644, die nur polniſch ſprechen, alſo beinahe ⅓ der Bevölkerung und 132,036 Kinder unter 14 Jahren. Gegen die Zählung im Jahre 1849 iſt die Anzahl um 32,919 geſtiegen, und nur in 5 Städten hat dieſelbe abgenommen, darunter Leſſen, wo die Cholera ſehr heftig aufgetreten, um 456. Ueberwiegend polniſch iſt die Bevölkerung im Löbauer und Straßburger Kreiſe; der Deutſch-Kroner Kreis iſt der einzige, in welchem nur Deutſche wohnen. Thorn hat 11,592, Graudenz excl. Feſtung 8766, Kulm 7133, und Marienwerder excl. Marienau, Marienfelde und Mareſe 6662 Einwohner.

Ueber den Bildungszuſtand des preußiſchen Staates giebt auch folgende ſtatiſtiſche Notiz Auskunft. Aus einer vergleichenden Zuſammenſtellung der in den Jahren 1849/50, 1850/51, 1851/52 in der Armee eingeſtellten, ganz ohne Schulbildung befundenen Erſatzmannſchaften, mit Einſchluß des Gardekorps, ergiebt ſich, daß 1851/52 im ganzen Staate von 51,164 in die Armee Eingeſtellten, 2332 oder 4,55 pCt. ohne alle Schulbildung befunden wurden, während dieſe Verhältnißzahl 1849/50, 5,31 pCt. 1850/51, 4,28 pCt. betrug. Im Durchſchnitt der 3 Jahre ſind 4,71 pCt. der Eingeſtellten ohne Schulbildung geweſen. Nach den Provinzen geordnet, hat Sachſen in den 3 letzten Jahren die geringſte Zahl ununterrichteter geſtellt, nämlich von 5775 Mann nur 0,37 pCt., dann folgt Pommern mit 0,91 pCt. von 4417 Mann; Brandenburg mit 1,03 pCt. von 10,998 Mann, Weſtphalen mit 1,07 pCt. von 4392 Mann; Rheinland mit 2,7 pCt. von 8608 Mann; Schleſien mit 5,01 pCt. von 10,998 Mann; Preußen mit 9,92 pCt. von 7569 Mann; und Poſen mit 20,17 pCt. von 3114 Eingeſtellten.

Nach der neueſten Zählung, die im Jahre 1852 ſtattgefunden hat, befinden ſich im preußiſchen Staat 16,935,420 Einwohner, auf 5104,31 Q.Meilen. Es beträgt damit die Dichtigkeit der Bevölkerung im Allgemeinen pro QMeile in Preußen 3318 Einwohner und die Zunahme im Allgemeinen ſeit der letzten Zählung im Jahre 1849: 604,233, alſo 3,76 pCt. oder 104 pro QMeile.

Mit der zunehmenden Wohlfeilheit des Rübenzuckers und der Ausbreitung der Induſtrie der Rübenzuckerfabrikation hat die Bienenzucht in Preußen abgenommen. Gegenden, welche wie Samland und Ermeland viel Honig und Wachs erzeugten, liefern davon faſt gar nichts mehr, und auch die kleinern ländlichen Wirthſchaften beſchäftigen ſich ſelten mehr mit derſelben in ausgedehnter Weiſe. So kommt es denn, daß, wenn auch nicht in Betreff des Honigs, ſo doch des Wachſes, der Bedarf des Inlandes nicht erzeugt, ſondern jährlich 1200—1700 Centner eingeführt werden und ca. 60,000 Thlr. und mehr, dafür ins Ausland gehen.

Nach einer ſo eben erſchienenen Ueberſicht der Produkte der Bergwerkshütten und des Salinenbetriebes in dem preußiſchen Staate für das Jahr 1851, beſitzt der Staat zur Zeit 2080 Gruben, 1208 Hütten und 22 Salinen, zuſammen 3310 Werke. Die geſammte Produktion der erſteren beträgt 34,234,645 Tonnen und 4,328,497 Ctr. zum Geldwerth der Produktion am Urſprungsorte von 12,032,776 Thlr. Das Quantum der Produktion der Hütten iſt 8,079,169 Ctr. 42,335 Mark, 12 Loth, und deſſen Geldwerth 31,160,603 Thlr. Die Salinen endlich erzeugen 57,319 Laſt und 27,894 Schfl. zum Werthe von 1, 444,879 Thlr. Der Geſammtgeldwerth beträgt demnach 44,638,258 Thlr. Die Anzahl der Arbeiter erreicht die Summe von 98,673 und die ihrer Familienglieder 213,406.

Die Zahl der in preußiſchen Kadettenhäuſern befindlichen Kadetten beläuft ſich auf 950, worunter 60 Katholiken.

Die Eröffnung der letzten Strecke der Oſt-Eiſenbahn, der von Braunsberg bis Königsberg, fand, wie Allerhöchſtenorts angeordnet war, am 1. Auguſt 1853 ſtatt. In Begleitung des Handels-Miniſters v. d. Heydt und anderer hoher Perſonen hatte ſich des Königs Majeſtät über Danzig nach Braunsberg begeben, beſtieg am Nachmittage den dazu beſtimmten Zug und traf, geleitet von verſchiedenen Behörden und Deputationen der Provinz, in Königsberg um 5 Uhr ein. Die Telegraphenlinie war ſchon am 20. Juni c. eröffnet worden.

Die Königsberger Hartungſche Zeitung nimmt von dieſer Eröffnungsfeierlichkeit Veranlaſſung, nachſtehende Nachrichten über

die Oſtbahn mitzutheilen: Am 6. Juli 1845 wurde die Königl. Kommiſſion für den Bau der Weichſel- und Nogatbrücke, eine andere für die Strom- und Deichbauten an der Weichſel und Nogat ernannt. Die Arbeiten nahmen ihren Anfang. In Folge des Beſchluſſes des vereinigten Landtages vom 9. Juni 1847 werden durch Kabinetsordre von demſelben Tage die Arbeiten an der Oſtbahn eingeſtellt. Unterm 13. Juni 1849 benachrichtete Miniſter v. d. Heydt den Magiſtrat in Königsberg auf den Bericht vom 28. Juni 1849, daß die Oſtbahn auf der Strecke zwiſchen Braunsberg und Königsberg in Angriff genommen werden ſolle, zu welchem Zwecke Magiſtrat und Stadtverordnete den Bürgermeiſter Sperling und den Stadtbaurath Böhm als Deputirte nach Berlin ſenden. Nachdem die Kammer am 13. Novbr. 1849 die Anleihe von 21 Mill. Thaler bewilligt hatte, erſcheint d. d. Bellevue, 7. Dez. 1849 die Königl. Verordnung zum Bau der Eiſenbahn bis nach Königsberg. Die Bahn ſoll den Namen Oſtbahn führen und auf Rechnung des Staats ausgeführt werden. Am 3. April treten die oben erwähnten Kommiſſionen wieder in Wirkſamkeit. Den 7. Mai 1850 nimmt der Brückenbau bei Dirſchau ſeinen Anfang. Der erſte Spatenſtich zu den Eiſenbahn-Arbeiten in Königsberg wird den 17. Febr. 1851 gemacht. In Betrieb werden geſetzt: 26. Juli 1851 die Strecke Kreuz-Bromberg, 5. Auguſt 1852 die Strecke Bromberg-Dirſchau-Danzig, 18. Oktober 1853 die Strecke Marienburg-Braunsberg. Die erſten Draiſinen auf der Eiſenbahn von Braunsberg nach Königsberg kommen hier an den 6. Juli 1853; die erſte Lokomotive „Memel" mit einem Transportwagen 8. Juli 1853. Am 27. Jan. 1851 werden die Drähte zum Weichſeltelegraphen zwiſchen Dirſchau und Marienburg gelegt, und vom 20. ab in Thätigkeit geſetzt. Der regelmäßige Betrieb auf der Bahnſtrecke zwiſchen Braunsberg und Marienburg beginnt, nach der Bekanntmachung des Ober-Poſt-Direktor Piek, mit dem 19. Oktober 1852. Die Länge der Bahn von Königsberg (über Kobbelbude, Ludwigsort, Wolittnik, Sandkrug, Heiligenbeil) nach Braunsberg iſt 8,21, von Braunsberg über Schlobitten, Mühlhauſen, Güldenboden, Elbing, Grunau, Altfelde) nach Marienburg 11,24, von Danzig (über Dirſchau, Pelplin, Czerwinsk, Warlubien, Laskowitz, Terespol, Kotomierz) nach Bromberg 21,33, von Bromberg (über Nakel, Girk, Bialos-

liwe, Miaſticzko, Schneidemühl, Schönlanke, Filehne) nach Kreuz 19, von Kreuz über Stettin ꝛc. iſt die ganze Entfernung Königsbergs von Berlin nunmehr 94 Meilen. Die noch zu bauende Eiſenbahnſtrecke zwiſchen der Nogat und Weichſel (Marienburg und Dirſchau), beträgt etwas über 2 Meilen. Durch die projektirte Eiſenbahnlinie von Kreuz über Küſtrin nach Frankfurt wird der Verkehr auf der Bahn zwiſchen Königsberg und Berlin um 10—13 Meilen verkürzt werden. Auch der Beendigung dieſer Bahnlinie kann man in nicht gar zu entferntem Zeitraum entgegenſehn, und iſt dieſe Linie fertig, wie ſpäter die Weichſel- und Nogatbrücke, dann iſt der lebhafte Wunſch unſers Königs erfüllt, den er bei der Eröffnung der Strecke bis Bromberg ausſprach: Er betrachte die Oſtbahn als eines der großen Werke ſeiner Regierung, deſſen Vollendung zu erleben, er lebhaft wünſche.

Die in Königsberg wegen ihrer tüchtigen Leiſtungen in Anerkennung ſtehende polytechniſche Geſellſchaft hatte beſchloſſen, im Jahre 1853 in der Provinzial-Hauptſtadt eine Lokal-Gewerbe-Ausſtellung zu eröffnen. Der Plan, zu dieſem Behufe die noch nicht benutzten Räume des Eiſenbahn-Hofes zu verwenden, mußte aufgegeben werden und es wurde daher das Exerzierhaus auf dem Königsgarten zur Ausſtellung eingerichtet. Dies iſt freilich nicht ohne bedeutende Koſten, aber mit ſolchem Geſchmacke geſchehen, daß alle Beſucher ihre Freude daran haben. Die Ausſtellung wurde am 1. Auguſt c. eröffnet und gewährte eine erfreuliche Ueberzeugung von der Kunſtfertigkeit der hieſigen Gewerbetreibenden. Auch des Königs Majeſtät beglückte die Ausſtellung am 2. Auguſt c. mit einem Beſuche und kaufte dabei verſchiedene Gegenſtände im Betrage von mehr als 2000 Thlr.

Nach einer im Staatsanzeiger enthaltenen Ueberſicht waren die höhern landwirthſchaftlichen Lehranſtalten des Staats zu Eldena, Proskau und Poppelsdorf von 140 Studirenden, 120 In- und 20 Ausländern beſucht, von denen 15 aus Preußen, 3 aus Pommern, 14 aus Poſen, 43 aus Schleſien, 19 aus Brandenburg, 4 aus Sachſen, 6 aus Weſtphalen, 16 aus dem Rheinlande gebürtig waren. Nimmt man hinzu, daß die beiden andern landwirthſchaftlichen Lehranſtalten des Preußiſchen Staats zu Re-

genwalde und Möglin, die Privat-Inſtitute ſind nicht minder ſtark beſucht werden, und eine nicht unbedeutende Zahl größerer Gutsbeſitzer ihre Vorbildung durch den Beſuch bezüglicher Vorleſungen auf den Univerſitäten empfängt, ſo ſcheint das Streben in dieſem Stande immer allgemeiner zu werden, durch einen größern Umfang theoretiſcher Kenntniſſe eine folgereiche Praxis vorzubereiten.

In Danzig ſind bis zum 13. Auguſt nicht weniger als 929 Seeſchiffe eingelaufen, welche Zahl um ſo bedeutender erſcheint, als die diesjährige Schifffahrt erſt ſo ſpät eröffnet werden konnte.

Königsberg, den 20. Auguſt 1853.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Auſſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder ſeinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Geſchichtliche Nachricht über ein Ungewitter, welches 1695 die Stadt Nordenburg und deren Umgegend heimſuchte. Mitgetheilt von A. M. 161
Immanuel Kant und Johann Georg Hamann 164
Geſchichte des Theaters in Preußen. Von A. Hagen. . . 173
Aus der Chronik für das Jahr 1853. III. 232

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

935. Neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde. Von Imman. Kant. Königsberg 1756. 4.
936. Abhandlung von den im Frühling mit friſch ausgepreßten Kräuter-Säften glücklich anzuſtellenden Curen. Von Gottfried Thieſen. Königsberg 1767. 4.
937. Gedanken über die Kleider-Ordnung. Riga und Mitau. 1767. 4.
938. Philoſophiſche Abhandlung von dem Entſtehen, der Natur und dem Aufhören der Waarwölfe. Danzig 1746. 4.
939. Intelligenz-Blatt für Litthauen. Redigirt von J. W. V. Krauſeneck. Gumbinnen 1827. 4.
940. Neumann, Ferd., Beſchreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes von Mich. Gottl. Fuchs. Fragment der letzten Abtheilung des dritten Bandes. Elbing 1852.
941. Königlich Preußiſches See-Recht nebſt Beilagen in einer Sammlung dahin gehöriger Landesherrlicher Verordnungen beſtehend aus einem ausführlichen Regiſter, auch Aug. Hypoliti Bone Hiſtoriſchem Bericht ſowohl von dem vormaligen, als auch im J. 1727 publicirten neuen Seerecht. Königsberg 1770. 4.
942. Unerſchrockenheit im Tode. Predigt zum Gedächtniß des General-Lieutenant Karl Friedrich v. Meier, gehalten am 17. September 1775 von Daniel Ficht Königsberg.
943. Das neue Jahr 1813. Von Guſt. v. Barnekow. (Gedicht.)

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten

der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft 4.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Univerſitäts-Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg

Die Nationalitäten im Deutſchen Ritterorden in Preuſſen.

Von A. v. Mülverſtedt.

Wenn wir die Namen derjenigen Ordens-Beamten durchlaufen, welche Voigt's Namen-Codex aufreiht, ſo finden wir faſt durchweg Geſchlechter, die ihrem Vaterlande nach dem Süden Deutſchlands, vornehmlich den Ländern Franken, Bayern, Schwaben und Rheinſtrom angehörten. Die Nationen dieſer Länder waren allmählig zu einer Art von Suprematie den Sachſen, Thüringern, Heſſen, Wetterauern, u. ſ. w. gegenüber im Ordensſtaate gelangt, ſo wie im Johanniter-Orden eine Zunge vor der andern Vorrechte zur erringen beſtrebt war. Die Ritter, aus jenen vier Landſchaften ſtammend, bildeten immer mehr eine excluſive Stellung — eine Art Landsmannſchaft — heraus und ſetzten es demzufolge durch, daß die Ordensämter, beſonders die höhern und einträglicheren, an einen aus ihrem Mittel gelangten. Daß ein ſolcher Factionsgeiſt dem Gedeihen des Ordens nur hinderlich ſeyn konnte, bedarf keiner Darlegung und wenn wir wahrnehmen, daß gerade zu der Zeit, als dem Orden in dem Preuſſiſchen Bunde der mächtigſte innere Feind erwuchs, jene Parteiungen ſich am ſtärkſten regten, ſo mag hierin nicht mit Unrecht auch ein Grund des ſchnelleren Verfalls des Ordens erblickt werden *). Die Nationen der ande-

*) Caſpar Schütz Chron. rer. Pruss. f. 135 v. berichtet von dem Nationalzwieſpalt im Orden in den letzten Regierungsjahren des Hochmeiſters Paul v. Rußdorf und daß — gewiß ſehr wahr — in den Conventen hie und da der Reim angeſchrieben geweſen ſei

Hier mag Niemand Gebietiger ſein
Er ſey denn Schwab, Beyr oder Frenckelein.

Freilich behaupten die Verſe eines alten Ordensbruders, den er nach dem Verluſt Weſtpreuſſens darunter ſchrieb (Schütz a. a. O.) wohl zu viel.

ren Länder waren viel zu ſchwach vertreten, als daß ihrerſeits ein durchgreifender Schritt geſchehen konnte. Ihre Mitglieder erhielten höchſtens bedeutungsloſe Ordensämter, oder ſie blieben Zeitlebens Conventsbrüder.

Gewiß iſt es, daß nicht ſchon ſeit der Eroberung Preuſſens die ſüddeutſchen Ritterbrüder ihren nord- und mitteldeutſchen Stammgenoſſen ſo ſchroff gegenübertraten. Im Gegentheil finden wir im 13. und noch während der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine nicht geringe Anzahl von Edelleuten, aus Sachſen, Meiſſen und Thüringen ſtammend, mit hohen und höhern Ordenschargen bekleidet. So die v. Weberſtedt, v. Ampleben, v. d. Aſſeburg, Schindekopff, Wegeleben, Saltza, Gattersleben, Holdenſtedt, Dreileben, Kornre, Keſſelhut, Alsleben, Ebeleben, Stangen, Haugwitz u. ſ. w. Auch in den Conventen erſcheint die Sächſiſche Nation noch zahlreich vertreten. Aber ſeit der Mitte und dem Ende des 14. Jahrhunderts ſehen wir, faſt ohne alle Ausnahme nur Süddeutſche im Genuß der höhern Ordensämter und ſelbſt die Inhaber der geringern Ordensbedienungen, die Haus-Comthure, Compane, Fiſch-, Keller-, Küchen-Meiſter u. ſ. w. gehörten den bekannteu Geſchlechtern Frankens, Bayerns, Schwabens und der Rheinlande an. Selten ſehen wir einen Heſſen oder Wetterauer zu einem einflußreichen Ordensamte erhoben, obſchon nicht wenige aus dieſen Nationen in den Deutſchen Orden traten. Noch ſeltener treffen wir Mitglieder des Märkiſchen oder Schleſiſchen Adels in den Reihen der Ordensbeamten oder Ritter an. Daſſelbe gilt von Weſtphalens Adel *) und kaum wird ſich ein Mecklenburgiſches Rittergeſchlecht ermitteln laſſen, das einen Sohn im Deutſchen Orden hatte. Deſto häufiger treten Glieder der Weſtphäliſchen Ritterſchaft in den Liefländiſchen Orden und es ergiebt ſich die auffällige Thatſache, daß der Preuſſiſche Orden ſich hauptſächlich und allein aus Hochdeutſchland, der Liefländiſche aus Niederdeutſchland recroutirte. Die Liſten der Ordensbeamten des Liefländiſchen Meiſterthums weiſen faſt alle bekannteren Geſchlechter Weſtphalens, Braunſchweigs, überhaupt Nord- oder Nieder-Sachſens auf, auch Mecklenburg und Pommern ſind vertreten, gerade

*) Von ihm habe ich nur die v. Plettenberg, Korff, Aſcheberg, Quadt und Grotthuß als Träger von Ordensämtern in Preuſſen gefunden.

die Länder, aus denen faſt nie ein einziger in Preuſſen als Mitglied des Ordens erſcheint. Ja endlich ſoll es durch ein förmliches Edict im Jahr 1495 feſtgeſetzt ſeyn, daß alle oberländiſchen Edelleute nur in Preuſſen, die niederländiſchen (niederdeutſchen) in Liefland recipirt werden ſollten *). Ganz dem gemäß verhielten ſich auch die Söldnerzüge nach den Ordensländern. Die Niederdeutſchen verſchmähten es, dem Preuſſiſchen Orden ihre Dienſte anzubieten; nur Oberländer, hauptſächlich aber Meißner und Schleſier ſchaarten ſich unter die Preußiſchen Banner; jene zogen es, wie natürlich, vor, ihren Landsleuten, unter denen ſo mancher einen Bruder, Verwandten oder Freund hatte, beizuſtehen; ſie konnten hoffen, hier nach vaterländiſcher Sitte aufgenommen und in heimathlicher Sprache begrüßt zu werden. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Urſachen, welche den Niederdeutſchen Adel bewogen, gerade Lief- und Curland zu ſeinen Colonien auszuerſehen, in dem Umſtande lagen, daß die erſten Ordensritter in jenen Ländern ihm angehörten, daß Klima, die Aehnlichkeit der Gegend mit dem Vaterlande, der Handel Niederſachſens mit Riga und Libau, der ſchon frühe ſelbſt manches edle Geſchlecht in jene Städte verſetzte, den Impuls dazu gegeben haben.

In den letzten Zeiten der Ordensherrſchaft in Preuſſen und ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts, als das Princip, die Hochmeiſterwahl auf ein mächtiges Haus zu lenken, den Sieg über den Grundſatz, daß der höchſte Ordensbeamte einem Geſchlechte Süddeutſchlands angehören mußte, davongetragen hatte, war damit auch zugleich jene Suprematie des Fränkiſchen, Bayriſchen, Schwäbiſchen und Rheinländiſchen Adels gebrochen. Wir begegnen nun ſchon oftmals Heſſen, Sachſen und Schleſiern unter den Ordensbeamten und Convents-Rittern, den Riedeſel, Buttlar, Drahe, Kottwitz, Gabelentz, Haubitz, Pilgram, Lehwald, Spiegel, Buchenau, Zedlitz, Schenck, Colbitz, Koſpoth, Sunthauſen, Polentz, Bodenhauſen, Schönaich, Wechmar, Niebelſchütz, Metzradt, Auerswald, Taubenheim, Beulwitz, Heßberg, Kittlitz, Pflugk u. ſ. w.

Durchmuſtern wir die Reihen der Hochmeiſter, ſo finden wir

*) S. Kelch Liefl. Chronik S. 155. Arndt Liefl. Chronik II. S. 250. Hupel Liefl. Adelsgeſchichte S. 20.

unter ihnen nur 9, welche nicht aus ſüddeutſchen Geſchlechtern ſind. Sie ſind alle Sächſiſchen Urſprungs und gehören bis auf Ludolff König dem hohen Adel an. Auch nur 9 Landmeiſter ſind geborne Sachſen, gleichfalls faſt ausſchließlich aus dynaſtiſchen Familien herſtammend. Es iſt aber zu bemerken, daß alle dieſe großentheils im 13. Jahrhundert vorkommen. Sämmtliche Groß-Comthure ſind aus ſüddeutſchen Familien entſproßen, ausgenommen der Graf v. Plötzkau, Heinrich v. Gera, Conrad v. Keſſelhut, Günther Graf v. Schwarzburg, die beiden Heinrich Reuß, Ludolf König, Heinrich v. Nickeritz, Walter Kerßkorff und Wilhelm Graf zu Eiſenberg, wiederum faſt lauter Dynaſten. Unter den 36 Ober-Marſchällen finden wir nur fünf Nicht-ſüddeutſche, den genannten Grafen v. Plötzkau, Dietrich Burggrafen von Altenburg, Henning Schindekopf, Heinrich Reuß v. Plauen und Wilhelm Grafen v. Eiſenberg, abermals lauter Sachſen. Nur ſechs oberſte Spittler ſind Sachſen und Nicht-Süddeutſche, nehmlich Sieghard v. Schwarzburg, Otto v. Dreileben, Alexander v. Kornre, zwei Reuß v. Plauen und Nickel Pflugk. Dreißig Ober-Trappiere ſind entweder Franken, Bayern, Schwaben oder Rheinländer, die neun übrigen ſind Sachſen; endlich zählen wir von 36 Treßlern nur fünf zum nicht-ſüddeutſchen Adel. Gleiche Verhältniſſe ſtellen ſich bei den andern Ordens-Gebietigern heraus.

Sachſen ſtellte alſo von den mittel- und norddeutſchen Staaten doch noch das zahlreichſte Contingent in die Reihen des Ordens; viel geringer iſt die Zahl der Ordens-Ritter, welche aus ritterſchaftlichen Geſchlechtern der Mark Brandenburg ſtammten. Wir liefern in Folgendem ein Verzeichniß derjenigen märkiſchen adeligen Familien, aus denen Mitglieder Amtsperſonen des Deutſchen Ordens waren oder nur als einfache Ritter vorkamen. Wir ziehen aus der geringen Anzahl dieſer Familien den Schluß, daß die genannten Glieder derſelben entweder vorzugsweiſe befähigt waren oder ihr Geſchlecht in einer beſondern Dignität und Anſehn geſtanden haben muß, daß es ihnen, trotz des vorherrſchenden ſüddeutſchen Elements gelungen iſt, in den Orden aufgenommen zu werden. Wir gedenken ferner auch derjenigen Familien, aus denen Söldner im Hülfsheere des Ordens im dreizehnjährigen Bundeskriege (1454—66) dienten und die für ſeine Ehre Gut und Blut eingeſetzt haben. Alle Namen ſind, bis auf

diejenigen, welche aus Voigts Namens-Codex laut der beigefügten Citate entnommen, noch nirgends gedruckt worden.

Märkiſcher Adel *).

v. Alvensleben. Johann v. A., Comthur zu Engelsburg. S. Voigt Namen-Codex S. 29.

v. Beeren. Heinrich v. Beern, Pferdemarſchall zu Danzig. 1359 im May; kann nicht zur Pommeriſchen oder Mecklenburgiſchen Familie v. Behr gehören, da er mit der Präpoſition „von" genannt wird, welche bei jener damals natürlich fehlt.

v. Berfelde. Seyfeke Bernfeldt, Söldner, diente in der Noſtitzſchen Rotte mit drei Pferden ein Jahr lang und hatte daher 24 Fl. Sold zu fordern **).

Friedrich Berfelder diente in der Heiligenbeilſchen Rotte mit 9 Pf. 12 Jahre lang und hatte 800 Fl. Sold und 80 Fl. Schaden zu fordern. Er erhielt dafür die Rödersdorfſchen Güter verſchrieben, blieb im Lande und verheirathete ſich. Die Güter kamen durch Heirath ſeiner einzigen Tochter an die v. Parckſche Familie.

v. Berg. Reichard vom Berge, Kellermeiſter zu Rhein 1480 kann freilich auch einer der andern Familien dieſes Namens angehören, allein die Märkiſche ſchreibt ſich vorzugsweiſe noch im 15. Jahrhundert „vom Berge". (S. Copiarbücher im Stadtarchiv zu Prenzlau).

Kerſten Berg, ſeit 1513 Ritter D. O. Der Convent conſtirt nicht; wegen ſeines Vornamens iſt er wohl ſicher Mitglied des Märkiſchen Geſchlechts v. B.

v. Brederlow. Conrad v. Brederlow, Conventsherr zu Thorn 1436.

*) Falls dieſes Verzeichniß Beifall findet, werden in gleicher Art die Sächſiſchen, Heſſiſchen und Schleſiſchen Familien namhaft gemacht werden, aus denen Mitglieder d. D. O. oder Söldner deſſelben geweſen ſind.

**) Alle, die Söldner betr. Angaben ſind aus dem Sold- und Schadenbuche auf dem hieſigen geh. Archiv entlehnt.

v. Bredow. Hans v. B., ſeit 1513 Ritter D. O.; der Convent conſtirt nicht.

Baltzer v. Breda, diente mit 2 Pferden in der Noſtitzſchen Rotte 3 Jahre lang; hatte 24 Fl. Sold zu fordern.

v. Buch. Hans v. Buch, Kornmeiſter zu Königsberg 1426. 1427.

v. d. Goltz. Albrecht v. Golſenn hat in der Schliebenſchen Rotte mit 2 Pferden zehn Jahre lang gedient.

v. Grabow. Giſelher v. Grabow, Compan des Ordensvogts zu Samland 1317.

v. d. Gröben. Chriſtoph v. d. G. kam 1509 in den Orden. Dieſerhalb ſchreibt der Groß-Comthur an den HM. Donnerſtag vor Thome 1509 „nachdem ich glaubwirdig befunden, das Grobels Mutter von guttem Adel vnd der geburt eyn Stengynne (v. Stangen) geweſt iſt.“ In demſelben Jahre kommt er ſchon als Aufſeher über das Tief zu Lochſtedt vor. 1515—1518 war er Compan des Comthurs zu Balga und beſaß damals das Gut Krathlauken im Kammeramt Germau. 1518 im April wurde er Pfleger zu Lyck, übernahm aber gleich darauf wieder ſeine vorige Stelle.

„Heinicke v. Grobenn“ diente in der Schliebenſchen Rotte mit 5 Pferden 12 Jahre lang, hatte 496 Fl. Sold zu fordern. In derſelben Rotte war auch „Hans Groben“

v. Güntersberg. Günther v. G., Fiſchmeiſter zu Brandenburg 1386.

Johann v. G., Kellermeiſter zu Raſtenburg 1439.

v. Hake. Ludolf v. H., Komthur zu Schlochau 1350. 1358. S. Voigt Namen-Codex S. 50.

N. Hake, Pfleger zu Bütow 1346. ibid. S. 83.

Heinrich v. Hacke, Pfleger zu Johannisburg 1403. S. v. Werner Poleogr. patr. spec. de opp. Johannisburg (Manuſcript auf der hieſ. Stadtbibliothek), S. 25.

Erhard Hake diente als Söldner in der Schliebenſchen Rotte.

v. Hohndorff. Tamme Hoendorff dient mit 6 Pferden 12 Jahre lang in der Schliebenſchen Rotte, hat 600 Fl.

Sold und für 15 verlorne Pferde 120 Fl. Schaden zu fordern.

N. v. Hoendorff diente mit 2 Pferden 8 Jahre lang in der Conitzſchen Rotte, hatte 128 Fl. zu fordern.

v. Jeetze. Caſpar Götz, Statthalter des Pflegers zu Barthen 1440—1442. S. Voigt Namen-Codex S. 82.; Pfleger zu Lötzen 1442. ibid. S. 92. Pfleger zu Johannisburg 1428. 1429. S. v. Werner poleogr. patr. spec. de opp. Johannisburg. §. X. p. 25.

v. Kracht. Jon Kracht diente in der Schliebenſchen Rotte mit 4 Pferden 8 Jahr lang, und mit 3 Pferden 1 Jahr lang, hat hiefür 230 Fl. Sold und für 3 verlorene Pferde 30 Fl. Schaden zu fordern.

Werner Kracht, in der Egloffſteinſchen Rotte, diente mit 2 Pferden 12 Jahre und mit 1 Pferde 9 Jahre lang, hat 244 Fl. Sold und für 10 verlorene Pferde 80 Fl. Schaden zu fordern.

v. dem Kruge. Hans vom K., Kellermeiſter zu Elbing 1416.

Johann vom K., Fiſchmeiſter zu Elbing 1429. 31. 38. 39. Mühlmeiſter zu Pr. Holland 1451.

v. d. Marwitz. Caſpar v. d. M., diente mit 8 Pferden 9 Jahr lang in der Schliebenſchen Rotte, hat 575 Fl. zu fordern.

Hans v. d. M., von der Creuzburgiſchen Rotte, war verſtorben.

v. Oppen. Hermann v. O. Komthur zu Schönſee 1330. Voigt Namen-Codex S. 52.

v. Quaſt. N. v. Quaſt, diente in der Noſtitzſchen Rotte mit einem Pferde 2 Jahr lang, hatte 16 Fl. Sold zu fordern und erhielt darauf ein dem Pfarrer zu Wargen abgenommenes Pferd für 25 Fl. ungariſch anno 1474.

v. Reder. „Sigemund Rederer", diente in der Schöneichſchen Rotte zu Liebmühl.

v. Röbell. „Titz Robele" diente in der Schliebenſchen Rotte.

v. Sack. Conrad Sack, Landkomthur zu Culm 1296. 1298. Voigt Namen-Codex S. 16, Komthur zu Thorn 1301. 1302. ibid. S. 56, zu Chriſtburg 1296. ibid. S. 25. zu Golub 1305, ibid. S. 30. Landmeiſter in Preuſſen

1302—1306. ibid. S. 4. Es bleibt immer ſehr fraglich, ob er zur Märkiſchen Familie gehört.

v. Schlaberndorff. N. v. Schlaberndorff diente mit 8 Pferden 11 Jahr lang und hat 704 Fl. Sold und 208 Fl. Schaden zu fordern.

v. Schlieben. George v. S., Ritter, Hauptmann der größten Rotte, hat mit 24 Pferden 12 Jahre lang gedient und 2463 Fl. in Sold zu fordern; wurde durch die Gerdauen-Nordenburgiſchen Güter abgefunden.

Conrad v. Schlieben, hat mit 3 Pferden 6 Jahre, und mit ebenſoviel 4 Jahre lang in der Schliebenſchen Rotte gedient und 240 Fl. zu fordern; an Schaden aber 160 Fl. für 7 Pferde; iſt aus dem Lande geritten.

Hans v. Schlieben, iſt geſtorben, hat in der Schliebenſchen Rotte mit 5 Pferden 3 Jahre lang gedient und mit 3 Pferden ebenſo lange, hat 180 Fl. Sold und 200 Fl. Schaden für 5 Pferde zu fordern.

Heinrich v. Schlieben, hat mit 4 Pferden 3 Jahre gedient, macht 96 Fl. an Sold.

v. Schöning. Heinrich v. Scheningen, Pfleger zu Inſterburg 1365. 1368. S. Voigt Namen-Codex S. 87. Comthur zu Ragnit 1362. 1364. ibid. S. 45.

Conrad v. Scheningen, 1332. 1335. Vogt zu Dirſchau, ibid. S. 64.

v. Stegelitz. Heinrich Stegelitz, 1436 Conventsherr auf dem Schloſſe Brandenburg, wird im alten Zinsbuche ausdrücklich ein Märker genannt. 1437 iſt er Pfleger zu Lötzen. S. Voigt Namen-Codex S. 92.

v. Steinwehr. Peter Steinwer, der letzte Hauskomthur zu Elbing 1451. 1459.

v. Strantz. Johann Strantz, Bernſteinmeiſter zu Lochſtedt 1429.

v. Strauß. Hermann Strauß, in der Tettauſchen Rotte zu Schippenbeil, hat für 4 verlorene Pferde 60 Fl. zu fordern.

Martin Strauß, in der Rieſenburgiſchen Rotte, hat mit einem Pferde 12 Jahre lang gedient und 90 Fl. zu fordern; „iſt bezahlt“.

v. Thümen. Thile v. Thümen, hat in der Noſtitzſchen Rotte mit 16 Pferden 4 Jahre lang gedient und 496 Fl. Sold zu fordern; an Schaden für 13 verlorene Pferde 84 Fl., iſt aus dem Lande geritten.

v. Tümpling. Cuntz Tompeling, Pferdemarſchall zu Oſterode 1418.

v. Uchtenhagen. „George v. Ochtenhayn" in der Noſtitzſchen Rotte, hat mit 10 Pferden 3 Jahre lang gedient und 240 Fl. zu fordern.

v. Wedell. Lamprecht v. Wedell, Pferde-Marſchall zu Leſke bis 1433; nachher Compan des Vogts in der Neumark. S. v. Werner Beitr. z. märk. Geſch. S. 158–159.

v. Winning. „George v. Winnungen", Pfleger zu Montau 1418. 1420. S. Voigt Namen-Codex S. 95.
„Johann Wynnungen", Pfleger zu Gerdauen 1315. ibid. S. 85., zu Lochſtedt 1328. 1334. ibid. S. 91.

v. Wreech. Heynecke Wreech, diente unter Caſpar's v. Noſtitz Rotte.

Während des Drucks ſind noch nachſtehende Ermittelungen gemacht worden:

v. Bardeleben. Hennig v. B., Söldner, fiel bei Conitz. S. Geh. Archiv Schiebl. XII. Nr. 72.

v. Berfelde. Balzer v. Beerfelde diente in der Schliebenſchen Rotte.

v. dem Borne. Beteke v. d. Borne, war 1446 Ritter des Ordens im Convent zu Oſterode, hatte 2 Pferde und einen Harniſch.

v. Ellingen. Werner u. Matz v. E., Söldner im 13jährigen Kriege (Schliebenſche Rotte).

v. Flanß. Heintz v. Flanß, hatte zu Conitz mit 3 Pferden gedient und an Sold und Schaden 408 Gulden Rheiniſch zu fordern. S. Geheimes Arch. Adels-Geſchichte. a/F. Nr. 97.

v. Katte. Hans Katze, Söldner in der Schliebenſchen Rotte.

v. Liebenthal. Rule v. Liebenthal, Söldner in der Eglofſteinſchen Rotte zu Creuzburg.

v. d. Marwitz. Otto v. d. Marwitz, 1440 Untervogt D. O. zu Landsberg.

v. Pabſtein. Nickel v. Papſtein, Söldner, diente in der Schliebenſchen Rotte.

v. Strauß. Hans, Eberhard und Thomas v. Strauß, hatten Tauſend Gulden Ungarſch zu fordern. S. Geh. Archiv. Schiebl. XXXXIV. Nr. 34.

v. Waldow. N. v. Waldow, Bruder Hanſens auf Königswalde hatte dem Orden mit 14 Pferden gedient. S. Geh. Archiv Adels-Geſch. a/W. Nr. 56.

v. Wedell. Lamprecht v. Wedell war ſchon 1425 Compan des Vogts in der Neumark und 1430 Hauptmann zu Cüſtrin.

A. v. M.

Geſchichte des Theaters in Preußen.

(Fortſetzung.)

Moſewius (Moſevius) iſt nach Porſch der erſte geborne Königsberger, der auf der Bühne ſich Ruhm und Anſehn erwarb. Dieſer bewegte ſich mit Glück in einem engen Kreiſe der Darſtellung und ſeines Talentes wurde nicht ſeine Vaterſtadt froh. Moſewius dagegen, Muſiker, Sänger und Schauſpieler, gab die verſchiedenſten Rollen mit Meiſterſchaft und zollte durch ſeine künſtleriſche Anſtrengung dem Orte, dem er ſeine Bildung ſchuldete, den Dank. Er wirkte mit Schwartz, Kühne, Blum zuſammen, aber mehrere Jahre lang nur unbedeutende Rolle ſpielend, gab keine Proben, daß ein ſo günſtiges Verhältniß bei ihm Frucht anſetzte., Mehr denn als Schüler, leiſtete er als Lehrer im Geſang, und ſeine Gattin war es, die ſeine Kunſt bewährte. Wie reich auch die Stimmmittel waren, mit denen ſie die Natur ausgeſtattet, ſo hätten ſie nach Kennerurtheil nie die brillante Wirkung hervorgebracht, ohne ſeinen ausgezeichneten Unterricht. Während Mad. Moſewius als Conſtanze und in allen erſten Partien das Höchſte leiſtete, nahm er lange mit die letzten Stellen im Perſonenverzeichniß der Opern ein, bis im Jahre 1815 ſein Genius obſiegte. Das größte Verdienſt der Kotzebueſchen Direktion iſt darein zu ſetzen, daß ſie bei der ungehörigen Zuſammenſetzung des Perſonals ihn zwang, das allein zu übernehmen, was ſonſt Mehrere geſpielt und geſungen hatten, und ſo ſeine Gaben zur überraſchenden Entfaltung brachte. Als Schauſpieler in ernſten Stücken ſah er ſich durch die provinzielle Ausſprache, deren Königsberger ſich nicht leicht entäußern können, in etwas gehemmt. In einem an ihn in Breslau gerichteten Scherzgedicht wird er: „adler Manſch von Königsbarg" genannt.

Dr. Joh. Theod. Moſewius, in Königsberg 1788 geboren, trat 1805 in einer kleinen Rolle in Kotzebue's „Bayard" auf und mußte, nachdem er in Opern mehrere Jahre im Chor

geſungen, ausnahmsweiſe den Maſſeru und den Pedrillo in „Belmonte und Conſtanze" gegeben hatte, ſich mit kleinen Baßpartien begnügen. Zwiſchen 1810—11 ſang er gewöhnlich den Maſetto, den André in der „Fanchon", den Heimann in Mehüls „Je toller je beſſer." Zu ſeiner Benefizvorſtellung wählte er den Darius in Salieris „Palmira". Das Ehepaar Moſewius ſchied von der königsbergiſchen Bühne, als die Hendel-Schütz die Direction führte, es gab Gaſtrollen, wie in Danzig, und kehrte erſt 1812 zurück. Als Gäſte erſchienen beide in „Belmonte und Conſtanze" und zwar Moſewius als Osmin. Er giebt nun den Leporello und Papageno, in der „Aſchenbrödel" den Dandini, in Fiovanti's „Dorfſängerinnen" den Kapellmeiſter Bucefalo, eine Geſtalt voll des ergötzlichſten Humors. Was er als dramatiſcher Geſanglehrer ermöglichen konnte, bewies er, als 1813 Anſchütz im Verlaß auf ſein entzückendes Spiel den Don Juan geben wollte. Moſewius ſtempelte ihn in kürzeſter Zeit zum Sänger und flößte ihm während der Vorſtellung ſelbſt die richtigen Töne ein, ſo unvermerkt, daß das Publikum ſich ſchier verwunderte, über die Feſtigkeit des neuen Don Juans. Bei aller Anerkennung, die Moſewius damals ſchon fand, war dennoch die Trauer um ſeine Gattin größer als um ihn, als es 1813 verlautete, daß die Bühne beide verlieren würde. Erſt 1815 zeigte er ſich in ſeiner ganzen Größe. Jetzt tritt er auf einmal für Viele ein, erfüllt voll Liebe und Eifer und froh des Gelingens vertritt er nicht nur ſeine Vorgänger, ſondern überſtralt ſie großentheils. Er erhält Blum's Rollen in „Axur" „Fürſten Blaubart", in „Johann von Paris" den Oberſeneſchall, in Gluck's „Iphigenia" den Thoas, die Schwartzen's den Richard Boll, im „Geheimniß" den Hofrath, die Beinhöfer's, im „unterbrochenen Opferfeſt", den Pedrillo, den Waſſerträger, die Fleiſcher's, er befriedigt im „armen Poeten" den Verfaſſer Kotzebue und ſpielt vorzüglich den Amias Paulet. Früher hatte er Lanzen als Heinrich im „Zinngießer" nachzueifern verſucht, jetzt Carnier als Derwiſch. Nach Kotzebue's Direction bleibt Moſewius ſo lange beim Theater als es möglich iſt. Im Juli 1816 empfiehlt er ſich mit ſeiner Gattin den Landsleuten durch ein Abſchiedsconcert und begiebt ſich nach Breslau. Beide finden dort denſelben Beifall. Als die gefeierte Sängerin 1825 ſtirbt, beſchließt er von der Bühne abzutreten.

Wo er die Künſtlerbahn auf den Bretern begonnen, beſchließt er ſie, indem er im Aug. 1825 ein Gaſtſpiel eröffnet und ſich als Leporello, Ober-Seneſchall, Waſſerträger, Figaro in „Figaros Hochzeit", Jacob in Mehüls „Jacob und ſeine Söhne", Caspar im „Freiſchütz" u. ſ. w. in würdigem Glanze ſehn läßt. In Breslau wird er Director des kön. akademiſchen Inſtituts für Kirchenmuſik 1829 Univerſitäts-Muſik-Director. Die Muſteranſtalt für ernſten Geſang, die er ins Leben rief, blüht noch immer, unter ſeiner thätigen Leitung, nachdem ſie das Feſt ihres 25jährigen Beſtehens bereits in Ehren gefeiert.

Mad. Wolſchowski und ihre Töchter, wie ſchon bemerkt, eröffneten eine neue Aera des Theaters. Mad. Kramp, die als Iffland's Oberförſterin für unerreichbar galt, muß jener weichen und ebenſo Mad. Ackermann, die größte Sängerin der Schuchiſchen Geſellſchaft, der älteren Tochter, ſowie die Directrice dem jugendlich blühenden Talente, Lieblingsrollen abzutreten ſich genöthigt ſieht.

Franciska Wolſchowski, in Prag 1763 geboren, aus einer Schauſpieler-Familie ſtammend, war eine geborne Kaffka. Mit der v. Brunianſchen Truppe kamen Wolſchowski, ſeine Frau und Töchter 1779 nach Braunſchweig *), wurden Mitglieder des Theaters in Mainz und dann der Schuchiſchen Geſellſchaft. In Mainz ſpielten ſie zuſammen mit (Eckardt) Koch, dem Director, mit Stegmann, dem Komponiſten und Sänger, die früher in Königsberg geweſen waren, und mit Dem. Caſſini, die ſpäter dahin kam. Schröder, der den Vorſtellungen 1791 beiwohnte, nennt eine Leiſtung der Madam Wolſchowski „recht gut" *). Von Iffland's „Jägern" iſt die Erinnerung an das liebgewinnende, treuherzige Spiel der alten Wolſchowski, den älteren Schauſpielfreunden noch friſch und wohlthuend. Durch ſie erhielt die Rolle einen Zauber der Popularität, der durch freudige Rührung und lebhaftes Wohlgefallen von allen Plätzen her ſich kund gab. Man konnte nicht anders glauben, als daß ſie ſich

*) Theater-Kalender 1790. S. 92. Sie ſpielte damals „Soubretten", zweite Liebhaberinnen, einige Alte im Luſt- und Singſpiel. Meyer-Schröder II. I. S. 68.

in ihrer liebenswürdigen Perſönlichkeit gäbe und in einem Gedicht an ihrem Wiegenfeſte heißt es:

> Du dienteſt der Behauptung zum Beweiſe,
> Daß in des Hauſes friederfülltem Kreiſe
> Des Künſtlers Werth ſich achtungsvoll verſchönt.

Als Oberförſterin gewann ſie zuerſt die Zuneigung des Publikums und erhielt dieſe 22 Jahre hindurch, indem ſie noch 1816 unter Hüray's Directorat als Oberförſterin auftrat. In alten Mütterrollen der Art beliebt, erwarb ſie ſich auch Ruhm durch ihre Claudia in „Emilia Galotti", die ſie gleichfalls überaus häufig ſpielte und für ſie in weit vorgeſchrittenem Alter ſich noch Dank erwarb. „Claudia, ſo ſchrieb man, war ſehr brav und ſogar die heftigen Szenen gelangen ihr vortrefflich. Sie ſpielte dieſelbe mit einem überraſchenden Kraftaufwande." Sie ſtellt die Daja dar. Sie ſingt auch manchmal und trägt die Jungfer Salome im „Donauweibchen" ergötzlich vor, weniger die Claudia im „Doctor und Apotheker". Wie der alte Bachmann bisweilen aus der ihm eignen Gutmüthlichkeit nicht ohne Glück heraustreten konnte, ſo auch Mad. Wolſchowski, die einige widerwärtige, kokettirende Weiber ſehr gut zeichnete, die Donna Olimpia im „Don Ranudo". — Mit ſchwerem Herzen betrat ſie in der letzten Zeit die Bühne, da ihr der Vorſtand nicht wohl wollte und mit noch ſchwererem Herzen ſchied ſie von Königsberg. Kotzebue ſetzte die Gage für das Ehepaar Wolſchowski von 20 auf 12 Thlr. herab, ſie bat um 16 Thlr. und Freunde erhielten ſie der Bühne durch eine Zulage. Im Jahre 1817 befand ſie ſich in Danzig mit ihrem Gatten, ihrer Tochter, Mad. Lanz, und ihrer Enkelin, Agathe Lanz. Darauf begab ſie ſich nach Hamburg, wohin ſie wahrſcheinlich Schwartz, als ihr früherer Eidam, eingeladen hatte.

Mad. A. Schwarz, geb. Wolſchowski, ſpielte 1777 in Prag ſchon als Kind und wurde Peppy genannt. Ihre erſten Rollen ſind Gurli und Margarethe in den „Hageſtolzen", Pamina, aber ihre künſtleriſchen Gaben erreichen bald einen Grad der Entwicklung, ſo daß ſie durch ihr Spiel als tragiſche Schauſpielerin, beſonders als Opernſängerin alle Kunſtgenoſſinnen in demüthigen Schatten ſtellt. Merkwürdig iſt es, daß ſie außerhalb

des Theaters nicht durch körperliche Reize anziehn konnte, denn ihr blödes Auge war gläſern, ihre Geſtalt keineswegs untadlich und ihre Bewegungen laß und ſchwerfällig. Man vergaß dies in ihrer intereſſanten Unterhaltung, noch mehr aber, wenn man ſie auf der Bühne ſah. Alsdann verklärte das Feuer der Begeiſterung ihre Erſcheinung, ſie war eben ſo ſchön als lebendig. Schwartz war es, der ihren Anlagen echte Künſtlerweihe gab. Mit ihm befand ſie ſich kurze Zeit in Hamburg. Als das Ehepaar 1801 nach Königsberg zurückkehrte, erklärte ein Korrespondent, man würde es „gar nicht ungern ſehn", wenn Mad. Wieland und die Directrice mehrere Rollen der zu wenig beſchäftigten Mad. Schwarz abträte. Und bald kränzt ſie der Beifall für die Marie im „Fürſt Blaubart", die Conſtanze im „Waſſerträger", die Camilla, Lodoiska, die Königin der Nacht und die Aſtaſia. Auch entzückt ſie als „kleiner Matroſe", als Roſalie im „Doctor und Apotheker", als Röschen im „Hieronymus Knicker". Im recitirenden Schauſpiel tritt ſie nicht in komiſchen Rollen auf, dagegen in den erſten des Trauerſpiels und zwar gewöhnlich in denen, einer entſchieden ſtrengen Richtung, wodurch ſie ſich von ihrer Schweſter unterſcheidet, der dagegen mehr das Freundliche, Zarte und Gefühlvolle gelingt. Mad. Schwarz ſtellt die Phädra dar, die Octavia, die Eliſabeth in „Maria Stuart", die Attilia im „Regulus", die Iſabella in der „Braut von Meſſina." Der Stern ihres Glückes trübte ſich nur zu bald. Unter Carniers Leitung ſpielte ſie 1810 in Elbing. Wenn ſie auch 1815 noch der Bühne in Königsberg angehörte, ſo war ſie ſchon viele Jahre mehr nur gelitten als geliebt. Im Geſang wurde ſie ſchon in ihrer glänzenden Periode in einigen Rollen übertroffen von Dem. Beſſel d. ä., im Spiel von Mad. Kühne. Als Mad. Moſewius in der Oper hervorleuchtete, verſtummte in ihr Mad. Schwarz. Ihr Gatte trennte ſich von ihr 1806 und die Stimme des Publikums, das damals mit all zu großem Intereſſe die Schauſpieler auch außerhalb der Szene beobachtete, erklärte ſich wider ſie. Sie war damals willens, nach Riga zu gehn. Ihre ſtärker gewordene Figur paßte nicht mehr für jugendliche Rollen. Das Publikum, das ſich vorher rühmte, eine Schwarz gebildet zu haben (welches Verdienſt wohl ihrem Angetrauten zuzuſchreiben war), ſah es nun wieder gar nicht ungern, als ſie jugendlicheren

Talenten den Platz räumte. Sie gab zu **Kotzebue's** Zeit noch die Eliſabeth, trat aber ſchon ſeit längerer Zeit äußerſt ſelten auf und nur in Rückſicht ihrer traurigen Lage, war das Haus beſetzt, als ſie mit einem Concert ihr Kunſtleben in Königsberg abzuſchließen gedachte. Aber noch einmal im J. 1823 tritt ſie in der Benefiz-Vorſtellung ihrer Nichte **Lanz** in einer Operette von d'**Alayrac** auf.

Mad. Lanz, früher **Joſephine Wolſchowski**, fünf Jahre jünger als **Mad. Schwarz**, ſeit 1803 verheirathet, ſtarb in Königsberg, wo ſie gleichfalls noch 1823 ſpielte und zwar als angeſtelltes Mitglied der Bühne. Sie war weniger Sängerin als Schauſpielerin und ſchon durch ihr ſchwaches monotones Organ auf die Darſtellung der ſanfteren Charaktere gewieſen. Man bemerkte 1803, daß es ihr die Natur verſagt habe, als Emilia Galotti das wahr Gedachte wahr wiedergeben zu können. Und **Kotzebue** erklärte 1815, ihr fehle zu einer vortrefflichen Schauſpielerin nur das, was ſie ſich nicht geben könne, die Stimme. Auffallend iſt es, daß ſie auch nach Verſchwinden des Jugendſchmelzes ſich in Liebe bei den Zuſchauern erhielt, ſo daß ſie noch 1815 als Emma in den „Kreuzfahrern" erſcheinen konnte. Mehrere Jahre hindurch blieb ihr der Alleinbeſitz von Rollen, wie Friderike in den „Jägern", Luiſe in „Cabale und Liebe", Amalie in den „Räubern" Minna von Barnhelm. Sie ſpielte Tells Gattin und die Sena in „Salamo's Urtheil" mit der ganzen hinreißenden Innigkeit wahrer Mutterliebe. Aber ſie wagt ſich auch an eine Lady Milford, eine Eliſabeth in „Maria Stuart". „Dieſe Taubenunſchuld im Blick und Ton, ſo äußert ſich der Rezenſent B., konnte unmöglich ein getreues Bild der herrſchſüchtigen Virago Eliſabeth geben." — Mad. **Lanz** hatte als Mutter einer zahlreichen Familie, die heitern und trüben Tage ihres Mannes getheilt, es auf der Bühne 1821 abwärts bereits bis zur Schenkwirthin in den „Jägern" gebracht, mit welcher Rolle manche namhafte Schauſpielerin endigte. Sie wollte in der Rolle der Frau Miller, die bisweilen auch ihre Mutter geſpielt, 1821 ganz von der Szene treten, damals als **Agathe Lanz** als Aſchenbrödel das allgemeinſte Entzücken hervorrief. Aber Sorgen für den täglichen Haushalt und die Noth der Directionen, das verſprochene geringe Ho-

norar war oft nur ein trügliches Verſprechen, beſtimmte ſie, noch 1823 bis 1825 mühſelig Rollen von alten Frauen, Haushälterinnen, Karikaturgeſtalten abzuſpielen. Im Jahr 1828 feierte ſie durch eine Vorſtellung „das ſilberne Hochzeitsfeſt" den Tag, an dem ihr vor 25 Jahren ein „Ausſteuer-Benefiz" gewährt war.

Dem. Beſſel die ä. und j., Töchter eines Schauſpielers in Berlin, zwei jugendlich blühende Geſtalten, kamen 1803 nach Königsberg und von ihrem Auftreten wird die Zeit der glänzenden Toilette auf der Bühne gerechnet, worin ſie von einzelnen Theaterfreunden unterſtützt ſeyn ſollen. Die Erwartungen, von der älteren heißt es: „die Künſtlerin verſpricht ungemein viel" *), waren zu groß, als daß ſie die Folge hätte bewähren ſollen. Nur drei Jahre waren ſie in Königsberg, als Steinberg 1806 eine Auflöſung der Theaterverhältniſſe in den Kriegsnöthen befürchtend, die Direction einſtweilen niederlegte und mehrere Schauſpieler verabſchiedete. Auf der Reiſe nach Berlin gaben ſie mit dem gleichfalls ſich verabſchiedenden Baſſiſten Sehring zuſammen in Elbing und Danzig Gaſtvorſtellungen. Im J. 1809 kehrten ſie nach Königsberg zurück, ſpielten aber nur einen Monat und empfahlen ſich für immer, bei der geringen Theilnahme, die ſie fanden.

Philippine Beſſel ſpielte ſeit 1794. In vielen Stücken wirkte ſie zuſammen mit der jüngern Schweſter, jene gab die Lanaſſa und ſie die Palmira, jene die Elvira im „Don Juan", dieſe die Zerlina, jene die Suſanna in „Figaros Hochzeit" und dieſe den Pagen. Früher hatte Mad. Schwarz die Suſanna und die Elvira im „Unterbrochenen Opferfeſt" gegeben. Noch größeren Beifall erwarb ſie ſich in Salieri's „Käſtchen mit der Chiffre" und in der „Fanchon", die ſie 1805 zuerſt auf die Szene führte. In einem Concert trug ſie zuerſt Glücks „Iphigenia" vor. Sie ſang die Conſtanze in „Belmonte und Conſtanze", die Aſtaſia in „Axur", die Camilla. Dem. Beſſel d. ä. gefiel aber auch in Luſt- und Trauerſpielen, als Leonore in „Fiesco" als Ophelia und als Minna von Barnhelm, neben ihr ſpielte hier die Schweſter die Franciska.

*) Rhode Allgem. Theaterzeitung. Berlin 1800. I. S. 214.

Henriette Beſſel wollte zu einer Bravour-Spielerin ſich ausbilden und begann 16 J. alt, nachdem ſie in Berlin nur Kinderrollen geſpielt hatte, ihre Leiſtungen in Königsberg 1803 mit der Orſina. Sie gab die Amalie in den „Räubern", Afanasja in „Benjowski" und das Mädchen von Marienburg, daneben aber auch die Gurli und die Sophie im „Räuſchchen". Sie fand nicht ungetheilten Beifall und, wie ihre Schweſter vor Mad. Moſewius ſich zurückzog, ſo fand ſie an Mad. Kühne eine Kunſtgenoſſin, die durch ihr erſtes Auftreten den entſchiedenſten Sieg errang.

Mad. Kühne, eine fein gebaute Geſtalt, ſetzte durch ihre Erſcheinung voll des ſeltenſten Liebreizes ein Juwel in Taliens Krone ein, das unvergänglich bis zu ihrem Hinſcheiden vorleuchtete. Sie weckte in Königsberg die Erinnerung an die Baranius, nur um ſie wieder zu verdunkeln. Als Madam Kühne ein ſchelmiſches Mädchen dargeſtellt, urtheilte man hier: „Ihr Spiel war ſo bezent liebenswürdig, ſo liebenswürdig dezent, es herrſchte über das Ganze ein ſo frohſinniger Muth" u. ſ. w. In Hamburg dachte man nicht anders über ſie: „Mad. Kühne war eine der glücklichen, durch Natur und Kunſt empfohlenen Geſtalten, die jedem Fache zuſagen und in jedem willkommen ſind. Als komiſche Schauſpielerin glänzte ſie unter ihren Lanzmänninnen vielleicht ohne Nebenbuhlerin. Sie wußte einer Kleinigkeit Reiz zu ertheilen und einer Poſſe dauernden Werth. Je mehr man mit dem bekannt war, was ſie zu ſagen hatte, je geſpannter war man, es von ihr zu hören. Sie war die Gratie des Luſtſpiels und verläugnete dieſe Anmuth auch in der kühnſten Herablaſſung nicht. Der Kunſtrichter hätte verzweifeln müſſen, nachzuweiſen, aus welchem zarten, luſtigen Geſpinnſt der Zauber beſtanden" *).

Luiſe Caſſini, ſeit 1805 mit Lenz-Kühne verbunden, hatte in Frankfurt a. M., dann in Dresden geſpielt und kam von dort im Dez. 1804 nach Königsberg, wo ſie den Pagen Paul in Kotzebue's „Pagenſtreichen" und die Franziska in der „Minna von Barnhelm" darſtellte. Der Rezenſent B. ſagt: Kammermädchen ſind ſchwer zu ſpielen „wenn Neckerei nicht in Bösartig-

*) Meyer-Schröder II. I. S. 284.

keit, Laune in Ungezogenheit, Muthwillen nicht in Dreiſtigkeit ausarten ſoll. Die Künſtlerin ſchiffte höchſt glücklich durch dieſe Klippen. Ich habe ſie von der (als Franziska abgebildeten) gefeierten Räder geſehen. Unſere Franziska verdiente den Kranz." Die Hendel-Schütz konnte nicht das Andenken an die von jener unvergleichlich gegebene Margarethe in den „Hageſtolzen" zurückdrängen. Der liebenswürdigſten Naivität, die ſie entfaltete, verdankte man „die Erhaltung manches alten Stücks" in Hiller-Weiße's „verwandelten Weibern", war ſie die Lene, die glücklichſte Laune zeigte ſie in der Wilhelmine im „Räuſchchen". Vorzugsweiſe gern wurden Stücke beſucht, in denen Mad. Kühne neben ihrem Mann ſpielte. Endlos oft wurde die „Beichte" aufgeführt und der wiederholte Verſuch, als das Ehepaar uns entrückt war, die günſtige Wirkung jener Darſtellung zu erzielen, mißglückte ſtets, am vollſtändigſten, als Anſchütz und ſeine Frau, geb. Butenop, den Baron und die Baronin ſpielten. Mad. Kühne trat auch als Desdemona und Ophelia, als Recha und Agnes Bernauerin auf, in der letzten Rolle ließ ſie ſich als Leiche, in triefend naſſen Kleidern auf die Bühne tragen*), als Amalie in den „Räubern" und Maria Stuart. In ſolchen Rollen, bemerkte man, würde ſie mehr leiſten, „wenn die lächelnde Miene ihres Mundes nicht oft dem Tragiſchen widerſpräche. Der Rezenſent B. vergleicht ſie als Maria mit Mad. Bethmann und diesmal erklärt er ſich nicht für Mad. Kühne, doch ſtellt er nicht in Abrede, daß ſie in einzelnen Szenen mehr bewegte, um „die Empfindung der Zuſchauer zu wecken und Thränen hervorzurufen." Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Königsberg war ſie zwei Jahre der Liebling Hamburgs. Sie erkrankte und die Aerzte legten ihr Unwohlſeyn dem Klima zur Laſt. Die Veränderung des Wohnortes brachte aber keine günſtige Veränderung zuwege. Das Ehepaar Kühne kehrte nach Hamburg zurück. Die Gaſtſpiele, die es auf mehreren Theatern gab — ſtets zeigte ſie ſich als Margarethe — weckten überall Entzücken und Bewunderung. Sie ſtarb 1823 und wurde auf dem Petri-Kirchhof, begleitet von der

*) Mad. Schröder in Hamburg hatte ſchon vor ihr in der Art der materialiſtiſchen Wahrheit ſich hingegeben.

allgemeinſten Theilnahme, feierlichſt beſtattet. Nicht der letzte unter den Trauernden war Schwartz.

Mad. Ritzler, der die Natur eine klangreiche Sopranſtimme geſchenkt, hatte auch in ihrem Aeußern von ihr einen überall zu honorirenden Empfehlungsbrief empfangen. Sie war eine kleine liebreizende Geſtalt und vor dem Auftreten der Mad. Moſewius die erſte Conſtanze und Königin der Nacht, die in Königsberg gehört war. Mit dieſen Rollen und mit Oberon eröffnete ſie hier die Reihe ihrer anziehenden Vorſtellungen und trat in die Stelle der älteren Beſſel ein.

Roſa Ritzler und die früher genannte Schmidt waren als erſte Sängerinnen Mitglieder der Carl Döbbelinſchen Truppe, bei der der Gemahl der erſten, ein Virtuos auf der Violine und Bratſche, als Muſik-Direktor angeſtellt war. Mad. Ritzler verfügte ſich nach Königsberg und Mad. Schmidt nach Danzig, aber die erſte ſchloß ſich nachmals an die Geſellſchaft in Danzig und die zweite an die in Königsberg an. Wenn Mad. Ritzler neben den erwähnten Hauptpartien auch die Louiſe, in den beiden Jeſter-Bendaſchen Operetten, mit dem Zauber der Kaltenbach gab, die Hulda im „Donauweibchen", das alte Weib in der „Zauberflöte", die Lucinde (als Matroſe gekleidet) in Weigs „Korſar aus Liebe", ſo wußte ſie auch ſchwierigere Aufgaben zu löſen und ſang die Marie im „Fürſt Blaubart", den Sextus und die Elvira im „unterbrochenen Opferfeſt". Eine gefährliche Nebenbuhlerin erſteht ihr in Mad. Moſewius — nun findet man ihre Stimme nicht angenehm, ihr Spiel unbeholfen und den Verſuch, in der Oper Lilla zu tanzen, unglücklich — weßhalb ſie 1810—1811 in Danzig ſpielt. Neue Rollen ſind hier die Zaide in Stegmann's „Kaufmann von Smyrna" und die Iphigenia und Aſtaſia in „Axur". Nach einem längeren Aufenthalt in Riga kehrte ſie 1814 nach Danzig zurück und ſpielte die Emmeline. 1816 gaſtirt ſie in Danzig und Königsberg als erſte Sängerin aus Reval und trägt in einem Concert, das ſie am letzten Ort mit ihrem Gatten, dem Muſikdirector am Revaler, Theater gab, eine Polonaiſe in polniſcher Sprache vor. Zuletzt nimmt ſie eine Anſtellung in Riga an und ſingt hier 1818 die Prinzeſſin von Navarra in „Johann von Paris."

Mad. Moſewius war die erſte Sängerin und trat allein in Opern auf. Nicht leicht gab es früher eine Dame, die, wenn ſie auch nur in Luſt- und Trauerſpielen auftreten ſollte, nicht bisweilen ſang, wie auch Mad. Kühne, und ebenſo pflegten die Sängerinnen auch die Verpflichtung zu übernehmen, im recitirenden Schauſpiel eine Stelle auszufüllen. Mozart's Conſtanze war nach der Behauptung von Kennern nie würdiger vertreten als durch ſie.

Wilhelmine Müller war in Berlin 1792 geboren. Das Urtheil lautete ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen auf dem Theater günſtig: „Ihre Stimme hat einen großen Umfang und ihr Vortrag iſt voll Natur und Wahrheit. Es gereicht zur Ehre, daß ſie ſich nicht von der überladenen Manier vieler neuern Sänger hinreißen läßt, ob ſie gleich in den ſchwerſten Sätzen eine ungemeine Fertigkeit zeigt" *). Aber ſchwerlich wäre ſie geworden, was ſie wurde, wenn ſie nicht in Königsberg Moſewius' Unterricht genoſſen, mit dem ſie 1810 den Bund der Ehe ſchloß. Sie war die Nichte von Emter und wurde vielleicht durch ſeine Vermittlung an die Bühne in Königsberg berufen. Sie tritt zuerſt in einem kleinen Singſpiel „das Milchmädchen" von Duni auf. Man vertraut ihr lange nur kleine Rollen an, wie in Mehüls „Schatzgräbern", unter den Geſpielinnen Myrrhas, die großen übergiebt man Mad. Ritzler. Aber 1810 ſingt dieſe nicht mehr die Conſtanze in „Belmonte und Conſtanze", ſondern Mad. Moſewius und ſie entzündet für ihren Geſang einen flammenden Enthuſiasmus, ſie ſingt die Lodoiska, die Elvira, die Gräfin in „Figaros Hochzeit" und 1812 die Königin der Nacht. Ueber dem Zauber ihres Geſanges, einer Sopranſtimme, wie man ſie nie gehört hatte, voll Fülle, Rundung und Wohlklang vergaß man leicht, was zur Hebung der zu zeichnenden Charaktere nicht eben frommte. In Berlin meinte man, ſie ſei „in der Darſtellung durch Gebärden weniger glücklich, ſie ſcheint kalt und ernſt, wo ein leichtes frohes Weſen von ungleich größerer Wirkung wäre." Ungeachtet des redlichſten Fleißes in Königsberg gelang es ihr nicht, ſich eine ſeelenvolle Wahrheit anzueignen, wenigſtens konnte

*) Rhode, Allgemeine Theaterzeitung. Berlin 1800. S. 188.

ſie nur ſingend gefühlvoll vortragen. Für die Heldinnen, die ſie darſtellte, war auch die ſchmächtige, hagere Geſtalt nicht paſſend, in der man nie eine ſolche Bruſtſtimme von Alles überwältigender Kraft vermuthet hätte. Gegen das Ende ihres Aufenthalts in Königsberg, das ſie 1816 verließ, hätte eine nicht zu billigende Nacheiferung ſie leicht um ihr eigenſtes, künſtleriſches Beſitzthum bringen können, und auffallend iſt es, daß ihr Gatte dem nicht zu begegnen wußte. Im Juli 1815 gab nämlich die erſte Sängerin Hamburgs, Namens Becker, eine Reihe von Gaſtrollen, deren blendender Glanz durch die Neuheit des Vortrags und durch die ſeiltänzeriſche Kehlfertigkeit das große Publikum in freudiges Staunen verſetzte. Mad. Moſewius, ſo ſcheint es, wurde an ihrer Kunſt voll würdiger Gediegenheit für den Augenblick irre. „Es iſt zu bedauern, ſo ſchrieb man, daß ſeit dem Hierſeyn der Mad. Becker unſere ſonſt mit ſo richtigem Sinn fortſchreitende Künſtlerin jene öfters auf eine unpaſſende Weiſe nachzuahmen, die vielfachen Manieren, Coloraturen und Cadenzen jener in ihren Geſang zu übertragen ſucht.“ Sie kam bald vom falſchen Streben zurück, aber möglich iſt es, daß ſie dadurch, ohne ihrer Stimme zu ſchaden, über das Maaß ihrer Kräfte ſich angriff und den Grund zur Kränklichkeit legte, die ſeitdem oft ihre Tage trübte. In Breslau, wo das reich begabte Künſtlerpaar Beifall in reichem Maaße erntete, ſtarb die ausgezeichnete Sängerin im J. 1825.

Dem. Sehring war, nachdem Mad. Kühne für Königsberg verloren war, der Liebling Aller, der Abgott Einiger. Mit gleichem Vergnügen wurde ſie im Sing- und Schauſpiel geſehn, in ernſten und heitern Stücken, in naiven und ſchalkhaften, ſo wie in zärtlich hinſchmelzenden und thränenreich wehmüthigen Darſtellungen. In ſo verſchiedenen Geſtalten ſie ſich zeigte, ſo umwebte ihre anmuthsvolle Erſcheinung ein romantiſcher Zauber, der den Stolz und Adel milderte und die Armuth und Beſcheidenheit verklärte. Bezeichnend war ihr erſtes Auftreten als Amor in Martini's „Baum der Diana“ und als Oberon in der Wranitzkiſchen Oper. Ihre durchgebildete Altſtimme in dem Grade, als ſie ein durchaus vernehmliches Ausſprechen im Geſange erleichterte, ſchmälerte in etwas den jugendlichen Schimmer. Sie trat ſehr oft auf und die Rollen, die ſie gab, hatten nur das mit einander gemein,

daß ſie alle eine blühende Jugendlichkeit forderten, eine wohlthuende Theilnahme weckten und ſich gleich fern von der tragiſchen Höhe hielten und der niedrigen Komik. Leider trat ſie frühe und eben da von der Bühne ab, als ſie auf der nächſten Stufe zur künſtleriſchen Vollendung ſtand, als der Gewinn einer richtigen Anleitung, die ihr von einer Meiſterin gegeben wurde, zur erſichtlichen Frucht reifte. Mad. Bethmann ſah ſich durch Kränklichkeit genöthigt, die Zeit ihres Gaſtſpiels zu verlängern und faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem talentreichen Mädchen voll feiner Bildung und Auffaſſung, ſo daß ſie mit ihr die Fanchon ſtudirte.

Zur Deſſauiſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft gehörte ein Ehepaar Sehring (der eigentliche Name ſoll Strohm geweſen ſein), deſſen Kinder Karl, Theodor und Marianne Kinderrollen gaben. Ein Sehring war bei ihr als Souffleur angeſtellt. Karl Sehring bildete ſich zum tüchtigen Baßſänger aus und ſpielte in Königsberg ſeit 1802. Als Marianne, in Bern 1790 geboren, kaum das Alter erreicht hatte, um die ſogenannten Liebhaberinnen zu geben, wandte ſich die Sehringſche Familie 1805 hieher. Dem. Sehring ſang mit ſteigendem Beifall die Zerline, Pamina, Blonde, Donna Elvira und Suſanna in „Figaros Hochzeit.“ Neben der letzteren war eine ihrer Glanzpartien die Myrrha. Nicht weniger beliebt war ſie als Roſine in Pärs „luſtigem Schuſter“, als Roſette in d'Alayracs „Zwei Worte“, als Salchen im „Hieronymus Knicker“ und als Emmeline. Entſprechende Rollen gab ſie im recitirenden Schauſpiel als Aricia, Luitgarde im „Fridolin“, als Eliſene im „Wald bei Herrmanſtadt“, als Franciska in der „Minna von Barnhelm“ und als die Unvermählte in Kotzebue's Schauſpiel gl. N.

Ihre letzte große Vorſtellung war 1811 Mehüls „Helena“, in der ſie als Helena in der Tracht eines Hirten erſchien und alle Zuhörer hinriß. Die Recenſenten-Piquanterie fügte zu dem Lobſpruch, der ihr nicht entzogen werden konnte, das Bedauern, daß ſolche Gaben — ihre Vermählung ſtand nahe bevor — im Brautbette ihr Grab finden ſollten. Der ſchreibfertige Dorn nahm Partei und griff an, anſtatt die Unziemlichkeit zurückzuweiſen, und führte eine Zeitungsfehde, bis die Sache Gegenſtand eines Prozeſſes wurde. Ein Königsberger und Novellenſchreiber verſuchte auch nach ihrem Tode noch ihr nicht zu trübendes Andenken zu kränken. In demſelben

Jahr, in dem Mad. Moſewius ſtarb, ſtarb auch ſie in Danzig als Geheimräthin Heyne eben ſo hoch geachtet, als tief betrauert *).

*) Unter Steinbergs Direction und Strödels Seniorat wirkten außer den genannten Schauſpielern Aloyſius Wolſchowski, der den Othello nach Schillers Einrichtung 1802 auf die Bühne brachte und als Jago Beifall erhielt. Er ſpielte den Wurm und den Muley Haſſan. Seine widerwärtige Ausſprache war nur in Intriguanten-Rollen erträglich, in anderen um ſo weniger, als er ſchlecht oder gar nicht memorirte. Nur ſeinen Angehörigen hatte er es zu danken, daß man ihn ſo lange litt. Zeibig aus Leipzig und Frau gingen 1803 nach Petersburg, er war Tenoriſt und gab den Belmonte und den Crispin, ſie, vorher Mad. Keilholz, die Conſtanze (beider Tochter iſt Mad. Pollert, die 1837 erſte Sängerin in Königsberg war). Weyrauch und Frau, er ein brauchbarer Baßſänger, ſie unbedeutend, wandten ſich gleichfalls um dieſe Zeit nach Rußland. Karl Sehring ſang zwiſchen 1802—1806 den Pedrillo in „Belmonte und Conſtanze" und den Maſſeru. Sein Vater gab mittelmäßig Intriguantenrollen, ſeine Mutter alte Frauen, wie die Frau Miller in „Kabale und Liebe." Friedr. Schmidt ſpielte 1802 auch den Pedrillo. Rouſſeau war Büttners nicht unrühmlicher Vorgänger und kam 1802 von Altona hieher. Karl Deichmann, aus Hannover, ein trauriger Bariton-Sanger und Schauſpieler kam von der Dietrichſchen in Aurich und Emden ſpielenden Geſellſchaft 1802 und gab, lange ſtehend, den Don Juan und den Thomas im „Geheimniß." Unter Hüray ſpielte er in Königsberg und Danzig 1816—1817. Mehr leiſtete Friderike Deichmann in Kinderrollen, als Julchen im „Räuſchchen", die aber ſpäter als Mad. Wagner den erregten Erwartungen keineswegs entſprach. Karl Blumauer aus Hannover, war früher in Dresden angeſtellt, ein einſichtsvoller Künſtler, er gab Väterrollen, 1802 den Odoardo, und ſang Baß, ſo bei ſeinem zweitem Aufenthalt in Königsberg 1810 den Gouverneur im „Don Juan." Schönhuth und ſeine Tochter aus Magdeburg, er ſpielte komiſche Alte in Singſpielen u. a. den Crispin, ſie von ſeltener Schönheit, größere Rollen in Schauſpielen 1808—1809. Sie waren 1813 in Riga. Deny und Frau 1806 übernahmen unbedeutende Rollen und gingen 1809 nach Danzig. Karl Bärenfeld ſpielte 1805 einige Alte, namentlich Bedienten-Rollen brav. Krieger, ein Königsberger, war das, was früher Bait und ſpäter Feuchtinger waren, ein treues Inventarienſtück der Bühne. Er ſpielte Bediente ſchlecht und gebärdete ſich ſonderbar genug, wenn er mehr darzuſtellen ſich beigehn ließ, wie einſt die Rolle des Crispin. Er war als feſter Chorſänger nützlich und als Pappkünſtler. Von der Glanzperiode blieb er als Schattenpartie lange zurück und war, da er 15 Jahre geſpielt, 15 Monate mit ſeinen Kindern brotlos gelitten hatte, zuletzt 1817 genöthigt, zu einer Vorſtellung das Mitleid der Schauſpielfreunde anzuflehen. Nicht das Anſehn ihrer Männer konnte auf der Szene eine dauernde Stelle verſichern der Mad. Weiß, Mad. Fleiſcher, Mad. Hiller (die Weiß als Wittwe heirathete), der Mad. Am. Carnier geb. Grebe. Karſchin, vom Hamburger Theater, gab 1802 Liebhaber. Mad.

Schon im J. 1791 glaubte man, daß die Schauluſt der Königsberger ein größeres Theater verlange und es iſt damals ſchon von einem Bau auf einem Platz hinter dem Exercierhauſe die Rede, welches längs des Fließes einſt da ſtand, wo ſich jetzt das neue Schauſpielhaus erhebt *). Nicht die letzte Klage, die Bruinviſchens Schauſpielhaus ſeit ſeinem Beſtehn wiederholt hervorruft, iſt die Beſchränktheit des Raumes **). Die größeren Opern laſſen es nicht mehr zu, Zuſchauer ins Orcheſter aufzunehmen und wegen Ueberfüllung des Parterre's muß Steinberg die auszugebenden Billete auf eine beſtimmte Zahl ſetzen. Ein Aufruf an die Freunde des Schauſpiels ergeht da am 18. Nov. 1804 von Seiten der Räthe Wißmann, Müller und Stägemann zu Errichtung eines großen Kunſttempels, der 15—1600 Zuſchauer faſſen ſoll. Die Bauſumme iſt auf 65,000 Thlr. feſtgeſetzt, die auf 80,000 und endlich auf 120,367 Thlr. erhöht wird, die erſt genannte Summe ſoll durch Actien, jede zu 100 Thlr., aufgebracht werden, die 5 pCt. tragen. „Ein höherer Ertrag der Actien iſt für die Zukunft wahrſcheinlich", wird bemerkt und das Erforderliche kömmt bis auf 533 Thlr. bald zuſammen. Preu-

Guttermann ſtellte 1803 Heldinnen, die Eliſabeth in „Maria Stuart", Mad. Herbſt Mütterrollen dar; Dem. Em. Herbſt und Fräulein Holzbecher, die 1811 wieder erſchien, Liebhaberinnen. Mad. Bennet, Mad. Wieland und Mad. Eccarius waren Sängerinnen zwiſchen 1801 und 1804. Der Gatte der letzteren gab alte Rollen. Es genügt, die folgenden nur zu nennen: Fasquiel, Rölger, Kieſen, (ſpielte auch in Danzig und in Berlin), Hartmann, Dem. Steinmüller, Mad. Biron, Mad. Beckhaus, verheirathete Köllitz.

Souffleur war viele Jahre Meyer, der geiſtesabweſend in Königsberg ſtarb. Seine Tochter, Schauſpielerin in Weimar, ſpielte in einem Privatzirkel in Kotzebue's „Wüſte" mit dem Verfaſſer zuſammen.

Von Federſen (Fedderſen) und ſeiner erſten Frau, Gosler (Goßler), Dragheim, Mad. Czermack, Reikenbuſch (Ludewig) im Folgenden.

*) Eine Cabinets-Verfügung an den Gen. Lieut. Graf von Henkel, vom 2. März 1791, betreffend: „den hinter dem Exercierhauſe zum Bau eines Schauſpielhauſes bewilligten Platz."

**) v. Baczko, Beſchreibung Königsbergs 1801. S. 140: das Parterre iſt oft für die Menge der Zuſchauer zu klein; wird noch durch Pfoſten, auf welchen die Logen ruhen, beſchränkt. Die Stimme der Schauſpieler iſt an verſchiedenen Orten nur ſchwach zu hören und das Ganze iſt der Zugluft ſehr ausgeſetzt.

ßens Kriegs- und Leidensjahre hemmten nicht den mit Eifer unternommenen Bau.

Der Druck der Fremdherrſchaft konnte es nicht verhindern, daß des Volkes Genius ſich freigeboren fühlte und je mehr er ſich von außen beengt ſah, eine um ſo größere Kraft entwickelte er im Innern. Zeugniß davon geben in Königsberg die Sternwarte und das Schauſpielhaus. In jener erhob ſich eine Wiſſenſchaft, die hier beinahe unbekannt war, in dieſem dagegen ging eine Kunſt unter, die hier herrlich geblüht hatte. Der Regierungsbaurath Müller entwarf den Plan zu beiden Gebäuden. Bei jenem ward ſeine Erfindung durch den Aſtronomen geleitet, bei dieſem ließ man ihm freie Hand in gläubigem Vertrauen auf des Architekten Geſchmack und einſichtsvollen Scharfſinn. Schon oft hat die Aufführung eines großen Hauſes Glückliche und Reiche zu Grunde gerichtet und ſie gezwungen, anſtatt ſich behäbig einzurichten, den irrenden Wanderſtab zu ergreifen. Dieſes Schickſal ward über die hieſige Künſtlergenoſſenſchaft verhängt, die nicht die Mühen des Krieges, ſondern die Anſtrengungen des Friedens, um die Frucht ihres treubewährten Wirkens brachten.

Das Wehe, das über das Vaterland kam, entlud ſich in der Schlacht bei Auerſtädt mit ſo furchtbarer Gewalt, daß die Entſcheidung nach der Schlacht bei Pr. Eilau und Friedland nur als eine natürliche Folge erſchien. Da eine feindliche Fregatte den Hafen von Pillau beſetzte, Verzagtheit und Mißmuth die Muſenſtätte verödete, glaubte ihr Vorſteher das Ende ſeines Reichs zu ſehn.

Der Director Steinberg, der wohl daran that, als Schauſpieldichter und als Schauſpieler zu feiern, erwarb ſich durch Pflichttreue, unermüdliche Thätigkeit und weislich geregelte Geſchäftsführung in einem durchaus geräuſchloſen Wirken den Dank des Publikums und ſeiner Collegen. Am 30. Mai 1802 eröffnete er ſein Theater mit Spießens Ritterſchauſpiel „Klara von Hoheneichen" in dem neben Ströbel, Schwartz, Weiß, Carnier und Emter, neu gewonnene Mitglieder mit Beifall auftraten. Er iſt fortwährend bemüht das Perſonal zu verbeſſern. Lemm würde ſeiner Einladung gefolgt ſeyn, wenn nicht Iffland, um ihn zu feſſeln, ihm einen höheren Gehalt gegeben *). Ein Kapi-

*) Wolfs Almanach 1838. S. 65.

tal von 2500 Thlr., das in drei Jahren zurückgezahlt werden ſoll, um Sängerinnen und Schauſpielerinnen nach Königsberg zu berufen, iſt leicht beſchafft. Die Einnahme iſt geſichert, indem das Parterre-Abonnement auf 150 Vorſtellungen, wie es die Direction nur verlangen kann, zu Stande kömmt und nicht ſo viel Logen vermiethet werden können, als gewünſcht werden. Der Sommer wird vom Winter vollſtändig übertragen. Die Theilnahme des Publikums regt die Spielenden zu verſtärktem Wetteifer an. Es wird nicht in der Garderobe geſpart, die nicht weniger geſchmackvoll als koſtbar im Hauſe des Directors Säle einnahm und von durchreiſenden Schauſpielern regelmäßig in Augenſchein genommen wurde. Große Opern und große Trauerſpiele wurden in Königsberg ſo früh, als auf den vornehmſten Bühnen gegeben. „Die Hochzeit des Figaro" wurde in demſelben Jahr, als in Hamburg, die Trilogie „Wallenſtein" ein Jahr früher in Szene geſetzt. Sie Sorgfalt, mit der es geſchah, wurde meiſtens anerkannt. „Eine Kleinigkeit" ward einſt gerügt, denn hier „wo die Direktion mehr thut, als die manches Theaters", fiel auch das weniger Störende ſchon auf. Wenn Unwille laut wurde, ſo meiſt von Seiten derjenigen, die Dutzendbillete beſaßen, ſobald von ihnen eine kleine Nachzahlung verlangt wurde bei den erſten drei Vorſtellungen Aufwand erfordernder Stücke, darüber, daß bisweilen auch am Sonnabend geſpielt wurde, weil das Abonnement nur für die gewöhnlichen Spieltage galt. An Störungen, die vom Parterre ausgingen, fehlte es nicht, im Ganzen war aber die Haltung der Schauſpieler und des Publikums gleich würdevoll, wenigſtens kam Aergerliches nur hinter den Culiſſen vor. Zu den Seltenheiten gehörte es, wenn ein Schauſpieler verhöhnt oder ausgepfiffen wurde. Der gute Geiſt, der in dem Künſtlerverbande herrſchte, die Liebe zur Kunſt, die ihn und die Schauenden beſeelte, wie der ſpätere unangenehme Verlauf der Steinbergſchen Direction es lehrte, beruhte eigends auf dem Anſehn, der Einſicht und dem richtigen Takt des oben gerühmten Anton Schwartz. Er ſtand nicht berathend zur Seite, ſondern er ordnete an und beſtimmte und verdiente das volle Vertrauen des Directors und des Publikums, das er genoß. Es war wohl zunächſt die Zaghaftigkeit Steinbergs daran Schuld, daß das Unternehmen, als es freudig gedieh, durch die kriegeriſchen Ereigniſſe einen unver-

windbaren Stoß empfing. Eine augenblickliche Verlegenheit, da eine Zeitlang bei der verhängnißvollen Geſtaltung der Dinge das Theater leer blieb, brachte diesmal bei Steinberg eine ſolche Beſtürzung zuwege, daß er, noch früher als Bachmann in Danzig, ſich als zahlungsunfähig erklärte, im Sept. 1806. Eine Theater-Adminiſtration wird eingeſetzt, das Perſonal verkleinert und zu dem techniſchen Vorſtand nicht Schwartz gewählt, ſondern Ströbel und Weinhöfer, welche auch ſpäter, als Steinberg mit einem kleinen Theil der Truppe in Memel und Curland ſpielte, die Regie führten, der eine vom Schauſpiel, der andere von der Oper. Schwartz, der Baſſiſt Sehring und die beliebten Künſtlerinnen Beſſel verlaſſen das Theater. Die Logen-Abonnements-Billete, ſowie die Parterre-Dutzend-Billete verlieren für zwei Monate ihre Gültigkeit. Die Komödienzettel, um ihre bindende Kraft zu verläugnen, verlieren das Datum und werden mit „Heute" bezeichnet. Wie in Danzig, war es auch in Königsberg ein Juſtiz-Commiſſarius, der die Zügel der Regierung ergriff, der Criminalrath Brauſewetter. Wer dieſen Mann nur geſehn, weiß, daß niemand der Kunſt ferner ſtehn konnte als er, dennoch glaubte er ſeine Stimme auch bei den Proben nicht unterdrücken zu dürfen und ſpendete Lob und Mißfallen. Als Empfindungen vor dem Schauſpielhauſe in Königsberg, bei unfreundlichem Wetter, las man in einer Berliniſchen Zeitung:

> Brauſe Wetter und Sturm und Unflath häufender Regen,
> Brauſe Wetter, nur wirf Tempel und Muſen nicht um.

Diejenigen, die ſonſt gern das Kunſtinſtitut unterſtützt hatten, wandten ſich jetzt verdrüßlich von ihm ab, wenn auch Steinberg in einer Anſprache an das „gütige", „liebenswürdige Publikum" daſſelbe für die Adminiſtration günſtig ſtimmen wollte, als ſie auch am 1. Nov. erklärte, die Dutzend-Billets noch nicht annehmen zu können. Der Krieg rückt nah und näher, aber die Furcht iſt größer als die Gefahr vor dem Beſtehen des Theaters. Im Nov. 1806 zieht der Hof nach Königsberg. Das königliche Paar beſuchte gern das Theater, um ſich dem Volke zu zeigen, das in treuer Liebe und Hingebung aufrichtige Huldigung darbrachte und die Bitterkeit des Schmerzes erſt in Louiſens Thränen er-

kannte *). Patriotismus half die Räume füllen. Es wurden Muth und Vertrauen erweckende Vorſtellungen gegeben, (ein Prolog hieß: „Muth und Vertrauen"), „Friedrich Wilhelm vor Rathenau" von Rambach, „Wallenſteins Lager", zu deſſen Schluß ein von Berlin herübergekommenes Kriegslied „die Trommel ruft, die Fahne weht geſchwungen" geſungen wurde, beziehungsreiche Vorſpiele. In einem von Heinr. Bardeleben „Kunſt und Vaterland" **) ſpricht der Genius:

Erhebe dich in angeſtammter Kraft.
Vertrauend, eifrig, feſten Muths und dankbar
Des würd'gen Herrſchers großes, würd'ges Volk,
Glaub' an dich ſelbſt!
Die Welt bleibt jung und kräft'ge Zeiten kommen.
Gefallen iſt der morſche Stamm, das friſche Reis
Zur höhern Krone ſchleßt es fröhlich auf.
(Mit dem eignen Kranz die Königsbüſte krönend)
Du Herrlicher biſt beſſ'rer Stunden werth:
Der Kranz, den deine Ahnherrn mir geflochten,
Er ſoll vor Fürſt und Völkern mich umſtralen —
— kommen wird die Zeit, daß du mein Haupt
Mit neuer Glorie ſchön umſtralſt.

Als am 26. Dez. 1806 die Ruſſen einen glänzenden Sieg erfochten haben ſollten, die aber nach Oſtrolenka ſich zurückzogen, ſo ertönte in dem Jubel, von dem das Theater wiederhallte, die Stimme eines Studenten, der auf Napoleon ein donnerndes Pereat ausbrachte. Der kühne Jüngling erhielt unter der Hand die Weiſung, ſich ſofort nach Rußland zu verfügen. In einer Warnungsanzeige des Polizei-Directoriums vom 31. Dez. 1806

*) In einem Referat von Königsberg 20. März 1808 in der Sonntagszeitung: „Der Geldmangel ſteigt. Unſer Hof ſchränkt ſich äußerſt ein. Jede Klage verſtummt und die Liebe für den Regenten wird vermehrt, wenn er wie Carl XII. in der Ukraine that, das Brot, welches man ihm als ungenießbar vorzeigte, ſelbſt koſtet, oder wie Alexander, um 'nicht allein zu genießen, das wenige Waſſer verſchmäht, welches man für ihn in der Wüſte aufzutreiben vermogte."

**) Der Prolog erſchien im Druck „für die Schaubühne in Königsberg am 18. Jan. 1808. Königsberg."

iſt folgende Stelle: „Es iſt im Schauſpielhauſe, bei den Aeußerungen der Freude über die errungenen Vortheile der ruſſiſchen Waffen ein einzelner Ausruf laut geworden, der nicht den Beifall des geſitteten, mit Ueberlegung handelnden Publikums erhalten hat.“ Im Jan. 1807 zieht ſich der Hof nach Memel zurück. Steinberg, der das Privilegium ſich nicht entwinden ließ, hatte nur dem Namen nach die Direction aufgegeben. Die Verhältniſſe waren ungeachtet der trüben Zeit wieder möglichſt geordnet und geſtalteten ſich immer beſſer, ſo daß Carnier 1808 ſchrieb: „In pecuniärer Hinſicht iſt jetzt eine günſtige Periode und im Aeſthetiſchen geſchieht auch Anerkennungswerthes. Die Bühne vortheilte von der Anweſenheit der ruſſiſch-preußiſchen Armee.“ Ihr gereichten die fremden Gäſte nicht zum Schaden, „erſt die Bewohner, welche das jenſeitige Ufer der Oder verlaſſen hatten, dann die Ruſſen, dann die franzöſiſchen Behörden.“ Steinberg, um dem Hof in ſeiner Abgeſchiedenheit heitere Abende zu bereiten, verband ſich mit einem Schauſpielunternehmer Rieſam, der von Pommern gekommen war, um mit ihm und einigen Mitgliedern der eigenen Truppe Vorſtellungen in Memel zu geben. Wenn Rieſam auch vor dem Anfang von dem Unternehmen zurücktrat, ſo gab Steinberg darum nicht ſeinen Plan auf und reiſte mit den Schauſpielern Fleiſcher, Nelkenbuſch (Ludewig), Deny, Mad. und Dem. Herbſt (nachmaliger Goßler), Fedderſen und deſſen erſter Frau u. A. nach Memel. Hier nahm Steinberg oft, wenn auch eine beſcheidene Stelle, unter den Spielenden ein. Als das Königspaar wieder Memel verließ, fand ſich die kleine Geſellſchaft nicht bewogen, nach Königsberg zurückzukehren und der günſtigen Meinung vertrauend, die in Kurland für das Schuchiſche Theater ſich erhalten hatte, ließ Steinberg ſie nach Libau gehn und erwählte den beſonnenen Fleiſcher zu ihrem Haupt.

Unterdeſſen wird von Ströbel und Beinhöfer Namens der Adminiſtration das Theater in Königsberg geleitet, die von Steinberg ausgegebenen Billete nach und nach realiſirt. Die Franzoſen erkennen durch zahlreichen Beſuch den Werth der Oper an, und auf Befehl des franzöſiſchen Gouvernements wird „Belmonte und Conſtanze“ gegeben. Die Comödienzettel ſind deutſch

und franzöſiſch *). Neben Opern, wie „Titus" wurden Stücke von Goethe und Schiller einſtudirt „Egmont" und „die Braut von Meſſina."

Ungeachtet der wechſelnden Zuſtände Königsbergs während dieſer Zeit wurde unabänderlich am neuen Schauſpielhauſe gebaut. Der Hof, der für den Bau ſich intreſſirte, ſchenkte den Platz, auf dem die Ruinen der unvollendeten Garniſonkirche einſt geſtanden. Das Schauſpielhaus ſollte ſich auf kirchlichem Boden erheben, wie eine Kirche ſpäter die Stelle des alten Schauſpielhauſes einnahm. Am 16. Juli 1806 ward der erſte Stein vom Staatsminiſter Baron F. L. v. Schrötter gelegt. Die Inſchrift **) lehrte, daß der Geh. Rath Stägemann, der Kriegsrath Wißmann und der Baudirektor Müller die Männer waren, denen die Stadt das Werk verdankte, zu dem Hohe und Reiche (die Commerzienräthe Prin und Schwinck, die Criminalräthe Brandt und Brauſewetter, der Dr. Motherby, der Buchhändler Nicolovius, der Director Steinberg und viele Andere, die mehr oder minder große Erwartungen an das Unternehmen knüpften), gern beiſteuerten. An dem Abend der Feier verkündigten die Schauſpieler von der Szene herab ihren Dank. Man ſah nunmehr eine koloſſale Steinmaſſe hinter den rieſigen Baugerüſten emporſteigen, unter denen bei flüchtigem Aufenthalt die Franzoſen bisweilen für ſich ſelbſt oder ihre Pferde ein Unterkommen ſuchten. Die Herrlichkeit des Innern, die man nach Jahresfriſt am Tage und im erſten Entſtehn ſchon wahrgenommen hatte, ſteigerte die Erwartung mehr und mehr. Die Eröffnung des Theaters war der ſehnlichſte Wunſch. Der Baumeiſter mußte, um ihm einigermaaßen zu genügen, den Concertſaal vorläufig zum Theater einrichten, auf dem einige Male geſpielt wurde. Die Leute glaubten, man zögerte abſichtlich mit der völligen Beendigung, damit die Einweihung durch die Anweſenheit

*) Avec permission des autorités françaises les acteurs allemands donneront. Die Zauberflöte = La flûte enchantée ou les mystères d'Isis. Die Theater-Probe (dem Impromtu de Versailles von Moliere frei nachgebildet) = La Repetition, die Mitſchuldigen = Tous coupables, die Räuber = Moor, chef des brigands.

**) Auf einem großen Bogen iſt ſie abgedruckt.

des Hofs die höchſte Feier gewinne. Am 25. Juli 1807 zogen die Franzoſen von dannen und die heiß erflehte Rückkunft von Memel erfolgte am 16. Jan. 1808. „Von den Grenzen des Reiches, hieß es, kehrt Er zurück in unſeren Kreis, in unſere Arme. Lange haben wir Ihn entbehrt, lange Ihn und Louiſen, die Königin unſeres Vaterlandes und unſeres Herzens erſehnt.“ Die Eröffnung des neuen Theaters ging aber erſt am 29. April 1808 vor ſich. Vorher wurde eine Probevorſtellung zum Beſten der Armen gegeben, in denen man an Bruchſtücken beliebter Schauſpiele und Opern*) ſehn und prüfen ſollte, mit welcher Pracht und welchem effektvollen Erfolg künftig alle Darſtellungen gekrönt ſeyn würden. Nicht weniger als die Szenen, die die beliebteſten Schauſpieler und Sänger im überfüllten Hauſe aufführten, erregten die Szenen, die Breyſigs Pinſel geſchaffen, laute Bewunderung. Bei der feierlichen Einweihung des Panorama-Theaters fiel die Darſtellung von „Titus“ mit einem Prolog: „die Erſtlingsgabe“ überaus glänzend aus**). Das Zuſtrömen der Schauluſtigen iſt ſo groß, daß man die Beſtimmung trifft, Kinder unter 12 Jahren nicht zu den erſten Vorſtellungen zuzulaſſen, daß verſchiedene Eingänge geöffnet werden zu den hohen und niederen Plätzen. Da Ausſicht iſt, daß die Adminiſtration wieder die Direction Steinberg's ablöſen werde, ſo verläßt Schwartz Stuttgart und reiſt nach Königsberg. Zwei Monate nach der Eröffnung ſteht am Mittage das neue Schauſpielhaus in Flammen, am 1. Juli 1808. Die Entſtehung des Feuers bleibt unermittelt***), was ſich an brauchbarem Mauerwerk erhalten hat, iſt

*) Aus „Maria Stuart“, dem „unterbrochenen Opferfeſt“, dem „Corſaren aus Liebe“ von Weigl und der „Zauberflöte“.

) In der Rede des Abſchieds vom alten Hauſe, die **Ihm und **Ihr** gewidmet iſt:

Hundert war hier gegen Eins zu wetten,
Daß in einer Zeit, wo tiefe Trauer
Rund um uns von allen Seiten tönet,
Nimmer wir die Wanderung beträten
Von der lang gewohnten kleinen Hütte,
Von dem lieb gewordnen heimſchen Herde
In des neuen Prachtgebäudes Thore.

Weygoldt's Morgenzeitung 1808. S. 153.

***) v. Baczko, der zum Beſten ſeines Freundes Steinberg ein Schauſpiel

von geringem Werth, die Feuerverſicherungsſumme ſetzt aber den Wiederbau außer Zweifel. Da das jetzige Theater eine ziemlich genaue Copie des abgebrannten iſt, ſo verbleibt die Beſchreibung dem folgenden Abſchnitt. Dieſer war noch nicht vollendet, verſprach aber, wie Carnier meinte, „das fehlerfreiſte in Deutſchland" zu werden. Wilh. v. Humboldt hatte ſich günſtig über das Panorama-Theater ausgeſprochen und Mad. Bethmann den Riß deſſelben mit großem Beifall geſehn. Schwartzens Urtheil, das ſich entſchieden gegen das Panorama-Theater erklärte, ſtützte ſich nicht auf Zeichnungen, ſondern auf ſelbſt gemachte Erfahrungen. Er hielt dafür, daß der Verluſt des Hauſes zu verſchmerzen ſey, da nun wieder im kleinen geſpielt werden könnte, wo die Vorſtellungen mit dem 17. Juli 1808 anhuben. Schwartz iſt Mitdirektor und eine Zeitlang ſteht ſein Name allein unter den Comödienzetteln, unter ihm feiert die Kunſt neue Triumphe und wie groß auch der Reiz des Neuen iſt, ſo geben die Beſucher des Theaters keine Verſtimmung zu erkennen, nothgedrungen dem Alten huldigen zu müſſen. Wie viel auch der Brand Einzelnen gekoſtet, das Gedeihen des wohl geordneten Kunſtinſtituts leiſtete Erſatz, in ſo weit es möglich war. Der Commerzienrath Prin, der ſich als Actionnair und als General-Rendant der Baukaſſe bemerkbar machte und gern ſchrieb*), wandte ſich Namens des Theaters an den König, mit der Bitte, Ueberflüſſiges der Opern-Garderobe in Berlin als Unterſtützung der durch den Brand Beſchädigten gewähren zu wollen, worauf er die Weiſung erhielt, darüber mit Iffland zu verhandeln. Es erfolgte nichts und brauchte auch nicht dringend verlangt zu werden. Schwartz, dem es mehr auf den Kern, als die glänzende Schale ankam, erkannte richtig, daß nur im kleinen Theater vollendete Darſtellungen zu erzielen ſeyen, denn die häufigen Wiederholungen guter Stücke, laſſen den Künſtler Herr ſeiner Aufgabe werden, während im großen Gebäude, das Tauſende von Zuſchauern faßt, nur wenige

„der Mennonit" auf Subſcription herausgab, theilt in der Vorrede, nach actenmäßigen Quellen, über das Ereigniß das zur Kenntniß Gekommene mit.

*) Sein Gegner, wie der Kotzebue's, war der Kaufmann A. Krauſe, der die Schreibereien des erſten verſpottete und den andern dadurch neckte, daß Inſerate mit A. K. unterzeichnet, auf ihn bezogen wurden.

verlangt werden, im kleinen ſchreitet, bei ſelbſt langſamem Vortrage die Handlung ſchneller vor, da von den Spielenden nicht große Räume zu durchſchreiten ſind und ſchleppende Abgänge vermieden werden, in dem kleinen Hauſe kann auf den gewählten Theil der Zuſchauer Rückſicht genommen werden, im großen heißt es, die Menge muß es bringen und von ihrem Geſchmack iſt alsdann die Kunſt abhängig, wenn ſie ihr Daſeyn friſten will. Der Untergang des neuen Schauſpielhauſes war zum Aerger derjenigen, die das Schöne nicht vom materiell Großen zu ſcheiden wußten, faſt vergeſſen. Ein neuer Tempel erſteht aber aus den Ruinen, der König hat den Bedarf des erforderlichen Bauholzes dem Architekten zugeſichert, der nur um der Ehre willen, ohne Lohn den Muſen ſeine eifervollen Dienſte widmet. Schwartz erklärt da, daß er in keinem andern Theater, als in einem Culiſſen-Theater ſpielen werde. Es wird ihm auseinander geſetzt, daß ein ſolches nicht allein mit echter Kunſt unverträglich, in jeder Art unzweckmäßig, ſondern auch „koſtſpieliger und einer viel größeren Feuersgefahr ausgeſetzt" ſey*). Wenn man auch nicht geradezu ſich dahin ausſpricht, daß er das Edle nicht zu faſſen vermöge, ſo macht man ihm doch bemerkbar, daß man nicht den „Eigenſinn des Einzigen" gegen den Wunſch ſo Vieler werde aufkommen laſſen und „ein Monument der Kunſt und des guten Geſchmacks", das 105,000 Thlr. gekoſtet, als nicht vorhanden anſehn, man tröſtet ſich damit, daß „kein Menſch unerſetzlich ſey." Es verlautete, Schwartz habe allerhöchſten Ortes neben dem Schuchiſchen Privilegium und den Gerechtſamen der Actionnairs ſich um eine beſondere Conceſſion beworben. Man kömmt ihm zuvor durch eine „auf die reinſte Wahrheit gegründete Darſtellung", an die man die allerunterthänige Bitte anknüpft, dem Schwartz nicht zu willfahren und die „nachtheilige Rivalität zweier Theater nicht zuzulaſſen, da die bisherigen Unternehmer des einen ſtets mit Inſolvenz geendigt" hätten (!!!). Es wird beſtimmt, daß künftig nur allein im neuen Schauſpielhauſe Dramatiſches aufgeführt werden dürfe. Es regnet eine Flut von Schriften für und wi-

*) In das Verlangen nach einem Culiſſentheater könne nicht gewilligt werden „ohne der Vernunft wehe zu thun und ohne den verdienſtvollen Architekten zu kränken."

der und Prin läßt es ſich namentlich ſauer werden, Müllers gekränkte Ehre zu verfechten. Das Schauſpielhaus ſollte eröffnet werden, noch vor der Abreiſe des Hofs nach Berlin. Iffland und Mad. Bethmann ſollten als mitwirkende Gäſte dem Panorama-Theater die würdigſte Opferflamme anzünden. Wie ſehr ſtimmte man die Saiten herab! Jene kamen nicht, Schwartz drohte zu gehn und man vermiethete an den Schauſpieldirector der kleinſten Truppe, an Heckert in Tilſit, das neue Schauſpielhaus und zwar auf ſechs Jahre. Dieſer vermehrte, um in ſeinem Contingent ein Paar namhafte Größen zu haben, es um zwei Mitglieder, denen Schwartz gekündigt hatte, Federſen und Mad. Ritzler. Dem Manne that es noch vor der Uebernahme leid, in ein ihn gewiß überraſchendes, glänzendes Anerbieten eingegangen zu ſeyn. Heckert ſchrieb an die Actionnaire: es würde ihm „ein äußerſt unangenehmes Gefühl erregen, Herrn Schwartz ein trauriges Loos zu bereiten"; da er ſelbſt „ſein Brot reichlich" habe, ſo würde es ihm „keine Ruhe laſſen". Bei einer ſo großen Gutherzigkeit oder einem ſo geringen Muth, denn er ſollte wohl nach dem Willen der Actionnäre imponirend den Anſpüchen Schwartzens entgegentreten, blieb dieſen nichts Anderes übrig, als den Helfer in der Noth der Verpflichtung zu entbinden. Schwartzen bei Wiederholung ſeiner Wünſche wird wiederholt, daß es ſich um Großes handelte, um Rettung eines großen Capitals und eines edeln Denkmals der Kunſt. Schwartz will ſich da den Bedingungen fügen und dem Verſprechen Müllers vertrauen, „daß jedes Stück im neuen Theater, ſo gut wie im Culiſſen-Theater gegeben werden könne", aber ſobald ſich dieſes nicht bewähre, ermächtigt ſeyn, den Contrakt wieder aufzuheben. Schwerlich konnte er erwarten, daß man es auf eine ſolche Bedingung würde ankommen laſſen. Er machte ſich darauf anheiſchig, ſowohl die Miethe des großen Theaters, als die des kleinen zu tragen, wenn man ihm geſtattete, in dieſem, ſo oft er es für gut hielte, zu ſpielen. Einer Forderung der Art war bereits vorgebeugt. Der König gewährte dem Direktor einen jährlichen Zuſchuß von 2000 Thlr. als Miethe für die große Königsloge, die, wenn der Hof nicht anweſend wäre, von den höchſten Militärs und Staatsbeamten benutzt werden ſollte. Schwartz übernimmt die Direction. Wieviel größer auch die Tageskoſten waren, ſeit der

durch einen Prolog vollzogenen „Weihe“ am 9. Dez. 1809 des neuen Schauſpielhauſes, ſo iſt der Anfang der Art, daß bei den Bewunderern des Neuen der Genuß durch keine Beſorgniß beſchränkt wird. Der Hof, der nur bis zum 14. Dez. noch in Königsberg verweilte, beehrte ſechsmal die überfüllten Räume mit ſeiner hohen Gegenwart. Als man vor 1½ Jahren den Einzug in das große Haus gehalten, weilte die Wehmuth noch gern auf alter Erinnerung und mit einer Feier trennte man ſich,

Von dem liebgewordnen heimſchen Herde *).

Diesmal würde eine ſolche keinen Anklang gefunden haben. Wie man damals zum Ausdruck gegen tyranniſche Bedrückung zum Redner Goethen wählte, indem „Egmont“ zum erſten Mal über die Szene ging, ſo jetzt Schillern, deſſen „Tell“ zum erſten Mal in würdiger Weiſe dargeſtellt wurde. Noch war kein halbes Jahr verronnen, ſo war der Glanz, den der Architekt und der Decorateur über die Darſtellungen verbreitet, dermaaßen verblichen, daß ein Grauen der Verödung die zuſammenſchmelzende Zahl der Theaterfreunde umfing. Das bunt wechſelnde Repertoir ließ den Schauſpielern keine Zeit zum Nachdenken und verſtimmt genügten ſie im leeren Hauſe nur einer äußerlichen Verpflichtung und die Zuſchauer wiederholten die Klage, daß man im neuen Hauſe nicht hören könne, mit um ſo größerem Recht. Steinberg ſtand, wie vorher, neben Schwartz und *half ihm*, ſoviel er vermogte. Er hatte die Direction ſchon im kleinen Theater ihm ſo gut, wie übergeben, aber das Privilegium, das auf die Schuchiſchen Geſchwiſter ausgeſtellt 1802 in modifizirter Weiſe von Neuem beſtätigt war, hatte er ihm ohne Weiteres nicht ablaſſen können. Dennoch ſah er dem Streit zwiſchen Schwartz und den Actionnairen nur aus der Entfernung zu, indem ihn das Anſehn der Machthaber imponirte, die auf die allerhöchſte Willensmeinung des damals hieſelbſt reſidirenden Hofes verwieſen, und es ihm nicht gleichgültig war, es mit ſeinem einſichtsvollen Freunde

*) In der Abſchiedsrede wurde geſagt:

Lebe wohl denn Zeuge mancher Freuden,
Mancher herzlichen Erhebung Zeuge,
Mancher ſanften, fromm geweinten Zähre,
Mancher heitern, lebensfrohen Stunde.

und Hausgenoſſen zu verderben und mit dem Theile des Publikums, das der Schwartz-Steinbergſchen Verwaltung ungeſchwächten Beifall zollte. Aus dem Dunkel einer unſcheinbaren Wirkſamkeit wird auf einmal Steinberg hervorgezogen als Beſitzer des Privilegiums und Schwartz mag ihn nicht im vollen Genuß des Eigenthumsrechts kränken. Durch „die Nothwendigkeit" ſieht ſich dieſer gezwungen, das Unternehmen aufzugeben und Königsberg zu verlaſſen. Die Ueberzeugung, daß er, das Gute zu fördern, „den beſtehenden Umſtänden nach, nicht ferner" vermag, treibt ihn hinweg. Nach dem Schluß der erſten Darſtellung, der „Schweizerfamilie", in der er geſpielt und geſungen, tritt er am 12. Mai 1810 die Direction an Steinberg ab. „Ich nehme nichts mit, erklärt er ſcheidend, als das Bewußtſeyn, Ihre Liebe verdient und auch die Liebe manches würdigen Mannes errungen zu haben." Um ohne Vorwurf gehn zu können — die günſtige Stelle eines Regiſſeurs des Hoftheaters in Stuttgart hatte er aufgeopfert — übergab er, wie er ſich ausdrückt, die Früchte ſeiner Anſtrengungen, ſeiner Sorgen ſeinem Nachfolger für den geringen Werth der am Ort abzutragenden Schulden. Ein ſpäterer Verſuch, ſich wieder in Königsberg einzubürgern, ſcheiterte gleichfalls an dem „Eigenſinn des Einzigen", nämlich Müller's*), für den, das Wort zu nehmen, Prin nicht müde wurde. Nach langem Stillſchweigen richtet Steinberg ſeine Stimme an das Publikum, mit der Verſicherung, daß er die Direction „auf Antrag des Comité" übernommen, und ſich „keiner Intrigue gegen Schwartz ſchuldig gemacht" habe. „Ich habe, ſagt er, den Theater-Apparat für die Summe an mich gekauft, welche gefordert wurde, wahrlich keine geringe Summe, (nämlich 2000 Thlr.), um nicht das Werk in fremde Hände kommen zu laſſen." Er hofft den Beweis zu geben, „daß in dieſem neuen Schauſpielhauſe, ohnerachtet aller eingebildeten Schwierigkeiten, ein Unternehmer doch ſein Fortkommen haben kann." Er hofft — allein Dutzendbillete, häufiges Abonnement suspendu, Vorſtellungen, die unter beſonderem Namen, wie „Etabliſſements-Beneficien" zu zahlreicher Theilnahme anregen ſollen, bringen mehr Verlegenheiten zuwege,

*) Wenigſtens erkannten jetzt nur wenige Actionnaire in dem „Einzigen" den beharrlichen Schwartz.

als daß ſie Verlegenheiten abhelfen. Die Abonnenten werden immer mißgelaunter und unzugänglicher. Unglück laſtet auf der Zeit ſeiner Verwaltung. Die Königin ſtirbt 19. Juli 1810 und wird betrauert, wie ſie beglückte. Für Steinberg iſt der Schmerz ein niederſchmetternder, wenn auch die Landestrauer und die Schließung des Theaters nnr bis zum 1. Aug. währt. Man ſieht den thätig rührigen Mann wie wild durch die Straßen rennen und ſich mit der Fauſt an die Stirne ſchlagen. Die Nachſicht, die er in Erfüllung von Verpflichtungen zu oft in Anſpruch nehmen muß, erſcheint halb als Unredlichkeit. Jetzt erklärt er die Gültigkeit der Dutzendbillete bis auf den 1. Oct. hinausſchieben zu müſſen, der Unwille iſt ſo groß, daß er widerrufen muß, ohne die Möglichkeit abzuſehen, Wort halten zu können. Gaſtſpieler füllen für kurze Zeit die Plätze, welche nach ihrem Abzug niemand einnehmen mag. Eine Kette von mißlichen Umſtänden, Verlegenheiten hemmt dennoch den geplagten Director nicht in der eifrigen Wahrnehmung des Geſchäfts, in dem Bemühen, Künſtler und Publikum zufrieden zu ſtellen. Er, der für Wohlleben und Luxus keinen Sinn hatte, ſchränkt ſich noch mehr ein, um nur den Gläubigern gerecht zu werden. Doch allein gegen Wucherzinſen wird ihm geborgt. Alle Mühe iſt vergeblich und ein Aergerniß, wie es im Bühnengeſchäft ohne Ende vorkömmt, iſt zunächſt Veranlaſſung, daß er nach kurzem Krankenlager am 31. Jan. 1811 verſcheidet, 54 Jahr alt. Zufall und Nothwendigkeit wollten, daß das Andenken des Mannes, der redlich und wohlwollend die Liebe edler Freunde verdiente und der nur, weil er nicht die ausreichende Kraft zum Dirigenten beſaß, ſich Feinde machte, verläſtert wurde. An ſeinem Todestage trat der ihm ergebene Weiß als Adam im „Dorfbarbier" und als Schnaps in den beiden „Billets" auf und am 2. Febr. 1811 gab die wieder in Wirkſamkeit tretende Theater-Adminiſtration die Nachricht, „durch Steinbergs Tod ſind ſämmtliche von demſelben eingegangenen Abonnements-Contrakte und ausgegebenen Dutzend-Billete ungültig geworden." Nur um des Anſtands willen und noch mehr aus Theilnahme an den Hinterbliebenen, wurde acht Tage nachher — Luſtſpiele waren indeß aufgeführt — eine Todesfeier veranſtaltet, in der nach gehaltener Trauerrede Dem. Steinberg in Gotters „Marianne" die Titelrolle gab. Die Vorſtellung fand zum Beſten der Mad.

Steinberg geb. Moſer ſtatt. Die Theater-Adminiſtration erwarb von der Wittwe das Privilegium gegen eine lebenslängliche Penſion von 300 Thlr. und Bewilligung einer Loge im erſten Rang. Nur einmal wurde ihr die ſtipulirte Summe ausgezahlt.

So verloſch das Schuchiſche Privilegium, das erworben von Franz Schuch, († 1764) das auf deſſen Sohn gl. N. († 1771) auf die Schwiegertochter Caroline († 1787) und deren Kinder Friderike Bachmann († 1812) und Carl Steinberg vererbte *).

Nur Weniges bleibt über das Schauſpielweſen im Allgemeinen zu berichten, da es in dem geſchilderten Wirkungskreiſe der größeren Künſtler enthalten iſt. Im 18. Jahrhundert gab es kaum eine Theatercenſur, die Anfangs einem Univerſitäts-Profeſſor übertragen war, kaum eine polizeiliche Ueberwachung, denn, wie erzählt iſt, bedeutete ein Freund des Schauſpiels das unruhige

*) In zwei Aufſätzen der Hartungſchen Zeitung in Betreff des 50jährigen Theater-Jubelfeſtes, das zum Andenken der Eröffnung des Steinbergſchen Theaters am 30. Mai 1802 gefeiert wurde, wird die damalige Direction perſiflirt. Aus den alten Comödienzeiteln wurde angeführt, die Abonnenten wären durch den Comödienzettel gebeten, es nicht ungütig aufzunehmen, wenn man bei einer Vorſtellung neben dem Billet noch 3 Düttchen verlangte, das Publikum wäre in einer beweglichen Anrede angegangen, ſeine Gunſt einer Schauſpielerin in ihrem Benefiz darzuthun — und bemerkt: „In welchem Renommé dieſe Geſellſchaft ſo wie deren Leiſtungen ſtanden, mag der Umſtand dokumentiren, daß bei uns noch bis auf den heutigen Tag die Geſellſchaft, welche ſich durch innere Zerriſſenheit und Unordentlichkeit auszeichnet, eine Schuchſche Geſellſchaft benannt wird." — Preiserhöhungen ſind auch jetzt nicht ungewöhnlich. Anpreiſungen im Intereſſe des Theater-Directors und der Schauſpieler, herzbrechende Aufforderungen zur Großmuth in mehrmaligen Annoncen gehen der Aufführnng jedes neuen Stückes, jeder Benefizvorſtellung in der Hartungſchen Zeitung voraus. Wenn Schuchſche Geſellſchaft zum Spottnamen geworden, ſo haben wir es uns dadurch zu erklären, daß nach den oft trüben Verhältniſſen, während Friederike Schuch in Königsberg das Theater leitete, Ruhe und Ordnung durch Steinberg zurückkehrte. Jene Aufſätze ſollen offenbar die neue Zeit im Vergleich zu der vor 45 Jahren als rühmlich hervorheben. Damals wurde aber nicht „Don Carlos" in einer Weiſe gegeben, als während des Gaſtſpiels Emil Devrients, da das Publikum durch jubelndes Mitſpielen ſich für den Theil der Vorſtellung entſchädigen mußte, in dem das nur zur Statiſtin taugliche Fräulein B. die Königin und ein in der Eile aufgegriffener Held Gr. den Don Carlos ſchmählich parodirte. Und dies begab ſich im Mai 1849. Daß Steinberg im alten Schauſpielhauſe die Zuſchauer, weil ſie in zu geringer Zahl ſich eingefunden, vor dem Anfange verabſchiedete, iſt nicht bekannt.

Publikum, es nicht dahin kommen zu laſſen, daß eine ſolche für nöthig befunden werde. Im neuen Schauſpielhauſe in Königsberg wurde eine Polizeiloge angelegt. Veranlaſſung indeß gab es manchmal zur Begegnung einer Störung im Zuſchauerraume, zur Beſchwichtigung eines Streites auf der Bühne. Bei dem geſelligem Vernehmen aller Schauſpieler unter einander, kam es nicht ſelten vor, daß mancher Mißmuth und Groll mit auf die Szene genommen wurde und ſich hier bösartig genug kund gab. Die Strafe von Seiten der Direction beſtand wohl nur in Rügen und Verwarnungen. Auffallend erſchien, als der erwähnte Gilly aus Berlin beim Bau des Bruinviſchen Theaters in Sachen der Maſchinerien auseinander ſetzte, daß ſelbſt bei den gewöhnlichen Arbeitern eine Ungeſchicktheit und ein Verſehn mit einem Abzug vom Tageslohn zu beahnden ſey. Da der Schauſpieler Flögel einſt zu ſpät aufrat, erinnerte ein Rezenſent, daß auf anderen Theatern ein ſolches Verſäumniß mit einem Theil der Gage verbüßt würde und daß Geldſtrafen eingeführt werden möchten. Als eine vom kleinen Hauſe und beengten Platz ſich herſchreibende Gewöhnung der Schauſpieler, iſt es wohl anzuſehen, daß ſie vom Rezenſenten B. und nachmals von Kotzebue getadelt wurden wegen des nahen Zuſammenſtehens beim Spiel. Ohne daß die Vertraulichkeit motivirt war, pflegten ſie ſich anzufaſſen, ſich die Hände zu drücken.

Bei dem Intereſſe, das die Oper gewährte, that man gern auf das Ballet Verzicht. Es waren nur Fremde, die bisweilen in theatraliſchen Tänzen ſich zeigten. Der ehemalige kgl. preußiſche Balletmeiſter Duquesney mit ſeiner Gattin geben in Danzig und Königsberg Vorſtellungen unter Mitwirkung verſchiedener Schauſpieler „das Satyrfeſt", „die Gruppen von Herkulanum". Im J. 1808 gaben Ballete, wie man ſie früher noch nicht geſehn, die ausgezeichneten Tänzer aus Berlin Gasparini, ſeine Frau und Moſer (behauptete man gleich, daß das genannte Ehepaar früher noch Vorzüglicheres geleiſtet) „der Blumenkranz", „das ländliche Feſt oder der gefoppte Liebhaber." In einem Zwiſchenakt tanzt 1807 der Carabinier Bellegarde eine Anglaiſe.

Franzöſiſche und italieniſche Künſtler gaben bisweilen dem Schauſpiel eine abwechſelnde Färbung, ohne durch ihre Leiſtungen

einen Eindruck zurückzulaſſen. Mitglieder des franzöſiſchen Theaters in Hamburg: Fourés und Frau, Bernard, Duclos, Jubelin geben 1805, d'Alayracs „Adolphe et Clara“, Pergoleſi's „La servante Maitresse.“ Eine kaiſerlich ruſſiſche Schauſpielergeſellſchaft veranſtaltete 1806 eine Vorſtellung „Prêté rendu und L'Aussaut de valet.“ Gleichfalls kaiſerlich ruſſiſche Schauſpieler Laneau und Frau führten an zwei Abenden auf Dieulafoi's „La double epreuve“ und Rouſſeau's „Pygmalion“ auf. Ein Mitglied der italieniſchen Oper in Petersburg, Rovedino trat einmal auf in dem komiſchen Intermezzo „il poltrone inamorato“ mit der Muſik vom kaiſerlich ruſſiſchen Kapellmeiſter Antonolini. Weiß in der Rolle eines Bedienten ſpielte mit.

Unter den deutſchen Gaſtſpielen ſind namhaft zu machen Kaſeliß von Berlin, der, da er einen gefährlichen Nebenbuhler in Unzelmann erſtehen ſah, wahrſcheinlich eine anderweitige Anſtellung ſuchte und 1806 in einer Reihe grotesk komiſcher Rollen auftrat, die beiden Baſſiſten vom Petersburger Theater Hübſch und Hunnius.

Welche Stücke auf den Theatern in Danzig und Königsberg beſonders beliebt waren, leuchtet aus den Nachrichten über die vorzüglichſten Darſteller hervor. Nicht ohne Intereſſe dürfte es aber ſeyn, zu erfahren, wann die bedeutenderen Schauſpiele und Opern zuerſt zur Aufführung kamen. „Fürſt Blaubart“, „die Schweſtern von Prag“ und der „Dorfbarbier“ 1802, „Camilla“ und „der Waſſerträger“ 1803, „Lodoiska“, „Wallenſteins Tod“, „die Schachmaſchine“, „Maria Stuart“ (zu Schwartzens Benefiz) 1804. Den theatraliſchen Feſttagen wurde nach 1805 noch Schillers Todestag angereiht, veranlaßt durch die, an die deutſchen Bühnen ergangene Aufforderung, durch eine Vorſtellung einer ſeiner Tragödien zum Beſten der Erben des Dichters den Dank den Manen des Verewigten zu bethätigen. Daß die Einnahme eine der zur Schillerfeier veranſtalteten Muſter-Darſtellungen weiter befördert werden ſollte, giebt nicht der Comödienzettel an. „Fanchon“, „das unterbrochene Opferfeſt“ 1805, „Macbeth“ in der Schillerſchen Bearbeitung, „Figaro's Hochzeit“, „der Calif von Bagdad“, „Das war ich“ von Hutt, „Nathan der Weiſe“

in Königsberg (zum Benefiz des Kühneſchen Ehepaas), 1806 in Danzig, ein halbes Jahr ſpäter „Braut von Meſſina“ (in Danzig früher als in Königsberg), „Turandot“, „Aline“ 1807, „Weiberkur“ von Pär, „Othello“ in neuer Bearbeitung, „Egmont“ *), „Phädra“, „Fridolin“, der von Holbein gefiel eben ſo ſehr, als der von Friedrich Walter, der früher mit Geſangſtücken von Hiller gegeben wurde, mißfallen hatte, 1808 „Sargines“, „die muſikaliſche Tiſchlerfamilie“, „Salomo's Urtheil“, „Phädra“ 1809, „Tell“, „Braut von Meſſina“, „Schweizerfamilie“ 1810, Glucks „Iphigenia“ in Danzig 1811. In Königsberg, nachdem 1805 Szenen daraus in einem Concert, ſpäter ein Paar Akte aufgeführt waren, fand die Darſtellung der ganzen Oper erſt 1815 ſtatt.

Manche veraltete Stücke, die vordem eine große Wirkung hervorgebracht, kamen noch bisweilen vor. „Röschen und Colas“ 1803, „Julius von Tarent“ 1804, er wurde zuletzt in Danzig 1822 gegeben, „die Zwillinge“ 1806, „die ſchöne Arſene“ 1806, „Ariadne auf Naxos“ 1808, das Duodram wurde als eine Parodie auf das Bravourſpiel von zwei neunjährigen Kindern gegeben, wie bereits 1786 in Hamburg die Medea, von einem zehnjährigen Mädchen dargeſtellt war.

Die Beſetzung der Oper und des Schauſpiels in Königsberg und Danzig iſt aus folgender Zuſammenſtellung zu erſehn.

Hochzeit des Figaro.

	Königsberg 1806.	1809.	Danzig 1810.
Almaviwa	Hr. Deichmann.		Hr. Bachmann d. ä.
Gräfin . .	Mad. Schwarz.	Dem. Müller, nachmal. Moſevius.	Mad. Ritzier.
Suſanna .	Dem. Beſſel d. ä.	〃 Sehring.	Dem. Bachmann.
Figaro . .	Hr. Sehring d. j.	Hr. Blum.	Hr. Fiſcher.
Marzelline	Mad. Wolſchowski.	Dem. Holzbecher.	Mad. Hoffmann.
Bartolo .	Hr. Beinhöfer.	Hr. Fleiſcher.	Hr. Frank.
Baſilio . .	〃 Emter.		〃 Hüray d. ä.

*) Außer „Clavigo“ wurden von Goethe „die Mitſchuldigen“ und „die Geſchwiſter“ aufgeführt. In einem Carnierſchen Feſtſpiel finden wir Verſe aus „Taſſo“ eingeflochten.

Fanchon.

	Königsberg 1805.	Königsberg 1810.	Königsberg 1815.	Königsberg 1817.	Danzig 1807.	1810.
Fanchon	Dem. Beſſel d. ä.	Mad. Schmidt.		Mad. Möſer.	Mad. Mainzer.	Mad. Ritzler
Francaville	Hr. Weiß.		Hr. J. Müller.	Hr. Minarzik.	Hr. Ciliax.	
Huſaren-Offizier . .	" Deichmann.			" Roſenberg.	" Bachmann d. ä.	
Abbé	" Schwartz.	Hr. Schmidt.	" Fedderſen.	" Meixner.	" Bachmann d. j.	
André	" Nelkenbuſch.	" Moſevius.	" Angely.	" Unger.	" Brede.	
Martin	" Sehring d. j.	" Fleiſcher.	" Moſevius.	Carl Döbbelin.	" Kramp.	

Nathan.

	Königsberg 1806.	Königsberg 1813.	Königsberg 1815.	Danzig 1806.
Saladin	Hr. Kühne.	Hr. Anſchütz.	Hr. Fedderſen.	Hr. Bachmann d. ä.
Sittah	Mad. Lanz.	Mad. Moſevius.	Mad. Krickelberg.	Mad. Bachmann d. j.
Nathan	Hr. Schwartz.		Hr. Ferſen.	Hr. Kramp.
Recha	Mad. Kühne.	Dem. Toskani.	Mad. Fedderſen.	Mad. Ciliax.
Daja	" Wolſchowski.			Mad. Kramp.
Tempelherr	Hr. Büttner.			Hr. Ciliax.
Derwiſch	" Carnier.	Hr. Spangler.	Hr. Moſevius.	" Krampe.
Patriarch	" Strödel.		" Pfeil.	" Hüray.
Kloſterbruder . . .	" Fleiſcher.	Hr. Beinhöfer.	" Krickeberg.	" Mengershauſen.

Braut von Meſſina.

	Danzig 1807.	Königsberg 1807.	Königsberg 1810.
Iſabella .	Mad. Kramp.	Mad. Schwartz.	
Manuel .	Hr. Müller.	Hr. Büttner.	
Ceſar . .	= Ciliar.	= Kühne.	Hr. Blum.
Beatrice .	Mad. Müller.	Dem. Schönhuth.	Dem. Sehring.
Diego . .	Hr. Kramp.	Hr. Wolſchowski.	Hr. Ströbel.
Chorführer	= Mengershauſen.	= Fleiſcher.	= Blumauer.
— .	= Weiſſchuh.	= Carnier.	= Deichmann.

Das Räuſchchen.

	1805	1812.	Danzig 1811.	Königsberg 1850.
Buſch	Hr. Beinhöſer.		Hr. Flögel.	Hr. Lanz als Inbitar.
Major Buſch .	= Kühne.	Hr. Büttner.	= Ludewig.	= Steinmüller.
Karl Buſch . .	= Büttner.	= Dragheim.	= Schirmer.	= Rüger.
Mad. Bernhard	Mad Wolſchowski.		Mad. Kramp.	Fräul. Huber.
Wilhelmine . .	= Kühne.	Dem. Toſkani.	= Lienau Gaſt.	= Steinau.
Julchen	Amal. Steinberg.	F Deichmann.	Minna Herlich.	Adelh. Freude.
Wunderlich . .	Hr. Fleiſcher.	Hr. Schmidt.	Hr. Kramp.	Hr Richter.
Sophie	Dem. Beſſel		Dem. Toſkani.	Fräul. Meyer.
Eduard	Hr. Blum.	= Pauly.	Hr. Plettner d. ä.	Hr. Schwartz.
Rath Brand .	= Weiß.		= Huray.	= Haſſel.

In Memel, in Tilſit und in andern littauiſchen Städten zeigte ſich ſchon frühe Theilnahme für theatraliſche Vorſtellungen, die wandernde Truppen von Zeit zu Zeit veranſtalteten. In Tilſit bildete ſich ein Theater-Comité, in Memel, Tilſit, Inſterburg wurden Schauſpielhäuſer gebaut und in Gumbinnen ein Lokal dazu bleibend eingerichtet. Ob dadurch, bei den nothwendig erhöhten Koſten, eine Vergrößerung des Genuſſes bewirkt worden, iſt fraglich.

Aus einer Angabe auf einem Danziger Komödienzettel erſehen wir, daß bei Anweſenheit der Großfürſtin in Memel 1777, daſelbſt eine dramatiſche Feier ſtattfand, denn das „ganz neu geſfertigte Ballet mit neuen Decorationen und Kleidern" wurde in Danzig wiederholt: „die von der Tugend beſchützte Unſchuld" von Boltolini, in welchem Hauptſchäfer und Schäfer, Hauptſchäferinnen und Schäferinnen auftraten. Im J. 1780 ſchloß die Schuchiſche Geſellſchaft in Memel ihre Vorſtellungen mit „Mac-

beth". Eine andere Geſellſchaft war die der Mad. Koppe, früher von Koppe (Köppi) und Runge geleitet, die mit Genehmhaltung der Directorin Schuch die kleinen Städte bereiſte *). Sie gab in Memel etwa 1795 das Trauerſpiel: „Montroſe". Vom Aufenthalt der Steinbergſchen Geſellſchaft in Memel zur Zeit, da der Hof daſelbſt reſidirte, iſt früher geſprochen.

In Tilſit ſoll ſchon in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Directrice Ohlin ihr Theater aufgeſchlagen haben. 1772 ſpielte die Schuchiſche Geſellſchaft in Tilſit und Gumbinnen. Der Schauſpieler Heckert errichtete eine Truppe für Littauen, die eine Reihe von Jahren beſtand. Zu ihr gehörte um das Jahr 1809 Nelkenbuſch (Ludewig), 1817 Auguſt Günther, der ſpäter das Directorat übernahm. Für Königsberg, da Heckert daſelbſt den Director Schwartz aus dem Felde ſollte ſchlagen helfen, ſtellte er Mad. Ritzler und Fedderſen an. Es ſpielten bei ihm Heſſe, Weyland, Mad. Wagner, geb. Deichmann, die ſpäter in Königsberg Aufnahme finden. Als daſelbſt Döbbelin die Direction aufgiebt, gewinnt Heckert einen ausgezeichneten Muſikdirektor in Präger und ſeine Truppe vermehren Laddey, Sempf. Da deſſen ungeachtet 1817 ſein Unternehmen in Verfall geräth, ſoll Iſouard's „Aſchenbrödel" in der Herklotsſchen Bearbeitung ihn retten. Mad. Bachmann, wahrſcheinlich geborne Schmähling, iſt zur Darſtellerin der Aſchenbrödel erkohren, aber die angekündigte Vorſtellung kömmt nicht zu Stande und Heckert ſieht ſich genöthigt, die Zügel der Regierung in die eines Comité niederzulegen. Dieſes tritt 1818 in Wirkſamkeit. Merkwürdig iſt es, daß 1817 in Tilſit neben dem „gemeinnützigen Wochenblatt", das einige theatraliſche Aufſätze bringt, auch noch ein beſonderes „Theaterblatt" erſcheint, mit deſſen abſprechendem Ton ſich die Schauſpieler nicht einverſtanden erklären.

(Fortſetzung folgt.)

*) Theater-Kalender 1796 S. 215.

Beiträge
zur Käfer-Fauna Preußens.

Von Dr. v. *Frantzius* in Breslau.

Erſt in letzterer Zeit habe ich die hinreichende Muße gefunden, um meine in den Jahren 1834—42 in der Umgegend von Danzig geſammelten Käfer zu revidiren und mit den ſeither von Herrn Profeſſor v. Siebold und Herrn v. Dommer in dieſen Blättern bekannt gemachten Verzeichniſſen zu vergleichen. Zwar iſt die Zahl der in meiner Sammlung befindlichen Käfer, die bisher noch nicht als preußiſche aufgezählt wurden, gering, doch glaubte ich, da ich vorläufig keine Ausſicht habe, für die Erweiterung der Kenntniß der preußiſchen Käferfauna ſelbſt thätig zu ſein, wenigſtens dieſen kleinen Beitag den preußiſchen Entomologen nicht vorenthalten zu dürfen.

Ich würde ſogleich mit der Aufzählung der von mir in Preußen neuaufgefundenen Käfer beginnen können, wenn mir nicht noch eine andere Pflicht obläge, nehmlich eine kritiſche *Reviſion* des von Herrn von Dommer in Bd. IX. S. 199. dieſer Zeitſchrift gelieferten Nachtrages. Einige Fehler, die ich bei oberflächlicher Durchſicht deſſelben bemerkte, veranlaßten mich zu einer genauen Reviſion, deren Reſultat das folgende iſt:

1. **Nebria lateralis** Fabr. wird im Stettiner Catalog *) meiner Anſicht nach mit Recht nur für eine Abart von N. livida Linn. gehalten.
2. **Badister lacertosus** Kn. hält Dr. Schaum (S. Stettiner Catalog S. 5.) für eine Varietät von B. bipustulatus Fbr.

*) Den neu erſchienenen Catalog habe ich bei dieſer Arbeit nicht benutzen können, alle derartige Angaben und Seitenzahlen beziehen ſich auf die vorletzte Ausgabe von 1849.

3. Anchomenus Ericeti Kn. hält derſelbe für eine zweifelhafte Art, wahrſcheinlich iſt es eine kleinere Form von Anch. 6— punctatus.

4. Anchomenus tibialis Sturm. Eine Art dieſes Namens exiſtirt nicht.

5. Anisodactylus spurcaticornis Zgl. iſt nach Schaum (S. Stettiner Cat. S. 9.) Varietät von A. binotatus Fabr.

6. Trechus paludosus Gyll. findet ſich im Sieboldſchen Verzeichniß S. 212. auf der vorletzten Zeile rechts.

7. Bembidium alpinum Dej. hält Schaum für eine zweifelhafte Art, deren Vorkommen in Preußen überdies noch ſehr zu bezweifeln iſt. (S. Stettiner Catalog S. 11.)

8. Colymbetes striatus Linn. iſt vermuthlich die unter dem Namen C. dolabratus Pk. von Siebold bereits in ſeinem Verzeichniß aufgeführte Art; das Vorkommen des echten dolabratus Pk. in Preußen dürfte wohl zu bezweifeln ſein.

9. Homalota helvola Ksw. iſt ſpäter noch einmal von Dommer unter dem gebräuchlichen Namen Oxypoda helvola Er. aufgeführt worden.

10. Homalota fuscipes Andr. Einen Käfer dieſes Namens habe ich nirgends auffinden können, auch weiß ich nicht, welcher Autor unter der Bezeichnung Andr. gemeint iſt.

11. Leptacinus linearis Grav. iſt identiſch mit Xantholinus linearis Ol., welchen v. Siebold bereits unter dieſem Namen in ſeinem Verzeichniß aufgeführt hat.

12. Stilicus exiguus Grav. Ich bezweifle, daß St. exiguus Heer. damit gemeint iſt, da dieſe Art den deutſchen Entomologen unbekannt iſt, einen Stil. exiguus Grav. giebt es nicht.

13. Omalium deplanatum Gyll. findet ſich im Sieboldſchen Verzeichniß S. 351. rechts unten auf der letzten Zeile aufgeführt.

14. Telephorus pallipes Fbr. iſt wahrſcheinlich dieſelbe Art mit Telephorus pallidus Fbr.

15. Lymexylon flabellicorne Sbg. ſteht im Sieboldſchen Verzeichniß als Hylecoetus flabellicornis Pz., freilich mit einem Sternchen verſehen.

16. Symplocaria picipes Ol. iſt gleich S. semistriata Fbr.

17. **Hoplia pulverulenta** Ol. iſt mit dieſem Autornamen im Erichſonſchen Werke, wo ſich die Synonymie mit beſonderer Vollſtändigkeit findet, nicht aufzufinden; wenn H. pulv. Fbr. darunter gemeint iſt, ſo würde ſie gleich H. graminicola Fbr. ſein.
18. **Cistela Evonymi** L. iſt, wie Herr v. Dommer ſelbſt angiebt, nur Abart von C. sulphurea, alſo keine beſondere Art.
19. **Polydrosus sqamosus** Germ. iſt gleich P. sericeus Schall.
20. **Phyllotreta 4 — pustulata** E. H. iſt gleich Ph. Brassicae Fbr.
21. **Phyl. atra** Fbr. gleich Ph. obscurella Ill., beide Arten finden ſich unter den beiden letzten Namen im Sieboldſchen Verzeichniß.
22. **Chrysomela alternans** Fbr. } ſind beides wohl nur Va-
23. — **ornata** Dej. } rietäten von Chr. cerealis Lin.
24. **Gonioctena 10 — punctata** L. iſt nach Redtenbacher Varietät von G. viminalis Linn.
25. **Phalacrus ulicis** Krby. iſt gleich Olibeus millefolii Pk.
26. — **testaceus** Kug. iſt gleich O. geminus Illig. der ſich bereits im Sieboldſchen Verzeichniß findet.

Dieſe 26 Arten ſind demnach im Dommerſchen *Verzeichniß* zu ſtreichen, da ſie theils unter demſelben, theils unter einem anderen Namen im Sieboldſchen Verzeichniſſe aufgeführt, theils nur Varietäten oder nicht anerkannte Arten ſind.

Ich glaube, daß es Manchem nicht unerwünſcht ſein wird, wenn ich ferner für einige Käfer, die im Dommerſchen Verzeichniſſe unter einem wenig gebräuchlichen Namen angeführt ſind, den gebräuchlicheren Namen angebe. Es ſind dies folgende:

Miscodera arctica Payk. iſt Liochiton arcticum Payk.

Bembidium caraboides Ol. findet ſich nicht im Stettiner Katalog, denn er iſt hier S. 11. unter dem Namen B. picipes Duftschmidt aufgeführt.

Homalota nivalis Ksw. zuerſt von Kieſenwetter im Rieſengebirge entdeckt, iſt eine gute Species und fehlt mit Unrecht im Stettiner Verzeichniß.

Atomaria bimaculata Panz. iſt im Stettiner Catalog unter dem Namen Cryptophagus bimaculatus Panz. zu finden.

Aphodius terrestris Fbr. iſt gleich Aph. ater De Geer u. Er.

Anthicus 4 — pustulatus Dhl. iſt im Stettiner Catalog unter dem Namen Anthicus bifasciatus Rossi zu finden.

Monochamus lignator Dej. = M. galloprovincialis Ol.

Balanomorpha obtusa Gyll. ſoll wohl B. obtusata Gyll. heißen.

Prasocuris hannoverana Fbr. hält Gyll. für eine Abart von P. marginella L., Redtenbacher dagegen für eine beſondere Art.

Nachdem ſo die durch Herrn von Dommer bis auf 2135 Arten vergrößerte Anzahl preußiſcher Käfer wieder um 26 vermindert worden iſt, zähle ich die von mir gefundenen, bisher noch in keinem Verzeichniſſe preußiſcher Käfer aufgeführten 35 Arten auf, wozu ich noch die nicht von mir gefundene neue Donacia-Art, deren Fund 1851 in dieſen Blättern mitgetheilt wurde, hinzufüge. Was die genaue Beſtimmung dieſer Arten betrifft, ſo birgt dafür eine Reviſion, die die meiſten der hier aufgezählten Arten durch Herrn Dr. Schaum erfuhren.

1. Dyschirius angustatus Ahr. = pusillus Er.
2. Amara strenua Zimmerm. (Die Richtigkeit dieſer Beſtimmung wird von Dr. Schaum vorläufig noch in Zweifel gezogen).
3. Cercyon anale Payk.
4. Catops fumatus Spenc.
5. Scydmaenus tarsatus M. et R.
6. Rhyssemus asper Fbr.
7. Hallomenus fuscus Gyll.
8. Melandrya caraboides L.
9. Telephorus oralis Germ.
10. Homalota angustula Gyll.
11. Lithocharis ochracea Grav.
12. Leiopus Fennicus Payk.
13. Anoncodes adusta Schmidt.
14. Magdalinus barbicornis Latr.
15. Magdalinus stygius Gyll.

16. Magdalinus cerasi Gyll.
17. Orchestes Ilicis Fbr.
18. Orchestes pratensis Germ.
19. Lyprus cylindrus Pk.
20. Baridius Lepidii Pk. Germ.
21. Tychius tomentosus Hbst.
22. Dorytomus majalis Payk.
23. Phyllobius betulae Fbr.
24. Ceutorhynchus Rapae Gyll.
25. — Asperifoliarum Kirby.
26. Rhinoncus albicinctus Schh.
27. Rhyncolus culinaris Reich. Germ.
28. Cryptophagus saginatus Sturm.
29. Anisotoma ovalis Schmidt.
30. Epuraea limbata Fbr.
31. Meligethes hebes Er.
32. Corticaria longicornis Hbst.
33. — transversalis Gyll.
34. Lathridius angusticollis Gyll.
35. Haemonia Curtisii Lac., unter dem Namen H. Gyllenhalii Lac. in den Preuß. Prov. Bl. (XI. 1851. S. 345.) erwähnt. S. Stettiner Entomolog. Zeitung 1853. Nr. 3.

Von denjenigen Arten, die im v. Sieboldſchen Verzeichniſſe mit einem Sternchen verſehen ſind, habe ich noch folgende ſelbſt aufgefunden, ſo daß alſo auch über das Vorkommen dieſer kein Zweifel mehr obwalten dürfte.

1. Badister peltatus Ill.
2. Aphodius foetidus Fbr.
3. Cetonia stictica Linn.
4. Callidium femoratum Fbr.
5. Cryptocephalus bipunctatus Fbr.
6. Triplax aenea Fbr.

Außerdem kann ich das Vorkommen folgender in den bisher erſchienenen Verzeichniſſen bereits aufgeführten, meiſt ziemlich ſeltenen Arten beſtätigen.

1. Cicindela sinuata Fbr.
2. Masoreus Wetterhalii Gyll.

3. Harpalus azureus Fbr.
4. Trechus secalis Pk.
5. Bembidium obliguum Sturm.
6. Agabus neglectus Er.
7. Hydroporus parallelogrammus Ahr.
8. Ampedus balteatus Linn.
9. Diacanthus impressus Fbr.
10. Catops nigrita Er.
11. Euplectus Karstenii Reichb.
12. Aphodius depressus Fbr.
13. Bogaxis fossulata Reichb.
14. Xantholinus tricolor Fbr.
15. Micraspis 12 — punctata L.
16. Rhynchites minutus Gyll.
17. Apion apricans Hbst.
18. — aestivum Germ.
19. — sulcifrons Hbst.
20. Phytonomus posticus Schh.
21. Phyllobius uniformis Msk.
22. Tychius picirostris F.
23. Phytobius 4 — nodosus Gyll.
24. — 4 — cornis Gyll.
25. Bagous limosus Gyll.
26. Baridius nitens Fbr.
27. Cionus pulchellus Hbst.
28. Orchestes salicis L.
29. Cyphon serricornis Muell.

Nachdem durch meine Reviſion die Geſammtzahl der bisher bekannten preußiſchen Käfer um 26 vermindert worden iſt, ſo beträgt der Zuwachs der 35 neu aufgezählten nur 9; demnach iſt die Geſammtzahl der bis jetzt bekannten Arten gegenwärtig 2144.

Ich kann es ſchließlich nicht unterlaſſen, allen denen, die in Zukunft Nachträge zu den bisher erſchienenen Verzeichniſſen preußiſcher Käfer zu veröffentlichen beabſichtigen, dringend ans Herz zu legen, die Synonyme der für neu gehaltenen Arten mit möglichſter Genauigkeit zu prüfen, damit nicht bereits aufgeführte

Arten noch einmal unter einem anderen Namen als neue Spezies aufgezählt werden.

Berlin, den 6. Juni 1853.

Dr. v. Frantzius.

Nachtrag

zum Aufſatze:

Zur Geſchichte des Wergeldes in Preuſſen.

Die am Schluſſe des obigen Aufſatzes mitgetheilte Stelle der Urkunde von 1284 findet ſich auch in Voigt's Geſch. Preuſſens Bd. III. S. 433. Anm. abgedruckt, nur ſteht hier irrig **reus huius fratri** und **arbitrio sit parentum** ſtatt **facti** und **positum.**

Voigt hat a. a. O. S. 203. Anm. 1. noch eine *ganz ähnliche* Beſtimmung aus einer frühern Verſchreibung (vom Comthur von Balga, für Gedune bei Medenau angeſeſſen d. Balga Non. Maij 1261), worin es heißt: **Et si eidem prefato per aliquam vim illatam vite cursus fuerit breviatus, is qui necis reus fuerit, collum pro collo, manum pro manu reddere teneatur, tamen suorum arbitrio sit permissum, si pro eo decreverint aequam summam pecunie acceptare.**

A. v. M.

Immanuel Kant und Johann Georg Hamann.

(Fortſetzung.)

Nach Hamanns Sinne gelten die heftigſten Vorwürfe, die leidenſchaftlichſten Aeußerungen bloß als Prüfungen *); die Freundſchaft iſt ihm ein göttliches Geſchenk, inſofern Alles dasjenige, was auf ihre Vernichtung zu zielen ſcheint, nichts als ihre Läuterung und Bewährung hervorbringt. Er ſagt: „Ich würde der niederträchtigſte und undankbarſte Menſch ſein, wenn ich mich durch die Kaltſinnigkeit des Freundes, durch ſein Mißverſtändniß, ja ſelbſt durch ſeine offenbare Feindſchaft ſo bald ſollte abſchrecken laſſen, ſein Frennd zu bleiben; unter dieſen Umſtänden iſt es deſto mehr meine Pflicht, Stand zu halten, und darauf zu warten, bis es ihm gefallen wird, mir ſein Zutrauen wieder zu ſchenken.“ Hamann blieb aber ſtets ein Freund Kants, obgleich er ihn mit derben Worten auf den Kampfplatz zu rufen beſtrebt geweſen, worauf dieſer ſich nicht eingelaſſen, ſondern beredt durch ſein Stillſchweigen geantwortet; er gab den Umgang nicht auf mit unſerm Kant, unſerm Plato, unſerm Kritiker der reinen Vernunft **), ſeinem Freunde, wie er ihn oft ***) nennt. Sie halfen ſich gegenſeitig mit neuen Büchern aus und beſchenkten ſich mit ihren gegenſeitigen Erzeugniſſen. Hamann ſprach ſtets mit Vorliebe von Kant, wenn er auch ſeiner Philoſophie wenig zugethan war und in vielen Punkten nicht mit ihm übereinſtimmte. „Kant“, ſagt er in einem Briefe an Herder †), „hat mich durch Erkenntlichkeit für meinen Sohn gefeſſelt, um eben wie Sie jedes Mißverhältniß zu vermeiden. Den alten Adam ſeiner Autorſchaft bei Seite geſetzt, iſt er wirklich ein dienſtfertiger, uneigennütziger und im Grunde gnt und edel geſinnter Mann von Talenten und Ver-

*) I. p. 391.

**) VII. 148. 352. 419. An Jacobi 114.

***) VII. 245.

†) VII. 295. IV. 367.

dienſten.“ Uebrigens aber gilt auch von Kant, was Hamann an Herder ſchreibt*): „Ich habe keinen einzigen Freund, mit dem ich zu Rathe gehen kann, — ſo glücklich ich übrigens mit Freunden verſehen bin; aber ſie dienen bloß zum Gegengifte der langen Weile und nicht zum adjutorio — kein Bein von meinem Bein, kein Fleiſch von meinem Fleiſch, kein animae dimidium meae, keinen Prüf- und Wetzſtein meiner Ideen, keinen arbitrum meiner Einfälle.“

So verhielt ſich Hamann gegen alle ſeine Freunde. Der Ton ſeiner vertraulichen Freundſchaft wird oft ſehr geſchraubt und perſiflirend, und es iſt kein Zug des Wohlwollens, daß Hamann gerade durch die Schriften ſeiner beſten Freunde ſo aufgeregt wird, daß er in Aufſätzen über ſie herfällt, die, obgleich zum Drucke beſtimmt, nach ſeiner ſonſtigen Weiſe mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und Muthwillen angefüllt, ſelbſt nicht ohne ein Ingrediens ſind, das als bitterer Hohn empfunden werden und kränkend ſein kann. Hamann kannte ſeinen Freund Kant aber als empfindlich, wenn dieſer auch lieber ſchwieg, als ſeine Empfindlichkeit merken ließ, daher unterließ jener ſo Manches, um Kant nicht zu reizen, z. B. die Bekanntmachung ſeiner Recenſion der Kritik der reinen Vernunft, wie den Aufſatz Metakritik.

Die an Ariſtophanes erinnernden Wolken benennt Hamann ſelbſt ein Nachſpiel der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten; ſie ſind eine Apologie derſelben, da ſie durch die beiden Recenſionen, von denen die eine in den hamburgiſchen Nachrichten**) ſehr ſchnöde, die andere in den Literaturbriefen ſchmeichelnd war, veranlaßt wurden, wozu ihre ungünſtige Aufnahme bei Berens und wahrſcheinlich auch bei Kant kam.

Faſt alle Schriften Hamanns wurden durch beſondere Veranlaſſungen hervorgerufen; ſie ſind wahre Gelegenheitsſchriften, voll von Perſönlichkeit und Oertlichkeit, voll von Beziehungen auf gleichzeitige Erſcheinungen und Erfahrungen, zugleich aber Anſpielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte. Hamann gab ſich ſein ganzes Leben hindurch einer ausgebreiteten Lectüre hin, wovon ſeine Briefe zeugen.

*) VII. 166.
**) III. 50. 112.

So las er *) die Schriften ſeines Freundes Kant und recenſirte ſie, wie die Schriften Herders und ſeiner Freunde überhaupt. Oft finden wir in ſeinen Briefen Citate aus den Kantiſchen Schriften, Beurtheilungen derſelben und eben ſo oft Anſpielungen, vorzüglich auf die Kritik der reinen Vernunft und die Grundlegung der Sitten. In Briefen an Kant wurde die Belehrung der Kinder erörtert, wozu ein Werk Veranlaſſung gab, welches Kant und Hamann gemeinſchaftlich ſchreiben wollten, wenn auch die Idee dazu von Kant ausgegangen iſt, nemlich eine Kinderphyſik. Kant und Hamann waren Hofmeiſter geweſen. In jener Geſellſchaft entſpann ſich wohl der Anknüpfungspunct zwiſchen beiden, gemeinſchaftlich dieſes pädagogiſche Werk zu ſchreiben, dazu kam, daß die damalige Zeit zur Erweckung ſolcher Idee viel beitrug: es gährte nemlich im Erziehungsweſen der Streit der Philantropen und Humaniſten und es wurden die Gemüther angeregt, über das ſchwere Geſchäft der Erziehung nachzudenken, welchen Antrieb wir bei Kant und Hamann in der Aufgabe, welche ſie ſich ſtellten, auch gewahr werden **). Hamann tadelte anfangs den ganzen Plan Kants, nachdem er ihm deſſen Schwierigkeit vorgeſtellt, und geht darauf zur nähern Erörterung und ſeinem Rathe über***): „Gelehrten zu predigen, iſt eben ſo leicht, als ehrliche Leute zu betrügen: auch weder Gefahr noch Verantwortung dabei, für Gelehrte zu ſchreiben, weil die meiſten ſchon ſo verkehrt ſind, daß der abentheuerlichſte Autor ihre Denkungsart nicht mehr verwirren kann. Die blinden Heiden hatten aber vor Kindern Ehrerbietung, und ein getaufter Philoſoph wird wiſſen, daß mehr dazu gehört, für Kinder zu ſchreiben, als ein Fontenelliſcher Witz und eine buhleriſche Schreibart. Was ſchöne Geiſter verſteinert, und ſchönen Marmor begeiſtert, dadurch würde man an Kindern die Majeſtät ihrer Unſchuld beleidigen.“ Mit Recht ſtellt Hamann unſerm Kant vor, daß es nöthig wäre, ſich ganz in ein Kind zu verwandeln, wenn man für Kinder ſchreiben wolle, und dieſes ſei keine Kleinigkeit: man müſſe die Kinderwelt genau kennen und ſie gründlich ſtudirt haben. Ein Philoſoph für Kinder müſſe ſich dem Stolze der Kinder bequemen und ſich zu

*) III. 213.
**) IV. 446. 417.
***) II. 445.

ihrer Schwäche herunterlaſſen; er müſſe die Sprache und Seele der Kinder erlernen, wenn er ſie bewegen wolle, die ſeinige nachzuahmen. Auf eine wunderbar ſchöne Weiſe vergleicht an dieſer Stelle Hamann die Kinder in ihren Verhältniſſen zum Lehrer mit dem Verhältniſſe der Menſchen zu Gott: „Wie würde es ein großer Geiſt anfangen", ſagt er *), „der einem Kinde, das noch in die Schule ginge, oder einer einfältigen Magd von ſeinen Syſtemen und Projecten ein Licht geben wollte? Daß es aber Gott möglich geweſen, uns zwei Worte über den Urſprung der Dinge vernehmen zu laſſen, iſt unbegreiflich; und die wirkliche Offenbarung darüber ein eben ſo ſchönes Argument ſeiner Weisheit, als ihre ſcheinende Unmöglichkeit ein Beweis unſeres Blödſinns" und fügt hinzu **): „Ein Weltweiſer lieſet aber die drei Capitel des Anfangs mit eben ſolchen Augen, wie jener gekrönte Sterngucker den Himmel. Es iſt daher natürlich, daß lauter excentriſche Begriffe und Anomalien ihm darin vorkommen; er meiſtert alſo lieber den Heiligen in Iſrael, ehe er an ſeinen Schulgrillen und ſyſtematiſchem Geiſte zweifeln ſollte." Dieſer Meinung gemäß räth er Kant, er möge ſein Buch für Kinder nach den Theilen der Schöpfungsgeſchichte in der moſaiſchen Urkunde eintheilen und erklärt ſich in dem folgenden Briefe ***) bereitwillig, an dem Werke mitzuarbeiten, fordert aber dazu gegenſeitige genaue Bekanntſchaft der Schwächen und Blößen, worauf ſich die Liebe gründe und auf dieſe die Fruchtbarkeit. Er fordert Einigkeit und Entgegenkommen von Kant und tadelt ihn, daß er nicht eingehe auf ſeine Einwürfe und ſeine Meinungen nicht prüfe †): „das heißt nicht philoſophiſch, nicht aufrichtig, nicht freundſchaftlich gehandelt!" Kant wäre eitel, ſich zu Hamann herabzulaſſen, während doch Hamanns Stolz zum Werke nothwendig ſei ††). „Es gehört Stolz zum Beten; es gehört Stolz zum Arbeiten. Ein eitler Menſch kann weder eines, noch das andere, oder ſein Beten und Arbeiten iſt Betrug und Gaukelei und †††): „Der Geiſt unſeres Buches ſoll

*) II. 440.
**) ibidem.
***) I. 504–514.
†) ib. 506.
††) ib. 507.
†††) I. 508.

moraliſch ſein. Wenn wir es ſelbſt nicht ſind, wie ſollen wir denſelben unſerm Werke und unſern Leſern mittheilen können? Wir werden als Blinde Leiter von Blinden zu werden uns aufdringen, ich ſage, uns aufdringen ohne Beruf und Noth.“ Nochmals räth Hamann die moſaiſche Urkunde zum Muſter zu wählen und bietet ſich nochmals dem gelehrten Eroberer Kant, einem Bacchus auf ſeinen Streifzügen zum begleitenden Silen an. Darauf nennt er die Grundſätze, wonach er ſchreiben wolle *): „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir ſehen, ſondern des künftigen, das uns unſichtbar iſt, ſoll uns begeiſtern. Wir wollen nicht nur unſere Vorgänger beſchämen, ſondern ein Muſter für die Nachwelt werden. Wie unſer Buch für alle Klaſſen der Jugend geſchrieben ſein ſoll, ſo wollen wir ſolche Autoren zu werden ſuchen, daß uns unſere Urenkel nicht für kindiſche Schriftſteller aus den Händen werfen ſollen“ und drängt endlich nochmals auf das Eingehen von Seiten Kants in ſeine Meinung, auf Freimüthigkeit und Offenherzigkeit, indem er ſchließt **): „Ich will gerne Geduld mit Ihnen haben, ſo lange ich Hoffnung haben kann, Sie zu gewinnen, und ſchwach ſein, weil Sie ſchwach ſind. Sie müſſen mich fragen und nicht ſich, wenn Sie mich verſtehen wollen.“

Obgleich wir auf den Inhalt der Briefe Kants an Hamann genau ſchließen können, müſſen wir doch ihren Verluſt ſehr bedauern, denn er hat von gelehrter Correſpondenz kein Blatt hinterlaſſen ***). Leicht ſieht man, daß Kant nicht geantwortet hat, ſondern wie die beiden erſten Briefe, ſo auch dieſe nicht berückſichtigt. Kant erkannte vielleicht Hamanns Ueberlegenheit und hob das ganze Werk auf. Kant pflegte über ſein Hofmeiſterleben (er war bekanntlich neun Jahre Hauslehrer bei Hrn. v. Hülleſſem auf Arnsdorf bei Mohrungen) zu ſcherzen und zu verſichern, daß in der Welt vielleicht nie ein ſchlechterer Hofmeiſter geweſen wäre, als er. Er hielt es für eine große Kunſt, ſich zweckmäßig mit Kindern zu beſchäftigen, und ſich zu ihren Begriffen herabzuſtimmen, aber er erklärte †) auch, daß es ihm nie möglich geweſen

*) I. 512.
**) I. 514.
***) Waſianski 83.
†) Jachmann II.

wäre, dieſe Kunſt ſich zu eigen zu machen. Hieraus erklärt ſich, daß aus dem Werke nichts werden konnte, welches Kant beabſichtigt hatte, obwohl Hamann ihm Vieles dazu hätte beitragen können, da dieſer tiefe Menſch auch über dieſe Seite der Erkenntniß die herrlichſten, großartigſten Anſichten *) hatte, welche er in ſeinem Hofmeiſterleben geſammelt. Was er als Lehrer zu leiſten vermogte, finden wir in ſeinen Briefen und in der Erziehung ſeiner Kinder, namentlich ſeines Sohnes Michael.

Eine Beurtheilung der „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen von Immanuel Kant" enthält der dritte Band der Hamannſchen Schriften **).

Obgleich Hamann in einem Briefe an den Rector Lindner ſagt ***): „An Autorſchaft und am allerwenigſten am Recenſenten-Amte ſoll mir gelegen ſein. Ich haſſe von Grund meines Herzens beides, und unter allen Handwerken iſt mir keines unerträglicher" — — ſo folgt doch gleich darauf die Stelle: „Helfen Sie, was ſie können. Es iſt uns daran gelegen, zur Recenſion der hieſigen Gelehrten zu eilen, deren drei uns einladen: Kant, Arnold und Moldenhawer." Kant lud alſo Hamann ein, ſeine Schriften beurtheilen zu wollen, und obgleich dieſer nicht gern an die Arbeit ging, ſcheint er dennoch ſich der Kritik der Kantſchen Schriften †) mit Vorliebe hingegeben zu haben, weil ſie ſeinem Sinne in ihrer Hauptrichtung ſo wenig zuſagten, er vielmehr der entgegengeſetzten Anſicht war. Die Beurtheilung der Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen ſchrieb Hamann für die Königsberger Zeitung ††), deren Verleger auch jener verlegt hatte. Hamann lobt dieſe Schrift Kants ſchon dadurch, daß er ſie dem Abſchnitte Beau von Diderot in der Encyclopädie an die Seite ſtellt. Hierauf rühmt er Kants viele lebhafte Einfälle, welche von glücklichem, des Beifalls würdigem Witze ſprudeln. Indem er dann die einzelnen Abſchnitte durchgeht, bemerkt er richtig die Mängel derſelben, nimmt aber nicht genug Rückſicht auf die Schwierigkeit des Gegenſtandes, welcher

*) I. 321. 322.
**) III. 217.
***) 269.
†) III. 213.
††) ib. 390.

noch zu wenig cultivirt war, an den Kant ſich dennoch gewagt hatte mit redlichem Eifer, und welcher erſt ſpäter ſeine Erledigung finden ſollte durch Schiller, Jean Paul und Hegel. Die Aeſthetik gehört ja zu den Wiſſenſchaften, welche erſt die neueſte Zeit feſtgeſtellt hat und noch ihrer fernern Ausbildung entgegenſieht. Mit Recht ſagt Hamann, Kant habe zu viel auf die Beſonderheiten der menſchlichen Natur gegeben und oft gar zu ſcharfſinnige Worterklärungen zu machen verſucht, wo man mehr das eigentliche Ziel ſeiner Beobachtungen ſorgfältiger beſtimmt zu ſehen gewünſcht hätte *). „Gleich blauen Augen und braunen Haaren wird das Erhabene und Schöne auf ein zweideutig Mittelding eingeſchränkt, das nicht zu grob, aber auch gar nicht zu fein ſein muß.“ Was Hamann aus einem engliſchen Schriftſteller anführt, zeigt uns dieſen in keinem ſchlechten Lichte, wenn es uns auch eben ſo wenig, wie die Kantiſche Schrift befriedigen kann, falls wir einen ſtreng philoſophiſchen Maaßſtab anlegen. Einiges hebt er aus den Kantiſchen Beobachtungen, wie es ſcheint, mit Zufriedenheit heraus, wenn er auch Manches als zu leicht hingeſtellt und zu ſchwach unterſtützt, oder nicht genug begründet beweiſet. Dieſen Anſichten hat indeſſen Kant auch ſpäterhin eine größere Ausdehnung und feſtere Begründung in der Anthropologie, ſo wie ſeinem Begriffe des Schönen in der Kritik der Urtheilskraft gegeben. Trotz ſeines tief dringenden Tadels erklärt Hamann in dem Werke, worüber das Folgende handelt, Kant für einen judex competens des Schönen und Erhabenen, woraus hervorgeht, wie ſehr er die Kantiſche Schrift und deſſen Urtheil ſchätzte.

(Fortſetzung folgt.)

*) III. 271.

Die Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia und die Preußiſchen Provinzialblätter.

Von K. H. Partiſius.

Das Jubelfeſt, welches wegen des 300jährigen Beſtehens der Univerſität Königsberg im Auguſt 1844 gefeiert wurde, gab auch die Veranlaſſung zu mehrfachen Beſprechungen und Plänen für die Zukunft. Die zahlreich Verſammelten, Zöglinge der ehrwürdigen Albertina, ſahen ſich durch das erhebende Zuſammenleben ſo ſehr gekräftigt und erfreut, daß ſie ein fortgeſetztes und erhöhtes Wirken für ihre Aufgabe erachteten. Der Geiſt der Zeit war dem Vereinsweſen hold, und ſo meinte man denn auch, durch Vereinigung der Kräfte für einen gemeinſamen Zweck nicht allein mehr zu leiſten, ſondern auch ſich ſelbſt zu fördern. Vieles, was beſprochen wurde, blieb eben nur Beſprechung, Manches erſtickte im Keime, Einiges kam aber auch zur Ausführung. Es blieb dabei nicht ohne Bedeutung, daß das frohe Zuſammenleben den Wunſch nach einer Wiederholung deſſelben rege machte, und daß man das nach eilf Jahren eintretende Jubiläum der Stadt Königsberg (1855) als ein willkommenes Ereigniß anſah, zu welchem allerlei Vorbereitungen rechtzeitig zu treffen wären.

Von derartigen Beſprechungen und Plänen kann hier nicht weiter gehandelt werden: von einer ſoll aber die Rede ſein, da ſie wirklich ins Leben getreten iſt.

Wenn auch die vaterländiſche Provinz erſt im 13. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung in die Geſchichte eintritt, ſo hat ſie im Lauf von 6 Jahrhhunderten doch ſchon ſo vieles und merkwürdiges erlebt, daß ſie keinem andern Lande nachſtehn darf. Iſt auch für die Erforſchung vergangener Zeiten Vieles geſchehn, ſo bleibt doch, bei der Reichhaltigkeit des Materials und bei dem Intereſſanten des Gegenſtandes noch Vieles zu thun übrig. Zu fernerer Erforſchung ſchien daher eine genügende Aufforderung vorhanden. Wie

daher der Gegenſtand öfters und gern beſprochen wurde, ſo ließ auch die wirkliche Beſchäftigung mit demſelben nicht lange auf ſich warten. Angeregt durch den Prof. Dr. **August Hagen** traten am 19. November 1844 einige befreundete Männer zuſammen und ſtellten ſich die Aufgabe, die Vergangenheit der vaterländiſchen Provinz nach den verſchiedenen Richtungen hin zu erforſchen und näher feſtzuſtellen. Vorwiegender Grundſatz war, daß die Zuſammengetretenen zwar eine Geſellſchaft bilden, aber ohne allen Zwang und ohne Statuten ſich bewegen ſollten. Für jeden Dienſtag nach dem 15ten des Monats ward eine Zuſammenkunft verabredet und es durften in dieſen Zuſammenkünften von den Mitgliedern auch andere eingeführt werden, nachdem ſie dem Ordner vorgeſtellt worden. Ein Ordner, ein Sekretär und ein Kaſſenverwalter beſorgte die Geſchäfte der Geſellſchaft, die ſich den Namen „Alterthums-Geſellſchaft Pruſſia" beilegte; um die unumgänglichen Koſten zu beſtreiten, übernahm jedes Mitglied einen jährlichen Beitrag von einem Thaler. Jede monatliche Sitzung ward mit einem Vortrage eröffnet, der bald frei gehalten, bald abgeleſen wurde. An ihn reihten ſich Beſprechungen. Ebenſo wurden eingeſandte Antiquitäten der verſchiedenſten Art vorgewieſen.

Hatte die Geſellſchaft in der geſchilderten Weiſe auch ihren guten Fortgang, ſo machte ſich doch der Wunſch rege, daß ein eignes Statut Alle ihre Verhältniſſe näher beſtimmen und regeln möge. Es wurde daher eine Kommiſſion zur Entwerfung des Statutes ernannt.

Mehr noch aber ſtellte es ſich als Bedürfniß heraus, daß die Geſellſchaft ein Organ erlange, in welchem ihre Beſtrebungen durch den Druck veröffentlicht werden könnten. Ein ganz neues für dieſen Zweck zu ſchaffen, ſchien aber aus mehr als einem Grunde bedenklich. Man beſchloß daher den Verſuch, ſich eines ſchon beſtehenden zu bedienen und glaubte daſſelbe in den ſchon ſeit 1829 beſtehenden Provinzial-Blättern zu finden. Dieſe Zeitſchrift, welche zum Beſten des Vereins zur Rettung verwahrloſeter Kinder herausgegeben wurde, erfreute ſich der Porto-Freiheit und hatte unter wechſelnden Redaktionen die Gunſt des Publikums ſich bewahrt, war aber, da die Redaktion von Königsberg nach Marienwerder verlegt worden war und aus anderen Gründen in der

letzten Zeit etwas in Verfall gekommen. Mit dem genannten Verein wurden daher Verhandlungen angeknüpft und dieſe führten zu dem Ergebniß, daß mit dem Jahre 1846 die Zeitſchrift der Alterthumsgeſellſchaft „Pruſſia“ überlaſſen wurde. Vom Jahre 1846 erſchien daher die Zeitſchrift unter dem Titel: „Neue Preußiſche Provinzialblätter, im Namen der Alterthumsgeſellſchaft herausgegeben von ꝛc.“

Dem immer allgemeiner werdenden Wunſche, durch ſtatutariſche Beſtimmungen der Geſellſchaft eine feſtere Begründung zu geben und ihr eine Anerkennung von Seiten des Staats zu verſchaffen, folgten nun auch die dahin führenden Beſtrebungen. Das unterm 16. November 1847 entworfene Statut erlangte unterm 12. Febr. 1848 die Beſtätigung. Ein Abdruck deſſelben befindet ſich in den Neuen Preuß. Provinzialblättern pro 1848. Bd. VI. S. 50. Hier mag nur Folgendes daraus hervorgehoben werden:

Gleich der §. 1. ſetzt feſt: Die Geſellſchaft hat den Zweck, die Kenntniß der vaterländiſchen Vorzeit zu erhalten und zu erweitern. Sie bewirkt ſolches durch Forſchungen und Mittheilungen, ſo wie durch Anlegung dahin gehörender Sammlungen. §. 2. Sie richtet ihre Thätigkeit zunächſt auf die Provinz Preußen und umfaßt Geſchichte, Alterthümer, Recht, Poeſie, ſo wie das geſammte geiſtige und bürgerliche Leben des Vaterlandes. Im §. 5. werden die Neuen Preuß. Prov.-Blätter als Organ *bezeichnet*, deſſen ſich die Geſellſchaft zur Veröffentlichung ihrer *Wirkſamkeit* bedient, und im §. 6. die ordentlichen Mitglieder zur Bezahlung von 2 Thlr. jährlich verpflichtet, wogegen ſie die dieſen Betrag koſtende Zeitſchrift unentgeldlich erhalten.

Die Geſellſchaft erfreute ſich eines guten Gedeihens. Die Zahl der Mitglieder ſtieg freilich nicht über 30, aber diejenigen, welche ſich ihr einmal angeſchloſſen hatten, blieben ihr treu und auswärtige Mitglieder und andere theilnehmende Freunde erwieſen ſich hülfreich und nützlich. Die Sammlung von Alterthümern wuchs und war im ſteten Zunehmen. Der Ordner ſorgte mit eifrigem Bemühen dafür, daß die monatlichen Sitzungen nicht allein regelmäßig ſtattfanden, ſondern auch durch Vorträge lehrreich und unterhaltend wurden. Waren auch die Geldkräfte der Geſellſchaft nicht eben bedeutend, ſo konnten doch mehrere Anſchaffungen für

das Antiquarium erfolgen, da es an Geſchenken und kleinen Unterſtützungen von Seiten des Staats nicht fehlte.

Ueber die Wirkſamkeit der Geſellſchaft iſt in den Provinzial-Blättern zu verſchiedenen Malen berichtet worden. Der erſte Bericht iſt in Bd. I. (1846) Seite 76 flg. enthalten, der zweite in Bd. III. (1847) Seite 321, der dritte in Bd. VI. (1848) S. 50.

In der angezeigten Weiſe verblieb es bis zu Ende des Jahres 1852. Da aber wurde von einigen Mitgliedern darauf aufmerkſam gemacht, daß die Neuen Preuß. Provinzialblätter als eine von der Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia herausgegebene Zeitſchrift ihrem Titel und Zwecke deshalb nicht ganz entſprächen, weil ſie Vieles enthielten, was dem Alterthume und dem damit Zuſammengehörigen fremde ſei. Dies war nun freilich nicht geradezu abzuweiſen: Man hatte aber bei der Redaktion um deswillen die einmal beliebte Weiſe beibehalten, weil einmal nicht genug Aufſätze, die lediglich das provinzielle Alterthum betrafen, eingegangen waren, ſodann auch, weil das Intereſſe der Abonnenten der Zeitſchrift Abwechſelung forderte Die angeregte Frage blieb aber der Beachtung werth und da die erhobene Motion die nach §. 9. des Statuts erforderliche Unterſtützung fand, ſo wurde in einer General-Verſammlung die weitere Erörterung einer Kommiſſion überwieſen, welche den Gegenſtand näher prüfen und der Geſellſchaft zur Beſchlußnahme vorlegen ſollte. Dieſe Kommiſſion, beſtehend aus den Herrn Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Voigt, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert, Prof. Dr. A. Hagen, Stadtrath Henſche und App.-Ger.-Referend. v. Mülverſtedt, trug in der Verſammlung vom 21. Dez. ihre Vorſchläge vor und erlangte die Zuſtimmung der Geſellſchaft. Es kann aber hier nicht weiter darauf ankommen, dieſe Vorſchläge näher zu bezeichnen, da ſie doch nur dann erſt zur Ausführung gelangen konnten, wenn ſie die Genehmigung und Beſtätigung der Königl. Miniſterien erhielten. Dieſe nachzuſuchen hielt aber die Geſellſchaft nicht für angemeſſen, da zumal ein Mitglied, das die Motion geſtellt hatte, die Abänderung des Statuts für noch nicht genug vorbereitet erklärte.

Die vornehmſte Abänderung, welche zu erzielen blieb, betraf die Zeitſchrift der Geſellſchaft, die fortan dem preuß. Alterthume allein gewidmet ſein ſollte. Schon über den Begriff dieſes Alterthums gingen die Meinungen auseinander. Während die eine

ſich dahin ausſprach, daß die ältere Zeit mit der Säkulariſation Preußens abzuſchließen ſei, wollte eine andere ſie bis zum Tode des großen Kurfürſten führen. Noch eine andre verlangte die Zeiten des Königthums hinzugenommen und man einigte ſich endlich dahin, daß das Ableben Friedrichs des Großen als das Ziel abzuſtecken ſei. Dem geltend gemachten Einwurfe, daß die zeitigen Abonnenten der Preuß. Provinzialblätter mit der eingeengten Tendenz derſelben nicht zufrieden ſein würden, ſuchte man mit dem Vorſchlage zu begegnen, daß die für die Alterthums-Zeitſchrift beſtimmten Aufſätze in Separat-Abdrücken könnten zuſammengeſtellt werden und ſomit ein eignes Heft bilden, während die Provinzialblätter in der bisherigen Art und Weiſe fortgeführt werden möchten.

Wenn die Neuen Preuß. Provinzialblätter jetzt nicht mehr im Namen der Alterthumsgeſellſchaft erſcheinen, ſo verläugnen ſie es in keiner Art, eine Fortſetzung der zwölf, mit dem Jahre 1851 abgeſchloſſenen, Bände zu ſein. Das Inhaltsverzeichniß, welches ſorgfältig gearbeitet dem letzten Bande beigegeben iſt, liefert den Beweis, daß es ihnen weder an abwechſelnden, noch an intereſſanten Mittheilungen fehlt.

Die Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia ſteht in literariſchem Verkehr, der ſich zunächſt durch Austauſch ihrer Schriften *bewährt*, mit folgenden Vereinen:

Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde
in Stettin.

Verein für meklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde
in Schwerin.

Antiquariſche Geſellſchaft
in Zürch.

Hiſtoriſcher Verein für Steiermark
in Gratz.

Oberlauſitziſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften
in Görlitz.

Verein für thüringiſche Geſchichte und Alterthumskunde
in Jena.

Das Antiquarium

der

Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia.

Drittes Verzeichniß *).

294—299. Bauſteine. Ziegel. Vergl. Nr. 1—4, 100—119.

294) Stück einer porphyrähnlichen Maſſe. Aus den Ruinen der 1847 ausgegrabenen St. Adalberts-Kapelle. NPPB. Bd. V. S. 274. Vom Bau-Inſpektor Becker. Im Inventarium Seite und Nr. 31, 1.

295) Gurtſtein aus der Stadtkirche in Bartenſtein. Bei einer 1849 vorgenommenen Reparatur erhalten. Von R. Philippi. 34, 28.

296) Gurtſtein, fragmentirt, aus dem nicht mehr vorhandenen Theil des Schloſſes Brandenburg. Bei Gelegenheit des 1851 erbauten Branntweinbrennerei-Gebäudes wurde ein Gewölbe entdeckt, das mit allerlei Steinen ausgefüllt war. Darunter befand ſich der Gurtſtein, der nur unterwärts erhalten iſt und bei dem man auf einer Seite das unregelmäßige Zeichen eines Kreuzes bemerkt. Vom Regierungs-Rath Bartiſius. 34. 29.

297) Ziegel vom ehemaligen Schloß in Creuzburg. Der Ziegel 11 Zoll lang, zeigt an zwei Seiten ſtabförmige Gliederungen und gehörte wahrſcheinlich zu einem Thürgewände. Von Huhn auf Gerlauken. 34, 30.

298—299) Zwei Stücke der mörtelartigen Maſſe, die die Wände des 14 F. langen, 1848 ausgegrabenen Grabbe-

*) Das erſte Verzeichniß vom J. 1847. Nr. 1—99. in den NPPB. Bd. III. S. 326, das zweite Verzeichniß vom J. 1848. Nr. 100—293 in den NPPB. Bd. VI. S. 408.

Die Münzen, Siegel, Bücher, Handſchriften, Zeichnungen, Kupferſtiche, Lithographien, Landkarten und Plane bilden Abtheilungen der Sammlung der Pruſſia, die, da ſie anderweitig aufgehoben werden, nicht in dieſes Verzeichniß aufgenommen ſind, mit Ausnahme einiger eingerahmten Bilder, einzelner Karten u. ſ. w.

hältniſſes in Kirpehnen bildete. N P P B. Bd. VI. S.470. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 31, 2—3

300—302. Architektoniſche Modelle von Holz. Hiezu von der Hand des Geh. Bauraths Müller: „Erklärung der von einem Pilger aus Paläſtina mitgebrachten Modelle.“ 112, 1—3.

300) Geburtsſtätte zu Bethlehem.

301) Gipfel des Berges Calvaria.

302) Kapelle über dem heiligen Grabe auf dem Berge Calvaria, erbaut in der Mitte des 11. Jahrhunderts.

303—316. Steinerne Hämmer. Vergl. Nr. 5—9.

303—305) Mit abgerundeten Seiten, der Bahn gegenüber eine ſcharfe Schneide. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 2, 25. 63, 36 und 39.

306—307) Mit vier geraden Flächen und ſcharfen Kanten. Einer von grünlichem Stein. Von demſelben. 2, 28. 63, 37

308) Desgl. In der Kapornſchen Heide gefunden. Abbildungen Bl. 2. *). Vom Cantor Preuß in Germau. 1, 19.

309) Mit einer geſchweiften Bahn. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 2, 27.

310) Desgl. Eine Ecke abgebrochen. Grauer Stein. „Bei Müggenburg im Amte Lapau in einem Grabhügel gefunden. Büttner 1791.“ Von Dr. A. Hoffmann. 63, 61.

311) Von ſchwarzem Stein. Mit knopfartigem Ende. Abbildungen 2. 1, 20.

312) Mit vier geſchweiften Seiten von unbeendigter Arbeit. Das Schaftloch, nicht genau in der Mitte, iſt nicht bis zu Ende geführt und zeigt unten eine Erhöhung. Der verletzten Spitze gegenüber eine knopfartige Bahn. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 63, 38.

313) Sehr groß und unregelmäßig. Das cylindriſche Schaftloch hat 1 Zoll im Durchm. Von demſelben, 63, 35.

314) Sehr groß. Die obere Seite mit der ſcharfen Spitze

*) „Abbildungen der der Pruſſia zugehörigen Alterthümer in der Größe der Originale, der genannten Geſellſchaft von den Zeichnern (Schülern der Kunſt-Akademie) verehrt. Königsberg 1849.“ 29 Bl. in gr. Quart in einem Bande

abgerundet, die untere platt. Eine harte Ader zieht ſich durch das Schaftloch. Von demſelben. 2, 26.

315—316) Drei Fragmente von ſpitz zulaufenden Steinhämmern. Beide in der Gegend des Schaftlochs durchbrochen. Zwei von demſelben. 63, 59—60. Einer aus dem Ermlande. Von A. Freundt. 2, 23.

317—325. Steinerne Axthämmer *). Vergl. 10, 122—123.

317) grünlich, mit corrodirten Flächen und abgebrochener Spitze. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 63, 58.

318—319) Zwei große zu Axthämmern zugehauene Steine über 6 Z. lang. Von demſelben. 63, 44—45.

320) Von der eleganteſten Form. Auf der Unterfläche ein vertiefter Umriß um das Schaftloch, ebenſo längs der Spitze mit der Schneide und der verlängerten Bahn. Bei Fuchshöfen gefunden. Das Exemplar in drei Stücke zerbrochen, wurde zuſammengeſetzt. Von F. W. F. Grube. 2, 24.

321) Von grauer ſandſteinähnlicher Maſſe. Mit abgerundeten Seiten und mit Schärfen an beiden Enden. In Kirpehnen ausgegraben. Abbildungen Bl. 1.**). Von v. Monlowt auf Kirpehnen. 1, 13.

*) Mit dem Schaftloch am Ende. Es wird bemerkt, daß die Unterſcheidung zwiſchen den Hämmern unbeſtimmt iſt, da das Schaftloch nur ſelten genau die Mitte einnimmt.

) Helwing in ſeiner **Lithographia Angerburgica S. 81. ſpricht ſich wohl irriger Weiſe dahin aus, daß die zierlich bearbeiteten Steine vom Auslande hergekommen ſeyn, daß aber die alten Preußen verſucht hätten, ähnliche nachzubilden, indem man inländiſche Steine roh bearbeitet und unvollendete Steinwaffen vorfände. An einem von ihm in Kupferſtich gelieferten Stein nimmt er wahr, daß das angefangene Schaftloch mit einem mit zwei Spitzen verſehenen eiſernen Inſtrument ausgebohrt werden ſollte. Er ſagt: **Tentasse quidem Prussos ex indigenis lapidibus dictis similes fabricare, primario ex duobus colligo, quorum unus ad formam securis portatilis Polonicae Zokan germ.** Haubuck (was für ein Beil iſt gemeint?) **dictae, effigiatus et rudi Minerva fabricatus est, nec aliqua politura laevigatus: alter vero maleiformis, in quo foraminis terebratio quidem inchoata, verum ad medietatem nondum perducta est, ut icon. Tab. 10. fig. 1., ostendit, quam instrumento quodam ferreo versatili, eoque vel rotundo, vel duplici ferrea cuspide sibi invicem opposita instructo motu ultro citroque acto tentatum fuisse facile colligitur. Et quoniam spatio in cir-**

322) Desgl. Auf dem Gute Waldeck bei Domnau, mehrere Fuß im Torf an einer Stelle gefunden, die die Heidenkaule genannt wird. Vom Landrichter Schmidt. 1, 21.

323) Von hartem ſchwarzem Stein, mit Schärfen an beiden Enden. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 1, 15.

324) Desgl. Etwas beſchädigt. Von demſelben. 1, 14.

325) Unvollendet und abgebrochen. Die Bohrung des Schaftloches iſt oben und unten angefangen. Die geraden Flächen ſind geſchliffen. Man ſieht, wie das bereits Geglättete von neuem bearbeitet wurde, um eine regelmäßige Form zu erzielen. Auf der Feldmark des Gutes Swentowken, zwiſchen Mewe und Neidenburg in Weſtpreußen gefunden. Von Dr. Meckelburg. 1, 22.

326—329. Wurfſteine mit gerundeten Seiten, die auf beiden Enden ſcharf ſind.

326) Klein, von ſchwarzer Maſſe. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 63, 30 a.

327) Von derſelben Maſſe. Von demſelben. 63, 30 b.

328) Die Oberfläche nächſt den Schärfen unverſehrt, ſonſt corrodirt. Von demſelben. 63, 31.

329) Von weißem Feuerſtein, 4 Z. lang. Die eine ſcharfe Seite iſt beſchädigt. Von demſelben. 229.

330—332. Keile. Vergl. Nr. 44—49. Flache Steine zum Holzſpalten, die auf der einen Seite zu einer Schärfe ſich verdünnen. Von demſelben. 63, 40—41, 57.

333. Runder Stein, in linſenartiger Form, 4 Z. im Durchmeſſer, anſtatt der Kante ein ¾ Z. hoher gerader Rand. In der Mühle Lauth gefunden. Von Ref. v. Mülverſtedt. 63, 47.

cuitu excavato, lapidis intacta portio in medio integra remansit. Nach Worſaae „Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel", überſetzt von Bertelſen, Kopenhagen 1844. S. 12: „Das Bohren ſcheint in der älteſten Zeit auf ganz einfache Weiſe unternommen zu ſeyn, vielleicht bloß mit einem Pflock und Sand und Waſſer; das Loch wurde nämlich zuerſt von der einen, dann von der andern Seite gebohrt (alſo ausgeſchliffen); zuletzt wurde es in der Mitte durchbrochen."

334–335. Spitz zulaufende Steine, 2 Stück mit einer ſcharfen Schneide am flachen, breiten Ende. Vom Prediger Löffler in Gerdauen. 63, 42–43.

336–346. Keulenförmig bearbeitete Steine, 11 Stück, roh und unregelmäßig. Von demſelben. 1, 17–18. 63, 48–56

347. Steinkugel. Vergl. Nr. 11–15. Nr. 124–125.
Von Granit, etwas platt. Mit der erſten Anlage zum Schaftloch, nämlich einem vertieft ausgeſchliffenem Ring. 2, 1.

348–362. Lanzenſpitzen. Vergl. Nr. 16–21 Nr. 126–129.

348) Sehr groß und wohl erhalten, mit einem Grat. Bei der Stantauer Mühle 9 Juli 1849 gefunden *). Von der Mühlenbeſitzerin Schulz. 2, 21.

349) Desgl. Vom Lieutenant v. Katzler. 2, 19.

350) Kleineres Exemplar. Abbildungen, Bl. 7. Von demſelben. 2, 20.

351) Mit der Schaftröhre. In Kirpehnen ausgegraben. Abbildungen, Bl. 7. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 2, 15.

352) Desgl. Wohl erhalten. Aus Sorthenen bei Pobethen. Von R. Gratz. 24, 28.

353) Ueber 11 Z. lang. Nur der oberſte Theil iſt nicht vom Roſt angegriffen. Auf dem Quednauer Berg gefunden. Von J. Löſchin. 24, 33.

354) Desgl. Der Grat iſt von der Art, daß der oberſte Theil der Lanzenſpitze vierkantig erſcheint. Ebendaher. Von demſelben. 24, 29.

355–357) In Moſſehnen gefunden, zwiſchen Medenau und Kragau. Abbildungen, Bl. 8. Vom Pfarrer Dr. Gebauer in Medenau. 2, 16–18.

358) Klein aber ſtark, mit verſchiedenen Flächen, ſo daß ſie als vierkantig erſcheint. Aus Sorthenen bei Pobethen. Von R. Gratz. 2, 30.

359) Klein. Ebendaher. Von demſelben. 2, 31.

360–362) Drei Fragmente. 360) Wahrſcheinlich der untere Theil einer Lanzenſpitze, wenn auch das Eiſen einen

*) Ueber den Fund bei Stantau NPPB. Bd. VIII. S. 207.

Einſchnitt hat, wie zum Ausziehn von Nägeln. Ebendaher. Von demſelben. 2, 32. 361) Der oberſte Theil iſt abgebrochen. 362) Aus Braunsberg. Von C Höpffner in Braunsberg. 24, 34.

363. Pfeilſpitze. Vergl. Nr. 22—24. Nr. 130—131. Vierkantig, mit dem Einſatzdorn. Am Fuß des Ragniter Schloßbergs gefunden. (NPPB. Bd. VI. S. 410.) Von E. Giſevius in Tilſit. 2, 17.

264. Celt. Paalſtav oder Framea *). Vergl. Nr. 132. Von Bronze. Am Schaftende verſehrt, an demſelben ein Oehr. Abgebildet in Giſevius' Alterthümer Bl. 34. **). Von E. Giſevius in Tilſit. 24, 1.

365—373. Schwerter. Vergl. Nr. 26. Nr. 133-140.
365) Von Bronze, ſowohl Heft als Klinge. Das gewaltſam abgebrochene Heft iſt wieder angefügt. Von C. Höpffner in Braunsberg 22, 52.

*) Auch Streitmeißel und Streitpfriem genannt, welchen letzten Namen Büſching erfand, um ein mit Framea ähnlich klingendes Wort zu haben, obgleich der F=Laut erſt eine ſpätere hochdeutſche Einſchwärzung in Wörter der Art iſt. Die Celte ſind gegoſſen und wie in den „Zürcher Mittheilungen" Bd. II. II. S. 23. bemerkt wird, waren ſie urſprünglich „aufs Fleißigſte polirt", was man an der Patina erkennt. Nirgend erſcheinen ſie (S. 24) „auf alten Bildwerken. Vergeblich ſucht man ſie auf celtiſchen Münzen oder römiſchen Darſtellungen celtiſcher Perſonen und Dinge. Wie lange man ſich an die Nationalwaffe des Streitmeißels hielt, ergiebt ſich aus dem Vorkommen von (ähnlichen) eiſernen Inſtrumenten." Das Oehr diente (nach S. 25.) zum Tragen der Waffe. In den „Zürcher Mittheilungen" Bd. I. S. 38. iſt auf die **Archaeologia britannica** verwieſen, worin der Celt nach der verſchiedenartigen Einfügung in den hölzernen Schaft als Wurfwaffe, Stoßwaffe und Handwerkszeug, nämlich als Beil, erklärt wird, welches „vorzüglich zur Verfertigung der in der früheſten Zeit gebräuchlichen, aus einem einzigen hohlen Baumſtamm beſtehenden Canoes" angewendet wurde. In den celtiſchen Ländern kömmt der Celt gewöhnlich in mehreren Exemplaren neben einander vor. Man hat (S. 39.) „zuweilen Gießſtätten für ſolche Gegenſtände entdeckt, wie 1822 bei Wülflingen" bei Zürich.

**) „E. Giſevius', Alterthümer. Abbildungen verſchiedener auf dem hieſigen Schloßberge (bei Tilſit) oder in deren Umgegend aufgefundenen preußiſchen Alterthümer." Copien nach den Originalblättern des Zeichners, 38 an der Zahl, wurden von den Schülern der Kunſtakademie uneigennützig geliefert und der Pruſſia verehrt. Sie ſind in einem Quartbande vereinigt.

Den größten Merkwürdigkeiten ſind bronzene Schwerter beizuzählen, weil ſie ſicher vor der Zeit gefertigt ſind, da man Eiſen kannte. Sobald dieſes in Gebrauch kam, gab es keine bronzene Schwertklinge mehr. In dem „Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde" S. 45. heißt es von den Schwertern aus Bronze, ſie waren „natürlich die älteſten" inſonderheit diejenigen, bei denen der Handgriff nicht von Holz, Bein oder Hirſchhorn, ſondern von „Bronze, worin die Schwertklinge mit zwei Nieten befeſtigt iſt." Das daſelbſt abgebildete Schwert hat keine Parierſtange. „An den älteren Schwertern findet ſich keine Parierſtange." Der letzten Angabe gemäß zeigt das der Pruſſia zugehörige Schwert nicht die allerälteſte Form *).

In dem „Braunsberger Kreisblatt Nr. 42. 18. Oct. 1851" iſt unter der Ueberſchrift „Ermländiſche Alterthümer" (von Bender), eine Beſchreibung des Schwertes mit der Klinge enthalten **): „In dem vorgeſchichtlichen nordiſchen Alterthum, ſo wird erzählt, unterſcheidet man ein Zeitalter, da man gar nicht, oder ſehr wenig mit Eiſen und Silber bekannt war, da vielmehr Waffen und ſchneidende Geräthſchaften aus Bronze beſtanden. Man hat es das Bronzezeitalter genannt. Zur Beurtheilung der Kultur in dieſem Zeitalter, hat auch das Ermland einen merkwürdigen

*) Der Abbildung nach in „Giſevius' Alterthümer". Bl. 43. zu urtheilen, iſt ein Schwert mit ähnlich geformter Klinge auch in Littauen gefunden. Der Griff iſt abweichend. Es wird bemerkt „ganz in der Art, wie Prof. Kruſe deren in den eſthniſchen Gräbern gefunden hat." Auf demſelben Bl. noch ein anderes Schwert, bei dem auf die Kleinheit des Griffs aufmerkſam gemacht wird.

**) Im Eingange leſen wir: „die im Ermland ausgegrabenen Alterthümer beweiſen, daß die heidniſchen Vorfahren in Ackerbau und Viehzucht, in Handel, Gewerbthätigkeit und Induſtrie allerdings ſchon zu einem gewiſſen Grade von Cultur gelangt waren, und daß ihre Vergangenheit nicht ſo ganz thatlos dahin geſchwunden iſt. — Schon die Menge der heidniſchen Gräber, deren Steine ſchon lange Zeiten hindurch den Nachlebenden zu profanen Zwecken dienten, ſprechen für eine dichte Bevölkerung; und da noch jetzt manche ſich finden, deren Inhalt (Aſche, Urnen und allerlei Geräth) durch ſorgfältig und kunſtfertig geſetzte Steine geſchützt iſt, und über welchen ein hoher Erdhügel ſich erhebt, wie man doch nur Angeſehenere ehren und auszeichnen konnte, ſo dürfen wir auch auf ein tiefes religiöſes Gefühl und geordnete Volksverhältniſſe ſchließen."

Beitrag geliefert. Im Monat September d. J. wurden im Neuſtädtiſchen Felde bei Braunsberg im Moorgrunde ein Schwert und eine Schwertklinge gefunden.

A. Das ganze Schwert. Die Klinge iſt 1 Fuß $6^1/_2$ Zoll lang, an der breiteſten Stelle in der Mitte $1^3/_8$ Zoll breit; das Heft 6 Zoll lang. Das Ganze wiegt 2 Pfd. $20^1/_2$ Loth; es iſt ſchön geformt, von der Mitte nach oben und unten, wo es ſcharf und ſpitz zuläuft, von abnehmender Breite; an der dickſten Stelle in der Mitte circa $^1/_4$ Zoll ſtark, von da an ſich nach beiden Seiten zur Schneide verflachend, zweiſchneidig; gegoſſen aus Bronze; geziert auf beiden Seiten nach den Schneiden zu mit je zwei regelmäßigen, parallelen Hohlreiſen; die Klinge läuft $1^3/_8$ Zoll lang in das Heft und iſt mit zwei Nieten auf jeder Seite befeſtigt. Der Griff iſt ebenfalls bronzen. Der zum Faſſen eingerichtete Theil deſſelben iſt einfach und nur mit drei herumlaufenden ringartigen Erhöhungen verſehen; am obern Ende über der Hand erweitert er ſich zu einem nach oben offenen Halbringe, der mit einer brillenförmigen Verzierung abſchließt. Das Ganze iſt geſchmackvoll gearbeitet. Auch dieſe Waffe, wie ſo viele andere Gegenſtände unſrer heidniſchen Vorfahren, ſowohl in Deutſchland, als in Preußen, zeigt, daß die *Kunſt*, Bronze zu behandeln, weit vollkommner war, als die Eiſen zu bearbeiten, wie man ſich leicht durch Vergleichung überzeugt.

B. Die einzelne zweiſchneidige Klinge iſt ganz ähnlich; wiegt 1 Pfd. 5 Loth und iſt 1 Fuß 8 Zoll lang geweſen, die Spitze iſt abgebrochen. Die Fortſetzung der Klinge zur Befeſtigung im Heft iſt länger, als bei der andern Waffe, und iſt jetzt noch 2 Zoll lang; die größte Breite iſt $1^3/_4$ Zoll und hat nur je einen Reifen nahe den Schneiden. Sie iſt auf jeder Seite mit zwei über einander nach oben angebrachten Nieten befeſtigt geweſen, wogegen bei der andern Waffe die Nieten ſich in der Breite der Klinge befinden. An Schönheit der Arbeit ſteht dieſe Bronzeklinge der erſtern nicht nach.

Ueber die Geſchichte dieſer Waffen wagen wir keine Ver-

muthung auszuſprechen. Bei Braunsberg fand übrigens bekanntlich eine namhafte Schlacht zwiſchen den heidniſchen Warmiern und dem deutſchen Orden ſtatt."

366) Zwiſchen der nach oben gekrümmten Parierſtange und dem Knopf ein Eiſen, das die Mitte des wahrſcheinlich hölzernen Griffes bildete. Die ſehr lange einſchneidige Klinge iſt zuſammengebogen, weil das Schwert wahrſcheinlich in einer Todtenurne dem heidniſchen Sieger ins Grab folgte. Der Griff iſt ſo klein, daß er nur für eine ſehr kleine Hand paßt *). In der Stantauer Mühle 1849 gefunden. Von der Mühlenbeſitzerin Schulz. 22, 50.

367) Mit einer ähnlichen Parierſtange. Die nicht 2 F. lange Klinge mit einer Blutrinne auf jeder Seite. Beim Urbarmachen einer Palwe in Viehof und zwar im Vorwerk Rudlaucken 1846 gefunden. Auf dem Schlachtfeld zwiſchen Labiau und Rudlaucken beſiegte Hennig Schindekopf, Komptur von Ragnit, 1352 die Littauer. Von Actuarius Beinlich in Labiau. 22, 51

368) Mit doppelter Parierſtange und einer Vorrichtung, die Klinge zu verlängern und zu verkürzen, indem das untere Stück derſelben als Scheide des längern Stückes dient. In verlängerter Geſtalt konnte das Schwert nur mit zwei Händen gehandhabt, zuſammengeſchoben nur zum Stechen gebraucht werden, indem der als Scheide dienende Theil ſtumpf iſt. Aus der Sammlung des Magiſtrats 1848 übergeben. 22, 49

369—371) Drei beinahe gleiche Richtſchwerter, mit ſchlecht erhaltenen Lederſcheiden. Ebendaher. 22, 45—47.

*) In der Abhandlung: „Althelvetiſche Waffen" von Ferd. Keller in den „Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich" Th. II. S. 23: „Sehr auffallend iſt ſowohl die Kürze, als die geringe Dicke des Handgriffs. Ob die Zwiſchenräume (zwiſchen Knopf und Klinge) mit Holz, Horn oder Zwirn ausgefüllt waren, iſt nicht zu ermitteln. Die Handhabe geſtattet kaum drei Fingern einer kräftigen Manneshand den gehörigen Raum zum Anfaſſen, ſo daß man zu der Vermuthung Zuflucht nehmen muß, die Beſitzer hätten ſich derſelben nicht auf die in jetziger Zeit übliche Weiſe bedient." — Zwiſchen Zoppot und Neuſtadt wurde in einer Urne ein zuſammengebogenes Schwert gefunden. N P P B. Bd. IX. S. 274.

372) **Richtſchwert.** In der Klinge Löcher, um eine Schnur zum Aufhängen durchzuziehn. Ebendaher. 22, 48.

373) **Degen** aus der Zeit Friedrichs des Großen. Die Stange am Gefäß entbehrt der Bekleidung. Bei Ausräumung des Kielgrabens 1852 gefunden. Vom Stadtbaurath Böhm. 22, 53.

374. Dolch, wahrſcheinlich aus einer **Haifiſchrippe** geſchnitzt. In Pientekinnen bei Willgaiten 1841 ausgegraben. Abbildungen, Bl. 14. Vom Rittmeiſter Rauſchning *). 30, 1.

375. Keule, angeblich aus der Heidenzeit. In Bolhan bei Sensburg gefunden **). Von v. Ziegler auf Bolhan. 32, 1.

376—378. Panzerhembe.

376) Die dichten Eiſenringe, aus denen das **Panzerhembe** beſteht, endigen in Schlangenköpfchen. Die Einfaſſung der Kanten, ſo wie der umlaufende Zackenrand beſteht aus Meſſingringen. Sehr wohl erhalten. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 25, 1.

377) **Desgleichen.** Ebendaher. 25, 2.

378) **Halsſtück.** Der Kragen beſteht aus beſonders dicht aneinander gereihten Ringen. Ebendaher. 25, 3.

379—381. Gewehre. Vergl. 27—28.

379) **Radfeuerſchloß** von einer 14 Z. langen Piſtole. Vom Kreisphyſikus Koch in Heiligenbeil. 27, 2.

*) Das beiliegende, dolchartig, wahrſcheinlich von Haifiſch-Knochen gearbeitete Inſtrument iſt im Jahr 1841 in einem ohngefähr 70 Cntr. haltenden Mergel-Lager, 6—8 Fuß unter der Oberfläche, in der zum Gute Willgaiten gehörigen Beſitzung Pientekinnen, Kreiſes Fiſchhauſen, ohnfern Galtgarben, bei Gelegenheit der Mergel-Ausfuhr vorgefunden. Es befinden ſich in der Nähe der Fundſtelle mehrere alte preußiſche Begräbnißhügel.
Gut Willgaiten, den 29. Januar 1849.
Der Beſitzer **Rauſchning.**

**) „Vor längeren Jahren ſind beim Fertigen des Grabens zwei dergleichen Keulen gefunden worden, von denen die eine an dem dicken Ende, wo die kleinen Kerben ſind, mit eiſernen Ringen verſehen war. Der Hieb in der beikommenden iſt wahrſcheinlich durch eine Axt geſchehen, als ſie gefunden wurde.
Bolhan bei Sensburg, 1. Nov. 1850. v. **Ziegler.**

380) Flintenſchloß, 3 Meilen von Memel am Seeſtrande 1845 ausgegraben. Wahrſcheinlich aus der Zeit, als Karl XII. die Ruſſen bekriegte. Von J. G. Fiſcher in Memel. 27, 3.

381) Bruchſtücke alter Gewehre, mit hölzernem Ladeſtock. Bei Ausräumung des Hafens in Pillau als ſeltſames Conglomerat 1849 gefunden*). Von Gutzeit. 27, 4.

382. **Metallkugel**, klein, von Bronze. In Moſſehnen bei Medenau ausgegraben. Abbildungen, Bl. 8. Vergl. Anmerk. zu Nr. 390—391. Vom Pfarrer Gebauer. 46, 2.

383—392. **Sporen**. Vergl. Nr. 29—32 Nr. 153—155.

383) Aus Meſſing. Blank aufpolirt. Im Gut Samſau am Kuchelberge ausgepflügt. Von J. Höltzel. 4, 27.

384) Desgl. Ein Theil eines Bügels und das Rädchen fehlt. Bei der Gasröhrenlegung in Königsberg 1852 gefunden. 49, 37.

385) Nur einer der geſchweiften Bügel erhalten, an dem eine viereckige Schnalle befindlich. Der Stachel ſteht beinahe ſenkrecht und da an ihm keine Spur vom Rade befindlich, ſo ſcheint der eigentliche Zweck beinahe zu verſchwinden. Aus Sorthenen im Kirchſpiel Pobethen. Von R. Gratz. 4, 31.

386) Etwas größer. Auch hier nur ein Bügel vorhanden, mit ſenkrecht ſtehendem Stachel. Ebendaher. Von demſelben. 4, 32.

387 a. b.) Mit gerad ſtehendem Stachel. Am erhaltenen Bügel eine kleine Scheibe, wo ſonſt eine Schnalle. In Dohten ausgepflügt. Von v. Janzon auf Dohten. 49, 33.

Desgl. Der Bügel mit der Scheibe ganz, der andere theilweis erhalten. 49, 34.

388) Von ganz abweichender Form. Ein breites Hackenſtück, in der Mitte eine ſchräg ſtehende Stange mit drei Zacken. An der einen Seite noch ein Ring zur Befeſtigung. 49, 35.

389) Fein gearbeitet. Mit geſchweiften Bügeln ohne Stachel

*) In einem ſcherzhaften Begleitſchreiben vom 21. Nov. 1849 ſteht: „aus den Untiefen der Oſtſee mit Lebensgefahr ans Togeslicht gebracht!"

oder Rad. Das Ende eines Bügels iſt verſehrt, doch das abgebrochene Stück vorhanden. Bei der Stantauer Mühle 1849 gefunden. Von der Mühlenbeſitzerin Schulz. 4, 28.

390 – 391) Fragmente von zwei Sporen. Abbildungen, Bl. 8 und 9. In Moſſehnen bei Medenau 1849 gefunden. Vom Pfarrer Gebauer*). 4, 29—30.

392) Zierliche Sporenſchnalle aus Bronze. Auf dem Felde zu Reeſſen bei Gallgarben 1842 gefunden. Vom Referend. Rauſchning. 49, 36.

393—398. Zaumgebiſſe. Vergl. Nr. 33 – 34, Nr. 148—152.

393—395) Drei wohl erhaltene Trenſengebiſſe. In Moſſehnen bei Medenau ausgegraben. Abbildungen, Bl. 14. Vom Pfarrer Gebauer. 4, 36—38.

396) a. b. c. Drei Fragmente von Trenſengebiſſen. Eben daher. Von demſelben. 4, 39.

397) Koloſſales Trenſengebiß, das zwiſchen den Zähnen eines Pferdekopfes ſteckte. In Schuditten bei Medenau gefunden. Abbildungen Bl. 16. Vergl. Anmerk. zu Nr. 423. Von demſelben. 23, 40.

398) Hälfte eines Trenſengebiſſes, ein Ring und das gerade Eiſen bis zum Gelenk. Aus Sorthenen im Kirchſpiel Po-

*) „Neben der Landſtraße, welche von Medenau nach Kra-au führt, *auf* dem Grunde des Dorfes Moſſehnen befindet ſich ein etwa 15 bis 20 Fuß hoher Hügel, der aus gelbem Sande beſteht. Die oberſte Erdſchicht iſt aber an vielen Stellen ſchwarz, ein Zeugniß dafür, daß hier in alten Zeiten viele heidniſche Leichen verbrannt und beſtattet wurden. Von Urnen finden ſich nur einzeine Bruchſtücke vor. Auch Steine ſind nicht gar häufig. Man wird verſucht zu glauben, daß ſich hier ein Leichenfeld von Kriegern befindet, wenn man neben häufigen Knochenüberreſten von Roſſen, hauptſächlich nur Waffenrüſtungen findet.

Außer dem Fragmente von einem Bruſtharniſche und einem Schildbuckel, welche früher dort ſchon von Anderen entdeckt worden waren, habe ich nachſtehende Gegenſtände zum größeſten Theil ſelbſt ausgegraben, die ich hiemit dem Antiquarium unſerer Geſellſchaft übereigne. Es ſind:

1) Drei wohlerhaltene Trenſengebiſſe, 2) einige Fragmente von dergleichen, 3) ein maſſiver großer Sporn, 4) ein fragmentirter kleiner Sporn, 5) drei Steigbügel von verſchiedener Form. 6) Fragmente eines Steigbügels, 7) fünf Lanzenſpitzen. 8) drei Pfeilſpitzen, 9) ein Haken, 10) eine meſſingene Kugel.

Medenau, den 12. Dez. 1848. Dr. Gebauer.

bethen bei Urbarmachung einer Palve 1848 gefunden. Von R. Gratz. 55, 41.

399. **Hufeiſen.** Von Nagellöchern keine Spur. In Sorthenen bei Pobethen gefunden. Von demſelben. 59, 1.

400—416. Steigbügel.

400) Sehr groß, mit ſehr hohem Bügel. Oben ein Anſatz mit einem ſchmalen Oehr. Abbildungen, Bl. 18. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 19, 1.

401) Mit hohem Bügel. 19, 9.

402) Desgl. Unter dem Steg Verlängerungen der Bügel. Abbildungen, Bl. 17. Aus Sorthenen bei Pobethen. Von R. Gratz*). 19, 10.

403) Desgl. Die Bügel ſind Stangen, oben flach gearbeitet verlängern ſie ſich unter dem Steg. Dieſer ſcheint urſprünglich eine regelmäßige, nach der Mitte zu ſich verbreitende Fläche dargeſtellt zu haben. Von demſelben. 19, 16.

404) Der Bügel iſt ungefähr ein Halbkreis. Der Anſatz mit dem Oehr iſt verſehrt. Bei der Stantauer Mühle gefunden. Von der Mühlenbeſitzerin Schulz. 19, 5.

405—406) Zwei Steigbügel, die ein Paar gebildet zu haben ſcheinen. Der halbkreisförmige Bügel iſt flach gearbeitet. Ohne Oehr. Der Steg iſt nicht wagrecht, ſondern ausgebogen. Abbildungen, Bl. 17. Aus Sorthenen bei Pobethen. Von R. Gratz. 19, 11—12.

407) Bügel, flach gearbeitet. Unten am Steg zwei kleine Spitzen. Der obere Theil verſehrt. Eben daher. Von demſelben. 19, 13.

408) Desgl. 19, 8.

409) Bügel und Steg ründen ſich in eins und ſtatt des wagrechten Stegs bildet das Eiſen eine Ausſchweifung nach oben. Aus Sorthenen bei Pobethen. Von R. Gratz. 19, 14.

410—411. Die Bügel oben flach gearbeitet, laufen ſpitz zu, mit einem runden Oehr zum Durchziehen einer Schnur. Der Steg breit. Eben daher. Von demſelben. 19, 17—18.

*) Der Geber bemerkte, daß die Bauern ſich noch oft der alten ausgegrabenen Steigbügel bedienten.

412) Ein Fragment der Art. Eben daher. Von demſelben. 19, 15.
413—414) Zwei Fragmente. An demſelben Ort als Nr. 434. gleichzeitig gefunden. Alle drei Steigbügel verſchieden. 19, 6—7.
415—416) Zwei Fragmente. In Moſſehnen bei Medenau gefunden. Vom Pfarrer Gebauer. 19, 2—4.

417—419. Standarten.

417) Mit ſchwarzem Fahnentuch, worauf das Löbenichtſche Wappen. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 21, 1.
418) Mit rothem Fahnentuch, auf deſſen altem Theil das Altſtädtſche Wappen gemalt iſt, mit der Ueberſchrift: Virtut.. Ebendaher. 21, 2.
419) Standarten-Stange. Ebendaher. 21, 3.

420—442. Todtenurnen. Vergl. Nr. 35—38. Nr. 156—177.

420) 1. F. 6 Z. hoch. In der krugähnlichen Urne befand ſich eine ſilberne Armſpange, ein Gewandhalter und 13 Perlen. Im Dorf Bonau bei Fiſchhauſen gefunden. Vom Reg. Sekretär Ulmer. 6, 36.
421) 1 F. 6 Z. hoch. Ziemlich wohl erhalten. Aus Warengen bei Medenau. NPPB. Bd. V. S. 394. Vom Pfarrer Gebauer. 6, 25.
422) 1 F. 6 Z. hoch. Bauchicher als die vorſtehende. Weniger gut erhalten. Ebendaher. Von demſelben. 6, 26.
423) Kleiner Topf. Zerbrochen. Die Oberfläche glänzend, ſcheint glaſirt geweſen zu ſeyn. Beim Graben einer Kartoffelgrube in Schubitten bei Medenau gefunden *). Abbildungen, Bl. 4. Von demſelben. 6, 27.
424) 1 F. hoch. Auf der Töpferſcheibe gefertigt, doch ſind die Striche an Bauch und Hals unregelmäßig aus freier Hand eingegraben. Die Oberfläche iſt glaſirt. Zerbrochen aber

*) Südlich und in der Nähe von Medenau liegt das Dorf Schubitten. Beim Ausgraben einer Kartoffelgrube iſt drei Fuß unter der Oberfläche auf einer geringen Anhöhe ein Begräbniß entdeckt worden. Die größere Urne hat man leider zertrümmert, das kleine Töpfchen, welches hier erfolgt, erhalten. In der Nähe ward das gleichfalls hier beigelegte koloſſale Trenſengebiß entdeckt. Es ſteckte zwiſchen den Zähnen und Knochenüberreſten eines Pferdekopfes.
Medenau, d. 12. Dez. 1848. Dr. Gebauer.

vollſtändig. Bei dem Dorfe Gutten, auf der Weſtſeite des Mauerſees 1845 ausgegraben *). Vom Lieutenant v. Katzier. 6, 29.

425) Von gefälliger Form mit glockenartiger Schweifung. Abbildungen, Bl. 5. **). In verſehrtem Zuſtande. 4 Zoll hoch. 6, 32.

426) Krug mit einem Henkel von ſchwarzer Farbe. Unter ihm zwei Zackenverzierungen, die durch das Eindrücken eines Holzes mit Kerben in die noch weiche Maſſe gebildet ſind. 8 Z. hoch. In den dreißiger Jahren bei Oeffnung eines Grabhügels in der Nähe von Quilitten bei Brandenburg gefunden ***). Vom Dr. Mecklburg. 6, 33.

427) Desgl. 4 Z. hoch. Verſehrt. Abbildungen, Bl. 4. 6, 28.

428) Mit bunt geſtricheltem Halſe. An der Kante, wo der 9 Z. im Durchm. haltende Bauch ſich anſchließt, mit vier kleinen Knubben in gleicher Entfernung von einander. Zerbrochen aber vollſtändig. Aus einem Grab bei Raunau bei Heilsberg, in welchem zwölf Urnen gefunden wurden†). Von A. Freundt. 6, 35.

429) 1¼ Z. hoch. Von Dr. A. Hoffmann. 71, 37.

430) Fragment einer Urne mit einem Henkel. Aus einem 1850 geöffneten Grabe zwiſchen Rantau und Neukuhren. Von J. H. Meivill. 71, 38.

*) Ein Stück verſteinertes Holz 6, 29 b. wurde gleichzeitig eingeſchickt. Iſt es neben der Urne gefunden?

**) Mit der im „Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde." S. 40. abgebildeten zu vergleichen.

***) Holz, das daſelbſt gefunden 6, 33 b., Sand und Stückchen Kohle 6, 33 c.

†) Im „Braunsberger Kreisblatt" Nr. 42, 18. Oct. 1851 wird über andere bei Heilsberg gemachte Entdeckungen der Art berichtet. Es wurden nämlich in den letzten Jahren zu Spertwatten „zwei mächtige Grabhügel abgetragen, welche Knochenreſte, Aſche, Urnen und Schmuckſachen, namentlich blaue Glaskorallen enthielten. Es liegen uns von dieſen Funden vor: der größte Theil einer flachen Aſchen-Urne, geſchwärzt, mit einem Henkel und einem Deckel verſehen; Reſte einer andern, ebenfalls durch und durch ſchwarzen Urne, dicker und ſorgfältiger gearbeitet, als die vorige, oben der Rand mit gekrümmten Punktenlinien verziert; ferner ein Bruchſtück des obern Theils einer ausgebauchten Urne, lehmfarbig und außen zierlich mit allerlei Punktenlinien verſehen."

431—439. Neun Scherben großer Urnen *). Ebendaher. Von demſelben. 71, 39—47.

440—441) Zwei Scherben. Bei der Stantauer Mühle 1849 gefunden. 6, 30, 31.

442) Gypsabdruck der Runenſchrift an einer in Danzig befindlichen Urne. Ueber ſie in den NPPB. Bd. VI. S. 353 und Bd. IX. S. 265. nebſt der Lithographie Taf. I. Nr. III. Vom Bildhauer Freitag in Danzig. 6, 34.

443—445. Antike Gefäße.

443—444) Thongefäße aus Herkulanum; das kleinere hat die Geſtalt einer Vaſe, das größere die eines Kruges, mit einem Henkel und einer ſchmalen Oeffnung, dem Henkel gegenüber. Von der ökonomiſch-phyſikaliſchen Geſellſchaft. 53, 2—3.

445) Thränenglas. Ebendaher. 53, 1.

446—447. Zwei Bouteillen

aus einem Speicher, der auf der Laſtadie bei dem Brande 6. Nov. 1852 eingeäſchert wurde. Sie ſind bis zur Unkenntlichkeit verändert. Von G. A. Lehmann und H. Berent. 53, 4—5.

448—452. Kannen und Kelche.

448) Gefäß von Bronze, in Form eines Löwen, mit röhrenartigen Mündungen. Wahrſcheinlich ein Krug zum Waſchen der Hände. Die Kegel-Ventile an der Bruſt und an den Seiten ſind ſo eingerichtet, daß der zum Waſchen nöthige Waſſerſtrahl hervorſtrömt. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 16, 1.

449) Kanne ganz und gar (ſelbſt der Henkel) von Weißblech zuſammengeſetzt. Das Danziger Wappen iſt daran gelöthet. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 51, 2.

450—451) Zwei Kelche aus Zinn, Abendmahlskelche, deren man ſich einſt in Königsberg in den Peſthäuſern bediente. Auf einem ein gravirtes Chriſtus-Bruſtbild mit der Schrift:

*) Daneben ſind geliefert zwei Knochenſtücke. 71, 48. Stücke unbearbeiteten Börnſteins. 71, 49 a—b., Fragmente von eiſernen Pfeilen u. ſ. w. 71, 50.

1. Joh. I. Das Blut Jesu Christ des Sohnes Gottes macht uns rein von Allen nnsern Sunden. Ebendaher. 51, 3—4.

452) Hölzernes Trinkhorn, bemalt mit einer Bärenjagd. Anno 1618. Dis ist ein Bern Horn. Ebendaher. 37, 10.

453—456. Schalen und Teller aus Metall.

453) Schale von Meſſing von alterthümlichen Anſehn. Aus der Verlaſſenſchaft von J. J. Convent in Elbing. Vom Muſik-Dir. Döring in Elbing 51, 1.

Große meſſingene Schale, auf dem Boden der Sündenfall in getriebener Arbeit und darum eine doppelte eingepreßte Umſchrift von räthſelhaftem Inhalte. Die Schale iſt eine aus der unzähligen Menge, die häufig mit verſchiedener bildlicher Vorſtellung und verſchiedenen Buchſtaben als Taufſchalen vorkommen und über die mehr als über andere Antiquitäten gemuthmaaßt und geſchrieben iſt. Man glaubte ſonſt, ſie ſeyen im 12. oder 13. Jahrhundert entſtanden, in Armenien verfertigt und während der Kreuzzüge auf dem Wege des Handels, beſonders ſeit der Hanſe, über ganz Europa verbreitet, denn man findet ſie in Deutſchland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Island. Beſſer iſt es anzunehmen, daß ſie am Ende des 15. oder am Anfang des 16. Jahrhunderts von deutſchen Beckenſchlägern gearbeitet ſind und zwar zu wirthſchaftlichem und nicht kirchlichem Gebrauch. Die getriebenen Bilder ſind meiſtens den Holzſchnitten der Biblia pauperum in der erſten deutſchen Ueberſetzung von 1470 ähnlich. Bisweilen findet man weltliche Gegenſtände dargeſtellt. Die Inſchrift iſt oft deutſch, manchmal plattdeutſch und dieſes ſoll auf Braunſchweig ſchließen laſſen. Wenn aber auch im 15. Jahrhundert in Braunſchweig eine anſehnliche Beckenſchläger-Gilde beſtand, ſo iſt doch das betriebſame Nürnberg wahrſcheinlicher als Verfertigungsort zu bezeichnen. Sicher iſt es bei der Aehnlichkeit, oft Gleichheit der Schalen unter einander, daß ſie demſelben Ort und derſelben Zeit ihr Daſeyn verdanken. Im Sommer 1833 wurden mehr als ein Dutzend dieſer

Schalen in Nürnberg gezählt, die den Blechhändlern als Schilder ihres Gewerbs dienten. Wenn die Schalen in Kirchen einzeln vorkommen, ſo in Maſſen in alten Verpflegungs-Anſtalten, ſo befindet ſich in Lübeck im Kruſen-Convent, einem im 13. Jahrhundert von einer Krauſe errichteten Wohlthätigkeitsanſtalt, eine große Lade voll ſolcher Schalen.

Die bildlichen Vorſtellungen ſind leicht erkennbar, die Schrift aber, wenn eine doppelte, iſt ſie von zwiefachen Charakteren und vielleicht noch auf keiner Schale vollſtändig richtig geleſen. Man hat in ihnen gnoſtiſche Zeichen, chaldäiſche Buchſtaben erkennen wollen. Die Buchſtaben im imitirt alten Style, in verſchnörkelten Zügen, zeigen eine Miſchung zwiſchen lateiniſchen und deutſchen Schriftformen, ſind eingedruckt. Man bediente ſich eines Stempels, der nur ein kleines Segment füllte, weßhalb die Schrift ſich an fünfmal wiederholt. Die häufigſte Vorſtellung iſt die **Verkündigung** und der **Sündenfall** *).

Die in Rede ſtehende **Schale** iſt abgebildet in **Büſchings** „Wöchentliche Nachrichten", Breslau 1819. Bd. IV.

*) Man deutete die Buchſtaben nach einer phantaſiereichen Entzifferungsmethode, als 1) M(aria) U(irgo) C(asta) AVE. 2) SALVE VE(nerabitis). 3) JE(sus) WI(rgini)S H(uius) N(atus) B(e)N(edic)TAE oder 4) M(ater) X (d. i. Christi) BENEDI(cta), 5) MIVRUWE, d. i. meine Frau, Madonna. — Eine Schale mit der Verkündigung befindet ſich in der Kirche in Haſenſtrom, auf deren Rand eine Einfaſſung von Rundbogen und unter dieſen ein Kreis von Schafen geſehen wird. Ein zweites Exemplar in der Kirche in Fiſchhauſen. In der hieſigen Domkirche ſtellt eine ſolche Schale Caleb mit der Weintraube dar. Im J. 1838 kamen auf die hieſige General-Auction zwei Schalen, auf dem Boden der einen war ein Bruſtbild und darum die deutliche Umſchrift: Marc Tullius Cicero Cons., auf der anderen war die Umſchrift deutſch und lautete etwa: Em bart al Zeit Gelück, d. i. Ihm trägt alle Zeit Glück. Büſching fand 1835 im Dominikanerkloſter in Culm eine als Weihbecken angewandte Schale und las: Zeit Gelück bt (bringt) al. — Zu dieſem und dem oben Stehenden vergl.: Liſch Jahrbücher Bd II. S. 78. Bd. III. II. S. 86, fgg., Baltiſche Studien Bd. III. II. S. 154, Kugler Muſeum 1835 S. 62. Von dieſen abweichende Meſſinggefäße waren wohl diejenigen, über die 1846 Pietraszewski berichtete, die mit Koranſprüchen und myſtiſchen Zeichen verſehn waren.

S. 66. mit der Bezeichnung „Altes meſſingenes Taufbekken zu Wien.“ Man ſollte glauben, daß die Schale dieſelbe ſey, die damals dem Hofzeichenmeiſter Felſenberg gehörte, wenn nicht der Umſtand, daß die Buchſtaben in anderer Lage zu der Darſtellung des Sündenfalls ſtehn und der, daß die Wiener Schale an verſchiedenen Stellen mehr abgeſcheuert war, dagegen ſpräche. Felſenberg erhielt die Schale neben Bildern aus Italien. Die in dem erwähnten Buch gegebene Beſchreibung iſt hier nur zu wiederholen:

„Das ganze Becken, von Meſſing, hat ungefähr 2 Z. in der Tiefe, 18 im Durchm. Den äußerſten Rand umgiebt eine Einfaſſung von kleinen, linienartigen Zierrathen. In der Mitte hat die Vorſtellung 7 Z. im Durchm. Rechts und links vom Baume des Lebens, um welchen ſich die Schlange windet *), ſtehn ſich gegenüber Adam und Eva, beide eine Frucht in den Händen haltend: hinter der Eva zeigt ſich ein Gebäude von gothiſcher Art, wodurch wahrſcheinlich das Thor des Paradieſes vorgeſtellt ſeyn ſoll; und im Grunde ſieht man mehrere Lilien, die gewöhnliche Verzierung auf alten Bildern. Um dieſe äußerſt rohe und durch den Gebrauch ſchon ſehr abgeätzte Vorſtellung zieht ſich die Inſchrift mit etwas über 1 Zoll hohen Buchſtaben und hier kommt fünfmal daſſelbe vor. Eigenthümlich iſt bei dem Becken, daß noch eine zweite Inſchrift rings um jene führt. Die Buchſtaben ſind in jeder der beiden Schriften anders geſtaltet.“

Die innere Schrift nach Büſching's Auslegung:

D D N X V E N.

Dominus Deus Noster Christus VENiet.

Die äußere Umſchrift beſteht aus ganz anderen Zügen, die ſich mehr der Uncialſchrift nähert. Er glaubte hier in abgekürzten Worten zu ſehn: SCAL *f* REKOR *f*

*) Auf einer anderen Schale mit dem Sündenfall zeigt die Schlange „einen dreifach gekrönten Menſchenkopf“, wie er hier nicht bemerkt wird. Gersdorf Repertorium XV. S. 186.

DE / NCJ / d. i. S(anctus) CAL(ix) / REKOR(dationis) / DE(i)/ N(ostri) C(hristi) J(esu) /." Daß das Gefäß kein Kelch iſt, ſteht nach ſeiner Anſicht der Annahme nicht entgegen, denn was man etwa auf den Kelch ſtempelte, konnte man wohl auch auf die Schale prägen.

Die Erklärung ſpricht wenig an ſchon darum, weil zwiſchen den Abtheilungszeichen bald einzelne Sylben, bald mehrere Wörter ſtehn.

G. F. Grotefend erklärt in Spiel-Spangenbergs „Neues vaterländiſchen Archiv des Königreichs Hannover." Jahrgang 1832. Bd. I. S. 29: „daß die lateiniſche Inſchrift Scal Rekor De Ngi nichts weiter beſage, als die Signatur der Offizin, da Scal-recor im Isländiſchen oder auch im Norwegiſchen einen Beckenſchläger bezeichnet.

„Die Arbeit, ſagt Büſching, iſt von doppelter Art: das Bild iſt getrieben, wovon die Rückſeite durch ihre Höhlungen die deutlichſten Spuren trägt, die Schrift aber iſt mittels einer Form oder eines Stempels hervorgebracht."

454—455) Zwei tiefe Schalen von Zinn, über 1 F. im Durchm. Auf dem Rande A (Amt) Rein 1654. Neben dem Schloß Rein wurden 12 Schüſſeln der Art ausgepflügt. Vom Baron v. d. Trenck auf Weißſchnuren. 51, 5—6.

456) Tiefer Teller von Zinn. Auf dem Rande ein Stempel: eine Krone, darunter drei Wappenſchilder, eines das altſtädtſche, und die Inſchrift Michel Driest 1697. Vom Landſch. R. Kuhn auf Wardnicken. 51, 7.

457. Löffel. Vergl. Nr. 191–194 *). Der Stiel eines ſilbernen

*) In Bezug auf die gegebene Erklärung folgende briefliche Mittheilung: „Die St. Lorenzer Kirche beſitzt einen ſilbernen Löffel, deſſen Laffe kreisrund und etwa 15''' im Durchmeſſer iſt und deſſen Stiel in eine Apoſtelfigur ausläuft. Er iſt ein Geſchenk, wie ich vermuthe, aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte und dient dazu, fremdartige Gegenſtände, welche etwa in den Abendmahls-Kelch gefallen ſind, herauszuheben.

Wahrſcheinlich kam Form und Anwendung des Löffels aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herüber und es dürfte daher die Vermuthung Raum gewinnen, daß auch die im Antiquarium bezeichneten Löffel zu einem ähnlichen

Löffels mit der Figur des Ev. Johannes. Ein Stempel I M und die Schrift Berendt Hveningk. Das Fragment der Laſſe iſt mit einer Gravüre verziert. In Königsberg beim Legen der Gasröhren 1852 gefunden. 7, 35.

458. **Zuſchlage-Taſchenmeſſer** von alterthümlicher Geſtalt. Ebendaher. 7, 36.

459. **Scheide von Meſſer und Gabel,** von verſilbertem Meſſing, an einer Kette hangend, geziert mit getriebener Arbeit. Venus und Amor auf der einen, ein geflügeltes Weib mit dem Füllhorn auf der andern Seite. Von E. Recoß. 16, 3.

460. **Scheere,** ziemlich wohl erhalten, unſeren Wollſcheeren ähnlich. In Sorthenen bei Pobethen gefunden. Von R. Graß, 14, 20.

461—464. **Schlüſſel.**

461) Klein, der obere, herzförmig geſtaltete Theil in gothiſchem Geſchmack gearbeitet. Vom Oberlehrer Weyl in Raſtenburg. 14, 23.

462—463) Von rieſenmäßiger Größe. Beide Schlüſſel wurden kurz vor dem feindlichen Einzug der Franzoſen in Königsberg eilfertig gearbeitet, zur Uebergabe an die Sieger. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 14, 17—18.

464) Klein. Ein zahmer Storch des Conducteurs Schreiber in Bartenſtein († 1847) hatte ihn 8 Jahre im Magen. Von A. G. Lehmann in Königsberg. 14, 21.

465—467. **Pincetten,** zangenartige Inſtrumente. Vergl. Nr. 182—185.

465) Von Bronze, ähnlich der im „Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde" S. 52. abgebildeten, mit der Erklärung:

Zwecke dienten. Namentlich ſpricht auch das Emblem der Traube dafür, welche ſich ſehr wohl mit den ſakramentlichen Elementen des Abendmahls vereinen läßt und auf den Inhalt des Kelches hindeutet. Sieht man doch jetzt noch auf dem Fußgeſtelle gußeiſerner Kruzifixe häufig einen Aehren- und einen Weinkranz als Hindeutung auf Brot und Wein angebracht.

Medenau, d. 20. Octob. 1848. Dr. Gebauer.

„Sie werden faſt immer in Verbindnng mit einer Pfrieme und einem kleinen Meſſer gefunden und man hat daher geglaubt, daß ſie Geräthſchaften wären, deren man ſich beim Nähen im fernen Alterthum bediente, als die Tracht zum großen Theil aus Fellen beſtand, die mit Sehnen oder Darmſeiten genäht waren" *). In Stappornen im Samlande 1852 ausgegraben. Vgl. P B. a. F. Bd. II. S. 335. Von C. Flögel. 46, 8.

466) Bronzene Handhabe mit reich verziertem Knopf und einem zangenartigen Ende. Aus Braunsberg erhalten. 46, 14.

467) Desgl. Von einfacher Form. In dem oben befindlichen tiefen Einſchnitt ſaß wohl ein Putzinſtrument, das mit noch zwei erhaltenen Bronzeſtiften befeſtigt war. Abbildungen, Bl. 10. 83, 2.

468. **Spindel**, ein bronzener Stab, von dem zwei Drittel rund ſind, das dritte viereckig zeigt neun Löcher übereinander, die abwechſelnd nach der einen und der anderen Seite ſich koniſch erweitern, damit der Faden leichter durchzuziehen iſt. Giſevius Alterthümer, Bl. 43. Von E. Giſevius in Tilſit. 46, 4.

469—470. **Drei Gewichte** von Meſſing. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 16, 11—13.

471. **Dintenfaß** aus Eiſen, mit eingelegten Verzierungen

*) In den Anmerkungen, die G. Wiggert 1840 zu einer Abhandlung von C. Förſtemann „Ueber die alten Grabſtätten in Pomerellen" lieferte, lieſt man: „Bisher hatte man von dieſen, die eben ſo wohl im Norden als in vielen deutſchen Gegenden vorkommen, meiſt die Anſicht, daß ſie zum Ausrupfen einzelner Haare (die Volsellae bei Martial 9, 18, 5.) gebraucht ſeyen. In Kopenhagen hat man eine andere (die oben angegebene) Erklärung verſucht. Als in Halle, im Thüringiſch-Sächſiſchen Verein eine Pincette, die aus Danzig dahingekommen war, vorgezeigt wurde, theilte jemand der Verſammelten aus eigener Anſchauung mit, daß die Araber eine ähnliche Vorrichtnng hätten, wodurch mittels eines Ringes (ſtatt der Zange) die Zipfel des Obergewandes ſo auf der Bruſt emporgehalten würden, daß die Körperbewegung freier wäre. Zum Feſthalten der Serviette auf der Bruſt ſind ſolche Inſtrumente jetzt Mode geworden, deren man ſich in manchen Dörfern Thüringens zu demſelben Zweck bei Hochzeiten ſeit langen Zeiten bedient."

von Silber und Meſſing, welche Blumen und Vögel darſtellen. Vielfach beſchädigt. Vom Feuerzeug, das oben befindlich war, iſt nur der Hahn erhalten. Von E. Recoß. 14, 23.

472. **Eiſerne Bände** eines Eimers, bei denen die drei Ringe und der Bügel aus zuſammengewundenen Doppeldrähten beſteht. In Kirpehnen ausgegraben. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 14, 16.

473—480. **Metallene Gegenſtände**, von unbekannter Bedeutung.

473) Krahn (?) von Meſſing, in einer nicht mehr vorkommenden Form. Bei Räumung des Kielgrabens gefunden. Vom Stadtbaurath Böhm. 7, 37.

474) Stange von Bronze. Stangen der Art wurden 1848 in Poſtnicken auf einem Acker gefunden *).

475) Zuſammengebogene Eiſenſtange. Bei der Stantauer Mühle 1849 gefunden. 14, 19.

476) Eiſerner Stab, oben mit einer Oeffnung. 4 Z. hoch, aus Braunsberg erhalten. 14, 25.

477) Eiſerner Ring, wahrſcheinlich von einer Trenſe. Ebendaher. 14, 24.

478) Eiſerner Haken. In Moſſehnen bei Medenau gefunden. Vom Pfarrer Gebauer. 13, 10.

479) Sechs Fragmente von eiſernen Geräthſchaften. Ebendaher. 13, 11.

480) Stück einer dicken Kupferplatte mit rohen Verzierungen. Von E. Thlm. 13, 9.

481. **Thonkugel**, roh geformt, mit einem Loch, vielleicht ein Gewicht für Netze. Aus einem Grab zwiſchen Rantau und Neukuhren. Von J. H. Melvill. 72, 1.

482. **Cigarren**, von den erſten, die in der Schimmelpfennigſchen Tabacksfabrik in Königsberg 1813 angefertigt ſind.

*) Beigehendes Metall iſt eine Legirung, die aus 30 pCt. Zinn und 70 pCt. Kupfer beſteht.

Königsberg, d. 1. Auguſt 1848. pr. W. Henſche.
F. Böttcher.

483. Futteral zu einer Kalkpfeife von Holz. 1716.
Von W. Philippi. 37, 12.

484—488. Kleidungsſtücke von Seide, Tuch und Leder.

484—485) Wams und Hoſe von weißem Atlas. Außer den Knöpfen vorn, läuft an dem Wams eine Reihe, 24 an der Zahl, längs dem Rücken. Bei der Hoſe iſt der Atlas geſchlitzt. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 311, 2—3.

486—487) Desgl. von ſchwarzem Sammet. An dem Wamſe weiße aufgeſchlitzte Aermel. Bei der Pumphoſe, die bis zum Knie reicht, iſt der Sammet nur in einzelnen Reſten vorhanden, dagegen hat ſich das überaus ſchwere braune Unterzeug erhalten. Die Farbe der Hofkleidung, wenigſtens der Comödianten, zur Zeit Johann Sigismunds war ſchwarz und weiß. NPPB. Bd. X. S. 281. Ebendaher. 311, 1 und 4.

488) Mützenſchirm von Leder, wie er kurz nach den Freiheits-Kriegen getragen wurde. Es ſind darauf gepreßt Embleme des Friedens neben Krone und Schwert. Von Fürst und Volk deutsche Treu der deutsche Schirm u. ſ. w. 311, 5.

489. Harlekin-Pritſche. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 37, 9.

490. Mechaniſches Kunſtwerk. In einer viereckigen weißen Flaſche mit engem Halſe eine Winde und ein Spinnrocken (letzterer zerbrochen), die durch Fäden mit dem hölzernen Stöpſel verbunden ſind. Am Stöpſel: M. E. F. 1737. Von A. Reuſch. 135, 1.

491—493. Todtenkronen aus Bronze. Vgl. Nr. 207.

491) Gefunden 1850 in Powunden bei Preuſch-Holland, angeblich auf einem Todtenſchädel. Vom Tribunalsrath Kiſt. 46, 7.

492) Gefunden auf dem Kirchhof in Germau. An derſelben hangen Haare *). Aus der Verlaſſenſchaft des Pfarrers Waldhauſen in Germau. 89, 1.

*) Für die althergebrachte Meinung, daß die Todtenkronen, wenigſtens eine

493) Vier Stücke einer Todtenkrone. An der oxidirten Stelle befinden ſich blonde Haare. Bei Germau gefunden. Vom Dr. L. Friedländer 46, t.

494. **Silberner Gürtel**, der aus einem ſtarken und zwei gleich dünnen Drähten gewunden iſt. An dem ringförmigen Ende, das die Oeſe für den Haken bildet, eine feine Verzierung. In Paskalven bei Tilſit 1850 gefunden *). 42, 81.

495—501. **Arm- und Handringe.** Vergl. Nr. 196—198. 495—497) Armringe, etwa 5 Z. im Durchm. 495) Sehr wohl erhalten bis auf ein Ende, an dem die hakenförmige Verlängerung fehlt. Das Metall verſtärkt ſich nach der Mitte zu. Eine Verzierung von Strichen in gleichen Abſtänden von einander. Mit edlem Roſt bedeckt. — 496) Ein halber Ring, dem beſchriebenen entſprechend, wenn auch dünner. — 497) Da wo das Metall am ſtärkſten iſt,

Zeitlang geweſen ſeyn, was beim ſpäteren, ſchwächeren Geſchlecht die Todtenkränze (der die zu Nr. 207. mitgetheilte widerſpricht) häuſen ſich in neuerer Zeit die Gründe. Die Todtenkronen ſollen auf Schädeln gefunden ſeyn, oder es ſind Haare an ihnen zurückgeblieben. Auf einem Bilde in der Kirche in Medenau, aus dem 15 Jahrhundert wollte Bayer in dem Kop'ſchmuck einer weiblichen Figur eine Todtenkrone erkennen; dieſe trägt aber nur ein „mit einem ſilbernen Streifen durchzogenes Stirnband" N P P B. Bd. VI. S. 286. Nach Bock II. 593. waren die Todtenkronen eine eigends für Begräbniſſe beſtimmte Zierde, die ſelbſt in chriſtlicher Zeit noch bei den Särgen angewendet wurde und daher findet man ſie, (ebendaſelbſt S. 589.) im Littauiſchen mehr in den alten Kirchhöfen und Kirchen, als in den heidniſchen Gräbern. In Helwings Lithographia Angerburgica S. 93. wird erzählt, daß auf dem Engelſteinſchen Berge, in den Trümmern der alten Feſtung, ein Grab entdeckt und darin eine bronzene, mit Roſt bedeckte Todtenkrone gefunden ſey ossibus et vestimentis sepulti jam corruptis et in pulverem redactis. Da die heidniſchen Preußen ihre Leichen verbrannten, ſo findet man ſonſt in den Gräbern keine Schädel, noch weniger verrottete Kleider oder Haare.

*) Aus einem Brief von E. Giſevius in Tilſit: „Der Bauer Lorenſchatis in Paskalven hat in der Nähe des Skelwe-Berges einen ſilbernen Gürtel gefunden. Der Goldſchmied hat das Silber für 14löthig geſchätzt. Er will ihm 20 Thlr. geben, Lorenſchatis läßt ihn aber nicht anders als für 25 Thlr. An derſelben Stelle iſt vor mehreren Jahren ein Ring gefunden, der 200 Thlr. werth war."

iſt es kantig. Die Striche ſind hier unordentlich eingekerbt. An dem einen erhaltenen Ende ein Knopf, der vielleicht durch eine Oeffnung am anderen geſteckt wurde. Der Ring iſt verbogen. Aus Braunsberg erhalten. 46, 9—11.

498—499) Zwei Ringe um das Handgelenk zu tragen, 2½ Z. im Durchm. Sie ſtellen ein Paar dar und endigen mit knopfartigen Enden. Zwiſchen Rantau und Neukuhren 1850 ausgegraben. Von J. H. Melvill. 46, 5—6.

500—501) Cattenringe. Vergl. Nr. 196. 500) Sehr wohl erhalten. Mit Grünſpan überzogen. Von E. Giſevius in Tilſit. 46, 3. 501) Eine Verzierung zieht ſich mitten über den Ring hin. Aus Braunsberg erhalten. 46, 12.

502—506. Fingerringe. Vergl. Nr. 53. Nr. 199—206.

502) Aus Silberdraht, aus dem oben eine runde Verzierung gebildet iſt. Der Ring iſt für einen ſehr großen Finger beſtimmt geweſen. Bei Norkitten gefunden. 43, 1.

503) Aus Bronze. Oval ohne alle Verzierungen, das Metall verſtärkt ſich nach oben. Bei Patersort in einer Urne gefunden. Von C. E. Höpffner in Braunsberg. 43, 3.

504) Desgl. Am vordern ſtärkern Theil eine Verzierung von Reifen und Punkten. Der Ring iſt hinten offen und die beiden ſpitzen Enden liegen übereinander. 43, 2.

505) Desgl. Gleichfalls elaſtiſch. Der Ring aus einem bronzenen, ſpiralförmigen Draht und zwei Zierblechen beſtehend, wurde von einem ſtarken Finger getragen. Aus Braunsberg erhalten. 43, 4.

506) Desgl. Mit Roſen und mit einem dachförmigen Aufſatz oben, in dem ſich eine Reliquie befunden haben mag. Innerhalb des Ringes in hebräiſchen Buchſtaben der Name: Timur. Von einem Reiſenden, der in Algier geweſen und den Ring aus Bona gebracht. 16, 4.

507—518. Gewandhalter, Bruſthefteln, Fibulä *). Vergl. Nr. 50—51, Nr. 210—232.

*) In Arneth „die antiken Gold- und Silber-Monumente im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien." Wien 1850, ſind auf Pl. VI, IX, XI und XII Fibulä von einer in Betreff der Einrichtung ähnlicher Geſtalt abgebildet. An

507) Von Bronze und Silber. Am Stab, Bügel und Scheide eine Verzierung von drei zuſammengebogenen Silberdrähten. Durchaus wohl erhalten, bis auf den fehlenden Silberdraht an der einen Seite des Stabs. Aus Braunsberg erhalten. 40, 81.

508) Kleine wohl erhaltene Fibula, ganz von Grünſpan überzogen. In der Mitte am Bügel eine ſchildartige Verbreitung.[1] Ebendaher. 40, 82.

509) Desgl. Mit edlem Roſt bedeckt. Erhalten, bis auf den fehlenden, im quer laufenden Gewinde verborgenen Stab. In Sorquitten beim Bau eines Schafſtalles wurden mehrere Münzen und die Fibula gefunden. Von v. Mirbach auf Sorquitten. 42, 80.

510—516) Sieben Stücke von zerbrochenen Fibulen. Bei einer beſtand Nadel, Stab und Bogen aus einem Draht. Einzelne Bügel, Scheidenſtücke u. ſ. w. Ebendaher. 40. 83—84.

517—518) Zwei Bügel von einer großen und einer kleinen mit edlem Roſt bedeckten Fibula. In Kirpehnen ausgegraben. Von v. Montowt. 42, 77—78.

519—521. Kleine Schmuckſachen.

519) Haken an einem bronzenen Metallſtäbchen, in lyraähnlicher Schweifung zuſammengebogen. 3 Z. hoch. In einem Grabe zwiſchen Rantau und Neukuhren 1850 gefunden. Von J. H. Melvill. 45, 3.

520) Oeſe, in ähnlichem Geſchmack, kleiner. Ebendaher. Von demſelben. 45, 4.

521) Zwei Fragmente eines Schmuckes von Bronze, der aus kleinen, durch Ringe und Stäbchen mit einander verbundenen Scheiben beſteht. In Kirpehnen ausgegraben. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 42, 79.

522—525. Schnallen von Bronze zum Schmuck. Vergl. Nr. 58, Nr. 233—235.

522) Klein, zum Durchziehen eines Riemens oder Bandes.

ihrem römiſchen Urſprung kann man um ſo weniger zweifeln, als wir auf der einen Vtere felix leſen.

Ausgegraben in Friderikensruh bei Allenburg 1852. Von A. v. Mülverſtedt. 45, 5.

523) Mit einer unkenntlichen Bronzemünze feſt zuſammen gerostet. In Kirpehnen ausgegraben. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 45, 1.

524) Fragmentirt. Auf der flachen Rückſeite erkennt man die Stelle, wo der Dorn geſeſſen. Bei der Stantauer Mühle 1849 gefunden. Von der Mühlenbeſitzerin Schulz. 45, 2.

525. Schmucknadel von Bronze. Vergl. Nr. 60. Nr. 242—243. Mit einem hakenförmigen Ende. Die Spitze iſt abgebrochen. 4 Z. lang. Aus Braunsberg erhalten. 46, 13.

526—527. Perlen und Korallen von Glas und Thon. Vergl. Nr. 61—62. Nr. 244—248.

526) Schnur von 29 theils Glas-, theils Thonperlen von verſchiedener Farbe und Größe, daran eine zerbrochene cylindriſche Moſaik-Koralle. Abbildungen, Pl. 26. 9, 16.

527) Unregelmäßiger Glasfluß als Perle durchbohrt. In Kirpehnen gefunden. Von v. Montowt auf Kirpehnen. 43, 79.

528—529. Börnſtein-Schmuck. Vergl. Nr. 61. Nr. 249—254.

528) Flache Börnſteinſcheibe. 2 Z. im Durchm., mit ſcharfen Rändern und großer runder Oeffnung in der Mitte. In Waldeck bei Domnau unter Torf gefunden, an einer, die Heidenkaule genannten Stelle. Vom Landrichter Schmidt 44, 1.

529) Drei Bruchſtücke einer noch einmal ſo großen Börnſteinſcheibe. Ebendaher. Von demſelben. 44, 2—4.

530—534. Gegenſtände der Weberei.

530—533) Stücke von wollenen Wand- und Fußteppichen. Aus dem geheimen Archiv. 530) Wandteppich. Auf dunkelgrünem Grund Pfeiler und Balken von Goldfarbe, überdeckt von lilienartigen Blättern, Blumen und einer Maſſe von Früchten. 61, 2. 531) Desgl. Hier vor dem Pfeiler eine weibliche Herme, darunter verſchiedene Gewächſe. 61, 3. 532) Einfaſſung eines Fußteppichs, ein langer Streifen von dunkelrother Grundfarbe, eine

Arabeske mit zwei Drachenköpfen als Eckfigur, eine Borte mit zwei Widderköpfen und einem bronzenen Ungeheuerkopf. 61, 4. 533) Bruchſtück eines Teppichs mit Pflanzen auf dunkelgrünem Grund. 61, 5.

534) Littauiſches ſeidenes Band. Burteka, Paßband, aus der Kaukehner Gegend mit der Deviſe:

Nieks ira per ta Geribe butent wierna Prieteluka, per Diewa Mulonibe toki gaunu ir turu, nes Wiernuma jo tikiosu ir isz to labai dziaugiosu, Diewa milysis Zmogus gauna tokius Prietelus. Austa Mete 1812.

Nichts geht über die Güte (nehmlich) und zwar eines treuen Freundes, durch Gottes (Güte) Gnade bekomme und habe ich ſolchen; denn auf ſeine Treue werde ich mich verlaſſen und mich deſſen ſehr freuen; ein gottliebender Menſch erhält ſolche Freunde. Gewebt im J. 1812. Von E. Giſevius in Tilſit *). 61, 1.

535. Treppenſtänder mit einer behelmten Figur. Vom Stadtrath Henſche. 317, 5.

536. Conſole von Holz, aus dem 1850 abgebrochenen kneiphöfiſchen Gemeingarten, darauf ein Wappenſchild mit Krone und zwei Schlüſſeln und der Jahrzahl 1710. Von A. W. Funk. 317, 4.

537. Poſtament aus grauem Marmor. 315, 8.

538—540. Kaſten und Laden. Vergl. Nr. 84.

538) Hölzernes Käſtchen mit ſtarken Eiſenbeſchlägen. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 37, 8.

539) Desgl. Mit vier Schubläbchen, auf deren Vorderſeite in vertieften Feldern ſich ſonſt metallene Verzierungen befanden, von denen nur eine erhalten iſt und einen bärtigen Mann mit dem Schilde darſtellt. Von Dr. Meckelburg. 137, 1.

*) Solche Bänder fangen ſchon an eine Seltenheit zu werden, beſonders von Seide. Es muß Baumwolle und Zwirn dieſelben Dienſte leiſten. — — Tilſit, den 8. Januar 1850 Giſevius.

Digitized by Google

540) Vorderſeite einer geſchnitzten Lade. In zwei hohen ſchmalen Feldern, an den Enden zwei Wappen. Im langen breiten Mittelbilde oben eine Larve, deren Mund das Schlüſſelloch iſt. Die figurenreiche Compoſition wird durch einen Baum in der Mitte getrennt, mit dürren Zweigen auf der einen Seite, auf der wir Vorſtellungen des Geſetzes, mit belaubten Zweigen auf der andern, auf der wir Vorſtellungen der Gnade wahrnehmen. Dat Gesette is dorch Mosen gegewen de Gnade unde Wahrhet is dorch Jhesum Christ geworden ne — —. Der nackte ſündige Menſch ſteht zwiſchen den Propheten und dem Evangeliſten Johannes. Beide verweiſen auf das Gotteslamm. Beim Propheten die Schrift: He drecht unse Kreuz, beim Evangeliſten: Dat is dat Lam. Man ſieht Adam und Eva am Baum der Erkenntniß, daneben ein liegendes gehörntes Thier. Darunter der Tod im Sarge. Moſes empfängt die Geſetztafeln. Die eherne Schlange wird aufgerichtet, rund umher Zelte. Gegenüber ſieht man die Hirten, die die Verheißung empfangen, die knieende Rechtfertigung, davor ein Engel mit der Schrift: Es to Huldi. Chriſtus am Kreuz, daneben das Gotteslamm und endlich den auferſtandenen Heiland, der mit der Siegesfahne Tod und Teufel überwindet. — — is der Sunde Solt averst de gave gades is das avige Leven in Christe Jh. — Das Werk, das der Schrift nach auf eine niederſächſiſche Abkunft hindeutet, ſtand lange im Holzmagazin unter der Schloßkirche. 137, 3.

541—547. Plaſtiſche Arbeiten.

541—542) Zwei Alabaſter-Bildwerke, Seitenſtücke. — 607. Anbetung der Könige.

Die ſitzende Madonna hält das nackte Chriſtkind auf dem Schooß, das mit beiden Händen in den Deckel-Pokal greift, den der knieende König ihm darreicht. Hinter ihr ſteht Joſeph mit dem Stab. Die beiden andern Könige, Kelche tragend, ſtehen gleichfalls. Wahrſcheinlich aus dem 15. Jahrhundert, denn nicht früher erſcheint einer der drei

Könige als Mohr und hier wird der letzte durch den Turban offenbar als einen ſolchen bezeichnet.

Das Relief, vielfach zerbrochen, ohne daß etwas Weſentliches fehlt, iſt reich mit Gold geſchmückt an den Haaren den Gewändern, am tapetenartigen Grunde. Von ſchwarzer Farbe hat ſich bei der Firnißüberziehung nur hie und da eine Spur erhalten, wie bei den Augen des Chriſtuskindes. Unten ſieht man drei Buchſtaben, von denen nur die beiden erſten deutlich ſind HV́ |). — 608. *Die Jacobsleiter.* Die Figur des Schlafenden, neben ihm Pilgerſtab und Pilgerflaſche, iſt ihrer Stellung nach als vorzüglich herabzuheben. Auch der herabſteigende Engel iſt gut gerathen. Weniger der hinaufſteigende und ein dritter Engel. Gold hier an den Wolken, aus denen Stralen hervorkommen, an den Bergen der Landſchaft, an Haaren, Flügeln und Gewändern der Figuren. Auf einem Zettel der Rückſeite: „Aus dem neunten Jahrhundert. Jakobs Traum in Marmor (?)“ Beide Bildwerke wurden aus dem Major Reußſchen Nachlaß in Elbing 1838 erworben. Vom Stadtrath Neumann aus Elbing. 318, 1—2.

543) *Elfenbeintafel.* Neben einem Altar ſchläft mit einem Kinde ein *Satyr.* Sein rechter Arm ruht auf einem liegenden Thiere (Eſel), deſſen vordere Hälfte man nicht ſieht. Hinter ihm ſitzt eine nackte Frau (deren Geſicht abgerieben iſt). Im Hintergrund der abnehmende Mond zwiſchen Gewölk. Zierliche Arbeit. Abbildungen, Bl. 29. Von demſelben. 317, 2.

544) *Holzplatte* mit dem Wappen der Altſtadt. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 317, 1.

545) *Ruſſiſches Heiligenbild* von Meſſing, in Form eines Büchelchens. Auf der Vorderſeite Andeutung des Schädelbergs mit den Paſſions-Werkzeugen. Auf der Rückſeite Verzierungen und eine ſechsblättrige Roſe. Im Innern auf der Seite links ein Viereck mit Madonna als Bruſtbild, darunter die Bruſtbilder von zwei Heiligen, auf der Seite rechts drei Bruſtbilder von Heiligen, von denen der mittlere, wahrſcheinlich der h. Baſilius, mit dem Kreuz auf der Stola. Die blaue Emaille, die ſich ehemals zwi-

ſchen den erhabenen Rändern der Bilder befand, iſt meiſt ausgekratzt. 16, 5.

546) Heiligenfigur von Holz, wahrſcheinlich der h. Joſeph. Bemalt und vergoldet. Aus der Kirche von Blumenau. Vergl. Nr. 261. 314, 1.

547) Nackte weibliche Figur aus Bronze, wahrſcheinlich Auſſatz eines Kronleuchters. Der Fuß iſt durchbohrt, auf dem Kopf ein ſtarker Ring. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 16, 2.

548—552. Holzform, geſtochene Kupfer- und Zinkplatten.

548) Holzform mit einem ſprengenden Roß. Die verletzte Jahrzahl 1648 nimmt ſich wie 1548 aus. Ein Abdruck. Von R. Funk. 317, 3 a—b.

549) Kupferplatte. Herr Paul Freyling, ältester Rathsverwandter und Ober-Kirchen-Vater der Altenſtadt Königsberg. Natus Ao. 1601. Denatus Ao. 1679. (Halbe Geſtalt). Bartsch (Name des Kupferſtechers). Abdruck in der Stadtbibliothek, „Bilderwerke Vol. IX. S. 9. Von E. Sziltnick. 155, 3.

550) Desgl. I. A. Eytelwein. Geboren den 30. December 1764. M. S. Lowe del. et sc. 1826. Ueber Lowe P B. a. F. Bd. III. S. 317. Von E. Thlm. 155, 4.

551—552) Zinkplatten. Grundriß des ganzen Gebäudes und Aufriß des Thurms der abgetragenen altſtädtſchen Kirche. Von A. F. Fiſcher. 155, 1—2.

(Fortſetzung folgt.)

Verbeſſerungen.

Im Inhalts-Verzeichniß über die zwölf Bände der N P P B. iſt unter Gebauer ſtatt: XI, 302. ⁸) zu leſen: IX, 302. ⁸).

In der Geſchichte des Theaters P B. a F. Bd. IV.
S. 179 Z. 1. 5. 8. v. o. ſtatt: 1806 zu leſen 1807
S. 203 Z. 12. v. o. ſtatt: Stadtrath Commerzienrath

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heſten der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder ſeinem ſarbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Act dee gewünſchten Sepaeatabdeücke bemeeken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Sepaeatabdrücke von dee Druckerei zu ſchicken odee duech die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu beföedeen ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf
2. Median ſein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

1.67.

Inhalt.

	Seite
Die Nationalitäten im Deutſchen Ritterorden in Preußen. Vom Referend. v. Mülverſtedt	241
Geſchichte des Theaters in Preußen. Von A. Hagen	251
Beiträge zur Käfer-Fauna Preußens. Von Dr. v. Frantzius in Breslau	286
Berichtigung	292
Immanuel Kant und Johann Georg Hamann	293
Die Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia und die Preußiſchen Provinzial-Blätter. Vom Reg.-Rath Bartiſius	300
Das Antiquarium der Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia. Drittes Verzeichniß	305

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

944. Das nach überſtandenem Brande zu bringende Opfer. Predigt von Dr. Dan. Heinr. Arnoldt. Kgsbg. 1764.

945. Wodurch entſtanden Oſtpreußens Leiden? Von L. v. Baczko Durch die ſogenannte Prüfung ſeiner Anſichten vom Juſtizrath C. L. Mantius veranlaßt. Kgsbg. 1814.

946. Lied der Freundſchaft. Dem Kriegsrath Burghoff bei ſeinem Abſchiede aus Königsberg von den Mitgliedern der Geſellſchaft der Muße. (Gedicht). 22. Juni 1791.

947. Cantate der Aſche des Dr. Th. Chr. Lilienthal geheiligt von den Studirenden. 26. März 1782. Kgsbg.

948. Dem Aſſeſſor und Brand-Inſpector Steinfurt. 21. Oct. 1829.

949. Zum 3. Auguſt 1831 in Neukuhren. (Gedicht.)

950 Programm zu der am 3. Auguſt 1851 ſtattfindenden Feier der Enthüllung des Standbildes Königs Friedrich Wilhelm III.

951. Das Ehrendenkmal Friedrich Wilhelms III. und der herzliche Willkomm Sr. Maj. Friedrich Wilhelm IV. 2. u. 3. Aug. 1851. Kgsbg.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten

der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben

von

Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft 5.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Univerſitäts-Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Ueber eine Compoſition

Lucas Cranach's des älteren.

Vortrag mit einer die Geſellſchaft betreffenden Einleitung in der erſten öffentlichen Sitzung der Pruſſia am 1. Oct. 1853 gehalten.

Verehrte Anweſende! Obgleich die Alterthumsgeſellſchaft ſeit dem Jahre 1845 beſteht und in jedem Jahre die beſtimmten eilf Verſammlungen gehalten hat, ſo iſt ihre Thätigkeit, wohl nicht zum Frommen der zu erreichenden Zwecke, eine durchaus geräuſchloſe geblieben. Im Vergleich mit dem neueſten Verein, der durch lebhafte Betheiligung und ſegensreiche Wirkſamkeit alle weit überflügelt, kann man nicht ſagen, daß die Alterthumsgeſellſchaft blüht. Sie beſchränkt ſich auf die Zahl weniger Mitglieder und mag gemäß der bis dahin gemachten Erfahrungen ſich auch künftig keine weite Verbreitung verſprechen. Indeß finden die Provinzialblätter Theilnahme genug, um erſcheinen zu können, die ſelbſt in den Jahren der Aufregung, als die Zeitſchriften der Art überall eingehn mußten, ungeſtörten Fortgang hatten. Die Sammlung der Alterthümer enthält vieles Schätzbare und iſt in Betracht der kärglichen Mittel, die zur Vermehrung angewendet werden können, nicht unbedeutend mehr zu nennen.

Wenig erfreulich kann es ſeyn, all die Gründe aufzuzählen, warum die Alterthumsgeſellſchaft nicht in höherem Maaße gedieh, warum ſich nicht die vielleicht zu kühnen Erwartungen erfüllten, die ſich an ihre Stiftung knüpften. Als das akademiſche Jubeljahr 1844 die allgemeinſte Begeiſterung hervorrief, entzündete ſich

der Gedanke in der Stadt, die ehedem wetteifernd Zeit und Mühe der Erforſchung der alten vaterländiſchen Zuſtände weihte, einen Verein zu begründen, der eine würdige Feier des Jubelfeſtes 1855, der Erbauung Königsbergs vor 600 Jahren, mit vorbereiten ſollte. Da der Kreis der Theilnehmer an der Auffriſchung alter, heiliger Erinnerungen ſich nicht ausdehnt, ſo dürfte die Abſicht den frommen Wünſchen anheim fallen. Die Entſtehung der Alterthumsgeſellſchaft fiel in keine für ſie günſtige Zeit und mancher Verluſt traf ſie in den erſten Jahren, der ſich nicht leicht verwinden läßt. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet es, einen näher zu bezeichnen.

Erfüllt von der ſeltenen Herrlichkeit der Univerſitätsfeier, ergriff der Univerſitäts-Curator, der Geheime Oberregierungsrath Dr. Reuſch mit freudigem Eifer die Gelegenheit, ſich das Werk der Alterthumsgeſellſchaft ganz zu Herzen zu nehmen. Er war in den grauen Mauern der ſancta Albertina geboren und erzogen und den Blick unter den uralten Linden unwillkührlich auf das Bild des Markgrafen Albrecht, im Schatten des Doms auf das des Hochmeiſters Luderus richtend, erlabte er ſich von frühe auf an den Reliquien der heimatlichen Vorzeit. Er las aufmerkſam das auch zur weiteren Kenntniß gekommene Programm ſeines Großvaters über die heidniſchen Todtenurnen. Die Anerkennung, die ſeiner Geiſtesſchärfe und der Eleganz ſeiner Arbeiten ihm Lehrer und Vorgeſetzte früh und ſpät zollten, wirkte nur dahin, neben der Liebe zur raſtloſen Thätigkeit, die zu ſeiner Vaterſtadt mehr und mehr zu befeſtigen. Ihm ſchenkte der große Denker, der etwas darauf gab, Königsberger zu ſeyn, ſeine Zuneigung und zog den Jüngling in den engen Zirkel alter Freunde. Bei Reuſch bewährte es ſich, wie Wiſſenſchaftlichkeit durch den Schmelz dichteriſcher Auffaſſung gewinnen kann, ohne daß dadurch ihrem Ernſt Eintrag geſchieht, und wie nicht immer die Poeſie der praktiſchen Gewandtheit entgegenſteht. Er war berufen, die Alterthumsgeſellſchaft aufzubauen, die grünen Zweige auf dem neu errichteten Gebäude aufzupflanzen und ihm mit treugemeinten Wünſchen die Einſegnungsrede zu ſprechen. Aus den gedruckten ſchätzbaren Aufſätzen ſeiner Feder vermag man kaum zu ermeſſen, was er dem Bunde der Alterthümler war. Obgleich überbürdet von einer Fülle wichtiger Amtsgeſchäfte fand er Zeit, jeden Monat die Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft zu beſuchen, in der er, klar im Vortrag, liebenswürdig in Entſcheidung von Streitfragen, die Verhandlungen meiſtens leitete und einen reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntniſſen eröffnete, er berieth Alles, ſorgte für das Beſte im Innern und Aeußeren und ließ es nie zu, daß der geſellige Verkehr den Zweck des Zuſammenkommens aus dem Auge verlor. Nicht allein in den Sitzungen, ſondern zu jeder Zeit dachte er an die Geſellſchaft, er verfaßte Abhandlungen, um ſie vorzutragen — eine über die Freunde Kants hinterließ er als Bruchſtück und zu einer andern über Delbrück die Vorarbeiten — er erfreute den Ordner der Geſellſchaft wohl wöchentlich durch Zuſchriften, begleitet mit gedruckten und handſchriftlichen Documenten, mit Notizen aller Art, mit Siegelabdrücken u. ſ. w. Der ſiebzigjährige Mann beſchämte die jüngſten. Was würde er für die Geſellſchaft gewirkt haben, wenn er, wie es bald zu erwarten ſtand, der Staatsbürger-Pflichten entbunden, ſeine volle Muße hätte ihren Zwecken widmen können! Es war anders beſchloſſen. Nach einer langen ehrenvollen Amtsthätigkeit, wie dies die aufrichtigen Glückwünſche bei ſeiner Dienſtjubelfeier darthaten, nach einem glücklichen Familienleben, nach einem heitern Abend entſchlummerte er in der Nacht am 25. April 1848 für immer in einer Weiſe, ſo daß es nicht möglich iſt, in irgend einer Beziehung ſich einen ſchöneren Tod zu wünſchen. Sein Name möge noch ſpät Liebe und Nacheiferung erwecken *)!

Wie der Kern erſt während der Zerſtörung den friſchen Keim treibt, ſo nähren wir bei den morſchen und verroſteten Dingen den nordiſchen Anticaglien die Hoffnung, daß aus den mühſamen Arbeiten ſich neue Anſichten herausſtellen werden vom Charakter längſt verſchwundener Jahrhunderte, eine Blüte, die die hergebrachte geſchichtliche Behandlung nicht ohne ſie gewinnen kann. Der Gewinn ſteht aber fern. Nicht ohne Scheu vermag daher die Alterthumsgeſellſchaft, wie ſie, auf Nachſicht rechnend, es heute verſucht, ihre unſcheinbaren Verhandlungen vor die Oeffentlichkeit

*) Möge die lang und ſehnlich erwartete Lebensbeſchreibung bald dieſen Blättern einverleibt werden können.

Digitized by Google

zu bringen. Sie kann nichts Glänzendes bieten, denn was glänzend geweſen, wird durch die Länge der Zeit getrübt und das unanſehnlich Gewordene kann nur durch den Zauber der Erinnerung anziehend werden; jedoch iſt die Erinnerung, die hier nur zu oft zu wunderlichen Vermuthungen herabſinkt, ſchwankend und unzuverläßig. Wer nur am Schönen und Anſprechenden Genuß findet und nur das urkundlich Beglaubigte für Geſchichte gelten läßt, wird wie auf Staub und Moder auf die unverſtändlichen Ueberbleibſel blicken. Nur Wenige werden für die Dauer mit Vergnügen Forſchungen verfolgen, in denen es vorläufig nicht weiter als bis zu wahrſcheinlichen Annahmen gebracht werden kann. Ganz verlöſchen wird aber die Theilnahme nie und Fragen, deren völlige Löſung kaum zu erwarten ſteht, ſind es eben, die in ſteter Spannung erhalten. Es ſey erlaubt, in Betreff des heidniſch-preußiſchen Alterthums als Belege einzelne Sätze hinzuſtellen.

Man denkt ſich die Heimat, bevor die deutſchen Ritter ſie betraten, als einen Urwald, den die Einzöglinge lichten mußten, um den Stralen höherer Geſittung Zugang zu verſchaffen. Allein iſt dem ſo? Viele Wälder, die wir auf der Hennebergſchen Landtafel finden, ſind auf einem Boden erſtanden, der unzweifelhaft landwirthlich bebaut war und der zur Wildniß wurde, ſeitdem die Bewohner, durch feindliche Gewalt beunruhigt, ihre Wohnſitze aufgeben mußten. Helwing nimmt an, daß die ſo genannten ſteinernen Streithämmer, deren viele ſich durch ſaubere Arbeit auszeichnen, eingeführt, einzelne, weniger zierliche bisweilen aber im Inlande nachgebildet ſeyen, wie ſolches beſonders daraus hervorgeht, daß die Bohrung für den hölzernen Stiel manchmal noch nicht vollendet ſey*). Sobald wir uns aber überzeugt halten, daß die heidniſchen Preußen in der Art den Granit zu bearbeiten verſtanden, räumen wir ihnen eine nicht geringe Kunſtfertigkeit ein und wir können es nicht geradezu läugnen, daß ſie nicht auch Bronzearbeiten, wie Ringe und Gewandhalter, nach römiſchen Muſtern hätten liefern können. Die gegoſſenen bronzenen Werkzeuge, die unter dem Namen der Celte bekannt ſind, werden mit

*) Man vergleiche im dritten Verzeichniß des Antiquariums P. B. a. F. Bd. IV. S. 307. Anmerk. **).

Ausnahme der Griechen und Römer bei allen Völkern Europas in der vorchriſtlichen Zeit gefunden. Es iſt daher ſchwer zu glauben, daß die fremdländiſchen Waffen von den Römer geliefert haben ſollten, abgeſehn von der Verſchiedenheit im Guß und in der Zuſammenfügung zwiſchen römiſchen Bronze-Gegenſtänden und unſeren bronzenen Grabalterthümern. An dieſen bewährt ſich eine Kunſt, die wir bei den ſpäter entſtandenen eiſernen Antiquitäten gar ſehr vermiſſen. In einer littauiſchen Daina, in der man einen Nachklang altpreußiſchen Klagegeſanges zu hören vermeint hat, heißt es:

Schwert in der Hand,
Stiegen vom Meer
Männer des Krieges ans Land,
Trugen Verwüſtung umher *).

Sie, die in eiſernen Rüſtungen das Eiſen nach Preußen brachten, die durch ihr ſtürmiſches Auftreten den Frieden von dem zu erkämpfenden Boden drei Jahrhunderte hindurch verſcheuchten, brachten vielleicht das eiſerne Zeitalter für die heimiſche Kunſtthätigkeit. Einer der Aufſeher des Muſeums im Louvre de Laborde ſtellt mit Bezugnahme auf den Ausſpruch eines griechiſchen Rhetors des 3. Jahrhunderts nach Chr. die Behauptung auf, daß die Emaille nicht vom griechiſch-römiſchen, ſondern vom nordiſchen Heidenthum auf die chriſtliche Kunſt übertragen ſey **). Kunſt- und geſchmackvoll ſind die ihm angehörenden Glaswaaren: die

*) Rheſa, Prutena oder preußiſche Volkslieder S. 91. Vergleiche Heinel, Geſchichte des Preußiſchen Staates. Bd. I. S. 168.

**) „Von entſcheidender Bedeutung (daß die Griechen und Römer Emaille-Arbeiten nicht gekannt) iſt ihm die Stelle in Philoſtrat's Gemälden (I, 28.) in welcher der griechiſche Rhetor bei Erwähnung des buntgeſchmückten Geſchirres, welches die Pferde eines Reiterbildes tragen, ſagt: Es wird berichtet, daß die dem Ozean benachbarten Barbaren dieſe Farben dem glühenden Erze auflegen, daß dieſe feſt bleiben und wie Stein erhärten und daß das Gemälde eine ſtetige Dauer hat." Kugler, der im Deutſchen Kunſtblatt 1853. S. 31. de Laborde's Notice des émaux beurtheilt und die Angabe erörtert, bringt Gegengründe vor.

Moſaikperlen und die Perlen, bei denen ein Metallblättchen mit Glas überzogen iſt, wie ſie häufig in Preußen vorkommen, ſind ſämmtlich aus Hünengräbern gewonnen. Könnte nicht bei Betrachtung des kleinlichen Schmucks in den Rittern in Marienburg der Gedanke aufgeſtiegen ſehn, von einer ſolchen Maſſe ein rieſenhaftes Standbild zu errichten, nämlich die Jungfrau Maria als die Schutzheilige des deutſchen Ordens. Merkwürdig wenigſtens iſt es, daß ein ähnliches Werk in Deutſchland nirgendwo aufgefunden wird. Wie bewundernswürdig auch die Ordensſchlöſſer gebaut ſind, ſo iſt es bis jetzt gewiß noch nicht genug erkannt, daß ſonſt alle Poeſie mit der Errichtung des Hochmeiſterthums in Preußen verweht; vorher iſt es Begeiſterung für die Sache des allein ſelig machenden Glaubens auf der einen, Liebe zum heimiſchen Herde auf der andern Seite, die mit gleichen Waffen die Parteien ſtreiten lehrt, ſpäterhin iſt das Bekehrungswerk kalte Berechnung und Vorwand zur Eroberung und Herrſchſucht, dagegen die Vertheidigung nur ein Kampf der Verzweiflung. Die Reihe der Hochmeiſter iſt eben ſo wenig anziehend, als die Reihe der Päpſte. Es ſind gewöhnlich Greiſe, die ſich ſelten zu thatkräftigen Unternehmungen erheben.

Sicher iſt noch viel in der älteſten Geſchichte Preußens aufzuklären, wenn man das von den Chronikſchreibern Mitgetheilte, anſtatt es gläubig ohne Weiteres anzunehmen oder es rückſichtslos zu verwerfen, durch die Forſchungen über die Sprachüberreſte, über das Weſen verwandter Völker und endlich über die ausgegrabenen Alterthümer zu ſichten und feſtzuſtellen ſich bemüht. Aber auch die ſpätere Zeit nach Aufhören des Heidenthums und des Ritterthums liefert uns ausgiebige Stoffe zur Betrachtung und Erörterung, namentlich die der Reformation.

Für zwei Vorträge bitte ich in dieſer Stunde um ein geneigtes Gehör. Zuerſt werde ich mir die Ehre geben, über eine eigenthümliche maleriſche Erfindung eines Künſtlers zu ſprechen, der ſich rühmen konnte, in Luther einen Freund zu beſitzen und im Markgrafen Albrecht einen großmüthigen Beſchützer. Darauf wird Herr Appellationsgerichts-Referendarius v. Mülverſtedt über den Namen eines nahgelegenen Kirchdorfs eine neue Anſicht

aufſtellen und mancherlei, das ſich auf eine falſche Annahme begründet, als irrig zurückweiſen.

Der Künſtler, deſſen ich erwähnte, iſt **Lucas Cranach**, der als der ältere von ſeinem Sohn unterſchieden wird und der in Weimar am 16. Oct. 1553 ſtarb. Der dreihundertjährige Todestag des berühmten Malers wird in Weimar durch eine Feier ausgezeichnet werden und bereits erging vor längerer Zeit von dorther der Aufruf, von allen Seiten dazu mitwirken zu wollen *). Möge die geehrte Verſammlung nicht ungern zu einer Vorfeier des denkwürdigen Tages eingeladen ſeyn. — Unſer Landsmann **Herder**, als er 1776 ſeine Antrittspredigt in der Stadtkirche in Weimar hielt, blickte wohl zum Altarblatt, dem erſten Meiſterwerk **Lucas Cranachs**, als er an den um ſeines Glaubens willen der Kurwürde beraubten **Johann Friedrich** erinnerte, denn die Seitenbilder ſtellen ihn und die Seinigen dar. „In einem Tempel, ſo ſprach **Herder**, wo die Gebeine des ſtandhaften Fürſten ruhn, der Jahre lang ein Märtyrer dieſer Lehre, dieſes Lichtes, dieſes heilbringenden Werks für Menſchheit und Chriſtenheit wurde, hier werde ich lehren" **). Auf dem Altarblatt finden wir auch das Bildniß des Malers ſelbſt, der 1547 an den Markgrafen **Albrecht** über die nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg erfolgte Gefangenſchaft ſeines edlen Fürſten alſo ſchrieb: „Iſt ſeinem Land groſe Trübeſal; ich hoff' aber Ew. fürſtlich Genad ſoll kürzlich erfahren, daß ihm Gott helfen werd, Gott wird ihm wieder aus dem Gefängnus helfen, denn der Kaiſer unterſteht ſich, das Papſtthum wieder aufzurichten; das wird Gott nicht leiden und Gott wird ſein heiliges Wort ſelbſt erhalten und vor den Tyrannen erhalten. Es iſt ein Sprichwort, wenn man die Saiten zu hoch ſpannt, ſo pricht ſie; nun wird ſie Gott prechen, denn man greift ihn ſeine Genad und Ehr an" ***).

*) Deutſches Kunſtblatt. Lucas Cranachs-Band, 1853.

**) Weimaraniſches Herder-Album. Jena 1845. S. 67.

***) Beiträge zur Kunde Preußens. Bd. III. S. 251. — Da auf die darin abgedruckten Briefe ſowohl von Heller „Verſuch über das Leben und die Werke Lucas Cranachs" Bamberg 1821, als von Schuchardt „Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke" Leipz. 1851, Bezug genommen wird, ſo dürfte die Berichtigung einiger Druckfehler nicht unwillkommen ſeyn, die bei Heller

An eine bekannte Compoſition des jüngern, in die Fußtapfen ſeines Vaters tretenden Lucas Cranach dachte Herder, wenn er ferner mit Beziehung auf das bibliſche Gleichniß ſagt: „Der Weinberg, der den Sohn ausſtieß und unter den Händen des Mords verdorrte, wird anderen ausgethan werden, die ſeiner Früchte warten.“ Auf Cranachs Weinberg ſehen wir, wie Luther und ſeine Anhänger das Erdreich eifrig bearbeiten und tränken, während auf der andern Seite die Päpſtler die Weinſtöcke, als wären ſie unfruchtbare Feigenbäume, umhauen und den Brunnen mit Steinen verſchütten, wie am Gartenthor der Pontifex Maximus in Pracht und Glanz, an der Spitze der mächtigen Kleriſei, den

in dem Abdruck natürlich wiederholt ſind. In Lucas Cranach's d. ä. Brief von 1527 bei Heller S. 490—491 iſt es gleichgültig, daß ſtatt: bücher bucher, ſtatt: püchern puchern, ſtatt: monen manen, in der Bücherrechnung meiſtentheils ſtatt: kauſt genumen, im Abdruck ſtatt: dan das geleſen wird, aber zu verbeſſern iſt ſtatt: ich hab itzund ſie bar auf gehoſent. So hab ich ſie ich hab itzund hie bar auf gehoſent. So hab ich hie In der Bücherrechnung ſtatt: Schramen ſchraim ſtatt: 6 Fl. vor ein Kinderbüchlein. 6 Pf. u. ſ. w. Im andern Brief von 1527, bei Heller S. 492 ſtatt: verlaſen — vergeſen — verdinen vorlaſen — vorgeſen — vordinen im Abdruck ſtatt: genud genad ſtatt: hab mich ole margk ſie darauf hob mich ole margk hie darauf. Im Brief von 1547, bei Heller S. 493, vermiſſen wir die letzten Zeilen, die in den „Beiträgen“ Bd. III. S. 252 drei Fehler enthalten und berichtigt alſo lauten: Es iſt ein ſprichwort, wenn man die ſeiten zu hoch ſpannt, ſo pricht ſie; nun wirt ſie got prechen, dan man greift in (sic) ſeine genad und er an ꝛc. Es ſein etzliche ſpaniger hie, die drohen uns hie, es ſol uns pald über (sic) gan, got vorleyh uns ſein genad amen! E. F. g. ganz williger diner Lucas Cranach maler zu wittenbergk. Die folgenden Briefe ſind ſorgfältiger gedruckt. Der von Hans Lufft, Wittenberg Oſterdinstag 1560, mit der Stelle über die von Lucas Cranach d. j. zu liefernden Bilder: wie gros er ſie ſol auffs Holtz reißen, und darnach auch laſſen ſchneiden, Heller S 494, befindet ſich in den „Beiträgen“ III. S. 268. Im Empfehlungs-Schreiben, bei Heller S. 495—496, iſt das Datum: 24 Jan. 1552 hinzuzuſetzen. Inen im Conterfehen uff Inen ſtatt: ihn ſind keine Druckfehler. Im Brief von Heinrich Kinigswieſer (Königswieſer), Wittenberg Himmelfahrt 1554, in den „Beiträgen“ Bd. III. S. 261 ein kleines treffelein ſtatt: teffelin d. i. Bildchen auf einer Holztafel. Im Brief Lucas Cranachs d. j. bei Heller S. 500 im Abdruck ſtatt fernör ferner.

ſchlicht einhergehenden Heiland mit den Jüngern abweiſt, da er ſich nicht den Eingang erkaufen mag *).

Schon durch die Bildniſſe Luthers, den Lucas Cranach unzählich oft malte, iſt er durch ſein Wirken volksthümlicher geworden, als irgend ein anderer Maler; aber er liebte es auch, Geſchichten und Vorſtellungen, die durch den Mund der Bürgerleute ſich fortgepflanzt, durch ſeinen Pinſel zu verherrlichen und man hat ihn daher den Hans Sachs der Maler genannt. Das Zwieſpältige in ſeiner Kunſt, das bei erſter Bekanntſchaft uns abſtößt, hat ſeinen Grund mit darin, daß er einer neuen Malerei, der der proteſtantiſchen Kirche, Eingang verſchaffen wollte, ohne das Herkömmliche, aus alter Zeit Ererbte aufzugeben.

Dies nehmen wir in einer Compoſition vielfach wahr, die Gegenſtand unſrer Betrachtung zu werden verdient, da wir ſie dreimal auf Werken finden, die Königsberg beſitzt **). Auf Papier ſehn wir ſie als Titelblatt der älteſten Matrikel der Albertina, in Silber gravirt auf einem der Bände unſrer ſogenannten Silberbibliothek und endlich in Holz geſchnitzt auf einem Bildwerk im Antiquarium. Dem Hauptinhalt nach entdecken wir die Compoſition auf dem genannten Altarblatt in Weimar. Ein Erklärer deſſelben ſagt, er wolle „über die myſtiſche Bedeutung, welche wenig Reizendes hat, ſtille weggehn" ***). Dieſe ſoll hier laut beſprochen werden, in der Meinung, daß es etwas Reizendes habe, zu erfahren, welche Anſichten damals die Gemüther bewegten und wie man es ſich angelegen ſeyn ließ, das

*) In G. Schadows „Wittenbergs Denkmäler." Wittenb. 1825. 4to. Tafel Nr. 12. Vergl. Matth. 21, 33. 23, 13. Die Compoſition kommt mehrmals vor, zu der Luthers Wort wohl zunächſt den Maler anregte. „Dieſes Volk (von dem mit der dreifaltigen Kron und ſeinem Geſchwärm) ſo ſagt er, verbrennt, verdorrt und verwüſtet den ganzen grünenden Lenzen der Weide Chriſti, das iſt die Frucht des Glaubens, ganz und gar."

**) Was in meiner „Beſchreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunſtwerke." Königsb. 1833 über Lucas Cranach, den Vater und den Sohn, auf S. 112, 118, 168, 180, 313 theils ausführlich, theils andeutungsweiſe mitgetheilt iſt, ſoll künftig im Zuſammenhange genauer behandelt werden.

***) Heinr. Meyer „Ueber die Altar-Gemälde von Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar." Weimar 1813. Fol.

Wort der Bibel durch Pinſel, Grabſtichel, Schnitzmeſſer und Meißel im proteſtantiſchen Sinne anſchaulich zu machen.

Lucas Cranach, der ſich ein Verdienſt um den Bibel-Ueberſetzer, ſeinen Gevatter, erwarb, nicht allein dadurch, daß er Bilder für Prachtausgaben erfand, ſondern daß er zur richtigen Verdeutſchung der Namen von den Edelſteinen in der Offenbarung Johannes ihm die Mittel gab, wird von Luther wiederum in denjenigen, künſtleriſchen Hervorbringungen gefördert ſeyn, die Kirche und Glauben betrafen. Die Controverſe zwiſchen Papſtthum und Evangelium, zwiſchen dem Fluch der Verdammung und dem Licht der Beſeligung, zwiſchen dem alten Weſen des Buchſtabens und dem neuen Weſen des Geiſtes (Röm. 7, 6.), die wir in mehrfachen Erfindungen Cranachs erblicken, gediehen wohl unter des Reformators mitberathender Theilnahme. Auch da, wo wir in den bildlichen Gegenüberſtellungen nicht an den Statthalter Chriſti und an den Heiligendienſt erinnert worden, haben wir offenbar an die beregte Kirchenſpaltung zu denken und unter der Synagoge die Kirche zu verſtehn, in deren Oberhaupt Luthers Gemeinde den leibhaftigen Antichriſt erkannte. Durch ſeine Satzungen ſollte er das Chriſtenthum zum Geſetz des Judenthums zurückgedrängt haben, dem Geſetz der Sünde und des Todes.

Die drei Werke, die als Unica in Königsberg aufbewahrt werden, behandeln den Unterſchied zwiſchen dem Geſetz und der Gnade in ſo übereinſtimmender Weiſe, daß ſie nur in der Erfindung eines beſtimmten Malers wurzeln kann.

Es iſt Lucas Cranach der ältere, der 1529 zweimal den Gegenſtand in Oelgemälden ausführte und bis zu ſeinem Tode nicht ermüdete, ihn mit der Salbung proteſtantiſcher Weihe vorzutragen, denn wir finden die Reihe der bezüglichen Gruppen ganz oder theilweis auf Gemälden in Schneeberg in Sachſen, in Gotha, Prag, Nürnberg. Waagen hält das Altarblatt am erſten Ort mit für ſeine höchſte Leiſtung. Daſſelbe Thema mit typiſcher Beibehaltung von manchen Einzelheiten iſt Inhalt von Holzſchnitten, die unter ſeinen Augen, oder wenigſtens nach Vorbildern von ihm in verſchiedenen Zeiten gearbeitet ſind. Mit den Ideen dieſer Darſtellung trug er ſich wenigſtens 24 Jahre und prägte ſie noch auf ſeinem letzten gefeiertſten Denkmale aus.

Wie häufig, trennt auf den drei Werken in Königsberg die parallelisirenden Vorſtellungen ein Baum, der in der Mitte ſtehend dürre Aeſte auf der einen Seite und belaubte auf der anderen ausbreitet, denn das Geſetz iſt das Geſetz der Sünde und des Todes (Röm. 8, 2.) wogegen wir durch den Glauben zur Gerechtigkeit neu geboren der Verheißung froh werden. So die Wurzel, heißt es, heilig iſt, ſo ſind auch die Zweige heilig, aber ſie werden zerbrochen um ihres Unglaubens willen (Röm. 11, 16. 20). Die Bezeichnung des Guten und Böſen durch den Baum iſt kein Einfall des 16. Jahrhunderts. Am Dom in Amiens ſehen wir neben den klugen Jungfrauen einen blätterreichen Baum, auf dem Vögel ſitzen, neben den thörichten einen vertrockneten Stamm, in dem die Axt ſteckt, und wir vergegenwärtigen uns den Baum, der als der größte aus dem Senfkorn erwächſt und unter deſſen Zweigen die Vögel wohnen, und ebenſo den Baum, der nicht gute Früchte bringet und an deſſen Wurzel ſchon die Axt gelegt iſt*). Ein Moſaikbild in einer Baſilica in Rom lehrt uns, daß wir bei dem Baum an den Weinſtock zu denken haben, ſo wenig er auch dieſem ähnlich ſieht, denn die Verſe ſagen:

Chriſti Kirche, ſie beut den Vergleich uns dar mit dem Weinſtock,
Welchen dürr das Geſetz macht, aber grünend das Kreuze**).

An dem **gravirten Einband** eines Buches der, ſeiner ſilbernen Deckel wegen ſo genannten **Silberbibliothek**, bei dem diagonal laufende Leiſten das Bildwerk in vier Felder theilen, (die ein viereckiges nicht in Betracht zu ziehendes einſchließen) ***) ſehen wir oben links, wie Gott Vater dem knienden Moſes die Geſetztafeln übergiebt „Gesecz", rechts Engel eine Schrifttafel haltend: „die Verheißung iſt geſtellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers" (Röm. 3, 19.). Darunter ſchwebt ein

*) Deutſches Kunſtblatt 1850. S. 20.

**) In der Kirche S. Clemente in Rom am Gewölbe der Tribune:
Ecclesiam Christi viti similabimus isti,
Quam lex arentem, sed crux facit evirentem.
Platner Beſchreibung der Stadt Rom, Bd. III. S. 582.

***) Es enthält das Wappen des Markgrafen Albrecht, darüber und darunter wird der Baum wahrgenommen.

Knabe mit dem Kreuz als „Genade“ herab. Anf dem Seitenfelde links iſt der. Sündenfall dargeſtellt und darunter der Sündenbock; auf dem rechts eine weibliche Figur mit gefalteten Händen, den Blick zu dem ſich nieder ſenkenden Knaben gerichtet „Vnser Rechtfertigung“, tiefer Chriſtus am Kreuz und noch tiefer das Gotteslamm. Wie das Lamm mit der Siegesfahne dem Bock gegenüberſteht, der in die Wüſte geſtoßen wird, ſo der Gekreuzigte dem ſündigen Menſchenpaar. Die entblätterten Zweige jenes Baumes, der die Theilung zuwege bringt, ſtehn über einem üppig grünenden Baum, nämlich über dem der Erkenntniß, und die laubigen Aeſte beſchatten einen dürren Stamm, nämlich den Kreuzesſtamm. — Im untern Felde des Silberdeckels befindet ſich ein nackter Menſch zwiſchen einem Propheten und einem Apoſtel. Sie ſtehn abgewendet von der ehernen Schlange, die im Hintergrunde Moſes aufgerichtet, und ſie lehren ihren Schützling, damit er dem Tode entrinne, ſich zu der Gnade zu wenden, die das Blut des am Kreuz erhöhten Heilands verbürgt. Seitwärts von der Gruppe erblicken wir demnach links ein Gerippe vor einem Todtengewölbe „Todt“ und rechts den Auferſtandenen, der mit dem Kreuzesſpeer Tod und Teufel überwindet „Vnser Vberwindung“ *).

*) Auf dem Altarblatt in Schneeberg ſind unter den Figuren Bibelſprüche aufgezeichnet. So unter Moſes mit den Geſetztafeln Röm. 4, 15: „Sintemal das Geſetz richtet nur Zorn an; denn wo das Geſetz nicht iſt, da iſt auch keine Uebertretung.“ Unter dem Heiland mit Tod und Teufel im Kampf 1 Cor. 15, 55: „Der Tod iſt verſchlungen im Sieg. Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?“ — Wie der Silberdeckel nach einem Holzſchnitt, ſo wird dieſer nach einem Bilde in Prag gearbeitet ſeyn. Schuchardt Bd. II. S. 107. nennt daſſelbe mit der Jahrzahl 1529 „eins der vortrefflichſten Bilder Cranachs.“ Die nähere Beſchreibung iſt um ſo dankbarer anzuerkennen, als hier die Beiſchriften vollſtändig geleſen werden, die der Goldarbeiter dem Formſchneider folgend oft ſonderbar genug abbrevirte. Die Beiſchriften ſind aber manchmal von Schuchardt falſch auf die einzelnen Gegenſtände bezogen. Figur der Rechtfertigung paßt nicht zur Erhöhung der ehernen Schlange. Unſere Rechtfertigung gehört aber zur betenden Frau. Daß „ein kleines Crucifix (!) aus einer Engelglorie auf ſie zuſchwebt“ iſt wohl dahin zu berichtigen: ein Knabe mit einem Kreuz. Nicht auf ſie, ſondern auf ihn iſt das Wort Gnad zu beziehn. Den „verkündenden Engel“ ſieht man wohl nicht „über einer Stadt“ ſchweben, ſondern zu den Hürden auf dem Felde. Ausnahmsweiſe kommen die Hirten auf den

Unter den genannten Figuren iſt die **Rechtfertigung** wohl die, die vor **Cranachs** Zeit nicht gemalt ſeyn mag. Rechtfertigung wird daſſelbe ſeyn, was in vielen Bibelſtellen als Gerechtigkeit vorkömmt. Sie folgt der Erlöſung und giebt die Zuverſicht auf Seligkeit. Der Hofprediger **Funk** ſchrieb an den Markgrafen **Albrecht**: „daß ſie (**Oſiander** und die Sinnesgenoſſen) die Erlöſung und Rechtfertigung **ein** Ding machen, weiß ich nicht, mit was Grund es geſchehe“ *). Die proteſtantiſchen Künſtler folgten den ſtrengen Theologen in ſeinen Unterſcheidungen nah verwandter Begriffe **).

dem Silberdeckel nicht vor. — Auf dem Silberdeckel und dem entſprechenden Holzſchnitt lieſt man **Gesecz**, auf dem Bilde in Prag nach Schuchardt **Geſetz, Emanvel Emanuel, Genade Gnad, Engel erhalten zl Dinst Chris Engel erhalten zu dem Dienſt Chriſti, Vnser Rechtfer Unſere Rechtfertigung** (Figur der Rechtfertigung) **Synder Sünder, Todt Tod, Vnser Vn Unſer Unſchuld** (unter dem Lamm) **Vnser Vberwindung Unſer Ueberwindung, Mensch o Gn Menſch an Gnad, Propheten Propheten, Anzey Cri Anzeiger Chriſti.**

*) N. Pr. Prov. Bl. Bd. IX. S. 228.

**) Auf dem ſchönſten Bande der Silberbibliothek erblicken wir den Heiland, der die Schlange zertritt — daneben die Erſchaffung der Eva und den Sündenfall — unter jenem eine weibliche Figur, nämlich die Rechtfertigung — hinter ihr ſinkt eine brennende Stadt in Trümmer, ein Schiff findet auf den wilden Wogen den Untergang — ſie ſchaut voll Troſtes und Vertrauens zu dem Träger des Kreuzes in den Wolken. Verſe darunter lauten:

Die Schlang den Menſchen want von Gott
Dadurch kam er in Sünd und Todt
CHRISTVM der Vater ſenden wolt
Ders widder zu Recht bringen ſolt.

Die **Redemptio** geht der **Iustificatio** vorher. Das Kind mit dem Kreuz bei der Rechtfertigung erklärt ſich durch die alte Sage, daß in dem über alle Welt hinleuchtenden Stern, der die Geburt des Heilands verkündigte, die Geſtalt eines Kindes und eines Kreuzes geſehn wurde.

Waagen, „Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland“. Leipz. 1843. Bd. I. S. 57. nennt die **Rechtfertigung** „Verkündigung Mariä“, Schuchardt „Empfängniß Mariä.“ Der Nackte wird „Adam“ genannt, beſſer in einer Stelle bei Waagen „der Menſch nach dem alten Bunde Tod und Teufel preisgegeben.“ Man lieſt in den alten Beiſchriften nicht **David**, ſondern „Propheten.“ Die proteſtantiſche Kunſt wollte, ſo ſcheint es, möglichſt von Perſönlichkeiten abſehn und lieber Begriffe geben. Demnach befremdet es weniger, wenn die Maler das Weſen der Geſchichtsdarſtellung aufgeben und neben einander: den auferſtandenen Heiland als Sieger über Tod und Teufel, den gekreuzigten Heiland und das Gotteslamm ſetzen.

Die Nachweiſung einer Cranachſchen Erfindung auf einer Silberarbeit wird auffallen und noch mehr, wenn bemerkt wird, daß die koſtbaren Einbände der Silberbibliothek nicht in Wittenberg, etwa nach Cranachs unmittelbarer Anleitung, ſondern wahrſcheinlich in Nürnberg angefertigt ſind.

Die Silberbibliothek, die auf unſrer Königl. und Univerſitäts-Bibliothek aufgeſtellt iſt, beſteht aus 20 Bänden, die Luthers Bibel, Hauspoſtille, Auslegung der Evangelien und Epiſteln und andere gottſelige Werke von Oſiander, Vitus Dietrich, Brentius u. a., auch ein handſchriftliches von einem frommen Fürſtin enthalten, 14 in Folio, 4 in Quart und 2 in Octav. Die Arbeit der Einbände, ebenſo ſchön als reich und mannichfaltig, iſt theils gegoſſen, theils getrieben, theils gravirt. Einige ſind ganz oder theilweis vergoldet und mit buntfarbiger Emaille verziert. Ein Kunſthändler erklärte 1000 Thaler für eines der Bücher erlegen zu wollen. Offenbar ſind alle Bände in einer Werkſtatt gefertigt, wann und von wem? darüber ſchweigen alle Nachrichten *). Die Bücher ſind gedruckt zwiſchen 1544—1553. Auf zwei Einbänden finden wir die Jahrzahl 1555. Die Wappen und Bildniſſe, die neben den religiöſen Darſtellungen und den phantaſiereichen Ornamenten wiederholt vorkommen, ſind die des Markgrafen Albrecht und ſeiner zweiten Gemahlin **). Dieſe Werke, die den herzoglichen Bücherſchatz bildeten, werden von der letzteren beſtellt ſeyn, da die Fürſtin, wie wir wiſſen, das Koſtbare bis zur Verſchwendung liebte. Nürnberg leuchtete zu entſchieden durch ſeine Kunſtgröße hervor, als daß es nicht — auch ohne die Beziehungen, in denen die Stadt zum markgräflich brandenburgiſchen Hauſe ſtand — die Gegenſtände der Prachtliebe, Kleinode, Ringe, Ehrenbecher und Paternoſter (auch ſie verwandte Albrecht zu Geſchenken) dem preußiſchen Fürſtenhofe geliefert hätte, wie wir dies aus

*) In Bocks Grundriß von dem Leben Albrechts d. ä. S. 503. findet man eine mangelhafte Angabe von den Bänden mit der Bemerkung: „Man lieſet von dieſem ſonderbaren Bücherſchatz noch keine Beſchreibung."

) Oft gehört ihr Bildniß mit zum Schmuck der Silberbände, häufig in Medaillenform mit der Umſchrift: **Ana Maria G. H. Z. B. V. L. M. Z. B. H. I. Preussen, nämlich: Anna Maria, geborne Herzogin zu Braunſchweig und Lüneburg, Markgräfin zu Brandenburg, Herzogin in Preußen.

zahlreichen Briefen erſehn. Die Goldſchmiedekunſt in Nürnberg galt ſo viel, daß die alte Ordnung der Goldarbeiter in Königsberg 1517 nach ihr revidirt werden ſollte. Der Markgraf Albrecht unterhielt einen brieflichen Verkehr mit den Goldſchmieden Arnold Wenck (Wengk) und Georg Schultheiß (Schultheß, Schulze), die zugleich ſeine Geſchäftsführer waren, ſo daß der letztere, obgleich Bürger in Nürnberg, eine Beſtallung als Hofbedienter erhielt *).

Wir fragen, ob der Verfertiger des Silbereinbandes, wenn er Georg Schultheiß oder ein anderer nürnbergiſcher Goldſchmid war, wirklich nach der Zeichnung eines fern lebenden Künſtlers gearbeitet, obgleich es in Nürnberg nie an Malern fehlte? Die Frage iſt beantwortet, ſobald wir den Deckel aufſchlagen. Das Titelblatt iſt ein Holzſchnitt, der dem Graveur als Muſter diente und der uns lehrt, daß das Buch „Luthers Auslegung der Epiſteln und Evangelien“ in Wittenberg gedruckt iſt **).

Ein colorirtes Titelbild ſchmückt die **älteſte Matrikel** unſerer Univerſität und zwar auch ein Holzſchnitt, der die Idee von dem Fluch durch das Geſetz und von der Beſeligung durch die Gnade uns noch deutlicher zur Anſchauung bringt. Auf der

*) Der älteſte Brief von Arnold Wenck iſt vom 29 Juli 1529, der an Georg Schultheiß vom 22. Apr. 1536. Damals ließ Albrechts erſte Gemahlin ein Kleinod von dieſem fertigen. Am 7. Febr. 1563 ſendet er ein Kleinod und zwei Dutzend Ringe, 12. Apr. 1566 zwei Becher. Die Beſtallung iſt vom 17. Aug. 1531: „Wir Albrecht thun kund, daß wir unſern getreuen Georg Schultheiſſen, Bürger zu Nürnberg, uffs neu zu unſrem Diener beſtellet, es ſey in Kaufen, Verkaufen, Beſtellen und andern ſeinen gethanen Pflichten.“ Er beſorgt 2. Dez. 1536 großes Papier zu Notenblättern, 9. Jul. 1549 ſchickt er gemalte Bücher nach Königsberg. Sein Diener, wahrſcheinlich Schüler, Joachim Krauſſe, iſt, wie wir aus dem Brief vom 12. Apr 1566 erfahren, in Königsberg. Er ſelbſt kömmt wohl dahin, wenigſtens ſoll er, dem Befehl gemäß vom 22. Apr. 1536, die beſtellten Sachen mitbringen. Arnold Wenck und Georg Schulze werden als Geſchäftsführer in den „Beiträgen z. K. Pr.“ Bd. III. S. 249. 250. genannt. — Meckelburg, Pr. Chronik des J. Freiberg. S. 18.

**) Wie wir auf der Silberarbeit in der Mitte in einem oblongen Felde ein Wappen bemerken, leſen wir hier gleichſam wie auf einer Tafel, die an dem das Bild halbirenden Baum hängt: „Auslegung der Epiſteln und Evangelien durchs gantze jar D. Mar. Luthers. Auffs new corrigiert mit einem nützlichen Regiſter. Wittemberg 1544.“

breiten Randeinfaſſung des Titels *) ſind noch zahlreichere Gruppen. Der auf der Himmelskugel thronende Weltrichter (unter dem ganz unten ſich die Hölle befindet) bleibt unerkannt von denen, die die aufgerichtete Schlange anbeten, von denen die, durch die liſtige Schlange betrogen, wider Gottes Gebot handeln. Vergeblich iſt es, daß ein nackter Mann, der Verzweiflung preisgegeben, zu den Geſetztafeln blickt, die Moſes ihm vorhält, er ſtürzt von Tod und Teufel verfolgt in die hoch aufwirbelnden Flammen der Hölle. Dies begiebt ſich unter den dürren Zweigen des

*) *ΛΗΞΙΑΡΧΙΚΟΝ* **seu Album civium Academiae Regiomontanae anno Christi hominis MDXLIIII primum institutum anno vero MDCXX renovatum.** Ein Band in gr. Quart. Als der zweite Theil 1676 angelegt wurde, wurde der alte Holzſchnitt nicht mehr angewandt.

Lange vor dem Jahre 1544 kömmt die Compoſition der Matrikel in allen einzelnen Theilen übereinſtimmend auf Bibeltiteln vor und die Verbreitung wurde durch den eifrigſt betriebenen Nachdruck der Wittenbergiſchen Bibeln mit den copirten Holzſchnitten befördert. Michael und Melchior Lotther in Wittenberg fanden ſich veranlaßt, eine Bibel mit dem Wappen und den Worten Luthers: »dis Zeichen ſei Zeuge, das ſolche Bücher durch mein Hand gangen ſind, denn des falſchen Druckens und Bücher Verderbens fleißigen ſich ytz viel«, in die Welt zu ſenden. Die Compoſition Lucas Cranachs taucht ſo an den verſchiedenſten Orten auf, der übrigens auch durch die in ſeinem Solde arbeitenden Formſchneider, den Wünſchen fremder Drucker gern entſprach. Das älteſte Bibel-Titelbild, dem der Matrikel ganz ähnlich, enthält, ſo weit meine Kenntniß reicht, eine in Lübeck erſchienene Prachtbibel „die Biblie uth der uthlegginge Doctoris Mart. Luthers“, Lübeck by Ludowich Dietz gedruckt 1533. Viele Bilder ſind mit denen in den Lottherſchen Bibeln von derſelben Zeichnung.

Wie der Silberarbeit am nächſten das Prager Bild ſteht, ſo dem Holzſchnitt der Matrikel in den einzelnen Gruppen das Schneeberger Bild. Nach Waagen a. a. O. I, S. 56 zeigt dieſes den Meiſter auf der eigentlichen Höhe ſeiner Kunſt (zwiſchen 1530—1539) und zeigt »was Cranach vermogte, wenn er ſeine ganze Kraft zuſammennahm.« Nach Schuchardt II, 113 ſind die Erfindung und Anordnung jedenfalls von Cranach, aber nicht die Ausführung. Das Hauptbild, eine Kreuzigung, war urſprünglich mit doppelten Thüren als Flügelbildern zu verſchließen. Nach dem erſten Verſchluß wurden auf vier Flügelbildern nebeneinander wahrgenommen: Chriſtus auf Wolken als Weltenrichter in einer Glorie. Maria (nach Waagen) auf einem Berge betend und das mit dem Kreuze zu ihr herabſchwebende Kind u. ſ. w. Die Hirten auf dem Felde fehlen. Dagegen ſieht man die Füße des gen Himmel fahrenden Heilands. — Auf dem Weimaraniſchen Altarblatt entdeckt man auf dem Grasberg die vom Heiland eingedrückten Fußſpuren.

Baumes, unter den grünen auf der anderen Seite empfangen die Hirten auf dem Felde die frohe Botſchaft und ein geflügelter Knabe mit dem Kreuz läßt ſich zur Rechtfertigung nieder. Darunter ſehen wir zuerſt den Heiland als den Sieger über Tod und Teufel und dann am Kreuze hangend mit dem Gotteslamm. Hier geleitet einen anderen nackten Mann der Täufer Johannes, der zum Gekreuzigten und zum Lamme hinweiſt; und aus der Seitenwunde des Herrn ſtrömt ein Blutſtral auf den Begnadigten. So wird die Zeichnung gleichſam mit einem Drukker beendigt, indem der Bekenner Chriſti, auch ohne Prieſter zu ſeyn, das Blut Jeſu empfängt *).

Wenn der Holzſchnitt zu der Matrikel, wie es wahrſcheinlich, eigens verfertigt iſt, ſo thun es andere damit übereinſtimmende Titelblätter dar, daß die Compoſition allen einzelnen Theilen nach ungleich früher (ſeit 1533) erfunden iſt. Die Titelbilder einiger Bibeln zeigen, wie dies oben bemerkt wurde, daß bei der Schilderung des Judenthums der Maler das Pfaffenthum der römiſchen Kirche verſtanden wiſſen wollte. In einer in Leipzig 1544 erſchienenen Bibel entdecken wir in den Höllenflammen einen Mönch und den Papſt mit gefalteten Händen. In Bibeln des Wittenbergers Hans Lufft, von 1545 und 1550, (der „der Bibeldrucker" genannt eine Zeitlang auch in Königsberg arbeitete), trägt der Teufel neben dem Tode den Kardinalshut.

Auf unſerem Holzſchnitt leſen wir auf dem in der Mitte leer gebliebenen Felde das Jahr 1544 eingedruckt als das Stiftungs-

*) Die Vorſtellung eines Crucifixes mit der ſtrömenden Seitenwunde kommt übrigens ſchon auf Gemälden des 14. Jahrhunderts vor. In der Franziskus-Kirche in Aſſiſi malte ſo den Gekreuzigten Giotto, der 1336 ſtarb.

Auf dem Altarblatt in der Pfarrkirche in Schneeberg leſen wir unter dem Mann, der von Johannes geleitet, mit dem Blut aus der Seitenwunde genetzt wird) das ihm auf das Haupt fließt, nicht wie im Matrikel-Bilde links auf die Bruſt) Römer 1, 17: „Sintemal darinnen (im Evangelium) geoffenbaret wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben im Glauben; wie denn geſchrieben ſteht: der Gerechte wird ſeines Glaubens leben. 3, 28: So halten wir es nun, daß der Menſch gerecht werde ohne des Geſetzes Werke allein durch den Glauben." 1. Johannes 1, 29. Des andern Tages ſiehet Johannes Jeſum zu ſich kommen und ſpricht: Siehe, das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

jahr der Univerſität und das Jahr 1620 als das, in dem die Matrikel erneuert worden. Die Holzſchnitte, die 20 Jahre vor dem Ablauf des 16. Jahrhunderts und 20 Jahre nachher gearbeitet ſind, ſind dermaaßen verſchieden, daß der flüchtigſte **Blick** ſich dahin entſcheiden muß, der beſchriebene Holzſchnitt könne **nicht** um 1620 entſtanden ſeyn, ſondern im Blüthenzeitalter der Formſchneidekunſt. Die Annahme, daß der Holzſtock auf Beſtellung des Markgrafen Albrecht in Cranachs Werkſtatt gearbeitet ſey, iſt kaum gewagt zu nennen. An ſie knüpft ſich eine zweite, daß der Holzſtock Eigenthum der Univerſität und im Jahr 1620 wieder benutzt wurde.

Die beſprochene Compoſition ſehen wir aus dem Höhenformat in das Längenformat gezogen, ſtatt des Uebereinander erſcheint ein Nebeneinander auf dem großen mit praktiſcher Gewandtheit ausgeführten großen **Schnitzwerk**, welches unſer Antiquarium*) beſitzt. Auf der Silberarbeit und auf dem Holzſchnitt bilden die Vorſtellungen von Geſetz und Gnade die Einfaſſung eines viereckigen Schildes, hier beſteht das Ungehörige, daß die Compoſition keineswegs beengt, erſtens in einer kleinen Maske, die über dem Baum ganz oben in der Mitte angebracht und deren Mund ein Schlüſſelloch iſt, denn das Schnitzwerk war die Vorderſeite einer Lade und dann in zwei Adelswappen, die gleichſam zwei Seitenbilder darſtellen, in denen wir das des Mannes und das der Frau zu erkennen haben, die in der Lade den Brautſchatz ins Haus brachte**).

Unten am Stamm des Baumes, der halb verdorrt iſt, ſitzt der nackte Menſch zwiſchen einem Propheten und einem Apoſtel. Mehr zu der Seite gewandt, wo wir den Sündenfall, den Bock, den Tod, die Aufrichtung der ehernen Schlange und darüber den die Geſetztafeln empfangenden Moſes erblicken, wird der zu Errettende von ihnen nach der andern Seite hingewieſen, wo Gott Vater auf Wolken den Hirten das Heil verkündigen und den Knaben mit dem Kreuz zur Rechtfertigung niederſchweben läßt, und wo Tod und Teufel vom Hei-

*) Im Verzeichniß Nr. 540.

**) Die Sichel in einem der Wappen deutet auf die fränkiſche Familie Streitberg. Der Name kommt unter den Rittern des Deutſchen Ordens vor.

land überwunden werden unter dem Kreuzesſtamm mit dem Lamme. Der Prophet und der Apoſtel bedeuten ihn: He drecht unser Kr... und Sy dat is dat Lam.

Die Ermittlung der Wappen, die bis jetzt noch nicht gelungen iſt, eröffnet die Ausſicht, genau zu erfahren, zu welcher Zeit und an welchem Ort die Schnitzarbeit gefertigt iſt. Für das 16. Jahrhundert ſpricht ſchon die Form dee Wolken, — eine Wellenlinie, dem Strich einer Handkrauſe vergleichbar — wie ſie in den Holzſchnitten der älteſten deutſchen Drucke vorkommt. Die Sprache der Ueberſchriften ſcheint niederſächſiſch zu ſeyn *).

Es wurde erwähnt, daß ſelbſt Einzelheiten davon zeugen, es ſey ein Meiſter geweſen, der die Matrice zu all den beſchriebenen Bildern ſchnitt, mehr als auffallend wäre es ſonſt, daß z. B. beinahe überall das überwundene Ungeheuer des Teufels mit den Tatzen den kryſtallenen Speeresſchaft erfaßt, der es niederſtößt, daß dem Gekreuzigten gewöhnlich dieſelbe Zeichnung zu Grunde liegt, daß der Prophet mit bedecktem Haupt ein Buch trägt, daß das Menſchenpaar im Paradieſe ſtets ſo gehalten iſt, als wenn alle Darſtellungen wie jene Lade für ein Frauengemach beſtimmt geweſen.

Die Bedeutung der Figuren auf Cranachs letztem gefeiertſtem Denkmale in Weimar, an dem er als 81jähriger Greis malte, kann nicht richtig verſtanden werden, wenn man nicht die älteren Compoſitionen vom Geſetz und von der Gnade zu Rathe zieht.

Ohne Zweifel hat an dem Altarblatt während des Meiſters Leben und nach ſeinem Tode — es wurde, wie die Jahrzahl lehrt, erſt 1555 beendigt — auch Lucas Cranach der jüngere gearbeitet und möglich iſt es, daß ſich ein Verdienſt um daſſelbe, wenn auch nur ein untergeordnetes, ein Königsberger erworben. Im Januar 1552 hatte ſich Lucas Cranach der Sohn für eine Zeitlang nach Weimar überſiedelt und zwar mit Weib und Kind und mit den „Malerjungen.“ In ihrer Zahl befand ſich Heinrich Königswieſer, der ein Jahr vorher vom Markgrafen Albrecht nach Wittenberg geſchickt war, um ſich als Maler auszubilden **).

*) Für „Der Tod iſt der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes iſt das ewige Leben in Chriſto Jeſu“ leſen wir: — — is der Sunde Solt averst de Gave Gades is dat awige Leven in Christe Jh.

**) Beiträge zur K. Pr. III. S. 256. 257.

Manches wiederholt ſich in der Vorſtellung, namentlich in den kleinen Figuren, die zwiſchen die großen eingeſchaltet ſind. Der Stamm vorn in der Mitte trägt den Heiland und ein Stamm im Hintergrunde die eherne Schlange. Tiefer noch wird den Hirten große Freude verkündigt und in einer Ecke des Vorgrundes ſtößt der Heiland den Speer in den Teufelsrachen und bewältigt zugleich unter ſeinen Füßen den Tod — zu ſpät für den nackten Mann hinter dem Kreuz, der troſtlos zu Moſes' Geſetztafeln blikkend vom Tod und Teufel in die Höllenflammen getrieben wird. Der gerettete Menſch, der Gnade empfäht, iſt der Meiſter Lucas Cranach ſelbſt, der Prophet und der Apoſtel, die ihn leiten, ſind Johannes der Täufer und Martin Luther. Dieſer bezeichnet eine Stelle in der Bibel; und das Lamm, „welches der Welt Sünden trägt“*), ſchreitet zu dem Maler, auf deſſen Scheitel der Blutſtral herniederſtrömt, da er ſich andachtsvoll dem Gekreuzigten genähert. Das beſeligende Blut berührt den Erfinder des Altarblattes und Blut am Kreuz unter den durchbohrten Füßen des Herrn umfließt ſein Malerzeichen und Wappen, nämlich die geflügelte Schlange. So ſtellte Luthers treuſter Schüler, der mit gefalteten Händen dankt, daß ihm nicht Jeſu Blut, nicht das Leſen der Bibel entzogen iſt, ſich theilhaft der Gnade und Barmherzigkeit dar.

A. Hagen.

*) In der Bibel, die Luther aufgeſchlagen hält, ſteht unter anderen Zeilen: „Gleichwie Moſes in der Wüſte ein Schlang erhaben hat, alſo des Menſchen Sohn muß erhöhet werden.“ Auf der Siegesfahne des Lammes: **Ecce agnus Dei qui tollit peccata mundi.**

Nachträglich möge bemerkt werden, daß die Figur des Malers auf dem Weimaraniſchen Altarblatt in der beſchriebenen Situation zu unſtatthaften Angaben nnd Annahmen verleitete. Müller in den „Sächſiſchen Annalen" ſagt: „Geſtalt er die ſchöne, große Altar-Tafel, waren Churfürſt Johann Friedrich, nebſt ſeiner Gemahlin und dreyen Söhnen, in Lebens-Größe zu ſehen, gemahlet, und zwar ohne einig Entgeld, weilen ihme erlaubet, ſich gleichfalls in Lebensgröße daran zu malen." Schöll in ſeinem Buche über Weimar ſagt: „Seine Stellung neben dem Reformator und beſonders die unmittelbare Beziehung, die er dem Verſöhnungsopfer auf ſich gegeben, beurkunden, daß das Gemälde nicht urſprünglich zu einem Denkmal für den Kurfürſt und ſeine Gemahlin, vielmehr von Cranach für ſich zum Bekenntniß ſeines lutheriſchen Glaubens und evangeliſchen Troſtes am Lebensabend beſtimmt war."

Das Antiquarium
der
Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia.

Drittes Verzeichniß.

(Fortſetzung.)

553—555. Bilder. Vergl. Nr. 264—266.

553) Quodlibet von Martin Cerulli. Ueber den Maler N P P B. Bd. I. S. 50. Gedruckte Blätter und Kupferſtiche. Auf einem von jenen die Jahrzahl MDCCXXXIX, auf einem von dieſen der Name M. Cerulli. In der Mitte der Kupferſtich nach J. B. Piacetta. Vom Stadtgerichtsrath Reuſch. 101, 11.

554) Desgl. MDCCIII. M. Cerulli. Von demſelben. 101, 12.

555) Kupferſtich. Dürers Ritter, Tod und Teufel in der Wierriſchen Copie. Bei Heller im „Leben und die Werke Albrecht Dürers" S. 505: „Sie iſt ſehr ſchön

Digitized by Google

und vorzüglich zu bewundern, daß der Künſtler (Hieronymus Wierr) dieſelbe ſchon in ſeinem 15ten Jahre verfertigt hat; ſie iſt ohne Zeichen, ohne Buchſtaben und ohne Jahreszahl, aber auf der Tafel ſteht 1564 und oben in der linken Ecke Ae. 15. Höhe 9 Z. 1 L. — Br. 7 Z.“
Von Huhn auf Gerlauken. 275, 1.

556—578. Abformungen und Nachbildungen in Gyps, Metall und Guttapercha.

556) Gypsabguß eines kleinen Schnitzwerks aus Buchsbaum, mit dem Bruſtbild Wolffs v. Wernsdorff von 1528. Er kam 1513 mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg als Ordensritter nach Preußen, vermählte ſich darauf mit Anna v. Breitenbach und wurde der Stammvater der Wernsdorffs in Preußen. Wolff Werensdorff Alter 50 Jar. P. D. (etwa Pro Deo, Per Deum). Das Original, das Albrecht Dürer in ſeinem Todesjahr gefertigt haben ſoll, im Beſitz des Herrn v. Wernsdorff auf Truntlack. Der Abguß von Gyps und Stearin. Vom General-Director der kgl. Muſeen v. Olfers in Berlin. 119, 10.

557) Desgl. einer Silbertafel von Johann Sigismund, die vordem im kneiphöfſchen Junkerhof aufbewahrt wurde. Oben die Gottſeligkeit mit dem Buch, der zwei Engelknaben Kränze darreichen. Zwiſchen zwei Füllhörnern der Kurfürſtenhut in einer Muſchel. Zu beiden Seiten des Wappens die Pax und die Concordia, jene auf einen Helm tretend hält einen Lorbeerzweig, dieſe hat als Attribut neben ſich einen Bienenkorb. Im Buch: Dulcia in aeterno Pietatis praemia regno. Sehr gros iſt die Gottſehligkeit im Himmel. Ueber dem Kurfürſtenhut: Pro lege et Pro grege Nutrix eclesiae Pater Patriae Defensor utriusquae (sic) Tabulae [d. i. Beſchützer des Roſen- und Hölkenwinkels]. Anno 1611. den 2. Decembris. Unter dem Wappen: Hans Sigismund Margraf vnd Churfürst zu Brandenburg in Preussen, Gülich Cleve und Bergen Hertzogk. Neben der Pax:

(Vis bel) li evertit regiones iura precesque
Optamus pacem pax opus alma Dei.

Krieg zerſtört Landſchaft und Stedt
Buntniß Eid und das Gebeth
Deumb wünſchen wir den Fried zur Friſt.
Der Feied ein Gabe Gottes iſt.

Neben der Concordia:

Sancta ligat mites animo concordia fratres
Omnia amore vigent omnia lite rigent.

Die heilige Eintrechtigkeit
Der Brüder Herz Verbindt allzeit
Durch Lieb all dinge Lang Beſtehn
Durch Haß all Dinge vnder gehn.

Das Silberſchild gehörte zu dem künſtlichen Silbergeräth, das großentheils aus Trinkhörnern und Schildern beſtehend Eigenthum der Corporation der Kaufmannſchaft war. Von ihr wurde es dem Staate als freiwilliges Darlehn 1848 übergeben. Das Schild iſt erhalten und wird in Berlin im Muſeum aufbewahrt. Der Abguß mit Stearin getränkt, iſt in einer Leimform gemacht. Von demſelben *). 315,7.

558) Desgl. von 12 ovalen Buckeln eines Pokals, auf denen die Geſchichte des h. Martin dargeſtellt iſt. Auf dem ſelten großen ſilbernen, vergoldeten Pokal, der der Georgsbrüderſchaft in Elbing gehört, befindet ſich die Jahrzahl 1606 und ein Doppelſtempel mit N und einem halben Rad. Die Vorſtellungen werden durch Reime erklärt: 1) Als wie er hab getheilet mit. Ein ſtück ſeines mantels den Er zſchnit. 2) Einem Bettler nackend und blos Chriſto gefiel wol die gutthat groß. 3) Mit dem Kaiſer zog Martinus Zu ſtreit aldo, Schawt on Wehr und Waffen Er aufrafft Alle die Feind durch Chriſti Krafft. 4) Beim Biſchof Hilario Er geweſt Erlittn ſehr vil beſchwer, Von Straſſenreubern in dem Wald- Sie hetten In ſchier zerſchlagen bald. 5) Der Teuffel ſich Jhm wideeſetzt, Bliebe doch von Jhm unverletzt. 6) Von Cheiſto Maetinus nidt weicht - Deßwegen man Jhn mit Ruten auſſteeicht. 7) Ein vergifft Kraut er Eſſen thet Das Gifft mußt weichen durchs lieb Gebet. 8) Ein Mann Starb war noch ane Tauff

*) In Bezug darauf, daß die erhabenen Ränder des bleigefächerten Wappeus (Vergl. Nr. 570.) auf ehemalige farbige Ausfüllung ſchließen ießen:

„Es iſt wohl möglich, daß die Felder im Schilde mit Smalte ausgefüllt werden ſollten, geſchehen iſt es aber wohl nicht. Es zeigt ſich nirgend eine Spur von Schmeiz oder anderer Farbe."

Berim, 6. März 1849. v. Olfers.

den Weckt Martinus von Toden auff. 9) Auch ein Altar ſah Er darbey, Hört er ein abeuthewrlich geſchrey. 10) Und weil dahin gros Walfarln war Hieß er einreiſen den Altar Sagt Man ſoll Jheſum Chriſt allein Vleiſſig ehrn und anbetten fein. 11) Da auch verbrent ward ein ab Gott Kombt ein Haus dabei In gros not. Martinus gegen die brunſt ſich ſtellt, Alßbald das Fewer Inne hellt. 12) Erweckht auch einer Frawen Todten Sohn Die lobte Gott im Himmels thron. Von dem Fertiger der Gypsabgüſſe G. Stielow in Elbing. 119, 11.

559) Desgl. Von der Geſichtsmaske des Königs Premysl Ottokar II. von Böhmen, des Erbauers von Königsberg. Nach der Figur auf ſeinem Grabdenkmal (die Naſe iſt abgeſchlagen) in der St. Veitskirche in Prag. Von W. Stürmer in Berlin *). 315, 16.

560) Desgl. vom Kopfe Kants, kurz nach ſeinem Tode vom Prof. Knorre genommen. Kelch „Ueber den Schädel Kants. Ein Beitrag zu Galls Hirn und Schädellehre.“ Königsb. 1804. ſagt S. 13.: „Kants Schädel enthält durch die regelmäßige Bildung ſeiner einzelnen Theile und durch die Menge der an ihm ſtark ausgezeichneten Erhabenheiten eine merkwürdige Form. Die hohe, breite nnd eckige Stirne, die bis zur Kronnaht ſtark ausgezeichneten Spurlinien, die gerade Richtung des Oberdachs des Schädels, die zu beiden Seiten ſtark hervorragenden Erhöhungen der Seitenwandbeine, die allmählich ſich nach hinten wölbenden Schlafflächen und auf ihnen befindliche Erhabenheiten, der Eindruck und die Abplattung am Hinterhaupte und das ſtark nach hinten ſich wölbende Hinterhauptsbein geben dem Schädel Eigenheiten, die man in dieſem Zuſammentreffen ſchwerlich an einem anderen wiederfinden wird.“ Abgebildet

*) Der Meiſter der Sandſteinfiguren am Königsthor in Königsberg bemerkt:

„Das Original in der Kirche S. Veit in Prag iſt zu Karls IV. Zeiten gefertigt. Es befindet ſich dort eine Reihe von Figuren im Hochrelief die beiden Ottokare, Eliſabeth, Podiebrad, Carl IV. u. ſ. w. Dem Ottokar II. fehlt die Naſe, da indeß Ottokars Tochter Eliſabeth und auch Karl IV. Stumpfnaſen haben, ſo habe ich in der Art die Ottokars II. ergänzt. Das Bildwerk zeigt uns ihn von brauner Farbe mit ſchwarzem Haupthaar und Bart, von mäßig langer Geſtalt.

Berlin, 25 Jan. 1849. W. Stürmer.

in Schadow's „Polyclet". Bilder-Band. II. Taf. X. Von J. Knorre. 316, 9.

561) Gypsbild der Königin Luiſe im Rahmen. Die Gypsplatte iſt zerbrochen. Aus der Sammlung des Magiſtrats. 119, 9.

562) Desgl. des Biſchofs Andreas Stanislaus v. Hatten von Ermland, flach nach dem Steindruck gearbeitet. Vom Regiſtrator Lipski. 316, 11.

563) In Guttapercha das Bildniß des Philoſophen Hamann nach dem Kupferſtich von Fleiſchmann. Von demſelben. 316, 10.

564) Galvaniſcher Abdruck von einem Relief mit dem Bildniß: Gregorius XVI Pont. Max. An. I. Von dem Geber wurde bei der Verfertigung ein Verfahren beobachtet, wodurch ſich der Metallglanz erhielt. Vom Director Lilienthal in Röſſel. 315, 5.

565—568) Desgl. von den älteſten Siegeln Elbings. Abgebildet in Voßbergs „Münzen und Siegel der preuß. Städte Danzig, Elbing, Thorn und Pommerellen. 1841. Taf. IV. A. C. H. 565) Das älteſte Siegel der Altſtadt, mit einem Schiff und einem Kreuz. † Sigillum Burgensium in Elvigge. Der Stempel hat ſich erhalten und der älteſte Abdruck befindet ſich an einer Urkunde von 1242. 566) Schiff mit zwei Fahnen, auf einer das Stadtwappen (zwei Ordenskreuze, das untere auf dem Netz von Lübeck), Flagge mit dem Kreuze. Sigillum * Civitatis * Elbingensis. Der älteſte Abdruck von 1367. 567) Secret-Siegel. Ein Schiff. Auf einem Bande: Secretum civitatis Elbingensis. Bis 1454 benutzt. Auf die Flächen eines ſilbernen Cylinders ſind das Secret und das noch kleinere Signet eingegraben. 568) Siegel der Neuſtadt. Roſen umgeben das Wappen, deſſen eine Längenſeite drei Roſen*), deſſen andere ein Kreuz zeigen. † S. Burgensium civitatis nova Elbingensis. Nur auf einem Wachsabdruck von 1347 enthalten. Vom Stadtrath Neumann in Elbing. 323, 7—10.

*) Für das Wappen wurden die Roſen aus dem des Hochmeiſters Dietrichs von Altenburg gewählt.

569) Stanniol-Abdruck von einem vergoldeten Silberſchild, von 1599. Im Original um das Wappen Engel, ein Cherubimkopf. Johann Sigmundt Marggra zv Brandeburgk Preusen Hertzog Anno 1599 den 7. Januarij. Das Schild befand ſich im kneiphöfſchen Junkerhof und wurde 1848 verkauft. Jetzt im Beſitz von W. Kähler. 117, 16.

570) Desgl. vom Silberſchilde Joh. Sigismunds vom J. 1611 das Wappen. Vergleiche Gypsabguß Nr. 557. 117, 16.

571) Desgl. (zweimal) von einem Silberſchilde, das 1638 der Kaufmannſchaft von der philoſophiſchen Facultät der Univerſität überreicht wurde. Auf dem Original neben dem gravirten rechteckigen Bilde Artes in getriebener Arbeit eine Minerva, Arma, und ein Merkur, Mercatura, mit dem Stempel G. F. und der Inſchrift Solenni loci huius honori firmando ac bonae memoriae Amplissimorum Dnn eidem praefectorum pro insigni exhibito favore — exiguum hoc monumentum facultatis philos. T. T. decanus Valentinus Thilo Eloq. P. P. et XIV. ab eodem promoti Dnn. Magistri MDCXXXVIII. VIII. April ponebant. Das Silberſchild iſt Eigenthum der Akademiſchen Kunſtſammlung. 117, 16.

572—577) Desgl. von Theilen der beiden ſilbernen Abzeichen des kneiphöfiſchen Junkerhofs, der „Roſe" und dem „Sund". Die Roſe iſt eingeſchmolzen, der Sund wurde von L. Zappa gekauft. 117, 16.

578) Desgl. von einem ſilbernen Trinkhorn vom J. 1768. Das Trinkhorn zum Silbergeräth des kneiphöfiſchen Junkerhofs gehörig, wurde von G. C. Zſchock gekauft. 117, 16.

579–585. Siegel und Petſchafte.

579) Siegel in rothem Wachs mit einem Schiff. Sigillum certificationum civitatis Dantzig in einer runden Eiſenblechkapſel, auf der das roh eingeſchlagene Danziger Wappen. Es hing an einem Schifferbrief. 324, 13.

580) Desgl. in Lack. Zerbrochen. Das Petſchaft, im Beſitz des verſtorbenen Regierungsraths Rovenhagen, ſoll auf dem

Rudauer Schlachtfelde gefunden ſeyn. Auf dem mit dem Helm bedeckten Schilde eine Flunder. Die Umſchrift nicht zu entziffern. Von Dr. Meckelburg. 324, 14.

581) Desgl. in rothem Wachs in Fiſchblaſenform. Verkehrt. Ein Engel hält ein Wappen, auf dem eine Krone. — — et v Gottes G Abdis — — rheinländiſches Siegel. Von A. H. Frank. 321, 11.

582) Desgl. in grünem Wachs. Im Wappen ein Eimer (?) Umſchrift undeutlich. Rheinländiſches Siegel. Von demſelben. 321, 12.

583) Petſchaft von Bronze. Eine Madonna mit dem nackten Kinde auf dem Arm. Ein Theil der Umſchrift ſcheint zu heißen S. Gerardi Nieman. An der geſtochenen Scheibe oben ein Heft von demſelben Metall. In Germau gefunden. 321, 79.

584) Desgl. von Meſſing. Zwei Hände, aus Wolken vorragend, umfaſſen ſich. D. Die Gravirung iſt ſo roh als das hölzerne Heft. Im Schloßteich gefunden. Von A. W. Funt. 321, 78.

585) Desgl. von Meſſing. Siegel d. Los u. Kuchen Becker in Königsberg 1698. Wahrſcheinlich neuerer Nachſtich eines alten Siegels. 321, 80.

586—588. Urkunden.

586—587) Jacob Abramſon 1748 zum kaiſerlichen Geſchäftsträger in Danzig erhoben. Sechs Pergamentblätter in roth ſammetnem Deckel. An ihm hängt an goldener Schnur in einer großen vergoldeten Kapſel, auf der der öſtreichiſche Adler mit dem Bruſtſchild F. I. gravirt iſt, das kaiſerliche Reichsſiegel in rothem Wachs: Franciscus D. G Delectus Rom. Imperat. Semp. Aug. German. Hieros. Rex Lothar. Barr. Et magnus Hetr. Dux.

Nos Franciscus divina favente clementia electus Romanorum imperator — — Cum Nobis a Ministris Nostris Caesareis humillime relatum fuerit Jacobum Abramson insignibus animi dotibus, rerum gerendarum dexteritate atque integritate praeditum esse, variaque devotionis et impensi studii sui documenta erga Nos Sacrum Romanum Imperium Augustissi-

mamque Domum Nostram jam edidisse et idem Nos humillime supplicavit, ut Ipsi non solum Caesarei Nostri Consiliarii characterem conferre, sed etiam eum in Agentem Nostrum Gedanensem nominare clementer dignaremur — — — Jacobum Abramson non solum in Caesareum Nostrum Consiliarium, sed et Agentem Gedanensem clementer nominavimus declaravimus, assumpsimus et fecimus — — statuentes, quod ex hoc tempore omnibus et singulis privilegiis, immunitatibus, praerogativis, honoribus emolumentis et quibuslibet juribus, quaecunque his characteribus annexa sunt, uti, frui, potiri, atque gaudere possit et debeat — — — hac tamen expressa conditione et lege, ut arcana Nostra, quae quoque modo suam ad notitiam pervenerint, fideliter observet et ad tumulum usque custodiat, nec unquam consilio et rei unquam adhaereat, quod in Nostri, Nostrarumve rationum — — detrimentum vergeret, aut ubi contra Nostra — — regalia aliasque quasvis praerogativas — — moliretur aut attentaretur — — Nos aut Ministros Nostros tempestive admoneat et remedia suis pro viribus adhibeat ac denique omnia alia, quae fidelem Consiliarium et sedulum ac integrum Agentem erga Dominum suum decent, probe faciat, plene praestet et perpetuo observet ut — — rigore solemnis juramenti suo tempore desuper praestandi, eum interea obstrictum volumus. — —

Harum testimonio literarum, manu Nostra subscriptarum et sigilli Nostri Caesarei Appensione munitarum, quae dabuntur Viennae die vigesima prima mensis Octobris anno Domini millesimo septingentesimo quadragesimo octavo, regni Nostri quarto. Franciscus.

Daneben ein polniſcher Verleihungsbrief auf Papier, Mit dem nicht deutlich ausgedruckten kaiſerlichen Reichs-ſiegel vom J. 1738. Vom Dr. med. Albrecht. 163, 2.

588) Meßbrief über ein vom Schiffszimmermann Fr. Wenck vermeſſenes Briggſchiff, ertheilt am 20. Apr. 1811 vom

Königl. Oſtpr. Commerzien- und Admiralitäts-Collegium. Auf Pergament mit anhangendem Wachsſiegel in einer Blechkapſel. Vom Stadtrath Henſche. 163, 3.

589—590. Landkarten.

589) **Prussiae** Das iſt des Landes zu Preuſſen Eigentliche und Wahrhafftige Beſchreibung zu Ehren Herrn Albrecht Friedrichen durch Casparum Hennebergerum. Gedruckt zu Königsberg in Preußen bey Segebaden Erben. Im Jahr 1638. Holzſchnitt von Caspar Felbinger, aus 9 Blättern (von verſchiedenen Ausgaben, die älteſte von 1576. NPPB. Bd. VI. S. 371.) zuſammengeſetzt. 159, 29.

590) Durchzeichnung des großen Stadtplans von Königsberg. Eigentlicher Abriß Vndt Contrafactur Der Weit Berumten Churfürſtlichen Seheſtadt Königsperg In Preuſſen Wie die Selbe Anno 1613 Mit Allen Vorſtedten Erbauwet Geweſen. Der Zeichner und Verleger war, wie es ſcheint, Bartholomäus Koch, Buchdrukker, Formſchneider und Briefmaler. N P P B. Bd. IX. S. 455. Der Kupferſtecher iſt Joachim Bering. Joc. Bering inven. et excud. Ueber ihn und den Stadtplan N P P B. Bd. IV. S. 458. Das Original im Beſitz eines Erben des Gebers in Breslau. Vom Schloßbaninſpector Schultz. 157, 2.

N a ch t r a g.

Ungeachtet aller angewandten Sorgfalt bei Anfertigung des Verzeichniſſes wird ſich dennoch hie und da Irrthümliches eingeſchlichen haben. Es wird um gefällige Angabe deſſelben ſelbſt in anſcheinend unweſentlichen Punkten gebeten und zugleich für Berichtigungen und Bemerkungen gedankt, die brieflich mitgetheilt ſind und hier eine Stelle finden.

Nr. 21. Lanzenſpitze und

" 38. Todtenurnen, ſind nicht in Kirtigehnen, ſondern in Kirpehnen bei Germau gefunden worden.

" 206. Der Ring iſt in Kobjeiten bei St. Lorenz gefunden, welcher Ort von dem gl. N. im Kirchſpiel Kumehnen zu unterſcheiden iſt.

" 240. Damascener-Klinge. Hiebei wird bemerkt:

„Unter den tartariſch ſcythiſchen Alterthümern, die ein Augsburgiſcher Künſtler Leizelt zu dem Buch: Anecdoten zur Lebensgeſchichte des Reichsfürſten Potemkin. Freiſtadt am Rhein 1792. giebt, iſt auf Tab. I. ein Dolch mit flammenartig geſchweifter Klinge (der Griff zeigt eine barocke zuſammengekauerte Figur) die mit der Damascener Klinge in der Pruſſia zu vergleichen ſeyn möchte.

Sollte der Name Flamberg nicht eine in der Scheide zu bergende Flamme bedeuten?

Nr. 375. Keule. Statt Bolhan iſt Bothau zu leſen.

Wenn der im erſten Jahresbericht ausgeſprochene Wunſch, einen Raum mit vaterländiſchen Alterthümern dem Publikum eröffnen zu können, in Erfüllung gegangen iſt, ſo möge folgender wiederholt der Berückſichtigung empfohlen ſeyn. Man hofft, daß Kunſtſammler nicht Anſtand nehmen werden, ihren dahin bezüglichen Beſitz daſelbſt mit aufſtellen zu laſſen. Beſtimmung iſt es, daß die Sammlung der Geſellſchaft Pruſſia, falls ſich dieſe auflöſen ſollte, unzertrennt und bleibend in Königsberg aufbewahrt wird. Möchte dadurch ſich mancher geneigt finden laſſen, die von ihm beſeſſenen Alterthümer, die in der Vereinzelung verhältnißmäßig geringen Werth haben und dem Verſchwinden nur zu leicht ausgeſetzt ſind, der Geſellſchaft als Geſchenk zu übergeben.

Ueber den Namen der Kirche Juditten.

Vortrag in der Verſammlung der Pruſſia
am 1. Oct. 1853 gehalten.

Von **A. v. Mülverſtedt.**

Die Orts- und Perſonal-Namen eines beſtimmten Landes pflegen ein ſo eigenthümliches Gepräge an ſich zu tragen, daß ihre Unterſuchung, geht ſie von richtigen ſprachlichen und antiquariſchen Kenntniſſen aus, wohl ſtets von gewichtigen Folgen für die Aufklärung der Special-, namentlich der Culturgeſchichte des Landes ſeyn muß. Halten wir hier die Formungen der Local-Namen im Auge. Das Charakteriſtiſche, ihrer Heimath Anklebende, zeigt ſich bald in der Wurzel-, bald in der Endungsform. Wir ſehen z. B. in Niederſachſen, in dem die Mark, Mecklenburg, Braunſchweig und Pommern umfaſſenden Länderkreiſe die Endung —hagen zur Localbezeichnung in demſelben Sinne gebraucht, in welchen man ſich am häufigſten in Franken und Bayern der Endung —hofen bedient. Jedes Land hat ſeine eigenthümliche Endungsformation bei ſeinen Localnamen, auch unſer Preuſſen, für deſſen Urſprache die Menge der Ortsbenennungen, die theils noch lebendig, theils aus den Urkunden der Vorzeit auf uns gekommen ſind, als ein wahrer Schatz betrachtet werden müſſen. Sie haben uns manches bisher unerklärbare Wort deuten gelehrt, manches neue dem Wortreich einverleibt, manches hiſtoriſche Faktum erläutert, vor allem aber den wahren Linguiſten, ich meine denen, die auf dem richtigen Wege eines comparativen Studiums wandeln, die wichtigſten Aufſchlüſſe dargeboten. In keinem Lande erſcheinen daher die Localnamen bedeutſamer für Geſchichte und Alterthum, als in Preuſſen und ein Lexicon derſelben, mit Berückſichtigung ihrer Bedeutung, wäre für beide Disciplinen ein lohnender Gewinn. Freilich ſchweben uns bei den Gedanken an ein ſolches Unternehmen Arbeiten vor, wie ſie über das Wort Damerau und die Endung wangen aus den ge-

lehrten Federn von Sachkennern gefloſſen ſind. Denn der Drang zur Erklärung der Ortsnamen iſt, wie die zahlreichen Fabeln über die Entſtehung vieler ausweiſen, ein recht allgemeiner und reißt zu Verſuchen hin, welche durch die Ueberſetzung des altpreuſſiſchen Stürlack *) mit Ochſenfeld oder Ochſendorf hinlänglich charakteriſirt werden.

Von der Deutung eines Namens aber iſt die Unterſuchung über ſeine Bedeutung wohl zu unterſcheiden. Es giebt in allen Sprachen Namen, deren Urſprung (um ſo weniger, gehören ſie einem todten Idiom an) kein menſchlicher Forſchergeiſt und keine Gelehrſamkeit ergründen wird. Sie verdanken ihr Entſtehen einer augenblicklichen Willkühr, dem Gedanken eines Augenblickes, ſie ſind oft Kinder des Zufalls oder der Laune. Wer wollte wohl deuten die Namen des Zollerns, des Stauffens, der Abtei Banz, der Städte Riga, Culm, Graudenz, Barth, Conitz? Das ſind ſo gut deutungsloſe Namen, wie der unſeres Preuſſenvolks ſelbſt, über deſſen Heimath und Bedeutung die Sprachforſcher keines Jahrhunderts bisher ins Reine kommen konnten.

Jenen einſylbigen Ortsnamen, ſtamm- und endungslos, ſteht die Menge derjenigen Propria gegenüber, welche deutlich Perſonen- oder Sachen-Namen durch Hinzutreten einer gewiſſen Endſylbe zu Localbenennungen gebildet haben. Wir denken hiebei an unſer Preuſſen allein. Freilich wird eine genaue Bekanntſchaft mit den uns erhaltenen Perſonalnamen die richtige Erklärung bedingen. Man hat vielfach von beſtimmten Local-Endungen bei Preuſſiſchen Ortsnamen geſprochen und als ſolche unter andern auch —itten bezeichnet, auf welche Sylben eine ſo bedeutende Anzahl von heutigen Ortsbezeichnungen ausgeht. Aber jene Annahme beruht, wie ich glaube, auf lauterem Irrthum. Wenn wir ſehen, wie in allen Ländern der Name des Beſitzers oder vorzüglichſten Einwohners einer Ortſchaft, ihr ſelbſt den Namen verleiht, daß Alvensleben der Ort iſt, wo Alvo wohnte, Herbsleben die Beſitzung des Herwig oder Herwicus, Cordshagen das Gut Conrads, ſo iſt nach allgemeinen ſprachlichen Geſetzen auch anzunehmen, daß man auch in Preuſſen mit dieſer Bezeichnungsart verfuhr. Stellt ſich die Richtigkeit dieſer Annahme durch die vor-

*) alt: Storelauken.

kommenden Ortsnamen Davidts, Wicherts, Lehmanns, Spiegels, Menzels u. ſ. w. auf den erſten Blick heraus, ſo ergiebt ſich ebenſo leicht daſſelbe auch in Betreff der auf die Endung —itten ausgehenden Ortsnamen, wenn wir wiſſen, daß es einen Stammpreuſſen Slobothe gab und einen Ort Schiobitten, Stammpreuſſen Leygothe, Maudithe, Moldite, Naxite, Suplithe, Senkithe, und Ortſchaften Legitten, Moditten, Maldeiten, (alt Molditen) Nachſitten, Supplitten und Senkitten. Hieraus folgt alſo, daß in den letzteren Lokalnamen nicht itten, ſondern die deutſche Endſylbe en die Local-Endung iſt, die dem Perſonale angehängt es in ſeiner Genitivform und dadurch eben als Ortsbezeichnung erſcheinen läßt. Denn daß en keine altpreuſſiſche Local-Endung ſei, lehren deutlich die Formen der Ortsnamen, welche uns die älteſten Urkunden Preuſſens aufbewahrt haben. Schorſchenen heißt Sorſyon oder Surſyeine, Rogehnen Rogyn oder Rogayn u. ſ. w. *).

Ich glaube, daß Unterſuchungen über die urſprüngliche Form und die Entſtehung der heutigen Ortsnamen, zumal Preuſſens, ein allgemeineres Intereſſe für ſich in Anſpruch zu nehmen geeignet ſind. Sie führen zu überraſchenden Entdeckungen und laſſen den monſtröſen Deductionen entgegentreten, in welchen Chroniſten der ältern Zeit und manche Special-Hiſtoriker der neuern ſich zu gefallen pflegen. So weiß es nicht der hundertſte, daß unſer Ortelsburg einſt Ortulfsburg hieß, alſo nach einem Deutſchen mit dem gewöhnlichen Vornamen Ortulf benannt worden; daß Gilgenburg von Kilian, welcher Name in der Volksſprache Gilg hieß, ſeinen Urſprung hat. Wir erfahren, daß Schaken der Ort iſt, wo Schakaune, Schlobien, wo ein Sclobo wohnte; daß der Name des Gutes Stenken aus Stenegauden, Gaſſken aus Gaudecken, Irglack auch Erichlaucken contrahirt iſt. Es ergiebt ſich,

*) Die im hieſigen Ordens-Archiv aufbewahrten alten Zinsbücher und ſog. Acker-Regiſter, welche die Hauptmaterialien zur Topographie Preuſſens im Mittelalter enthalten, machen uns zugleich mit den eigentlichen und urſprünglichen Formen der heutigen Ortsnamen bekannt. Aus dem Baigiſchen Ackerbuche (A. 3.) zwiſchen 1420 und 1440 verfaßt, erſehen wir z. B. daß Cordommen früher Curtwedumpne (Dumpna oder Dumpnau iſt auch der eigentliche Name von Domnau) Polwitten früher Palabiten hieß, Peiſten auf Preuſſiſch Paiſtio, Sieslack urſprünglich Sirbolaucken genannt wurde. Kyrthan, Luſigehn, Seworſynen waren die alten Namen von Gr. Kerten, Loſgehnen und Sauerſchienen.

daß der Name des Gutes Polenzhof bei Bartenſtein nicht im geringſten Zuſammenhange mit dem bekannten Geſchlecht der Polentz, das es niemals beſeſſen, ſteht, ſondern daß es von einer andern adeligen Familie, Polan genannt, ſeinen Namen herleitet. Dieſelben alten Urkunden, aus denen die Vorſtudien zur Erklärung der heutigen Ortsnamen gemacht werden müſſen, beſtätigen endlich unſere Impietät gegen Traditionen, wenn wir erfahren, daß das bekannte Rittergut Breitenſtein an der Inſter ſeinen Namen nicht, wie man erzählt, einem ſonderbaren Diner König Friedrich Wilhelm I. auf dem dabei liegenden Rieſenſteine verdankte, ſondern daß ſchon 1492 das Gut mit ſeinem heutigen Namen vorhanden war. —

Zu denjenigen Namen, die einer richtigen Erklärung und Deutung noch am bedürftigſten ſind, zähle ich den der unſerer Stadt nahe gelegenen Kirche Judittén. Die Leſer unſerer Provinzialblätter erinnern ſich eines vor mehreren Jahren erſchienenen Aufſatzes, der neben einer Mittheilung der vorzüglichſten Fata des Gotteshauſes auch Verſuche zur Etymologie ſeines Namens brachte *). Ich nehme hier dieſen Gegenſtand wieder auf, in der Meinung, daß eine kurze Beſprechung deſſelben vielleicht ſchon um deswillen, weil der Ort ſo bekannt iſt, Intereſſe verdienen dürfte. Wie die Sache jetzt liegt, iſt eine genügende Erklärung des Namens noch nicht geliefert worden. Die Meiſten hegen mit Rückſicht auf den Klang des heutigen Namens die Anſicht, *daß an* ein Heiligthum der Judith zu denken ſei; viel früher dagegen hat man die Behauptung aufgeſtellt, daß die heilige Jutta dem Gotteshauſe den Namen gegeben **). Die letztere Meinnng hat in Hartknoch, der leider ſchon ſo manchen Irrthum auf unſere Zeiten verpflanzt hat, ihren Urheber; er iſt augenſcheinlich deshalb auf ſie verfallen, weil, wie dies bekannt iſt, in ältern Zeiten der Name Judittens ſtets Judenkirche, als e i n Wort oder getrennt

*) Neue Preuß. Prov. Bl. Jahrg. 1845. S. 725—745.

**) Die Nachricht, daß man früher zur Judenkirche gewallfahrtet, iſt richtig und begründet. Wir fügen noch hinzu, daß im Jahre 1515 ſich in Wieſterswalde im Balgaiſchen Gebiet, ein neuer Wallfahrtsort etablirte, wo bei einem S. Annenbilde Wunder geſchahen. Das Nähere erzählt der Regiſtrant vom J. 1515. (Allerlei Brief und Händel in- und ausländiſch im geh. Archiv) Abſchnitt 48.

geſchrieben, gefunden wird. Der Verfaſſer des vorhin erwähnten Aufſatzes hat beide Anſichten wohl ganz richtig verworfen, ohne eine neue und annehmbare in ihre Stelle zu ſetzen. Er widerlegt dieſe beiden Annahmen durch den Umſtand, daß weder ein Geſchichtſchreiber jener beiden Heiligen als Patroninnen der Kirche gedenke, noch daß irgend ein Heiligthum in der Kirche ſelbſt auf einen früheren Cultus einer derſelben hindeute. Ja Henneberger berichtet geradezu, daß die Kirche der Jungfrau Maria geweiht geweſen *) und das noch vorhandene Bildwerk beſtätigt dieſe Angabe des alten wahrheitsgetreuen Hiſtorikers vollkommen. Hiezu kommt noch, daß ſich in Preuſſen keine einzige Kirche hat ermitteln laſſen, welche dem Schutze einer jener beiden Heiligen anbefohlen worden und daß die Verehrung der heil. Jutta, welche erſt zur Zeit der Eroberung Samlands ſtarb, in den erſten Zeiten der Ordensherrſchaft, in welche die Gründung von Juditten fallen ſoll, wohl noch nicht ſo verbreitet war, daß man ihr ſofort ein Heiligthum in der Nähe der Hauptburg des Marien-Ordens gewidmet haben ſollte. Die ſog. Preußiſche Chronik **) allein nennt Juditten ein Heiligthum der Jutta, aber auch zugleich der Catharina, wohin Herzog Wilhelm von Geldern gewallfahrtet. Dieſe einzige Stelle eines Geſchichtswerks aber, das überdies nur als unſichere Aushülfsquelle erſcheint und noch eine neue Schutzpatronin hineinmiſcht, kann nach dem vorhin Bemerkten für die Erklärung des Namens nicht maaßgebend ſeyn. Wiſſen wir faſt von allen Kirchen der Ordenszeit anzugeben ***), unter welchem Patrocinium ſie geſtanden (ich erinnere z. B. nur an Quedenau, über welche Kirche neuerlichſt in den Provinzialblättern berichtet wurde), ſo würden uns auch die ſicherſten Nachrichten aufbehalten ſeyn, daß Juditten der Jutta Heiligthum geweſen. Klar liegt es aber auf der Hand, daß lediglich der bloße Klang des Namens Hartknoch und ſeine Nachbeter irre führte, die ſich die „Juden-

*) Daſſelbe auch D. Coel. Mislenta in diss. prooem. ad Corp. Doctr. Prut. p. 1.

**) S. 42. bei Voigt Geſch. Preuſſens. V. S. 514.

***) So war die Pfarrkirche zu Ragnit S. Georgen geweiht, was bisher vielleicht noch nicht bekannt war. S. Geh. Archiv Regiſtr. Herz. Friedrich Preuſch. Landtag ꝛc. de ao. 1509. p. 71.

kirche" als keine andere, als die der Jutta erklären konnten, ohne zu fragen, ob ſie in Preuſſen wirklich jemals verehrt worden. Unterliegt es aber noch einem großen Zweifel, ob ſprachlich der Name Jutta in jene weichere Form übergehen konnte und finden wir — ein Hauptumſtand — in allen Urkunden, worin der Kirche Erwähnung geſchieht, niemals Sanct Judenkirche geſchrieben, wie dies nach der Ausdrucksweiſe der Vorzeit wohl in der Regel zu geſchehen pflegte, ſo möchte hiernach und nach dem vorhin Bemerkten die Behauptung, daß bei unſerem Juditten von einem Heiligthum der Jutta keine Rede ſeyn kann, wenn nicht erwieſen, ſo doch mehr als wahrſcheinlich gemacht ſeyn. Die heilige Judith — gab es überhaupt je eine ſolche Heilige — haben wir ſchon um deswillen vergeſſen können, weil ihre Beziehung zum Namen der Kirche nur eine Erfindung der neueſten Zeit iſt und weil es ohne Beiſpiel wäre, daß der Name der Schutzpatronin einer Kirche mit der Local-Endung zum Ortsnamen geworden wäre. Eine andere mögliche Hypotheſe, daß Juditten dem heil. Apoſtel Judas, deſſen Feſttag mit dem des heil. Simon zuſammen gefeiert wurde, geweiht geweſen, wird durch keinen Beweis unterſtützt und erſcheint nach dem vorhin Angeführten ſchon an ſich unmöglich.

Sonach haben die Verſuche zu keiner befriedigenden Löſung der Aufgabe einer Namenserklärung von Juditten geführt. Vielleicht gelingt es uns im Folgenden eine neue Etymologie aufzuſtellen, die mit den vermuthlichen Schutzheiligen nichts zu thun hat und der Hennebergerſchen Nachricht von dem frühern Marien-Cultus in Juditten ihr volles Recht läßt. Beim Durchleſen der in den Provinzialblättern befindlichen, Juditten und ſeinen Namen betreffenden Aufſätze iſt es mir ſofort auffällig und für die Namens-Erklärung von Juditten von Bedeutſamkeit erſchienen, daß noch ein anderer Ort in Preuſſen ganz denſelben Namen trägt: das Rittergut Juditten bei Bartenſtein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß beide Namen dieſelben ſind. Beide tragen die bisher als Endung angeſehenen Sylben itten, oder vielmehr beide verrathen ſich dem Sprachkundigen als altpreuſſiſche, der Urſprache des Landes entnommen. Die Annahme, daß die Benennung des Gutes Juditten auf gleiche Weiſe entſtanden ſei, wie man es von unſerm Juditten erzählt hat, wird durch die ſichere Nachricht ausgeſchloſſen, daß auf jenem Gute niemals eine Kirche ge-

ſtanden und daß von einem Heiligthum der Judith und Jutta daſelbſt keine Rede ſeyn kann. Es kam nun zuvörderſt darauf an, den etwaigen älteren Namen des Gutes Juditten zu ermitteln und aus den uns erhaltenen älteren Verſchreibungen die ſich theils in den Grundbüchern des geh. Archivs, theils in den Original-Privilegien des Gutes, welche Herr Kammerherr v. Kunheim demſelben einverleibt hat, befinden, geht hervor, daß der Name im 15. Jahrhundert bald Jodithen, bald Joduthen geheißen hat. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts wird er in einem Zulaß für Heinrich v. Kittlitz Jodithen genannt *). Nach dieſen Feſtſtellungen kann es nicht zweifelhaft ſeyn, daß bei dem häufigen Vorkommen des Namens Jodithe und Joduthe (z. B. unter den Einſaßen der Cammerämter Wargen und Cremitten) das Gut Juditten oder in ſeiner alten Form Joduthen das Beſitzthum eines Preuſſen jenes Namens bezeichnet. Hiedurch wird aufs Neue unſere oben ausgeſprochene Anſicht in Betreff der Endung itten beſtätigt. Es kann der Richtigkeit dieſer Anſicht keinen Eintrag thun, wenn wir auch urkundlich keinen Jodutte als Beſitzer von Juditten aufgeführt finden; ſie iſt ſchon an und für ſich klar genug. Wir können, abgeſehn von unſerem Juditten, Beiſpiele genug aufſtellen, daß Preuſſen jenes Namens ihrem Sitzgute den Namen gegeben. Der Name Gedaute und in ſeiner veränderten Form Jodute, Joditte vielleicht auch Gedete war mehr als ein anderer und ebenſo, wie die Namen Clauko, Gelode, Milegaude, Gaudike, Glande und Diwan über das ganze Preußenland verbreitet und nach den durch den Mund des Volkes verſchieden gebildeten Formationen deſſelben ſind die heutigen Ortſchaften Giedauten, Kirchſpiels Laptau, Gideiten Kirchſpiels Schönenberg, Kreiſes Allenſtein und Gedauten, Kirchſpiels Henrikau, Kreiſes Braunsberg benannt worden. Das letztere war der Stammſitz eines mächtigen Adelsgeſchlechts, aus welchem Caspar v. Gedauten, der Schwiegervater Hanſens v. Bayſen, war. Alle jene eben genannten Ortſchaften aber tragen ohne Zweifel denſelben Namen als unſer Juditten. Ja in einer Verſchreibung von Hein-

*) S. Geh. Archiv Regiſtrant C. C. „Hertzog Friederich, Preuſch Landtag, Haus-Cometer ꝛc. betreffend.“ f. 484. Der Zulaß iſt d. Freitag nach Invocavit 1509.

rich Reuß, dem hochmeiſterlichen Statthalter, für Simon v. Caunikaym zu Perſcheln wird der Vorbeſitzer Broſtan Juditte genannt *). Ich werde hiernach weiterer Anführungen zum Beweiſe der Anſicht über den Urſprung des Namens Juditten überhoben ſeyn und es wird ſich nun fragen, iſt es anzunehmen, daß der Name der Kirche Juditten auf dieſelbe Weiſe entſtand, wie der des Gutes Juditten und der andern Ortſchaften deſſelben Namens d. h. leitet ſich der Name auch von einem Stammpreuſſen Namens Jobuthe her? Wir müſſen hier in kurzem auf die Geſchichte des Namens der Juditten Kirche zurückgehen. Die älteſte, ſchon in dem erwähnten Aufſatze enthaltene Nachricht über Juditten vom Jahre 1402 nennt es „Judynkirche“ **). In einer Verſchreibung der Kirche an das hieſige Hoſpital durch den Hochmeiſter Michael Küchmeiſter vom Jahre 1415 heißt ſie die „Pfarrkirche zu Juden“ ***). In einem Schreiben des Obermarſchalls an den Hochmeiſter vom Jahre 1425 iſt von einem Hofe bei „Judenkirche“ †) die Rede, in einem andern d. d. Caporn Montag nach Andreä 1448 meldet der Ober-Marſchall dem Hochmeiſter den Tod des Pfarrers zu Judenkirchen ††). Der letztere Name blieb fortan der gewöhnliche bis in die neuere Zeit. 1501 Sonnabend nach Margarethä bittet Nicklas der Glockmeiſter zu Königsberg um die Pfarre zu Judenkirchen †††) und 1507

*) S. Geh. Archiv Foliant No. 5. Verſchreibungen des Statth. Heinrich Reuß enthaltend

**) Dieſe älteſte Nachricht ſpricht von einem zu Juditten dargebrachten Opfergelde. Es iſt gelungen, noch eine andere Notiz aufzufinden, welche es beſtätigt, daß man in der Vorzeit an dieſem Heiligthum Geldſpenden opferte. So heißt es ab extra eines Sold-Mahnbriefs Georgs v' Gilna, auf Zehmen in Sachſen erbgeſeſſen, vom Jahre 1480 unter mehreren (vermuthlich von der Hand des hochmeiſterlichen Secretairs) daſelbſt verzeichneten Ausgaben:

Item 1 fir (Virdung) czu Judenkirchen.

Item viij β (Schillinge) czu sand Jorgen.

S. Geh. Archiv Schiebl. Adels-Geſch. G/a. No. 70. Es würde auffällig ſeyn, wäre an eine Kirche der heil. Juita zu denken, nicht „Sanct Juden“ zu leſen, wie man ähnlichen Falls doch „Sanct Georgen“ ſagte.

***) S. geh. Archiv Schiebl. LVII. Nr. 66.

†) S. ibid.

††) S. geh. Archiv Schiebl. LVII. Nr. 67.

†††) S. Regiſtrant bei: Rath und Abſchiede 1499—1506 (im geh. Archiv) f. 183.

geſchieht abermals des Pfarrers zu Judenkirche Erwähnung *). Hiemit iſt auch die Behauptung des erwähnten Referenten widerlegt, daß ſich von 1402 bis 1569 keine weitern Nachrichten über Juditten vorfinden **). Aus der Regierungszeit des Herzogs Albrecht bietet das geh. Archiv noch mehrere Specialien über die Pfarrer dar ***). Der Name Judenkirche blieb nun, nach Ausweis der im Archiv befindlichen Kirchen-Acten faſt das ganze 17. Jahrhundert hindurch gebräuchlich; ſchon 1660 findet ſich Judittenkirch †); ſeit 1682 faſt ausſchließlich Juditten, der heutige Name ††). Ein beſtimmtes Zeugniß über den Grund dieſer Transformation zu erfahren iſt vergeblich geweſen; es bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß man um deswillen zu der heutigen, den Charakter eines ächt-altpreußiſchen Ortsnamens an ſich tragenden Bezeichnung zurückkehrte, weil dieſe die frühere und urſprüngliche war. Jene Varianten finden ſich freilich auch nur immer in den Erlaſſen der Regierung und den Schreiben der Geiſtlichkeit und hätten wir beſtimmte Zeugniſſe, wie der Name im Munde des Volkes damals lautete, ſo ſtünde unſere Annahme unbezweifelt feſt. Schon der Umſtand, daß der Name, welcher zuletzt ſein Recht behauptete, derſelbe ſo vieler andern Ortſchaften iſt, dürfte meiner Anſicht das Wort reden. Demzufolge kann es aber

*) S. Regiſtrant bet: Allerley Briff vnd Hendel in- und auslendiſch. ibid. f. 325.

**) Zu dem Jahre 1519 war Paulus Sommer Pfarrer zu Judenkirchen. S. Regiſtrant allerlei Brief und Händel ꝛc. de a. 1519. Abſchnitt 48. Zur Zeit des Hochmeiſters Herzog Friedrich wird Peter Pfarrer zu Judenkirche erwähnt. S. Regiſtrant Inſtruct u. Extract ꝛc. f. 207. und Regiſtr.: Allerlei Brief und Händel de annis 1506 und 1507 f. 325, wo von einem Neubau der Widdem die Rede iſt.

***) Um eins zu erwähnen, ſo iſt es durch ein daſelbſt befindliches Schreiben des Pfarrers Urban Meyer, welcher 1612 ſchreibt, daß er in die 37 Jahr Pfarrer zu Judenkirch ſei, erwieſen, daß er 1575 dieſes ſein Amt angetreten, wodurch die Nachricht bei Arnold S. 24. Sicherheit erhält.

†) In einer Eingabe des Schaakiſchen Landvogts Hans v. Kreytzen d. 27 Apr. 1660. In einem Reſcript der Königl. Regierung vom 23. October 1710 ſtehl ſogar Judith-Kirch.

††) In einem Reſcr. vom 5. Octbr. 1678 heißt die Kirche Judithen-Kirch, während ab extra Juditſche Kirche ſteht, was ſchon auf den heutigen Namen hindeutet.

keinem Zweifel unterliegen, daß er auch auf dieſelbe Weiſe entſtand und gebildet iſt, wie der jener Ortſchaften Juditten, Giebauten und Gideiten, nehmlich, daß er ſeinen Urſprung von dem Namen eines Stammpreuſſen Jodutte herleitet, der in Juditten in der allerälteſten Zeit gewohnt hat. Man wird es hiebei nur auffallend finden, daß die einzeln daſtehende Kirche, nicht in oder an einem gleichnamigen Dorfe gelegen, wie alle übrigen Landkirchen, auf jene Weiſe benannt worden. Dieſem Einwande begegne ich aber damit, daß nach den vorhandenen Nachrichten Hennebergers und Hartknochs, deren Richtigkeit zu bezweifeln, kein Grund vorhanden iſt, neben der Judittenkirche noch ein Dorf gleichen Namens exiſtirte. Hatte dieſes Dorf, der Wohnſitz eines Joduthe, von ihm ſeinen Namen entlehnt, ſo konnte, da augenſcheinlich die Kirche entfernt vom Dorfe aufgebaut lag, in der Bezeichnung Judittenkirche, oder abgekürzt Judenkirche ausgeſprochen, nichts Auffälliges gefunden werden, wenn wir bei dem weitläuftigen Dorfe Schaaken, deſſen Kirche ebenſo abgeſondert liegt, einen gleichen Uſus bis auf den heutigen Tag antreffen, oder wie in Sachſen die Kirche des Dorfes Heiligen noch jetzt, wie ſtets, Kirchheiligen genannt wird. Halten wir alſo feſt, daß Juditten, ein ganz gewöhnlich in Preuſſen vorkommender Ortsnamen, der wahre und urſprüngliche des Ortes war — und dies beſtätigt die Ausdrucksweiſe der oben erwähnten Verſchreibung von *1415:* „die Pfarrkirche zu Juden" — ſo iſt nach den obigen Erläuterungen leicht der Schlüſſel zur Erklärung des Namens zu finden, ohne zur heil. Jutta oder Judith die Zuflucht zu nehmen und ohne mit der ſchlichten, den Stempel der Wahrheit an ſich tragenden Notiz Hennebergers, daß die Kirche ein Heiligthum Sanct Marien geweſen, in Colliſion zu kommen.

Ich biete endlich zur Erklärung des Wortes noch den Namen eines bekannten, im Kreiſe Pr. Holland liegenden Rittergutes, Juden, dar*), welcher Name auf dieſelbe Weiſe, wie Judenkirche mit der heiligen Jutta oder Judith in Verbindung gebracht werden könnte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hiezu nicht der geringſte Grund vorliegt. Auch dieſer Ort verdankte Zweifelsohne ſeinen Namen einem Joduthe oder Jode. Denken wir endlich an

*) Die Namen Jodlauken und Jodupöhnen in Litthauen gehören auch hieher.

die Schwankungen in der Form der Ortsnamen, die ſich mit Bezug auf unſern Fall recht ähnlich bei dem Ortsnamen Tilſit (eigentlich Tilſitten) und Tilſe zeigen, ſo halte ich dafür, daß meine Anſicht der Wahrheit nahe genug gebracht iſt, beſonders, wenn wir feſthalten, daß in keinem einzigen Falle Juditten als die Sanct Judenkirche bezeichnet iſt, nicht einmal in der feierlichen Verſchreibung, durch welche ſie dem hieſigen Hospital zugeeignet wird. Kein Zeugniß findet ſich, daß man im Mittelalter bei Juditten an ein Heiligthum der Jutta dachte; Hartknoch, der nichts von den Eigenthümlichkeiten der Preuſſiſchen Ortsnamen zu ſagen weiß und ihnen in ſeinem Werke nicht die geringſte Berückſichtigung ſchenkt, iſt meines Erachtens der Haupt-Urheber jener Tradition.

Und darf ich zum Schluſſe mir noch eine Hypotheſe erlauben, ſo möchte ich geradezu behaupten, daß die Kirche — und in dieſem Falle dürfte von einem ehemaligen Dorfe Juditten, welches nur laut der Nachrichten Hennebergers und Hartknochs exiſtirt haben ſoll und der Kirche den Namen gegeben, ganz abſtrahirt werden können — ich ſage, daß die Juditten- oder Judenkirche die Stiftung eines Preußen Jode oder gar jenes im Wargiſchen Kirchſpiel, alſo ganz in der Nähe unſeres Juditten angeſeſſenen, dem Orden ſo treuen Sudauers Gedete war, eines reichen Landesedeln *), der ſeine Liebe zur reinen Lehre wohl durch Gründung eines Gotteshauſes bethätigen konnte. Und in der Benennung der Kirche nach dem Stifter, deſſen Namen, wie mehrere Urkunden ausweiſen, auch in den Formen Joduthe und Jodete vorkommt, iſt durchaus nichts Auffälliges zu finden, wenn wir in Deutſchland Aehnliches wahrnehmen, wo z. B. in Bayern eine Kirche gerade ſo nach dem Gründer Tiepolt (ein Heiliger dieſes Namens exiſtirt nicht) Tippelskirchen benannt wurde, an deren Fuß ein Edelhof entſtand, deſſen Beſitzer ſich jenen Namen beilegten, der noch heute von ihren Nachkommen fortgeführt wird.

*) Seine Güter, bei Mednicken gelegen, (auch im Gerdauenſchen waren ſeine Nachkommen anſehnlich begütert) fielen nach dem Erlöſchen ſeines Stammes zu Ende des 15. Jahrhunderts an ein verwandtes Geſchlecht, die v. Pakmohr auf Ganthen, von denen ſie an die v. Canitzſche Familie kamen.

Eigenhändiger Bericht des Biſchofs Georg von Polenz über den Bauern-Aufſtand*) an Herzog Albrecht.

Mitgetheilt von A. Meckelburg.

Durchlauchter Hochgeborner Furſt gnediger herr, Nach erbietung meyner vnderthennigenn willigenn dienſte, gebe ich e. f. g zuerkennen, das ich mith rathe des gemeynenn adels vnnd ſonderlichen e. f. g. Heymliche geſchworne rethe, vorurſacht bin wurden Clingenbeck zu e. f. g. vffs forderlichſte vnnd eylentzs abzufertigen, angeſehenn die ſchnelle vngehorte wunderbarliche entporung der pauerſchafft vff Samlandt vnnd Natangen, wie ſolchs zugegangen vnnd entſtanden vnnd was vnßer als e. f g. rethe vnnd des adels gutduncken ſey, wirdt obgedachter Clingenbeck deme e. f. g. als mir ſelbſt gloubenn gebenn mogenn, aus erlouffenen vnnd ergangenenn Hendelenn wol berichtenn, dorvmb ich ouch daſſelbige e. f. g. nach der lenge mich zuſchreybenn enthaltenn wil Summa ſummarum die pauern wollenn gantz frey ſeynn widder zcinßen nach ſcharwerkenn, vnnd denn adel gantz vortreybenn vnnd außroettenn ſollenn ouch pauernn werden, ſehenn vnnd pflugen ſich mith der Handarbeyth wie pauernn bergenn wollenn waſſer, ſtrome, wiltnus, holtz, wilpret, fiſchenn 2c. alles frey habenn, vnnd nyemant nichts thuenn ader gebenn. Dieſſe geſiederte pfeyle vnnd meuterey kommenn aus denn ſtettenn konnigspergk, habenn Jommers genug geſtifft, vnnd iſt dieſſe entporung erſtlich zu kaymen angefangen Andres Rippe vberfallen wurden, gefenglich angenommen aus vrſachen wie e. f. g. werden bericht werden vnnd iſt alßo aus eynem kleynen feuer eynn groſßes wurden, were wol dorauf geſtanden das e. f. g. vmb lande vnnd leuthe, vnnd wir andernn

*) Vgl. NPPB. Bd. 3. S. 1–50 und 310–15. Erl. Preuß. Bd. 2 S. 328–57 und 531–66. Dieſen Brief hat G.-Rath Voigt bei ſeiner Arbeit nicht benutzen können, da derſelbe erſt ſpäter von mir aufgefunden worden iſt.

vonn hernn vnnd adel vmb leyb vnnd guth kommenn werenn wue es goth ſonderlich nicht vorhut hette. Solch ſpiel konnen die frommen ewangeliſchenn, ich meyne eygenwilliſche leuthe zu konigspergk anrichtenn, goth wolle es Jnenn betzalenn, ich hoffe es ſall vber Jnenn außgehenn. Sie habenn ebenn die rechte Zceyth troffenn do e. f. g. außlendiſch [1]), vnnd ich Jm vmbzcuge Jnn der wiltnus geweſt bin, domith auch die prophetey, mag wol ſagenn vorraeterey Thewes [2]) vonn demen [3]) Jn der aldenſtadt war wurde, der geſagt hath Was Zceyße was Zceyße, ehe dann ich will Zceyße gebenn, ßo wil ich mir denn koppf laſſenn abhawenn, ader zur ſtadt hynaus zciehen, mit weythern angehengten worten, Wenne man das getreyde Jnn die ſcheune kompt, vnnd der hoppe vff die luchter [4]), ſal mann neue Zceytung erſaren. Dieſſe propſetey ader meuterey iſt leyder war wurden. Jch hab ſorge derſelbigen geſellenn ſeynn mher, es iſt eynn hauffe vnreyner ſchelke Jnn ſtettenn, ich hoffe e. f. g. worden mith der Zceyth vnnd ſonderlich itzund leyder mith ſchaden etzliche leuthe denenn e. f. g. viel vertraueth vnnd ſich alles guts zu Jnenn verſehenn hath wol lernenn kennen. Der fromme mann Meiſter Hans Nurmberger der korßener [5]) ſampt anderηn hat es Jme vaſt ſawer laſſen werden, hath viel zuthuen vnnd Jme iſt wenigk befolenn. Auß deſſelbigen vnnd ſeynes anhangs koecher ſeynn alle pfeyle der pauernn geſiedert wurden vnnd vff die bane gericht, wie e. f. g. aus dem ſchreyben ßo die pauerſchafft an die gemeyne vonn konigspergk gethann [6]), woll zuuornemen haben.

Solche Zceytung ſeynn mir zu Johannespurgk durch criſtoff [7]) Secretarium zugeſchrieben wurden, alßo hab ich mich eylentzs mith e. f. g. vnnd meynen reuthern herab nach Sheſtenn bege-

[1]) Der Herzog befand ſich um dieſe Zeit in Schleſien.

[2]) Thewes = Matthias.

[3]) Der Name iſt wahrſcheinlich verſchrieben. Jn allen übrigen Briefen und Aufſätzen, welche über den Bauern-Aufruhr handeln, wird dieſer Königsberger Bürger nicht erwähnt. Vielleicht gehörte er zu der Königsberger Patricier-Familie v. Dehnen.

[4]) luchter = Böden.

[5]) korßener = Kürſchner.

[6]) Vgl. NPPB. Bd. 3. S. 11, 14 u. 15.

[7]) Chriſtoph Gattenhofer, Sekretair des Herzogs Albrecht.

denn, doſelbſt ich denn adel Im ſehſtiſchen, raſtenbergiſchen, ger-dauſchen, Bartenſteyniſchen ꝛc. itzlichen vff die heußer dohyn ſie gehorig mith Irer ruſtung verordent hab, die ſelbigen heußer e. f. g. zum beſtenn zuverwarenn, ouch Irer ſelbſt leyb vnnd guth zuer-rettenn. Das feuer was vff natangen algereydt [1]) angegangen, wue es goth nicht alßo gefuegeth hette, das ich zu moßenn kom-men were mith denn reuthern, hette es balde vber handt genom-menn, Iſt got lob geſtilt mith guthenn vnnd boßen worten, mith erbietung mith bedrauung, es helffe was kann. Es heth mich der adel gebetenn ich wolle mich e. f. g. vnnd Inenn allen zum be-ſten Inn der kegenheyth als Barthen ader Raſtenburgk biß vff e. f. g. Zukunfft erhaltenn, welchs ich Inen zugeſagt. Ich thar [2]) kenn konnigspergk nicht kommenn, ſie ſchreyenn alle Crucifige Crucifige eum vber mich, heyſſen mich eynen kirchen reuber, mann ſolle mich vff eyn radt laegenn ꝛc. ich hette das ſilberwerck am e. f. g. bevelh, auß denn kirchen geroubt genommenn vnnd geſte-lenn. Etliche wollen mich fierteylenn, etliche denn kopp herab hawenn, wenn er auch eyner thonne dicke were, etliche wollenn mich mith ſteynenn zu tode werffenn vffm predigſtuel. Es hath mich Criſtoff Secretarius wie e. f. g. Inn ſeynenn ſchrifftenn fin-den werden, vnnd ſonſt viel frommer bidderleuthe getreulich ge-warneth, ich ſall mich wol vorſehen vnnd vor allen dingen meyn thuenn Inn guether achtung habenn, mann trachte mir fleiſſig nach, vnnd wie mir etliche ſchreybenn, ſeynn 300 mann vff mich beſtelt, das man mich vberkommen mochte. Des fluchens, ſchel-tens, vormalydeins, ſchenden, leſtern vnnd ſchmeen iſt keyn ende. Solchs alles mueß ich erſtlich vmb chriſti willenn, volgende e. f. g. halben leydenn, das ich das Ihenige getreulich vnnd fleiſſigk thue was mir e. f. g. befelenn. Thette ich was Inenn wolgefiele, ſo were ich eyn frommer prelat. Ich wil es alles goth befelenn der wirdt es wol rechenn, vnnd wil mich zu e. f. g. als meynem gne-digen lieben herrn vater vnnd patron gentzlich vorſehenn, e. f. g. werde michs ouch nicht entgeltenn laſſenn, dorann ich gar nicht zcweyfel.

Ich ſolde e. f. g. viel ſchreybenn, hab ſorge es mochte e. f. g

[1]) algereydt = bereits.
[2]) thar = darf.

zu leßenn etwas vordrißlich ſeynn, doch wirdt Clingenbeck e. f. g. aller handelung, was meyn gutduncken ſey wol berichten.

Beſchlißlich bitte vnnd rathe ich e. f. g. treulich, Sie wolde ſich vffs ferderlichſte widdervmb anheyms begebenn, es iſt hoche Zceyth die ochßenn ſtehenn am berge, ꝛc. Doch komme e. f. g. Inn keynem wegk bloß [1]), Wir alle vonn rethenn vnnd gemeynem adel ſehenn vor guth ann, das e. f. g. ſich bey ko^{r} Ir^{t} vonn polen vnnd bey hertzogen friderich [2]) vnnd andernn e. f. g. herrn vnnd freunden bewerbenn vmb reuther, als eynn pferdt drey vier ader funffhunderth vnnd die ſelbigen mith ſich brenge, domith e. f. g. die vrſacher vnnd heuptleute des vffrurs vnnd entporung vffm lande vnnd ſtettenn ernſtlich in virga ferrea ſtrouffenn moegenn, vnnd Irem furnemenn die Zceyße [3]) zuerlangen, ouch nachkommenn. Dann wue e. f. g. dieſſe ruckleenung nicht habenn vnnd keynn gewalt nicht vorhanden iſt, werden warlich e. f. g. nichts ſchaffenn, die vngehorßamen meutmacher nicht thorenn ſtrouffen, ouch keyne ſteuer Zceyße ader eynicherley hulffe nicht konnen erlangen, das werden e. f. g. Im grunde befinden. Ab aber e. f. g. die reuther ßo eylents nicht konnen vffbrengen, moegen e. f. g. gleichwol furth zciehen, vnnd ſolchs Clingenbecken ader eynem andern außzurichten befelenn vnnd dieſelbigen reuther vff die heußer vnnd Inn die ſlecke vorteylenn.

Es were ouch guth das e. f. g. bey ko^{r} Ir^{t} von polenn etliche mandata vnnd ſchriffte erlangenn thette, ann denn hertzogenn Inn der Maſaw, denn Heuptmann In Samaythenn, denn heuptmann vnnd woywoden vff Mergenburgk, das ſie e. f. g. vff Ir anſuchenn mith eyner ſtatlichenn hulffe ßo es die noth erforderth nicht vorlieſßenn.

Ich hab ouch denn hertzogen Inn der Maſaw durch eyne ſchrifft erſtlich, vnnd dornach durch herrn ditterich vonn Schlieben muntlich In crafft eynes credentz vmb 500 ader 600 pferde anſprechen vnnd erſuechen laſßen [4]). Hab auch Herrn Jorgenn von Bayßen vnnd herrn Achatius Zcenaw [5]) vmb hulffe geſchrieben,

[1]) bloß d. h. ohne angeworbene Reuter.

[2]) Herzog Friedrich von Liegnitz.

[3]) Vgl. RPPB. Bd 3. S. 6.

[4]) Ebendaſ. S. 38.

[5]) Achatius von Zehmen.

Inn gereytſchafft zu ſitzen, wue ich Inen weyther ſchreyben wurde, mir dieſelbige zuzuſchickenn. E. f. g. werden mueßen dem ſpruch Dauids pſal. 2. volgenn **Et reges eos in virga ferrea**, das mann vor e. f. g. namen, ßo mann Inenn höreth nennen, zcitternn mueßte, wue dieſſe forcht Inn die leuthe nicht kompt, werden e. f. g. vbel regiren vnnd Irer vnderthanen nicht gewel-dig ſeyn. Sie werden e. f. g. denn ſtuel ſetzen wie ſie wollen e. g. werden mueßen tantzenn wie ſie pfeyffenn do behute got vor, wue ſie aber eynn ernſtlich regiment vormercken, werden ſie vngetzweyfelt woll zum creutze krichen vnnd from ſeynn, wie chri-ſtus Im ewangelio ſagt, **Compelle eos intrare.** Vnnd Inn ſon-derheyth mueßen e. f. g. die vonn konnigspergk anders zcomen, eyn herter gebieß eynlegenn, ſie ſeynn ganntz halßſtarrigk thuenn was Inenn gefelt. **Ista ciuitas est sentina omnium malorum**, die andernn kleyne ſtette mueſſen Inn Ir hornn blaßenn, vnnd der gantz adel ſall ſich nach Inenn halten vnnd regiren. Es kompt aller dieſßer vnfall vnnd entporung aus denn ſtetten, ſie habenn mith der practica lange vmbgegangen, das ſie fiſcherey Jagt, ſtrome, waltwerck vnnd anders wollenn frey habenn. **Hic iacet anguis in herba**, do leyth der fuchs begraben. Hie bricht auß, warumb ſie eynenn rath vnnd eyne gemeyne Inn allenn dreyenn ſtettenn begeren zu habenn, iſt wol abzunemenn aus wa-ßem guthem grunde es geſchee. Mann mochte es wol *greif-fenn* [1]) ꝛc.

Nach deme ich auch aus bevelh e. f. g die tagfarth erſtreckt hab biß vff ſontag nach franciſci [2]), were guth wue e. f. g. vor dieſßer Zceyth nicht anheyms queme, das dieſelbige ferner biß vff aller heyligen tag [3]) ader Martini nach e. f. g. gefallen erſtreckt würde, vnnd kegen den heyligenbeyl ader Barthenſteynn gelegt, vnnd nicht kenn konnigspergk aus vielerley vrſachen vnnd beden-cken, wie ich dann e. f. g. zu ſeiner Zceyth berichten will, vnnd ſonderlich des adels halben, dann der adel Inn keynen wegk nicht will vff die tagfarth keyn konnigspergk kommen, ſeynn Ires leybs vnnd lebens bey Inen nicht ſicher. Es wirdt mith fingern vff

[1]) Vgl. N P P B. Bd. 3. S. 27 Anmerk.

[2]) Den 8. October.

[3]) Den 1. November.

die edeleuthe getzeigt. Derhalbenn wollenn mir e. f. g. vffs forderlichſte ſchreyben, wes ich mich der tagfarth halben halten ſall. E. f. g. wollen ſich dieſſe entporiſche Handelung nicht ßo gar erſchrecken laſßen, vnnd betrüben, es iſt gotes werck, wer weyß warzu es guth iſt. Ich hoffe es ſall e. f. g. zu groſßem gluck vnnd heyl gedeyenn, aber nichts deſte wyniger glymmet das feuer nach vnnd iſt nicht vorloſchen. Wil mich hiemith e. f. g vnderthenniglich befelen. Goth helff vnns balde friſch vnnd geſunth zuſammen Amenn. Datum Barthenn dinſtag nach Natiuitatis Marie am 12. Septembris Anno ꝛc. Im 25.

E. F. G.

williger diener

Georg von polentz ꝛc.

(Nachſchrift). Euer furſtliche [1]) komme balde vnnd eylende, es iſt von nötenn, vnnd iſt hocher Zceyth, Mora est nociua.

G. furſt vnnd herr, do ich dieſßen brieff hab wollenn ſchlieſßen habenn mir Sigmundt rauther, vnnd peter koßerſehe [2]) erſchreckliche ſeltzame Zceytung geſagt, e. f. g. ſelbſt perſonn belangende, wue die tagfarth vff Bartholomei [3]) vor ſich gegangenn were, vnnd e. f. g. anbeyms werenn bliebenn, wes ſie willens geweſt zu thuenn ꝛc. ouch was ſie nach thuenn wellenn, goth hats nicht wollen habenn das e. f. g. die Zceyth hath ſollenn do heyme ſeynn. Es ſeynn groſße boßewichtſche verreteriſche ſtucke vorhanden bey burgernn vnnd pauern, widder e. f. g. wolfarth, leyb vnnd lebenn. Ich thar es der federnn nicht vortrauenn, Clingenbeck wirdt es es e. f. g. muntlich berichten. Die Ihenigen ßo es vortreulicher weyß angetzeigt, wollenn es geſtendig ſeynn. Es ſeynn ganntz geſchwinde practikenn domith ſie vmbgehenn, goth wirdt e. f. g. vor ſolchen boßwichtern wol behuetenn.

Es haben ouch als heute dato der adel vonn der Eylaw vnnd Barthen vor guth angeſehenn, das ich mich nach Tapiaw begeben wolde aus vielen vrſachen vnnd das ſelbige hauß Inn guether achtung zu habenn. Wil mich In dreyen ader vier tagen

[1]) Hier iſt gnade vom Briefſchreiber ausgelaſſen.

[2]) Peter v. Koberſee.

[3]) Den 24. Auguſt.

wils goth erhebenn vnnd doſelbſt biß e. f. g. Zukunfft erwartenn.

Gots gnade vnnd friede ſey mith vnns allen. Amenn.

Eynn natangiſcher heuptmann der vffrur, iſt zur Eylaw gefangen. Szo hab ich ouch eynenn pfaffen zu fridtlandt gefennglich ſetzen laſßen, hath die brieffe des vffgebots gemacht [1]) Inhalts eyngelegter copien [2]), ſall ſeyn lonn habenn.

Der Heuptleuthe Namenn vff Samlandt: Hans gericken etwan kemmer zu pobeten [3]). Der Moller vonn kaymen [4]). Der pfarr von legitten [5]).

Der Heuptleuthe namen vff Natangenn: Herr Greger etwan pfarrer zur kleynen ſchonaw [6]). Herr Marcus etwan pfarr zur Alnaw. Der Moller vonn pelen [7]) vnder Jorgen kunheym geſeſßen.

[1]) Vgl. NPPB. Bd. 3. S. 17.

[2]) Die Beilagen ſind verloren gegangen.

[3]) Valentin Moldenhawer.

[4]) Vgl. NPPB. Bd. 3. S. 10 fgg. und beſonders S. 310—15.

[5]) A. a. O. S. 12.

[6]) Vielleicht dieſelbe Perſon mit dem Kaplan Gregorius Frenzel von Friedland. A. a. O. S. 17 u. 42.

[7]) Pellen, im Kreiſe Heiligenbeil.

Immanuel Kant und Johann Georg Hamann.

(Fortſetzung.)

Ueber die zwei Antwortſchreiben Hamanns an Kant, das Werk Herders betreffend: die Auslegung der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts.

Auch Kant ging mit der erſcheinenden Literatur ſeiner Zeit mit und las ſo auch die Schrift ſeines Schülers Herder: Die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde des menſchlichen Geſchlechts. Da er ſeine Gedanken gerne austauſchte, ſchrieb er ſeine Anſicht über dieſes Werk an ſeinen Freund Hamann, weil er auch dieſen als ſehr befreundet mit dem Verfaſſer kannte. Hierauf bezieht ſich die kleine Schrift Hamanns *): „Christiani Zachaei Telonarchae *Προλεγόμενα* „über die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde des menſchlichen Geſchlechts. In zwei Antwortſchreiben an „Apollonium Philoſophum." Zu bedauern iſt es, daß wir die Briefe Kants nicht mehr beſitzen, wie wir eben ſchon geſagt, obgleich ſie der Herausgeber der Hamannſchen Schriften in einem achten Bande verſpricht, welcher aber nicht erſchienen iſt; es entgeht uns auf dieſe Weiſe Etwas von dem Verſtändniſſe der Hamannſchen Schrift. Wir wiſſen nur, daß Kant in einer Recenſion das Herderſche Werk ungünſtig beurtheilte, Herder hierdurch ſehr mißgeſtimmt wurde und Hamann ihn in ſeinen Briefen zu tröſten verſucht **). Die Hamannſchen Prolegomena beabſichtigen daher auch, Kant eine günſtigere Meinung vom Herderſchen Werke faſſen zu laſſen ***).

In dem erſten Antwortſchreiben ſtellt uns Hamann nach ſeinem Sinne die Dispoſition des Herderſchen Werkes auf und lobt dann die Ausführung mit ihm ungewöhnlichen Worten. Im zweiten dankt er Kant für die freundſchaftliche Mittheilung ſeiner Gedanken, welche ihm Vieles in Herders Schrift aufgeklärt hätten,

*) IV. 181—201.

**) VII. 208.

***) ib. 217.

beſchränkt aber ſein Lob auf die Theorie und Auslegungsmethode Herders, worauf er mit Recht ſehr viel Gewicht legt. Er ſagt, in dieſem Puncte ſcheine ihm Herder vorzüglich orthodox zu ſein und fügt begründend hinzu *): „Denn Orthodoxie iſt das einzige Verdienſt eines Lehrers, der als Lehrer gar nicht zur eigenen Ausübung ſeiner Vorſchriften verbunden iſt.“ Auf eine ſchöne Weiſe ſagt er ferner, daß die Grundveſte unſeres Glaubens nicht im Triebſande kritiſcher Modegelehrſamkeit beſtehe, und giebt ſeinen Geſichtspunkt hierüber, der auch zugleich dazu dient, ſeine Anſicht von dem Herderſchen Werke zu verdeutlichen, in folgenden Worten an **): „Nein, die Theorie der wahren Religion iſt nicht nur jedem Menſchenkinde angemeſſen und ſeiner Seele eingewebt, oder kann darin wieder hergeſtellt werden, ſondern eben ſo unerſteiglich dem kühnſten Rieſen und Himmelsſtürmer, als unergründlich dem tiefſinnigſten Grübler und Bergmännchen“, und ***): „So wie ich bereits zum Motto meiner Abhandlung ausgeſucht hatte: Auslegen gehört Gott zu. — Erſtes Buch Moſis XL. 8.“

Schon im erſten Briefe †) hat er angedeutet, daß er über dieſen Gegenſtand einige Bogen ſchreiben wolle und ſich Kant zum Richter erbitte, deſſen imprimatur ihm wohl einen Verleger finden laſſen werde. Jetzt erklärt er dieſes für keinen Spaß, führt aber die Cenſur und den fehlenden Verleger als die Gründe an, ſeine Prolegomena zu enden und nichts mehr hierüber *zu ſchreiben*, indem er Kant widerſpricht, daß gegen Herders Auslegung ſich viele Gelehrte der damaligen Zeit erheben würden.

Ueber Hamanns Recenſion der Kritik der reinen Vernunft.

Kant ſoll einſt wie Leſſing geäußert haben, daß er ſich nicht ſowohl vor ſeinen Feinden, als vielmehr vor denen fürchte, welche ſich ſeine Freunde nenneten. Wenn er dieſes in Bezug auf Hamann ausſprach, ſo hatte er volles Recht ſich ſo zu äußern, denn Hamann war wirklich derjenige ſeiner Freunde, welcher mit der

*) IV. 196.
**) IV. 198.
***) ibid.
†) V. 104. 113. 114. 119.

größten Tiefe des Eindringens bei ſeiner allſeitigen Lectüre *) auch ein ſelbſtändiges Urtheil **) verband. Es mußte indeſſen dieſer gehört haben, daß Kant die Veröffentlichung ſeines Urtheils über die Kritik der reinen Vernunft nicht gerne ſehen würde, woher er mit Zartheit und vieler Rückſicht auf ſeinen Freund daſſelbe zurückhielt, ja es ihm nicht einmal zeigte, welches er ſelbſt in einer unten anzuführenden Stelle ausführt.

Es hat vielen Reiz, in den Briefen Hamanns an Herder, Hartknoch und Reichardt zu leſen, wie er geſpannt war, das neue Werk Kants, deſſen Titel ihm dieſer wohl ſchon geſagt, zu erhalten und zu ſtudiren. Es charakteriſirt ihn, wenn er bei dieſer Geſpanntheit und Erwartung ***) doch neugieriger auf ein wunderbares Buch voll myſtiſcher, rabbiniſcher Weisheit, Namens Chevilah iſt, als auf die Kritik der reinen Vernunft †). Dennoch bittet er Hartknoch um ein warmes Exemplar, denn er erwarte viel davon. „Habe ich Ihnen ſchon gemeldet", ſchreibt er an Herder ††), „daß Hartknoch wirklich Verleger von Kants Kritik der reinen Vernunft geworden iſt und daß ſelbige nun gewiß auf Oſtern auskommen wird? Ich mache mir großen Staat darauf, daß dieſer Mann mir in einigen Dingen vorgearbeitet haben wird." Solch einen Werth legte Hamann wohl nicht mit Unrecht auf ſich ſelbſt. Nachdem er endlich die dreißig erſten Bogen des Werkes erhalten, bereitet er ſich durch zwei Loth sal Glauberi, wie er drollig ſchreibt †††), vor und verſchluckt in einem Zuge alle dreißig Bogen. Nach dieſer Probe ſchreibt er an Hartknoch *†): „menſchlichem Vermuthen nach wird es Aufſehen machen und zu neuen Unterſuchungen, Reviſionen ꝛc. Anlaß geben" und giebt ſo in prophetiſchem Sinne das wirkliche Schickſal des berühmten Buches in der Folge an, fährt aber weniger für daſſelbe ſprechend fort: „Im Grunde aber möchten ſehr wenige Leſer dem ſcholaſtiſchen Inhalt gewachſen ſein. Mit dem Fort-

*) III. 179. 180.
**) An Jacobi p. 313.
***) VI. 181. 192.
†) ib. 162.
††) ib. 163. 171.
†††) ib. 179.
*†) ib. 178.

gange wächſt das Intereſſe und es gibt reizende und blühende Ruheplätze, nachdem man lange im Sande gewatet. Ueberhaupt iſt das Werk reichhaltig an Ausſichten — und Sauerteige zu neuen Gährungen in- und außerhalb der Facultät." Aehnlich ſpricht er ſich in einem Briefe an Herder aus*): „Sie, als ein alter Zuhörer, werden Kant vielleicht beſſer verſtehn. An Leſern wird es ihm ſo wenig, wie der Gelehrten-Republik fehlen; aber eben ſo wenige, die ihn faſſen werden. Alles ſcheint mir doch auf ein neues Organon, neue Kategorieen, nicht ſowohl ſcholaſtiſcher Architektonik, als ſkeptiſcher Taktik hinauszulaufen." In demſelben Briefe ſpricht er jedoch ein härteres Urtheil aus, indem er ſchreibt: „Wie Ihnen bei Leſung der Kantiſchen Kritik zu Muthe ſein wird, bin ich neugierig zu erfahren. Ich habe sapienti sat geſagt über das transſcendentale Geſchwätz der geſetzlichen oder reinen Vernunft; denn am Ende ſcheint mir Alles auf Schulfüchſerei und leeren Wortkram hinauszulaufen. Bin im Begriffe, den Locke, und Hume's Treatise of human nature zu ſtudiren, weil mir ſelbige als ein Paar Quellen und die beſten Urkunden in dieſem Felde vorkommen." In dem folgenden Briefe an Herder ſetzt er dieſe letzten Worte fort, indem er Kant den Titel eines preußiſchen Hume zuerkennt**) und fortfährt: „Seine ganze transſcendentale Theologie ſcheint mir auf ein Ideal der Entität hinauszulaufen. Ohne es zu wiſſen, ſchwärmt er ärger als Plato in der Intellectualwelt über Raum und Zeit. Hier iſt wirklich Sprache und Technologie die deipara der reinen ſcholaſtiſchen Vernunft, und ein neuer Sprung von Locke's tabula rasa auf formas et matrices innatas. Beide irren und beide haben Recht; aber worin? und wie weit? iſt auch hier Rhodus et saltus. Hume iſt immer mein Mann, weil er wenigſtens das Princip des Glaubens veredelt und in ſein Syſtem aufgenommen. Unſer Landsmann wiederkäut immer ſeine Cauſalitäts-Stürmerei, ohne an jenes zu denken. Das kommt mir nicht edel vor. Hume's Dialogen ſchließen ſich mit der jüdiſchen und platoniſchen Hoffnung eines Propheten, der noch kommen ſoll, und Kant iſt mehr als ein Kabbaliſt, der einen αἰών zur Gottheit macht, um die

*) VI. 181. 186.
**) VI. 186. 190. 187.

mathematiſche Gewißheit feſtzuſetzen und zu gründen, die Hume mit Ausſchließung der Geometrie mehr auf Arithmetik einſchränkt.“ Darauf erzählt er in den folgenden Zeilen, wie er ſich ein Schema des erſten Theils der Kritik entworfen und fügt hinzu als den erſten Keim zu einer Recenſion derſelben: „um vielleicht das Werk recenſiren, aber nicht beurtheilen zu können — wenigſtens nicht nach philoſophiſchem Schrot und Korne. An ſolchen Kunſtrichtern wird es ſo nicht fehlen.“ Merkwürdig dürfte auch folgende Aeußerung ſein, welche er in einem Briefe an Hartknoch macht *): „Ich habe den erſten Theil noch einmal durchſtudirt und finde wirklich, daß der Inhalt den Fähigkeiten weniger Köpfe angemeſſen iſt — und daß man den Autor zu überſehen im Stande ſein muß, wenn man von ihm Nutzen und nicht Nachtheil ziehen ſoll.“ Angeregt durch die Kritik und ſchon vorher ihn ſtudirend, beſchloß in dieſer Zeit Hamann den Hume zu überſetzen **). An Hartknoch ſchreibt er dieſerhalb: „Kant muntert mich zur Ausgabe auf, ohne zu bedenken, daß ich den engliſchen Hume nicht überſetzt zu liefern im Stande bin, ohne dem preußiſchen zu nahe zu kommen und das Speer gegen die ganze Transſcendental-Philoſophie und ſein Syſtem der reinen Vernunft zu brechen.“ Das Urtheil über die Kantiſche Kritik ſcheint ſich bei Hamann jetzt ſchlechter zu geſtalten, denn er ſagt in einem Briefe an Herder ***): „— ſo würden wir es nicht beſſer machen, wie die Transſcendental-Philoſophen, die von Gott nichts wiſſen und in die liebe Natur ſich wie die Narren vergaffen“ und weiter unten: „Der Schritt von den transſcendentalen Ideen bis zur Dämonologie ſcheint nicht weit zu ſein,“ in welchen Worten uns ſchon der Ausdruck „Myſtik“, welches Hamann unſerm Kant in Bezug auf ſeine Kritik vorwarf, anklingt. Immer wird Hamann geſpannt erhalten, denn nur nach und nach erhält er die Bogen; mit deſto friſcherem Geiſte ging er an das Durchleſen derſelben, aber wegen der großen Spannung auch wohl mit der Erwartung von größeren Leiſtungen, als ſie wirklich ſchon waren.

In der Reihe der Hamannſchen Briefe ſtoßen wir jetzt auf

*) ib. 190.
**) VI. 154. 158.
***) ib. 194. 195.

folgende hierher gehörende Worte an Herder *): „Heute vor acht Tagen erhielt ich in den Morgenſtunden ein gebundenes Exemplar von Kant. Den erſten Juli entwarf ich eine Recenſion en gros, habe ſie aber ad acta reponirt, weil ich den Autor als einen alten Freund, und ich muß faſt ſagen Wohlthäter, weil ich ihm faſt gänzlich meinen erſten Poſten zu danken hatte **), nicht gerne vor den Kopf ſtoßen möchte. Sollte aber meine Humiſche Ueberſetzung das Licht dieſer Welt erblicken, ſo werde ich kein Blatt vors Maul nehmen, ſondern ſagen, was ich alsdann denken werde.“ Hierauf erfahren wir ***), daß Kant willens geweſei, einen populairen Auszug ſeiner Kritik für Laien herauszugeben, was Hamann ſo viel möglich zu fördern geſucht †), weil er nicht eher anfangen wolle, bis Andere ganz ausgeredet hätten ††), und er den Auszug nöthig habe, um das größere Werk ſo vollkommen als möglich zu verſtehen.

Aber weder aus dieſem Auszuge, noch aus der Hamannſchen Ueberſetzung des Hume wurde etwas, denn mit jenem ſcheint Kant die nachfolgenden Prolegomena zu einer künftigen Metaphyſik haben angeben zu wollen †††), und dieſe †*) war zu ſpät angekündigt, von einer andern verdrängt und daher ad acta reponirt worden †**). Vorher ſchrieb Hamann an Hartknoch †***): „kommt es zur Ausgabe des Hume, ſo werde ich, wie Sie leicht erachten können, Kants Kritik aller ſpeculativen Theologie, welche ein Hauptſtück ſeines Buches ausmacht und vorzüglich ausgearbeitet iſt, cum studio ac labore durchwühlen müſſen, unterſtreichen, marginiren und obeliſiren.“ Welche Stelle durch eine andere in einem Briefe an Reichardt *†) näher erläutert wird, deren Inhalt zugleich ſchon ein directes Urtheil über die Kantiſche Religionsphiloſophie fällt: „Nun, was ſagen die Herren Meta-

*) VI. 201. 202. 204. Vorrede VII.
**) III. 373. An Jacobi 13.
***) VI. 202. 206. 217. 220.
†) ib. 206.
††) ib. 217. 219. 220.
†††) ib. 222.
†*) †**) VI. 213.
†***) VI. 205.
*†) VI. 212. 227. 213. 224.

phyſiker an der Spree zur preußiſchen Kritik der reinen Vernunft, welche eben ſo füglich Myſtik hätte heißen können, wegen ihres Ideals — die aller ſpeculativen Theologie der Spaldinge, Steinbarte ꝛc. und jeſuitiſchen Betrachtungen unſerer Hephäſtione *) das Maul ſtopft" und gleich darauf: „Wenn meine Ueberſetzung je wider meine Neigung herauskommen ſollte, ſo hätte ich wenigſtens durch dieſen Verzug Raum gewonnen, dem engliſchen und preußiſchen Hume auf einmal zu antworten, mit denen beiden ich in Anſehung der Kritik völlig einig bin, aber deſto mehr von ihrer myſtiſchen oder ſkeptiſchen Syntheſe abweiche", welches ein Brief an Herder näher ins Licht ſetzt, wenn Hamann ſchreibt **): „Bei Green — — traf ich neulich Kant, den ich wegen des Weigandſchen Grußes zu ſprechen wünſchte. Er war ſehr vertraut mit mir, ungeachtet ich ihn das vorige Mal ein wenig ſtutzig gemacht hatte, da ich ſeine Kritik billigte, aber die darin enthaltene Myſtik verwarf. Er wußte gar nicht, wie er zur Myſtik kam. Mich hat es ſehr gefreut, daß L. eine gleichförmige Sprache mit Kant führt. Ein neuer Beweis, daß alle Philoſophen Schwärmer ſind und umgekehrt, ohne es zu wiſſen." Wahrlich Worte, welche neben dem befremdenden Urtheile über Kant, auch in ihrer letzten Zeile eine richtige, jedoch auf das „umgekehrt" zu beſchränkende Bemerkung enthalten. Da ließ ſich Hamann wohl verleiten, einen falſchen Rückſchluß zu machen. Wenn Schwärmer in ihren Schriften uns wohl die ſchwache Entwickelung des Gedankens darbieten, ſo ſind es doch nie Philoſophen, welche mit Recht dieſen Namen im übeln Sinne führen, nm ſo weniger ein Geiſt wie Kant. Da dachte wohl Hamann nicht daran, daß man ihn ſelbſt für einen abſtruſen***) Schwärmer halten werde, wenn auch mit demſelben Unrechte, wie er Kant dieſen Vorwurf machte. Aber der große Magus im Norden wird hingeriſſen von dem Syſteme, dem er anhängt, von Raimund, von Sabunde, der ſchon die zwei Erkenntnißquellen des menſchlichen Geiſtes lehrte, Natur und Offenbarung, und von ſeinen ſupernaturaliſtiſchen Anſichten gegen Kants Rationalismus; da konnte ihm

*) Stark.

**) VI. 227. 228.

***) Göthe. Aus meinem Leben. III. 160.

wohl der Ausdruck „Myſtik“ von dem Kantiſchen Syſteme entgleiten, von deren Weſen wir keine Spur in demſelben finden, wie das auf das deutlichſte und geiſtreichſte die von Kant ſehr empfohlene Schrift: Prüfung der Kantiſchen Religionsphiloſophie ꝛc. von Jachmann auseinanderſetzt.

In Hamanns Briefen treffen wir nun die Erwähnung der Recenſionen der Kantiſchen Kritik der reinen Vernunft an. „Die Göttingiſche Recenſion der Kritik der reinen Vernunft“, ſchreibt Hamann an Herder *), „habe ich mit Vergnügen geleſen. Wer mag der Verfaſſer ſein? Meiners ſcheint es nicht; Feder iſt mir ganz unbekannt. Man hat hier auf beide gerathen. Der Autor ſoll gar nicht zufrieden damit ſein; ob er Grund hat, weiß ich nicht. Mir kam ſie gründlich und aufrichtig und anſtändig vor. So viel iſt gewiß, daß ohne Berkeley kein Hume geworden wäre, wie ohne dieſen kein Kant. Es läuft doch Alles zuletzt auf Ueberlieferung hinaus, wie alle Abſtraction auf ſinnliche Eindrücke. Mein Sinn geht noch immer, etwas über den letzten Abſchnitt des kritiſchen Elementarbuches, die Theologie betreffend, auszuarbeiten. Vielleicht kommen während der Zeit ſeine Prolegomena einer noch zu ſchreibenden Metaphyſik heraus, als ein Kern und Stern des großen Organi, woran er jetzt arbeiten ſoll“, womit folgende Stellen parallelisiren **): „Garvens Beurtheilung von Kants Kritik habe ich noch nicht geleſen. Daß ſie ſich einander nicht verſtehen würden, habe ich ſchon aus dem Briefe, den er durch Spalding an ihn ſchrieb, erſehen können“ und die mehrmalige Erwähnung der Schulziſchen Schrift über die Kritik ***), mit deren Auslegung Kant ganz übereinſtimmte.

Hamann ſpricht ſein Urtheil über die berühmte Schrift von Kant auch in einem Briefe an Herder aus †): „Vorige Woche habe ich erſt Gelegenheit gehabt, die Garviſche Recenſion der Kritik zu erhalten, ungeachtet ſie ſchon vor vielen Wochen Kant zugeſchickt worden und ich ihn deshalb beſuchte. Ich war aber zu blöde und zu ſchamhaft, ihn darum anzuſprechen. Er ſoll nicht

*) VI. 243.
**) VI. 354.
***) ib. 361–374.
†) ib. 361–65.

damit zufrieden ſein und ſich beklagen, wie ein imbécille behandelt zu werden. Antworten wird er nicht; hingegen dem Göttingiſchen Recenſenten, wenn er ſich auch an die Prolegomena wagen ſollte. Ihre Aufmunterung hat mir wieder ein wenig Muth gemacht, an meine Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft zu denken. Ob ich aber von der Stelle kommen werde, daran zweifle ich. Das πρῶτον ψεῦδος zu finden und aufzudecken, wäre für mich genug. Aber hier liegt eben der Knoten. Bin ich im Stande einen halben oder ganzen Bogen darüber zu ſchreiben, ſo theile ich ihn D. Bieſter mit, dem ich für ſein Geſchenk der Monatsſchrift einigen Dank ſchuldig bin. Wo nicht, ſo mögen Sie immer wiſſen, wie weit ich mit meinem guten Willen gekommen bin. Das bidental meiner erſten Recenſion iſt vom erſten Juli 1781, ich hoffe aber ſeitdem ein wenig weiter mit dem Buche gekommen zu ſein, doch nicht ſo weit, wie ich ſollte, um es aufzulöſen. Aber mein armer Kopf iſt gegen Kants ein zerbrochener Topf — Thon gegen Eiſen.“ So kam Hamann bei ſeiner großen Geiſtesſchärfe dennoch erſt nach und nach zum Verſtändniſſe des Kantiſchen Werks, woher er auch an Hartknoch ſchreibt*): „Auf Kants Prolegomena warte ich mit Ungeduld. Er ſoll ſich beſchweren, daß er die lateiniſche Ueberſetzung ſeiner Kritik ſelbſt nicht verſtehe. Es geſchieht dem Autor Recht, die Verlegenheit ſeiner Leſer an ſich ſelbſt zu fühlen und zu erfahren.“ Mit wie viel größerem Rechte beklagen wir uns über oft abſichtliche Dunkelheit, wie Hegel mehrfach nachweiſet, in Hamanns Schriften, welcher ſelbſt in den Wolken **) zu ſeiner Rechtfertigung ſagt: Man muß die Dunkelheit einer Schrift ſo wenig tadeln, als die Dämmerung des Ausdrucks in einem Nacht- oder den Stempel des Alterthums auf einem ächten Schauſtücke“ und wir müſſen dieſe ſeine Meinung um ſo mehr auf Kants Schrift anwenden, wenn er ſie ſo dunkel oder unverſtändlich fand, was freilich den meiſten Spruchbefugten anders erſcheint. So freut ſich z. B. Feder, ein Gegner Kants, daß dieſer ſo geſchrieben habe, daß er von Jedermann verſtanden werde. Mehrere Jahre nach dem letzten der vorhin angeführten Briefe ſchreibt Hamann noch an Ja-

*) VI. 273.
**) II. 70.

cobi*): „Es läuft Alles auf die jeſuitiſche Chikane hinaus mit der Zweideutigkeit des Worts Vernunft. Ich begreife in aller Welt nicht, wie ſo ein paar Männer, wie Kant und Ehlers aus einem Ton pfeifen und ſich einer ſo plumpen Liſt bedienen, ihren Gegnern aufzubürden, als wäre von der Vernunft die Rede, die Gottes-Gabe und der Charakter der Menſchheit iſt; und daß ſelbſt Criſpus**) ſich durch einen ſolchen Schein der Sanftmuth und Kälte blenden laſſen kann. So ſehr dieſe ganze Sophiſterei in die Augen fällt, ſo ſchwer iſt es, das rechte Ende zu finden, um ſie in ihrer Blöße darzuſtellen. Die Leute reden von Vernunft, als wenn ſie ein wirkliches Weſen wäre, und vom lieben Gott, als wenn ſelbiger nichts als ein Begriff wäre. Spinoza redet von einem Objecte, causa sui und Kant von einem Subjecte, causa sui. Ehe dieſes Mißverſtändniß gehoben wird, iſt es unmöglich, ſich einander zu verſtehn. Weiß man erſt, was Vernunft iſt, ſo hört aller Zwieſpalt mit der Offenbarung auf. Ich kann aber darüber nicht ſchreiben, weil ich mir ſelbſt noch nicht Genüge thun kann. Ich hoffe aber und werde wenigſtens nicht eher ruhen, bis ich mit gehöriger Deutlichkeit alle dieſe verworrenen Begriffe auseinanderſetzen kann" und in einem andern Briefe bald darauf***): „Außer dem Hume habe ich mir ein Paar Tage mit dem goldenen Hahne und mit der Kritik der reinen Vernunft den Kopf zerbrochen, und nach dem *gemeinſchaftlichen* Grunde drei ſo verſchiedener Menſchlichkeiten geſucht, aber ſo wenig gefunden, daß es nicht der Rede werth iſt."

Daß wir ungleich weniger Werth auf Hamanns Urtheil über die Kantiſche Kritik, als auf ſeine Metakritik zu legen haben, geht wohl ſchon daraus hervor, daß Hegel ſie gar nicht näher erwähnt, ſondern ſich nur auf Erläuterung der Metakritik beſchränkt. Und wirklich iſt ſie meiſt nur das Schema, welches er ſich in einem vorher angeführten Briefe gemacht zu haben angiebt. Hamann kündigt mit unverſtellter Achtung das Werk Kants an, um durch ſeine eingeſchränkte Anzeige die Prüfung berufener Schiedsrichter zu befördern. Indem er den Inhalt in

*) 291.
**) Kraus.
***) 361.

dieſem Schema vorzutragen bemüht iſt, Stellen anführt, welche ihm vorzüglich paradox vorkommen und Worte aus dieſen ironiſch wiederholt, wie in Bezug auf die gleich anfangs herausgehobene Stelle *) die Worte auf Seite 48: „alles aber aus Principien“ — heiliger als der Religion, und majeſtätiſcher als der Geſetzgeber ihre“, kommt er erſt ſpät zu ſeinem Urtheile und ſchließt auf eben ſo ironiſche Weiſe. Bei der Angabe des Inhalts aber kommt ſelten ein Satz vor, welcher einem Urtheile ähnlich ſieht, wenn auch faſt alle einen ironiſchen Beſtandtheil haben. Welch eine Ironie und — welche Selbſttäuſchung Hamanns liegt nicht in den Worten **): „Unter dieſem neuen Namen (einer Transſcendental-Philoſophie) verwandelt ſich die verjährte Metaphyſik aus einem zweitauſendjährigen Kampfplatze endloſer Streitigkeiten auf einmal in ein ſyſtematiſch geordnetes Inventarium aller unſerer Beſitze durch reine Vernunft, und ſchwingt ſich auf den Fittigen einer ziemlich abſtracten Genealogie und Heraldik zu der monarchiſchen Würde und olympiſchen Hoffnung „„als die einzige aller Wiſſenſchaften ihre abſolute Vollendung und zwar in kurzer Zeit zu erleben, ohne Zauberkünſte““ noch magiſche Talismane, wie der weiſe Helvetius ſagt.“ Man ſieht, die Ausführung dieſes Verſprechens Kants ſcheint ihm unwahrſcheinlich. Mit einem „Gleichwohl“, womit er den folgenden Satz anfängt, hebt er dieſen ſeinen Unglauben noch mehr hinaus. Ebenſo merkwürdig zweifelnd ſind die folgenden Frageſätze hingeſtellt ***): „Liegt gewiß ein Geheimniß in der differentia specifica analytiſcher und ſynthetiſcher Urtheile verborgen, das keinem von den Alten eingefallen ſein ſollte? Sind prius und posterius, Annalyſis und Syntheſis nicht natürliche correlata und zufällige opposita, beide aber, wie die Receptivität des Subjects zum Prädicate, in der Spontaneität unſerer Begriffe begründet? Sind ideae matrices und ideae innatae nicht Kinder eines Geiſtes? — Entſpringen Sinnlichkeit und Verſtand, als die zween Stämme der menſchlichen Erkenntniß aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel, ſo daß durch jene Gegenſtände gegeben und durch dieſen gedacht werden, wozu

*) Vorrede 5. Anmerk.
**) VI. 48.
***) VI. 49.

eine ſo gewaltthätige, unbefugte Scheidung deſſen, was die Natur zuſammengefügt hat? Werden nicht beide Stämme durch die Dichotomie oder Zwieſpalt ihrer transſcendentalen Wurzel ausgehen und verdorren?“ Wir dürfen die erſten Fragen bejahen und auf die folgenden erwiedern. Daß eben die Totalität des Geiſtes darin beſteht, auch über ſeine Aeußerungen und Kräfte als ſcheinbar getrennte nachzudenken, ſeine Gedanken zu erweitern und daraus Schlüſſe von erheblicher Wichtigkeit zu ziehen. Nirgens leugnet Kant die Einheit des Geiſtes, aber er kennt ſeine Aeußerungen und deren Grund ſo, daß ein herrlicher Baum aus ſeinen Wurzeln durch ihn entſtand, auf deſſen Rinde, wenn man ſo ſagen darf, jene Diſtinctionen dem forſchenden, unbefangenen Auge wie Umriſſe auf einer Landkarte verzeichnet ſind, während Befangenheit im Auge nur verworrene Riſſe und Spalten ſieht.

(Fortſetzung folgt.)

Arabiſche Münzen.

Im Braunsberger Kreisblatt 1851. Nr. 42. wird in einem Aufſatz: „Ermländiſche Alterthümer“ Folgendes in Betreff arabiſcher Münzen mitgetheilt:

Geſchichtlich wichtig ſind die faſt nur in den Oſtſeeländern vorkommenden altarabiſchen Münzen der Kalifen, der Nachfolger Mohammeds in Beherrſchung der Mohammedaner. Man nennt ſie gewöhnlich Kufiſche Münzen, von den alterthümlichen arabiſchen Schrift-Zeichen, welche von der als Sitz der Gelehrſamkeit berühmten Kalifenſtadt Kufa den Namen haben. Ihr Vorkommen zeigt von der Ausgedehntheit des Preußiſchen Handels (namentlich mit Bernſtein) nach den entfernten muhammedaniſchen Ländern. Kürzlich iſt wieder ein Fund Kufiſcher Münzen gemacht, wenn auch nicht unmittelbar im Ermlande, ſo doch in der nächſten Nähe, nämlich in der Grafſchaft Schlodien. Es liegen uns zwei ſehr ſchöne merkwürdige Silbermünzen davon vor. Die eine iſt von dem Sohne Harun al Raſchids, dem Freunde Karl des Gr. und dem Helden der Tauſend und eine Nacht, Amin, als ernanntem Thronerben. Die arabiſche Schrift heißt auf deutſch:

1) auf der Hauptſeite: „Es iſt kein Gott außer Allah, er iſt der einzige, er hat nicht ſeines Gleichen" auf dem Rande: „Im Namen Gottes. Dieſer Dirhem iſt geſchlagen in Mohammedia im Jahre hundert und achtzig." Dirhem iſt der Name ſolcher Silbermünzen, deren Werth nach unſerm Gelde zwiſchen 8 und 10 Sgr. ſein wird. Mohammedia iſt ein anderer Name der alten Stadt Rai bei Tehran. Das 180ſte Jahr der Hedſchira iſt gleich 796 nach Chr. 2) auf der Rückſeite: Oben ein einzelner Buchſtabe (W), dann: „Mohammed iſt der Geſandte Gottes. (Dieſe Münze iſt) von denen, welche (ſchlagen) ließ der Emir Al Amin Mohammed, Sohn des Beherrſchers der Gläubigen," (nämlich des Kalifen Harun), „unter der Befehlshaberſchaft Mohammeds, des Sohnes des Jahya" (dieſer ſcheint Befehlshaber der Stadt Mohammedia damals geweſen zu ſein) darunter ſteht: „Djaffer." Dies iſt der Name des berühmten Großveziers von Harun, der ſpäter in Ungnade fiel und 187 d. H. hingerichtet wurde. Auf dem Rande ſteht: „Mohammed iſt der Geſandte Gottes, geſendet mit der Unterweiſung um der wahren Religion, damit er ſie erhebe über alle Religionen, ſelbſt wenn die Götzendiener widerſtreben." (Koranſpruch Sura 9, 33.) — Die zweite Münze iſt vom Kalifen Mamun, dem Sohne Harun's. Die Hauptſeite iſt der der erſten Münze gleich, nur daß unten noch ſteht: „Auſſeher." Ebenfalls iſt die Randumſchrift bis auf die Jahreszahl dieſelbe. Hier iſt das Jahr 201, das iſt 816 n. Chr. Rückſeite: „Gott (befohlen!). Mohammed iſt der Geſandte Gottes Herr der beiden Haupt-Mannſchaften." Letzteres iſt der Titel des Vizirs Fadhl, welcher ſeine Würde bei Hofe und die Leitung des Heeres bezeichnete. Er wurde ſchon 202 (817) auf die Seite geſchafft. Die Randumſchrift iſt wieder dieſelbe.

Das Begräbniß des Grafen F. B. v. Thurn.

Unter dieſer Ueberſchrift iſt ein Aufſatz in den NPPB. Bd. XI. S. 452. enthalten, der durchweg der Berichtigung bedarf. Schon im Titel iſt die Jahrzahl 1636 in 1629 zu verwandeln. Um leichter über die Liſte des zu Verbeſſernden hin-

wegzukommen, wird es zweckmäßig ſein, ein altes dem Schreiber gefällig mitgetheiltes Schriftſtück buchſtäblich wieder zu geben, ſchon um die (wenn auch nicht genauen) Aufzeichnungen eines beinahe ſchon verrotteten Bogens zu erhalten.

Der gantze Train des Leichenbegängniſſes des ſchwediſchen Grafen von Tour (sic) ſo in der hieſigen Nicolai-Kirche begraben lieget, iſt auf einer langen Rolle in Kupfer geſtochen von demſelben das Epitaphium, ſowie es in beſagter Kirche befindlich vorangeſetzet: 1) kommen 4 Trompeter. 2) Des ſeel. H. Grafen Leib-Compagnie vom (sic ſtatt v.) Comm. R. Benhaims (d. i. des ſeeligen Herrn Grafen Leib-Compagnie unter Commando Rittmeiſter Benhaims) geführet, alle in Küraſſen. 3) H. Obrist L. Winkel mit 2 Compagnien von dem hier in Garnison liegenden Regiment. 4) 2 Marschälle. (Marsch iſt als: Marſchälle zu leſen, überall a. a. O. ſtatt Commandoſtab Marſchallſtab). 5) Die Schuhle ſammt der Prieſterſchaft. 6) Ein Chor Trompeten und Pauken. 7) C. Gunt mit deren Spohren auf einem Küſſen. 8) C. Ecker mit dem Helm. 9) L. Köteritz v. V. Seitz (etwa Unter-Leutenant Seitz) zwiſchen ſich das gräfliche Wappen tragend. 10) C. Gorius mit einer Fahne, darin gleichfalls das Wappen. 11) M. Rostein mit den zerbrochenen Marschalls-Staben auf einem Küßen. 12) R. O. Stall auf einem Freuden-Pferde im Harniſch mit einem bloßen nach unten gekehrten Degen. 13) Ein Trauer-Pferd mit Wappen behangen von 2 Capitains geführt. 14) Die Gräfliche Leiche von 24 Ober-Officiers getragen. 15) H. v. Walstein mit einer Trauer-Fahne. 16) Ein Trauer-Pferd von 2 Capitains geführet. 17) do. — von 2 Capitains geführet. 18) 2 Obrist L. Hebron u. Taubadel mit Marschalls-Stäben. 19) Des ſeel. H. Grafen 4 Söhne, davon die beyden jüngern vom Obristl. Saltzburg und Obristl. Douglas vornan getragen werden. 20) Sr. excell. H. Reichscantzler. 21) Sämmtliche H. Officiers. 22) Bürgermeiſter und Rath der Stadt Elbing. 23) Bürgerſchaft der Stadt Elbing. 24) H. R. Oppel v. H. etc. Waldmansch mit Marschalls-Stäben. 25) Die hochgräfl. Wittwe vom H. Feldmarschall Vrangel u. H. Obrist Reingraf ge-

führet. 26) Die Frau Cantzlerin und andere adeliche Frauenzimmer. 27) Bürgermeiſter, Raths- und Bürger-Frauen von Elbing. 28) Eine Compagnie Piquenierer.

NB. 1) Ohngefähr über die Leib-Compagnie ſind auf eben dieſer Rolle geſtochen folgende Verſe: VJATOR vgl. a. a. O. Seite 461.

2) Ueber dem Sarge (ſ. 14.) folgende Verse FAMA — — vgl. a. a. O. Seite 463.

3) Ueber d. H. Kantzler und denen H. Officiers ſtehet folgendes. MERCVRJVS, vgl. a. a. O. Seite 464.

4) Ueber der Fr. Cantzlerin und übrig. Dames nächſtſtehende Verse, COELJTVM — — vgl. a. a. O. Seite 464.

5) Ueber die Piquenier-Compagnie ſtehen folgende Verſe, VULGVS — — vergl. a. a. O. Seite 465.

Auf dem Sockel des Grabmals iſt die a. a. O. Seite 460. gegebene Inſchrift in ſo weit zu verbeſſern als

Potentiss. Reg. Sueciae etc. Generalis Maior

und im zweiten Verſe:

Gallus: Bohemius zu leſen iſt.

Herr Stadtrath Neumann hatte die Gefälligkeit in einem Brief folgendes zu bemerken:

S. 453 habe ich der Herleitung des Beinamens „der kleine Held" die nachſtehenden Worte Hoppe's, bei Gelegenheit der Mittheilung eines Trauerbriefes des alten Thurn, entgegen zu ſtellen nicht umhin gekonnt: „— daß er ſein leben einbüſſen, auch alſo wie von perſon und ſtatur zwar ein klein, von Herz vnd Gemüth aber ein groß, ſtarkmüthiger tapferer Kriegsheld vnd ſtreitbarer Soldat er gleich wäre, dennoch — — abſcheiden mußte."

S. 461. An dieſer Stelle möchte ich mich gern zum, wenn auch unberufenen, Vertreter einer großen Zahl der Leſer aufwerfen, welche aus der mitgetheilten Ueberſchrift die Worte: „Seligen Herrn Grafen Leib-Compagnie unter Commando Rittmeiſter Benhaims" eben ſo wenig herausleſen werden, als ihnen ein Theil der übrigen Titelabkürzungen ꝛc. ſicher unverſtändlich bleiben wird, wodurch das Intereſſe einigermaßen geſchwächt wird.

Die einfache Beifügung der vollſtändigen Worte würde von dieſen Leſern gewiß ſehr dankbar entgegengenommen werden *).

S. 462. oben. Der unter Nr. 3. begriffene Zug zerfällt nach Angabe der alten handſchriftlichen Beſchreibung in 2 Compagnien, unter Führung des Obriſtlieutenant Winkel. Ich halte es für unmöglich, daß der vor dem Fahnenträger ſchreitende Anführer der zweiten Compagnie, wie Sie annehmen, ein Unteroffizier in der heutigen Bedeutung des Worts, und ſo wird es doch meiſtens verſtanden werden — ſein könne und würde daher, da ein Gabelträger ſich auch unter den hohen Offizieren, welche den Sarg tragen, befindet, für dieſe Figur unmaßgeblich den Rang als Capitain in Anſpruch nehmen, oder doch die Beſeitigung des zweideutigen Beiworts in Vorſchlag bringen.

Ebdſ. unten. Hier muß ich im Namen des offenbar leidenſchaftlichſten Acteurs auf dem ganzen Bilde, des dem Paukenträger folgenden Paukenſchlägers, gegen deſſen unverdiente Weglaſſung aus der Beſchreibung entſchieden proteſtiren.

Die Benennung der Commandoſtäbe iſt in Marſchallsſtäbe zu verändern. Die Länge dieſer bis zum Boden reichenden Stäbe und ihre Führung durch Offiziere untergeordneten Ranges, ſo wie ihr wiederholtes paarweiſes Vorkommen machen in Verbindung mit der Erſcheinung des als Leichendecoration getragenen wirklichen Commandoſtabes und der übereinſtimmenden Angabe in der oben erwähnten alten Schrift meine Meinung durchaus plauſibel.

Die Vorſetzung der Nr. 5. in der Abſicht, Zuſammengehöriges nicht ſtörend zu trennen, blos weil der Kupferſtecher die Zahl nicht regelmäßig in die Mitte geſtellt hat, wird wir Ihren Tadel vielleicht weniger zuziehn.

S. 463. endlich habe ich Nr. 12. deshalb bezeichnet, weil ich mit Hinweiſung auf das mehrerwähnte Schriftſtück die Meinung hegte, daß Sie zu Nutz und Frommen der Leſer vielleicht noch eine, wenn auch kürzeſte nachträgliche Andeutung der zu dem alten Leichenceremoniel gehörigen Sitte der Aufſtellung des ſog. Freudenpferdes hinzuzufügen nicht abgeneigt ſein würde **).

*) Leider iſt der vielleicht nur einmal vorkommende Kupferſtich nicht mehr in des Referenten Händen.

**) Hier möge im Bd. XI. auf die Anmerkung der Seite 334. verwieſen werden.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ¼ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

I n h a l t.

Seite

Ueber eine Compoſition Lucas Cranachs. Vortrag mit einer die Alterthumsgeſellſchaft betreffenden Einleitung von A. Hagen 337

Das Antiquarium der Alterthumsgeſellſchaft Pruſſia. Drittes Verzeichniß 357

Ueber den Namen der Kirche Juditten. Vortrag vom Referendarius v. Mülverſtedt 367

Eigenhändiger Bericht des Biſchofs Georg von Polenz über den Bauern-Aufſtand an Herzog Albrecht. Vom Dr. Meckelburg. 378

Immanuel Kant und Johann Georg Hamann 385

Arabiſche Münzen 396

Das Begräbniß des Grafen F. B. v. Thurn 397

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

592. Hiſtoriſche Abhandlung von der in der Caporuſchen Heyde befindlichen Vier Brüder-Säule. Nebſt einer Nachricht vom Schloſſe Connowedit, herausgegeben von Th. Er. Jeſter. Kgsbg. 1784.

593. Preußen. Eine Viſion Am 18. Januar in der deutſchen Geſellſchaft vorgeleſen von Aug. Sam. Gerber. Kgsbg. 1796.

594. Ueber die Verdienſte Friedrich Wilhelms II. um die Aufrechterhaltung der Religion in Seinen Staaten. Rede am Geburtstag des Königs 1794 in der deutſchen Geſellſchaft gehalten von Aug. Sam. Gerber. Kgsbg.

595. Epiſtel an den Verf. des in den Annalen des Theaters enthaltenen Aufſatzes über den letzten Aufenthalt der Schuchſchen Geſellſchaft in Danzig. Von Friedr. Karl Rooſe, Schauſpieler. 1795.

596. Berichtigung in den Annalen u. ſ. w. 1795.

597. Theater-Almanach vom J. 1833. Herausgegeben von F. Neumann. Kgsbg. 1834.

598. Denkwürdigkeiten der Löbenichtſchen Kirche aus den älteren Zeiten bis 1795. Kgsbg. 1818.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum gröſſern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimme, neuerlichſt vermehrt worden.

Der neuen Preußiſchen
Provinzial-Blätter
andere Folge.

Zum Beſten
der Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder

herausgegeben
von
Dr. A. Hagen,
Profeſſor.

Band IV. (L). Heft 6.

Königsberg, 1853.
In Commiſſion bei Wilhelm Koch.

Gedruckt bei E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußiſchen Provinzial=Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften beſteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußiſchen Staat poſtfrei verſendet. Durch den Buchhandel bezogen, koſtet der Jahrgang drei Thaler.

Univerſitäts = Sekretair Lorkowski, wohnhaft Todtenſtraße № 2, nimmt im Namen der Redaction Beſtellungen an und verſieht alle Geldgeſchäfte.

In Beziehung auf die Anſchaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen=Aerarien, deren Extraordinarium eine ſolche Ausgabe geſtattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Reſcript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuſcripte, Einſendungen des Pränumerationspreiſes werden erbeten unter der Adreſſe:

An den Verein zur Rettung verwahrloſeter Kinder,
zu Händen des Prof. A. Hagen

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Heinrich Albert *).

Als die vorliegende Darſtellung unter den Gliedern der preußiſchen Tonſchule auch einzelne Organiſten Königsbergs nannte, unterließ ſie es, einen dieſem Amte angehörenden und bereits um 1626 dort lebenden ſehr bedeutenden Künſtler jener Kategorie beizuzählen. Wenngleich die Setzweiſe eines Eccard und Stobäus von ihm geſchätzt und hie und da verſucht wurde, ſo iſt dieſelbe doch nie ſein Eigenthum geworden, vielmehr haben wir Heinrich Albert — denn ihm gilt dieſer Bericht — als Preußens erſten Repräſentanten einer neuen, von Italien herübergekommenen Richtung im Tonſatze jenen Meiſtern gegenüberzuſtellen. Mit der Verbreitung ſeiner Geſänge begann eine neue Epoche in der vaterländiſchen Muſik; die Beliebtheit derſelben erhob ihn zu dem Range einer der erſten Celebritäten ſeiner Kunſt, wie ſich denn auch in der That in ihm neben der Gabe des Dichters zugleich die des Erfinders und Setzers der Melodieen in ſo gelungenen und lebenskräftigen Schöpfungen darſtellt, daß dieſe, namentlich ſeine Kirchengeſänge noch jetzt weit über die Gränzen der Provinz hinaus gekannt und geſchätzt werden.

Eine ſo bedeutende Erſcheinung muß zu einer nähern Betrachtung und umſtändlichen Berichterſtattung auffordern, und ſo ſei denn hier zuvörderſt bemerkt, daß Albert mit zu den Ausländern gehört, die, entweder durch den Ruf der in Preußen heimiſchen Kunſtliebe angezogen, oder vielleicht auch von den in Deutſch-

*) Aus der nächſtens erſcheinenden zweiten Lieferung von Döring's Schrift: Zur Geſchichte der Muſik in Preußen.

land herrſchenden langen Kriegsunruhen bewogen, hieher überſie-
delten. Zu Lobenſtein im Vogtlande am 24. Juli 1604 geboren,
ſtudirte er, bevor er ſeine muſikaliſche Laufbahn antrat, zunächſt
in Leipzig die Rechte, vermuthlich um ſich in dieſem Studium
noch einen zweiten Weg zur Erwerbung ſeiner Lebensbedürfniſſe
zu eröffnen. Das Jahr 1626 brachte ihn nach Königsberg und
1631 ſehen wir ihn hier als Michael Weyda's Nachfolger das
Organiſtenamt an der Domkirche antreten, welche Anſtellung ihm
denn auch geſtattete, die von ihm in ſeinen Gedichten unter dem
Namen Philoſette öfters geprieſene Eliſabeth Starke als ſeine Le-
bensgefährtin heimzuführen. Auch ein Kreis von Freunden half
ihm hier ſein muſikaliſches, dort ſein poetiſches Talent ausbil-
den und vermuthlich wohl bald nach ſeiner Ankunft in Königs-
berg wird ihn Verwandtſchaft des Geiſtes und Strebens zu den
Männern geführt haben, deren hier bereits früher, als der Dich-
ter Königsbergs gedacht worden iſt. Sie, die wir zunächſt um
Stobäus verſammelt ſahen, bilden einen ſchönen Kranz auch in
Albert's Geſängen, wobei ſie oft, namentlich bei ihren weltlichen
Liedern, der unſchuldigen Grille folgen, ſtatt der um jene Zeit be-
liebten ſchäferlichen Benennungen ihre Namen mit Verſetzung der
Buchſtaben zu unterzeichnen. Simon Dach nennt ſich Chasmindo
oder Sichamond, Roberthin Berintho, Adersbach Barchedas und
ſogar ein von Dach für Albert gedichtetes patriotiſches *Feſtſpiel*
„Boruſſia" mußte ſich die Umwandlung in „Sorbuiſa" gefallen
laſſen. Nur Albert ſelbſt und der als Dichter und Tonſetzer be-
reits früher genannte Caldenbach zogen es vor, ihre Lieder der
genannten Art unter den Schäfernamen „Damon" und „Celadon"
an die Oeffentlichkeit treten zu laſſen. Welch ein Reichthum von
Geſängen dieſem Kreiſe entſproß und wie bedeutend die Zahl de-
rer unter ihnen iſt, die von Albert ihre Betonung empfingen,
möge an ſpäteren Stellen unſeres Berichts in nähern Betracht
kommen. Hier, wo es ſich zunächſt um Andeutungen über ſeine
Lebensverhältniſſe und über ſeine Perſon handelt, glauben wir vor
Allem die Anſicht ausſprechen zu müſſen, daß Albert, obgleich er
in ſeiner beſcheidenen amtlichen Stellung verblieb, doch der frohen
Tage mehr als der trüben geſehen haben wird, wenigſtens meinen
wir dies aus dem ſeine Dichtungen durchwehenden friſchen Geiſte
ſchließen zu dürfen. Nirgends wird in den Vorreden ſeiner

Werke, auch da, wo er, ſich über den Nachdruck derſelben beſchwerend, ſie ſein „einig Schäfflein" nennt, das ihm „Milch und Wolle" gebe auf drückende häusliche Sorgen hingedeutet, auch begegnen wir nicht, wie bei Stobäus, einer Klage über „Widerwärtigkeit und Leibesbeſchwerde", und ſo mögen wir denn wohl ſein Leben ein glückliches und zufriedenes nennen, ja ſelbſt ein ſolches, dem es, wie wir aus vielen ſeiner Lieder erſehen, ein Bedürfniß war, Heiterkeit und Freude um ſich her zu verbreiten. Selbſt geachtet und geehrt, hält er es für ſeine Pflicht, auch den Verdienſten Anderer mit Anerkennung zu begegnen. Als daher Martin Opitz im Sommer des Jahres 1638 nach Königsberg kam, um daſelbſt „ſeinen guten Freund Roberthin zu erſuchen", war es Albert, der in Gemeinſchaft mit Simon Dach und unter der Mitwirkung einiger Studirenden den damaligen Fürſten der Dichter mit einer Abendmuſik begrüßte. Wiederholt ertönen ſeine Melodieen zum Preiſe ſeiner „ewig lobwürdigſten" Landesfürſtin, ſie feiern die Jubel- und Hochzeitfeſte ehrenwerther Mitbürger, ſie „rufen das junge Volk zum Tanz herbei", ja ſie verſuchen ſich, bei Gelegenheit des 1644 gefeierten Jubiläums der Univerſität, ſelbſt in einer „Comödienmuſik", wohl der erſten, die jemals in Preußen geſetzt wurde.

Aber auch für den Ernſt des Lebens wußten Albert's Geſänge den rechten Ausdruck zu finden. Dies bezeuget die Wort- und Tondichtung ſeines urſprünglich (1632) für Johann Ernſt Adersbach geſetzten Sterbeliedes „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet ꝛc.", mehr aber noch die Melodie des Liedes, das, nachdem es zuerſt (1648) an dem Sarge des trefflichen Roberthin erſchollen war, ſeither ſchon viele Tauſende auf ihrem letzten Gange mit ſeinen frommen, erhebenden Tönen begleitet hat, und das wir als ſolches hier kaum noch mit ſeinen Anfangsworten „Ich bin ja Herr in deiner Macht ꝛc." bezeichnen dürfen. Albert ſelbſt ſoll, einigen Schriftſtellern zufolge, ſeine irdiſche Laufbahn bereits im Jahre 1651 beſchloſſen haben. In einer andern Nachricht wird jedoch erſt der 6. October 1668 als der Tag ſeines Ablebens angegeben, wonach ihm alſo außer ſeinen oben genannten Freunden auch noch Martin Wolder (1657) und Simon Dach (1659) vorangegangen ſein würden *).

*) Johann Reinhard tritt bereits im Jahre 1653 als Organiſt der Dom-

Gerber nennt Alberts Muſe die Lieblingsmuſe ſeines Zeitalters und ein Blick auf die Menge ſeiner Compoſitionen und auf die ſchnell nach einander erfolgenden neun Auflagen derſelben reicht hin, die Angemeſſenheit jenes Ausdrucks zu beſtätigen. Unterſuchen wir nun die Urſachen jener ſo bald erreichten, und keinem ſeiner muſikaliſchen Vorgänger und Zeitgenoſſen in Preußen, außer etwa noch den Häuptern der Tonſchule, in demſelben Grade zu Theil gewordenen Popularität, ſo dürfen wir dieſe zunächſt auf ſein Doppeltalent, hauptſächlich aber auf die geſchickte Anwendung der ſchon früher erwähnten, den Reiz der Neuheit in ſich tragenden muſikaliſchen Schreibart begründet finden. In der Schule ſeines berühmten Oheims, des dresdner Capellmeiſters Schütz gebildet, war ihm die durch jenen aus Italien nach Deutſchland verpflanzte Richtung des Geſanges auf redemäßigen Ausdruck, auf Verzierung der Melodie und auf Anwendung der Kehlfertigkeit geläufig und lieb geworden. Dieſe Richtung brachte Albert mit nach Preußen. Es reihete ſich hier jetzt alſo Altes, in vollendeter Blüthe Daſtehendes und Neues, in hoffnungsreichem Emporwachſen ſich Entfaltendes an einander. Vornehmlich gewann ſich Albert durch die in neuer, welſcher Form geſetzten Lieder die Freunde des Einzelgeſanges. Dieſer hatte bisher wegen der durch die alte Schreibart bedingten Vollſtändigkeit der Harmonie und des ſelbſtändigen, künſtlichen Ganges auch der untergeordneten Stimmen zurückſtehen müſſen; jetzt wurde er ſchon mit dem ſogenannten General-Baſſe, d. h. mit einer bezifferten Grundſtimme und den durch die Ziffern bezeichneten Fülltönen möglich. Er entbehrte zwar, da ſeine Begleitung nur eine bloß inſtrumentale ſein durfte, der großartigen Wirkung, welche nur durch das Zuſammenklingen lebender Stimmen erreicht zu werden vermag, gewann dagegen den Vortheil des vollkommenen Anſchließens an die Worte des Dichters und der freien Anwendung aller Geſangeskünſte. Zudem war durch das Eingehen der Albertſchen Compoſitionen in die neue Kunſtrichtung den Sängern Gelegenheit zur ſelbſtändigen, nicht an die Mitwirkung Anderer gebundenen Ausübung gegeben. Singſtimme und Begleitung konnten,

kirche auf. Albert wird alſo um jene Zeit, wenn nicht ſchon verſtorben, ſo doch nicht mehr im Amte geweſen ſein.

da ſie in Partitur vorlagen, von ein und derſelben Perſon ausgeführt werden, und dieſem Umſtande allein ſchon möchte die zahlreiche Benutzung jener Compoſitionen zur Hausmuſik und das Nöthigwerden wiederholter Auflagen beizumeſſen ſein.

Wie nun Albert die Geſangfreunde durch Inhalt und Form ſeiner Tonſätze anlockte und befriedigte, ſo wußte er auch durch wohlgeſchriebene Vorreden zur angemeſſenen Ausführung derſelben anzuleiten und die Gründe darzulegen, aus welchen er durch die verſchiedenartigſten Gemüthsrichtungen und Lebensverhältniſſen hin Eins und das Andere dargeboten. Urſprünglich waren die meiſten ſeiner ſo beliebt gewordenen Compoſitionen Gelegenheitsgeſänge, denen er noch ihn beſonders anmuthende Lieder der ihm befreundeten Dichter, namentlich Simon Dach's beigeſellte und die er ſodann in Sammlungen herausgab. 1638—41 erſchienen die vier erſten Theile derſelben, 1643—48 die vier letzten; alle unter dem Titel:

„Arien oder Melodeyen etlicher theils Geiſtlicher, theils Weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuſcher Liebe und Ehrenluſt dienender Lieder, in ein Poſitiv, Clavicymbal, Theorbe, oder anderes vollſtimmiges Inſtrument zu ſingen geſetzt" ꝛc.

Aus den, wie ſchon erwähnt, nicht unwichtigen Vorreden erſehen wir Manches, worüber der Componiſt ſich mit den Sängern zu verſtändigen trachtet; ſie ſind ein treues Bild von Albert's Auffaſſung des muſikaliſchen Lebens und von den Anforderungen, die er an die Ausführung ſeiner „Arien" ſtellt. Zunächſt mochte er eine Rechtfertigung der Vermiſchung geiſtlicher und weltlicher Lieder für nöthig halten und bemerkt daher in der Vorrede des erſten Theiles: „Wundert euch etwa dieſes, daß ich geiſt- und weltliche Lieder in ein Buch zuſammen geſetzet, ſo gedenket, wie es mit eurem eigenen Leben beſchaffen, die ihr oft an einem Tage des Morgens andächtig, des Mittags in einem Garten oder luſtigen Orte, und des Abends bei einer ehrlichen Geſellſchaft auch wohl gar bei der Liebſten fröhlich ſeid. Da auch jemanden der Bulenlieder Name ſchrecken wollte, lebe ich der Hoffnung, wenn er diejenigen, ſo unter dieſen dafür gehalten ſein möchten, durchlieſet, werde ſich erweiſen, daß ſie mehr auf Tugend und auf Sittſamkeit, als Geilheit zielen." Und bei Herausgabe des vierten Theiles ſetzt er hinzu: in allem unſerm Thun ſollte billig

eine Geiſtlichkeit ſein. Ein jedweder, wenn er luſtig werde, ſolle ein fröhliches Stündlein allein der Güte Gottes zuſchreiben; wer etwas Liebes-ſuche, ſolle ſolches ingleichen mit Gott anfangen; im Lobe der innerlichen und äußerlichen Schönheit ſeiner Liebſten möge und ſolle der Liebende den Urſprung aller Gaben auch über Allem vor Augen ſtellen; „es wäre denn ſeine Liebe beeſtiſch." Alſo hoffe er auch, daß die Lieder, ſo von Fröhlichkeit, Luſt oder Liebe redeten, weil ſie nimmer aus den Schranken der Ehrbarkeit liefen, auch oftmals mit viel Lehren und Ermahnungen zu guten Tugenden geziert ſeien, mit allem Recht hätten beigefügt werden können.

Eine ähnliche Sorgfalt, wie den Auseinanderſetzungen, daß das Geiſtliche und Sittliche zugleich im Weltlichen enthalten ſein müſſe, widmet Albert ferner der Aufgabe, die Sänger ſeiner „Arien" auch vom künſtleriſchen Standpunkte in dieſelben einzuführen, und ſie über ihren rechten Vortrag zu belehren, da aus dieſem nur erſt das Verſtändniß für ſie aufgehen könne. Viele Stellen ſeiner Vorreden beſchäftigen ſich hiemit. So heißt es z. B. in dem Vorworte des erſten Theiles: „So ihr ihnen die Ehre anthut, ſie hören zu wollen, müſſet ihr zuvörderſt Einen haben, der nach Gelegenheit ſeines Inſtruments mit dem Generalbaſſe recht wiſſe umbzugehen, auch nicht auf jedweder Note mit vollen Händen zufalle, und ſelbigen als Kraut hacke." Er empfiehlt ſodann die reine und deutliche Ausſprache des Textes, wünſcht den Gebrauch eines Violon bei dem Vortrage mancher Lieder und erinnert ſchließlich: daß der Sänger in denen Liedern, welche in genere recitativo geſetzet, ſo auf die meiſten Syllaben fusas (Achtelnoten) haben, faſt keines Taktes ſich gebrauche, ſondern die Worte, wie ſie ungefährlich in einer etwas langſamen und deutlichen Erzählung ausgeredet werden, ſingen möge. In der Einleitung des zweiten Theiles kommt es zu noch ausführlicheren Erörterungen folgenden Inhalts: 1) Vom Dreiklange. 2) Von der Beſchreibung des Generalbaſſes. 3) Von unbezifferten Noten. 4) Von Verſtärkung der Griffe. 5) Von Diſſonanzen. 6) Wie in Fugen mit dem Generalbaſſe zu verfahren. 7) Von der Gegenbewegung. 8) Von durchgehenden Klängen. 9) Von Terzien und Sexten. Die Bearbeitung dieſer Artikel

wird von Mattheſon „ſchön und bündig" und von Forkel „nach damaliger Art „ſehr gut" genannt.

Wir wollen jene Urtheile auf ſich beruhen laſſen und in den vorerwähnten Artikeln Albert's nur ein Zeugniß dafür finden, wie ſehr ihm die Bildung der damaligen Dilettanten und die Verbreitung der durch ihn in Preußen angebahnten Setz- und Singweiſe am Herzen lag. Zwar konnte und mochte er der alten Schreibart ſich nicht gänzlich entfremden; einige ſeiner urſprünglich für eine Singſtimme geſetzten Lieder, namentlich die geiſtlichen, haben offenbar dadurch gewonnen, daß er ſie in ſpäteren Auflagen nach dem Muſter der „preußiſchen Tonſchule für 5 oder 4 Stimmen geſetzt gab, dennoch hat er ſeiner Vorliebe für Setz- und Singweiſe und für die Italiäner als die erſten Ausüber derſelben kein Hehl, ſondern geſteht: „Was für herrliche und geiſtreiche Compoſitiones aus Italien (welches billig die Mutter der edlen Kunſt zu nennen) zu uns gelangen, ſehe ich oftmals mit höchſter Verwunderung an. Was ingleichen bei uns Teutſchen der hochberühmte Capellmeiſter Schütz, der ſeine hohe Wiſſenſchaft auch daher, beſonders von dem vortrefflichen Johann Gabrieli, geholt, für lebhafte und durchdringende Sachen aufgeſetzet, ſolche machen mich unterweilen ſo beſtürzt und zaghaft, daß ich mich faſt nicht mehr unterwinden mag, einiges Lied oder Melodey aufzuſetzen." Wahrlich, eine ſeltene Beſcheidenheit bei einem Componiſten, deſſen Lieder ſo viel Beifall fanden, daß ſie in Zeit von wenig Jahren 6 Auflagen erlebten, und die außerdem noch durch mehre Nachdrücke verbreitet wurden!

Was uns ferner noch mit Albert nach der Betrachtung ſeiner, aus 192 geiſtlichen und weltlichen Geſängen beſtehenden „Arien" als ſeines Hauptwerkes beſchäftigen könnte, dürfte ſich in einem kurzen Bericht zuſammenfaſſen laſſen. Bekanntlich ſind mehre jener Arien ihrer Malismen und kunſtvollen Rhythmen entkleidet, ein Eigenthum des Gemeindegeſanges geworden. Namentlich ſind dies die Melodieen der von ihm ſelbſt gedichteten Lieder: Gott des Himmels und der Erden ꝛc., O Chriſte, Schutzherr deiner Glieder ꝛc., Mein Dankopfer Herr ich bringe ꝛc., Unſer Heil iſt kommen ꝛc, welche letztere in ihren Grundzügen einem franzöſiſchen Madrigal angehört, ferner die Melodieen zu Simon Dach's Dichtungen „Ich bin ja Herr in deiner

Macht ꝛc., Was willſt du armes Leben ꝛc., Ich ſteh in Angſt und Pein ꝛc., Sei getroſt, o meine Seele ꝛc., Herr wohin ſoll ich mich wenden ꝛc., Es vergeht mir alle Luſt" ꝛc. u. a.*).

Unmittelbar zu feſtlichem Gebrauche in der Kirche geſetzt, hat ſich von Albert nur ein dreiſtimmiges und 1647 zu Königsberg gedrucktes „Te Deum laudamus“ vorgefunden. Ein anderes ziemlich in dieſelbe Zeit fallendes, dem vorgenannten jedoch heterogenes Werk ſcheint gänzlich verloren gegangen zu ſein. Wie wir aus der im ſechſten Theil der Arien an den Obriſt und Geheimenrath von Burgsdorf gerichteten Zuſchrift erfahren, war es ein 1644 zu dem Jubiläum der königsberger Univerſität geſetztes Drama. Albert beklagt ſich nämlich gegen dieſen ſeinen Gönner, daß „ſein Beutel nicht ſo viel darſtrecken wollen, ſeine auf dem akademiſchen Jubelfeſte gehaltene und auf dem Churfürſtlichen Hauſe wiederholte Comödienmuſik drucken zu laſſen“ und wird unter dieſer Muſik das uns, wenn auch nur dem Titel nach ſchon bekannte Feſtſpiel „Sorbuiſa" gemeint haben. Dagegen erfreut uns noch das Vorhandenſein eines andern Werkes, deſſen wir ſchon bei ſeinen Arien hätten Erwähnung thun ſollen, da es mit dem 4. Theile derſelben gleichzeitig erſchien. Es wird unter dem Titel „Muſikaliſche Kürbs-Hütte" von Albert mit dem Bemerken eingeführt: er ſei bedacht geweſen, ſeinen Freunden eine Ergötzung zu machen, indem er ihre Namen nebſt etlichen Reimen in ſeinem Gärtlein an abſonderliche Kürbſe anſchrieb, da hätte aber Robert Roberthin erinnert, es würde anmuthiger ſein, wenn ſolche Reimen unter der Kürbs-Hütte oder Sommerlaube geſungen werden konnten und auf ſolche Weiſe hätten dann die folgenden 12 Tonſätze Entſtehung und Namen gefunden. Der Umſtand, daß dieſe Tonſätze nur für drei Stimmen eingerichtet ſind, läßt, wenn wir nicht eine mehrfache Beſetzung jeder Stimme

*) Ueberhaupt befinden ſich in den „Arien" **117** Tonſätze zu Dach'ſchen Dichtungen, von denen 44 geiſtlichen Inhalts ſind. Doch kommen unter ihnen die beliebten und noch jetzt gebräuchlichen Geſangbuchlieder: „Die große Richtigkeit ꝛc, Wie iſt Gott abermal ꝛc., War dieſes nicht mein Hoffen ꝛc., Herr, wir wallen ſämmtlich dir ꝛc., Schöner Himmelsſaal" ꝛc., u. a. nicht vor, daher wir annehmen, daß dieſe wohl nur erſt nach Albert's Hinſcheiden entſtanden ſein werden.

annehmen wollen, auf einen kleinen Sängerkreis unter Albert's Freunden ſchließen; die künſtliche Beſchaffenheit der Stimmführung, der bald erweiterte, bald verengte Rhythmus legt es jedoch auch nahe, wie jene Sänger ſchon zu der nicht wenig geübten gehören mußten. Sind die in Rede ſtehenden und gereimten Lehrſprüchen untergelegten Tonſätze auch nur kurz, ſo enthalten ſie doch Alles, was in jener Zeit zum Schmucke von Geſängen für häusliche Ergötzung Kunſterfahrener dienen konnte. Daher wurde auch der Kürbshütte damals großer Beifall gezollt und Roberthin, auf deſſen Veranlaſſung ſie entſtand und der eine beſondere Freude daran fand, ſingt von ihr:

Wer hofft aus Eurem kleinen Garten
So liebe Früchte zu erwarten
Als Ihr, mein Albert, uns bereit?
Ihr laßt der Kürbſe Schrift uns lehren
Die ſchnelle Wegflucht dieſer Zeit,
Und in den Stimmen macht ihr hören
Den Vorſchmack ſüßer Ewigkeit.

C. v. Winterfeld bemerkt, daß vorſtehenden Verſen des Roberthin ein Zeugniß des Sinnes, womit Albert's Leiſtungen von ſeinen Zeitgenoſſen geſchätzt wurden, zu entnehmen ſei. Dieſem Ausſpruche wäre noch hinzuzufügen, daß überall, wo von Albert's Melodieen auch nur die des Liedes „Ich bin ja Herr in deiner Macht" ꝛc. bekannt iſt, ihm auch jetzt noch die Anerkennung als hochbegabten Tondichter nicht fehlen könne.

G. Döring.

Immanuel Kant und Johann Georg Hamann.

(Fortſetzung.)

Hierauf hören wir, wie Hamann ſeinen Blitz gegen die ſcholaſtiſche Kunſtform des Kantiſchen Werks ſchleudert, und dann wieder den Inhalt nach ſeiner alten Weiſe angibt. Wir hören wieder Spott in ſeinen Worten, aber keine Gründe und Gegenbeweiſe, wenn er ſagt *): „Weil aber formelle Reinigkeit ohne Inhalt, noch Gegenſtand nothwendigerweiſe und „ohne ihre Schuld" in Scheinheiligkeit ausarten muß, ſo iſt die transſcendentale Dialektik eigentlich dazu beſtimmt, dieſen eben ſo unerkannten, als unheilbaren Erbſchaden, als die wahren pudenda der reinen Vernunft zu verklären, nämlich ihre Paralogismen in Anſehung des pſychologiſchen Ichs und ihre Antimonieen in Anſehung aller kosmologiſchen Ideen per thesin et antithesin, gleich dem wunderlichen Kriege in einem alten Kirchenliede: wie ein Tod den andern fraß." Wenn Hamann aber bald darauf ſagt **): „wiewohl die ſcharfſinnige Beobachtung über Platon Seite 314. auch an dem Geſetzgeber und Kunſtrichter der reinen Vernunft ſelbſt bewährt werden dürfte", ſo ſcheint mir dieſes wohl vorzüglich auf die Anmerkung Bezug zu haben, worin Kant ſagt, er könne Platon auch nicht in der myſtiſchen Deduction ſeiner Ideen oder den Uebertreibungen, wodurch er ſie gleichſam hypoſtaſirte, folgen. Denn ſchon vorher machte ja Hamann unſerm Kant den ungegründeten Vorwurf der Myſtik. Nachdem nun Hamann den Inhalt ſchematiſch angegeben, kommt uns ſein Urtheil entgegen. Kant ſagt auf der letzten Seite ſeines Buches ***): „„der kritiſche Weg war allein noch offen"" und Hamann fährt nach Angabe dieſer Worte fort †), „dieſer neue Fußſteig ſcheint eben ſo unbequem zu

*) VI. 51.
**) VI. 52
***) p. 856.
†) ib. 53.

einer Heerſtraße, als eine Tänzerlinie zum gemeinen Fußſteige", was mit ſeiner Anſicht in einem bereits angeführten Briefe, daß wenige unſern Kant verſtehn würden, übereinſtimmt. Nach dieſem allgemeineren Urtheile erklärt er den kritiſchen Indifferentismus für ein muthwilliges Blendwerk der tiefſten Heuchelei oder für eine Erſcheinung des ſchrecklich träumeriſchen Weſens des Weltalters, welcher mehr hypokritiſch oder politiſch zu nennen wäre; und ſchließt *) mit ironiſcher Anſpielung auf Kants Vorrede, p. 12 u. 13 mit einem Satze deſſelben Abts Terraſſon, welcher meine, „das Schickſal und Glück eines Schriftſtellers beſtehe darin, von einigen gelobt und allen bekannt — Hamann, der Recenſent ſetzt noch hinzu, als das Maximum ächter Autorſchaft und Kritik: — „von blutwenigen gefaßt zu werden. Quantum est in rebus inane! Sunt lacrumae rerum!" Auch dieſes haben wir ihn ſchon in einem Briefe ausſprechen hören. Sieben Jahre ſpäter, als er dieſe Recenſion ſchrieb, finden wir in einem Briefe **) an Scheffner Folgendes, was unſere Meinung von dieſer Recenſion, daß ihr Urtheil ein befangenes, falſches und auf Mißverſtand beruhendes ſei, beſtätigen wird: „Ich bin gegen mein Urtheil ſo mißtrauiſch, daß mir die Uebereinſtimmung eines Freundes immer willkommen iſt. Wie die Kritik der reinen Vernunft von einem logiſchen Spinngewebe abhängt, ſo des guten Geſchmacks ſeine von einem ſeidenen Fäden" und ***): „Reine Vernunft und guter Wille ſind noch immer Wörter für mich, deren Begriff ich mit meinen Sinnen zu erreichen nicht im Stande bin, und für die Philoſophie habe ich keine fidem implicatam. Ich muß alſo mit Geduld die Offenbarung dieſer Geheimniſſe abwarten."

Ueber die Metakritik Hamanns.

Mit demſelben Motto, womit Hamann ſeine Recenſion beſchloſſen, beginnt er die Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft, ein Zeichen, daß die erſtere eine Fortſetzung oder Ausführung der letztern iſt, oder wenigſtens ein Beweis vom Zuſammenhange beider Schriften. Hamann legte, wie geſagt, ſeine

*) VI. 54.
**) VII. 175.
***) ib. 248

Recenſion der Kritik der reinen Vernunft ſeiner Metakritik zu Grunde, was ſich zur Genüge ergiebt, indem er oft wörtlich Stellen aus jener Schrift in dieſer, wie ſonſt ironiſch anſpielend, wiederholt *), und baute dann weiter auf dieſen vorhandenen Gedanken, welche ſo wenig begründetes Urtheil enthielten. Da will e denn ſeine Gebäude aufführen und das Adyton ſeiner Philoſophi frei und frank zu Jedermanns Benutzung hinſtellen. Nachden er hiſtoriſch verfahren, als erſte Reinigung der Philoſophie di Sätze Berkeley's und Hume's und als zweite die Kantiſche-Anſicht erklärt, hier die Freiheit des Gedankens von der Erfahrun und dort die Unabhängigkeit der Vernunft von Tradition un Glauben daran, ſo fügt er mit einem ſehr fraglichen „Alſo“ ſei Paradoxon als die dritte Reinigung der Philoſophie hinzu. E will das Problem der Vernunft in der Geſtalt der Sprache gelöſt wiſſen, und beruft ſich auf Samuel Heineke als ſeinen Gewährsmann, wie in den Briefen auf Edward Young. Di Sprache ſei das einzige, erſte und letzte Organon und Kriterio der Vernunft. „Je länger man nachdenkt“, ſagt er **), „deſto tiefer und inniger man verſtummt und alle Luſt zu reden verliert ***).“ Es geht zur Genüge hervor, daß Hamann nicht im Stande war, den Inhalt des Denkens die Feuerprobe aushalten zu laſſen. Da war es denn freilich nicht ſo ſchwer, auf dieſes Kantiſche Gebäude mit Geſchütz loszugehn, welches mit unbegründeten Verſicherungen und leeren Ereiferungen geladen war, aber man konnte auch um ſo leichter den Erfolg vorausſehen — bei großem Geräuſche gar kein Eindringen, gar keine Wirkung. Es iſt aber die Antitheſe zwiſchen Hamann und Kant in Betreff der Anſicht der Entſtehung unſerer Erkenntniß folgende. In dem architektoniſchen Geiſte Kants ſehen wir bei der Abſtraction von jeglicher Erfahrung hinſichtlich unſerer Vernunfterkenntniſſe das Streben mit unſeren Vorſtellungsarten ins Reine zu kommen, aus den Veränderlichen der Meinung aufzuſteigen zur Feſtigkeit der Ueberzeugung, die individuelle Stimmung zu veredeln durch tadelfrei

*) VII. 5. Die 2000 Jahre — ſiehe VI. 48. Dem die Religion ihr Heiligkeit ꝛc. ſiehe VI. 48 u. 49.

**) An Jacobi 360.

***) VII. 6.

Geſinnungen; und in ſolchen Grundſätzen, die auf der erſten Baſis alles Wiſſens beruhen, einen Prüfſtein zu beſitzen für alles Wechſelnde unſerer inneren Zuſtände. Kant triumphirte mit gerechtem Stolze über den Wolfiſchen Dogmatismus, der allein auf Reflexion beruht, und über den Humeſchen Skepticismus, welcher den Schein zu ſeiner Wurzel hat, indem Kant zeigte, wie uns die Erfahrung nichts wäre, wenn wir nicht mit den Categorieen in uns zu ihr kämen. Wie herrlich löſte er die Aufgabe, aus dem menſchlichen Geiſte allein dieſem ſeine Grenzen zu beſtimmen, worüber hinaus ohne höheres Zuthun kein Wiſſen, keine Erkenntniß; wie folgerecht mittelte er aus, wie weit unſere Vernunft durch bloße Speculation kommen könne und wo dagegen unſer eigentliches Wiſſen aufhört und uns bloß Glauben und Hoffen übrig bleibt, welches Hamann allein feſthielt und die Grenzen der Vernunft beſtimmt zu ſehen, kein Intereſſe fand. Mit elektriſchem Schlage weckte Kant auf dieſe Weiſe den Forſchungstrieb von Nationen, welche dankbar die großartigen Folgen ſeines Syſtems in ihrer Entwickelung anerkannten. Hamann war der directe Gegenſatz von Kant. Er ſagt ausdrücklich, ſeine Meinung wäre der dritte Purismus der Philoſophie, ſie hätte die Humeſche und Kantiſche Anſicht hinter ſich und betreffe die Sprache, welche ſowohl Erfahrung (usus), als Ueberlieferung ſei. Alles lag ihm in der Sprache, worin ſich Gott den Menſchen geoffenbaret. Alles lag ihm in dieſer Offenbarung, in der Bibel und dem Glauben an ſie. Aus ihr floſſen ihm alle Erkenntniſſe, ſie war ihm der Regulator unſerer Vorſtellungen, ſie befeſtigte ihm ſeine Ueberzeugungen und erhabenen Geſinnungen, ſie war ihm der Probierſtein für alle Intereſſen des Menſchen *). Daher vernehmen wir die auffallenden Urtheile über das Kantiſche Syſtem in ſeinen Briefen, daher verſtändigt er ſich ſo ſchwer mit demſelben und ſucht es nach ſeiner bekannten Verfahrungsart analogiſch auf ſein Organon, auf die Sprache anzuwenden. Das iſt der große Plan der Vorſehung, das iſt die Erziehung, welche Gott dem Menſchengeiſte angedeihen läßt: Extreme bringen in ihren Folgen Gediegenheit, Wahrheit hervor, ſie ſind die Mittel, daß ſpäteres Forſchen den richtigen Weg findet. Die Vorſehung ſprach durch

*) I. 394.

Kant: ſehet, welch herrlich Ding euer Geiſt, wie ſehr kann ſeine Kraft euch anſpornen, ihn zu gebrauchen, wie wahr läßt er Bevorzugte unter euch einhergehn und nicht ſtraucheln! Aber ſie ließ auch Hamanns Stimme an ſeine Mitmenſchen ertönen: Nicht als habt ihr die geiſtige Kraft jenes großen Mannes, der, um euch des Geiſtes Erhabenheit zu zeigen, lehren ſollte, wie hehr ſeine Erkenntniß, wie er ohne Anſtoß ſeinen Lebensweg wandele. Horchet vielmehr auf die Stimme Gottes in der Bibel, ſie führet das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Beſtimmung; betet an die wunderbaren Mittel der Vorſehung zu eurem Heile und glaubet! Es traten Beide der Verflachung des menſchlichen Geiſtes in der damaligen Zeit, welche durch die Secte der ſogenannten Aufklärer bewirkt wurde, kräftig entgegen. In einem Briefe an Jacobi *) ſagt Hamann: „Vernunft iſt für mich ein Ideal, deſſen Daſein ich vorausſetze, aber nicht beweiſen kann durch das Geſpenſt der Erſcheinung der Sprache und ihrer Wörter. Durch dieſen Talisman hat mein Landsmann das Schloß ſeiner Kritik aufgeführt, und durch dieſen allein kann der Zauberbau aufgelöſt werden.“ An Herder ſchreibt er **): „Alles Geſchwätz über Vernunft iſt reiner Wind, Sprache iſt ihr Organon und Kriterion, wie Young ſagt. Ueberlieferung das zweite Element“ und fügt an Scheffner ***) gleichlautenden Worten noch hinzu: „Hier (in der Sprache) liegt reine Vernunft und zugleich ihre Kritik.“ Und an Jacobi ſchreibt er †): „Bei mir iſt weder von Phyſik noch Theologie die Rede, ſondern Sprache, die Mutter der Vernunft und Offenbarung, ihr Α und Ω. Sie iſt das ſchweiſchneidige Schwert für alle Wahrheiten und Lügen. Lachen Sie alſo nicht, wenn ich das Ding von dieſer Seite angreifen muß. Es iſt meine alte Leyer, aber durch ſie ſind alle Dinge gemacht.“ Hamann meint alſo, Vernunft beruhe auf Sprache, obwohl er einſieht, daß gerade durch die Sprache der Streit entſchieden werden ſoll, und geſteht, daß dieſelbe der Mittelpunct des Mißverſtandes der Vernunft mit ſich ſelbſt ſei: woraus leicht erſichtlich, daß auf dieſem Wege der

*) p. 353.
**) VI. 365. An Jacobi 306. 307.
***) VII. 216. 151. 152.
†) 90.

Streitpunct nie ſeine Abfertigung finden wird. Dennoch geht Hamann in der vermeintlichen Begründung ſeiner Anſicht weiter. „Leute und Buchſtaben“, ſagt er, „ſind alſo reine Formen a priori, in denen nichts, was zur Empfindung oder zum Begriffe eines Gegenſtandes gehört, angetroffen wird, und die wahren äſthetiſchen Elemente aller menſchlichen Erkenntniß und Vernunft“ bei welchem „alſo“ wir uns vergeblich nach vorhergegangenen Gründen umſehen. Immer aber kommt er wieder auf die Trennung des Verſtandes und der Sinnlichkeit zurück, wie wir ſchon aus ſeiner Recenſion wiſſen. Wenn er aber im Folgenden ſagt, daß wohl noch einmal das Räthſel der Erkenntniß der Sinnlichkeit und des Verſtandes gelöſet werden und ſo beider Gebiet und Grenze beſtimmt werden werde, ſo liegt doch dieſe Löſung nicht in etwas aus der Luft Gegriffenem, plötzlich mit einem Machtworte Hingeſtelltem, ſondern eben in der Erklärung und Auseinanderſetzung des Räthſels. Und doch meint Hamann, es auf die erſte Weiſe zu löſen, indem er nicht begründete Sätze und Meinungen aufſtellt, ohne ſie auch nur im Geringſten weiter zu erklären. Wie kann auch von Erklärung oder Gründlichkeit die Rede ſein, wenn man ſich umſonſt nach der Urſache ſeines „Alſo“ und „Folglich“ umſieht! Nichts deſto weniger findet er den Urfehler des Kantiſchen Syſtems auf und nennt dreiſter Stirne den Stein des großen Gebäudes, welcher es fallen macht*): „Die (vom kritiſchen Idealismo) behauptete Möglichkeit nun, die Form einer empiriſchen Anſchauung ohne Gegenſtand noch Zeichen aus der reinen und leeren Eigenſchaft unſeres äußeren und inneren Gemüths herauszuſchöpfen, iſt eben das *Δός μοι ποῦ στῶ* und *πρῶτον ψεῦδος* **), der ganze Eckſtein des kritiſchen Idealismus und ſeines Thurm- und Bogen-Baues der reinen Vernunft.“ Um ſeine Meinung noch mehr aufzuhellen, führen wir an, was er an Herder ſchreibt ***): „Nichts ſcheint leichter als der Sprung von einem Extreme zum andern, und nichts ſo ſchwer als ihre Vereinigung zu einem Mittel. Ungeachtet aller meiner Nachfrage iſt es mir nicht möglich geweſen, des Jordanus Brunus Schrift de

*) VII. 15. 16.
**) An Jacobi 204.
***) VI. 183. 301. An Jacobi 20.

uno aufzutreiben, worin er ſein principium coincidentiae erklärt, das mir Jahre lang im Sinne liegt, ohne daß ich es weder vergeſſen, noch verſtehen kann. — Dieſe Concidenz ſcheint mir immer der einzige zureichende Grund aller Widerſprüche und der wahre Prozeß ihrer Auflöſung und Schlichtung aller Fehde der geſunden Vernunft und reinen Unvernunft ein Ende zu machen" und bald darauf: „Jordani Bruni principium oppositorum coincidentiae iſt in meinen Augen mehr werth, als alle Kantiſche Kritik."

Unſer Urtheil über die Metakritik beſtätigt Hamann ſelbſt in einem Briefe an Herder *): „Einem Winke in Ihrem letzten Briefe zufolge habe ich mich gequält mit einer Metakritik über den Purismum der Vernunft. Sunt lacrumae rerum o quantum est in rebus inane! Sie macht nicht viel über einen Bogen aus. Die ganze Idee iſt mir verunglückt und ich habe nur dem Dinge ein Ende zu machen geſucht, daß ich mich des Gedankens daran entſchlagen konnte."

Hamann war Kants Freund, ohne mit ihm gemeinſchaftliche Intereſſen zu haben, weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverſtanden bleibt: dieſes geht aus Beider Verhältniß als das Hauptſächlichſte hervor, am deutlichſten aber aus einem Briefe an Herder **): „Wenn erſt die Vernunft zur wächſernen Naſe wird, ſo werden natürlich die unphiloſophiſchen Vorſtellungen von Gottes Daſein und noch mehr von ſeinem Worte die abentheuerlichſten Hirngeſpinnſte unter dem Namen von metaphyſiſchen Theoremen und Problemen. Ich nehme nicht bloß als Landsmann und Patriot, ſondern aus einem weit nähern Intereſſe an Kants Autorſchaft Antheil. Es geht mir mit ihm, wie ihm ſelbſt mit den Berlinern. Mendelsſohns Vorleſungen ſind ihm ein Syſtem der Täuſchung, die der Mendelsſohnſchen Beſchreibung eines Mondſüchtigen ähnlich iſt. Mir kommt ſein ganzes Syſtem nicht um ein Haar beſſer vor. An keinem von beiden iſt mir gelegen, und will mich in keines einlaſſen, als bloß mich an die Grundſäulen halten, die wurmſtichig ſind. Das übrige findet ſich per nexum rerum von ſelbſt."

*) ib. 370

**) VII. 314.

So wirkt dieſes Urtheil Hamanns auf Kants Verdienſte einen um ſo größeren Reflex, da Kant wirklich die Veröffentlichung deſſelben nicht wünſchte, weil er vielleicht keinen guten Eindruck auf die allgemeine Stimme durch daſſelbe vermuthete, und nun die ſpätere Zeit dieſe Befürchtung keineswegs gerechtfertigt ſieht, ſondern urtheilen muß, daß Hamann den Hauptpunkt, die Einſetzung des Gedankens in ſeine Freiheit, bei Kant überſah und ſeine eigene Anſicht zu wenig ausführte, um ſie auf leichte, nicht zu deutelnde Weiſe verſtehen zu laſſen. Kants Kritik der reinen Vernunft wird immer als eines der merkwürdigſten, gründlichſten Werke des menſchlichen Geiſtes angeſehn und bewundert werden, als die Wurzel zu dem prächtigen Baume der kritiſchen Philoſophie; ſie allein würde, wenn wir von den übrigen großartigen Erzeugniſſen ihres Schöpfers abſehen, hingereicht haben, ihm einen Ehrenplatz unter den Herren philoſophiſcher Revolutionen zu verſchaffen.

Nachtrag
zu dem Verzeichniſſe der Märkiſchen Geſchlechter, aus welchen Mitglieder Ritter oder Söldner des Deutſchen Ordens geweſen ſind.

Siehe NPPB. 1853. IV. S. 241 ff.

v. Aderam. Martin Aderam, Ritter D. O. in der Firmaney des Convents zu Brandenburg 1447.

v. Ahlimb. Albrecht v. Ahlimb (Olym) Haus-Comthur zu Rehden 1446, hatte 3 Pferde und einen Harniſch.

v. Bardeleben. Ueber Henning v. B. vgl. Geh. Arch. Schiebl. Adels-Geſch. G. No. 62.

v. Birckholtz. Hans v. Birkholtz Söldner 1454. S. ibid. Schiebl. LXXV. No. 154.

Nickel v. Birckholtz Söldner 1431. S. ibid. Ad.-Geſch. B. No. 126. Schiebl. LXXV. No. 104/a.

v. Blanckenſee. Giſe v. Blanckenſee diente mit 10 Pferden 1455. S. ibid. Ad.-Geſch. E. Nr. 66.

v. d. Borne. Betekin v. d. Borne wurde zuletzt Oberſter Compan des Hochmeiſters 1467—1470. S. Voigt Namen-Codex. S. 110.

Frantz v. d. Borne, Söldner 1410. S. Geh. Archiv. Schiebl. LXXV. No. 201/a.

v. Brederlow. Ludeke v. Brederlow, Söldner 1431. S. ibid. Ad.-Geſch. B. No. 126.

v. Buch. Johann Buch, Mühlenmeiſter zu Marienburg 1441.

v. Burgsdorff. Cuntz v. Burgsdorff Söldner 1410. S. Geh. Arch. Ad.-Geſch. E. (Eylenburg).

v. Ellingen. Werner v. Ellingen, Söldner fiel im Kriege. S. ibid. E. No. 68.

v. d. Goltz. Ueber Albrecht v. d. Goltz. Vgl. Geh. Archiv. Schiebl. Varia. No. 83.

N. v. d. Goltz, Sohn Heinrichs, nachherigen Untervogts zu Neu-Stettin, fiel 1410 in der Schlacht bei Tannenberg als Söldner. S. ibid. Schiebl. XVII. No. 9.

v. Güntersberg. Burchard v. Güntersberg, Söldner fiel im Bundeskriege. S. ibid. Ad.-Geſch. K. Nr. 87.

v. Hacke. Der genannte Söldner Erhard v. H. heißt an anderen Orten Ehrentreich v. Hacke ſo ibid. Schiebl. LXIV. No. 3.

v. Heyſen. N. Heſe, Bruder Peters v. Heyſen, eines Brandenb. Vaſallen, fiel im Bundeskriege. S. ibid. E. Nr. 68.

v. Hohndorff. Peter v. Hohndorff, Söldner 1421. S. ibid. H. Nr. 2.

Günther v. Hohndorff, Söldner im Bundeskriege. ibid. H. No. 3.

v. Ihlow. Melchior v. Ihlow, Söldner, diente mit 3 Pferden 1455. ibid. E. No. 66.

v. d. Liepe. N. v. d. Liepe, Söldner in der Thümenſchen Rotte, diente mit 2 Pferden. S. ibid. LXXV. No. 152.

v. Pabſtein. Ueber Nickel v. Pabſtein, vgl. ibid. Schiebl. Varia. No. 83.

v. Pfuel. Friederich v. Pfuel, Söldner 1431. S. ibid. LXXV. No. 104/a. 210.

v. Rohwedell. Heinrich v. Rohwedell 1428. Carbisherr zu Marienburg; 1431, 1433 Hauskomthur zu Danzig.

v. d. Rowe. Hans v. d. Rowe, Söldner in d. Thümenſchen Rotte, diente mit 3 Pferden. S. Geh. Archiv Schiebl. LXXV. Nr. 152.

v. Schapelow. Sigmund v. Schapelow diente mit 4 Spießen und einem Schützen. 1454. S. ibid. LXXV. Nr. 193.

v. Schlaberndorff. Der früher aufgeführte Soldner heißt Hans mit Vornamen, war ein Bruder Ludwigs v. S. und hielt ſich im Kriege ſehr brav. S. ibid. Ad.-Geſch. a K. No. 3.

v. Stegelitz. N. v. Stegelitz, Ritter D. O. im Convent z. Barthen 1433 hat weder Pferd noch Harniſch. S. ibid. Schbl. LXXVI. No. 53., iſt der früher genannte Heinrich v. St.

v. Thümen. Lorentz v. Thümen diente in der Thümenſchen Rotte mit 3 Pferden. S. ibid. Schbl. LXXV. No. 152.

v. Torgau. Hermann v. Torgau, Ritter D. O. im Convent zu Brandenburg 1433. S. ibid. LXXVI. No. 53.

v. Uchtenhagen. George und Hans v. Uchtenhagen, Söldner in der Thümenſchen Rotte, dienten mit 14 Pferden. S. ibid. LXXV. No. 152.

v. d. Zauche. Friderich v. d. Zauche, Söldner 1410. S. ibid. Ad.-Geſch. a E. (Eylenburg).

Friderich v. d. Zauche, Söldner, diente mit 7 Pferden in der Schliebenſchen Rotte 1454. S. ibid. LXXV. No. 152.

A. v. Mülverſtedt.

Zweiter Zuſatz

zu den Beiträgen zur Geſchichte des Wergeldes in Preuſſen.

Endlich iſt es noch gelungen, in einer dritten Urkunde, worin der Landmeiſter Conrad Sack den fidelissimi viri Sulenten et Babange, qui in fide Christianismi stabiles permanserunt et se fratrum dominio subdiderunt" auch in apostasia Pruthenorum gegen die Ordensfeinde zogen, Beſitzungen auf den Feldern Muthyn, Bangiten und Rogaynen nebſt den gr. und kl. Gerichten verſchreibt, ähnliche Beſtimmungen, wie in den vorhin mitgetheilten Privilegien, zu ermitteln. Hier heißt es: Item si alicui predictorum **ab aliquo eorum, qui contra nos tempore apostasie fuerint** vite cursus fuerit brevitatus seu aliter molestatus, is qui fuerit necis reus collum pro collo, manum pro manu reddere teneatur. Dieſe Feſtſetzung erregt hohes Intereſſe und läßt deutlich erkennen, daß die Talion das ſchlechtere Recht war, welches gegen das abtrünnige Preußenvolk angewendet werden ſollte, während die Buße, als deutſche Inſtitution den treuen Anhängern des Ordens verliehen wird. Hiernach laſſen ſich auch die früher mitgetheilten Alternativen richtig verſtehen. Jene Urkunde (Geh. Archiv. Schiebl. LXXIV. sine №.) iſt d. d. Balga 1304 IV. Kal. Octbr. und für die Gebr. Stephan und Friedrich v. Windekaym vom HM. Michael Küchmeiſter d. Pr. Eylau Donnerstag vor Laetare 1417 erneuert.

A. v. M.

Ein Münzfund bei Putzig.

Seit dem bedeutenden Münzfunde bei Münſterwalde im Jahre 1832 ſind zum erſtenmal wieder im Laufe dieſes Sommers kufiſche Münzen in unſerer Provinz aus dem Boden gehoben worden. Ein Bauer aus der Gegend von Putzig hat deren drei und dreißig Stück, ſämmtlich Silbermünzen, ſogenannte Dirhem's (auch der Münſterwaldiſche Fund beſtand ausſchließlich aus dieſer Münzſorte) auf dem Felde gefunden, von denen dreißig Stück zuerſt durch die Vermittelung des Herrn' Dr. Steffahny in Putzig mir zur Anſicht und Beſtimmung vorgelegt und ſpäter für das hieſige akademiſche Münzkabinet acquirirt worden ſind, und zwar ſieben Stück (No. 15. 18. 20. 22. 26. 29. 30.) als Geſchenk des Herrn Dr. Steffahny, ein Stück (No. 21.) als Geſchenk des Gutsbeſitzers Herrn v. Lisnewsky auf Reddiſchau, die übrigen zwei und zwanzig Stück durch Ankauf. Die drei an dem ganzen Funde noch fehlenden Stücke ſind anderweitig in Privatbeſitz übergegangen und mir bis jetzt noch unbekannt geblieben. Die näheren Umſtände des Fundes ſind mir nicht bekannt geworden; vielleicht aber wird Herr Dr. Steffahny die Güte haben, gelegentlich in den Provinzialblättern darüber zu berichten. Ich will mich gegenwärtig auf den Inhalt des Fundes, ſoweit er mir zu Geſichte gekommen iſt, auf eine Beſchreibung der dreißig jetzt hier befindlichen Münzen beſchränken.

Von dieſen Münzen gehören vier in den Zeitraum von 285 bis 299 d. H. (898—911 n. Chr.), die übrigen ſechs und zwanzig in den Zeitraum von 317 bis 354 d. H. (929—965 n. Chr.). Die letzteren ſind ſchon in ſofern für unſer Cabinet von hohem Werthe, als in dieſem die bisher vorhandene Reihe der kufiſchen Münzen, ein ſporadiſches Stück vom Jahre 341 und eine Misgeburt abgerechnet, mit dem Jahre 305 d. H. abbricht; dieſe Reihe wird nun, mit der kleinen Lücke von 305 bis 317, durch gegenwärtigen Zuwachs bis zum Jahre 354 fortgeführt.

Im Allgemeinen ſind dieſe dreißig Putziger Münzen äußerlich nicht ſo gut erhalten, wie die aus dem Münſterwaldiſchen Funde herrührenden, jedoch nur einige wenige von ihnen ſind durch den Zahn der Zeit ſo undeutlich gemacht worden, daß ſie ſich nicht genau haben beſtimmen laſſen. Ich gebe hier ihre Beſchreibung nach den Dynaſtieen geordnet, denen ſie angehören, wobei ich mich nur noch verpflichtet ſehe zu bemerken, daß ich behufs der Leſung einiger Städtenamen die Hilfe des Herrn Profeſſor Olshauſen in Anſpruch genommen habe.

I. Abbaſiden.

1. Al-Moktadir billah, geprägt in Bagdad (Medinat as-ſalam) im Jahr 319 d. H. (931 n. Chr.). Die Vorderſeite giebt unter der gewöhnlichen Legende („Es iſt kein Gott außer Allah dem einzigen, er hat keinen Gefährten") den Namen des präſumtiven Thronfolgers: „Abul-Abbas, Sohn des Herrſchers der Gläubigen"; auf der Rückſeite dagegen findet ſich unter dem gewöhnlichen ſunnitiſchen Symbol („dem Herrn; Mohammed iſt der Geſandte Gottes") der Name des Khalifen: „Al-Moktadir billah". Abul-Abbas Ahmed, der älteſte von den drei Söhnen des Al-Moktadir, folgte dieſem zwar nicht unmittelbar, wohl aber zwei Jahre ſpäter, im Jahre 322 d. H., mit dem Beinamen Ar-Radhi billah auf dem Khalifenthrone. S. No. 3.
2. Eine ähnliche Münze mit denſelben Namen, wie es ſcheint aus dem Jahre 320, dem letzten Regierungsjahre des Al-Moktadir. Beide Münzen ſind theilweiſe ſtark abgerieben, ſie ergänzen ſich jedoch in ihren lesbaren Partieen gegenſeitig vollſtändig.
3. Al-Kahir billah (reg. 320—322 d. H., 932—934 n. Chr.), Bruder und Nachfolger des vorigen. Prägeort und Zahlworte ſind abgerieben. Auf der Rückſeite ſteht, analog wie bei der vorigen, der Name des Khalifen „Al-Kahir billah", auf der Vorderſeite dagegen der Name „Abul-Kaſim, Sohn des Herrſchers der Gläubigen". Abul-Kaſim Abdallah, Sohn des Khalifen Al-Moktefi billah, des älteſten Bruders des Al-Kahir billah, folgte, obgleich dieſe Münze ihn als Thronerben bezeichnet, ſeinem Oheim nicht unmittelbar auf

dem Throne, ſondern ihm wurden nach Al-Kahirs Abſetzung zunächſt zwei Söhne des Al-Moktadir vorgezogen, nämlich Abul-Abbas Ahmed Ar-Radhi (ſ. No. 1.) und Abu Jshak Jbrahim Al-Mottaki; erſt im Jahre 333 d. H. folgte Abul-Kaſim mit dem Beinamen Al-Moſtakfi billah.

II. Soffaride.

4. Amru ben Al-Lais; geprägt in Arradſchan (بارجان) im im Jahre 285 d. H. (898 n. Chr.). Auf dem Avers ſteht unter der gewöhnlichen Legende der Name „Amru ben Al-Lais", auf dem Revers hinter dem bekannten Symbol der Name des Khalifen „Al-Motadhid billah." Eine andere Münze dieſes Emir's, aber aus Niſchapur vom Jahre 282, findet ſich bereits unter den Münſterwaldiſchen Münzen (ſ. meine Def. et Expl. No. 108); dieſelbe giebt den Namen vollſtändiger „Abu Hafs Amru ben Al-Lais". Beide ſind Seltenheiten.

III. Samaniden.

5. Jsma'il ben Ahmed, geprägt in Schaſch im Jahre 291 d. H. (904 n. Chr.). Ein ſehr ſchönes Exemplar. Der Revers giebt unter dem Symbolum die Namen des Khalifen und des Emirs: „Al-Moktefi billah. Jsma'il ben Ahmed." Die Vorderſeite dagegen zeigt unten den Namen und Titel: „Abul-Hoſſain Valij ed daulah der Vezier." Dieſelbe merkwürdige Münze findet ſich bei Frähn (Rec. p. 46. No. 33); der Vezier Abul-Hoſſain kommt ebendaſelbſt p. 47. No. 36. noch einmal vor.
6. Ahmed ben Jsma'il, geprägt in Schaſch im Jahr 298 d. H. (910 oder 911 n. Chr.). Die Münze iſt mitten durchgebrochen, beide Stücke aber paſſen genau zuſammen und die Inſchriften ſind vollſtändig deutlich. Die Vorderſeite enthält nur die Legende „Es iſt kein Gott u. ſ. w.", die Rückſeite giebt die Namen: „Al-Moktadir billah. Ahmed ben Jsma'il".
7. Von demſelben, aber geprägt in Enderabeh im Jahre 299 d. H. (911 oder 912 n. Chr.). Auch dieſe Münze iſt zerbrochen. Die Namen wie auf der vorigen. Dagegen giebt

die Randſchrift der Vorderſeite die Zahlworte in dieſer ſonderbaren Form: تسع وتسعياتين.

8. Naſr ben Ahmed, geprägt in Bamjan (بباميان) im Jahre 9. Von den Zahlworten ſteht nämlich nur die Einerzahl da; Zehner und Hunderter hat der Stempel nicht enthalten, ſo daß der Schluß und der Anfang der Rundſchrift ſich unmittelbar an einander anſchließend alſo lauten: سنة تسع بسم الله, wobei noch zu bemerken iſt, daß das Ain keinen Finalzug hat. Eine fernere Merkwürdigkeit dieſer ſeltenen Münze iſt die, daß der Name des Khalifen ſich nicht auf derſelben befindet; die Rückſeite lautet einfach: „Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Naſr ben Ahmed."

9. Von demſelben, geprägt in Schaſch im Jahre 317 d. H. (929 n. Chr.). Rückſeite: „Mohammed u. ſ. w. Al-Moktadir billah. Naſr ben Ahmed."

10. Von demſelben, Schaſch im Jahre 319 d. H. (931 n. Chr.), ſonſt wie die vorige. Von den Zahlworten iſt zwar nur تسع, neun, noch zu leſen, aber einerſeits dürfen wir, da der Name des Khalifen Al-Moktadir billah deutlich daſteht, nicht über das Jahr 319 hinausgehen, andererſeits iſt der für die andern Zahlen vorhandene Raum zu groß, als daß wir ohne Zehner 309 leſen könnten.

11. Von demſelben, Schaſch im Jahre 323 d. H. (935 n. Chr.). Auf dem Revers unten: „Ar-Radhi billah. Naſr ben Ahmed."

12. Von demſelben, Schaſch im Jahre 32—. Die Zahl der Einer iſt undeutlich. Sonſt wie die vorige.

13. Von demſelben. Ortnamen und Zahlworte ganz abgerieben, zum Theil ſogar weggebrochen. Revers unten: Ar-Radhi billah. Naſr ben Ahmed.

14. Nuh ben Naſr, geprägt in Schaſch; die Zahlworte ſind ganz unleſerlich geworden; die Münze kann aber nur aus den Jahren 331 bis 333 d. H. (942—944 n. Chr.) herrühren; denn im erſteren Jahre kam Nuh ben Naſr zur Regierung, im letztern ward der Khalif Al-Mottaki lillah abgeſetzt. Beider Namen ſind aber auf dem Revers an der gewöhnlichen Stelle deutlich zu leſen.

15. Von demſelben, Schaſch im Jahre 333 d. H. (944 oder 945 n. Chr.) Wie die vorige.
16. Von demſelben, geprägt zu Samarkand im Jahre 334 d. H. (945 oder 946 n. Ch.). Auf dem Revers unten: „Al-Moſtakfi billah. Nuh ben Naſr.“ Auch dieſes Stück iſt zerbrochen.
17. Von demſelben. Der Name des Orts iſt abgerieben, das Jahr 338 d. H. (949 n. Chr.) aber ganz deutlich. Die Namen des Khalifen und des Emirs wie auf der vorigen.
18. Von demſelben. Schaſch im Jahre 341 d. H. (952 n. Chr.). Wie die vorige. Sie unterſcheidet ſich von der Münze desſelben Jahres, welche wir bereits beſaßen (No. 170 meiner Def. et Expl.) durch das Zeichen ح oben auf dem Avers, wo jene das Zeichen عل hat.
19. Von demſelben, Samarkand im Jahre 341. Wie die vorige. Die Vorderſeite iſt etwas verwildert, die Rückſeite dagegen ſehr deutlich.
20. Von demſelben, Schaſch im Jahre 342 d. H. (953 n. Chr.). Wie die vorige.
21. Abdul-Melik ben Nuh, geprägt in Bokhara (ببخارا) im Jahre 348 d. H. (959 n. Chr.). Ueber der einfachen Legende des Averſes ſteht das Zeichen حب. Der Revers lautet: „Dem Herrn. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Al-Moti' lillah. Abdul-Melik ben Nuh.“ (Dieſelbe bei Frähn, Rec. p. 99. No. 268). Dieſe Münze erlangt für unſer Kabinet dadurch ein ganz beſonderes Intereſſe, daß wir bisher weder von Abdul-Melik, noch auch, auffallender Weiſe, aus dem ſo häufig vorkommenden Prägeort Bokhara irgend eine Münze hatten.
22. Manſur ben Nuh, geprägt in Balkh (ببلخ) im Jahre 351 d. H. (962 n. Chr.). Ueber der Legende des Averſes ſteht das Wort المظفر, der Siegreiche (ſonſt الملك المظفر, der ſiegreiche König). Der mit abgeſprungenem Stempel geprägte Revers hat unten die Namen: „Al-Moti' lillah. Manſur ben Nuh.“
23. Von demſelben, geprägt in Amul (بامل) im Jahre 354 d. H. (965 n. Chr.). Ueber der Legende des Averſes ſteht ein auf

unſerem Exemplar nicht ganz leſerliches Wort. Revers wie auf der vorigen.

IV. Buwaihiden.

24. Ali ben Buwaih (mit dem Beinamen Amad-ed-daulah), vom Jahre 326 d. H. (938 n. Chr.). Der Name des Orts iſt abgerieben. Unter dem Avers ſteht der Name على بن بويه, Ali ben Buwaih, unter dem Revers: Ar-Radhi billah. Bei Frähn (Rec. p. 596. 597.) kommen Münzen vor, auf welchen Abul-Haſſan Ali, der älteſte der drei Söhne Buwaih's, ebenfalls ſeinen Ehrennamen Amad-ed-daulah weggelaſſen hat.

25. Abul-Hoſſain Ahmed ben Buwaih, mit dem Beinamen Moes-ed-daulah, vom Jahre 336 d. H. (947 oder 948 n. Chr.). Der Ortname iſt unſicher, vielleicht Schiras (?). Ich gebe die Legenden dieſer Münze vollſtändig:

Avers.

لا اله الا الله	Es iſt kein Gott außer Allah
وحده لا شريك له	dem einzigen, er hat keinen Gefährten.
معز الدولة	Moes-ed-daulah
ابو الحسين	Abul-Hoſſain
بويه.	Buwaih.

Revers.

لله.	Dem Herrn.
محمد رسول الله	Mohammed iſt der Geſandte Gottes.
صلى الله عليه وسلم	Gott ſei ihm gnädig und gebe ihm Heil.
المطيع لله	Al-Moti' lillah.
عماد الدولة	Amad-ed-daulah
ابو الحسن	Abul-Haſſan
بويه	Buwaih.

Die Münze iſt alſo von Moes-ed-daulah unter der Oberhoheit ſeines älteren Bruders Amad-ed-daulah geprägt.

V. Hamdanide.

26. Saif-ed-daulah, geprägt in Meßißah (بالمصيصة) im Jahre 352 d. H. (963 n. Chr.). Ueber dem Avers ſteht der Name: „Saif-ed-daulah Abul-Haſſan“, unter dem Revers: „Al-Moti' lillah.“ Ein ſehr ſeltenes Stück von dieſem tapfern Degen des ſinkenden Khalifenthums.

VI. Unbeſtimmte Münzen.

27. Eine von einem der arabiſchen Sprache, wenigſtens der kufiſchen Schrift unkundigen Stempelſchneider angefertigte Münze, voller Fehler in den Inſchriften. Den Namen der Stadt glaube ich Niſabur (Niſchapur) zu leſen. Die Stelle der Zahlworte nimmt eine, wie es ſcheint, auf gutes Glück hingeworfene Anzahl von Strichen ein. Die Legende der Vorderſeite iſt die gewöhnliche. Die vierzeilige Legende der Rückſeite hat in der erſten Zeile „Mohammed“, in der zweiten „Al-Mokteſi billah“, in der dritten und vierten ſinnlos verſtümmelte, unleſerliche Namen. Sehr auffallend iſt das Fehlen der Worte „der Geſandte Gottes“ hinter dem Namen Mohammeds. Auch die Randſchrift des Reverſes zeigt Verſtümmelungen und Auslaſſungen.

28. Rand des Averſes: „Geprägt ward dieſer Dirhem in Tarſus (?) (بطرسوس) im Jahre (dreihundert) drei und dreißig.“ Das Zahlwort dreihundert und der Anfang der Phraſe („Im Namen Gottes“) iſt abgebrochen. Der Name der Stadt iſt, ſo zweifelhaft er auch erſcheinen mag, kaum anders zu leſen. Im Felde unter der gewöhnlichen Legende ſteht ein zweizeiliger Name, von dem nur am Anfange der zweiten Zeile das Wort ابو, Abu, mit Sicherheit zu leſen iſt. Der Revers lautet: „Dem Herrn. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Gott ſei ihm gnädig und gebe ihm Heil. Al-Moſtakfi billah der Khalif“, (das letzte Wort الخليفة unten eine Halbzeile bildend). Die nähere Beſtimmung der Münze würde weſentlich von der Leſung des Namens auf der Vorderſeite abhängen, was mir aber bis jetzt noch nicht gelungen iſt.

29. Eine jedenfalls ſeltene und merkwürdige Münze, die leider nicht wohl erhalten iſt. Die Randſchrift des Averſes lautet:

„Im Namen Gottes ward geprägt dieſer Dirhem in — — (باسوار oder بسوار) im Jahre dreihundert — und dreißig." Die Zahl der Einer iſt ſtark verwiſcht. Die Züge des Stadtnamens ſind ziemlich deutlich, es iſt nur zweifelhaft, ob ein dem erſten ziemlich hoch aufwärts gezogenen Striche vorhergehendes Häkchen noch dem م des Wortes الدرهم angehört, (dann wäre zu leſen بسوار) oder ob dieſes Häkchen das zum Stadtnamen gehörige ب ſein ſoll (dann wäre باسوار zu leſen). Ich weiß aber weder die eine noch die andere Leſung mit einem bekannten Namen zu identificiren. Zwar iſt ein Städtchen Asvar in Ober-Aegypten bekannt, es iſt aber zweifelhaft, ob das gemeint ſein könne. Der Revers lautet: „Dem Herrn. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Al-Moſtakfi billah. Talib ben —med." Den letzten Namen glaube ich eher Ahmed als Mohammed leſen zu müſſen. Ein Mann dieſes Namens (طالب بن احمد) iſt mir aber nicht bekannt.

30. Eine von den häufig vorkommenden Münzen mit zwei Rückſeiten, die überdieß beide fehlerhaft und ungeſchickt gearbeitet ſind. Z. B. das Wort رسول, der Geſandte, iſt auf der einen Seite in رللوله verſtümmelt. Auf der andern Seite finden ſich zwei ganz verſtümmelte Namen, welche hier wiederzugeben weder Intereſſe noch Erfolg haben würde. Es iſt dieſes Stück bereits das ſiebente unſerer Sammlung, welches in die Rubrik der numismatiſchen Mißgeburten gehört.

Die materielle Bereicherung, welche unſerem Kabinet aus dieſer neue Acquiſition erwachſen iſt, beſteht nun weſentlich in folgenden Puncten. Von dem Samaniden-Emir Abdul-Melik hatten wir bis dahin keine, von ſeinem Bruder Manſur nur eine fehlerhafte Münze; auch Khalifenmünzen von Al-Moktadir und Al-Kahir fehlten uns bis dahin; Buwaihiden- und Hamdaniden-Münzen hatten wir bisher gar nicht. Außerdem liefern vorliegende Münzen uns folgende bei uns bisher nicht vertretene Münzſtätten: Arradſchan, Bamjan, Bokhara, Amul, Meßißah, und die freilich noch unſicheren Tarſus und Asvar. Außerdem gehört, wie

ich ſchon oben bemerkt habe, der bei weitem größere Theil dieſer Münzen einer Zeit an, die bei uns bisher ſehr dürftig vertreten war.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um noch aus der Zahl der ſeit meiner letzten Bekanntmachung im Jahre 1846 unſerm Kabinete neu einverleibten orientaliſchen Münzen diejenigen ganz kurz anzuzeigen, die von wiſſenſchaftlichem Intereſſe ſind. Es ſind dies etwa folgende:

Ein Dirhem von dem Khalifen Muſa Al-Hadi vom Jahre 169 d. H. (785 oder 786 n. Chr.), geprägt von ſeinem Bruder Harun. Der Revers lautet nämlich: „Der Khalif Muſa. Von denen welche angeordnet hat Harun, der Gehilfe des Bundes der Moslimin." Wir hatten aus Al-Hadi's Regierungszeit bis dahin keine Münze gehabt.

Ein Dirhem von Harun Ar-Reſchid aus Serendſch vom Jahre 179 d. H. (795 n. Chr.). Revers: „Dſchafar. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Der Khalif Ar-Reſchid." Dſchafar iſt der bekannte Barmekide.

Zwei Dirheme vom Jahre 195 d. H. (810 oder 811 n. Chr.), der eine aus Samarkand, der andere aus Balkh, auf denen Al-Mamun noch die Autorität ſeines Bruders Al-Amin anerkennt, indem er ſich noch „Gehilfe des Bundes der Moslimin" und „Sohn des Herrſchers der Gläubigen" nennt. Auf einer andern Münze unſeres Kabinets aus Balkh von demſelben Jahre (ſ. No. 85. meiner Def. et Expl.) iſt beides nicht mehr der Fall; Al-Mamun nennt ſich dort ſchlechthin „der Imam Al-Mamun."

Ein Dirhem von Al-Amin aus Bagdad vom Jahre 196 d. H. (811 od. 812 n. Chr.) mit dem intereſſanten Revers: „Mein Herr iſt Gott. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Von denen, welche angeordnet hat der Emir (?) Al-Amin Mohamed, der Herrſcher der Gläubigen. Al-Abbas." (Vgl. Frähn Rec. p. 7**. No. 170, der ſtatt des erſten Emir lateiniſch servus Dei, d. i. عبد الله lieſt). Al-Abbas iſt der Sohn des Al-Fadhl ben Rebi', des Vezirs des Al-Amin.

Ein Dirhem von Al-Mamun aus Samerkand vom Jahr 197 d. H. (812 oder 813 n. Chr.) mit dem Revers: „Dem Herrn und durch ihn. Mohammed iſt der Geſandte Gottes. Von

denen welche angeordnet hat der Imam Al-Mamun der Herrſcher der Gläubigen. Al-Fadhl." Al-Fahdl ben Sahl, der berühmte Vezier Al-Mamun's.

Im Ganzen ſind von Harun Ar-Reſchid und ſeinen beiden Söhnen Al-Amin und Al-Mamun dreizehn Münzen hinzugekommen.

Eine ſehr glänzende Bereicherung des orientaliſchen Theils unſerer Sammlung bilden funfzehn Pehlewi-Münzen; wir hatten bisher deren nur drei. Dieſe funfzehn Münzen gehörten einer großen Sammlung meiſt alter Münzen an, welche ein ſehr geachteter Bewohner Königsbergs im Jahre 1850 dem akademiſchen Münzkabinet zum Geſchenk gemacht hat *). Es befinden ſich unter dieſen 15 Münzen 4 Omar-Münzen aus Tapuriſtan, eine Münze aus Tapuriſtan mit der Jahrzahl 129 ohne Namen eines Statthalters, 8 Khosru-Münzen mit verſchiedenen Jahrzahlen und Ortmarken. Sehr merkwürdig aber ſind folgende beide Stücke. Die erſtere hat auf dem Avers, der Kopfſeite, das gewöhnliche Khosru-Gepräge, darum aber außerhalb des Randes die kufiſche Legende: „Im Namen Gottes. Es iſt kein Gott außer Allah dem einzigen. Mohammed iſt der Geſandte Gottes." Auf dem Revers lieſt man ganz deutlich mit kufiſcher Schrift den Namen دمسق, Damaskus, und eine kufiſche Jahrzahl, die etwa ſo ausſieht لللو سعر; ich vermuthe, daß in dieſen Zügen das Jahr 73 d. H., ثلث و سبعين (692 n. Chr.) verſteckt liege. Dann wäre dieſe Münze eine ächte Khalifenmünze von dem Ommajaden Abdul-Melik. — Die zweite Münze hat auf der Kopfſeite einen noch nicht geleſenen zweizeiligen Namen in Pehlewiſchrift, und außerhalb des Randes die kufiſche Legende لا حكم الا لله „Es iſt keine Richtergewalt außer bei Allah." Auf dem Revers ſteht in Pehlewiſchrift der Name der Provinz Sind (oder Antmaſch) und die deutliche Zahl pendsch heſtad, 75, unzweifelhaft als Jahr der Hidſchrah zu verſtehen, alſo = 694 n. Chr. Demnach wäre auch dieſe eine Münze aus der Regierungszeit des Abdul-Melik. Beide Stücke ſind bis jetzt die einzig bekannten Exemplare ihrer Art.

*) Obiges Geſchenk enthielt gegen 100 griechiſche, etwa 1200 römiſche (darunter jedoch mehrere unächte) 37 orientaliſche, und etwa 230 neuere, darunter 120 deutſche Ordensmünzen.

Eine große Anzahl Baberiden-Münzen übergehe ich hier, weil ſie weniger Intereſſe haben; daſſelbe gilt von etwa 70 neu acquirirten türkiſchen Münzen. Nur noch zwei Münzen führe ich hier an.

Die erſtere gehört dem Ländchen Cananor auf Malabar an. Der Avers zeigt die Inſchrift:

ملك الولى	Der König der Protector
كلر راجا	— Radſcha.

Den eigentlichen Namen des Königs weiß ich nicht zu leſen. Die Rückſeite lautet, von unten nach oben geleſen: „Im Jahre 1631 der Hidſchrah" wofür aber, auf Grund der Aehnlichkeit der Zahlen 6 und 2 im arabiſchen Schriftzuge, mit Beſtimmtheit 1231 zu leſen iſt, d. i. 1815 nach unſerer Zeitrechnung.

Die zweite gehört der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie an. Die Vorderſeite zeigt das von zwei Löwen getragene Wappen mit der Umſchrift: East India Company. 1803. Auf einem Bande die Worte: Auspicio Regis et Senatus Angliae. Die Rückſeite enthält in Thaalikſchrift die Worte: كاس بيست چهار فلوس است d. h. 20 Kaſch ſind 4 Fulus. Unten: XX. Cash.

Die Münzen No. 181 und No. 188 in meiner Def. et Expl., welche ich damals erſt als zu erwartende bezeichnen konnte, ſind inzwiſchen Eigenthum unſeres Kabinets geworden; wobei ich zugleich bemerke, daß auf No. 188. die beiden letzten Zeilen des Reverſes nicht Zahlworte, ſondern dieſelbe ſchon zweimal daſtehende Inſchrift zum drittenmal in einem dritten neu-indiſchen Schriftcharakter enthalten.

Im Ganzen beträgt die Zahl unſerer orientaliſchen Münzen gegenwärtig 394. Bei Abfaſſung meiner Definitio et Explicatio etc. 1846 hatte ich erſt 229 Stücke vor mir; zwar habe ich daſelbſt 231 Nummern aufgeführt; aber No. 201. 202. ſind, wie ich mich nachträglich überzeugt habe, nicht orientaliſche, ſondern ſpätere byzantiniſche Münzen.

G. H. F. Neſſelmann.

Einige Worte über die litauiſche Sprache und Profeſſor Schleicher.

Von **K. A. Jordan.**

Um die litauiſche Sprache bekümmert man ſich im Allgemeinen bei uns ſehr wenig. Die Bewunderung, welche gelehrte Sprachforſcher ihr zollen, iſt den meiſten gebildeten Bewohnern der Provinz unbekannt. Dieſe muß es daher befremden, daß ein Gelehrter aus fernern Gegenden hieher kommt und mit einer Sprache forſchend ſich beſchäftigt, die ſie als die eines ungebildeten Volkes und als eine beinahe untergegangene verachteten. In Kurland und Liefland iſt es anders. Der deutſche gebildete Adel ſchämt ſich nicht der lettiſchen Sprache ſeiner Leute.

In Königsberg hat Prediger Kurſchat ſeit einer Reihe von Jahren künftigen Geiſtlichen in der litauiſchen Sprache Unterricht ertheilt. Er leitet eine litauiſche Volkszeitung, und hat in kleinen Schriften über die Präpoſitionen und über den Accent Beiträge für eine künftige Grammatik geliefert.

Profeſſor Neſſelmann daſelbſt hat ein neues litauiſch-deutſches Wörterbuch vor einigen Jahren erſcheinen laſſen. Es umfaßt eine ſehr große Zahl von Wörtern, die in den ältern Wörterbüchern fehlen. Ein gutes deutſch-litauiſches Wörterbuch iſt noch ein großes Bedürfniß.

Ebenſo mangelt es uns an einer, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einigermaaßen genügenden Grammatik. Zu ihrer Ausarbeitung ſieht man ſich nicht hinlänglich befähigt durch Schreib- und Redfertigkeit, die man ſich in litauiſchen Orten aneignet. Es gehören dazu umfangreiche vorhergegangene grammatiſche Studien in vielen anderen Sprachen. Namentlich iſt tüchtige grammatiſche Kenntniß mehrerer ſlaviſchen Sprachen hier wünſchenswerth und vielleicht unerläßlich. Denn wenn die litauiſche Sprache mit ihrer lettiſchen Schweſter auch eine eigene Sprachgattung bildet, ſo begründet ihre Verwandtſchaft mit der ſlaviſchen und die Aufnahme

mancher ſlaviſchen Wörter doch die Nothwendigkeit der Kenntniß der letztern für den Gelehrten, der eine tüchtige litauiſche Grammatik ſchreiben will. Seit Daniel Klein's erſter litauiſcher Grammatik (1653) iſt auf dem Gebiete wenig geleiſtet. Mielke ſchrieb faſt nur die Ruhigſche Grammatik ab.

Die litauiſche Sprache geht freilich, zumal in Preußen, ihrem Tode entgegen. Nach 50 Jahren werden die jetzigen litauiſchen Gemeinen, auch ohne die von Schulräthen und anderen Beamten lang geübte Sprachverfolgung deutſch ſprechen, wie die bei Gumbinnen und Darkemen. Wenn nun aber das praktiſche Bedürfniß minder ſchlagend hervortritt, als ſonſt, ſo iſt ſchon die wiſſenſchaftliche Rückſicht Grund genug für die grammatiſche Bearbeitung einer Sprache von ſo *großartigem, wundervollem* Baue zu ſorgen. Dankbar iſt es anzuerkennen, daß man ſtatt der radebrechenden Dolmetſcher und volksunkundigen Beamten, die Jahrhunderte hindurch ihr Weſen trieben, jetzt Söhne litauiſcher Eltern zu künftigen Beamten zu erziehen ſucht, die nicht allein ihre Mutterſprache beibehalten, ſondern ſie auch fortzubilden ſich veranlaßt ſehn. Leider wird ein weſentlicher Theil der Abſicht dadurch wieder aufgehoben, daß ſie durch den Gymnaſial-Unterricht ſich über das heimatlich Anſpruchsloſe erheben und dem Eigenthümlichen Zwang anthun.

Man könnte aus Rückſicht für den Hauptzweck hier wohl von der gewöhnlichen Form abgehen und die litauiſchen jungen Leute zur Hochſchule mit geringeren Forderungen entlaſſen. Die Paragraphen der Prüfungsvorſchriften machen noch nicht den Mann aus. E. M. *Arndt* und *Klaus Harms* wurden Kernleute, ohne von Quinta bis Prima alle Formalitäten durchgemacht zu haben. Ein gut litauiſch-ſprechender Richter wird im litauer Kreiſe geſegnet wirken, ohne die Regeln der lateiniſchen Sprachlehre herſagen zu können.

In theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht iſt eine gute litauiſche Grammatik, dringendes Bedürfniß. Wenn ich zu einer ſolchen Arbeit mir die Fähigkeit zutrauen könnte, Kenntniß in den ſlaviſchen Sprachen beſäße, ſo hätte ich längſt Hand an das Werk gelegt. Aber mit Freude ſpreche ich es aus, daß wir eine litauiſche Grammatik von einem in jeder Art dazu befähigten Manne im rüſtigſten Lebensalter *in Kurzem* erwarten können.

Seine Anlagen und ſeine Sprachkenntniſſe berechtigen zu der Erwartung eines tüchtigen Werkes. Schon vor einigen Jahren hörte ich mit Theilnahme vom Profeſſor Neſſelmann, mit dem mich Sammlungen für ein litauiſches Wörterbuch befreundeten, die Kunde, daß Profeſſor Schleicher aus Prag eine Reiſe nach Litauen beabſichtigte, um hier für eine künftige litauiſche Sprachlehre zu ſammeln.

Im vorigen Jahre las ich in einer Zeitung, daß er binnen Kurzem, von der öſtreichiſchen Akademie unterſtützt, die Reiſe antreten werde. Und kurz darauf, wie es mein Wunſch war, erſchien er in Ragnit und überbrachte mir eine Empfehlung von Neſſelmann's Hand. Es bildete ſich für mich eine der erfreuendſten und anziehendſten Bekanntſchaften. Sie wird brieflich fort erhalten werden.

Schleicher kam am 8. Juni und reiſte von hier ab am 8. October 1852. Er brachte Kenntniß der litauiſchen Sprache und ihres Baues aus Büchern mit. Den erſten Laut litauiſcher Rede und Ausſprache hörte er in hieſiger Provinz. Er wählte den rechten Weg zur gründlichen Erlernung der ihm lieb gewordenen Sprache. Gern miſchte er ſich unter die ſie ſprechenden Menſchen. In litauiſchen Dörfern wohnend, lauſchte und forſchte er. Kundig der Tonkunſt, wurde es ihm leicht, ſich Vertrauen zu gewinnen. Sein gutes Gehör unterſchied bald die feinſten Klänge und deren Abſtufungen. Eine einmal gehörte Daina brachte er ſogleich auf ein Notenblatt. Seine Forſchungen und ſeine Vertrautheit auf dem Gebiete vieler Sprachen und der allgemeinen Grammatik haben ihn mit der Fähigkeit ausgerüſtet, das erforſchte Einzelne ſogleich unter den Geſichtspunkt allgemeiner Sprachgeſetze mit richtigem Takte zu bringen. Seine „Sprachen Europas in ſyſtematiſcher Ueberſicht" in Bonn 1850 erſchienen, deuten an, was der Wiſſenſchaft von dem am 19. Februar 1821 gebornen jungen Manne im Fortgange ſeiner Studien zu erwarten ſtehe, wenn Gott ihm noch lange Leben und Geſundheit erhält. Die allgemeine Grammatik iſt noch jung, ſie gewinnt aber volle wiſſenſchaftliche Geltung, da Männer wie Pott in Halle, Bopp in Berlin, Schleicher in Prag und Neſſelmann in Königsberg ſich ihr mit ganzer Hingebung widmen. Mit Pott brieflich bekannt geworden, verlebte ich 1850 bei meiner Rückkehr aus der

Parlamente zu Erfurt, in ſeinem Hauſe freundlich aufgenommen, einen glücklichen Tag. So habe ich ein Kleeblatt vortrefflicher Männer in Neſſelmann, Pott und Schleicher kennen gelernt, die durch verwandte gelehrte Studien mit einander verbunden ſind. Möge Gott ihnen lange glückliche Tage und Freudigkeit zum Wirken ſchenken! Schleicher führte am Tage vor ſeiner Abreiſe von hier mit Litauern in meiner Gegenwart Geſpräche, die von nicht geringer Geläufigkeit in den Ausdrücken zeugten.

Vor mir liegen, von ihm mir freundlichſt zugeſandt „Briefe über die Erfolge einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Litauen“ (aus dem Sitzungsbericht der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Kaiſ. Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Bd. IX. S. 524. beſonders abgedruckt).

Sie geben Kunde von ſeinen Forſchungen, ſeinen Beobachtungen. Sie verbreiten ſich über Sprache und Sitte eines Volksſtammes, den man leider nur zu ſehr verachtet hat.

Schleicher verſpricht als künftige Arbeiten uns eine litauiſche Grammatik und eine Chreſtomathie.

Mögen unſere gerichtlichen Dolmetſcher ſie nur nicht für entbehrlich halten! Eine Probe litauiſcher ſchriftlicher Dolmetſchung hatte Schleicher Gelegenheit mit Verwunderung kennen zu lernen. Möchten die Dolmetſcher und Beamte Schleichers Bemerkung S. 16. beachten: „Das Litauiſche iſt die alterthümlichſte unter ſämmtlichen noch lebenden Sprachen indogermaniſchen Stammes und eben deshalb außerordentlich wichtig und werthvoll für die Erklärung verwandter Sprachen, alſo zumal des am nächſten mit dem Litauiſchen verwandten Slaviſchen.“

Gegründet finde ich Schleichers Bemerkung: „Mehr will man hier zu Lande mit dem Litauiſchen gewöhnlich nicht erreichen, als ſich verſtändlich machen.“ Dieſe Verſtändlichkeit iſt heute noch oft eine unverſtändliche. Auch trete ich Schleichers Bemerkung vollkommen bei, daß der Litauer überhaupt ſchon daran gewöhnt iſt, ſeine Sprache mißhandelt zu hören.“

Schleicher nennt die Ausſprache des Litauiſchen höchſt ſchwierig S. 17, und ſagt, daß es ihm nie gelungen wäre, dieſe Schwierigkeiten einigermaßen zu überwinden und die Geſetze der Ausſprache zu erkennen, wenn er nicht das Slaviſche zuvor ſtudirt hätte.

28*

Gewiß wird das durch das Slaviſche geübte Organ das Litauiſche leichter ausſprechen. Jedoch iſt die Schwierigkeit der Ausſprache nur für den Deutſchen aus mittlern oder weſtlichen Gegenden Deutſchlands vorhanden, aus Gegenden, wo man nicht b von p, d von t zu unterſcheiden verſteht. Der oſtpreußiſche Deutſche, namentlich der in Litauen geborne, deſſen Ohr litauiſche Laute viel gehört hat, lernt das Litauiſche ſehr gut, wenn er nur will. Von meinem verſtorbenen Freunde Pfarrer Oſtermeyer in Budweten haben geborne Litauer mir geſagt, daß er ausſpräche und rede wie ein geborner Litauer. Ein verſtorbener Geiſtlicher (nicht im Ragniter Kreiſe) war freilich viele Jahre hinter einander bei zwei litauiſchen Gemeinen und lernte die Sprache dennoch nur unvollkommen. Jedenfalls gab es in älteren Zeiten unter den Geiſtlichen mehr tiefere und gewandte Kenner der Sprache, als jetzt. Die Lieder eines Daniel Klein, eines Schimmelpfennig zeigen dies zur Genüge.

Die eingebürgerte litauiſche Rechtſchreibung kann ich nicht mit Schleicher S. 19. von den dicköhrigen Schreibern ableiten. Die Ausſprechenden kannten den Ton ſehr gut. Aber die Schreibart hatte ſich durch Gewohnheit gebildet. Es war Sorgloſigkeit daran Schuld. Man hielt es in der dem Ende zueilenden Sprache nicht der Mühe werth, richtige Grundſätze für die Rechtſchreibung zu ermitteln und feſtzuſtellen. Nächſtdem konnte keine Akademie mit ihrem entſcheidenden Anſehen auftreten.

In der lettiſchen Sprache haben die deutſchen Bearbeiter das h als Dehnzeichen der Vokale aufgenommen.

Die Frage, was unter andern Umſtänden geſchichtlich anders geworden wäre, iſt eine müßige aber doch eine erlaubte Betrachtung. Wie hätten ſich die Verhältniſſe des litauiſchen Volkes geſtaltet, wenn Jagello nicht die polniſche Königskrone angenommen und mit ihm Litauen und deſſen Adel nicht polniſch geworden wäre? Vielleicht hätten litauiſche Schwerter ihr Land beſſer geſchützt, als polniſche das ihrige. Vielleicht hätten wir eine fortgebildet litauiſche Sprache und Literatur. Gegenſeitige Eiferſucht der Staaten hat auflöſende, aber auch erhaltende Macht. Sie ſichert vor dem Einſchlafen der Kräfte. Kynſtuts Heere rangen mit der Ordensmacht in blutigem Strauße. Die preußiſchen Litauer warfen ihre kräftigen Leiber mit ruhmvoller Entſcheidung

in den Schlachtenſturm unſerer Befreiungskriege. Aus eigenem Anſchauen weiß ich, daß die litauiſchen Waffen nicht erfolglos Napoleons tapfern Reitern begegneten.

Ragnit im Juni 1853.

Die Entſtehung des Schaltjahrs

oder:

Der neunundzwanzigſte Februar.

(Eine Burleske in alt-elbingſcher Mundart) *).

„J, he kleener Luntruß, he! wie hot he ſech wedder zugericht!" ſagte Frau Z. zu ihrem kleinen Fritz, der eben in's Zimmer trat; he is je von bowen dal bekläters; wo hot he denn geſtoche, daß emm de Bexen ſo juxig und de Stebeln quatſch naß ſind?"

*) Wir haben es verſucht, eine Erzählung in alt-elbingſchem Dialekt zu liefern, der wohl ſchon der jetzigen Generation größtentheils unbekannt iſt. Im Ganzen dürften nur wenige Wörter als ihm eigenthümlich angehörend zu betrachten ſein. Die meiſten Wörter, die man hier als altelbingſch anzuſehen pflegt, finden ſich auch in unſerer Provinz, ja im ganzen nördlichen Deutſchland verbreitet; ſie ſind nur nicht in die Schriftſprache übergegangen. Als Haupt-Eigenthümlichkeit des Elbingſchen Dialekts dürfte die Veränderung der Vokale und die Abweichung in der Flexion erſcheinen. Was jene betrifft, ſo entſtehen mehrere Laute, die ſich durch unſere gegenwärtigen Schriftzeichen nicht ausdrücken laſſen. So geht das geſchärfte i und ü in ein geſchloſſenes kurzes e über, z. B Stern (= Stirne), nicht zu verwechſeln mit „der Stern", Metz (= Mütze), nicht zu verwechſeln mit „die Metze." Ferner wird das lange a in einen Laut verwandelt, der in der Mitte zwiſchen a und o ſteht, z. B. kraklig = kränkelnd, verklamen = vor Kälte erſtarren ꝛc. Der Verfaſſer.

Gegen den hier erfolgten Wiederabdruck der Burleske hat der Verf. kein Veto eingelegt und hoffentlich wird auch der Herausgeber der „Elbinger Anzeigen" nichts dawider haben, da ſie am 28. Febr. 1852 in ihnen mitgetheilt wurde. Die Red.

„J, ech ſei man em Feddelſomp geweſe", erwiederte der Gefragte, „onn da weer en großer Pardempel met lauter Kietenwaſſer, onn da moßt ech dorch."

„Wer hot dech bemoßt, du Onnoſel! Seh man, wie deene Klebaſch ausſitt! Alles eene Blott! den ogen eenzgen Blick en de Kech onn nemmſt en Seelader onn machſt Deer reen!

„Du kunnſt mer je zum Gebortstog een Paar neie Bixen koofe", meinte der Kleine

„Was briſſelt he da? Neie Bixen! Das fehlt ooch noch, du Onband, du! Deer een Paar neie Bixen, daß du ſe ooch nedder beſeelen konnſt, nich? On Dein Gebortstog, muß ech man ſage, is erſcht eber drei Jahr."

„Na, wie ſo denn? der Toff hot je doch alle Jahr Gebortstag."

„Das macht, daß du kleene Krabott juſt am 29. Februar zer Welt gebore beſt, on der Tag kemmt man alle vier Jahr wedder.

„Aber das es doch eenzig", entgegnete der kleine Fritz, „wie kemmt denn das?"

Hier nahm der fünf Jahre ältere Bruder Chriſtoph das Wort und ſagte: „Das well ech deer erkläre. Seine Clartäten der Herr Prorektor haben es uns deitlich gemacht. Seh 'mol, de Erd krauſt alle Jahr om de Sonn rum, onn daberzu braucht ſe 365 Tag on 6 Stonden, on de 6 Stonden machen en 4 Jahr eenen Tog aus, on da werd denn alle 4 Jahr een Schaltjahr drauf, wo eenen Tag mehr hot, on das is der 29ſte Febrear."

„O Treppstrell!" fiel der alte Z. dem Sprechenden ins Wort, „das es je man alles dwatſch Zeig! Was ſo'n ſchoſſliger Gelehrter nicht ſchwabbert. Die Sach is ganz anderſch."

„Aber Papache", antwortete Chriſtoph, „Seine Claritäten der Herr Prorektor werden doch" — —

„Stell! meenſt du, ech weeß nich, was ech weeß, on was mer mein Großvater verzählt hot? Du Dammlack, wellſt wol klieger ſeie, als weer alte Leit? — Na, hört 'mal zu, ech well's eich verzähle."

Und nun nahm Herr Z. ein „Schnieſchen" und ſetzte ſich gemächlich im Sorgſtuhl zurecht, und die Kinder hingen mit Augen und Ohren am Munde des Vaters.

„Es war emal een Land Merwellja", begann derſelbe, „und dadrein regiert' 'mal een großer Kenningk, der hatt' zwee Töchter. Die älſte war ſehrchens häßlich onn von Gemütt kallſtierig, onn wenn der Vater ehr was befahl, denn war ſe obſternatſch onn gab ſehr braſtige Weddderred, onn ehre Schweſter, de ſchohregelt' und piſackt ſe in eenem fort. Die jüngſte aber war ſehrchens hübſch und von Herzen guttmüthig. Weil nu de beede Mächens all beeg groß waren, da moßt es ſech ſchecken, daß een fremder Prinz 'ne Reeſ' dorch alle Länder macht'; he wullt' ſich 'ne Frau ſuche, on kamm ooch nach Mervelja. Nu lack vor dem Schloß een großer Wald, wo dem alten König ſeine Reh' onn Herſche drein waren. Da moßt' der Prenz dorch, onn weil he mutterſeelenwindalleen war, ſo verbieſtert he onn könnt' nich hin nich her. Am End kamm he an eenen See, of dem eene große Schoow ſchlohweiße Schwän' herommerſchwomm, on da ſack he een wunderſcheenes Mächen, on blib ganz bedutt ſtehe von wegens eher grauſamen Hübſchigkeit; onn das war de jingſte Prinzeß; ſe ging da kraſſaten. Se ſacke ſich an, onn erſcht redten ſe nuſcht, onn dernacher ſchwiegen ſe ſtell; onn eſſen waren ſe ſich gutt; onn he beſchloß, om ſee zu freien. Dauert nicht lang, gingen ſe ofs Schloß zom alten Kennink, on der Prenz bracht ſoarts ſein Sach bei emm vor, on dem alte Kennink war das grad recht, he hatt' netto reen nuſcht nichts dergege. On ſo worden ſe denn Mann onn Frau. Dabreeber word nu de andre Schweſter glupſch; ſe ſpenkert' und ſchmeß emm ſich, onn rabaſtelt' met Teſch und Stühl on broaſcht onn macht en' Skandal, daß Eenem Heeren on Sehen verging. „Was, ſagt ſe, das Brech well meer of'n Backowen ſetzen? Na wart man, ech wer ehr brengen." — Hernacher kamm aber ooch noch een Freier nach ehr on dem heirath' ſe. — Nanu hot denn der alte Kennink ſein Reich en zwee Stick getheelt, onn gabb jedwederm eene Hälft, onn denn baut he ſchraats der Naſ' noch een hagelneies Schloß, das war veel greſſer und ſcheener wie das alte, onn dadrein ſullt' die jingſte Prenzeß wohne. Dadreber war die älſte wedder ſehr ſchlemm, onn kalbakert een Langes onn een Breetes, aberſt es holf ehr nuſcht, denn der Alte hätt es ſo gewollt, onn da galt keen Mauiſpetzen nich. Wie ſe nu een gutte Weil gewohnt hätten, wünſcht ſich de jingſte een kleen Kindche, onn bat den lieben Gott darummer, onn weil der liebe Gott an

ehr ſein Wollgefallen hätt, ſo gab he ehr foorts zwei. Das eene kamm den 29. Febrear kurz vor Metternacht an, onn das andre een Bischen nach Metternacht; das heeßt den 30. Febrear, denn donnzemal, mißt ihr weſſen, hot der Febrear noch ſeine 30 Tag gehott, wie andre vernünftge Monat; he war noch nich verfipſt, onn ſe hotten emm noch keenen Tag nich abſtibitzt. Erſcht ſpäter word he ſo korz, daß es 'ne Schand es anzeſehn; ehr werdt es urſchent heere.“

Aber Papache, unterbrach hier der kleine Fritz den Erzähler, du hoſt je geſagt, daß de Adbar's emmer erſcht im März kommen, wie kunnten ſe denn all em Febrear der Prenzeßen Kinderchs bringen?

„Wiechen? — — Ach ſo, ich hab vergeſſe, fuhr Herr Z. nach kurzem Beſinnen fort, ze ſage, daß en jennem Jahr een ſehr zeitiges Frihjahr war. De liebe Sonnche ſchien all omm Lichtmeß ſo warm of's Dach, onn ſo kamm's denn, daß een Paar Adbars all im Febrearmonat nach Mervelja kämen. Der Herr Adbar bracht der Prenzeß een Jungche, on de Frau Adbarin trug een Margellche em Schnabelche. Alſo das war gutt. Die Prenzeß freit' ſich grauſam ſehrchens iber die beeds kleene Purkſen, onn der Prenz deßſelbigen gleichen. Sie kunnten ſich dran gar nich ſatt ſehen, onn bepajten ſe en Enem fort. Man bloß de ältſte Prinzeß ärgert' ſech ſchlagrührend dadreber onn war ganz kribblig; denn ſe hott' ſich ſehr, daß ſe keene Kinderchens kreeg. Weil nu die Eltern ihre beeds Brenkelches, die kleene Knerpſe ſo grauſam ſehr lieb hätten, ſo feierten ſe emmer ehre Gebortstag' ganz fürchterlich, onn denn war zwee Tag' nocheenander een groß Gejuchz onn Gelärm; es krebbelt on webbelt donn von Gäſt' aus der ganze Welt, onn de Muſikannte moßte deeg ofblaſe; onn an der Tafel kunnten woll een Paar hundert ſitze, onn dee war gedeckt mit ſchläsſchem Teſchzeig onn Salvetten, Alles proper onn rendlich. Onn of der Tafel waren Herſch- onn Haſen- onn Reh- onn Kalkunen-Braten, onn weezne Keilche mit Sperkele, onn Melchreis met Roſei; onn damank ſtunden Teller mit Schneetchen onn Kränzchen, onn Schellingskuche met Zocker beſtreit, onn Mohnkuche met Kriſchpeltur, onn Stretzel, onn Heeßweck, onn Zeppchen, onn reeſche lange Zwieback; onn Aeppel onn Beeren onn Spellen gab's haufendick; onn was word nich Alles erſcht

getrunke! Wein onn Beſchof, onn Chokolad, onn Thee mit Zaffran onn Sternannies, onn Ponſch. Da word gequaſt onn ſchlampampt, daß es 'ne Luſt war, onn die Dienerſch en ehre ſtramme Reck met blanke Kneef hotten ſo drock, daß ſe ganz bätſch onn dieſlig worden. Korz on gutt, die beids Tag' worden mehr geehrt, wie der hel'ge Chriſttag, onn das war nich gutt; drum moßten ſie's ooch büſſen.

De ältſte Schweſter ſkaleert eber nuſcht nich ſo ſehr, als eber diſſe zwei Freidentag'! Se war met ehrem Mann ſehr verhebdert, ſe zakrirt' met em Tag onn Nacht, onn klempinigt' em, wo ſe woßt onn kunnt; den ganzen hellen Tag boten ſe ſech vor ehre eegne Leit' of; onn derzu waren ſe noch zubringrig onn hätten den ſcheenen Knups Geld, den ſe vom Alten hätten, ſchon meiſt verplempert. Daromehalben wullt' die ältſte Schweſter der jingſten ooch gern die Freid verderben, onn wußt nich, wie ſe's mache ſullt. Nu kamm emal 'ne' mächtge Fee bei ehr, on om die ſchwarwenzelt' ſe heromm, ſe wullt ſech foorts om ſe ofrebbele, onn macht ſich bei ehr lieb Kindche onn thät ſehr heinſcheilig. Drum gefull ſe der Frau Fee ooch recht ſcheen, onn weil ſe nu abreeſen wullt, ſagt ſe zu der Prenzeß, ſe kunnt ſech 'ne Gnad von ehr ausbette. Die war aber nich domm, onn liß de Fee erſcht vor Gott onn nach Gott ſchweeren, daß ſe's ooch thun würd. Onn nu bat ſe, die Fee ſullt die beeds letzte Tag vom Febrear aus dem Kalender herausſerſtreiche, onn of den 28. Febrear ſullt gleich der erſchſte März kommen, onn ſo ſullt's emmer ſein, damet de Kinderchens von der Schweſter keenen Geborts̈tag nich mehr hetten. Na, die Fee moßt's richtig thue, weil ſe's beſchworen hätt. Wie nu die jingſte Prenzeß ſech den 28. Febrear z'Abends in ehr ſcheenes Hemmelbettſtell legt onn des Morgens ofwacht, — da war de Beſcherung dar, da ſchien ehr gleich de erſchſte Märzſonn in de Oge, onn aus den Feiertag' word dasmal nuſcht, onn ſo ging's das andre Jahr ooch. Die Motter grämt' ſich halb todt dadreber, onn die Kinderches thäts noch mehr leed, on das jingſte, das Mächen, word ganz maſrig vor Betriebtheit onn kuvert' onn quiemt' onn keen Doktor kunn helfe, es moßt rechtig dran. Nu ſeelzagt' de Frau Motter ſehr, onn ehr word bang, daß das Prenzche och drufgehe mucht. Da faßt ſe ſech denn en Herz, onn reeſt bei eenem großen Zaubrer hin, onn bat den, he mucht

ehr doch das letzte Kindche am Leben erhalte onn den alte Kalender wedder herſtelle, darmit es doch ſeinen orntlichen Gebortstag kreeg. Ja, ſagt der Zaubrer, das läßt ſich nu nich mehr thue, das es nu all eenmal ſo geworde. Das Eenzigſte wär', was ech noch thue kunnt, daß ech bei diſſem vierten Jahr eenen Tag zuſetz' onn denn alle vier Jahr wedder eenen; mehr kann ech nich dorchſetze, onn was wellſt du ooch met dem 30. Febrear, das Tochterche is je doch nu eenmal todt, onn du muchſt dich an dem Tag man noch ſehrches habe, on ſo vergißt du's wol leichter. Die Frau Prenzeß ſagt: Na, das is meer ooch eenthunt, onn war ganz zufreed, daß ſe doch eenen Tag hot geſchonken gekreegen, onn bedankt ſich noch ſchenſtens. So hätt denn das Brenkelche ſeinen Gebortstag wedder, aber man alle vier Jahr. So is es bis of diſſen Tag geblieben, onn das heeßt een Schalkjahr. So is de Sach onn anderſch nich. Laßt eich keen domm Zeig einrede. Was hat doch de Erd neethig, om de Sonn rummerzukraufen. Die hot es je met ehren veelen Kreaturen ſo drock, die alle ſatt ze machen, wo bleibt ehr da noch Zeit om de Sonn rummer ze ſcherwenzeln.“

Aber der Domherr Kopernikus, erwiederte Chriſtoph, hat's doch bewieſen? — „Kickel, kackel Bratworſcht, du Plamieſer! Ech ſcheer mech grad um ſonen Domherrn. Laß den kackele, was he well, onn hör du of meer, was ech Deer ſag'!“

Nicolaus Copernicus und die Aufſtellung ſeiner Statue in Thorn.

In Warſchau vor dem Hauſe der Königl. Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften erhebt ſich das Standbild von Thorwaldſens Meiſterhand, deſſen Inſchrift: Sta sol! weniger Anfechtung finden wird als die: Nicolao Copernico Polono Vars. 1830, welche auf einer Denkmünze mit der Abbildung des Denkmals wiederholt werden. Da der Hiſtoriker Zernecke in Danzig den erſten Anſtoß gegeben, die Abſtammung des Aſtronomen Copernicus von deutſchen Eltern in Zweifel zu ziehen, ſo war es billig, daß ein Hiſtoriker in Thorn die oft irrig genannte, von den Polen aufgeſtellte Beweisführung prüfend den Streit zum Abſchluß brachte, um in Betreff des großen Landsmannes Preußens Stolz und Ehre in ungetrübter Reinheit wiederherzuſtellen. Herr Dr. L. Prowe, der in dieſem Jahre durch ſeine „Mittheilungen aus Schwediſchen Archiven und Bibliotheken" den Geſchichtsfreunden ein ſchätzbares Geſchenk machte, hat durch ſeine kürzlich erſchienene Schrift „Zur Biographie von Nicolaus Copernicus" in weiteren Kreiſen ſich ein dankbares Andenken geſtiftet. Nachdem derſelbe in den Archiven in Stockholm und in Krakau, in Frauenburg und in Königsberg mühſame Studien gemacht, ſchlägt er nun mit Urkunden für immer die Angriffe zurück, durch die der polniſche Nationalſtolz deutſche Größen zu poloniſiren trachtet.

Nachdem Winarzicy eine Abhandlung geſchrieben: „Copernicus kein Deutſcher", der ihn für einen Krakauer gehalten wiſſen will *), behauptet Krzyzanowski, daß wenn er kein Pole geweſen, ſo doch wenigſtens ein Slave und meint: „Kopernik gehört nicht in die Walhalla", denn einer Nachricht zufolge, ſtammte er aus Frankenſtein, einem Städtchen, das ſchon ſeit 1312 zu Böhmen gehörte.

Alle dieſe Einzelheiten werden von P. genau erörtert und

*) Zernecke nennt ihn Sohn eines Krakauer Bürgers.

vollſtändig widerlegt. Wie leicht Verwechslungen möglich ſind, leuchtet aus der merkwürdig verſchiedenen Schreibart des Namens Copernicus hervor, ſobald er ſich uns von der latiniſirenden Form entkleidet darſtellt. Auf Namensſchreibung gab man ehedem ſo wenig, daß Shakſpeare, der über 70 Jahre nach Copernicus ſtarb, eigenhändig ſeinen Namen 13 Mal verſchieden buchſtabirte. So viel Formen mag es auch für Copernicus geben und Cöpernik, Koppirnick, Kopperingk ſind die weniger abweichenden, ſo daß, wenn der Wille dazu vorhanden, die Gelegenheit leicht zu finden iſt, auf dem Wege der Gleichnamigkeit zum ſlaviſchen Urſprung zu bringen. P. unterſcheidet die lautern von den trüben Quellen und kommt, wenn auch nicht in allen Punkten zur Wahrheit, ſo zur überzeugungsfähigen Wahrſcheinlichkeit.

Der Vater des Aſtronomen, auch ein Nicolaus Copernicus ſoll nach verſchiedenen Angaben Bauer, Wundarzt oder Schmid geweſen ſein. P. lehrt uns dagegen, daß er ein Handelsmann in Thorn, wahrſcheinlich ein Großbürger war, der Credit und Vertrauen beſaß, da er wohlhabend war. Unter ſeinen Vorfahren mogte indeß mancher von einem kärglichen Einkommen gelebt haben; ſo war der älteſte, den man aus ſeiner Verwandtſchaft kennt, im J. 1398, ein Thurmwächter, der zum Obſerviren gebungen gewiß mit anderen Empfindungen die Nacht hindurch znm Himmel blickte, als der große Copernicus von ſeiner Warte in der Frauenburger Curie. Ueber die Stellung, die Nicolaus C.pernicus der Vater in Thorn einnahm, giebt uns Licht eine kaufmänniſche Verhandlung, die er mit einem Danziger führte 1459. Aus dem Anſehn, das er damals zeigte, folgert P. daß er Großbürger geweſen, nicht Handwerker, um ſo weniger, als er zwiſchen 1465—1483 als Mitglied des altſtädtſchen Schöppengerichts in Thorn erſcheint, und zu demſelben leicht keine Handwerker gewählt wurden. Er vermählte ſich mit Barbara Watzelrode, (auch dieſer Name wird in merkwürdiger Weiſe verändert und Voigt entſcheidet ſich für die häufig vorkommende Form Waiſſelrode) deren Vater Lucas Watzelrode, wenn er auch nicht Rathmann war, in ſtädtiſchen Verhältniſſen eine vorwiegende Würde behauptete.

Er hatte wohl noch über ein größeres Vermögen als der Eidam zu verfügen, das er von reichen Angehörigen geerbt. Er

ſetzte ſich in Beſitz eines Landgutes, das ſchon im Anfange des 15. Jahrhunderts Eigenthum eines Watzelrode geweſen. Nicolaus Copernicus d. ä. hatte zwei Söhne Andreas und Nicolaus, welche beide ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, vielleicht auf Anregung ihres Oheims mütterlicher Seite, der, wie ſein Vater Lucas mit Vornamen, als Domherr in Frauenburg lebte. Geburts- und Sterbejahr des Aſtronomen 1473 und 1543 hat keinen Zweifel, Geburts- und Sterbetag 19. Februar und 24. Mai iſt aber nicht urkundlich zu belegen. Erſt 26 Jahre alt bekleidete Nicolaus ſchon die Domherrnwürde, eine Vergünſtigung, die er glaublicher Weiſe dem einflußreichen Oheim verdankte. Andreas, der ältere Bruder, war gleichfalls Domherr in Frauenburg. Um geiſtlichen Studien in Rom in der Romana curia obzuliegen, erhielten ſie für Jahre Urlaub. Andreas, nach Frauenburg zurückgekehrt, wurde vom Ausſatz befallen, der ihn für die Geſellſchaft unzugänglich machte. „Ein Glück, ſagt P., daß dieſer Zufall nicht ſeinen Bruder getroffen, ſonſt würde man ihn gewiß für eine Folge ſeines ketzeriſchen Syſtems und als eine warnende Stimme des Himmels angeſehen haben.“

In dieſen Zeilen konnte der Inhalt der oben genannten Schrift, die ein ſorgſam geſichtetes Material zur Geſchichte enthält: „über die Thorner Familien Koppernigk und Watzelrode“ und „über die Zeit der Geburt und des Todes von Nicolaus Copernicus“ nur angedeutet und kritiſchen Bemerkungen um ſo weniger Raum gegeben werden, als der Referent für die Pr.Bl. ſchrieb, da bereits am letzten Bogen des Dezemberheftes gedruckt wurde. Flüchtigkeit, der man ein etwaiges Verſehn zu gut halten mag, war diesmal eine Tugend. Die Schrift als Feſtſchrift des Königl. Gymnaſiums zu Thorn bezeichnet, iſt zur Feier der Enthüllung des Copernicus-Denkmals herausgegeben.

———

Thorn feierte drei Feſttage, deren Andenken bei der allgemeinſten, freudigſten Theilnahme als unvergleichlich lange fortdauern wird. Der Verein, der zur Errichtung eines ehernen, dem großen Copernicus geweihten Standbildes zuſammen getreten war, gedachte nach unausgeſetztem, thätigem Wirken die erſte Feier, die der Grundſteinlegung, ſchon am 24. Mai, dem traditionellen To-

beſtage des Aſtronomen zu veranſtalten. Allein Hinderniſſe, die die baulichen Vorarbeiten zuwege brachten, ließen es nur bei Bezeichnung des erwählten Platzes, welcher damals umzäunt wurde, ſein Bewenden haben. Erſt am 28. Juni konnte der Grundſtein gelegt werden *). Das Werk ging vor ſich an einem trüben, aber regenfreien Vormittage. Ein Sängerchor unter der Leitung des Gymnaſial-Lehrers Dr. Hirſch, unterſtützt von den Regiments-Muſikern, eröffnete und beſchloß die Feier mit paſſenden Geſängen. Es erſchien auf der zu weihenden Stätte der Copernicus-Verein, als die Vorſitzenden der Bürgermeiſter und Juſtizrath Körner und der Gymnaſial-Direktor Dr. Lauber, die Schriftführer und der Schatzmeiſtrr, der Gerichtsrath v. Fiſcher-Treuenfels, der Gymnaſial-Lehrer Dr. Brohm und der Magiſtrats-Calculator Schönfeldt. Von einer mit Eichenlaubgewinden geſchmückten Tribüne herab, umſchattet von Bäumen, an denen ſchwarz-weiße Bänder flatterten, begrüßte Körner die Theilnehmer und Verſammelten die in dichtgedrängter Menge umherſtanden. „Bereits vor 44 Jahren verſammelten ſich an dieſer Stelle hohe Beamte einer fremdherrlichen Regierung und hieſige Bürger um den Grundſtein zu einem Denkmal des großen Mannes zu legen, welcher innerhalb dieſer Mauern das Licht der Welt erblickte. Die Hoffnungen und Erwartungen, unter welchen dieſes geſchah, ſind unerfüllt geblieben. Wir ſtehen jetzt hier an dieſen granitnen Fundamenten zu demſelben Zwecke verſammelt, aber mit beſtimmten Ausſichten, und wollen den Grundſtein legen mit ſicherer Hand." Der Copernicus-Verein „bittet, ihm das Anerkenntniß angedeihen zu laſſen, daß er während 13 Jahre mit ununterbrochener Ausdauer und Beharrlichkeit den Zweck verfolgt, und das Ziel mit Muth nicht aus den Augen verloren hat, dem erhabenen Denker ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Und in der That, wäre dies nicht mit Entſchiedenheit feſtgehalten worden; — wir würden ſchon vor etwa 8 Jahren den Grundſtein gelegt haben, und längſt ein Denkmal auf dieſem Platze erſtehen ſehen; es würde aber nicht ein der Größe des Namens würdiges geweſen ſein, wie es das gegenwärtige werden ſoll. Aber auch die Beſtrebungen des

*) Der Bericht iſt genommen aus der Schrift: Die Grundlegung zum Copernicus-Denkmal von Karl Marquart. Thorn, 1853.

Vereins würden von einem ſo erfreulichen Erfolge nicht begleitet worden ſein, wenn denſelben nicht eine mächtige, erhabene Hand hülfreich und fördernd beſchirmt hätte; es war Seine Majeſtät unſer allergnädigſter König und Herr, Allerhöchſt welcher geruhten, ſchon als Kronprinz das Protektorat unſers Vereins zu übernehmen, und in freigebigſter Weiſe reichliche Mittel für den Vereinszweck zu überweiſen." In den Grundſtein wurde eine Büchſe mit der auf Pergament geſchriebenen Urkunde, eine zweite mit preußiſchen Geldmünzen niedergelegt und die zu der Feier componirte Motette. Die von Dr. Brohm vorgeleſene Urkunde (abgekürzt) lautet:

Am 19. Februar 1839 kamen zwölf hieſige Bewohner zuſammen, und conſtituirten ſich zum Copernicus-Vereine: der Bürgermeiſter Amtsrath Poplawski, der Director des Gymnaſiums, Profeſſor Dr. Lauber, der Gerichtsrath von Fiſcher-Treuenfels, der Gymnaſiallehrer Dr. Brohm, der Kämmereikaſſenrendant Weeſe, der Rathsherr Kaufmann J. G. Adolph, der Profeſſor des Gymnaſiums Dr. Kühnaſt, der Rittergutsbeſitzer Sänger, der Kaufmann J. M. Schwartz, der Pfarrer Suder, der Kreisphyſikus Sanitätsrath Dr. Weeſe, und der Rathsherr Fabrikant G. Weeſe.

Auf Vermittelung des Oberpräſidenten von Schön genehmigten Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm III., durch allerh. Cabinets-Ordre d. d. Berlin, 9. Mai 1839 die Sammlung von Beiträgen für das Denkmal im In- und Auslande und S. M. der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm IV. übernahm bereits als Kronprinz Inhalts des hohen Erlaſſes d. d. Berlin, den 5. Mai 1840 das Protektorat des Vereins. Durch die Sammlungen ſind eingegangen: 1. aus Preußen

Allerhöchſt bewilligtes Geſchenk zur Statue mit .	2000	Thlr.	—	Sgr.	—	Pf.
und zum Piedeſtal mit	1466	"	—	"	—	"
Zuſchuß der Stadt Thorn zur Brunnenanlage, Politur und Fundamentirung	653	"	—	"	—	"
außerdem an Beiträgen	2761	"	14	"	6	"
macht . . .	6891	"	14	"	6	"
2. aus dem übrigen Deutſchland .	396	"	12	"	1	"
3. aus Polen	83	"	20	"	—	"

4. aus Rußland	1995 Thlr.	16 Sgr.	5 Pf.
5. aus den Niederlanden . . .	150 „	— „	— „
6. aus Schottland	53 „	5 „	— „
7. aus Valparaiſo in Süd-Amerika	50 „	— „	— „
überhaupt	9630 Thlr.	8 Sgr.	— „

Die Koſten für das Denkmal betragen, ohne Nebenkoſten und Verwaltungskoſten:

a) für das Fertigen des Thonmodells und der Statue dem Bildhauer Profeſſor F. Tieck *) und dem Bildhauer Wittig zu Berlin . .	1,299 Thlr.
b) für Guß und Ciſelirung derſelben nebſt Metall dem Broncegießer Fiſcher zu Berlin .	4,944 „
c) für die Fertigung des vom Hofbaurath Strack zu Berlin entworfenen granitnen Piedeſtals dem Steinmetzmeiſter Bungenſtab zu Breslau	3,680 „
d) für die Fundamentirung und den Delphin .	537 „
überhaupt	10,449 Thlr.

wozu das Fehlende durch zinsbare Belegung erzielt wurde. Bei der Ausführung haben der General-Direktor der Königl. Muſeen von Olfers und der Geheime Oberbaurath Stüler dem Vereine thatkräftige Hülfe geleiſtet. Die vom Schriftführer des Vereins Dr. Brohm entworfene und von dem Prof. Boeckh in Berlin verbeſſerte Inſchrift des Piedeſtals:

Nicolaus Copernicus Torunensis
Terrae motor solis Coelique Stator.
natus a. MCCCCLXXIII
obiit a. MDXXXXIII.

iſt auf den Vorſchlag Alexander von Humboldts von des Königs Majeſtät genehmigt.

Nach Verleſung der Urkunde wurde die Motette vorgetragen, welche unter dem Titel „Copernicus“ vom Mühlenbeſitzer Herrn Ch. G. Fritſch aus Lützen dem Vereine zugeſandt worden war. Ihr Text lautet:

*) Der Prof Chriſtian Friedrich Tieck iſt vor mehr als zwei Jahren geſtorben am 14. Mai 1851, in einem Alter von 75 Jahren. Der Copernicus war ſein letztes Werk.

„Wer hat geſagt, daß ſich die Erde dreht,
Und mit uns um die Sonne geht?
Das hat geſagt ein Medicus,
Schon vor dreihundert Jahren;
Sein Name iſt Copernicus,
Laßt uns ſein Angedenken treu bewahren.“

Der Grundſtein erhielt ſeine Weihe durch die üblichen drei Schläge, die mit kürzeren und längeren Einſegnungsſprüchen begleitet wurden. Einer der Sprechenden wollte, daß durch das dauernde Denkmal gewonnen würde: „Das Recht des freien Geiſtes, das Licht der Wahrheit und der Muth der Ueberzeugung.“ Ein anderer, daß der Dargeſtellte als Mahnung gelte „zur Eintracht und zur Einmüthigkeit, da, wo es gilt, etwas Gutes zu ſchaffen und zu erhalten“, als „Sporn zum unausgeſetzten Streben nach fortſchreitender geiſtiger Vervollkommnung und Veredlung“ und als „Bürgſchaft, daß das wahre Verdienſt doch endlich und überall ſeine Anerkennung findet.“ Ein dritter, daß durch den Anblick des Standbildes Begeiſterung, Harmonie und Berufstreue geweckt und gefördert werde: „eine jugendlich begeiſterte Zeit war es, in der unſer Copernicus ſein unſterbliches Werk ſchuf, alle regen Geiſter waren in ihr dem Reinen und Idealen zugewendet. Er, dem ſich die Harmonie der Sphären erſchloß war der alten Kirche treu geblieben, trennte ſich deshalb nicht von denen, die die neue Lehre freudig begrüßten. Den Haß der Meinungsverſchiedenheit kannte er nicht. Wir können in ihm den ganzen Menſchen lieben. Nie verſagte er, der gelehrte Meiſter der Heilkunde, ſeinen Beiſtand dem Leidenden, zumal dem Armen, der ſeine Hülfe begehrte.“ In einer Anrede hieß es, es ſey für die Betrachtung nicht unerheblich, „daß Copernicus Prieſter geweſen. Im Gewande des Prieſters wird ſich ſein Denkmal unter uns erheben. Er wird uns lehren, daß nur eine oberflächliche Bildung gegen die Heiligthümer des Glaubens gleichgültig macht, während jede tiefere mühſam errungene Erkenntniß nur immer aufrichtiger mit Scheu und Ehrfurcht vor ihnen erfüllt.“

Am 25. October ging die eigentliche Denkmalsfeier vor ſich. Aber auch ſie wurde durch ein Feſt am Tage vorher eingeleitet,

Vormittags im Saal der Reſſource zur Geſelligkeit, Abends im Theater *).

In jenem Saal, geſchmückt mit den Bildniſſen des Gefeierten, ſeines Vorgängers Ptolomäus und ſeines Freundes, des Biſchofs Tiedemann Gieſe, waren zwei Katheder aufgeſtellt; vor denſelben lag auf einem ſchön verzierten Sammetkiſſen ein Exemplar des Werkes, in welchem der Begründer der heutigen Aſtronomie ſein Syſtem dargelegt und durch welches er ſeinen unſterblichen Ruhm begründet hat; daran war die goldene Inſchrift: „Nicolai Copernici Thorunensis liber de revolutionibus orbium caelestium“ befeſtigt. Auf dem niedrigeren Katheder ſtand der Gymnaſial-Lehrer Dr. Hirſch als Dirigent der Muſik, die vom Geſang-Verein und dem Theater-Orcheſter aufgeführt wurde, zuerſt die Ouvertüre von Otto Nicolai über „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ dann die Compoſition des 25. Pſalm von Felix Mendelsſohn-Bartholdy und endlich das Hallelujah aus Händels Meſſias, worauf zuerſt der Gymnaſial-Director Dr. Lauber die Rednerbühne betrat, um in einer Feſtrede die praktiſche und ethiſche Bedeutung der Aſtronomie, dieſer erhabenſten aller Wiſſenſchaften für die Menſchheit, und die Verdienſte von Copernicus um dieſe Wiſſenſchaft des Näheren darzulegen. Im Theater wurde von der Gehrmann-Mittelhauſenſchen Truppe ein dramatiſches Feſtgedicht vom Schulamts-Candidaten Dr. A. Prowe dargeſtellt. Es führte den Titel: „Scenen aus dem Leben von Nicolaus Copernicus in drei Abtheilungen.“ Der Aſtronom ſelbſt iſt keine dramatiſche Perſönlichkeit, wie auch ſein Leben eigentlich arm iſt an Ereigniſſen, wie ſie das Drama braucht; trotz deſſen hat der Verfaſſer ein lebendiges und poetiſches Lebensbild den Zuhörern vorgeführt. Geſchickt hat er jeden Moment, welchen ihm das ſo geiſtig bewegte Zeitalter, die Geſchichte der Vaterſtadt und das Leben des Aſtronomen bot, benutzt und verdient daher ſeine poetiſche Arbeit die vollſte Anerkennung. Er ſchildert uns in der erſten Abtheilung die Zeit, in welcher Copernicus lebte, und die Zuſtände ſeiner Vaterſtadt; in der zweiten Abtheilung, wie den Aſtronomen, ſchon als Studenten in Italien, der Grundgedanke

*) Aus dem: Thorner Wochenblatt Nr. 88 u. 89. mit dem Aufſatz: Die Enthüllungsfeier des Copernicus-Denkmals von K. M.

ſeines aſtronomiſchen Syſtems beſchäftigt; in der dritten Abtheilung finden wir den Aſtronomen als Staatsbürger wirkend und eine poetiſche Schilderung ſeines Lebensendes. Alle drei Abtheilungen waren durch Prologe verbunden. Den Schluß der Vorſtellung bildete der Vortrag einer Ode vom Referendarius J. Schaper.

Ode auf Copernicus.

Die mit Entzücken ihr ſaht, dem Meere die Sonne entſteigen,
Die ihr ſie fallen ſaht hinter die Höhen hinab:
Ihr träumet!
Ihr, die zu glücklich ihr wähnt, feſt ſtünde die Erde gegründet,
Rings von Geſtirnen umſpielt — hütet euch wohl! — denn ihr eilt,
Umfliegt die Sonne, größere Sonnen mit ihr,
Weit durch des unendlichen Alls unermeßliche Räume.
Der Traum ſchwand! — Weh, daß er ſchwand!
Mächtige Hand zerriß ſein Bild!

Wie denn? Ihr klaget darum? So prüft, ob das Rechte erkannt ward!
Fraget den Mann, holt ihn, welcher den Traum euch zerſtört! —
Ihr ſchweigt?
Wo denn weiſ't ihr mich hin? Auch ihn ſchon faßte die Erde? —
Ruhe vergönnte ſie ihm, der ihr Bewegung verlieh.
Sein Herz vermodert, letztes Stäubchen verfliegt!
Jahrhunderte zehrten an ihm, und ſein Leib iſt zerfallen.
Sein Geiſt lebt! Lebt und belebt
Tauſend', die ſind und werden ſein!

Sonne, verfinſtere dich! Erſcheinet, ihr feurigen Schwerter!
Senget des Erdballs Rand, ſchneidet den Himmel entzwei!
Wohlan!
Mag dann ſein Ach und Weh in die Lüfte der Neger verheulen,
Zittre der Indier bang, den die Antille gebar:
Uns ſchreckt ihr nimmer! Kennen wir doch die Bahn,
Auf welcher ihr naht und entweicht: denn Copernicus lebte!
Geſetz wies, Ordnung im Flug'
Schwebender Welten uns ſein Aug'.

Wo nur des Forſchers Blick zu dem Himmel auf ſpähend ſich wende,
Ob in des Südmeers Sturm', ob an des Pregels Geſtad':
Ueberall
Folgt er des Thorners Wink; ja, er lockt, mit verwegenem Finger
Greifend in dunkelſte Nacht, neue Geſtirne hervor.
Sie folgen alle! Können ſich nimmer entziehn
Dem hohen Gebot, das ein Sterblicher ſinnend erkannt hat.
Den Mann ehrt! Göttliches hat
Raſtlos forſchend er offenbaret!

Gießet ſein Bild in Erz, und erhöht es auf ſchleſiſchem Steine!
Richtet ihm Blick und Hand ernſt zu den Sternen empor!
Schaut hin!
Edle Begeiſterung weckt's im Buſen des ſtaunenden Jünglings,
Reu' in verworf'nem Gemüth, Troſt in des Darbenden Herz.
Dort naht der Krieger, feindlich verwüſtend das Land,
Erſtürmend die Burg — hier hält er! Geweiht iſt die Stätte!
Das Schwert ruht. Ehrfurchtsvoll
Neigt ſich der Held und ſchont der Stadt.

Wilderes Volk drängt an, zertrümmert die Burg und das Erzbild!
Nichts mehr bleibt, als der Strand, öde, mit Weiden beſtellt. —
Ihr wißt,
Daß auch Stagira verſank; doch wir nennen und preiſen es alle,
So, wenn auch Deutſchland fällt, ob auch die Sprache verhallt,
Gedenken werden ſpäteſte Völker mit Dank
Des herrlichen Sprößlings, und mit dem Sohne der Mutter.
O Thorn, Thorn, glückliche Stadt!
Denn du gebarſt Copernicus!

Den Tag der Enthüllungsfeier begrüßte der Choral: „Nun danket Alle Gott", welcher um 8 Uhr Morgens mit Poſaunen vom Rathhausthurme geblaſen wurde. Von ihm wehten drei große ſchwarz-weiße Fahnen herab und in den Oeffnungen des kleinen Thürmchens an der Süd-Oſtecke des Rathhauſes waren kleine ſchwarz-weiße Fahnen angebracht.

Auf dem Feſtplatze waren drei Tribünen errichtet um das mit einer weiß- und blaugeſtreiften Hülle verdeckte Denkmal. Di

Haupttribüne, auf der ein mit dem preußiſchen Adler verzierter Thronſeſſel ſtand, nahmen die Spitzen der eingeladenen Gäſte ein, des Ober-Präſidenten Excellenz, als berufenen Vertreters Sr. Maj. des Königs, der Reg. Präſident Graf Eulenburg und andere hochgeſtellte Beamte aus verſchiedenen Städten. Unter den Gelehrten wurden Aſtronomen und Freunde der Aſtronomie nicht vermißt: Prof. Dr. Anger aus Danzig, Director Dr. Buſch aus Königsberg, Direktor Dr. Weiße aus Krakau und der Rittergutsbeſitzer v. Parpart, der ſich in Storlos eine Sternwarte erbaut hat.

Die Feier, durch Glockengeläute um 11½ Uhr verkündigt, wurde mit C. M. v. Webers Jubel-Ouvertüre eröffnet, an die ſich Mendelsſohn-Bartholdy's Feſtgeſang: „An die Künſtler“ anſchloß.

Vor Tauſenden, die ſich eingefunden hatten — mit Zuhörern und Zuſchauern waren rings die offenen Fenſter, die Dächer bis zu den Schornſteinen erfüllt — ſprach der Bürgermeiſter Körner und erklärte unter anderem: „Aus der Nähe und Ferne, von dem fernen Oſten bis zum weiten Weſten, ſelbſt aus den Steppen Aſiens und den Gebirgen des Kaukaſus bis aus dem ſchottiſchen Hochlande ſind Beiträge für dieſes Denkmal hergefloſſen und auch die neue Welt iſt hierin nicht ganz zurückgeblieben. Der Germaniſche und Slaviſche Volksſtamm haben hiebei gewetteifert, und ins Beſondere hat im Auslande Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland Seine Hohe Theilnahme an den Tag zu legen geruhet und in Seinem weiten Reiche eine Sammlung für dieſes Denkmal mit erheblichem Erfolge genehmigt. Alsdann war es unſer preußiſches Vaterland, welches aus allen Provinzen und aus allen Ständen Beiträge geliefert hat, und auch dieſe Stadt, die Wiege von Copernicus, hat hierzu nach Kräften Bedeutendes gewährt. Vor Allen aber war es Eine erhabene Perſon, welcher wir die würdige Ausſtattung dieſes Denkmals zu verdanken haben: es war Seine Majeſtät, Unſer Allergnädigſter König und Herr, welcher bereits als Kronprinz das Protectorat unſeres Vereins zu übernehmen geruhte, und als König mit freigiebiger Hand die erforderlichen Mittel zu dieſem Denkmal geſpendet hat. Hierdurch hat Unſer Königlicher Herr das Wort erfüllt, welches der-

einſt Sein Erhabener Ahnherr, Friedrich der Große, geſprochen *). So ſey denn dieſes Denkmal fortan nicht nur der Stolz und die Zierde dieſer Stadt; es ſey nicht nur das würdige Anerkenntniß der Verdienſte von Copernicus ſeitens der dazu berufenen Gegenwart; es ſey auch dieſes Denkmal eine Weiſung für jeden, der ſich ihm nahet, zum Fortſchritt in der Erkenntniß der Wahrheit; es ſei für jedermann eine tiefe Erinnerung an die Bedeutung des Weltalls und an die Größe und Weisheit Gottes; — es ſey endlich dieſes Denkmal, — wie das ganze Leben von Copernicus — eine ernſte Mahnung zur Verſöhnung der Wiſſenſchaft und der Religion! — und den Weg hierzu weiſet vor uns das Bild von Copernicus, — den Weg zum Urquell des Lichtes und der Wahrheit, — zum Himmel nach Oben!"

Nach ertheilter Genehmigung ſank die Hülle und das glänzende Erzbild übergoß die Sonne mit ihren hellen und warmen Strahlen; war es doch, als ob auch ſie dem Manne danken wollte, welcher aller Welt ihre Bedeutung am Firmament verkündet hat. Während dieſes Moments trat eine lautloſe Pauſe ein.

In das dreimalige Lebehoch, das darauf dem König, dem Hauptbegründer des Denkmals, ausgebracht wurde, ſtimmten die zahllos Verſammelten freudig und begeiſtert ein. Zum Schluß ſang die Liedertafel eine Strophe, deren Text der Melodie des Chorals „Sei Gott und Ehr" angepaßt war.

Nunmehr entfaltete ſich der Feſtzug, an welchen ſich die ſtädtiſchen Behörden, die Schulen und die Gewerke betheiligten. An der Spitze des Feſtzuges befand ſich das Copernicus-Comité, dann folgten die ſtädtiſchen Behörden und die Beamten des Magiſtrats mit der Stadtfahne, nach ihnen kamen die Bezirks-Vorſteher mit den alten Bezirksfahnen, die ſtädtiſchen Schulen, das Gymnaſium — ein Schüler deſſelben trug das unſterbliche Werk des Gefeierten auf einem Sammetkiſſen: liber de revolutionibus orbium

*) Die Statue, von Tieck erfunden und modellirt, iſt von dem Bronzegießer und akademiſchen Künſtler Fiſcher zu Berlin gegoſſen und ciſelirt. Das Piedeſtal iſt vom K. Hofbaurath und Prof. Strack zu Berlin entworfen und von dem Steinmetzmeiſter Bungenſtab zu Breslau von Strehlener Granit ausgeführt. Ueber die Statue in den N P P B. Bd. IX. S. 379. eine kleine Mittheilung.

caelestium" — und die Liedertafel; jedes Inſtitut hatte ſeine Fahne. An die Anſtalten ſchloß ſich die Kaufmannſchaft, an ihrer Spitze die Mitglieder der Handelskammer. Nunmehr kamen die Gewerke in ſieben Abtheilungen geordnet. Inmitten der Fleiſcher-Innung befand ſich ein Reiter, der eine ſchwarze eiſerne Ritterrüſtung trug. Dieſe Rüſtung ſoll ein Genoſſe dieſer Innung beim Sturm auf Schloß Birglau erbeutet haben und wird dieſelbe als Andenken aufbewahrt. Die meiſten Gewerke hatten ihre Fahnen mit, — auf der Fahne der Schneidermeiſter war der Feldmarſchall Dörflinger, auf der der Schuhmacher Hans von Sagan abgebildet — oder, wo keine Fahne war, wurden die Inſignien der Innung vorgetragen.

Als der Feſtzug am Denkmal vorbei marſchirt war, machte er Halt. Die Spitze deſſelben ſtand am Brücken-Thore, das Ende am Denkmale und nahmen weit über tauſend Perſonen an dem Zuge Theil.

Nach der Beſichtigung bewegte ſich der Feſtzug zum Brückenthore hinaus, an der Weichſel fort, zum Nonnenthore herein, am Copernicushauſe vorbei, wo vor dem mittelſten Fenſter des erſten Stockes unter Laub- und Blumen-Guirlanden das Portrait von Copernicus hing, über den Markt nochmals am Denkmale vorbei, durch die Friedrich-Wilhelms- (breite), Eliſabeth- und Gerechte-Straße auf die Eſplanade am Kulmer Thore.

Bei dem Feſtſchmauſe im **Hôtel de Saussouci** folgte dem Toaſt auf den Landesvater, der auf den Vertreter des Königs, der auf das gefeierte Haupt des Aſtronomen, der auf das Frauenburger Domſtift, der auf die **alma Jagellonica** (die Krakauer Univerſität) der auf das Vaterland und endlich der auf Alexander v. Humboldt.

Das luſtige Treiben in den Straßen währte den ganzen Nachmittag fort und wurde um nur ſo lebhafter, je näher der Abend rückte. Für dieſe Tageszeit war ein ganz beſonderes Schauſpiel aufgeſpart. Um 7 Uhr nämlich erſchien der Ober-Präſident in Begleitung des Bürgermeiſters auf dem Denkmals-Platze. Nach dem Befehle des Letzteren erleuchteten nach einander drei verſchiedene bengaliſche Flammen das Denkmal. Dieſe Beleuchtung gewährte den Anweſenden einen — wir kennen kein

beſſeres Wort — zauberhaften Anblick. Gleichzeitig war auch die Stadt illuminirt worden.

Zum Schluß aller Feierlichkeiten war noch ein Volksball auf dem Saale des Rathhauſes arrangirt.

Daß die Enthüllungsfeier des Denkmals ein Ehrentag für die Stadt ſey, die einen Copernicus geboren, dies wurde in allen Schichten der Bevölkerung erkannt und wurde an der durchaus würdigen Haltung vollſtändig wahrgenommen.

Eine Scene aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Aus der Chronik von Gerdauen mitgetheilt.

Vom Rector **M. Großjohann.**

Als im ſiebenjährigen Kriege von 1756—1763 im Herbſte des Jahres 1757 die Schlacht bei Groß-Jägerndorf zwiſchen den Ruſſen und Preuſſen geliefert worden war, drang ein Koſaken-Pulk bis an die Stadt Gerdauen. Die Stadt ſchloß jedoch ihre Thore; auf der Trommel wurde von einer alten Bürgerfrau, Namens Stollen, Allarm geſchlagen, die Bürger mit Schießgewehren bewaffnet, hatten ſich zur Vertheidignng der Stadt vor den Thoren, auf dem Kirchhofsberge und dem Kirchengiebel aufgeſtellt. (Der nöthige Schießbedarf war zu dem Behuf aus der Veſte Friedrichsburg mit 90 Musketen vorher geliefert worden). Allein es iſt zu keinem Angriffe gekommen, ſondern die Koſaken haben, nachdem ſie die Schlöſſer der Grafen von Schlieben und deren Umgebungen geplündert, ſich zurückgezogen, weil ſie ſich nicht unter den Kugelregen der Bürger gewagt hätten.

Entwurf
einer
Matrikel des Adels in der Provinz Preuſſen.
Nach archivaliſchen und andern Quellen zuſammengeſtellt
von
F. A. Meckelburg,
int. Geh. Archiv-Regiſtrator.

(Fortſetzung.)

---

181) † v. **Bothmar**, Braunſchweiger, auf Carmitten, Gr. Marwitz und Nadrau.
182) v. **Boyen**, auf Balden, Beeslack, Boyden, Fiugatten, Gamſau, Gaynen, Gurren, Hohendorff, Klimken, Koſchlau, Kupgallen, Rehſtall, Rheinswein, Roſoggen, Saltzbach, Gr. u. Kl. Stein, Stettenbruch, Wobigehnen und Wolka.
183) v. **Brabender**, auf Lengnieten und Scharken.
184) v. **Brandt**, Meißner, auf Arnau, Auer, Biſchdorff, Faulen, Frögenau, Grunefeldt, Hohenwalde, Hohndorff, Jäcknitz, Jeſchkendorff, Juden, Kantken, Kletzen, Kupgallen, Logdau, Ludwigsdorff, Mühlen, Pellen, Petzdorf, Ponargen, Regitten, Roſainen, Roſſen, Sawadda, Schönfeldt, Schreinen, Seewalde, Seubersdorf, Tannenberg, Teßmersdorff und Thymau.
185) † **Brandt** v. **Lindau**, Sachſen, auf Molſehnen.
186) † v. **Brauchitſch**, Schleſier, auf Bothau, Gollubien, Sibden und Wenſöwen.
187) v. **Braun** (**Freiherren**), Schleſier, auf Hagelsberg, Neuken und Pröküls.
188) v. **Brauneck**, auf Sulitz.
189) † v. **Braunsberg**.
190) v. **Braunſchweig**, Pommern, auf Liſſomitz im Thornſchen.
191) † v. **Bratein**, Preuſſen, auf Banners, Calliſten, Gehlfeld, Kloben, Komalmen, Neglack, Neumühl, Schulkeim und Tharau. (Vergl. N. Pr. Pr. Bl. Bd. 9. S. 93).
192) v. **Brederlow**, Neumärker, auf Hohndorff, Klauckendorff,

Maldeiten, Powunden, Saalau, Kl. Schwansfeld, Segerswalde, Kl. Trinkaus und Warglitten.

193) † v. Bredien, Preuſſen, auf Beynuhnen, Boſem, Bredienen, Krammenort, Lardoyen, Oſnagurren, Plinkeim, Kiplauken, Rohlack, Schültz und Wolka. (Vgl. NPPB. Bd. 10. S. 391.)

194) † v. Bredow, Märker, auf Bredauen, Eichhorn, Kattenau, Lindenau, Pruſiſchken, Roſſen, Weſſelshöfen und Worienen.

195) † v. Breitenberg, auf Korblack und Pohibels.

196) v. Brieſen, Märker.

197) † v. den Brincken, Kurländer, auf Baugskorallen, Götzlack, Langendorff, Lindenau, Mertensdorff und Schönwalde.

198) † de Brion, Barons de Lur, Franzoſen, auf Collathen, Corallen, Götzhöfen und Tauerlauken.

199) † v. Brittannien, Melchior, auf Brittannien, Linkuhnen und Skirbs.

200) † v. Britzke, Märker, auf Kl. Kalgen.

201) v. Brockhuſen, Pommern, auf Engelswalde.

202) v. Brodowski, Polen, im Lyckſchen.

203) † v. Brollhofen, Franken, auf Burkersdorf, Ponargen, Reichau und Weskenitten.

204) v. Bronikowski, Polen, auf Reuſſen, Sorquitten, Thiergarten und Warkau.

205) v. Bronſart, Franken, auf Anglitten, Borſchehnen, Broloſt, Charlottenhoff, Garbnicken, Junkerchen, Kanothen, Karpau, Krauſen, Krimlack, Mintwieſe, Roſſutten, Pauleinen, Petermanns, Schettnienen, Skandau, Sobroſt, Stunkheim, Tuſſainen, Weynothen, Wickerau, Wilckenhöffen und Winkeldorf.

206) † v. Bronski, Polen, auf Komalmen.

207) † v. Brotowski, Polen.

208) † v. der Brucken, gen. Fock, auf Statzen und Woiditten.

209) v. der Brüggeney, gen. Haſencamp, Weſtphalen.

210) † v. Brüllmann.

211) v. Brünneck, Weſtphalen, auf Belſchwitz, Bündtken, Freywalde, Gauthen, Gudnicken, Jacobau und Wilkühnen.

212) † v. Brünner, auf Junkerchen.

213) † v. Brünnow, Pommern und Kurländer, auf Barſchnicken, Gerlauken, Legden, Regitten und Sandlauken.

214) v. Brüſewitz, Pommern, auf Lubainen.
215) v. Brumierski, Polen, auf Gr. Lentzk.
216) † v. Brumſy (oder Brumſee), Schweizer, auf Bonslack, Gehlweiden, Georglack, Gerlaufen, Golmeinen, Gudenicken, Haſſelberg, Jägeriſchken, Kalneinen, Kilgis, Kinwangen, Kohſten, Labehnen, Lütkefürſt, Maraunen, Perſchlack, Peterkau, Pokracken, Quoſſen, Robitten, Roſchenen, Schmirdkeim, Sortlack, Supplitten, Torms, Wittichwalde und Wodungkeim. (Vergl. N. Pr. Pr. Blätter. Bd. 9. S. 94.)
217) v. Brunn (Barone), Märker (?), auf Berenwalde.
218) † v. und zu Buchenau, Heſſen, auf Kl. Ottern.
219) v. Brzeski, Polen, auf Krotoſchin und Wommen.
220) v. Brzoſowski, Polen, auf Kamionken, Schliewe und Werder.
221) v. Buchholz, Kurländer, auf Gollubien, Gradtken und Przellenck.
222) v. Bucholtz, Weſtphalen, auf Abſcherninken, Boguſch, Elkinehlen, Eſſeriſchken, Gottſchalksdorf, Jakunowen, Karpowen, Pachutken, Popowken, Tartaren und Wiſchwill.
223) † v. Buchwalde, Preuſſen, auf Buchwalde.
224) v. Buddenbrock, Kurländer, auf Bauditten, Beynuhnen, Bialla, Blauſtein, Blumenau, Capſitten, Cortmedien, Dörings, Drosdowen, Gr. Gollubien, Graudent, Gurnen, Jeglack, Karſchau, Kautern, Kowahlen, Gr. Launicken, Neumühl, Neu-Münſterberg, Poduhren, Powarben, Reſau, Rieſenſtein, Ripkeim, Roſinsko, Sakautſchen, Schönbaum, Schönhoffſtädt, Skandlack, Tilſewiſchken, Trempau, Trenck, Trommenau, Wartnicken, Wilkühnen und Wisdehnen.
225) † v. Bühren, auf Plehnendorf.
226) † v. Bülow, Mekkenburger, auf Boſem, Dommelkeim, Glugenſtein, Harnowen, Kösfeim, Krauſen, Nagurren, Schätzels und Wolka.
227) Bülow v. Dennewitz (Grafen), Meklenburger, auf Grünhoff.
228) v. Bülſingsleben, Thüringer, auf Domblitten und Kukehnen.
229) v. Buhl (v. Horckheim), Schwaben, auf Gr. Körpen.

230) v. Buhl (Freiherren), gen. Schimmelfennig v. d. Oye, Schwaben, auf Körpen, Rodelshöfen und Zechern.

231) † v. Bulawski, Polen, auf Mikoſchen und Schweikowen.

232) v. Bulinski, in Weſtpreuſſen.

233) † v. Burchard (Freiherren), Polen, auf Banſen, Bergenthal, Carben, Kl. Kellen, Kloben, Neuſorge, Theerwiſch und Ziegenberg.

234) † v. Burcken, Lauſitzer, auf Gablauken.

235) † v. Burghagen, Märker, auf Quanditten.

236) v. Burgsdorff, Märker, auf Dobten, Gartenpungel, Neuendorf, Pentlack und Serpenten.

237) † v. Burski, gen. Habicht, Polen, auf Borowo, Burſch, Fredau, Grodziskeu, Gr. Gröben, Kinthenau, Pfaffendorf, Sackerau und Wiersbau.

238) v. Burſtin (Freiherren), Polen, auf Marienfelde und Neu-Münſterberg.

239) † v. Buſch, Schleſier, auf Schültzen.

240) v. Buſchowitz, Polen, auf Brzoſowen.

241) v. Buſſe, auf Damlang und Fuhlbeck.

242) † v. Buttlar, Kurländer, auf Lomp und Tautſchken.

243) v. Buttlar (Freiherren), Kurländer, auf Gilgebnen, Pottlitten und Warnikam.

244) v. Buttlar (oder Buttler), Heſſen, auf Gilgenau und Hanswalde.

245) v. Buttlar, Treuſch, Heſſen, auf Bregden, Eichen, Neuſchenhoff und Steinhoff.

246) † v. Buttlar (Reichsgrafen), Heſſen, auf Metgehten.

247) † v. Butzke, Pommern, auf Kulteney, Lodeinen, Millaten und Paſorthen.

248) † v. Byern, Sachſen, auf Krakotbin und Pötſchendorf.

249) v. Byſtram, Polen, auf Artſchau, Gr. u. Kl. Borroſchau, Mittel Golmkau, Kohling, Kollinez, Schillgaſt, Teiſtimmen, Wentkau, Zehrendorf und Zeiskendorf.

C.

250) † v. Caden, Böhmen, auf Naſteiken, Reinholdsgut und Schmigwalde.

251) † v. Cämmerer, gen. Preuſs, Thüringer, auf Nickelsdorf und Powayen.

252) † v. Callenberg, auf Pieragienen und Skatnicken.

253) † v. Cammermeiſter, gen. Camerarius, im Bartenſchen.

254) v. Campier, Franzoſen (?), auf Dietrichsdorf, Lubainen, Neuguth und Thiergarten.

255) † v. Camping, Schwaben (?), auf Geidtnüß, Kämmershöfen, Klingbeck, Korſchellen, Gr. Niebudſchen, Strehlen und Wallullen.

256) † v. Canſtein (Freiherren), Weſtphalen.

257) † Caplir v. Dedheim, gen. v. Bautz, Böhmen, auf Gerlauken und Schugſten.

258) † v. Carbon, Franzoſen, auf Waplitz.

259) † Carlich v. Nezetitz, auf Leiſten und Rahmgeiſt.

260) v. Carlowitz, Meißner, auf Stein.

261) † v. Carlowski, Polen, auf Cammern.

262) v. Carnevally, auf Baſien, Klaukendorf, Stolpen, Strauchmühl und Teiſtimmen.

263) † de la Caſſine, Franzoſen, auf Cammerlack.

264) † de la Cave, Franzoſen, auf Didlacken und Wangnicken.

265) v. Cebrow, auf Rothhoff bei Danzig

266) v. Ceberſtolpe, Schweden, anf Polentzhoff.

267) † v. Chądzynski, Polen, im Marienwerderſchen.

268) Chagnian, v. Johannot-, auf Kohling und Senslau.

269) † de la Chaiſe (della Chieze), Italiäner, auf Capuſtigall, Glauthienen und Rautenburg.

270) v. Chambaud, Franzoſen.

271) † Chamberis, Freiherren v. Cultis, Franzoſen, auf Brunau.

272) v. Chamier, Franzoſen, auf Bauditten und Maraunen.

273) † v. Chelmicki, Polen, auf Baltz, Haaſenberg, Leip, Gr. Nappern, Rhein und Wiſſenewonie.

274) v. Cheltſtowski, Polen, auf Chelſt, Rinneck und Trczyn.

275) de la Chevallerie, Franzoſen, auf Amalienhoff, Strittkeim und Zohlen.

276) v. Chlebowski (de Wybranowo), Polen, auf Koſacken, Numeiten, Storlus und Thiergarten.

277) † v. Chmielewski, Polen, auf Lahna, Lomno und Thymau.

278) † v. Chzinski, Polen, im Rieſenburgiſchen.
279) † v. Chomentowski, Polen, auf Gr. Nappern und Traupel.
280) v. Chrzanowski, Polen, in Weſtpreuſſen.
281) v. Ciborski, Polen, auf Przyczno.
282) † v. Ciechowski, Polen, auf Podlaſſa und Polleicken.
283) v. Cielski, Polen, auf Wentkau.
284) v. Cieſielski, Polen, auf Bombitten, Drosdowen, Gorbitzen, Gründen, Klingbeck, Kobylinnen, Korblack, Krupinnen, Lehnarten, Losgehnen, Mierunsken, Nordenthal, Pohibels, Robitten, Schakaulack, Sidden und Wenſöwen.
285) † v. Clauſſen, auf Borcken, Choſtzöwen, Jagodnen, Jankendorf, Kirſchbaum, Kobulten, Lardoyen, Partſch, Puſnicken, Sidden und Wenſöwen.
286) † v. Clementen, Preuſſen, auf Clementen, Coad , Dietrichsdorf, Rheden, Syponiß und Wurkus.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Geſchichte des deutſchen Privat-Rechts von Johann Heinrich Carl Förſter, Appellationsgerichtsrathe. Erſte Abtheilung. (Auch unter dem Titel: Geſchichte der Deutſchen und die Grundzüge des deutſchen Rechts. Erſter Band. Zweite Abtheilung). Königsberg, 1853. Verlag der Gebrüder Bornträger. 67. S. 8.

Das Jahr 1848 hat ſo manche literariſche Blüthe geknickt und manche ſchon reifende Frucht zerſtört; nur ſelten iſt es Veranlaſſung geworden, daß literariſche Früchte erſt ſpäter gereift ſind. So iſt die Fortſetzung des ſeit 1848 unterbrochenen juriſtiſchen Lexikons von Julius Weiske erſt in dieſen Monaten mit einem

gründlichen und umfaſſenden Artikel über Preuſſen erfolgt, und ebenſo erſcheint nun hier am Orte die zweite Abtheilung eines im Jahre 1848 angefangenen gründlichen Werkes über die Geſchichte der Deutſchen, zugleich die erſte Abtheilung einer Geſchichte des deutſchen Privatrechts; ein Werkchen, deſſen Beſprechung recht eigentlich in die Preuß. Provinzialblätter gehört, da nicht bloß Verfaſſer und Verleger, ſondern auch der, dem es dedizirt iſt, unſerer Provinz angehören. Der Verfaſſer iſt der hieſige Appellationsgerichtsrath Förſter; derſelbe hat es den Manen ſeines für die Rechtswiſſenſchaft zu frühe verſtorbenen akademiſchen Freundes und Lehrers Rogge gewidmet, der, ein geborner Elbinger, vor drei Decennien in voller Jugendkraft an unſerer Albertina mit Beifall lehrte. Der Vf. hatte die Herausgabe der Rechtsgeſchichte erſt nach Vollendung des zweiten und letzten Bandes der politiſchen Geſchichte der Deutſchen in der Vorrede zum erſten Bande zugeſagt. Er hat es jetzt jedoch vorgezogen, unmittelbar an die zwei erſten, bisher dargeſtellten Perioden der Reichsgeſchichte die beiden erſten Perioden der Rechtsgeſchichte bis Chlodwich und Rudolf von Habsburg folgen zu laſſen. Ueberall zeigt ſich, daß der Vf. unmittelbar aus den Quellen geſchöpft und ſie mit kritiſchem Blicke geprüft hat. Daher die Friſche, welche die kleine Schrift durchweht.

Mit beſonderer Vorliebe wird die innere Rechtsgeſchichte dargeſtellt, wobei es auffallend erſcheint, daß in der erſten Periode das Erbrecht, vom Sachenrecht getrennt, hinter den Verbindlichkeiten aus unerlaubten Handlungen geſtellt iſt, in der zweiten Periode aber mit dem Sachenrechte verbunden vor den Verträgen und unerlaubten Handlungen vorgetragen wird. Die Ueberſchrift des §. 4.: „Obligationenrecht" hätte genauer (wie es auch in dem correspondirenden §. 16. der folgenden Periode geſchehn iſt) „Verträge" heißen ſollen, weil ſonſt kein Gegenſatz gegen den §. 5. „Verbindlichkeiten aus unerlaubten Handlungen" Statt findet. Bei Gelegenheit des Inhaltes dieſes Paragraphen läßt ſich allerdings ſtreiten, ob der Mord im Privatrechte abzuhandeln iſt, wofür allerdings die innige Verbindung dieſes nach der lex Salica durch Bußen zu ſühnenden Delikts mit den übrigen dort angeführten Verbrechen ſpricht. Eben ſo kann auch über die Stellung des Lehnrechts ganz am Schluſſe der Schrift

geſtritten werden, indem nach der Meinung einiger Juriſten dieſer Rechtstheil gar nicht dem Privatrechte angehört. Aber diese Anſicht beruht auf der jetzigen Beſchaffenheit der meiſten noch exiſtirenden Lehen, und iſt nicht für die älteſte Darſtellung des Lehnrechts maßgebend. Jedoch ſcheint es für dieſe Zeit am richtigſten zu ſein, bei Gelegenheit des Sachenrechts das Lehnrecht zu erörtern.

Sehn wir von dieſen Formalien ab, ſo wird jeder Gebildete und für deutſche Rechtsgeſchichte ſich Intereſſirende in dieſem Büchelchen einen ſichern und — was bisher fehlte — kurzen Leitfaden finden, der das Weſentliche ihm überſichtlich darbietet; er wird durch Hindeutungen des Vf's. zu Vergleichungen mit unſern heutigen Schwurgerichten, ſowie mit unſerm Landrechte aufgefordert, und ſicher vollkommen befriedigt wünſchen, daß dieſem Grundriſſe der Rechtsgeſchichte bald die andere größere und intereſſantere Hälfte folge. Bei Aufzählung der Literatur, wobei der Vf. ſich freilich nur auf das Bedeutendſte beſchränkt hat, wäre es zu wünſchen geweſen, daß nicht mit Eichhorn, den der Vf. ein Paar Male berichtigt, geſchloſſen wäre, ſondern daß derſelbe vielleicht noch Zöpfl, Phillips und Gengler der Erwähnung werth gefunden hätte.

Aus der Chronik für das Jahr 1853.

IV.

(Fortſetzung von Bd. VI. S. 232—240.)

Witterung. Die letzten Tage des Monats Auguſt brachten eine regnigte und kalte Witterung, welche der Ernte bedeutenden Eintrag that. Theils dieſer Umſtand, theils der, daß aus England und Holland höhere Notirungen erfolgten, ſteigerten die Getreidepreiſe in Königsberg ſo ſehr, daß der Weizen mit 80—100 Sgr., der Roggen mit 60—80 Sgr. bezahlt wurde. Ein Gerſtenfeld in der Nähe Labiaus, welches der Beſitzer wegen des drohenden ſchlechten Wetters nicht wollte mähen laſſen, wurde durch die gleich darauf eintretenden Regengüſſe ſo niedergeſchlagen, daß die Aehren wieder keimten, und die junge Saat grün emporſchoß. — Die Regengüſſe dauerten auch im September fort und ließen die Beſtellung der Winterſaaten nicht zu. Man war daher wegen der Zukunft ſehr in Sorgen. Glücklicher Weiſe geſtattete die Witterung gegen das Ende Septembers und im Oktober das Einſtreuen der Winterfrucht. Der Froſt blieb aus, und erſt in der Nacht vom 11. zum 12. Nov. ſank der Thermometer unter 0, ſo daß auch in Königsberg der Schloßteich mit Eis belegt wurde. Aber dieſe Eisdecke ſchmolz ſchon an dem folgenden Tage, und das Wetter zeigte noch immer Wärme, wenn auch häufige Winde abwechſelten. — Die Wege wurden ſchlecht und dadurch die Communication erſchwert. — Die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen noch höher, vornehmlich wegen des vermehrten Bedarfs in England und Frankreich. Man bezahlte den Scheffel Weizen mit 120 Sgr. Roggen mit 80, graue Erbſen mit 110, die Kartoffeln mit 40 Sgr.

Geſundheitszuſtand. Er war im Allgemeinen kein abnormer: aber die Cholera raffte in verſchiedenen Theilen der Provinz ihre Opfer hin. In Königsberg zeichneten ſich die Monate September und October durch nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit der Bewohner aus. Die Sterbeliſten gaben vom 1. bis 30. Sep-

tember 345 Todesfälle und zwar bei Erwachſenen 181 und bei Kindern 164. Wenngleich dieſe große Zahl beim Eintritt der Cholera nicht auffallend iſt (ihr fielen 79 Erwachſene und 31 Kinder), ſo haben doch auch andere Krankheiten unheilvoll eingewirkt, bei den Kindern Scharlach und Maſern. Die Pocken ſind erloſchen. Die Cholera aber hat diejenigen Stadttheile beſonders berührt, die in früheren Zeiten von ihr wenig heimgeſucht wurden. So Haberberg, Kneiphof und Altſtadt. Nach den Todtenliſten ſtarben vom 30. Septbr. bis zum 29. Octbr. 327 Perſonen und zwar 160 Erwachſene und 167 Kinder. An Cholera endeten 60 Perſonen.

Ereigniſſe. Am 23. Auguſt zeigte ſich auf der Nordküſte von Samland ein Phänomen, das noch der nähern Erklärung bedarf. Am gedachten Tage, Abends zwiſchen 6—7 Uhr trat bei gutem und ſtillem Wetter die See bei Kuhren zurück, und nahm erſt nach einigen Minuten wieder das frühere Niveau ein. Zu derſelben Zeit ſtieg die See bei Cranz ohne ein vorheriges Zurücktreten um mehrere Zolle, ſo daß mehrere Badegäſte, die ſich am Strande ergingen, nach höheren Gegenden flüchten mußten und doch dem Naßwerden nicht entrannen. Auch hier war nach einigen Minuten Alles wieder im vorigen Zuſtande. Im durch die Nehrung von der See getrennten kuriſchen Haffe und namentlich in dem einmündenden Flüßchen Beeck, unweit Cranz, will man auch eine Hebung des Waſſers wahrgenommen haben, jedoch um einige Minuten früher, als in der benachbarten See. Nach einigen Nachrichten ſoll ſich die bei Cranz bemerkte Erſcheinung zu derſelben Zeit auch bei Kolberg in Pommern gezeigt haben, und ebenſo bei Memel am Ausfluß der Dange. — Am 27. Auguſt bei Sonnenuntergang ließ ſich in Königsberg mit unbewaffnetem Auge ein Komet ſehen, der ſchon ſeit dem Juli am Himmelsgewölbe ſich zeigte. — Der diesjährige Herbſt hat einigen Schiffen an der preußiſchen Küſte den Untergang bereitet. Eines von ihnen wurde bei nebligter Nacht überſegelt, andere ſtranderen. Der Geburtstag Sr. Maj des Königs, der 15. Octbr. c., wurde in der Provinz Preußen in hergebrachter Weiſe feierlich begangen. Neu hinzu getreten war ein Morgen-Gottesdienſt in den Kirchen. — Der Geburtstag Ihrer Maj. der Königin, der 13. November c. ward gleichfalls gefeiert.

Geſetzgebung. Hier findet ſich nichts Beſonderes zu bemerken.

Verwaltung. Durch Königlichen Erlaß ſind die beiden Kammern auf den 28. Novbr. c. einberufen worden. — Am 2. Oct. wurde der nach Königsberg einberufene Provinzial-Landtag von Preußen eröffnet. Er erledigte ſeine Arbeiten in den ihm ausgeſetzten 14 Tagen. — In der Sitzung des Gemeinderaths von Königsberg vom 13. Septbr. c. wurde die Verfügung der Königlichen Regierung mitgetheilt, in welcher die Benachrichtigung enthalten iſt, daß Se. Maj. der König die Beſtätigung des Herrn Bürgermeiſter Sperling auf 12 Jahre und des Herrn Kreisgerichts-Direktor Bijorck, als Beigeordneten, auf 6 Jahre, mittels Kabinetsordre vom 2. Juni c. auszuſprechen geruht, daß Herrn Sperling mittelſt Kabinetsordre vom 2. Auguſt c. der Titel Ober-Bürgermeiſter verliehen, auch ihm mittels Kabinetsordre vom 26. Juli c. die Berechtigung zugeſprochen iſt, die goldene Amtskette tragen zu dürfen. — Die Einführung der Magiſtratsvorſteher bleibt noch ausgeſetzt, bis die Ergänzungs-Wahlen vorgenommen ſind, und die neue Städte-Ordnung ſelbſt in Vollzug gebracht worden iſt.

Zur Kulturgeſchichte. Die Frage, ob die Landwirthſchaft in Preußen auch ferner im Stande ſein werde, das Bedürfniß der ſtets wachſenden Bevölkerung zu befriedigen, hat das Landes-Oekonomie-Kollegium zum Gegenſtande einer Unterſuchnng gemacht. Die Bevölkerung Preußens ſteigt jährlich um 160,000 Köpfe und dieſe bedürfen jährlich an landwirthſchaftlichen Produkten mindeſtens 160,000 Scheffel Weizen, 480,000 Roggen, 160,000 Gerſte, 1,600,000 Kartoffeln, 32 Mill. Quart Milch, 5½ Mill. Pfd. Fleiſch, 320,000 Pfd. Wolle. Außerdem hat man eine Summe von 2,160,000 Thlr. für das Nahrungs- und Maſtfutter der verſchiedenen Thierarten, für die Ausgaben an Holz, Lein, Hanf, Leder, Tabak und anderen ländlichen Produkten in Anrechnung gebracht. Werden die angeführten Quantitäten der Nahrungsmittel nach dem mittleren Preiſe in Geld verwandelt, ſo ſtellt ſich heraus, daß der preußiſche Ackerbau für einen jährlichen Mehrbedarf von 6 Mill. Thaler ſorgen müſſe. Um dieſe hohe Summe müßte alſo der Werth des Grundes und Bodens

jährlich ſteigen, um die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe der Bevölkerungszunahme herbei zu ſchaffen. Der preußiſche Staat umfaßt nur einen nutzbaren Grundbeſitz von 90 Mill. Morgen und zur Deckung des jährlichen Mehrbedarfs von 6 Mill. Thalern, würde alſo ein erhöhter Rohertrag von 2 Sgr. pro Morgen genügen. Da nun jeder Boden einer höhern Kultur unterworfen werden kann, da ferner Preußen eine ſehr große Morgenzahl unbenutzten Landes hat, die Wiſſenſchaft des Ackerbaues erſt in ihren Anfängen ſich befindet, ſo wird man für lange Zeit wegen Vermehrung der Bevölkerung ohne Sorge ſein können, weil durch Ackerbau die nothwendigen Mittel erworben werden können. Schon die einzige Melioration durch Drainirung wird in Preußen auf viele Jahre der Volkszunahme entſprechen und den Mehrbedarf decken. Der Fruchtwechſel, als das vollkommenſte Wirthſchaftsſyſtem, iſt im kleinſten Theile von Preußen eingeführt den meiſten Boden beſitzt noch die alte Dreifelderwirthſchaft, welche auch in den öſtlichen Landestheilen Preußens eine ausgedehnte Anwendung findet. Die Beſorgniß, daß der Boden die zur Ernährung der Bevölkerungszunahme nöthigen Produkte nicht zu liefern vermöchte, iſt alſo in der That ohne haltbaren Grund.

Einer officiellen Ueberſicht der zur Rhederei in den preußiſchen Oſtſeehäfen gehörenden Seeſchiffe im 1ſten Semeſter 1853 zufolge, beſitzt unſere Provinz gegenwärtig 239 Seeſchiffe incl. 12 Dampfſchiffe, von zuſammen 49,064 Normallaſten und einer Mannſchaft von 2726 Köpfen, und zwar Königsberg 39 Schiffe mit 412 Mann und 6279 Normallaſten, Memel 78 Schiffe mit 890 Mann und 17614 Laſt, Pillau 4 Schiffe mit 36 Mann und 619 Normallaſten, Braunsberg 3 Schiffe mit 29 Mann und 436 Laſt, Danzig 106 Schiffe mit 1274 Mann und 22774 Laſt und Elbing 9 Schiffe mit 85 Mann und 1342 Laſt. Bei dieſer Zuſammenſtellung ſind alle Schiffe über 25 Laſt als Seeſchiffe aufgeführt, obgleich ein Theil derſelben zu Küſtenfahrten verwandt wird. An eigentlichen Küſtenfahrzeugen beſitzen die Städte Königsberg und Danzig außerdem noch 8 Schiffe excl. 4 Dampfſchiffe, von zuſammen 178½ Normallaſten. Die Zahl der Seeſchiffe bei ſämmtlichen preußiſchen Oſtſeehäfen beträgt 973 incl. 22 Dampfſchiffen, von überhaupt 131,046 Normallaſten und einer

Mannſchaft von 8221 Köpfen, und an Küſtenfahrzeugen ſind außerdem noch 379 Schiffe von 6005 Normallaſten.

Das königliche Landes-Oekonomie-Kollegium veröffentlicht in dem Staats-Anzeiger unter dem 5. Sept. Folgendes: Die Hoffnung auf eine ungewöhnliche reiche Ernte, zu welcher der kräftige Stand der Feldfrüchte in der Mitte des Juni zu berechtigen ſchien, iſt zwar nicht in Erfüllung gegangen, weil in vielen Gegenden häufiger und heftiger Regen der Ausbildung der Körner geſchadet hat und große Maſſen des Heufutters verdorben, niedrige Wieſenthäler überſchwemmt und die Früchte ganzer Feldmarken durch Hagelwetter vernichtet ſind. Uebertrieben aber iſt die hin und wieder ausgeſprochene Anſicht, daß von jener reichen Hoffnung ſo wenig übrig geblieben ſei, daß uns ein Jahr des Mangels bevorſtehe. Das unterzeichnete Kollegium glaubt den ihm zugegangenen zahlreichen, wenn auch nur vorläufigen Ernteberichten trauen zu können. Danach iſt die Ernte im Roggen in der Provinz Preußen, mit Ausnahme von Litthauen und Brandenburg und in der Rheinprovinz eine gute, in einigen Kreiſen ſogar eine reiche; in Hinterpommern, Sachſen, Schleſien, fällt ſie mittelmäßig aus und nur in Litthauen, Vorpommern und Weſtphalen befürchtet man im Durchſchnitt einen erheblichen Rückſchlag. Ebenſo lauten die Berichte über die Weizen-Ernte, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie in Weſtphalen beſſer, in den Rheinprovinzen etwas geringer, als die vom Roggen ausfällt. Mit der Erndte der Gerſte iſt man nur in Litthauen, Sachſen und Schleſien unzufrieden. In den übrigen Provinzen iſt die Frucht meiſt gut gerathen und der Hafer gewährt faſt allgemein einen vollen Ertrag. Die Futterkräuter und das Wieſengras waren, mit Ausnahme von Pommern, in allen Provinzen ſehr reichlich gewachſen. Sehr ungünſtiges Ernte-Wetter und Ueberſchwemmungen haben jedoch in großen Strichen einen bedeutenden Theil dieſes reichen Segens vernichtet. Dieſe Ueberſicht giebt einige Beruhigung, daß eigentlicher Mangel an Kornfrüchten und Viehfutter nicht zu befürchten iſt. Die Fruchtpreiſe ſcheinen ſich nur wegen der Beſorgniß vor dem gänzlichen Mißrathen der Kartoffeln auf ihrer Höhe zu halten. Aber auch dieſe Befürchtung ſcheint ſehr übertrieben. Zwar iſt das Kraut der Kartoffeln faſt allenthalben früher, als bei regelmäßiger Entwicke-

lung geſchieht, abgeſtorben, ob aber deshalb die Knollen in Menge und Güte hinter dem Ertrage der letzten Jahre zurückbleiben werden, iſt noch völlig unentſchieden, und bis jetzt iſt nur in der Provinz Preußen die Fäule der Knollen mit entſchiedener Ausdehnung aufgetreten.

In der Sitzung des Gemeinderaths zu Königsberg vom 27. Septbr. c. machte der Vorſitzende die Mittheilung, daß der Herr Geheime Kommerzienrath Tamnau dem hieſigen Magiſtrate ein Kapital von 10,000 Thlr. in Pfandbriefen übergeben hat, welches zur Unterſtützung, Erhaltung und Beförderung der Kleinkinderſchulen angelegt werden ſoll, ſo daß nur $^2/_3$ der Zinſen für die Zwecke der Stiftung verwandt werden, dagegen das Kapital und $^1/_3$ der Zinſen ſtets unberührt bleiben ſoll. Damit *jetzt ſchon* für ſolche Anſtalten Etwas gethan werde, hat Tamnau einen Theil der Johanniszinſen vom Kapital mit 125 Thlr. ebenfalls zur Dispoſition geſtellt, ſich auch wieder erboten, die dem Dintervereine bisher jährlich zugewieſene Unterſtützung von 50 Thlr. für das Jahr 1854 ebenfalls noch zu zahlen. Das Motiv, das ihn zu dieſer edlen That geleitet, iſt Dank für die Liebe und das Vertrauen, welches ihm ſtets zu Theil wurde, als er noch der Stadt ſeine Dienſte lieh; der Herr Geber will daher auch," daß die Verwaltung des Legats dem Magiſtrate in Gemeinſchaft mit den Stadtverordneten verbleibe und eine Einmiſchung der Königl. Regierung nur dann eintrete, wenn Differenzen zwiſchen den beiden Behörden vorkommen ſollten, deren Entſcheidung dann der Königl. Regierung anheim gegeben werde. Aus Achtung für Dinter will Herr Tamnau, daß den durch dieſen großen Schulmann ins Leben gerufenen Anſtalten vor allen andern aus dieſer Stiftung Hilfe zu Theil werde; daß ferner, wenn der Zweck dieſer Stiftung erfüllt iſt, der darin beſteht, die Kinder aller Einwohner Königsbergs, ſobald ſie es verlangen, aufzunehmen und ſie mit einem Teller Suppe und einem Stücke Brod zu verſorgen, auch die Elementarſchulen Wohlthaten empfangen ſollen. Zwei Wünſche, die der edle Geber noch ausgeſprochen, beſtehn darin, daß, ſo lange er lebt, ihm, nach ſeinem Tode aber ſeinem Sohne, dem Herrn Rechtsanwalt Tamnau, alljährlicher Bericht über die Verwendung abgeſtattet werde, endlich, daß die officielle Bekanntmachung unterbleibe.

Die Einnahme aus den Waldungen des preußiſchen Staates hat ſich in den letzten Jahren geſteigert und man ſchreibt dieſen Umſtand vornehmlich den höhern Holzpreiſen zu. Im Jahre 1852 betrug die Einnahme 4,600 000 Thlr. und ſie iſt für das Jahr 1853 auf 6000 Thaler höher veranſchlagt. Die Geſammt-Einnahme aus den Forſten und ihren Nutzungen iſt für das Jahr 1853 auf 5,323,000 Thaler veranſchlagt. Die Ausgaben ſind veranſchlagt auf 2,623,000 Thlr. Davon kommen 1,144,324 Thlr. auf Beſoldung. Die öſtlichen Provinzen ſind reicher an Waldungen als die weſtlichen und die größte Ausdehnung hat der Reg.-Bez. Gumbinnen mit 926,516 Morgen, dieſem ſteht zunächſt der Reg.-Bez. Königsberg mit 862,229 Morgen; das Geſammtareal der Königl. Forſten beträgt 2,102,883 Morgen.

Ueber den aus den verſchiedenen Gerichts-Departements einlaufenden amtlichen Berichten über die Wirkſamkeit der Schwurgerichte hat ſich dieſe ſeit dem Beſtehen der ſchwurgerichtlichen Einrichtungen in Preußen fortſchreitend günſtiger geſtaltet. Früher waren die Klagen der Vorſitzenden in ihren Berichten nach drei Richtungen hin, ſehr häufig. Man klagte über mangelhafte Wahrſprüche, über läſſige Pflichterfüllung der Geſchwornen und das Beſtreben, ſich derſelben zu entziehen und über Mangel an Theilnahme im Publikum für das Inſtitut überhaupt. Dieſe Klagen haben ſich nicht nur vermindert, ſondern überwiegend in das Gegentheil verwandelt. Es liegen Berichte über Schwurgerichtsſitzungen vor, in welchen bis zu dreißig einzelne Straſſachen verhandelt ſind und gleichwohl nicht gegen ein Verdict Rüge erhoben, vielmehr überall die Uebereinſtimmung des Gerichtshofes mit allen Verdicten ausgeſprochen wird. Ein Vorſitzender bezeichnet unter 131 Unterſuchungen nur 3 von den Geſchworenen gefällte Wahrſprüche als nicht ſachgemäß.

Die Beiträge, welche die preußiſchen Beamten von ihren Beſoldungen zu dem Penſionsfonds in dieſem Jahre zu zahlen haben, ſind berechnet auf 384,100 — 384,200 Thlr. Das Kriegs-Miniſterium liefert hiezu den größten Beitrag, 98,680—98690 Thlr. dann folgt das Juſtizminiſterium mit 85,290 — 85,200 Thlr.

Die Chauſſee von Königsberg nach Labiau, welche ſeit Jahren begonnen, wegen Mangel an Fonds aber lange nicht fortge-

ſetzt werden konnte, iſt durch die Anſtrengungen des Kreiſes Labiau in dieſem Jahre zu Ende geführt und eröffnet worden.

Das bekannt gewordene Ereigniß, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm (geboren am 18. Octbr. 1831) in den Orden der Freimaurer hat aufnehmen laſſen, iſt von allen Freimaurern des Preußiſchen Staates mit Freuden begrüßt worden, weil aus ihm zu folgern iſt, daß die in neuerer Zeit ſo vielfach angefeindete Verbindung der Freimaurer als geſichert anzunehmen iſt. S. Königl. Hoheit, bekanntlich der Protector aller Preußiſchen Logen, hatte am 5. Nov. die Würdenträger der drei Logen-Syſteme in ſein Palais in Berlin eingeladen. Hier, wo das Nöthige vorbereitet war, erfolgte die feierliche Aufnahme, und der junge Prinz ward Mitglied der Landes-Loge.

Feſtlichkeiten. Am 25. Octbr. 1853 wurde zu Thorn das Denkmal des Aſtronomen Nicolaus Copernicus auf eine feierliche liche Weiſe und unter großer Theilnahme von nah und fern enthüllt.

Am 31. Octbr. ward die Fahne, welche des Königs Maj. der Schützengilde zu Königsberg verehrt hatte, in feierlicher Weiſe eingeweiht.

Todesfälle. Die Stadt Tilſe verlor in dieſem Herbſte zwei ihrer angeſehenſten Mitbewohner, die Kommerzienräthe Lutterkorth und Wächter. Beide zeichneten ſich durch umfangreiche Geſchäfte und durch induſtrielle Unternehmungen aus, die nicht allein der Stadt Tilſe, ſondern auch der ganzen Provinz zu gute kamen.

Königsberg, den 20. November 1853.

Einſender von Nachrichten, die von allgemeinerem Intereſſe, ſich zur Aufnahme in die Chronik eignen, werden durch ſchnelle Mittheilnng ſich zum Dank verpflichten dem Verf.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, beſonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenſt gebeten.

Bei Separatabzügen der abgedruckten Aufſätze werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingeſetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden ſollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Koſten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel verſehener Umſchlag koſtet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umſchlage beliebt werden, wird zu billigem Preiſe beſorgt.

Wir bitten, auf dem Manuſcript die Zahl und die Art der gewünſchten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu ſchicken oder durch die Poſt, auf Koſten der Empfänger, zu befördern ſind.

Bei muſikaliſchen Beilagen wird

1. für ¼ Bogen die Lithographie eine Seite deſſelben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieſelbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer ſein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (4 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen beſtimmen ſollte, mehrere ſolcher Aufträge zu verbinden ſuchen, damit die Koſten vermindert werden.

Das Rieß Papier koſtet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf.
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im erſten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

Heinrich Albert. Vom Muſikdirektor Döring in Elbing . . 401

Immanuel Kant und Georg Hamann. Schluß 408

Nachtrag zu dem Verzeichniſſe der Märkiſchen Geſchlechter, aus welchen Mitglieder Ritter oder Söldner des Deutſchen Ordens geweſen ſind. Vom Referendarius v. Mülverſtädt 417

Zweiter Zuſatz zu den Beiträgen zur Geſchichte des Wergeldes in Preußen. Von demſelben 420

Ein Münzfund bei Putzig. Vom Prof. Dr. Neſſelmann . 423

Einige Worte über die litauiſche Sprache und Profeſſor Schleicher. Vom Pfarrer Jordan in Ragnit . . . 432

Die Entſtehung des Schaltjahrs oder der neunundzwanzigſte Februar. Eine Burleske in alt-elbingſcher Mundart 437

Nicolaus Copernicus und die Aufſtellung ſeiner Statue in Thorn 443

Eine Szene aus dem ſiebenjährigen Kriege. Aus der Chronik von Gerdauen. Vom Rector Großjohann in Gerdauen 456

Entwurf einer Matrikel des Adels in der Provinz Preußen. Von Dr. Meckelburg 457

Literatur 462

Aus der Chronik für das Jahr 1853. IV. 465

Angelegenheit der Geſellſchaft Pruſſia.

599. Verzeichniß der Kunſtwerke, welche von der Provinzial-Kunſtſchule auf dem Moskowiter-Saal ausgeſtellt ſeyn werden. Kgsbg. 1802.

600. Zwei Worte über die Entſtehung der Teutſchen Legion. 1813.

601. Biographie des General Vandamme. Kgsbg. 1813.

602. Etwas die Frau von Krüdener betreffend.

Durch obenſtehende Nummern iſt die Bücherſammlung der Pruſſia, die zum größern Theil aus Geſchenken beſteht und die die kleinſten Gelegenheitsſchriften gern aufnimmt, neuerlichſt vermehrt worden.

Princeton University Library
32101 073700328
Digitized by Google